Charakteriſtik der Volkslieder.

Versuch

einer geschichtlichen Charakteristik

der Volkslieder

germanischer Nationen

mit einer

Uebersicht der Lieder aussereuropäischer Völkerschaften

von

Talvj.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.

Herrn

Ludwig Adolf von Jakob

preußischem Regierungsrathe zu Stettin

in

herzlichster Schwesterliebe und Hochachtung

zugeeignet.

Vorwort.

Nicht ohne Zagen sende ich die nachfolgenden Blätter in die Welt. Ich möchte vor Allem, daß sie nicht etwa wie eine Volksliedersammlung betrachtet würden: dazu ist die Auswahl zu unvollständig. Auch nicht als ein historisches Lehrbuch; denn der Hintergrund so manches Theiles des Gemäldes mußte in Schatten bleiben. Ich wünschte sie als einen Beitrag zur Sittengeschichte beurtheilt zu sehen, wie gering er auch sein mag. Zu eignen Versuchen, den Schleier von jenem Dunkel zu heben, theils durch Entzifferung unberührter Manuscripte, wie sie ohne Zweifel noch in Menge sich vorfinden, theils durch Reisen in ferne Gegenden, um vielleicht hier oder dort noch das Hervorsprudeln des Urquelles der Volks-

poesie zu belauschen — dazu, wenn mich auch die Neigung dazu getrieben hätte, ward mir doch die Gelegenheit versagt. Das Vorliegende, Vorhandene, zu einem Bilde zu ordnen, und gleichsam in einen Rahmen zu fassen; das Gold, das die trefflichen Bergleute unserer Tage, die Grimm, die Müller ꝛc., mit so unermüdlichem Fleiß als unterscheidendem Scharfblick aus den Tiefen der Schacht heraufholen, zu gangbarer Münze ausprägen zu helfen, — das war mein Ziel. Männer von Fach können daher nicht erwarten, hier etwas Neues zu finden. Aber der Gebildete, dessem Gemüthe in der Verkünstelung der Zeit doch das Aecht-Menschliche noch nicht fremd geworden; der Thätige, Beschäftigte, der doch vielleicht nicht ohne Wehmuth in den Kämpfen der Gegenwart hat die Poesie von der Politik ganz in den Hintergrund drängen sehn; der aber so wenig Zeit hat als Beruf fühlt, das aus hunderten von Büchern sich zusammen zu suchen, was ich ihm hier in ein Gemälde zusammengedrängt biete — ihm hoffe ich keine unwillkommene Arbeit unternommen zu haben. Ob dieser sich es nun gern wird gefallen lassen, künftig verwandte Bilder vor sich aufrollen zu sehen, die ihm nach einander das innere Gemüthsleben der cel-

tiſchen, romaniſchen, ſlaviſchen und übrigen Nationen vorführen ſollen, davon wird zumeiſt die Fortſetzung dieſes Werkes abhangen. Denn nur als den Theil eines Ganzen wünſche ich daſſelbe betrachtet; wie ja der herrliche Stamm der Germanen auch nur ein Zweig iſt des Einen, großen, uralten Baumes der Völker, und doch die Poeſie die Blüthe der geſammten Menſchheit. Welchen Weg aber ich mir zu dieſer Führung vorgeſetzt, wird der Leſer aus der Einleitung zu meinen Bemerkungen über die Lieder der europäiſchen Nationen erſehen.

Leider gehört der jetzige Zuſtand der Volkspoeſie im eigentlichen Norwegen zu den Partien des Gemäldes, die ganz unausgeführt bleiben mußten, da die Notizen zu ihrer Beleuchtung, in deren Beſitz ich mich befinde, zu unvollſtändig und unverbürgt ſind, und die einzige dort gemachte und gedruckte Sammlung von Volksliedern, obwohl beim Beginn nachſtehenden Werkes beſtellt, zur Stunde noch nicht eingetroffen iſt.

Auch die alten Lieder der ſiebenbürgiſchen Sachſen, die ich durch die gütige Vermittelung eines ver-

ehrten Freundes erhalten, kamen leider zu spät an, um noch eine Stelle am gehörigen Orte zu finden. Doch sind sie zu merkwürdige Bürgen des hohen Alterthums deutscher Volksliedeskunst, als daß nicht einigen Proben in einem Nachtrage ein Platz zu gönnen wäre.

Berlin, im Februar 1840.

Inhalt.

Allgemeine Einleitung . . . . . Seite 1—12.

Erste Abtheilung.

Außereuropäische Völkerschaften.

Erster Abschnitt.

Asiatische Völkerschaften, Seite 15—56. Ostindier 15. Chinesen 20. Armenier und Georgier 22. Perser 23. Afghanen 24. Hasarer 26. Mongolen 26. Kalmücken 28. Beduin-Araber 29. Turkomannen 33. Kurden 33. Baschkiren 34. — Lieder: Indische 35. Chinesische 37. Altarmenisches Lied 41. Afghanisches Lied 41. Mongolische 42. Kalmückische 49. Beduinenlieder 53. Turkomannische 54. Kurdisches Kriegslied 56.

Zweiter Abschnitt.

Malayische und Polynesische Völkerschaften, Seite 57—80. Javanesen 58. Malayen 60. Bugis und Macassaren 62. Südseeinsulaner 64. — Lieder: Javanesische 67. Malayi-

sche 69. Bugislied 72. Macassarisches Lied 73. Lieder der Südseeinsulaner 74. Madagassische 75.

Dritter Abschnitt.

Afrikanische Völkerschaften, Seite 81—100. Mandingos 83. Ashantees 84. Negerracen und ihre Lieder 86. Mauren und ihre Lieder 90. Berber und ihre Lieder 91. Aegyptier 92; Aegyptische Liebeslieder 94; Volksdichter und Erzähler 97. — Abyssinier und ein Lied 100.

Vierter Abschnitt.

Ureinwohner von Amerika, Seite 101—128. Charakter der Indianer 102; ihre Religion 105. Mexikaner 107. Chilianer 108. Allgemeine Charakterzüge 109; ihre Reden 111; ihre Tänze 112. Algenkinsprachen 113. Mangel an Poesie 114. Grönländer und Eskimos 115. Irokesen 117. — Lieder: Grönländische 118. Indianische 119. Peruanische 126. — Südamerikaner 127

Zweite Abtheilung.

Europäische Völkerschaften.

Einleitung, Seite 131—143. Allgemeine Charakterzüge und Uebereinstimmungen 133. Eintheilung der Völkerschaften 142.

Erster Abschnitt.

Germanische Völkerschaften.

Allgemeine Bemerkungen . . . . . Seite 144—153.

A. Skandinaviſche Völkerſchaften.

I. Isländer und Farder, Seite 154—203. Isländer 154. Skalden 156. Eddalieder 160. Lieder: „Der geſtohlene Hammer“ 165; „Sigurds Ermordung und Brunhilds Tod“ 172. Versmaaß und Reim 185. Isländiſche Sagas 186. — Farder 189. Charakter ihrer Lieder 191. Beiſpiele 193. „Skrymner Lied“ 196. „St. Gertrudenlied“ 202.

II. Dänen, Norweger, Schweden, Seite 204—340.

a. Dänen und Norweger, Seite 205—281. Bildung der Sprache 205. Kämpfer- oder Heldenlieder: ihre Geſchichte 207; „Brautwerbung“ 219; „Der Berner Rieſe ꝛc.“ 222. — Zauberlieder: ihre Geſchichte ꝛc. 227; „Der Lindwurm 229; „Werner Rabe“ 230. — Geiſterlieder 234; „Herr Morten von Vogelſang“ 235; „Die Mutter im Grabe“ 237. — Hiſtoriſche Lieder: Rohheit der Sitten 240; „Thule Bognſen und Herr Graafvend“ 242; „Volkhard Lovmandſon“ 246. Bemerkungen über Habor und Signild 251; Axel und Walborg mit Auszügen 252. — Balladen: „Schön Ellensborg“ 256; „Die Geſchwiſter“ 261; „Schön Anna“ 262; „Nidel und Chriſtel“ 267. Verfall der Volksdichtkunſt 271. Neuere Balladen 271; „Wiedervergeltung“ 272; „Freiersritt“ 274. Humoriſtiſche Balladen 275; „Bremſe und Fliege“ 276; „Bauer und Krähe“ 277. Bibliſche Lieder 278; „Drei-Königs-Lied“ 279.

b. Schweden, Seite 281—330. Bildung der Sprache 281. Aelteſte Volks- oder Kämpferlieder 282; „Der geſtohlene Hammer“ 284; „Stolz Herr Alff“ 286. — Geiſterglaube 287; Berggeiſter 290; Waſſergeiſter 291. Elfenlieder: „Herr Oluf und das Elfweib“ 293; „Herr Oluf im Elfentanz“ 295; „Noch einmal Herr Oluf im Elfentanz“ 296; „Wiederum Herr Oluf und die Elfen“ 297; „Herzog Magnus und die Elfen“ 300. Nixenlieder 301; „Die Macht der Harfe“ 302; „Der Nix“ 303; „Der Nix noch einmal“ 305. Bergeiſterlieder 307; „Jungfrau und Bergkönig“ 308. — Moraliſche Lieder 310; „Die Taube auf dem Lilienzweig“ 311; „Die Erſcheinung“ 312. — Geſpenſterlied: „Der todte Bräutigam“ 313. — Balladen 314; „Der Fuhrmann als Braut“

315; „Ebbe Inkefen“ 318; „Die Königskinder“ 321; „Die zwei Königsfräulein“ 325; „Die beiden Schwestern“ 325. — Allgemeiner Charakter 327.

Die Skandinavische Volkspoesie im Allgemeinen, Seite 330—340. Darstellungsweise, historische, plastische, dramatische, 330, 331. Kehrreim 334. Melodien 336. Entstehung der Lieder 338.

B. Deutsche Völkerschaften.

Allgemeine Bemerkungen: Hauptdialekte der Sprache, Seite 341—345.

I. Die Deutschen, Seite 345—459. Aelteste Volkslieder 346; „Das Ludwigslied“ 349. Minnelieder 352. Tanzlieder 355. Wächterlieder 356. Heldensagen 358; „Das Hildebrandslied“ 367. — Blüthenzeit der Volksliedeskunst 372, 373. Wirkungen der Reformation 376; Geistliche Parodien 377, 379. Verfall der Volksliedeskunst 383. Ammenliedchen: „Der Schwed“ 384. Schlesische Schule 384. Geistliche Lieder 385. — Ueberreste der Volkslieder 387. Charakteristik 389. Geisterwelt 391. Nixen- und Elfenlieder: „Des Wassermanns Braut“ 393; „Kronschlänglein“ 395; „Der Wechselbalg“ 396. — Gespensterlieder 398; „Die arme Seele“ 399; „Das nasse Grabhemd“ 400; „Der todte Bräutigam“ 402. Entstehung der deutschen Lieder 402. — Balladen: „Jungfrau Linnich“ 407: „Der Pfalzgraf und die Müllerin“ 408; „Der verwundete Knabe“ 410; „Die Königskinder“ 410; „Die Herzogstochter“ 413; „Die Stiefmutter“ 416; „Der Schwanritter“ 418; „Liebesprobe“ 419; „Graf Friederichs Hochzeit“ 421; „Die Kindesmörderin“ 423. — Historische Lieder 424: „Busso von Erxleben und die von Stendal“ 426; „Peter Unverdorben“ 428; „Der Lindenschmidt“ 429; „Die Frau zu Weißenburg“ 432; „Von der schönen Bernauerin“ 435; „König Adolfs Gesinde“ 439; Bruchstücke von Spottliedern 440, 441; „Schlacht bei Leipzig“ 442. — Lyrische Lieder 444: „Abschied“ 445; „Gruß“ 445; „Innige Liebe“ 446; „Liedchen der Sehnsucht“ 447; „Heimlicher Liebe Pein“ 448; „Liebeswünsche“ 448. Lieder aus dem Kuhländchen 450; aus dem Oesterreichischen ꝛc. 454. — Jetziger Zustand der deutschen Volkspoesie 457.

II. Holländer, Seite 459—472. Blüthenzeit der Volksliedeskunst 459. Balladen: „Jung Gherrit und Schön Adelheid" 460; „Scheidelied" 462; „Der erschlagene Geliebte" 463. — Geistliche Lieder 465; Beispiele 467, 468; „Drei-Königs-Lied" 469. — Charakter der neueren Lieder 470.

C. Brittische Völkerschaften.

I. Engländer, Seite 473—525. Bildung der Sprache 473. Angelsächsische Lieder 474. Englische Elfen 476. — Entstehung der englischen Balladen 481. Die Minstrels und ihre Balladen 481; heroische 483; romantische 484; von der Tafelrunde 485. Balladen über Robin Hood 487: „Robin Hood befreit der Wittwe Söhne" 489; „Robin Hood und der Bischof von Hereford" 493. Alte Ballade: „Lord Thomas und Schön Elinor" 496, 497. — Verfall der Volksliedeskunst 499. Trennung gelehrter und Volkspoesie 502. Charakteristik englischer Volkslieder 502, 504. — Humoristische Balladen: „Hans Gerstenkorn" 511; „Königin Elinors Beichte" 513. — Weiterer Verfall 516. Jetziger Zustand 518. Provinzielle Lieder 519; „Wassailerlied" 520; Weihnachtslieder mit Beispielen 521—526.

II. Schotten, Seite 526—611. Schottische Natur 526. Poetische Richtung des Volkes 527. Geisterglauben 528. Geschichtlicher Anfang der schottischen Poesie 530. Skandinavischer Ursprung 531; Ballade: „Die grausame Schwester" 532. Aelteste historische Lieder 534. Veränderung durch die Zeit 536. Historische Ballade: „Die Schlacht bei Otterburne" 537. Freybeuterballade 542; „Johnie Armstrong" 543. Rohe Sitten der Zeit 547. — Entstehung der schottischen Volkslieder 548. Minstrels 549. Elfen- und Zauberballaden: „Treu Thomas und die Elfenkönigin" 552; „Die Herrenschwiegermutter" 555; „Der höllische Liebhaber" 558. Andere Volksballaden: „Der Edelfalk als Bote" 560; „Der schwarze Douglas" 565; „Die beiden Brüder" 567; „Klage der Gränzerwittwe" 570; „Die Kindesmörderin" 571; „Lamkin" 571. Verfolgung des Minstrelgewerbes 575. Moralisationen 576. Einführung von Schulen 579. Cameronische Balladen: „Die Schlacht an der Bothwellbrücke" 581; „Ein puritanisches Brautpaar" 584. Jakobitische Lieder 585; „Spottlied auf Georg I." 587; „Hochlands Harry" 588. Neuere Volkslieder, ihr Charakter 588. Lyrische Lieder 593; „Die

Niederungen von Holland“ 594; „O wär' mein Lieb das Röslein roth“ 594; „Treue Liebe“ 595; „Der gefallene Geliebte“ 596; „O weh, o weh!“ 597. Verfall der Volksdichtkunst 598. Allgemeine Charakteristik 600. Humoristische Balladen: „Der gefügige Ehemann“ 605; „Hänschen und Hannchen“ 606. Locale Beziehungen 607. Schottische Melodien 608—611.

Nachtrag.

Deutsche Lieder aus Siebenbürgen, Seite 612; „Männertreue“ 612; „Abschied“ 613.

Allgemeine Einleitung.

Hamann und Herder hatten Recht, wenn sie Poesie die angeborne Sprache des Menschengeschlechts nannten. Die Malerei ist älter als die Schrift; schreiben mit Hieroglyphen älter als schreiben mit Buchstaben. Bilder bieten sich dem Kinde dar, lange eh' sein unentwickeltes Gehirn Begriffe aufnimmt; ein Gleichniß findet das junge Gemüth empfänglich, lange eh' es fähig ist einen Schluß zu machen. Die vorzüglichste Kraft des Urmenschen liegt in seinen Sinnen. Durch die Sinne empfängt er die erste Kenntniß; und der Donner, der sein ganzes Wesen erschüttert, und der Blitz, der die Himmel erleuchtet, hat das zitternde Geschöpf vom Dasein eines Gottes überzeugt, ehe es die Idee eines Schöpfers begriffen hatte.

Wir sehen ein, daß, um Mißverständnisse zu vermeiden, wir uns näher erklären und eine Definition von dem begränzten Sinn geben müssen, in welchem wir unsere Leser hier das Wort Poesie zu verstehen wünschen. Indem wir Poesie die natürliche Sprache des Menschengeschlechts nennen, ist es uns gegenwärtig, daß ποιεῖν, schaffen, hervorbringen bedeute, und daß Bilder, Nachahmungen der lebenden Natur, und sinnliche Gleichnisse zu den vorzüglichsten Elementen der Poesie gehören. Die Sprechweise des primitiven Menschen muß nothwendig im hohen Grade schöpfrisch, bildlich, und nachahmend gewesen sein. Schon die Philosophie würde uns dieß lehren, wenn wir durch die Beobachtung der wilden Völker auch uns nicht historisch davon überzeugen könnten. Es muß überdem die Sprache

sinnlicher Anschauung gewesen sein. Denn der, welcher Namen und Unterscheidungszeichen erfindet, kann nur in so fern hoffen von denen, die mit den Benennungen, welche er erwählt hat, noch nicht bekannt sind, verstanden zu werden, als es ihm gelang, die Gegenstände vor ihr geistiges Auge zu bringen.

Die erste Sprache oder, was wir nach diesen Prämissen uns berechtigt glauben für gleichbedeutend zu halten — die Poesie im frühsten Kindesalter, äußert sich wie ein stammelndes Kind, in einzelnen, abgebrochenen, rohen Tönen. Sie jauchzt wie ein Kind im Wohlbehagen sinnlichen Genusses, und wie ein Kind auch ergießt sie ihren Schmerz in lautes ungemessenes und ungebändigtes Wehegeschrei. Die sich vermehrenden Beziehungen des Menschen zur äußern Welt waren es, die nach und nach die Poesie von den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens trennten. Mit je mehr Gegenständen der Mensch bekannt ward, je mehr Namen brauchte er diese Gegenstände zu unterscheiden. Namen — obwohl, wie wir schon oben andeuteten, sein erstes Vocabularium durchaus sinnlich war — Namen führen Begriffe herbei. Mannigfaltigkeit von Begriffen erfordert einen gewissen Grad von Unterscheidungskraft und Klarheit; dieser wiederum kann nicht ohne einen Zustand innerer Ruhe sich bilden. Solch' ein Zustand, obwohl durchaus erforderlich zur idealen Schöpfung objektiver Dichtkunst, war nicht das Element primitiver Poesie, die nothwendig einen rein subjektiven Charakter haben mußte. Die Sprache des Wilden, und mehr oder weniger jedes natürlichen, durch Zucht und Sitte ungebändigten Individuums wird nicht blos gehört, sie wird auch gesehen.

„Die ältesten Sprachen, „sagt einer der geistreichsten Denker unserer Zeit," haben eine Art von sinnlicher Gestaltung, so wie noch die Sprachen der Völker beweisen, die in ihrem Jugendalter der Bildung leben. Klima und Zone kommen hier noch nicht in Betrachtung. Denn sowohl die heißen Morgenländer als die wilden Amerikaner bestätigen

was ich ſage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation ſich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete, und für Ohr und Auge ſprach.“[1]) —

Dieſer poetiſche, bildliche und ſinnliche Urſprung der menſchlichen Rede ſchimmert noch durch alle Sprachen der Welt, trotz aller Verfeinerungen in Gedanken und Ausdruck, in alter und neuer Zeit und trotz aller Gränz- und Unterſcheidungslinien der Logik.

Es giebt aber noch andere Ingredienzien der Poeſie, außer Bilder und Nachahmungen der Natur. Es ſcheint, Poeſie als der Ausdruck des Gefühls und Geſang waren urſprünglich zwei unzertrennliche Begriffe. Diejenigen Philoſophen, die behaupten, unſere Vorfahren hätten geſungen, ſtatt zu ſprechen, mögen vielleicht zu weit gehen, obwohl ſie ſich auf manchen alten Hiſtoriker ſtützen können, und wir, wenn unſere Altvordern wirklich ſo thaten, ſie nicht darum mit Dacier für Narren erklären möchten. Unter ſingen verſtanden ſie natürlich nur ein gewiſſes rhythmiſches Heben und Senken des Tones, derjenigen Modulation der Stimme vergleichbar, die wir Recitativ nennen. Der ſingende Ton der Kinder und gewiſſer Völkerſchaften iſt in der That auffallend. In allen orientaliſchen Nationen iſt er bemerkbar, und dieſelbe Beobachtung iſt an verſchiedenen wilden Stämmen und Negervölkern gemacht worden.[2])

Auch Herder ſagt: „Lange Zeit war bei den Alten ſingen und ſprechen (αὐδᾶν, ἀείδειν, und das nachgebildete Wort canere,) einerlei. Orakel ſangen und die Stimmen, die der Gott ſang, hießen Ausſprüche (φατά.) Die Geſetze

1) S. Herders Fragmente zur deutſchen Literatur, S. 153, Taſchenausgabe. Die Sonne wird wenigſtens in zehn Sprachen des öſtlichen Archipelagus durch ein zuſammengeſetztes Epithet bezeichnet, welches das Auge des Tages bedeutet. Aber während der Begriff genau derſelbe iſt, ſind die bezeichnenden Wörter häufig ganz verſchieden im Kiana, je nachdem dieſe Sprachen verſchiedene Vocabularien haben. Siehe Crawfurd's History of the Indian Archipelago, II, 8.

2) „Die Aſhantee's bewegen ſich viel und heftig beim Reden, und ſprechen in Recitativ.“ Bowditch's Mission to Ashantee, p. 358.

ſangen und hießen Lieder (νόμοι.) Die Weiſſager und Dichter ſangen und was ſie ſangen hießen Reden (ἔπεα).[1]) — Der Dichter, bemerkt derſelbe Denker, erhöhte nur ſeine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Der unerwartete Rhythmus, oder was auf daſſelbe[2]) hinauskömmt, Parallelismus in Lamech's des Hebräers Anrede ſeiner Weiber[3]) ſcheint dieß zu beſtätigen; eben ſo auch des ſterbenden Patriarchen Segen, der dieſelbe poetiſche Form annimmt.[4]) In beiden dieſen Fällen kann die Erhebung der Rede zur Poeſie keinen andern Zweck haben, als ſowohl die Verheißungen Lamech's als die Weiſſagungen Jakobs nachdrücklicher und den Hörern eindringlicher zu machen. Auf das empfänglichere Ohr der Alten übte der Rhythmus dieſelbe Gewalt, welche der Reim auf uns übt. In neueren Zeiten ſind die Abſtracta trockner Wiſſenſchaften in Verſe gebracht, um ihre Regeln und Lehren dem Gedächtniſſe der Schüler tiefer einzuprägen. So ſoll der Geſetzgeber der alten Germanen Tuisko ſeine Geſetze haben in Verſe bringen laſſen, um ſie deſto leichter vor Vergeſſenheit zu ſchützen. Dieſelbe Politik lehrte die Druiden der alten Gallier ihren Unterricht nur in Verſen zu ertheilen, und die Reden Odins und ſeiner Götter waren ſo poetiſch, daß darum die Bewohner von Asgard emphatiſch **Liodasmider**, Liederſchmiede genannt wurden.

So ſcheint denn der Urſprung, nicht der Poeſie, aber des Rhythmus und des Metrums die Abſicht geweſen zu ſein, wichtige Dinge von den mehr gemeinern des täglichen Lebens zu unterſcheiden, und ſie auf dieſe Weiſe beſſer dem Geiſte und dem Gedächtniß einzuprägen.)

Es iſt aber klar, daß ein anderer und tieferer Urſprung für diejenige Poeſie zu ſuchen iſt, die als das Ergebniß

1) Fragmente, S. 154.

2) Ebend. S. 137.

3) Geneſis, IV. 23, 24.

4) Geneſis, c. XLIX.

von des Menschen natürlichem Hange erscheint, seine Freuden und Leiden mit tönender Stimme in die Lüfte auszuathmen, und so seinen Busen zu erleichtern. Diese Art von Poesie ist unabhängig von Reim und Versmaß, wenn gleich sie vielleicht sich selten oder nie von einer Art Rhythmus trennt. Es würde schwer sein zu entscheiden, welches Gefühl, nach der stufenweisen und natürlichen Trennung der Poesie und Prosa im Laufe der Jahrhunderte, am festesten mit Vers und Gesang verwebt war. Denn wie wir oben bemerkten, diese beiden Dinge waren in alten Zeiten wesentlich dasselbe, so wie sie es noch unter allen ungebildeten Völkern sind. Es setzt schon einen beträchtlichen Grad von Ausbildung und Civilisation voraus, einen Unterschied zwischen beiden festzusetzen. Liebe, die Siegesfreude des Kriegers und die Huldigung der Gottheit scheinen gleiche Anrechte zu haben. Unter allen wilden Stämmen finden wir Lieder von diesen drei Empfindungen eingeflößt.

Die ältesten Denkmäler der Poesie, die wir besitzen, sind sämmtlich epischen Charakters. Die beiden historisch-mythischen Gedichte der Hindu, Ramayana und Mahabharata, Homer und Hesiod, die fünf Bücher Moses — alle sind aus rein epischen Elementen zusammengesetzt. Dennoch kann kaum bezweifelt werden, daß die ersten poetischen Ergüsse lyrisch waren.[1]) Selbst wenn die Mythen der Griechen uns nicht von der Zauberkraft von Amphions und Orpheus Melodien erzählten; selbst wenn der Verfasser der Ramayana, der sogenannte älteste indische Dichter Valmiki, uns nicht die Erfindung der Poesie berichtete, die er einem

1) Jamieſen, vor deſſen Anſichten wir alle Achtung haben, iſt anderer Meinung. „Die erzählende Ballade, „ſagt er, in ſeiner intereſſanten Einleitung zur Ueberſetzung verſchiedener Volkslieder," halten wir für die älteſte aller Compoſitionen, und wir finden uns nicht bewegen, unſere Meinung zu ändern, durch alles was von Liebe und Unſchuld geſagt wird, und von goldnen, patriarchaliſchen und ſchäferlichen Zeitaltern" ꝛc. Siehe ſeine Northern Antiquities, S. 137. Da unſere Argumente nicht auf der Vorausſetzung eines goldenen Zeitalters beruhen, ſo mag der Leſer unſere Gründe gegen die des Hrn. Jamieſen, abwägen, und für ſich ſelbſt entſcheiden.

schönen Mädchen zuspricht, das, sich über der Leiche ihres gemordeten Geliebten in rührende Klagen ergießend, so das erste Gedicht schuf, — aus der Natur des Menschen selbst schon würden wir wissen können, daß es vor Homer und Valmiki muß Dichter gegeben haben, und daß ihre Hervorbringungen lyrische oder musikalische Ergüsse ihres Gefühls gewesen sein müssen. Moses auch erhob seine Stimme zu einem Liede des Dankes und Preises des Herrn, ehe er sein erhabenes Epos schrieb; und sein Volk stimmte ein, und die Frauen begleiteten den Gesang mit Musik und Tänzen. Die Hymne, die er nach der wunderbaren Zerstörung der Aegyptier anstimmte, ist der erste hebräische Gesang, von dem wir wissen, obgleich sonder Zweifel zahlreiche andere vorher existirten.

Der Naturmensch lebt vorzüglich für die Gegenwart. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit und Zukunft erfordert schon einen gewissen Grad geistiger Cultur. Daß Lieder und Hymnen gesungen sein müssen, lang eh' die Kunst erfunden war, ihren Inhalt schriftlich zu fixiren, braucht kaum erwähnt zu werden. Eben so kann es leicht erklärt werden, warum sie nicht, wie Erzählungen und epische Lieder, durch Tradition erhalten wurden. Der lyrische Ausdruck von Empfindungen, sei es nun Schmerz oder Freude, ist seiner Natur nach von momentanem Charakter; und dadurch nothwendigerweise beständigen Aenderungen unterworfen. Jede neue Situation erschafft einen neuen Ausdruck dieser Art; oder wenigstens eine Veränderung desselben, je nachdem die Bedingungen des innerlichen Zustandes sich ändern. Die zahlreichen Variationen desselben Thema's, denen wir in aller neuern Volkspoesie begegnen, so lange sie vorzüglich sich durch Tradition erhält, wie z. B. bei den Serben und Neugriechen, könnten den Leser, wenn er sonst noch zweifelt, von der Wahrheit unserer Bemerkungen überzeugen. Nachdem aber die Schrift erfunden war, ward es nicht der Mühe werth erachtet, diese leichten Lieder, vorzüglich Hervorbringungen der Weiber und der Jugend, nieder zu schrei-

ben, während diejenigen, die mit den Namen und Thaten der Vorfahren beladen waren, faſt zu gewichtig ſchienen, um nicht nach und nach dem Gedächtniſſe eine Laſt zu werden.

Es iſt intereſſant zu beobachten, wie aus dem lyriſchen Element ſich das epiſche gleichſam von ſelbſt entwickelt haben muß. Das Kriegslied vor der Schlacht, der Triumphgeſang nach dem Siege, wenn ſie auch urſprünglich aus nichts beſtanden als ermunternden oder freudigen und rühmenden Ausrufungen, müſſen nothwendig in einem etwas mehr vorgeſchrittenen Zuſtand der Geſellſchaft gewiſſe Anſpielungen enthalten haben, entweder auf Thaten von den Vätern vollbracht, zum auffordernden Beiſpiel oder zum Preiſe der eben durch den Sieger verrichteten. Das Mädchen, die den Geliebten betrauert, verweilt bei den Eigenſchaften, bei den Handlungen, durch die er ſich im Leben auszeichnete, um die Größe ihres Verluſtes Andern begreiflich zu machen. Nur der weſentliche Theil dieſer Lieder erreicht die folgenden Geſchlechter; aber je mehr die Zeit der Handlung in die Ferne tritt, je häufiger und deutlicher müſſen die Anſpielungen und Erklärungen ſein, um von den Zuhörern verſtanden zu werden. So wird der lyriſche Theil des Liedes mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, und der epiſche Theil tritt mehr und mehr hervor. Ja, er ward zuletzt ſo vorherrſchend, daß manches Epos des Mittelalters nur die Aufzählung trockner Facta enthält, und kaum mehr von einer gereimten Chronik zu unterſcheiden iſt.

So wenig Gewiſſes iſt über den anfänglichen Zuſtand des Menſchengeſchlechts bekannt, daß wir kaum fähig ſind, dieſen Gang der Dinge hiſtoriſch zu beweiſen. Wir können uns jedoch auf alle die Beobachtungen ſtützen, die an denjenigen Völkerſchaften haben gemacht werden können, die dem primitiven Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft noch am nächſten ſcheinen. Die Bewohner der Geſellſchaftsinſeln, mit deren Geiſt und Bildungsverhältniſſen wir, beſonders

durch des englischen Missionarius Ellis treffliches Werk,[1]) vielleicht besser bekannt sind, als mit irgend einem wilden Stamme, können kaum als dem uranfänglichen Zustand nahe betrachtet werden. Wir gewahren in ihnen nicht wenige Andeutungen einer frühern, obwohl längst untergegangenen Cultur; und selbst wenn diese Voraussetzung uns nicht verstattet würde, so ist wenigstens das Eine sicher, daß sie durch eine lang ausgedehnte Dämmerung uralter Geschichte zurück sehen. Aber die unendliche Südsee mit ihren zahllosen Inselgruppen bietet eine sehr lange Stufenfolge geistiger Entwickelungen dar. Unsere Seefahrer im Allgemeinen haben diesem Gegenstand nur zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Adalbert v. Chamisso, der treffliche Naturforscher und Dichter, der bekanntlich den Seefahrer Kotzebue auf seiner Reise um die Welt begleitete, ist, so viel wir wissen, der Einzige, der diesem Gegenstand einige gründliche Forschungen gewidmet hat.[2]) Durch mehrere seiner Beobachtungen finden wir unsere Ansichten bestätigt und unterstützt. Keinen der Stämme, die er besucht, fand er roh genug, um ganz ohne Spuren von Gesang und Poesie zu sein. Bei einigen von ihnen konnte der Gesang kaum von wildem Geschrei unterschieden werden, und die Poesie schien sich auf Ausrufungen von geringem Sinn zu beschränken. Bei Andern hatten beide schon ein gewisses rhythmisches Maß bekommen durch begleitende rohe Tänze. Auch die amerikanischen Völker bieten Gelegenheit dar, den Entwicklungsprozeß menschlicher Fähigkeiten stufenweise zu verfolgen.

Allein nicht Naturpoesie, Volkspoesie ist der Gegenstand unserer Untersuchungen. Wenn wir so lange, und vielleicht zu lange für manchen Leser bei dieser Einleitung verharrten, so war es vorzüglich, weil wir der Meinung sind, daß beide aus Einer Quelle entspringen; daß

1) Polynesian Researches, by William Ellis etc.

2) Siehe Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise in den Jahren 1815 — 1818, von Adalbert v. Chamisso. Siehe auch Hermes, ein kritisches Jahrbuch, Nr. XXI, 1824.

beide, ſowohl Natur- als Volkspoeſie, obwohl häufig in ihrem Charakter ſehr verſchieden, doch nur das Reſultat der Befriedigung eines angebornen Bedürfniſſes des Menſchen ſind. Es iſt wahr, daß dieß einigermaßen auf jede Art von wahrer Poeſie angewandt werden könnte. Für den denkenden und gebildeten Dichter giebt es jedoch immer noch andere mitwirkende Anregungen zum Singen und Schreiben, während bei dem erſten Sänger ſo wie bei dem gemeinen Volk dieß Bedürfniß als die vorzüglichſte, wenn nicht als die einzige angeſehen werden kann.

Ehe wir weiter gehen, dürfen wir nicht verſäumen, darzulegen, was wir eigentlich unter Volkspoeſie und Volksliedern verſtehen.

Wir meinen nicht Nationalpoeſie. Die ganze poetiſche Literatur eines Volkes iſt natürlich national im weitern Sinne des Wortes. Im engern Sinne betrachten wir diejenigen Produktionen insbeſondere als national, die ſich vorzugsweiſe aus den Eigenſchaften und Zuſtänden der Nationen, zu denen die Dichter reſpektive gehören, entfaltet haben, und in ihrem eigenen Schooße ohne vorherrſchenden fremden Einfluß aufgewachſen ſind. Der königliche Pſalmiſt, Shakeſpeare, Calderon und Goethe ſind echt nationale Dichter. In keinem andern Lande hätte die göttliche Saat zu ſolchen Pflanzen emporſprießen können. Keine Nation als ihre eigene hätte ſie erzeugen können, gerade ſo wie ſie ſind.

Wiederum, wir verſtehen nicht unter Volkspoeſie alle diejenige Poeſie, welche von dem gemeinen Volke geleſen und geſungen wird; noch einmal den Theil derſelben unbedingt, der einen beſondern Einfluß auf das Volk ausgeübt hat. In dieſem Falle würden wir zuerſt die Bibel nennen müſſen, denn die Pſalmen und poetiſchen Sprüche der Bibel werden wohl in proteſtantiſchen Ländern vom Volke mehr geleſen, und ſind mehr im Gedächtniſſe deſſelben, als irgend eine Art von Poeſie. Dann würden wir auch vor Allem viele geiſtliche Lieder anführen müſſen, und ebenfalls

viele Gesellschaftslieder, die von beliebten Dichtern der höhern Stände geschrieben, aber unter allen Classen der Nation gesungen werden; jedoch dem Volke immer nur gegeben, nicht im Volke erzeugt. Wir müßten dann auch eine Menge von Opernarien einschließen, italienische und deutsche, die zwar ihre Popularität vorzüglich ihren Melodien verdanken, aber die einmal sich über die ganze Welt, civilisirt und uncivilisirt, verbreitet und aus den Städten Italiens und Deutschland das alte echte Volkslied verdrängt haben. Giebt es doch kaum ein Individuum in Deutschland, das nicht den Jägerchor aus dem Freischützen auswendig kann; und haben wir doch als eine Thatsache ein paar Jahre nach Erscheinung dieser Oper versichern hören, daß die Negersclaven in Westindien das Hochzeitlied aus derselben Oper zu singen, und nach dem Takt von „schöner, grüner Jungfernkranz," Schiffe an das Ufer zu ziehen pflegten. Obwohl alle diese Lieder in einem gewissen Sinne volksthümlich genannt werden können, müssen sie doch von unserer jetzigen Untersuchung ausgeschlossen bleiben.

Aber genug von dem, was der Gegenstand unserer Betrachtungen nicht ist. Unter Volkspoesie, möge sie nun in Liedes- oder Mährchenform ausgeprägt sein, sich dramatisch oder erzählend gestaltet haben, verstehen wir nur solche Erzeugnisse, die vom Volke selbst ausgegangen sind oder noch ausgehen, und auf die Entwickelung desselben entschiedene Einwirkung gehabt oder noch haben. Diesen schließen sich natürlich auch die ererbten Güter des Volkes an, d. h. diejenigen Gedichte, die zu einer Zeit Besitz der ganzen Nation waren und theilweise auch von Dichtern der höhern Klasse verfaßt worden, jetzt aber schon längst ausschließliches Eigenthum des geringern Volkes sind, wie z. B. die alten dänischen und schwedischen Balladen, und theilweise die deutschen und brittischen Volkslieder. Daß auch alle traditionelle Poesie hierher gehört, braucht nicht erwähnt zu werden. Diese, mögen sie aus der Vorzeit oder Gegenwart stammen, sind die

Blüthen des Volkslebens, gesproßt und genährt unter der Pflege des Volkes, gesonnt von seinen Freuden, gewässert von seinen Thränen, und darum durchaus charakteristisch für die große Masse der Nation und ihre Zustände. Nicht einzelne Lieder, Sagen, oder sonstige Produktionen dieser Art sind in dieser Hinsicht als charakteristisch zu betrachten; sie wollen in Menge aufgenommen und beurtheilt werden, und wenn sie uns kein vollkommenes Porträt eines Volkes geben, werden sie dem Auge, das recht zu sehen versteht, sicherlich immer seine hervorherrschendsten Gesichtszüge zeigen.

Nur wenige Sammler von Volksliedern haben bisher diesen Gesichtspunkt festgehalten, und sich auf wirkliche Volkserzeugnisse, oder unter dem Volke vollständig eingebürgerte Produktionen beschränkt. Unter den Deutschen nur solche, die in einzelnen Landestheilen selbst aus der Quelle schöpften, und gleichsam halb erstorbene, eben verhallende Töne in Noten setzten, um sie vom Untergange und gänzlicher Vergessenheit zu retten, wie z. B. Meynert in seiner Sammlung der Kuhländchenlieder. Von den meisten sind die Begriffe von Volksliedern und populären Liedern, oder von Volksliedern und alten Liedern verwechselt worden. Herder zwar eröffnete seine schöne Sammlung in der nämlichen Idee; allein wie er selbst in der Vorrede sagt, die Gleichgültigkeit seiner Zeit bestimmte ihn sie aufzugeben, so daß nur der erstere Theil eigentliche Volkslieder enthält. Sogar das Wunderhorn enthält mehrere Lieder, die zwar altdeutsch, aber darum doch nicht deutsche Volkslieder sind, noch je waren. Hr. v. Erlach dehnt den Begriff von den Liedern des Volkes zu dem der Lieder eines Volkes aus. Hier finden wir die Braut von Corinth als ein deutsches Volkslied. Die historischen Volksliedersammlungen, sowohl die von Seltau als die von Wolf, enthalten eine Menge von chronikalischen Reimen, die, jeder Spur von Lebendigkeit entbehrend, sicherlich nie unter dem Volke waren, sondern von irgend einem gelehrten Reimer gemacht wurden. Sogar lateinische Gesänge finden wir hier als deutsche Volkslieder! Wolf giebt uns auch

in der „Halle der Völker" ein sanscritisches Lied und ein anderes, anerkannt von einem gelehrten Araber verfaßtes, als Volkslieder! — Eine Willkühr dieser Art muß nothwendig die Begriffe verwirren, und besonders in unsern Plan, die Volksliedeskunst in ihrer Entwickelung historisch zu verfolgen und comparativ zu würdigen, störend eingreifen.

Die alten untergegangenen Nationen, die Hebräer, die Griechen, die Römer — untergegangen als selbständige Völker meinen wir — gehen uns hier nichts an. Aus ihrem Schooße giengen unendlich viele Keime hervor, die über ganz Europa verbreitet, hier als üppige Blüthen hervorgesproßt sind, dort als kümmerliche Saat. Die neueren Völker wollen wir betrachten und zwar vorzugsweise in ihrem gegenwärtigen Zustand. Nicht die Bibliotheken haben wir hier zu durchsuchen, welche die Schätze ihrer Literatur enthalten, sondern das Volk in Nord und Süd in seinem häuslichen und heimatlichen Verhältniß zu beobachten. Sehen wollen wir, welche Blüthen die Bäume tragen, mit denen der Arme seine Hütte umringt, mit was für duftenden, herzerquickenden Blumen das gemeine Korn durchschossen ist, das ihm seinen täglichen Unterhalt sichert. Lauschen wollen wir dem Echo der Vorzeit und den leisen Stimmen der Natur, die unbewußt oft in den süßesten, und oft in den feierlichsten Tönen erklingen. Ja, diese Bewußtlosigkeit ist einer der hervorstechendsten charakteristischen Züge der Volkspoesie, und ein Theil ihres Zaubers besteht darin. Es ist bekannt, daß die Serben, die von mehr in der Weltsitte erzogenen und gebildetern Freunden in Wien ersucht wurden, vor Andern eins ihrer herrlichen Heldengedichte herzusagen, sich beschämt zeigten, ja verletzt; und so stark war ihr Argwohn, daß man diese Bitte nur thue, sie und ihr Volk lächerlich zu machen, daß sie nur mit Mühe bewogen werden konnten, das Verlangen zu erfüllen.

Erſte Abtheilung.

Außereuropäiſche Völkerſchaften.

Erſter Abſchnitt.

Aſiatiſche Völkerſchaften.

Aſien, der Rieſenbaum, deſſen Wurzeln in die Urtiefen der Geſchichte hinabreichen; die mächtige Völkerwiege und Zeugin des erſten überquellenden Lebens der Menſchheit; der Born auch, zu dem wieder und wieder die Nationen zurückkehrten, um Weisheit zu ſchöpfen oder an dem glühenden Quell ſich zu wärmen — welche Ausſicht eröffnet ſich uns hier! Wenn auch arm in der Gegenwart, werden die Lieder des Volkes nicht wiedertönen vom Echo einer uralten verſunkenen Vorzeit, vielfältig gebrochen und erneut an den erhabenen Gewölben der Jahrtauſende, die es zu durchlaufen hat? wird uns nicht die Gluth des Südens, der Duft ſeines wunderbaren Pflanzenlebens daraus anhauchen?

Umſonſt überlaſſen wir uns ſolchen Hoffnungen. Schon ſeit Jahrhunderten ſchläft ſie den ewigen Starrkrampf, die uralte Mutter der Menſchheit. In längſt verklungene, nur der Prieſterſchaft, nur den Literaten verſtändliche Sprachen, das Sanskrit, das Zend, das Pehlvi, das Bali, zurückgedrängt, liegen die Blüthen ihres urſprünglichen Geiſtes, ihre Kosmogonien, ihre Mythen, ihre Naturanſchauungen, dem Volke todt; in kunſtvollen Manuſcripten, nur für den Gelehrten zu entziffern, liegen die Früchte des geiſtigen Lebens ihrer Väter aufbewahrt; was aber ja von poetiſchen, überlieferten Erinnerungen noch im Gedächtniß des

ungelehrten Volkes in einzelnen, abgebrochenen Lauten lebt, oder was der Augenblick vielleicht dichteriſch erzeugt, das ruht wenigſtens für uns faſt noch ganz im Schooße der Nacht. Keiner der vielen Reiſenden und europäiſchen Bewohner Oſtindiens hat es noch der Mühe werth gefunden, dem fleißigen Weber ein Lied abzulauſchen, oder zu forſchen, ob nicht in dem indiſchen Gymnäceum vielleicht manches poetiſche Mährchen der Urzeit aufbewahrt worden, was die Literatur aufzunehmen verſchmähte. Wir wiſſen, daß im eigentlich Hindoſtaniſchen, im Mahrattiſchen und im Bengaliſchen zahlreiche Lieder exiſtiren, und daß die Telinga-Sprache ſogar ihre alten hiſtoriſchen Balladen hat, die doch ſicherlich wenigſtens *einſt* im Volke lebten[1]). Auch von den Pendſhab-Liedern hören wir; und die Liebesabenteuer des Krishna und ſeine Spiele mit den Gopis oder Milchmädchen werden in dem Provinzialdialekt der Kuhhirten, unter denen er aufwuchs, immer noch geſungen[2]). Aber nie ſind ſie aufgezeichnet, und wie intereſſant müßte es doch ſein, dieſe Lieder mit dem Bhagavat zu vergleichen, einem ſanskritiſchen Gedichte, das ebenfalls die Geſchichte Kriſhna's erzählt[3]), und zu jenen Volksliedern etwa in demſelben Verhältniß ſtehen mag, wie z. B. einige Lieder der Edda zu einigen der älteſten Heldenlieder der Kjämpe Viſer! Wie intereſſant auch, die hiſtoriſchen Lieder der Jharrejah-Familien in Cutſch kennen zu lernen, die ſeit Jahrhunderten von Geſchlecht zu Geſchlecht gehen ſollen! Nichts haben wir von oſtindiſchen Volksliedern aufzuweiſen, als ein einziges kümmerliches Beiſpiel der letztern, und ein paar ärmliche Schifferlieder der Sinden!

---

1) Asiatic Researches Vol. VII: The Sanscrit and Praerit Languages, by Colebrooke.

2) Im Braja-Bhaſhi, einem Dialekte der Magadhi oder Apabranſa-Sprachen.

3) Asiatic Researches Vol. VII: The Sanscrit and Praerit Languages, by Colebrooke.

Ein kürzlich erschienenes Werk giebt indessen wenigstens einen Begriff von dem, was wir dort in diesem Gebiete zu erwarten haben, wenn uns einmal günstigere Umstände eine genauere Forschung möglich machen[1]). Es betrifft das bisher wenig bekannte Land Cutsch, im nördlichsten Theile des westlichen Indien, östlich vom Indus gelegen. Drei Sprachen, scheint es, sind hier volksthümlich > das Guzzerati, ein Hindudialekt, der auch geschrieben wird, die Sprache der eingeborenen Ackerbauer und Schäfer; das Sindische, die Sprache der Adelskaste, der Jharrejah, eines Sindenstammes, meist mohammedanischer Religion, der vor 900 Jahren eingewandert; und das Hindostanische, die Lieblingssprache des Hofes. Die gebildetern Dichter und Sänger, die in der letztern Sprache dichten, ahmen die sanskritische und besonders die persische Poesie nach. Allein Cutsch besitzt auch „seine Provinzialdichter, seine Bhats und Dadies, deren Gewerbe es ist, den Jharrejah-Häuptlingen die kriegerischen Thaten ihrer Vorfahren zu wiederholen, deren Ruhm in die übertriebensten Metaphern alter Erzählungen eingehüllt ist, durch welche ursprünglich der Ruf der fürstlichen Helden hat verherrlicht werden und auf die Sänger ein Strom von Geschenken hat herabfließen sollen.“ Wir erfreuten uns des Besuchs eines berühmten Jharrejah-Barden, der mit der Geschichte von Cutsch wohl bekannt war; er brachte einen handschriftlichen Band von Gedichten mit, die im Guzzerati-Dialekt geschrieben und deren einzige Gegenstände Lobeserhebungen der fürstlichen Gönner waren. Auf unsern Wunsch sang er einige derselben zu seiner Cither mit einer angenehmen, melodischen Stimme, und zum Beschluß gab er mir einen interessanten Aufschluß über seine Kunst.“

„Die Verständigkeit dieser Barden, die ihrer Kunst wahrhaft Herr sind, ist in der That merkwürdig. Die metrischen Balladen von Cutsch werden in vierundzwanzig ver-

1) Cutch, or Random Sketches of Western India, by Mrs. Portans. Lond. 1838.

schiedenen Versarten verfaßt, und alle sind den Volksdichtern ganz geläufig. Diese Regeln werden nur mündlich gelehrt und behalten. Mit Ausnahme der Jharrejah-Bhats, die im Dialekt von Cutsch vermittelst der Guzzerati-Buchstaben geschrieben sind, werden alle ihre Lieder und Erzählungen nur viva voce weiter verbreitet. Die ungeheure Menge dieser Lieder und Geschichtchen, die auf diese Weise umhergehen, bietet ein merkwürdiges Beispiel der Macht der Uebung, welche die ganze Kraft des Gedächtnisses entwickelt, selbst wo Phantasie und Verstand wenig Theil am Eindruck haben. Allen diesen Sängern sind gegen drei- bis vierhundert Erzählungen und Lieder bekannt, die entweder auf frühere geschichtliche Vorfälle gemacht sind oder auf wunderbare Eingriffe und Erscheinungen der Götter, oft bei sehr geringfügigen menschlichen Angelegenheiten."

„Bei Hochzeiten oder andern Feierlichkeiten erscheinen die Barden und sagen aus dem Stegreife Verse und Lieder her, wofür sie eine kleine Belohnung bekommen. Ein Unterschied existirt unter den Sängern, der vielleicht bei der geringern Classe derselben wenig beachtet wird, der aber auf einem geistlichen Vorurtheile beruht. Die Bhats und Dadies sind Beide Volks- oder Landesdichter, allein der Bhat trägt nur Erzählungen, Lieder und Oden zum Preise der Jharrejah-Häupter und Rajput-Fürsten von Cutsch vor. Diese Oden heißen ebenfalls Bhats (von Bhát oder Bhát, das sanskritische Bárta, Wort), wie die Männer, die sie singen. Viele dieser Letztern sind Brahminen und pflegen daher, aus einem mit diesem Stande verbundenen Vorurtheil, ohne die Begleitung eines Instrumentes zu erzählen und zu singen. Der Dadie ist auch Sänger und Erzähler, allein zugleich Führer eines kleinen Trupps Musikanten, die, wenn er die Vina (eine Art Guitarre) spielt, mit einstimmen, sowie auch Interludien spielen." Die Geschichten, die er singt, sind gewöhnlich in einer Art einfacher, roher Verse verfaßt; aber auch wenn er Prosa recitirt, weiß er durch Heben und Senken der Stimme einen gewissen Rhythmus hin-

einzubringen, und es iſt intereſſant zu beobachten, wie vollkommen dieſe Männer mit ihrem Athem hauszuhalten wiſſen, indem ſie unglaublich lange Zeit im raſcheſten Vortrage ihre Erzählungen fortſetzen können[1])."

Leider theilt die Verfaſſerin nur ein einziges höchſt unbedeutendes Beiſpiel eines Liedes von Cutſch mit; denn die Bhats, die ſie ſonſt, angeblich in „wörtlichen Ueberſetzungen," giebt, ſind, wie Jeder, der die mindeſte Idee von orientaliſchem Style hat, beim erſten Blick ſich überzeugen kann, bloße Inhaltſkizzen derſelben, die allenfalls einen Begriff vom Geiſte der Erfindung — der ganz derſelbe wie in den vielfältig bekannten Sanskrit-Erzählungen iſt — allein nicht die entfernteſte Idee von der Darſtellungsweiſe geben; und doch kann nur dieſe ihre Charakteriſirung vollenden. Jenes ſehr unbedeutende Lied folgt unten.

Ueberhaupt iſt Alles, was wir von aſiatiſchen Volksliedern haben finden können, im höchſten Grade nüchtern, zahm und flach, beſonders die, welche den civiliſirtern Völkern Aſiens angehören. Die einzige eigentliche Volkspoeſie finden wir unter den nomadiſchen Steppenvölkern[2]), obwohl auch ſie durchaus nicht das iſt, was wir von freien mit der Natur vertrauten Nationen erwarten könnten. Die roheſten Anfänge der abendländiſchen Völker zeigen wenigſtens Züge von Kraft und Lebenswärme; in den Liedern der orientaliſchen Halbbarbaren iſt dagegen ein gewiſſer Mangel an Energie, an Aufſchwung vorherrſchend, der wohl nur durch die erſchlaffende Monotonie der Jahreszeiten, der Productionen und Naturſcenen rings umher zu erklären iſt. Dieſe Einförmigkeit iſts, die die Fähigkeiten abſtumpft;

1) Cutch etc. by Mrs. Portans, S. 192 ff.

2) Vielleicht ſollten wir hier die Malayen ausnehmen; da ſie aber eigentlich nur Coloniſten auf dem Feſtlande von Aſien ſind und ihr ganzer Stamm auf den Inſeln des indiſchen Archipelagus, ſowie überhaupt des großen Weltmeeres, zu Hauſe iſt, ſo werden wir erſt weiter unten von ihnen ſprechen. S. Malayiſche und polyneſiſche Völkerſchaften, Abſchn. II.

denn der mächtige, anspornende Reiz des Wechsels fehlt. Selbst was wir unter den Liedern der Nomadenvölker Vorzügliches finden, ist Alles elegisch, zärtlich, anmuthig, nicht wie es von kriegerischen Horden erwartet werden sollte, kühn und heroisch.

Bei den Chinesen, einem Volke, das sich in allen seinen verschiedenen Verhältnissen in die künstlichste Verkehrtheit sophistizirt und in eine Zwangsjacke von Unnatur gepreßt hat, und mit jedem Athemzuge Kerkerluft einzieht, können wir wohl nicht ein üppiges Emporsprießen wilder Naturblüthen erwarten. Dichten ist in China mehr als irgendwo eine gelernte Kunst, ein Resultat hoher Ausbildung[1]). Der einzige Zweig chinesischer Poesie, der vielleicht als entschieden volksthümlich betrachtet werden mag, ist das Theater, für das kein Gelehrter arbeitet, und das den Mandschuren, als den Höchsten und Edelsten, sogar verboten ist, da es in gleichem Range mit andern verrufenen Häusern steht[2]). Die chinesischen Schauspiele sind mit Liedern durchflochten, die natürlich sich leicht im Volke verbreiten. Von dieser Gattung sind wahrscheinlich „les vaudevilles, les chansons et les petits couplets, qui sont à la portée du peuple", von denen wir in den Memoiren der französischen Jesuiten lesen[3]). Aber auch andere Volkslieder haben die Chinesen. Der chinesische Dolmetscher des russischen Reisenden Timkoffsky sang ihm zu einer Art von dreisaitiger Cither ein Lied vor, das die Klagen einer chinesischen Prinzessin enthielt, welche an einen mongolischen Fürsten vermählt war[4]). Mehrere Reisende rühmen die Fluß- oder

1) Man lese nur die Biographien berühmter Dichter in den Mémoires des Chinois, oder Les deux cousines, von Abel Rémusat übersetzt.

2) S. Timkoffsky's Reise durch die Mongolei nach China, übers. von Schmidt, Th. II., S. 321, und Barrow's Reise nach China, deutsche Uebersetzung, Hamb. 1805. Thl. I, S. 261.

3) Mémoires des Chinois, Vol VIII. 1782. Notes 52, p. 242.

4) Thl. I, S. 310.

Schifferlieder der Nordprovinzen rückſichtlich der Muſik [1]). Hüttner, ein deutſcher Reiſender, der an Lord Macartney's Geſandtſchaft attaſchirt war, rühmt dieſe Geſänge ebenfalls und ſpricht noch von andern Volksliedern. „Sotſchufu und Hankſchufu, ſagt er, ſind die Städte, wo die chineſiſchen Mädchen die Kunſt zu gefallen ſtudiren und woher man ſie ebenſo wie Kaufmannswaaren aus Meßſtädten verſchreibt. Man unterrichtet die Mädchen im Singen, im Citherſpielen, in allen weiblichen Arbeiten und in der Dichtkunſt. Die beliebteſten Volkslieder, ſo ſagte mir mein Dolmetſcher, ſind von dieſen Mädchen gedichtet [2])."

Auch an Localſagen fehlt es den Chineſen nicht. Timkoffsky erzählt von einem Kloſter chineſiſcher Buddhiſten, Oſimin genannt, einige Meilen nördlich von der großen Mauer, das auf einer ungeheuern Felſenhöhe am Fluſſe Jan gelegen iſt. Die Sage will, daß es einſt von einer frommen Jungfrau in einer einzigen Nacht erbaut worden ſei. Dem Felſen gegenüber, jenſeits des Stromes, ſtehen einige ſteinerne Pfeiler, die wie der Anfang eines Brückenbaues ausſehen. Zwei hochgeborene Jungfrauen, erzählt die Sage, haben ſich in dieſer Einſamkeit niedergelaſſen, und einſt, um ihren Glauben zu prüfen, beſchloſſen, in einer einzigen Nacht die Eine den Tempel auf der Felſenſpitze, die Andere die Brücke über den Strom zu erbauen. Am andern Morgen ſei mit Gottes Hülfe der Tempel wirklich vollendet, die Brücke aber nur bis auf die erſten Pfeiler gediehen geweſen; worauf die Gläubig befundene ihr Leben als Heilige in jenem Kloſter zugebracht, die andere Schweſter aber gleich darauf im Jan ſpurlos verſchwunden ſei [3]). Bell, ein Engländer,

1) Barrow's Reiſe ꝛc. Thl. I, S. 97. — Sir George Staunton Journey of the English Embassy to China. 1797, Vol. II, p. 294.

2) Hüttner's Nachricht von der britiſchen Geſandtſchaftsreiſe durch China u. ſ. w. 1797, S. 178. Der Leſer findet hier eine genaue Nachricht über chineſiſche Muſik S. 175—182; eine noch umſtändlichere und gelehrtere in den Mémoires de Chinois: De la musique des Chinois, Vol. VI.

3) Thl. I, S. 334.

der mit Peter des Großen Gesandtschaft in China war, sucht derselben Sage ein romantisches Gewand zu geben, indem er die jüngere Schwester zu einem zu prüfenden Liebhaber macht[1]).

Die historischen Annalen haben uns einige einfache anmuthige Lieder aufbewahrt, von denen wir freilich nicht dafür stehen können, ob sie je eigentliche Volkslieder waren, die aber den ganzen Charakter der Volksthümlichkeit an sich tragen. Sie folgen hier nebst der andern geringen Ausbeute solcher Naturerzeugnisse unter den civilisirtern Völkern Asiens.

Vor Kurzem ist uns durch einen unserer ausgezeichnetsten Dichter ein „Chinesisches Liederbuch" überbracht, das dem allgemeinen Charakter, den wir an der chinesischen Poesie kennen, so wenig entspricht, daß es zweifelhaft bleibt, ob wir es mit mehr Wohlgefallen oder mit mehr Verwunderung aufgenommen. Allein jener Dichter ist ein Magier, der mit seiner Wünschelruthe tief verborgene Schätze zu entdecken weiß. Immer aber bleibt es ungewiß, ob er nicht eben mit der bewußten Wünschelruthe das Blei, das er gefunden, in Gold verwandelt habe, wie das so in seiner Art ist. Wenigstens bleibt der Zweifel erlaubt, bis er uns den Schacht, worin das Gold zu finden, genau genug nachgewiesen, um auch andere Bergleute zur Einfahrt einzuladen.

Einen andern Focus, von dem eine unabhängige Civilisation ausgegangen zu sein scheint, finden wir zwischen Hindostan und den caspischen und schwarzen Meeren in den Nationen von Südosten nach Nordwesten zu. Die Armenier, dies ewig merkwürdige Volk, das, mitten unter verschiedenartigen Stämmen lebend, sich immer so rein von fremden Einflüssen gehalten, sollen noch Schätze echter alter Volkslieder in ihrem Schooße bewahren. Wir können hier nur Geringes und Unbedeutendes mittheilen. Auch die Georgier besitzen noch alte historische Gesänge, welche

1) Bell's Reisen ꝛc., aus dem Englischen. Thl. II, S. 69.

die Thaten ihrer großen Männer feiern[1]). Ein Lieblingsgedicht der ganzen Nation, deſſen Ausbreitung mit der von Tauſend und Einer Nacht verglichen wird und das noch immer unter dem Volke leben ſoll, iſt Tariel oder Der Mann mit der Löwenhaut, das einen georgiſchen Feldherrn, der unter der Königin Thamar lebte, Namens Rouſthwel, zum Verfaſſer hat[2]). Nach der Ueberſicht, die Broſſet im Journal Asiatique davon giebt, iſt dies kaukaſiſche Product durchaus im orientaliſch überſchwenglichen Styl und nach arabiſchen und perſiſchen Vorbildern verfaßt. Ein ſtarker Zuſatz von Empfindſamkeit ſcheint ihm eigenthümlich. Es wird berechnet, daß in den 8000 Verſen des Gedichtes etwa 4000 Mal, alſo in jedem zweiten Verſe, das Wort Thränen mit ſeinen Synonymen: als Feuerthränen, Thränen-Meer, -Ströme oder -Seen und dergl. vorkommen. Unter den dort mitgetheilten kurzen Auszügen ſind manche ganz anmuthige, allein ſie ſind zu abgeriſſen, um hier eine Stelle zu finden.

Die Perſer endlich haben einen Schatz uralter, bedeutungsvoller Sagen vom Helden Ruſthan — dem perſiſchen Herkules, der nicht allein in den kalligraphiſchen Kunſtgebilden der Perſer noch fortlebt, ſondern auch in Localtraditionen und Ortsnamen[3]). Höchſt wahrſcheinlich, daß ſich auch einige zu Liedern geſtaltet haben. So auch andere fabelhafte Scenen aus dem Shah-Nahmeh, die ja Firduſi nicht erfand, ſondern unter dem Volke vorfand. Hafiz Lieder auch müſſen zum Theil dem Volke bekannt ſein, denn wir finden, daß ſie ſowohl in Indien wie in Perſien zur Begleitung der Pantomimen der gewöhnlichen gemie-

1) Nouveau Journal Asiatique, Tom. V, 1830. Récherches sur la poesie géorgienne par Brosset, p. 258.

2) Ebendaſelbſt, S. 375.

3) W Ouseley's Travels in Persia, Lond. 1819. 4to. Vol. II. Appendix XII, pp. 504, 520, 522, 527. Auch deſſelben Oriental Collections, Vol. II, p. 45, 55.

theten Tänzerinnen gesungen werden[1]). — Die neuere persische Poesie ist ausschließlich Hofpoesie. Doch hat das geringe Volk auch seine Dorfsänger.

Die eigentlichen Poeten dieses Theiles von Asien sind die Afghanen, die ungefähr den dritten Theil der Bevölkerung des Königreichs Cabul, östlich von Persien, ausmachen. Dieses interessante Volk, dessen Abstammung noch nicht genügend erforscht ist, gleicht rücksichtlich seiner politischen Verfassung und seines sittlichen Charakters den Arabern, während ihre Clanverhältnisse wieder auffallend an die schottischen Hochländer erinnern. Ein Geist des Heroismus und der Poesie herrscht durch ihre Stämme und giebt ihnen einen gewissen romantischen Anstrich, der seit den Tagen der Eroberungen der Araber allen andern morgenländischen Völkern gebricht. Nach Elphinstone sind die Afghanen das einzige Volk des Orients, das die Liebe, in unserm Sinne des Wortes, kennt[2]). „Viele afghanische Erzählungen und Lieder, sagt er, beziehen sich auf die Liebe, und in den meisten wird von dieser Leidenschaft in glühend-romantischer Sprache gesprochen." — Ein Lieblingsgedicht, welches die Geschichte von Adam und Durkani erzählt, ist den meisten Individuen der Nation bekannt, und wird durch alle Theile des Landes gelesen, hergesagt und gesungen. Es ist sehr zu bedauern, daß uns Elphinstone dies Gedicht, von dem er, wie er sagt, einmal eine Abschrift besessen, aber verloren habe, nicht mittheilt. Wir müssen uns mit einer trocknen Skizze begnügen, die nichts Außerordentliches hat.

Die Afghanen sind nicht ganz ohne Literatur; der poetische Theil derselben hat den allgemeinen Charakter der

1) Morier's beide Reisen durch Persien und anderer Reisenden Berichte enthalten mehrere Beispiele dieser Art.

2) „Ich weiß nicht, daß ich unter irgend einer Nation im Orient, außer unter den Afghanen, eine Spur der Empfindung der Liebe gesehen, nach unsern Begriffen von dieser Leidenschaft. Hier ist sie sehr vorherrschend." Account of the Kingdom of Caubul by the Hon Mountstuart Elphinstone etc. Vol. I, p. 294.

perſiſchen und beſteht zum Theil in Nachahmungen dieſer letztern. Elphinſtone erwähnt mehrerer Dichter, die ganze Bände voll geſchrieben haben. Ihre Productionen, von denen er einige mittheilt, gehen uns hier nichts an, beſonders da die mitgetheilten ſchwerlich zu denen gehören, die unter dem Volke allgemein bekannt geworden oder auf daſſelbe irgend eine Einwirkung gehabt. Allein Liebe zur Poeſie und eine gewiſſe einfache Geſchicklichkeit in extemporirten Liedern iſt allen Claſſen gemein, hoch und niedrig. Die mehr öſtlichen afghaniſchen Stämme, die viel von den benachbarten Hindu haben, treiben hauptſächlich den Ackerbau; es giebt welche unter ihnen, die es verſchmähen, ſelbſt zu ſingen; ihrer Aller Lieblingsvergnügen beſteht jedoch darin, den Liedern der Knaben und Weiber zuzuhören. Was die weſtlichen Stämme anbelangt, ſo finden wir in ihnen allen „eine Art von primitiver Einfachheit, die uns eher an die Erzählungen der Schrift von einem frühern Zeitalter mahnt, als an irgend etwas, was ſonſt von den Neuern bei Nationen beobachtet worden, bei denen die Geſellſchaft noch im Zuſtande der Kindheit iſt.“[1]) Sie gleichen in Geſtalt und Sitten mehr dem Perſer als dem Oſtindier. Sie ſind jedoch großentheils Schäfer und führen ein Nomadenleben, jedoch iſt die Liebe zur Poeſie keineswegs auf dieſe Claſſe beſchränkt, ſondern unter den weſtlichen Stämmen gleich ſtark verbreitet. „Nach dem Mittageſſen, erzählt Elphinſtone, ſitzen ſie und rauchen, oder bilden einen Kreis einander Geſchichten zu erzählen und zu ſingen. Die alten Männer ſind vorzugsweiſe die Erzähler. Ihre Erzählungen handeln von Königen und Vezieren, von Geiſtern und Feen, aber hauptſächlich von Liebe und Krieg. Sie ſind oft mit Liedern und Verſen untermiſcht und endigen immer mit einer Lehre. Sie ergötzen ſich höchlich an dieſen Sagen und Liedern. Alle ſitzen ſchweigend während der Erzählung, und wenn ſie aus iſt, ertönt ein allgemeiner Ruf „Ah Shawash!“ (gut

1) Elphinstone's Caubul, Vol. II, p. 103.

gemacht!) ihr gewöhnlicher Ausdruck der Bewunderung. Ihre Lieder handeln meistens von Liebe; allein sie haben auch viele Balladen, die die Kriege ihres Stammes und die Thaten ihrer Führer feiern. Sobald ein Häuptling von einigem Namen stirbt, werden sogleich Lieder seinem Andenken zu Ehren gemacht. Außer diesen Liedern sagen Einige Oden her oder Stellen aus den Dichtern." — „Ihre Lieder sind von den Ackerleuten und Schäfern gedichtet; öfters noch von professionirten Shajern, (eine Art Minstrel zwischen Dichter und Bänkelsänger,) und manchmal von Verfassern von Ruf älterer oder neuerer Zeit. Einer ihrer Lieblingsdichter, von dem man überall Lieder singen hört, heißt Rehman. Auch Ahmed Shah, der Gründer der Afghanendynastie, war ein populärer Dichter."

Auch die Hafarer, ein Volk vom Tartarstamme, obwohl persische Unterthanen und einen persischen Dialekt sprechend, betrachten Poesie nicht nur als ihre beste Erholung und ihren angenehmsten Zeitvertreib, sie ist ihnen der natürlichste Ausdruck ihrer Gefühle. „Sie sind alle große Sänger und Citherspieler, sagt Elphinstone, und viele von ihnen sind Dichter. Liebhaber und ihre Schönen singen einander selbstgemachte Lieder vor, und Männer sitzen oft Stundenlang und ziehen einander mit extemporirten satyrischen Versen auf."[1])

(Einen eigenthümlichen Charakter hat die Naturpoesie derjenigen Nomadenvölker, deren kärgliche Bildung von Thibet ausgegangen; hier müssen wir besonders die eigentlichen Mongolen, und dann einen ihrer Stämme, die Kalmücken betrachten. Erstere besitzen viele alte historische Volkslieder und Dshingis Chans Name und der seines Großvaters Cubilai leben noch immer im Volke. Von der ungeheuern Stärke des letztern wird in Liedern gerühmt, daß seine Stimme wie der Donner im Gebirge wiederhalle, und daß seine Hände, die Bärentatzen glichen, einen Menschen wie

1) Account of the Kingdom of Caubul, Vol. II, p. 251.

ein Pferd zerbrechen konnten. In Winternächten ließ er ſich ein Feuer anmachen, das aus aufgehäuften, rieſenhaften, ungeheueren Bäumen angezündet war, und legte ſich unbekleidet daneben, und die umherfliegenden Funken und Brände kümmerten ihn ſo wenig, daß er die Brandflecken am Morgen für Inſektenſtiche hielt. Er aß täglich einen ganzen Hammel und trank ein ungeheueres Maß Branntwein, der aus Stutenmilch bereitet war.[1]) Was wir ſonſt von mongoliſchen Liedern kennen, iſt faſt alles elegiſch. Ihre Lieder ſind durchaus frei von orientaliſchem Pomp, ſie haben eine gewiſſe einfache Schönheit, die keinem Empfänglichen entgehen kann. Timkoffsky, ein ruſſiſcher Reiſender, der durch die Mongolei nach China gieng, hörte eine Fülle ihrer „melancholiſchen Volkslieder" beſonders Abends von den ausgeſtellten Schildwachen, die ſich durch Singen den Schlaf zu vertreiben pflegten. Faſt in allen Liedern war das Roß, das bewunderte Lieblingsthier der Mongolen,[2]) auf irgend eine Weiſe eingeflochten. Außer den Liedern, die er vollſtändig mittheilt, giebt dieſer Reiſende auch den Inhalt von mehreren anderen, die ihm auf ſeinen Wunſch in einer ſtürmiſchen Nacht von zwei mongoliſchen Wachen vorgeſungen wurden. „Der Eine, erzählt er, ſang in hohem Tenor, der Andere in Baß; und alle Lieder hatten eine und dieſelbe Melodie, ſchwermüthig, aber nicht ohne Wohlklang." In einem dieſer Lieder finden wir Dſchingis Chans gedacht: „des Gefürchteten und Weiſen! die Lieder von deſſen ruhmvollen Thaten traurig wiederhallen in den ononſchen Felſen und an den grünen Ufern des Cherulun!"[3]) Das friſche Andenken, in dem Dſchingis Chan nach ſechshundert Jahren

1) Histoire des Mongols par d'Ohsson; à la Haye et Amsterdam, 1834. Vol. I, p. 33.

2) Wie das Kameel bei den Arabern. Wir finden nirgends, daß irgend ein anderes Wüſten- oder Steppenvolk des Arabers Anhänglichkeit an das Kameel theilt.

3) Im erſten Theil von Timkoffskys Reiſe, an mehreren Orten.

noch unter seinem Volke steht, weist deutlich auf die Existenz alter historischer Lieder hin, da nur in dieser Gestalt die Tradition sich so lange fortpflanzt und in dem Maße verbreitet, und an eigentlich literarische Mittel hier nicht zu denken ist. Ob diejenigen Lieder, die wir weiter unten mittheilen, zu diesen ältesten gehören oder nur auf solche gegründet sind, bleibt zweifelhaft. Auch von einem ältern, fabelhaften Helden, Namens Gesser Chan, ein Heros, der nicht nur von allen mongolischen Stämmen, sondern auch von den chinesischen Buddhisten unter die Götter versetzt worden, sind zahlreiche Sagen vorhanden; und selbst unter den Buräten, die als Schamanen auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, sind sie in Umlauf.[1])

Die Mongolen theilen sich in drei Hauptstämme: die eigentlichen Mongolen, die in der Mongolei leben, wo sie größtentheils ein Nomadenleben führen, und obwohl von einheimischen Fürsten beherrscht, unter chinesischer Botmäßigkeit stehen; die eben erwähnten Buräten im russischen Gouvernement Irkutzk; und die Oeloten oder Kalmücken, von denen ein Theil jenseits des Altaischen Gebirges geblieben, oder dahin zurück gekehrt und in ähnlicher Verfassung mit ihren mongolischen Brüdern unter chinesischer Oberherrschaft stehen; ein anderer Theil zwischen Don und Wolga nomadisirt; als russische Unterthanen zwar, jedoch unmittelbar nur von ihren eigenen Chanen beherrscht. Alle diese Stämme sprechen die nämliche Sprache, die Buräten jedoch in verderbter Mundart.[2])

Mährchen erzählen und Lieder singen gehört auch bei den Kalmücken zu den beliebtesten Mitteln, die langen Win-

1) S. Pallas Mongolische Nachrichten, St. Petersb. 1776, Th. I. S. 152, und Timkeffskys Reise nach China ꝛc. Th. I, S. 261. Die Sagen von Gesser Chan sind gesammelt und im Jahre 1836 in St. Petersburg gedruckt, jedoch ohne Uebersetzung. Beramann in seinen nomadischen Streifereien theilt zwei Bücher davon mit, Th. III, S. 231.

2) S. Mongolische Nachrichten, Th. I. S. 172.

terabende behaglich hinzubringen. Sie besitzen eine Sammlung Mährchen, die in der Einkleidung stark an Tausend und Eine Nacht erinnern. Es sind dieß die Sagen vom Vogel Sfidi Kur, die aus Thibet stammen; nicht ohne Scharfsinn und Erfindungsgeist, aber ohne einen Funken von Poesie.[1]) Aber die Kalmücken haben auch zahlreiche Heldenmährchen, die sie zu mannigfachen, aber höchst mangelhaften Instrumenten abzusingen pflegen. Sie haben Sänger von Profession, die für Lohn singen. Bergmann giebt einen höchst ergötzlichen Bericht einer solchen kalmückischen Sängerscene. Der Hauptheld dieser historisch-mythischen Lieder ist Dsdangar, Chan des fabelhaften Reiches Bumba. Seine und seiner 12 Helden Thaten bilden den Gegenstand eines großen Volksepos, wovon Bergmann einen Gesang in das Deutsche übersetzt hat.[2]) Nach dieser Probe zu urtheilen, wäre eine Uebersetzung des Ganzen sehr wünschenswerth. Unterdessen geben wir unten einige kleinere Lieder, die der Leser gewiß nicht ohne Anmuth finden wird.

Wir werfen nun einen Blick auf die Araber, besonders die Beduinen; über die ägyptischen Araber werden wir bei Gelegenheit der afrikanischen Volkspoesie einiges zu sagen haben.

Die Poesie der Araber ist vollkommen originell. Sie hat sich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, ausschließlich aus den nationellen Eigenthümlichkeiten entwickelt; sie muß also nothwendig selbst in den Tagen ihres höfischen Glanzes in gewissem Maße Volkspoesie gewesen sein. Wir wollen hiermit nicht sagen, daß alle die künstlich ausgearbeiteten Erzeugnisse arabischer Dichter dem gemeinen Volke müssen bekannt gewesen sein; die mystisch-hyperbolischen Produktio-

1) Von Bergmann übersetzt im vierten Theil der nomadischen Streifereien. Ein englischer Recensent, der vielleicht Bergmanns Uebersetzung nur halb verstand, hat in diesen Sagen allen Zauber der Romantik entdecken wollen. Quarterly Review, Vol. XXI, No. 41, p. 99.

2) Im vierten Theil der Streifereien.

nen der Hofpoeten der letztern Periode besonders hätten wahrscheinlich nie den untern Classen verständlich, noch weniger ergötzlich sein können. Allein die außerordentliche Häufigkeit der Dichtungsgabe unter der ganzen Nation, und die Sitte, ihre Verse in einige wenige immer sich wiederholende Formen zu zwingen, Formen, welche dem gelehrten wie dem ungelehrten Dichter gleich vertraut waren; zusammengenommen mit dem ganzen Verhältnisse von Häuptlingen und Geringern unter einem kriegerischen orientalischen Volke — alles dieß muß nothwendig der Trennung der Poesie in Hof- und Volkspoesie einigermaßen hinderlich gewesen sein. Die alten, noch aus der heidnischen Zeit stammenden Kaszeiden wurden den Khalifen wie den Feldarbeitern vorgetragen, und beide freuten sich gleich daran. Der Dichter und Sänger Hammâd, der unter den Omariden blühte, war wegen seines außerordentlichen Gedächtnisses berühmt. Sein Biograph, Ebn Khalekan, erzählt von ihm, daß er einst dem Khalifen Elwalid, der einen Beweis seiner Gabe forderte, anbot, ihm für jeden Buchstaben des Alphabetes hundert Kaszeiden zu recitiren; die Kaszeide hat nämlich nur einen Reim, alle Verse endigen also mit dem nämlichen Buchstaben. Hammâd sagte demnach sechsundzwanzig Gedichte her, alle aus der Heidenzeit. Der Dichter Abu Temam Habib soll ihn noch in Rücksicht auf die Bekanntschaft mit der Volkspoesie übertroffen haben.[1]) Während der Periode der Abassiden, dem goldenen Zeitalter arabischer Poesie, blühten Künste und Wissenschaften, und übten natürlich einen Einfluß auf die Hofdichter, von dem die Sänger der untern Klasse und der Wüste, die ihre eigenen Lehrer waren, wenig spüren konnten. Und wenn im Lauf der Jahrhunderte der Genius der arabischen Poesie fast erstorben, oder zu den westlichen Völkern Europas über-

1) Siehe den Aufsatz Montenebbi von Rosegarten, im Hermes Nro. 20.

gegangen iſt, ſo finden wir in der heutigen Volkspoeſie der Araber nur ſchwache Spuren deſſelben.

Wenn jedoch der Genius der Poeſie ſo ſeine alte Heimath verlaſſen hat, den Sinn für dieſelbe beſitzen die jetzigen Araber noch im vollſten Maße. Nicht nur lieben die Beduinen, ſowohl in Aſien als in Afrika, Poeſie und Geſang noch eben ſo, als ihre Vorfahren, und ſind wie jene in der Gewohnheit, entweder eigene oder entlehnte Verſe herzuſagen; ſelbſt in den arabiſchen Städten, wo die Mittel zur Erziehung ſo dürftig ſind, daß alle, die irgend etwas lernen wollen, nach Cairo oder Damaskus gehen müſſen, iſt Liebe zur Poeſie allen Claſſen gemein. Solche Sänger, die leſen und ſchreiben können und denen demnach die Produktionen ihrer Vorfahren bekannt ſind, ahmen jene treulich nach, indem ſie, wie Burkhardt ſich ausdrückt, demüthig die erhabenen Metaphern und großartigen Gedanken borgen, die in edlerern und freierern Gemüthern entſtanden. In Mecca hört man manchmal einen Choralgeſang, Djok genannt, nächtlich von den jungen Männern in den Caffeehäuſern ſingen, indem ſie den Takt dazu mit den Händen ſchlagen;[1]) und den einfachen Geſang der Sacas oder Waſſerträger, wenn ſie auf Koſten der reichern Pilgrime Waſſer unter die Armen vertheilen, konnte Burkhardt nie ohne Bewegung hören. Indeſſen, die wahre Wiege ihrer Volkspoeſie iſt das Zelt des Beduinen. „In allen Theilen der Wüſte, „bemerkt der berühmte Reiſende," iſt die Dichtkunſt gleich geſchätzt. Man findet Viele, die Verſe in richtigem Metrum machen, obwohl ſie weder leſen noch ſchreiben können; da ſie jedoch bei ſolchen Gelegenheiten nur gewählte Ausdrücke brauchen, und da überdem die Reinheit ihrer Vernacularſprache grammatikaliſche Irrthümer von ſelbſt ausſchließt, ſo mögen ſolche Verſe, nachdem ſie lange von Mund zu Mund gegangen, wenn ſie vielleicht zuletzt zu Papiere gebracht werden, am Ende doch meiſtentheils correkt befunden

1) Burkhardt's Travels in Arabia.

werden."[1]) — Jedoch, wenn auch correkt in der Form, nach den Beispielen zu urtheilen, die Burkhardt und Seetzen uns mitgetheilt, sind ihre Kaszeiden, obwohl nicht eines gewissen rhetorischen Schmuckes ermangelnd, der geeignet ist, oberflächlich Urtheilende zu bestechen, an innerem Werthe doch sehr gering. Das rhetorische Talent, das so oft mit dem poetischen verwechselt wird, zusammengenommen mit der Lebendigkeit des Vortrages, ist ohne Zweifel die Ursache, daß, während das Recitiren dieser Gedichte nie verfehlt, einen mächtigen Eindruck auf die Eingebornen zu machen, selbst europäische Reisende sich zu günstigem Urtheile stimmen lassen. Major Denham z. B., nachdem er die Beredtsamkeit der Mogrebbins oder westlichen Araber auf das Höchste gepriesen hat, bemerkt: „diese improvisirten Gesänge sind voller Feuer und voller schöner, glücklicher Gleichnisse." Was die Wirkung anbetrifft, die diese Gedichte auf eingeborne Zuhörer hervorbringen, so sagt er an einer andern Stelle: „Ich habe Kreise von Arabern gesehen, mit der angestrengtesten Spannung zuhörend, und jetzt in lautes Gelächter ausbrechend, während sie ein paar Augenblicke darauf in Thränen zerschmolzen, und außer sich vor Schmerz und Theilnahme die Hände zusammenschlugen."[2]) — Eine solche Kaszeide eines Volkssängers finden wir in Burkhardt mitgetheilt; schwarz auf weiß ist sie aber zu langweilig, um hier wieder abgedruckt zu stehen. Wir begnügen uns, unten eine Anzahl der kleineren Gelegenheitsgedichte zu geben, wie sie sich mit des Beduinen Tagesgeschäften verschlingen.

In der That ist die Poesie dem Beduinen, wie überhaupt den asiatischen Nomadenvölkern, nicht bloß ein flüchtiger Zeitvertreib oder eine bloße Erholung; sie ist in sein ganzes Dasein verwebt, und die Begleiterin seiner täglichen

1) Notes on the Bedouins und Travels in Arabia.

2) Denham and Clapperton's Travels in Africa in the years 1822, 1823 and 1824.

Handlungen, so daß wir mit Recht die Wüsten und Steppen die eigentliche Heimath orientalischer Volkspoesie nennen können. Der englische Reisende Frazer, der den turkomanischen Chan besuchte, ward mit Gesängen unterhalten. Dieses Räubervolk besitzt ein berühmtes Heldengedicht, das sie singen, wenn sie zur Schlacht gehen, und das durch seine Association eine wunderbare Wirkung hervorbringen soll. Jenes Heldengedicht, das wahrscheinlich auf historischem Grunde beruht, erzählt die „Heldenthaten des Sohnes des blinden Mannes." Diese Heldenthaten bestanden in Plünderungen von Reisenden und Karavanen, während der Alte im Dunkel des Waldes haust. Der Name des Gedichts wie des Helden ist Koor Oglu. Der Stärke seines Armes können hunderte nicht widerstehen, und wenn tausende gegen ihn gesendet werden, so trägt ihn sein rasches Roß Kerät davon und in Sicherheit. Der Ruhm des Helden und seines Rosses, die wunderbare Tapferkeit des einen, und die unbegreifliche Schnelligkeit des andern, nebst Beschreibung von reicher Beute und schönen Frauen, von denen das ganze Gedicht strotzt, sind durchaus in Uebereinstimmung mit den Sitten und Gebräuchen eines Turkomannen.[1]) In demselben kecken, übermüthig-prahlerischen Geiste sind die Lieder, die unten folgen. Doch sollen sie auch viele Liebeslieder besitzen.[2])

Mit den Turkomannen in beständiger Fehde leben die persisch-tartarischen Räuberhorden der Kurden am Fuße des Ararat. Auch sie haben eine Anzahl von Sängern von Gewerbe, deren Hauptgeschäft es ist, zum Kampfe anzufeuern und Heldenthaten zu preißen. Keiner ist unter den weit verbreiteten Zweigen des großen Tartarstammes, den die Sonne der Poesie ganz unerwärmt ließe, von den plündernden Kriegerhirten der Kirgisen in den eisigen Regionen

1) Malcolm, Sketches of Persia. Vol. II, p. 16.

2) Alexander Burnes, Travels into Bokhara. Lond. 1834. Vol. II, 113.

des Ural bis auf die nomadischen Baschkiren, an deren Namen unsere Leser nicht gewohnt sind, mit poetischer Association zu denken. — Letztere, in den südlichen Gegenden der Wolga wohnhaft, muhammedanischer Religion und ebenfalls halb Jäger, halb Hirten, besitzen eine poetische Erzählung von beträchtlicher Länge, in einer Art von rhythmischer Prosa verfaßt und mit vielen lyrischen Stellen von höherem Schwunge untermischt. Die Composition ist einfach und die Gefühle der handelnden Personen sind so vollkommen natürlich ausgedrückt, daß sie bei weitem mehr in Einklang mit unserer eigenen Art und Weise stehen, als die der civilisirten Nationen Asiens, z. B. der Chinesen. Wir wissen nicht, ob wir das Gedicht ein Heldenmährchen oder eine Idylle nennen sollen. Es fehlt nicht an kriegerischem Sinn, aber das Ganze hat mehr ein idyllisches als ein heroisches Gepräge. Das ganze Produkt hat etwas Nüchternes und Flaches, aber es fehlt nicht an Zügen zarten Gefühls, und keine Spur von Rohheit und Wildheit ist darin zu finden. Der Held Kus Kurpatsch ist in der That der wahre Inbegriff eines sanften und geduldigen Liebhabers, und könnte sich rücksichtlich seiner Beharrlichkeit jedem Ritter der Tafelrunde an die Seite stellen. Einige Züge, obwohl fern davon, schön zu sein, nach unsern Begriffen von Schönheit, sind doch nationell und darum charakteristisch, z. B. des Dichters Weise, die Zeit zu messen. Der Held liegt nach einem schweren Kampfe besinnungslos „so lange, als ein Roß nach heftigem Rennen braucht seinen Schweiß zu trocknen," — und ein Zwiegespräch dauert, „länger als die Milch der Stute, wenn Du sie in den Schlauch gießest, braucht, um zu Kumiß zu gerinnen."[1])

1) Dieß Gedicht erschien 1812 in Kasan von einer russischen Uebersetzung begleitet, ohne eben Aufmerksamkeit zu erregen. Der gelehrte Orientalist Frähn nahm später, als von einem Beispiele der zahlreichen Tartarisch-türkischen Dialekte, Notiz davon.

Daß wir bei ſo dürftigen Materialien nicht unternehmen können, eine Geſchichte oder Charakteriſtik morgenländiſcher Volkspoeſie zu ſchreiben, verſteht ſich von ſelbſt. Mögen folgende Lieder für ſich ſelber ſprechen:

Indiſche Lieder.

Sindiſche Schifferlieder.[1])

Der Takt dieſer, wahrſcheinlich improviſirten, Lieder iſt nicht der des Ruderſchlages, ſondern des Anziehens der Stricke beim Segel Ein- und Aufziehen.

I.

Zieht o ziehet!
Hebt die Schultern,
Stemmt die Füße!
Das Boot will ſegeln!
Der Steuermann iſt ein Krieger,
Der Maſt iſt hoch!
Schlagt die Trommel,
Der Haven iſt da!
Braucht alle Kraft!
Mit Gottes Gnade,
Mit des Heiligen Hülfe!
'S iſt ein wackres Boot,
Das Waſſer iſt tief!
Es kommt glücklich durch!
Vom Shach Acbar
Durch Gottes Gnade!

1) Narratio of a Voyage on the Indus etc. by Lieut. Alex. Burnes, oder dritter Theil der Travels into Bokhara von Ebend. London 1834, p. 54. Die Sprache, in welcher die Lieder von den Schiffern, die ihn den Indus hinauf fuhren, geſungen wurden, nennt Burnes „einen wunderlichen Dialekt des Sindiſchen.“

II.

Heil, Peer Putta![1]
Heil Stadt Tatta!
Zieht zusammen,
Freudig ziehet!
Der Haven ist klein!
Sieh den Thurm im Haven!
Das Land ist Gottes!
Wer hat die Welt gesehn?
Das Wasser ist süß!
Zieht alle auf einmal!
Der Haven ist gut,
Belutschen das Volk
Gott hats uns gezeigt,
Mit Gott wir kamen!

Bhat, oder Lied in der Landessprache von Cutsch.

Zum Preise des Fürsten Lacka-Fulani.[2]

Fünf und zwanzig Jahr, und Lacka Fulani ward König auf dem Thron!
Tanz und Jubel unter dem Volke, die Welt glänzte wie Gold.
Noch fünf und zwanzig Jahre und Fulani fiel aus mit großer Heerskraft,
Die neun Theile der Welt eroberte er und sein Machtwort herrschte.
Noch fünf und zwanzig Jahre und er schlug sein Reich auf in Kaira[3]
Siebenzehn Laks Zemindaren, ein Kror Edler,[4]
Ein tausend Helden, zehntausend große Männer;
Fünf Laks Handelsleute, ein Lak Sagenmänner;

---

1) Shah Peer ist ein Schutzheiliger der Sinden; Putta wahrscheinlich einer seiner Beinamen.

2) Cutch etc., S. 196, wo auch das Original zu finden.

3) Kahira, einer der grösern Städte von Cutch.

4) Kror ein indisches Maßverhältniß, dessen Kenntniß Mrs Postans wie das des allgemeiner bekannten Lak vorauszusetzen scheint.

Fünf Laks Ackerbauer, königliche Trommelſchläger ein Lak;
Anderes Volk ſonder Zahl und Berechnung.
Funfzehn Oſhodſhun[1]) der Umfang ſeines Heers, vierzehn Krors
von Selams,
Als Lacka ſein Roß beſtieg, Puhu Paſar!

Chineſiſche Lieder.

Klagelied einer chineſiſchen Prinzeſſin, vermählt mit dem Fürſten von Uſun in Turkiſtan.[2])

I.

Meine Verwandten haben mich fortgeſchickt
Ins ferne, ferne Land!
Dem Fürſten von Uſun mich hingegeben,
Ins fremde Reich mich verbannt!
Eine ärmliche Hütte iſt ſein Haus
Mit Filz behängt!
Seine Speiſe iſt Fleiſch
Und Milch ſein Getränk!
O wenn ich meiner Heimath gedenk'
Eine wilde Gans möcht ich ſein, mit Schwingen
Ins Vaterland zurück mich zu bringen.[3])

---

1) Ein Oſhodſhun iſt nach Mrs. P's. Erklärung 8 engl. Meilen.

2) Aus den Annalen der Han vom Mönch Hyakinth in das Ruſſiſche und von Schott in das Deutſche überſetzt. S. Ritters Erdkunde, 2te Aufl., 7ter Theil, 3tes Buch, 5ter Band, S. 604. Die Prinzeſſin lebte und dichtete 107 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

3) Bekanntlich genießen die Chineſen gar keine Milch. Das Genießen von lauter animaliſcher Nahrung ſcheint der armen Prinzeſſin den Inbegriff von Rohheit zu charakteriſiren. Die chineſiſchen Prinzeſſinnen ſcheinen ſich übrigens beſonders unglücklich in der Fremde zu fühlen; auch Timkowſky hörte ein ähnliches Lied. S. oben S. 20.

II.

Mou-Lân.

Eine chinesische Romanze.[1])

Tsi-tsi, noch einmal tsi-tsi!
Mou-Lân webt vor ihrer Thüre,
Nicht hört man des Schiffchens Schwirren,
Nur des jungen Mädchens Seufzer.
Woran denkst Du, junges Mädchen?
Worauf sinnst Du, junges Mädchen?
An nichts denkt das junge Mädchen,
Auf nichts sinnt das junge Mädchen.

Gestern erst sah ich die Liste,
Zahllos Heer hebt aus der Kaiser.
Zwölf der Theile hat die Liste,
Und in jedem Vaters Namen.
Keinen Sohn hast Du mein Vater,
Keinen Sohn zum Krieg erwachsen,
Keinen ältern Bruder Mou-Lân!

Morgen will ich nach dem Markte,
Pferd und Sattel mir zu kaufen,
An der Stelle meines Vaters,
Wie ein gutes Kind zu dienen.
Auf dem Ostmarkt kauft ein Pferd sie,
Auf dem Westmarkt einen Sattel,
Auf dem Südmarkt einen Zügel
Auf dem Nordmarkt eine Peitsche.
Lebewohl sagt sie am Morgen
Ihrem Vater, ihrer Mutter.
Abends bei dem gelben Flusse

---

1) Aus dem Nachtrage der Anthologie Tang-tchi ins Französische übersetzt von Stanislas Julien, Revue de Paris 1832, Tome XXXVII, April, Nr. 4. Obige Uebersetzung ist von O. L. B. Wolff. S. Halle der Völker, Frankf. am Main 1837. 2ter Theil, S. 99. Nach Einigen soll das Lied, das ein Beispiel der Haupttugend der Chinesen, der kindlichen Pietät, erzählt, von der Heldin selbst gedichtet sein. Sie lebte unter der Dynastie der Liang, die von 502 bis 556 regierte. — Das Wörtchen tsi-tsi, womit das Lied beginnt, soll nach der Erklärung eines Commentators sowohl die Seufzer der Mou-Lân, als den Ton des Weberschiffchens nachahmen.

Will die Nacht sie dort verdringen;
Höret Vater nicht noch Mutter,
Die der lieben Tochter rufen.
Höret nur das dumpfe Rauschen
Von des gelben Flusses Wellen!

Drauf am Morgen nimmt sie Abschied
Scheidend von dem gelben Flusse;
Abends ist sie angekommen
Bei des schwarzen Flusses Quelle,
Höret Vater nicht noch Mutter,
Die der lieben Tochter rufen.
Höret bei dem schwarzen Flusse
Nur des Yenchan wilde Reiter.

„Wohl zehntausend Meilen Weges
Hab ich in dem Krieg durchzogen;
Ueber Felsen, über Schluchten
Setzt' ich flüchtig, wie ein Vogel.
Meinem Ohre trug der Nordwind
Des Nachtglöckchens Ton herüber;
Und auf meine Eisenkleider
Schien der Mond mit kaltem Lichte;
Und nach hundert wilden Kämpfen
Ist der Feldherr uns gefallen."

Nach zwölf ewig langen Jahren
Kehrt zurück der tapfre Krieger,
Und geht also gleich zum Kaiser.
Auf dem Throne sitzt der Kaiser,
Und vertheilt der Würden eine
Oder tausend Unzen Silbers.
„Was ich wünsche, fragt der Kaiser:
Mou-Yân wünscht nicht Amt noch Würde;
Leih ihm eins von den Kameelen
Die an einem einz'gen Tage
Mehr als tausend Meilen machen,
Daß es nach dem Vaterhause
Bringe ein geschiednes Kind."

Als der Vater und die Mutter
Ihrer Tochter Rückkehr hören,
Eilen fort sie aus dem Thore,

Gehn ihr alsobald entgegen;
Als der ältern Schwester Rückkehr
Ihre jüngern Schwestern hören,
Lassen gleich sie ihre Kammer
Schön geschmückt mit reichen Kleidern.
Als der ältern Schwester Rückkehr
Nun ihr jüngrer Bruder höret,
Schleift er alsobald ein Messer
Um ein junges Lamm zu tödten.

„Meine liebe Mutter! öffnet
Mir des Saals nach Ostens Thüre,
Setzet mich auf einen Sessel,
Der nach Westen ist gestellet.
Zieht mir aus das Kleid des Kriegers,
Legt mir an die alten Kleider;
Meine Schwestern vor der Thüre
Wartend ordnen ihren Hauptschmuck,
Und durchflechten vor dem Spiegel
Reich ihr Haar mit goldnen Blumen."

Mou-Lân geht aus ihrer Kammer
Und besucht die Kriegsgenossen;
Von Erstaunen und Verwundrung
Sind ergriffen die Genossen.
Zog sie doch in ihren Reihen
Fort mit ihnen zwölf der Jahre,
Und sie haben nicht erfahren,
Daß Mou-Lân ein Mädchen war.

Man erkennet bald den Hasen
Weil in raschem Lauf er stolpert;
Und an den erschreckten Blicken
Kennet man alsbald die Häsin.
Doch wenn sie zusammen laufen
Wer erkennet ihr Geschlecht?

Altarmenisches Lied.[1])

Das auf die Geburt des Helden Vahagn, den Sohn Tigranes I, den Herakles der Armenier, zur Laute gesungen ward.

Es kreißte der Himmel und die Erd', es kreißte auch das purpurne Meer,
Geburtsschmerz aus dem Meer erfaßt das röthliche Schilfrohr.
Und eine Flamme aus dem Hals des Rohres sprang empor,
Und aus der Flamm' ein Kindlein sprang, ein Knäblein da hervor.
Das hatte Feuer zum Haar;
Als aber zur Flamme wuchs der Bart,
Waren Sonnen sein Augenpaar.

Aus einem armenischen Liebeslied, noch jetzt in Tiflis vom Volk gesungen.[2])

Dein Wuchs gleicht der Cypresse,
Dein Busen duftet von Rosen,
Deine Augen, gleichsam ein goldner Becher,
Deine Augenbraun mit einer Feder gezogen;
Ich preiße deinen Liebhaber selig
Der sich einer so jugendlichen Geliebten erfreut!

Afghanisches Karavanenlied.

Das Lied ist, wie die meisten afghanischen Lieder, improvisirt, und zwar Abends nach vollbrachter Tagereise. Einer nach dem andern trägt recitativisch einen Vers vor, und die ganze Gesellschaft fällt in einer gewissen monotonen, langgedehnten Weise ein. Die Singenden sind hier Handelsleute aus Shadizye, in deren Begleitung der englische Lieutenant Conolly nach dem nördlichen Indien reiste.[3])

---

1) Moses Choronensis. I. cap. 31. Dieser Schriftsteller enthält viele Auszüge aus historischen Liedern, von denen aber nicht erhellt, ob sie je eigentliche Volkslieder waren.

2) Nebst dem Originale mitgetheilt von Hrn. St. Nasariarz aus Tiflis, gegenwärtig in Dorpat.

3) Conolly Journey overland to the North of India. Lond. 1834. Vol. II. p. 208.

Die Heimath liegt uns im Rücken,
Wir verließen Shadizye!
Chor. Wir verließen Shadizye!
Wo ist ein Thal, das ihm gleiche
Wo ist ein zweites Shadizye?
Chor. Wo ist ein zweites Shadizye?

Weit ist der Weg noch vor uns,
Das Kaiserland fern wo wir hingehn!
Viel Noth im Lande der Fremden!
Doch kehren wir heim nach Shadizye!
Chor. Wir kehren heim nach Shadizye!

Wir kehren heim nach Shadizye
Mit Sammt und Seide die Kameele beladen,
Beladen mit Geld und Spezereien
So kehren wir heim nach Shadizye!
Chor. So kehren wir heim nach Shadizye!

Mongolische Lieder.[1])

Die Metrik dieser Lieder besteht theils in einer Art von Kehrreim, der die Strophen abtheilt, theils in einer vollständigen Alliteration, die sich jedoch bloß auf den Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse bezieht. Wo es thunlich, ist auch das nämliche Endwort (kein Reim) durch eine ganze Strophe, in einzelnen Fällen auch durch das ganze Lied, durchgeführt. Es scheint dieß jedoch kein Gesetz, nur eine freiwillige Zierde zu sein, der sich bloß der kunstfertigere Dichter unterzieht. Den eigentlichen Reim scheinen sie so

1) Die ersten drei Lieder sind aus der Geschichte der Ostmongolen von Sanang Setzen Chungtaidshi, übersetzt von J. J. Schmidt, Petersburg und Leipzig 1829. Doch hat der gelehrte Uebersetzer entweder die Liedesform gar nicht erkannt oder doch nicht nachgewiesen. Diese ist erst kürzlich von einem andern mongolischen Sprachkenner, in der Zeitschrift zur Kunde des Morgenlandes, Bd. I. H. I, über mongolische Poesie; von v. d. Gabelenz dargethan worden.

wenig zu kennen, wie Sylbenmaß oder Zahl. Das erste nachstehender Lieder wird Dshingis Chan selbst in den Mund gelegt, der seinen Jugendfreund Bogordshi anscheinend vernachlässigt hatte, und durch seine Gemahlin aufmerksam gemacht, wünschte, ihm eine öffentliche Anerkennung seiner Verdienste zu geben. Demgemäß redet er ihn vor allem Volke so an:

Mein Bogordshi!
Wenn der erschlaffte Bogen
Der Hand entfallen will,
Sprichst Du freundliche Worte!

Mein Bogordshi!
Wenn ich in Trübsal wandelte,
Treuer Gefährte,
Kanntest Du keine Furcht
Mein Bogordshi!

Wenn der gespannte Bogen
Der Arbeit müde war,
Warst Du im größten Unglück mein Gefährte!
Mein Bogordshi!

Wenn ich in Todesgefahr wandelte,
Treuer Gefährte!
Achtetest Du nicht Tod oder Leben
Mein Bogordshi!

Trauerlieder um Dshingis Chans Tod.

Der große Chan starb auf dem siegreichen Feldzuge nach Tangud, nach den meisten Historikern eines natürlichen Todes; nach unserm Mongolen, an Gift oder einem sonstigen Uebel, das ihm die Wittwe des besiegten Fürsten von Tangud Kürbeldschin, die er zwang, sich mit ihm zu vermählen, in der Hochzeitnacht beigebracht. Die Dame Kürbeldschin, die als sehr schön beschrieben wird, stürzte

sich in den Chara Muren, den schwarzen Fluß, (den gelben Fluß der Chinesen,) der seitdem bei den Mongolen Chatun Muren oder Chatun Eke, Damenfluß hieß, und noch heißt. Gesch. der Ostmong. SS. 103 und 388. Die beiden folgenden Lieder werden dem Feldherrn des Eroberers Kiluken Baghatur in den Mund gelegt, der sie aber im Namen des ganzen Volkes absingt.

I.

Wie ein Falk schwebtest Du daher,
Mein Herrscher!
Auf knarrendem Wagen rolltest Du dahin,
Mein Herrscher!
Hast Du Gemahlin und Kinder wirklich verlassen,
Mein Herrscher!
Hast Du Dein gesammtes Volk wirklich verlassen,
Mein Herrscher!
Wie ein siegender Habicht flogst Du daher,
Mein Herrscher!
Wie ein unerfahrenes Füllen stürztest Du dahin,
Mein Herrscher!
Statt nach sechs und sechzig Jahren dem neunfarb'gen Volke
Freude zu gewähren, hast Du Dich entfernt!
Mein Herrscher!

II.[1])

Du des ew'gen Tegri wunderbar Erzeugter!
Der Menschen Löwe, Tegrisohn, göttlicher Herrscher!
Dein ganzes großes Volk verlassend,
Du Göttlicher! giengest Du fort!
In erhabner Geburt.

1) Die Alliteration des Originales ist in diesem, wie in einem der folgenden Lieder, wo sie sich wie hier fast von selbst ergab, nachzuahmen versucht. — Tegri ist in der buddhistischen Religion ein Genius oder ein Halbgott.

Deiner würdig, Deine Gattin,
Dein festbegründetes Reich,
Deine nach Wunsch geordnete Verwaltung,
Dein treu anhängliches Volk,
Alles ist dort!
Deine liebende, ergebne Gemahlin,
Dein goldner Königspallast,
Dein auf Recht gegründetes Reich,
Dein versammeltes untergebnes Volk,
Alles ist dort!
Das Land Deiner Geburt, das Wasser Deines Bades,
Dein fruchtbares, untergebnes Mongolenvolk,
Deine vielen Würdenträger und Edle,
Dein Geburtsort Deligun Buldack am Onon,
Alles ist dort!
Dein aus schwarzen Hengstschweifen gefertigtes Panier,
Deine Pauken, Becken, Trompeten, Pfeifen,
Dein Alles Nennbare in sich schließender goldner Pallast,
Die Grasfläche von Kerulen, wo Du den Thron der Aruland bestiegst,
Alles ist dort!
Die in früher Jugend Dir angetraute treffliche Gemahlin
Bürte Dschuschin,[1])
Dein glückliches Land und großes Volk Borchatu-Chan,
Deine zwei vertrauten Freunde Bogordshi und Muchuli,
Dein allenthalben fest begründetes Reich und Herrschaft,
Alles ist dort!
Deine Gottmenschliche Gemahlin, Dame Chulan,[2])
Deine Lauten, Flöten und übrigen Instrumente,
Deine schönen zwei Gemahlinnen Dshissu und Dshissuken,
Dein alles in sich vereinigender goldner Pallast —
Alles ist dort!

---

1) Bürte Dschuschin war die erste und Hauptgemahlin Dshingis-Chans, die großen Einfluß auf ihn hatte und bei der er sich auch glaubte entschuldigen zu müssen, wenn er eine neue Gemahlin nahm. Gesch. d. Ostmong. S. 77.

2) Die hier der Dame Chulan beigelegte Eigenschaft Chubilgan, ist eine der drei Haupteigenschaften Buddhas, und bedeutet dessen Menschwerdung oder Verkörperung der göttlichen Natur. Chatun, Dame, ein auch im Türkischen herrschender Titel vornehmer Frauen. Auch im Serbischen heißt jede türkische Dame Kaduna.

Weil die Gegend von Charguna warm ist,
Weil die besiegten Tangud zahlreich sind,
Weil Dame Kürbeldschin schön war,[1])
Hast Du Dein altes Mongolenvolk verlassen,
Mein Herrscher!
Deinem kostbaren Leben konnten wir nicht zum Schilde dienen,
Doch Deine dem Edelsteine Chas gleichende Hülle wollen wir geleiten,
Deiner Gemahlin Bürte Dschuschin sie zu zeigen;
Den Wünschen des ganzen großen Volks genug thun.

Kriegslied.[2])

Aus der Herrschaft des Zezèn Khan
Zieht aus das Heer zu Roß,
Dreitausend an der Zahl.
Der Führer dieses Heeres ist
Unser Held Oberst Zebdèn.
Aus den Rittern des Hofes
Ist der Edle Schunschun erwählt;
Noch zieht hin aus freiem Willen
Unser Held, Oberst Dordshi Dshonom.
Herr Banda Buissun auch ist schnell
Herbei geeilt zum Auszug.
Dieser Helden seltnen Muth
Hat schon unser Feind erfahren
Im heißen Kampf am Berg Shangai.
Wenn die Gottheit in ihrer Gnade

---

1) Die Mongolen scheinen geglaubt zu haben, der alte Eroberer, der mehrere Jahre geruht hatte und gesättigt zu sein schien, habe mit ihretwegen den Feldzug gegen Tangud unternommen.

2) Wie die nächsten vier Lieder aus Timkoffskys Reise ꝛc. Th. II. Das obige Lied hat einen Refrain dse ai du dse nach der ersten, dritten u. s. w. Zeile, den der russische Uebersetzer Froloff, wahrscheinlich weil er nichts bedeutet, unübersetzt gelassen. Die beiden letzten dieser fünf Lieder, deren Originale nicht mitgetheilt sind, erinnern auffallend an slavische, besonders russische und serbische Gesänge der Art.

Befiehlt diesen Krieg zu enden,
Dann werden wir auf dem Wege zur Heimath
Nach dem Thal der Ruhe ziehn,
Und weiden werden unsre guten Rosse
In seinem fetten grünen Grase.

Geistliches Lied.

Der Dsunschaba ist König der Schrift;
König, des Ganzen Beherrscher.
O glückliche Völker
Geboren im Lande der Götter!
Wir flehen, setzt uns über
Ueber den großen rothen Fluß!
Möge hinüber wandeln unsre Seele,
In die Wohnung auf dem fünfnüglichen Berg.[1])
Böse Menschen, arglistige,
Die Ihr beunruhiget die Brüderschaft,
Wisset, es ist ein Richter des Guten und Bösen,
Der gerechte König Erlük-Chan!
Die Priester lehren uns den heiligen Glauben,
Die Eltern die guten Sitten.
Diese kurze Lehre
Müssen wir uns einprägen!
In dem Dunkel wandelnd durch das Thal
Kannst Du den Morast wohl sehen?
Lebst mit einem Du in enger Freundschaft
Kannst Du seine Gedanken sehen?
Mögen wir durch den Beistand des Dalai Lama
Von unsern Feinden erlöst werden!
Unsre geheimen und unsre offnen Thaten
Mögen die drei Heil'gen uns verzeihen!

Trinklied.

Der Wein, den uns die Gottheit gab,
Ein edler Heiltrank ist's, fürwahr!
Wie Honig ist er lieblich süß!
So trinkt ihn denn im Bruderkreis!

1) Der Utai Schang oder Berg Utai in China, wo die Lamaiten (Buddhisten) mehrere ihnen sehr heilige Tempel haben.

Vom Uebermaaße des Genusses
Umfängt gar leicht der Wahnsinn dich,
Doch wer genießt mit Mäßigung
Der wird ergriffen von Entzücken.

Gesundheit juble, Stärke, Jugend;
Ein seltner Fall hat uns vereint;
Das milde Süß der Milch genießet!
Das Brudermal erfreut das Herz!

Zwei Sehnsuchtslieder.

I.

Röthliches Roß mit dem Paßgange!
In der gewohnten Heerde wandelnd,
Wie schön bist Du in Deiner Gattung!
Mit wundervoller Farb' und stolzem Wuchse!
Aber jene junge Schöne
In dem fremden Lande wohnend
Härmet sich ob ihrer Heimath;
Blickt hierher mit unverwandtem Auge.
„Immer würd' ich bei Dir sein,
Doch der Berg Schangai verhindert's.
Streb' ich auch zu leben in der Liebe
Scheidet mich das Schicksal doch von Dir!"

II.

Wie die Sträuche auf den Eisgebirgen
Von den stürmischen Winden schwanken,
Also schwanken auch vom Trunke
Die im reifen Alter steh'nden Brüder.
Das junge Roß das da gekommen ist
Zur fremden großen Heerde,
Und sich nicht dran gewöhnen kann,
Grämt immer sich um die Gefährten!
Die fremde Fürstentochter
Die unter dem zahlreichen Volke
Nicht weiß wie sie gefallen soll,

Erdultet leicht Verdruß und Leid!
Zeigt die schwarze Wolke sich,
Denk' ich mir das starke Schneegestöber.
Deckt mit Staube sich der Pfad,
Sagt das Herz: da kommt der liebe Freund
Wälzt die weiße Wolke sich daher,
Harr' ich nur des Frostes.
Wirbelt ob dem Thale sich der Staub,
Sag ich nur: sieh da, mein lieber Freund!

Kalmückische Lieder.[1])

Diese Lieder haben im Ganzen den Charakter der Mongolischen, doch sind sie nicht alliterirt, wahrscheinlich, weil sie von weniger kunstfertigen Sängern gedichtet sind. Ein gewisser Rhythmus und die Wiederholung eines und desselben Endwortes bezeichnen sie genugsam als Verse.

Liebeslieder.

Die Neuvermählte und der Geliebte.

Ein gezäumtes von den schwarzen Rossen
Einmal zu besteigen, o wie wär es?
Sich aus Liebe zu dem liebsten Freunde
Einmal anzustrengen, o wie wär es?

War ich nicht Dein angebetet Bildniß ohne Gleichen?
War ich nicht Dein liebend Liebchen ohne Gleichen?
Und wenn Dein Brauner drüber mager würde, was denn wär es?
Sich freiwillig einmal anzustrengen, was denn wär es?

---

1) Pallas, Sammlung histor. Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, Petersb. 1776. Th. I. S. 152.

Wir hielten Treu und konntest Du mir nicht trauen?
Und war ich nicht Dein einzig liebend Liebchen?
Du Kiefernbaum, am Flusse aufgewachsen!
War ich nicht Dein gefällig liebend Liebchen?

Besuch des Geliebten.

Da kommst Du hergeritten auf dem schönen Fahlen,
Wie Du so kommst, wie herrlich ist Dein Anstand!
Du Kiefernbaum, schnurgrade aufgewachsen!
O denk nur nicht, ich sei berauscht, Du Meiner!
Tief denkend saß ich über die geträumten Träume
Da kömmst Du selbst zu mir heran Du Meiner!
Schon wollt der Nachbarn Hülfe ich erbitten, Du Meiner,
Da kömmst Du, sag woher? Du Meiner, bei mir an!
Dein Anblick ist mir wie das Morgenroth der Sonn' o Meiner!
Deine Schönheit gleicht der Blume! Du Meiner, ich saß im Gram mich weidend,
Da kömmst Du unvermuthet bei mir an!

Mond und Sonne.

Ach! Du mein unvergleichlich lieber Liebling!
Wie an der Pfeiltasche ein Schmuck, mein Liebling!
Du meiner Seele einz'ges Ziel, mein Liebling!
Ohn' Falsch! ohn' Zorn! sanftmüthig, Du mein Liebling!
Ohn' Stolz, ohn' lächerlichen Zwang, mein Liebling!
O Du deß Herz mit meinem ist Ein Kern!

Wer ists wohl, der an Dir zu tadeln wüßte?
Thuts Einer, thut ers nur aus Neid!
Ach laß sie sagen was sie wollen!
Der Tadler lebt zu seiner eignen Schmach.

Am Himmel glänzt die schöne Sonne und der Mond;
Auf Erden sieht man Dich und mich uns beid' allein;
So wollen wir nie von einander gehen,
Des Lebens Freuden mit einander theilen!

Der im Felde Gefallne.

Dein gelbfahles Roß, Geliebter
Am Sallfluß sinkt es hin ermattet!
Du fällst mein tapfrer Jüngling, Du der Meine!
So mag der Mond Dir zur Gefährtin werden!

„Das Adlergefieder, mein Haargeflecht,[1])
Nehmt es von mir, bringts treu den Meinen zu;
Ach! kommt Ihr an, laßt meine Zärtlichste
Die Schreckenskund' auf zarte Weise wissen!
Und saget ihr, die goldgeschriebne Seelmeß[2])
Soll sie zwölf Jahr lang für mich lesen lassen!"

Ach ja! hab' ich doch schon den Dir bestimmten Fahlen
Für Deine Seelmessen verwendet, Liebster!

„Wenn Ihr beim Rückzug meiner Liebe denket,
Zieht nicht vorüber bei der Zärtlich-Liebsten."
Daß Du nicht kamst, ich schriebs der Ferne zu,
Doch ach! nun bricht mein liebend Herz um Dich!
Ach hätte doch an die drei Hügel des Sammar-See's
Dein schöner Fahler Dich zurückgebracht!
Du wackrer Jüngling, ach Du sonst der Meine!
Könnt ich Dich jemals aus dem Sinn verlieren?
Ach! säh ich doch Dich einmal, einmal wieder!

Der Kalmück in der Fremde.

Des Morgens wenn die Stimm' erhebt die Lerche
Und ihre Lieder schon ich höre,
Da muß ich gleich an meine Lieben denken!
Ach, Vater, Du geübter Bogenschütze!
Ach, Mutter, Du so lieblich dem Gemüthe!
Und muß es denn bei den Gedanken bleiben?
Ach nur Betrüger sind Gedanken!
Nur was die Sinn' erkennen, das ist Wahrheit.
O laßt Ihr Freund' es Euch gesagt sein,
Gewaltig sind des Schicksals Fügungen,
Verborgen ist die Zukunft unsres Lebens,
Von selber kommen unverhoffte Sorgen,
Und Umsturz und Veränderung sind der Lauf der Welt.

---

1) Der Sterbende wird hier sprechend eingeführt.

2) Schabba, die Seelmesse der Buddhisten.

Der Zurückgebliebnen Klage.

Unter Katharina der Zweiten entzogen sich plötzlich die Torgoten, eine der Wolgaischen Kalmückenhorden, der Oberherrschaft des „weißen Chans," wie die russischen Herrscher bei den asiatischen Völkerschaften heißen, durch die Flucht, um sich unter chinesische Botmäßigkeit zu begeben, was ihnen auch, nachdem sie sich durch die Kirgisen durchgeschlagen, und ungeheure Verluste an Menschen und Vieh erlitten, endlich gelang. Dieß gab den zurückgebliebenen Horden Veranlassung zu manchem Klageliede.

Oft wenn Himmel und Sterne in Klarheit prangen,
Wird alles plötzlich durch Wolken verfinstert!

Ja! man möchte sich selbst und die Schickung verwünschen!
Wie werden nun auf den Bergen die schönen Schimmel abmagern!

Was habt Ihr Torgoten denn von uns Nachgebliebenen gedacht?
Auf den steilen Gebirgen o wie werden Eure schwarzen Heerden dahinfallen!

Ach zieht nur hin, mit dem Wunsche uns wiederzusehen!
O wie werden die schönen Braunen Berg auf, Thal ab, matt werden und mager!

Ach gönnt Euren Lieben den Wunsch mit Euch sich einst wieder vereint zu sehn.
O wie werden auf dem rauhen Boden die fetten Blaugrauen herhalten müssen!
Ach, Ihr Bilder der Götter! laßt Ihr uns ganz hülflos!

Kleine Beduinenlieder.[1])

Meſámer der Weiber von Aleygat.

Der Aleygat iſt am Sinai zu Hauſe. Der Meſamer und Aſámer werden zur Begleitung zweier intereſſanten pantomimiſchen Tänze geſungen. Der letztere iſt zum Preis von Helden beſtimmt; im erſtern preißen die Männer gewöhnlich die weibliche Schönheit. Die Weiber von Aleygat übernehmen in folgendem Verſe ihr eignes Lob.

O Weiber von Aleygat, giebts etwas das uns vergleichen werde?
Der Himmel nur allein! die Männer ſind die Erde![2])

Meſámer eines Jünglings.

O Mädchen wenn mein Vater hier ein Eſel vor mir ſtande,
Verkaufen würd' ich ihn, daß ich Dich dafür kaufen könnte!

Hadù oder Kriegsgeſang.

O Tod! verzögre deine Wuth!
Daß uns zur Sühne fließ ihr Blut!

Hadù des Kameeltreibers

O Allah! ſchütze ſie vor den[illegible] Gefahren!
Seid Glieder, Eiſenpfeiler [illegible] wahren!

---

1) Burckhardt Notes on the Bedouins. Ueber die arabiſchen Lieder des Volks in den Städten, beſonders Cairos, ſiehe weiter unten: Aegyptier.

2) Burckhardt fügt hier die Erklärung hinzu: auf die wir treten.

Hodjeini oder Liebeslied.

Diese Art Lieder sind den Serenaden oder Ständchen zu vergleichen. Wenn ein junger Mann nicht schlafen kann, geht er nach der Männer Abtheilung in dem Zelte seiner Geliebten oder in eines Freundes Zelt in der Nähe und singt sein Hodjeini bis Tagesanbruch. Seine Freunde versammeln sich um ihn und stimmen mit ein. — Auch die Mädchen thun bisweilen dasselbe. Von nachfolgendem Liedchen bemerkt Burckhardt, daß es einen Zug von Galanterie enthielte, da das Kameel den Weibern gewöhnlich zum Wassertragen verweigert werde, wenn der Brunnen nicht sehr ferne sei. Während die Männer sich faul in den Zelten strecken und ihre Pfeife rauchen, thun sie alle schweren Arbeiten.

Steh auf, o Bas'![1]) bring das Kameel zur Stelle,
Das schwärzliche Kameel das liebt die einsame Gazelle!
Den schönen Sattel leg ihm auf, von Nedjd die Lederschläuche,
Daß in der Kühl' den Brunnen es erreiche!

Turkomannische Lieder.

Kriegslied gegen die Kurden.[2])

Mit Dir ists aus, o Ali Chan, mit Deiner Größ' ists aus!
Zur Nachtzeit rüsten wir uns wohl, sind fertig früh zum Strauß
Bald stieget Eurer Felder Staub unter unser Rosse Hufen!
In Sammt gehüllt davon geführt Eure Fraun um Hülfe rufen!

---

1) Tochter meines Oheims, eine Liebesanrede, wie im Malayischen der Geliebte „der ältre Bruder" heißt.

2) Alex. Burnes Travels into Bokhara etc. Vol. II, p. 115.

Bis in die Wolken steigt mein Ruhm, bei Allah! wer wills hindern!
Im Ziegenjahr[1]) das kennt Ihr wohl, da werd' ich Meshid plündern!
Was Du gehofft in Khorasan, das werde all vernichtet,
Nach Teheran, besiegter Held, sei Deine Flucht gerichtet!
Doch hab' ich hundert Jünglinge Dich dorten zu bewachen,
Die werden bald, o Ali Chan! Dich zum Gefangnen machen!
Nach Khiva führ ich Dein Geschütz — mit Dir ists aus o Held!
Denn meine Krieger samml' ich dort wohl auf dem ebnen Feld!
Und bist Du klug, denk' meines Raths und Du verschmäh ihn nicht,
Einen Jüngling und vier Mädchen schön send' mir als Zinsespflicht!
O Bey Muhammed![2]) dieser Zeit mir's nicht an Glück gebricht!

Lied[3]) zu Ehren eines Rosses Kuruchli.

Ich halt' ein Araberroß für den Tag der Schlacht
Und leb' in seines Schattens kühlender Nacht!
Die Helden erschlag' ich im Kampf, in dem heißen,
Halt' ein Araberroß und ein Schild von Eisen!
Kuruchli!

Den Eisenbogen den bieg' ich am Tage der Schlacht,
Sitz' grad auf dem Roß und Keiner wanken mich macht!
Nicht Bruder noch Schwester mir ward, als einziges Kind bin zu preißen,
Halt' ein Araberroß und ein Schild von Eisen!
Kuruchli!

Vor meinem Athem da schmilzt das Eis auf den Höhn,
Das Wasser meiner Augen das machet Mühlen gehn!
Also sprach den sie Jonas den Puräer geheißen,
Halt' ein Araberroß und ein Schild von Eisen!
Kuruchli!

---

1) Ihre Art der Zeitbezeichnung, die sie mit den Mongolen gemein haben.

2) Name des Dichters, nach dem Vorbilde der Perser und Türken, die ebenfalls in der letzten Zeile des Gedichts den Namen des Dichters einzuflechten pflegen.

3) Burnes Travels into Bokhara etc. Vol. II. p. 59.

Kurdiſches Kriegslied.

(Gegen die Turkomannen.)

Mein Gruß den Tuka's! 's iſt ein Ort der iſt Ukuj geheißen,
Nun lang genug ſchon thärſt Du Dich des Ortes Herren preißen!
Haſt manches Jahr geſeſſen dort, nun iſt es Zeit zu weichen
Denn bald wird Begler! meine Schaar von Helden Dich erreichen.
Wir ſchlagen unſre Zelte auf, auf den Niſaó Wieſen,
Wir blaſen Dir zum Rückzug, wenn Du fliehſt auf raſchen Füßen!
Die fangen unſre Reiter auf, die zu entfliehen eilen,
Und Roſſeshufen treten die, die zaudernd hinten weilen.
In Eurer Töchter ſchön Geſicht woll'n ohne Scheu wir ſchauen,
Gewaffnet unſre Kriegſchaar ſprengt dahin über Eure Auen!
Und das Geſchütz das führen wir vor Deiner Veſte Wall,
Ihr Mauern von Akkul erhebt vor ſeinem Widerhall!
Ein mächt'ges Heer bring' ich mit mir, davor da ſollt Ihr fliehen
Wenn längs der Ebne Kipſchak wir mit ſcharfen Waffen ziehen.
Und in der Ebne Maimuna meine Reiter ſitzen ab
Und machen Deinem ganzen Volk die ſand'ge Wüſt' zum Grab.
Denn in die ſand'gen Hügel' nein Ihr werdet vor uns fliehen,
Wo Euch der Gaumen glüht und brennt, die Füße Blaſen ziehen,
Wo Ihr Euch auch verbergen mögt, meine Führer raus Euch jagen
Und wir, wir ſind gleich hintendrein und Euch in Feſſeln ſchlagen.
O Duſchkun! aus mir ſelbſt ſprech ich! — o wollt zum Muth Euch ſpornen!
Die Ebne nun ſo ſchön, wie bald fur Euch ein Bett voll Dornen!')

---

1) Da wir die drei letztern Lieder nur durch das Medium der engliſchen Sprache kennen, und weder das Original noch ein Wink über das Versmaß mitgetheilt iſt, ſo können wir aus der Verſchlingung des Dichternamens in der vorletzten Zeile und aus dem Einfluß des Perſiſchen auf das Türkiſche überhaupt nur errathen, daß ſie, wie die Lieder jener Sprache, in Reimen verfaßt ſind, und haben darum die deutſche Ueberſetzung gereimt, die dennoch der engliſchen ſich aufs Genaueſte anſchließt.

Zweiter Abſchnitt.

Malayiſche und polyneſiſche Völkerſchaften.

Nach dieſem curſoriſchen und unbelohnenden Ueberblick des unermeßlichen Feſtlandes von Aſien, wenden wir uns den malayiſchen Völkerſchaften des indiſchen Archipelagus und den unzähligen ihnen verwandten Inſelvölkern des ſüdlichen Weltmeers zu, die ſeit geraumer Zeit der Gegenſtand ſo mannichfacher ſcharfſinniger und gelehrter Unterſuchungen geweſen ſind.

Die Einwohner des indiſchen Archipelagus von Sumatra bis nach den philippiniſchen Inſeln, einbegriffen die Bewohner der Malayiſchen Halbinſel, gehören ſämmtlich zu ein und demſelben Geſchlechte, und was für Verſchiedenheit auch gegenwärtig in ihren Sprachen exiſtiren möge, ſo ſind ſie doch unwiderſprechbar alle Zweige Eines Stammes. Alles aber was uns hier angeht, iſt die Identität ihrer geiſtigen Fähigkeiten und Anlagen, zwar nicht im Grade derſelben, aber in den eigenthümlichen Grundzügen ihres Charakters. Im Betreff auf ihren poetiſchen Genius haben wir ſie als Ein großes Ganzes zu betrachten. Die hyperboliſche und bildliche Weiſe des Ausdrucks, die den Oſten charakteriſirt, und die wir gewöhnlich auch bei allen unciviliſirten Völkern für natürlich zu halten pflegen, findet ſich nach Crawfurd's, eines Kenners ihrer Sprachen, Urtheile, in keinem einzigen Idiome der Inſeln. Was metaphoriſch in

ihrer Poesie ist, haben sie von den Hindu erborgt: die einzige Schönheit ihrer rein nationellen und bei ihnen ohne diesen Einfluß erzeugten Poesie besteht in ihrer Einfachheit, und einer Mannigfaltigkeit von glücklichen Gleichnissen und gut gewählten Beiwörtern. Wir stoßen in denjenigen Liedern, die den Europaern als besonders günstige Proben ihrer Poesie mitgetheilt werden, in der That nur auf sehr wenige Züge auffallender Originalität oder einer kühnen, feurigen Einbildungskraft. Allein der Geist beinah aller ist in vollkommner Uebereinstimmung mit jener wunderbaren, vocalvollen Weichheit des Klanges, die in höherm oder geringerm Grade allen diesen Sprachen eigen ist. Wir erinnern den Leser, daß alles, was eigentlich zur Literatur gehört, und wovon unter den civilisirtesten der morgenländischen Nationen der größte Theil in einer verschiedenen geheimen Sprache geschrieben ist, von unsern Betrachtungen ausgeschlossen ist, und daß auch, was die Poesie der Vernacularsprachen betrifft, wir uns auf den Theil beschränken, der dem eigentlichen Volke vertraut ist — eine Unterscheidung, die natürlich nur auf die civilisirtern Nationen anwendbar ist.

Wir betrachten zuerst die Javanesen, die als Nation, rücksichtlich der Bildung, an der Spitze der morgenländischen Inselbewohner stehen. Die Unterhaltungen der professionirten Erzähler und das pantomimische Drama, machen wie die aller orientalischer Völker, auch die Hauptergötzung der Javanesen aus. Ihre Drama's besonders haben, wie die der Siamesen, eine durchaus nationelle Eigenthümlichkeit und scheinen aus grauem Alterthum zu stammen. Die Gegenstände derselben sind indische Legenden oder fabelhafte Geschichten aus ihrer eigenen frühen Vorwelt, also älter als die Einführung der muhammedanischen Religion. Wir finden in ihnen nichts, was wir dramatische Handlung nennen möchten, ja selbst nur sehr wenig Dialog. Letzterer aber wird immer aus dem Stegreife geführt, wenn die Schauspieler lebende Personen, und nicht, wie es oft der Fall ist, Puppen oder durchsichtige Schattenbilder sind. In diesem Falle müssen sich

die Zuschauer meist mit bloßer Pantomime begnügen. (Mögen die Spielenden nun aber Menschen oder Puppen oder Schattenbilder sein, die Erzählung von dem, was sie vorzustellen haben, wird allemal von einem Manne gegeben, der **Dalang** genannt wird, und den Crawfurd mit den alten englischen Barden oder Minstrels vergleicht. Dieser sitzt gerade vor den Zuhörern, so daß ihn alle sehen und hören können, und erklärt ihnen die Handlung, indem er in dem gewöhnlichen recitativischen Singsang des Orients eine von den bekannten metrischen Romanzen, von deren Werth sogleich weiter die Rede sein wird, stückweise hersagt, worauf denn die Schauspieler, Menschen oder Puppen, die eben beschriebene Handlung ausführen; erstere mit eingestreuten Dialogen, letztere rein pantomimisch. Solch' eine Aufführung, wenn sie von einem vollen Musikchor begleitet wird, verfehlt nie einen mächtigen Eindruck auf die Eingebornen zu machen, während sie einem Europäer im höchsten Grade langweilig scheint. Der einzige Theil der Vorstellung, der selbst einem gebildeteren Geschmack einige Ergötzung gewähren kann, sind gewisse Buffonerien und Harlequinaden, die den regelmäßigen Scenen des Dramas zum Zwischenspiele dienen, und für welche die orientalischen Inselbewohner, und ganz insbesondere die Javanesen, ein höchst merkwürdiges Talent haben sollen. Eine verjährte Gewohnheit hat den Gebrauch eingeführt, die alten historischen Scenen durch Menschen, die neueren der Gegenwart durch Puppen, die indischen Legenden aus der Ramayana und Mahabharata aber von gewissen Schattenbildern aufführen zu lassen, die wohl eine nähere Beschreibung verdienen. Diese Figuren sind ohngefähr 20 Zoll groß, aus roher ungegerbter Büffelhaut geschnitten, meist stark bemalt und vergoldet, und werden hinter einem mit weißer Leinwand bezogenen, durch Lampenlicht erhellten Schirme bewegt.[1]) In einem

1) Siehe Crawfurd's History of the indian Archipelago. Vol. I. p. 426 – 430.

später mitzutheilenden malayischen Liede werden wir finden, daß ein glühender Liebhaber seine Schöne mit einem solchen, aus Büffelhaut geschnittenen Bilde vergleicht.

Die historischen Romane der Javanesen und der andern archipelagischen Stamme werden von den urtheilfähigsten Kennern derselben für höchst schwach und kindisch gehalten wie in der That alle diejenigen ihrer Erzeugnisse sind, welche mehr oder weniger das Denkvermögen in Anspruch nehmen. Ein feuriges Kriegs-, ein zärtliches Liebeslied mögen dann und wann der freie Erguß auch einer unausgebildeten aber mächtigen oder glühenden Empfindungsweise sein; aber epische, aus mehreren Theilen zusammengesetzte Erzeugnisse, wenn sie irgend einen Werth haben sollen, erfordern einen gediegnern Verstand und einen hellern Gedankengang, als es gewöhnlich bei orientalischen Dichtern der Fall ist. Die Javanesen besitzen eine Fülle von lyrischer Poesie, Lieder, in gewissen geregelten, auf eigenthümliche Weise gebildeten Stanzen verfaßt, die von einer großen Mannigfaltigkeit im Technischen zeugen. Was eine nähere Beschreibung dieser wunderlichen Versmaaße betrifft, so verweisen wir den Leser auf Crawfurds sehr schätzbares Werk über den indischen Archipelagus. Wir erfahren jedoch daraus nicht, ob die Gesänge, mit denen sie ihre Tänze zu begleiten pflegen, und die oft ganz aus dem Stegreife gedichtet sind, dieselben künstlichen Versmaaße haben. Wir geben weiter unten eine Probe ihrer Liebeslieder. Ob dieß zierliche Gedicht, das uns dem Charakter nach sehr einfach, obwohl in der Diktion etwas überladen scheint, das Erzeugniß eines Sängers aus dem Volke oder eines Literators ist, geht nicht deutlich hervor, allein der Verfasser des angeführten Werkes sagt ausdrücklich: noch heutigen Tages machen die javanesischen Bauern, die gemeiniglich weder lesen noch schreiben können, ihre Lieder in den nämlichen eigenthümlichen Versmaaßen, in denen die literarischen Produkte geschrieben sind.

Die Malayen, die ursprünglich aus dem Königreiche Menang Kabao, im Innern von Sumatra, stammen, ver-

breiteten ſich in frühen Zeiten über die malaviſche Halbinſel, und von da durch Kolonien über die Küſten von Borneo, Java und Celebes, zurück nach Sumatra und nach den öſtlicher gelegenen Inſeln. Rückſichtlich auf Literatur und Civiliſation ſtehen ſie unter den Javaneſen; allein ſie ſind ein Volk von mehr poetiſchem Gepräge. Ihre ſanfte, melodiſche Sprache, die lingua franca des Orients, iſt durch die große Einfachheit ihrer Struktur und ihren Reichthum von Reimen beſonders den extemporirten Ergießungen eines augenblicklichen Gefühles äußerſt günſtig, die wir Improviſationen zu nennen pflegen. Die Malayen bringen alle ihre Mußeſtunden — die nach Marsden den größten Theil ihres Lebens in ſich begreifen — mit Herſagen von Liedern oder ſonſtigen Gedichten zu. Bei ihren Feſten, Hochzeiten und dergleichen, pflegen ſie, in einer Art von Recitativ, verſchiedenartige Gedichte, beſonders aber hiſtoriſche Erzählungen vorzutragen, die derſelbe Schriftſteller mit den alten engliſchen Balladen vergleicht, und deren hauptſächlichſter Gegenſtand Liebe iſt. Dieſe Gedichte, die Dendang genannt werden, ſind häufig ganz aus dem Stegreife gedichtet, bald von Männern, bald von Frauen, oft auch von beiden zugleich, indem einer den andern antwortet, und das Gedicht dadurch, wenn nicht einen dramatiſchen, doch einen dialogiſchen Charakter gewinnt. Nach Marsdens vertrauenswerthem Urtheil ſind dieſe extemporiſirten Erzeugniſſe oft bewundernswürdig angemeſſen, und voller geſchickter, ja witziger Wendungen.[1]) Eine andere Dichtart iſt der Sayar oder Shaiar, zwar arabiſchen Urſprungs, aber unter den Malayen vollſtändig eingebürgert. „Es ſind gereimte Verſe, ſagt Crawfurd, von acht bis zwölf Sylben in einer Zeile, den üblichen gereimten Versmaaßen der neuern europäiſchen Sprachen ganz ähnlich. Gedichte dieſer Art ſind oft von beträchtlicher Länge, und ihr Gegenſtand iſt entwe-

1) History of Sumatra by W. Marsden. London 1788. S. 161, 220 und 230.

der eine reine Fiktion oder eine Begebenheit aus der Geschichte, so behandelt, als wenn es eine wäre.[1]) Ob das strenge Urtheil, das derselbe Schriftsteller fällt, indem er hinzufügt, „daß diese Verse nur für Auge und Ohr Poesie seien, indem ihnen es an dem eigentlichen Wesen der Poesie, Phantasie und Leidenschaft, gänzlich gebräche," gerechter Weise auf das Fragment, welches wir weiter unten mittheilen, angewendet werden könne, möge der Leser selbst beurtheilen.

Entschieden volksthümlich ist der Pantun, ein kurzes Gedichtchen oder vielmehr ein Einfall in Versen, deren Abfassung eine der hauptsächlichen täglichen Unterhaltungen der Malayen ausmacht. Diese kleinen, fast immer extemporirten Verschen sind natürlich von sehr ungleichem Werthe. Einige wenige, die besondern Beifall finden, werden auswendig gelernt und oft wiederholt. Daß ein Volk, das in solchen Witzspielen eine Lieblingsunterhaltung findet, nicht geistlos sein kann, ist gewiß. Wettstreite in dieser Art von Versen werden oft Stundenlang fortgesetzt, ohne jedoch daß die Kämpfer sich dabei Ruhm erwerben; augenblicklicher Beifall ist das höchste, worauf sie Anspruch machen können. Jede Stunde gebiert hundert neue Einfälle und gerade diese poetische Erfindungskraft und Schnelligkeit der Auffassung ists, um derentwillen wir die Malayen mehr bewundern als andere weiter in der Cultur vorgeschrittene asiatische Nationen, um ihrer künstlichern Geistesprodukte willen.

In der Musik stehen die Malayen den Javanesen weit nach. Doch sollen ihre Melodien nicht ohne Lieblichkeit sein, und Marsden findet die der Malayen auf Sumatra den irischen verwandt.[2])

Die dritte Nation des östlichen Archipelagus, die unsere Aufmerksamkeit fesselt, sind die Bugis, auf der Insel Celebes, nebst ihren Nachbarn, den Macassaren, oder Mung-

1) History of the Indian Archipelago. Bd. II. S. 49.
2) History of Sumatra. S. 160.

caſſaren, die verſchiedene, obwohl genau verwandte Sprachen ſprechen. Beide dieſe Sprachen ſind höchſt ausgezeichnet durch Weichheit und Wohllaut, ja ſie übertreffen in dieſer Hinſicht noch das Malayiſche, beſonders das Macaſſariſche, wovon Crawfurd meint, daß die Organe des Volkes kaum fähig ſeien, zwei durch Vocale ungetrennte Conſonanten auszuſprechen, ſo daß ſelbſt fremde Wörter, wenn in ihrer Sprache aufgenommen, eine vollkommen veränderte Geſtalt gewinnen. Bei beiden dieſer Völkerſchaften genießen die Frauen einen Grad der Freiheit und des Einfluſſes, der ihnen ſelten von uncivilisirten Völkern zugeſtanden wird. Sie ſtehen hoch über den andern öſtlichen Inſelbewohnern, durch Unabhängigkeit und Energie des Charakters. Die Bugis insbeſondere ſind ein thätiges und kriegeriſches Volk; ſie haben eine eigene Literatur, und ſind die mächtigſten und gebildetſten von beiden. Die einen wie die andern ſind reich an Kriegs- und Liebesliedern und ſind als beſonders poetiſch ſchöpferiſch im ganzen Orient bekannt.

Eine andere Völkerſchaft des oſtindiſchen Archipel, die ſehr reich an eigenthümlicher Poeſie ſein ſoll, ſind die Tagalas, die Ureinwohner von Luconia, einer der Philippinen. Sie ſollen hiſtoriſche und lyriſche Geſänge von bedeutendem Alter beſitzen, die ſie ſchon in früher Jugend auswendig lernen, und während ihren täglichen Arbeiten, beſonders aber bei feſtlichen Gelegenheiten zu ſingen pflegen. Eine Probe dieſer Poeſien iſt jedoch niemals von den ſpaniſchen Miſſionarien, durch welche allein die europäiſche Welt mit der Tagalaſprache bekannt geworden, mitgetheilt worden. Wir bedauren noch mehr hinzufügen zu müſſen, daß der unverſtändige Eifer dieſer Miſſionarien verſucht hat, dieſe Ueberreſte nationellen, aber freilich heidniſchen Alterthums ganz zu vernichten, und ſie durch Hymnen aus ihrer eigenen Fabrik zu erſetzen. In wie fern ihnen dieß gelungen, wiſſen wir nicht anzugeben.[1])

1) S. Asiatic Researches. Vol. V. On the Indo-Chinese languages. p. 213.

Außer diesen fünf vorzüglichsten Vernacularsprachen des ostindischen Archipelagus haben alle die zahlreichen Dialekte, die von den braunfarbigen Geschlechtern gesprochen werden, welche dessen Haupteinwohner ausmachen, ihre Lieder und rhythmischen Ueberlieferungen, deren Charakter einander eben so verwandt ist, als es die Sprachen selbst sind. Schlachten doch selbst die Battas und andere Kannibalen ihre Opfer nicht ohne Leichengesang! Von den Negerracen, die über ganz Polynesien zerstreut sind, und von einem dritten dunkelbraunen oceanischen Geschlecht, das als das Ergebniß einer Vermischung der beiden ersten betrachtet wird, ist zu wenig bekannt, um sie in unsere Untersuchungen einzuschließen. Und gern wenden wir unser Auge ab von dem widerlichen Anblicke des verworfensten Zustandes der Barbarei, in welchem sie ihr elendes, ja thierisches Dasein dahinschleppen![1])

Ein freundlicheres Bild und zwar eins, das in einigen seiner Hauptzüge vortrefflich beleuchtet worden, bieten uns die Gruppen der Südseeinseln. Die Periode des Enthusiasmus, in der diese letztern als die Sitze ursprünglicher Glückseligkeit und arcadischer Unschuld betrachtet wurden, ist zwar längst vorbei. Allein der Zustand einer ganz unabhängigen Civilisation, wie gering diese auch sein mag, zusammen genommen mit dem Umstand, daß sie als die Lieblingsplätze der schöpferischen Natur erscheinen, in allem, was bloß physisch ist, wird nie fehlen, ihnen das tiefe Interesse civi-

1) „Um jedoch über die geistigen Fähigkeiten dieses Geschlechts zu urtheilen, müssen wir auf des Neu-Holländers Versuche merken, die kriegerischen Thaten seines Stammes durch Poesie zu verherrlichen, ohne Zweifel von der rohesten Art, aber doch immer Poesie. Ein schottischer Geistlicher, der längere Zeit im Innern der Kolonie gelebt, und die Sprache der Ureinwohner studirt hatte, hat mich versichert, daß ein eingeborner Schwarzer ihm einst ein Gedicht hergesagt, das die Beschreibung eines Kriegszuges gegen einen feindlichen Stamm enthalten habe, ein Gedicht von nicht weniger als fünfzehn Strazen, und von einem nicht unbeträchtlichen Grade von poetischem Gefühle zeugend." Origin and Migrations of the Polynesian nations, by Dunmore Lang. p. 247

liſirterer und geiſtig mehr entwickelter Völker zu ſichern. Die Aehnlichkeit zwiſchen den Bewohnern der Südſee und den malayiſchen Einwohnern von Indien iſt ſo auffallend und mannigfach, daß wir nicht länger bezweifeln können, daß ſie von demſelben Stamme ſind. So wie unter den Letztern, ſo finden wir auch die poetiſche Saat über die ganze oceaniſche Region ausgeſtreut; allein der Keim, der nach dem geiſtigen Boden, der ihn empfing, hier in üppigen Pflanzen aufſchoß, brach an andern Orten nur in einer kärglichen, wilden Vegetation hervor. Wenn wir die Südſeeinſulaner an und für ſich betrachten und ſie unter einander vergleichen, ſo dient der Zuſtand ihrer poetiſchen Entwicklung unſern einleitenden Bemerkungen über epiſche und lyriſche Poeſie zum vollkommenſten Belege. Während einige wilde Stämme ſich begnügen, ihre kindiſche Freude und ihren animaliſchen Schmerz in rhythmiſchem Geſchrei und abgeriſſenen Ausrufungen auszudrücken, beſitzen die Bewohner der Geſellſchafts- und Sandwichinſeln, die beide unabhängig von den Europäern wenigſtens ſchon die Schwelle der Cultur erreicht hatten, hiſtoriſche Volkslieder; und Geſänge ſind ihre einzigen Mittel, thatſächliche Ueberlieferungen fortzupflanzen. Die Sandwichinſulaner begleiten ihre Tänze mit Liedern, die zu Ehren ihrer Häupter und Helden abgefaßt ſind, und oft einen ausführlichen Bericht ihrer Thaten enthalten [1]). Von der Bevölkerung Tahitis ſagt der engliſche Miſſionarius Ellis: „Ihre Lieder waren meiſt hiſtoriſche Balladen, die in ihrem Charakter nach dem Gegenſtande, den ſie behandelten, variirten. Sie waren erſtaunlich zahlreich und jeder Lebensperiode und jeder Geſellſchaftsclaſſe angepaßt. Den Kindern wurden dieſe Ubus, wie ſie genannt wurden, zeitig gelehrt, und ſie fanden große Freude darin ſie herzuſagen. Viele ihrer Lieder beſtanden in Legenden, d. h. Geſchichten ihrer Götter; andere beſangen die Thaten ihrer Helden und Häuptlinge,

1) Ellis Polynesian Researches, Vol. IV.

während wieder andere einen verwerflichern Charakter hatten. Oft, wenn bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen, wurden sie mit Gesten und mit Handlung begleitet, die mit den beschriebenen Ereignissen übereinstimmten, und nahmen so einen bistrionischen Charakter an. Manchmal ward bei öffentlichen Gelegenheiten eine Art Pantomime dargestellt. Sie hatten ein Lied für den Fischer, ein anderes für den Bootzimmerer, ein Lied beim Umhauen eines Baumes zu singen, ein Lied wenn das Boot ins Wasser gelassen ward. Aber diese Lieder waren mit wenig Ausnahmen entweder götzendienerischen oder unkeuschen Inhaltes, und wurden daher aufgegeben als das Volk dem heidnischen Gottesdienste entsagte. Wir hörten indeß gelegentlich einen Theil dieser Lieder recitiren, wenn irgend etwas vorfiel, was den Begebenheiten verwandt war, bei denen sie früher gesungen zu werden pflegten."

Die rührende Schönheit ihrer Leichengesänge und sonstigen elegischen Lieder, versichert Ellis, habe ihn oft gewaltig ergriffen. Die folgenden Verse aus einem solchen Klagelied erinnern uns an eine besonders beliebte Einleitungsform slavischer, namentlich serbischer Lieder:

Dick fallen Regentropfen auf des Meeres Antlitz,
Nicht Regentropfen sinds, die Thränen Ora's [1]).

Wenn wir von dem ostindischen Archipel, dem Centralpunkt der polynesischen Civilisation, uns nach Westen wenden, so begegnen uns dieselben charakteristischen Züge in der malayischen Population von Madagaskar. Zahlreiche Lieder dieses Volkes sind dem deutschen Leser schon aus Herder bekannt; wir reihen einige davon unseren Beispielen an. Wir können jedoch nicht läugnen, daß wir uns einiges Verdachtes gegen ihre Echtheit nicht entschlagen

1) „Und es schrie ein Kukuk aus dem Hause,
Aber nicht ein grauer Kukuk war es,
Jeliza's bejahrte Mutter war es."
Volkslieder der Serben, Th. I. S. 164.

können. Die franzöſiſche Sprache, durch die ſie allein uns zugänglich geworden, hat eine ſo unbeſiegbare logiſche Regelrechtigkeit, daß ſie faſt wie von ſelbſt ein Volkslied ſeines natürlichen Gewandes entkleidet [1]).

Javaneſiſche Lieder.

Liebeslied.

Die Versart dieſes Liedes heißt Sinom. Acht ſieben- bis achtſylbige reimloſe Verſe wechſeln anſcheinend willkürlich mit einander ab und enden regelmäßig in einem zwölfſylbigen.

Durchwandert tauſend Städt ich auch
Nicht fänd ich eine Andre mehr,
Wie Du, mein allerſchönſtes Lieb!
Dein Angeſicht iſt wie der Mond,
Die Stirn iſt Alabaſter!
Ne Münzenſchnur liegt drauf das Haar;
Die Brau iſt gleich dem Imboblatt;
Die Augenlieder aufwärts ſchaun,
Und wellenförmig fließt Dein langes ſchwarzes Haar!

Gar reizend ſind die Aeuglein, ſcharf gewinkelt.
Nem Durenthelle gleicht die Wang' [2])
Der Mund dem Sprung der reifen Mangoſtin [3]),

1) „Nous autres Français nous aimons à aller pas à pas et à marcher de conséquence en conséquence; aussi — je dis peut-être un blasphème, sommes nous la nation la moins poétique.“ D'Arnaud in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des Jeremiah.

2) Duren oder Durian (Durio Zibethinus), eine eigenthümliche oſtindiſche Inſelfrucht, die wenn die Rinde gelöſt iſt, in fünf, nach Dampier in vier natürliche Theile zerfällt.

3) Manaoſtin ebenfalls eine ſehr beliebte Frucht der oſtindiſchen Inſeln, die dem Granatapfel gleicht.

Die ſchlanke Naſ' iſt lieblich!
Die Seitenlock' iſt wie die Turi-blüth'
Des Beiles Winkel gleicht das Kinn [1]).
Der Hals dem Trauerweidenzweig,
Der breite Buſen wie er lieblich iſt,
Mit Brüſten elfenbeinernen Cocosnuſſen gleich.

Die Brüſte meiner Fürſtin ſind
Zwei junge Cocosnüſſ' mit Roth geziert;
So voll und glatt, berauſchend,
Gleich um verrückt zu werden!
Die Schultern ſchlank, geglättet!
Die Arm' ein abgeſpannter Bogen!
Die Taill' als müßte ſie zerbrechen!
Die Fingerſpitzen, dornengleich,
Und ihre Nägel lang und ſpitzig und gar ſchön!

Die Beinchen wohlgebildet,
Gleich wie die Pudaeblume;
Gewölbt die Sohlen ihrer Füße,
Die Schönſte ſiehet aus als ob vergehn
Vom Hauch der Lieb' ſie wollte!
Wollt' ich die Reize all'
Der Lieblichen aufzählen:
Wie wenig Zeit, wie viel zu thun!
Sucht' ich ein Jahr ich fände ihres Gleichen nicht [2])!

---

1) Eigentlich dem Winkel eines Hobeleiſens mit einem Stiele.

2) Crawfurd's History of the Indian Archipelago Vol. I. p. 22. wo das Original mit einer wörtlichen engliſchen Ueberſetzung zu finden. Anderen Orts bemerkt dieſer Schriftſteller, indem er von der Allgemeinheit des Betelkauens ſpricht: Kein Mund wird für ſchön gehalten, der nicht Betel kaut, und in der Poeſie vergleicht der Liebhaber oft den Mund ſeiner Geliebten mit einem vor Reife aufgeſprungenen Granatapfel oder Mangoſtin, wo nämlich der Vergleich auf der Aehnlichkeit der gefärbten Zähne mit den rothen Kernen der Frucht beruht, und der von Betel geſchwärzten Lippen mit der Farbe, welche die zerplatzte und zuſammengetrocknete Rinde annimmt, wenn ſie der Luft ausgeſetzt iſt.

An einen jungen Prieſter [1]).

Jüngling, Du biſt ein Prieſter,
Biſt jung und ſchön!
Lern zu bezwingen die Begierden,
Nicht rauche Opium!
Jüngling,
Noch kennſt Du nicht die Weiber!
Viel giebts ſich hin zu neigen
Und zu begehren!
Denk an Dich ſelbſt
Und daß ein Prieſter Du geworden

Mütterliche Warnung.

Mein ſchönes Mädchen! bringſt den Einkauf Du vom Markte,
Haſt Du den Preis bezahlt, wirf nicht zurück die Augen,
Geh ſchnell hinweg,
Daß nicht die Männer Dich ergreifen!

Malayiſches Liebeslied [2]).

Wenn meine Liebſte aus dem Fenſter ſieht,
Und wie ein Stern ihr Auge glänzt und glüht
Und Strahlen funkelnd um ſich ſchießt und ſprüht,
Dann möcht ihr ältrer Bruder [3])-gleich vergehn!
Dem Mango gleicht die Wange hold und ſchön,
Der ſchlanke Hals, wie reizend anzuſehn

---

1) Sir Thomas Raffles Java pp. 408, 409. Das letztere Liedchen hörte Sir Thomas eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme ſingen. Beide Liedchen ſind reimlos.

2) Leyden On the Languages and Literature of the Indo Chinese Nations. Asiatic Researches T. X. p. 182. wo das Original mit einer wörtlichen engliſchen Ueberſetzung zu finden.

3) Abang d. i. älterer Bruder, eine ſehr übliche Benennung des Liebhabers.

Wo wenn sie schlucket, Schatten drauf entstehn!
Wie'n Bild im Schauspiel ist sie anzusehn [1]),
Die Stirne gleicht dem Neumond im Entstehn,
Die Brau'n gewölbt — o zum Verzehren schön!
Längst hab ich sie zur Herrin mir erkohn!
Neu Ring trägt sie von Ceylons Edelsteinen,
Die langen Nägel wie ein Blitzstrahl scheinen,
Durchsichtig wie die Perlen sind, die reinen!
Der schlanke Leib, der feinste von den feinen,
Der Hals, als wie gemeißelt und geschnitzt,
Das Mündchen, dunkles Rothholz, aufgeschlitzt;
Beredtsamkeit auf ihren Lippen sitzt.
Selbst schmückt sie sich, nicht thut es ihr Gewand,
Schwarz ihre Zähn' — mit Baja schwarz gefärbet [2])!
Anmuthig schlank — 'ner Königin verwandt;
Das Haupt schmückt ein Seraja-Blumenband,
Nichts was der Schönheit Ebenmaß verletzet!
Oft will die Seel' im Rausche mir entfliehen,
Aus meinen Augen will heraus sie sprühen,
Ganz außer Stande sie zurück zu ziehen [3])!

Malayische Pantùns oder Sinngedichte.

I.

Wozu eine Lamp' anzünden,
Wenn kein Docht darin?
Wozu Liebe in den Augen,
Wenn nicht Lieb' im Sinn [4])?

---

1) Wie ein Bild im Schauspiel, d. h. eine Puppe oder ein Schattenbild, wie es oben S. 59 beschrieben ist.

2) So wie ein malayisches oder javanesisches Mädchen heranwächst, wird eine gewisse Operation mit ihren Zähnen vorgenommen, die künstlich gefeilt und durch ein Pulver, das aus gebrannter Cocosschale bereitet ist, unwiderruflich schwarz gefärbt werden. Weiße Zähne gelten für sehr unschön und für thierisch, da der Mensch sie mit den Affen, Hunden u. s. w. gemein hat. **Crawfurd's Hist. of the Indian Archipelago Vol. I. p. 216 etc.**

3) Wir haben das Reimsystem des Originals so gut wie möglich nachzuahmen gesucht. Wir bemerken hier, daß die Malayen die einzige Nation des indischen Archipels sind, die den Reim kennt.

4) Um einen Begriff von dem unbeschreiblichen Wohllaut der ma-

II.

Von Patani das gelbe Betelblatt,
Von Malacca die friſche Betelnuß,
Und ein weißgeldes Chriſtenmädchen —
Dran Einer wohl verderben muß!

III.

Die reifſte Mango von Patani
Für 'nen Hirſch iſt ſie ein Mundvoll bloß:
Du biſt ein Moslem, ich ein Chriſt,
Doch werden wir beid' unſre Fehler nicht los.

IV.

Du biſt ein Bambusrohr, ich nur ein ſchwacher Zweig,
Doch komm nur an, laß uns die Waffen wetzen!
Du biſt gleich zehn, und ich bin nur gleich neun,
Doch komm und laß uns uns im Spottvers meſſen!

V.

Viele Theile hat die Granate,
Doch der Saamen iſt roth in allen,
Viele Racen giebts der Menſchen,
Doch das Blut iſt roth in allen.

VI.

Schüttle nicht vom Reis den Stengel,
Schüttelſt Du, der Reis wird ſterben,
Gieb nicht nach der Jugend Trieben,
Giebſt Du nach, iſts Dein Verderben!

---

laniſchen Sprache zu geben, ſtehe hier das erſte Sinngedicht im Ori-
ginal:

Apo guno passang palito
Calle tidah dangan suabunia?
Apo guno bernine matto
Calle tidah dangan sungunia?

VII.

Frau'n- und Mannesgespenster wandern
Bei des Mondes bleichem Licht.
Schilt nicht wieder, meine Liebste,
Hierher kommen thu ich nicht.

VIII.

Wenn es um den Mond nicht wäre,
Wär' so hoch der Morgenstern?
Wenn's um Dich nicht Liebchen wäre,
Wär nicht Dein ältrer Bruder [1]) fern?

IX.

Der Pfau mit seinem Kopfe nickt,
Der Pfau, der auf dem Schlosse sitzt.
Wenn lose die Enden Ihrer Flechte weh'n,
Erscheint Ihr Antlitz doppelt schön [2]).

Ein Bugislied [3]).

Der Krieger und seine Geliebte.

Der Jüngling.

Eja! Du Mädchen meiner heimlichen Liebe,
Laß Dich nicht leicht zum Trauern bewegen,
Was Du auch immer hörst von der Schlacht!

---

1) Siehe eben die Note 3 zu S. 69.

2) Die obigen Pantüns sind aus Crawfurds, Leydens und Marsdens oben angeführten Schriften zusammelt. Sie sind dort sämmtlich im Original mit beigefügter wörtlicher englischer Uebersetzung zu finden. Die Reime des Originals sind nicht weniger roh als die unserer Uebertragung.

3) Asiat. Res. Vol. X. p. 197. Das Original ist reimlos wie die Uebersetzung.

Nur, Mädchen, wenn Du ſiehſt einen Dolch,
Meinen Dolch, Raja Tumpa, aus meinem Gürtel genommen,
Dann nur wein' um den Todten.

Das Mädchen.

Drei Verbote ſind in meiner Betelbüchſe,
Und ihnen mußt Du folgſam ſein;
Gewickelt ſind ſie in die Betelblätter:
Sprich nicht, wenns gilt zu handeln!
Nicht müßig lieg' im Zelte!
Verbirg Dich nicht wenns gegen den Feind geht!

Macaſſariſches Liebeslied [1]).

Laß nur die Welt Dich tadeln, ich liebe dennoch Dich!
Erſcheinen einſt zwei Sonnen am Himmel auf einmal,
Nur dann ſtirbt meine Liebe! ſink in die Erde Du,
Durch Feuer geh, ich folge, wohin Du immer gehſt!
Ich liebe Dich, Du liebſt mich, doch trennt uns das Geſchick.
Mög uns nur Gott vereinen, ſonſt bringt mir Lieb Verderben!
Der Augenblick ſcheint ſel'ger wo ich Dich, Liebſte, treffe,
Als wenn ich die Gefilde der Seligkeit beträte!
Sei zornig, ſtoß mich von Dir, nicht ändert ſich mein Herz!
Dein Bild nur ſieht mein Auge im Wachen wie im Schlaf.

Nur Träume, ja nur Träume ſind meiner Liebe günſtig!
In Träumen ſteh ich vor Dir in Zwiegeſpräch mit Dir!
Und daß es, wenn ich ſterbe, nur ja nicht heiß: ich ſei
Geſtorben wie ein Andrer, nein, nur aus Lieb' zu Dir!
Was wär wohl zu vergleichen den ſüßen Traumgebilden,
Die meine Liebe malen ſo friſch vor mein Gemüth?
Trenn' mich vom Vaterlande, weit, weit entfernt von Dir,
Mein Herz iſt immer mit Dir, das trennt ſich nie von Dir.
Wie oft im Schlafe ſind' ich mich wandernd hin und her,
Dich ſuch' ich, Dich, und hoffe, ich finde endlich Dich!

1) Crawfurd's Hist. of the Ind. Arch. Vol. II. p. 62. Das Original iſt ebenfalls reimlos.

Lieder der Südseeinsulaner.

Auf Radack
in der Nachbarschaft der Carolinen [1]).

Der Sänger schickte dem Liede die Erklärung voraus: Wongufagelig, der Häuptling von Ligiep, führte seine Böte und Mannen dem Lamary auf Aur zu, als die von Medum und Arno den Krieg dahin gebracht. Der erste Theil beschreibt seine Ausfahrt aus Ligiep, der zweite seine Einfahrt in Aur.

Wongufagelig
Gehet unter Segel,
Außen am Strande das Volk.
„Setzet das Segel um
Scheitern wir nicht an der Riff!“
Land aus der Ansicht verloren!
Ebbe, Ebbe!
Wongufagelig!

Und es erschallet der Machtruf:
„Die Schiffe zusammengehalten!
Es schlägt die Welle wohl ein!
Am Schiff vorn, steure, steure, steure!
steure, steure, steure!
Es reißet hinein uns die Fluth!“

Aus einem Kriegsliede von Otaheiti [2]).

Von den unermeßlichen Gewässern, die den Sänger umgeben, von ihren Bewohnern, und von den Winden, die sie bewegen, sind alle seine Bilder, alle seine Gleichnisse genommen.

---

1) Hermes, eine krit. Zeitschr. XXI. 1824. Ueber Balladenpoesie. S. 6.
2) Ellis Polynesian Researches.

Unſer Anlauf ſoll ſein wie die rollende See,
Unſer Kampf wie das Ringen der Gebährerin,
Wie das Meer im Sturme ſo ſei er!
Wie das Meer gehoben von Unwetters Macht!
Ruh, der erſtgeborne Gott, er bringe Verderben!
Die Häupter der Menſchen fanget wie Fiſche im Netze,
Jauchzet den Namen des Ruh zur Rechten und Linken!
So laßt uns die Häupter der Menſchen umſtricken!
— — — — — — — — — — —
Wie der Oſtwind, ſo iſt die Rede des Feigen! —
— — — — — — — — — — —
Laßt uns ſtehn, ſo wie der Fels von Corallen,
Aber ſchrecklich bewegen, wie das Seeſtachelſchwein!
— — — — — — — — — — —
Unſre Ausdauer ſei, wie die der Schaaren der Vögel,
Die auf den Wellen ſchlafen, in der Mitte des Sturms.

Madagaſſiſche Lieder [1].

Liebeslied.

Nahandove, ſchöne Nahandove!
Horch! ſchon ruft der Vogel der Nacht,
Und der Mond erglanzt am Himmel;
Meine Locken näßt der Thau des Abends,
Naht die Stunde was kann noch Dich hindern?
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Fertig iſt das Lager, das aus Blättern
Und aus duftigen Blumen ich bereitet;
Würdig iſt es Deiner ſüßen Reize,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

---

1) Chevalier de Parny Chansons Madécasses, traduites en Français, suivies des poésies fugitives, 1787; überſ. von D. L. B. Wolf, ſ. Halle der Völker Thl. II. S. 159 u. f. w. Zuerſt wurden einige davon von Herder deutſch mitgetheilt.

Und ſie kommt; das ſchwere Athmen hör' ich,
Das der raſche Gang veranlaßt, höre
Auch das Rauſchen ihres Kleides wieder,
Das die zarten Glieder einhüllt; ja ſie iſt es!
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Odem ſchöpfe, meine junge Freundin!
Ruhe aus auf meinem Knie. Wie freundlich
Iſt Dein Blick, wie lebhaft wallt Dein Buſen,
Sanft gedrückt von des Geliebten Händen!
Und Du lächelſt, ſchöne Nahandove!

Deine Küſſe dringen durch die Seele,
Mir entflammt Dein Koſen wild die Sinne;
Halt! ich ſterbe — ſtirbt man denn vor Wolluſt?
Nahandove, ſchöne Nahandove?

Wie der Blitz verſchwindet das Vergnügen,
Schwächer wird Dein Odem und es ſchließen
Deine feuchten Augen ſich. — Du ſenkeſt
Sanft Dein Köpfchen, ſanft Dein reizend Köpfchen.
Deine Gluth erliſcht in mattem Schmachten!
Nimmer warſt ſo ſchön Du Nahandove!
Nahandove, ſchöne Nahandove!

O wie ſüß iſt Schlaf im Arm der Liebe!
Aber nicht ſo ſüß als ſolch Erwachen;
Weh Du ſcheideſt! bis zum Abend muß ich
Unter Wunſch und Sehnſucht ſchmachtend warten,
Doch Du kommſt gewiß heut Abend wieder,
Nahandove, ſchöne Nahandove!

Mittagsruhe.

Es iſt ſo ſüß bei heißer Mittagshitze
Im Schatten des belaubten Baum's zu ruh'n,
Und zu erwarten, daß der Abendwind
Dir Kühlung bringt.

Ihr Frauen nahet Euch und da ich ruhe
Im Schatten dieſes dichtbelaubten Baumes,
Beſchäftiget mein Ohr mit Eurer Klänge
Gedehntem Ton!

Singt von der jungen Maid, wie ihre Finger
Die Matte flechten, wie ſie bei dem Reis
Zur Wache ſitzt und die begier'gen Vögel
Sorgfältig ſcheucht.

Mich freut Geſang! und einem Kuſſe gleichend,
Erſcheinet mir an Süßigkeit der Tanz.
Bewegt Euch langſam, ahmt die Luſt, das Schmachten,
Die Wolluſt nach!

Der Abendwind erhebt ſich, durch die Bäume
Des Hügels bricht des Mondes heller Strahl.
So gehet denn, ihr Frauen, und bereitet
Das Mahl der Nacht!

Der Tochter Klage.

Eine Mutter ſchleppte zum Geſtade
Ihre Tochter hin, die einz'ge Tochter,
Um ſie dort den Weißen zu verhandeln.

„Mutter, weh! Dein Leid hat mich getragen,
Deiner Liebe erſte Frucht war ich.
Wodurch hab' ich ſolches Leid verdient?
Hab' ich nicht Dein Alter unterſtützt?
Nicht für Dich den Boden angebaut?
Nicht für Dich die Früchte eingeſammelt?
Nicht für Dich den Fiſch im Fluß gefangen?
Schützt' ich Dich, o Mutter! nicht vor Kälte?
Trug ich Dich, o Mutter! bei der Hitze
Nicht in duft'gen Laubes kühlen Schatten?
Wacht' ich nicht, o Mutter! wenn Du ſchliefeſt?
Scheucht' ich ſorgſam nicht von Dir die Mücken?
Was ſoll ohne mich nun aus Dir werden?
Sieh', das Geld, das Du für mich empfangeſt,

Schafft Dir, Mutter! keine Tochter wieder.
Weh'! Du wirſt in tiefes Elend ſinken!
Und mein größter Schmerz wird ſein, o Mutter!
Fern von Dir, nicht mehr Dir helfen können.
O, verkaufe nicht die eing'ge Tochter!" —

Doch umſonſt das Fleh'n. — Sie ward verhandelt,
Auf der Weißen Schiff geführet in Ketten,
Und verließ das Vaterland auf immer.

Zanchor und Niang.

Zanchor und Niang erſchufen die Welt,
O Zanchor, wir richten an Dich kein Gebet!
Der gütige Gott, der braucht kein Gebet.
Aber zu Niang müſſen wir beten,
Müſſen Niang beſänftigen.
Niang, böſer und mächtiger Geiſt,
Laß nicht die Donner ferner uns drob'n,
Sage dem Meer, in der Tiefe zu bleiben,
Schone, Niang! die werdenden Früchte,
Trockne nicht aus den Reis in der Blüthe,
Laß nicht die Frauen gebären an Tagen,
Die Verderben und Unglück bereiten.
Zwinge die Mutter nicht mehr, die Hoffnung
Ihres Alters im Fluſſe zu tödten.
O verſchone die Gaben des Zanchor,
Laß ſie nicht alle, alle vernichten.
Siehe, Du herrſcheſt ſchon über die Böſen,
Groß iſt, Niang, die Anzahl der Böſen,
Darum quäle nicht mehr die Guten!

Der böſe Tag.

Furchtbarer Niang! warum öffneſt Du
An einem böſen Tage meinen Schooß?

Wie iſt das Lächeln einer Mutter ſüß,
Wenn ſie ſich zu dem Neugebornen neigt!
Allein wie grauſam iſt der Augenblick,
Wo ihren Erſtgebornen in den Fluß
Sie ſchleudert, um das Leben ihm zu rauben,
Das ſie erſt eben ihm gegeben hat?

Unſchuldiges Geſchöpf! unglücklich iſt
Der Tag, den Du erblickſt; mit böſem Einfluß
Bedroht er alle, die ihm folgen werden.
Verſchon' ich Dich, ſo furchet Häßlichkeit
Das Antlitz Dir, durch Deine Adern wühlt
Das Fieber, unter Schmerzen wirſt Du groß;
Auf Deinen Lippen wandelt ſich der Saft
Der ſüßen Frucht in bittre Feuchtigkeit;
Von gift'gem Windeshauch verdorrt der Reis,
Den Deine Hand gepflanzt; die Fiſche kennen
Dein Netz und fliehen es; der Liebſten Kuß
Iſt kalt und ohne Süßigkeit für Dich.
Und Unvermögen läßt nicht von Dir ab,
Wenn koſend ihre Arme Dich umfangen.

Stirb denn mein Kind, ſtirb jetzt ein einzig Mal,
'Nem tauſendfachen Tode zu entgehn.
Grauſe Nothwendigkeit! — Furchtbarer Niang!

Die Weißen.

Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!
Zu der Väter Zeiten kamen Weiße
Nach der Inſel, und man ſprach zu ihnen:
Hier iſt Land; laßt eure Frau'n ſein warten,
Seid gerecht und gut, und unſ're Brüder.

Wohl verſprachen es die Weißen, dennoch
Warfen ſie die Wälle auf; die Feſtung
Hob ſich drohend, und ſie ſperrten Donner
In die ehrnen Rachen; ihre Prieſter
Wollten unbekannten Gott uns geben,
Sprachen von Gehorſam und von Knechtſchaft.

Eher Tod! — Der Kampf war lang und blutig,
Aber trotz den Blitzen, die ſie warfen,
Die uns ganze Heere wild getödtet,
Wurden Alle, Alle ausgerottet.
Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!

Neue Zwingherr'n kamen, ſtärker, größer,
Pflanzten ihre Zeichen auf am Ufer.
Doch der Himmel kämpfte für uns mächtig;
Regen ſandt' er nieder, Ungewitter,
Gift'ge Winde ließ er ſie umrauſchen,
Sie ſind hin, ſind todt; wir aber leben,
Leben frei, und im Genuß der Freiheit.
Trauet nicht den Weißen, Strandbewohner!

Dritter Abſchnitt.

Afrikaniſche Völkerſchaften.

Zwiſchen den aſiatiſchen und oceaniſchen Racen auf der einen Seite, und den afrikaniſchen auf der anderen, bildet Madagaskar das bindende Glied. Was uns zuerſt auffällt, indem wir einen vergleichenden Blick auf die Poeſie dieſer Völkerſchaften werfen, iſt das Vorherrſchen des muſikaliſchen Elementes in den Liedern der afrikaniſchen Geſchlechter. Die civiliſirteren unter den polyneſiſchen Stämmen ſind zwar keineswegs ohne Muſik. Jede der oſtindiſchen Inſeln hat ihre beſtimmt ſich unterſcheidenden Nationalmelodien, und in Java hat dieſe lieblichſte der Künſte einen bewundernswürdigen Grad von Ausbildung und Vollkommenheit erlangt. Aber was die aſiatiſche Nationalmuſik betrifft, ſo ſtimmen alle europäiſchen Reiſenden überein, daß die Inſtrumentalmuſik im höchſten Grade mangelhaft, und faſt ohne Ausnahme verletzend für ein gebildetes Ohr iſt. Auch ihre Melodien bewegen ſich zwiſchen einigen wenigen Tönen hin und her: ein paar Takte, hundertfach wiederholt; und ihr Singen beſteht entweder in wildem unregelmäßigem Geſchrei oder in einer Art Recitativ, womit ſie ihre Tänze zu begleiten pflegen, oder wodurch ſie die Worte eines Liedes mehr eindringlich zu machen wünſchen. Was ihren Vortrag anbelangt, ſo ſind gröhlen

(bawling), und heulen (whining), die Lieblingsausdrücke der beſchreibenden europäiſchen Reiſenden. Wir ſprechen hier natürlich nicht von den einzelnen Beiſpielen kunſtvoller Muſiker, die vor einem auserwählten perſiſchen oder indiſchen Publikum vom höchſten Rang regelmäßige Conzerte geben; obwohl ſelbſt dieſe, trotz dem Entzücken, das ſie erregen, nicht mit europäiſchen Künſtlern verglichen werden dürfen. Der bewunderſte Conzertgeſang in Bombay war einem gebildeten Engländer nichts weiter als eine ermüdende Folge monotonen Gewimmers, von Zeit zu Zeit von heftigem Aufſchreien unterbrochen [1]) — und von einem berühmten perſiſchen Virtuoſen auf der Kamouncha dachte derſelbe Reiſende: „daß er für einen guten Spieler ſelbſt in Europa würde haben gelten können, wenn ſein Ohr zu den Harmonien und Feinheiten unſerer Kunſt erzogen worden wäre [2]).“ Wir meinen jetzt nur die eigentliche Nationalmuſik. Die Kunſt ſcheint in der That in den Tagen des Alterthums in Indien einen höheren Charakter gehabt zu haben. Denen alten Sanscritmelodien, die ſich noch erhalten haben, fehlt es keineswegs an muſikaliſchem Wohllaut, und ſelbſt einem europäiſchen Ohr klingen ſie angenehm. Aber obwohl die Bücher des Sanscrit die Theorie ihrer muſikaliſchen Theorie aufbewahrt haben, die praktiſche Anwendung ſcheint dort faſt ganz verloren zu ſeyn; und die jetzigen Hindu ſind ſo wenig fähig, eine beſtimmte und gnügende Erklärung der Namen der Tonarten, welche den Liedern in der Jayadeva oder anderen alten Büchern vorgeſchrieben ſind, zu geben, als wir ſind, uns von den Tonarten der alten Griechen eine klare Idee zu

---

1) Moriers Second Journey through Persia p 20: „a tiresome succession of monotons whining, now and then varied by violent screaming.“

2) Deſſelben First Journey etc. p. 113. Siehe auch die Bemerkungen über perſiſche Muſik in Conolly's Journey to North India overland etc. Vol I. p. 224.

machen [1]). Es iſt wahr, daß ſelbſt in unſeren Tagen ſowohl die Chineſen als die Indier und Perſer ihrer Muſik die erſtaunlichſten Wirkungen zuſchreiben. Die Perſer jedoch betrachten die Muſik mehr als eine Wiſſenſchaft wie als eine Kunſt; und es iſt von ihnen wiederholt als ein bloßer Zweig der Mathematik behandelt worden. Dieſe Bemerkung allein würde genug ſeyn, ſie von unſerem Verſuch auszuſchließen, der, wenn er überall Muſik berührt, höchſtens nur die berückſichtigen kann, in welche das ungelehrte Volk ſeine Gefühle zu überſetzen pflegt, oder die von Individuen unter demſelben gebraucht wird, dieſe Gefühle zu erwecken und zu erhöhen.

Nun iſt es gerade von dieſem Geſichtspunkt betrachtet, daß wir die afrikaniſche Muſik im hohen Grade glücklich nennen müſſen. In den Berichten von Reiſenden ſehen wir Neger und Mauren oft durch ihre wildlärmende kriegeriſche Muſik bis zu einer Art von Wahnſinn getrieben; und wie die ſanfteren Töne den unglücklichen Sklaven zu Tanz und Fröhlichkeit aufregen, iſt allgemein bekannt. Die Inſtrumente der civiliſirteren Racen unter ihnen beſitzen eine Art von comparativer Vollkommenheit, und es exiſtirt eine erſtaunliche Mannichfaltigkeit derſelben ſogar unter ein und demſelben Volke. Mungo Park allein beſchreibt ſechs der vorzüglichſten Inſtrumente, welche unter den Mandingo's, eins der Hauptnegergeſchlechter im Nordweſten von Afrika, verbreitet waren. Unter dieſen war eine große Harfe mit achtzehn Saiten, die Korro genannt wurde [2]). Die afrikaniſche Muſik macht in der Regel einen guten Eindruck auf europäiſche Reiſende, beſonders die von melancholiſchem Charakter; denn ihr Ausdruck der Freude iſt wie der von Kindern heftig und laut. Der oben erwähnte Schriftſteller braucht, wenn er von ihren Liedern ſpricht,

1) On the musical modes of the Hindoos; see Asiatic Researches Vol. III.

2) Mungo Park's Travels in Africa.

wiederholt die Ausdrücke: „süß und klagend“ oder „einfach und nicht ohne Süßigkeit.“ Die melancholischen Klaggesänge, welche die Weiber von Dugannah über den Leichen ihrer Männer sangen, werden von Major Denham „musikalisch-schmerzlich“ (musically piteous) genannt [1]). Burckhardt sagt: „die nubischen Mädchen singen gern und die nubischen Melodien sind sehr lieblich [2]).“ — Salt fand die Musik, zu der die armen Sklaven zu tanzen pflegten, „keineswegs unharmonisch“, und indem er von der Ambira spricht, ein Instrument der Makooa, eines Volkes in der unmittelbaren östlichen Nachbarschaft von Mozambique, versichert er eigen: „die Töne sind äußerst einfach und harmonisch für das Ohr, wie das Anschlagen von Glocken [3]).“ Auch Richard Landers, obwohl er bei anderen Gelegenheiten sich sehr über ihre Musik ärgert, und sich oft über das entsetzliche Schreien der Weiber beklagt, denkt, daß der Gesang der Weiber und Mädchen, denen er auf dem Niger begegnete, „mit ihren zarten kleinen Stimmchen eine sehr hübsche Wirkung hervorbrachte.“ Er findet auch die Instrumente, die er in Atoopa hört, „weit entfernt unmusikalisch zu seyn“ und nachdem er ihren Tanz gerühmt, setzt er hinzu: „ihr Gesang war eben so gut und die Stimmen der Männer klangen rein und angenehm [4]).“ —

Allein das merkwürdigste Volk unter den Afrikanern sind ohne Zweifel in dieser Hinsicht, wie vielleicht in jeder — die Ashantees, eine kriegerische Nation nördlich der Goldküste von Guinea. Der Engländer Bowdich beschreibt eine große Menge von Instrumenten, die bei ihnen und bei den benachbarten Stämmen in Gebrauch sind, und theilt nicht weniger als zweiundzwanzig verschiedene Melo-

1) Denham and Clappertons Travels in Africa.
2) Burckhardt's Travels in Nubia p. 135.
3) Salts Travels in Abyssinia.
4) Richard and John Landers Journal of an expedition to explore the course of the Niger, Vol. III. p. 18. Vol. I. p. 201.

dien mit, alle unter den Aſhantees und in den umliegenden Gegenden gangbar. Einige davon konnte Herr B. bis in die vierte Generation zurück verfolgen. Doch konnte er in Betreff ihres eigentlichen Alters keine andere Antwort erhalten, als „ſie wurden gemacht, als das Land gemacht wurde.“ — „Die wilde Muſik dieſes Volkes, bemerkt er, kann kaum unter die feſtgeſetzten Regeln der Harmonie gebracht werden; und doch haben ihre Melodien eine Lieblichkeit und Lebendigkeit, die alle ſonſtige Muſik von Barbaren, die ich je gehört, weit hinter ſich läßt. Wenige ihrer Inſtrumente haben große Kraft, doch die Combination mehrerer bringt oft eine erſtaunliche Wirkung hervor.“ — Ihre militariſche Muſik beſchreibt er wiederholt als wahrhaft martialiſch und grandios und erwähnt einer Art muſikaliſcher Sprache, die ihnen eigenthümlich iſt. „Alle vornehmeren Hauptleute, bemerkt er, haben eine Art von Tuſch für ihre Hörner, der einer kurzen Sentenz angepaßt iſt, und an dem ein Jeder zu erkennen iſt. Jeder Aſhantee dem man auf der Straße begegnet, vermag ſie zu wiederholen, auch wenn die Hörner in der größten Entfernung und kaum zu hören ſind. Dieſe Tuſche haben alle einen verſchiedenen Charakter. Des Königs Hörner drückten die Worte aus: ich übertreffe alle Könige in der Welt! Die Apakuh's, des oberſten Feldherrn: Aſhantees, thut Ihr Eure Pflicht jetzt! Die eines Anderen: Während ich lebe, kann Euch nichts geſchehen ꝛc.!“ — Dieſe Tuſche ſind beſonders im Kriege für die Regierung von großer Wichtigkeit, denn da alle Soldaten, ich möchte ſagen alle Weiber und Kinder ſie verſtehen, ſo kann man die Poſitionen der verſchiedenen Hauptleute immer beurtheilen, auch wenn man ſie nicht ſehen kann; man kann abnehmen ob ſie vorrücken, ſich zurückziehen, oder verſuchen, indem ſie den Wald durchdringen, dem Feind in die Seite zu fallen, und die Bewegungen der anderen Truppen können danach eingerichtet werden. Des Königs Horner blaſen alle Abend auf dem Marktplatz auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe,

die mir so übersetzt wurde: „König Saï dankt allen seinen Hauptleuten und all seinem Volke für heute.“ — Unter allen anderen Negerracen sind es vorzüglich die Weiber die singen; nicht so bei den Ashantees, obwohl es die einzige Art von Musik ist, an welcher auch die Weiber Theil nehmen. Sie singen im Chor mit, und singen bei dem Begräbniß einer Frau auch die Leichenklage selbst ab. Aber die ungeheure Aufregung des Augenblickes macht diese letztere zu einem solchen Gemisch von Gekreisch und Geheul, daß es aller Notation Trotz bietet [1].“

Unsere obige Bemerkung, das Vorherrschen des musikalischen Elementes unter den Afrikanern betreffend, in Vergleich mit den Asiaten, ist in der That nur auf die Negerracen anwendbar. Die anderen Eingebornen Afrikas haben wenig oder keine Musik, und die Gesänge der Mauren wie die der afrikanischen Beduinen sind so unmelodisch wie die ihrer Brüder in Arabien [2]. Von den wenigen Versuchen, zu singen oder zu spielen, die die Hottentotten und die Stämme in ihrer Nachbarschaft machen, sprechen alle Reisende mit unaussprechlichem Ekel. Von den Kaffern sagt sowohl Barrow als Campbell, sie hätten gar keine Lieder, und selbst ihre Tänze, die ersterer als bloße Convulsionen beschreibt, sollen nach dem Letzteren nur von dem Gekreisch der Weiber begleitet sein, die entweder bloße Ausrufungen ausstoßen, oder die Namen ihrer Freunde ausschreien [3].

Allein selbst unter den Negerracen wird die compara-

---

1) Bowdich's Mission from Cape Coast to Ashantee, Lond. 1819.

2) Burckhardt macht jedoch einige Ausnahmen. „Im Allgemeinen, sagt er, sind die Stimmen der Hedjaazys rauh und unrein. Ich hörte keine jener sonoren und harmonischen Stimmen, die so merkwürdig in Egypten und besonders in Syrien sind, sie mögen nun Liebeslieder singen, oder recitativisch das Lob Muhammeds von den Minarets, was in der Stille der Nacht eine besonders große Wirkung hervorbringt.“ Travels in Arabia.

3) Barrow's Travels in Africa. Campbell's Travels in South-Africa.

tive Lieblichkeit ihrer Melodien theuer genug durch die Leerheit ihrer Lieder erkauft, und durch den gänzlichen Mangel an aller echten Poesie, den sie sämmtlich gemein haben. Ihre kindische Ungenauigkeit im Denken, und ihre vage, unbestimmte Art sich auszudrücken, geht auch aus ihren Liedern deutlich hervor. Nicht ein Funken von Einbildungskraft, nicht ein treffender Vergleich, nicht ein kühnes Bild in alle den zahlreichen Proben, die die Reisenden mitgetheilt — obwohl dann und wann ein herzliches Gefühl und ein glücklicher Ausdruck desselben. Mungo Park erwähnt wiederholt der wandernden Sänger, die in der Mandingo-Sprache Jilli Kea genannt werden. „Sie singen extemporisirte Lieder zu Ehren ihrer Häuptlinge oder irgend eines Anderen, der willig ist dafür zu bezahlen. Aber ein edlerer Theil ihres Berufes ist, die historischen Begebenheiten ihres Landes zu recitiren. Darum begleiten sie die Soldaten ins Feld, um, indem sie ihnen die großen Thaten ihrer Väter vorsingen, ihren Nachahmungseifer zu erwecken.“ Capitän Clapperton hörte auf seiner Reise von Konka in Bornou nach Salacoo von zwei solcher Sänger folgendes Lied, indem der Eine mit heller scharfer Stimme den Refrain sang, während der andere die Verse laut absang oder vielmehr herausschrie:

Gebt Fleisch den Hyänen am Morgen,
O die breiten Speere!
Des Sultans Speer ist der breitste!
O die breiten Speere[1])!
Mein Roß ist hoch wie 'ne Mauer;
Es ficht gegen Zehn, nichts fürchtet's!
Hat zehn erschlagen, zurück sind die Flinten!
Der Elephant aus dem Walde bringt mir was ich brauche.
So wie Du bist, so ist der Sultan!
Seid wacker, seid wacker Ihr Freund und Verwandten.
Gott ist groß! — wild werd ich wie ein Raubthier.
Gott ist groß! sie sind da, nach denen ich mich sehnte.
O die breiten Speere!“

1) Nach jedem Vers wiederholt

Von Negerliedern sanfterer Art gibt uns Mungo Park eine Probe. Ein höchst rührender Gesang, in der That, aber vorzüglich durch die Lage des interessanten Reisenden selbst. Nach einem haarbreiten Entkommen aus den Händen brutaler Mauren und vielen höchst unglücklichen Abentheuren, wird er endlich von einem gutherzigen Negerweibe aufgenommen, die, nachdem sie dem armen Wandrer Erfrischungen gereicht und ihm eine Ruhestätte bereitet, ihre Mädchen wieder zur Arbeit rief, nämlich zum Baumwollespinnen. „Sie erleichterten sich die Arbeit durch Singen; eins der Lieder war sichtlich improvisirt, denn ich war selbst der Gegenstand. Es ward von einem der jungen Weiber gesungen, während die anderen in einem Art Chor einfielen. Die Melodie war lieblich und klagend, und die Worte genau übersetzt waren diese:

Die Winde sausten, der Regen fiel,
Der arme Weiße so müd und schwach
Saß nieder unter unsres Baumes Dach!
Er hat kein Weib, daß sie Korn ihm mahle,
Keine Mutter füllt ihm mit Milch die Schaale!
Chor: O schenket dem weißen Mann Erbarmen,
Nicht Weib noch Mutter sorgt für den Armen[1])!"

Auch Salt führt ein kleines Lied an, das durch seine Einfachheit und die Lage der Sänger etwas Rührendes hat. Zwei kleine Sklavenknaben von dem Tacazze Shangalla, denen es in früher Kindheit gelehrt war, pflegten es zu einer Melodie zu singen, die Salt „äußerst beweglich" nennt.

Sie kamen, sie ergriffen uns an den Wassern des Tacazze.
Bei den Wassern des Tacazze machten sie uns zu Sklaven.
Unsre Mütter, mit Schrecken flieh'n sie ins Gebirge
Und lassen allein uns in des Fremden Hand!

1) Mungo Park sagt uns nicht, ob dies Lied in Reimen war, allein der kleine Schmuck bot sich in einer treuen deutschen Uebertragung seiner wörtlichen englischen so natürlich dar, daß wir kaum ein einziges Wort seinetwillen zu ändern brauchten.

Die Lieder der Aſhantees haben keinen höheren Charakter. Abgebrochene Worte, wie:

Waiſe weint zur Abendzeit,
Armes Ding! es thut mir leid!

und ähnliche, noch unbedeutendere, tauſendfach wiederholt, werden zu ihren ſüßeſten und ausdrucksvollſten Melodien geſungen. Sie werden häufig durch irgend eine Erzählung eingeleitet, die ſie mehr verſtändlich macht. Das folgende muntere Aſhanteelied hat nach Bowdich „wenig oder keine Melodie.“ Die Männer ſitzen auf der einen, die Weiber auf der anderen Seite. Einer nach dem anderen ſteht auf, und tritt vor und ſingt, wie die Reihe an ihn kommt.

Eine Frau:

Mein Mann der liebt mich gar zu ſehr,
'S iſt ein ſo guter Mann,
Doch mir gefällt er nun nicht mehr,
Drum hör ich meinen Liebſten an!

Ein Mann:

Mein Weib will mir nicht mehr gefallen
Und ich bin ihrer ſatt;
Drum will ich eine Andre lieben,
Die gröſ're Schönheit hat.

Eine andere Frau:

Mein Liebſter lockt mit ſüßem Wort,
Allein mein Mann ſo gut es meint!
Drum muß er mir ja wohl gefallen,
Und ich muß treu und hold ihm ſein.

Zweiter Mann:

Kind, Du biſt ſchöner als mein Weib!
Allein Du biſt doch nicht mein Weib!
Das Weib gefallt dem Mann allein,
Du ſuchſt bei Andern Zeitvertreib.

Die Mauren, die Einwohner der Barbarei und die herrschenden Stämme in mehreren der Negerkönigreiche im Süden und Osten der großen Wüste, obwohl ihr Stolz sie antreibt, sich als die Nachkommen der saracenischen Eroberer des Kalifhats zu betrachten, sind demohnerachtet ein aus mehreren Bestandtheilen zusammengesetztes afrikanisches Geschlecht; die ursprüngliche numidische und mauritanische Bevölkerung, die eindringenden Vandalen und die Araber, alle scheinen ihr Theil beigetragen zu haben, und die Generationen der drei oder vier letzten Jahrhunderte die Laster Aller geerbt zu haben, ohne eine ihrer Tugenden. Ihre niedrige Denkungsart ist nicht, wie die der Negerracen, die Folge einer inferioren Natur; noch ihre Wildheit, wie die der Malayen, der natürliche Ausbruch ungestümer Leidenschaften und glühenden Blutes; sie sind vielmehr die Früchte einer radicalen moralischen Verderbtheit. Bei einem solchen Volke die Keime echter Poesie zu suchen, würde umsonst seyn. Ueber lärmendes und gröhlendes Singen beklagen sich alle europäischen Reisenden beständig. Mungo Park, der lange von ihnen auf die empörendste Weise in dem Königreiche Ludamar in Gefangenschaft gehalten wurde, sagt von ihnen: „Im Lobe ihres Fürsten sind sie einstimmig. Lieder werden zu seiner Ehre gemacht, die die Gesellschaft oft einstimmig singt; allein sie sind mit den gröbsten Schmeicheleien so überladen, daß keiner als ein mauritscher Despot sie ohne Erröthen hören könnte."

Die folgenden Liebeslieder werden in Marocco in dem verderbten Arabisch der Mauren zu einer ziemlich einförmigen Melodie gesungen. Die Musik zum letzteren ist jedoch nicht ohne Lieblichkeit:

Liebeskrankheit.

Nicht weiß ich welch Uebel doch mir geschehen
Seit gestern den lieblichen Pfau ich gesehen!
Für den Schmerz, den ich fühle, kein Mittel es giebt,
Kein Mittel für die Leiden dessen, der liebt!

Der Arzt, der Gute, den Puls mir faßt.
O Arzt, so sprach ich, nicht Macht Du hier hast!
Nicht im Pulse mir liegen die Schmerzen,
Das Uebel liegt tief mir im Herzen.

Preis des Geliebten.

Bring her die Laut' und auch die Feder mir!
O wäre diesen Augenblick Er hier!
Er, der in meiner Brust allein gebeut!
Er ist der König, ich bin sein Wessir!
Die Rosen und die Lilien sind in Streit,
Um seiner schönen Wangen Lieblichkeit [1])!

Ein bei weitem poetischeres Volk sind die Berbern, ein Ueberrest der Ureinwohner des nordwestlichen Afrikas, die unter dem Namen der Kabylen, und einer Menge anderer Benennungen, in die Gebürge zurückgetrieben, gegenwärtig unter dem speciellen Namen der Tuariks einen der mächtigsten Stämme jener Gegenden bilden. Schon ihre Lebensweise erklärt einen kühneren Flug der Einbildungskraft; aber ihre Poesie besitzt zugleich einen Grad von Ausbildung, die einen aufmerksamen Beobachter nicht anders als überraschen kann. Sie haben mehrere Versmaße und rohe Reime. Wir bedauern daß nichts über ihre Melodien berichtet wird. Das folgende Lied wird von den Frauen der Kabylen gesungen, wenn ihre Männer, wie sie pflegen, nach Algier gezogen sind, dort Arbeit zu suchen. Das Original ist wie die Uebersetzung in Reimen und einem höchst unvollkommenen trochäischen Versmaß. Der Ise-

1) Tagebuch der Reise der k. k. Gesandtschaft nach Marocco im Jahre 1830, von v. Pfuhl. Wiener Jahrbücher der Literatur Nr. 67. Die dort befindliche wörtliche Uebersetzung ist bloß von uns in Reime gebracht.

man iſt eine kleine Münze. El Hamma ein Ort bei Algier. Sidi Yahaya ein berühmter Marabut [1]).

Lied einer Berberin.

Könnt' ich mit, und bei dem Nachtmal bei dem Guten ſein,
Um der Seligkeit der Liebe mich mit ihm zu freu'n!
Schwer arbeitet er im Garten, um des Iſemans willen,
Salzlos Brod ißt er, der Gute! ſehnt ſich heim im Stillen.
Taube! rege deine Schwingen du in Eile,
Nach El Hamma flieg' und dort die Nacht verweile.
Trage meine Ohrgehänge, auch mein Halsband trage
Nach Algier, wo er in Arbeit hinbringt ſeine Tage.
Sidi Yahaya! o laß für ihre Sünden,
Heil'ger Vater! Mann und Weib Vergebung finden!

Was die afrikaniſchen Beduinen, das heißt die nomadiſchen Bewohner der Barbarei und der egyptiſchen und nubiſchen Wüſten betrifft, ſo verweiſen wir unſere Leſer auf unſere früheren Bemerkungen über die Beduinen von Arabien und Syrien [2]). Einen etwas anderen Charakter hat die arabiſche Volkspoeſie in Niederägypten angenommen; in Cairo beſonders einen ſtädtiſcheren kunſtmäßigeren, ohne darum ihre Volksmäßigkeit verloren zu haben. Sie iſt nicht mehr ein freier Erguß des Gemüthes, ſie iſt eine Profeſſion geworden, allein ſie iſt noch vollkommen in der Volksmaſſe heimiſch und unterſcheidet ſich von der Poeſie der Gelehrten. Lane in ſeinem vortrefflichen Werke über die Gebräuche der neueren Aegyptier [3]) hat uns vor kurzem einen vollſtändigen Bericht darüber abgeſtattet, den wir

---

1) Transactions of the American Philosophical Society Philad. Vol. IV, New Series: Hodgsons Letters on the Berbers.

2) S. oben S. 59.

3) An Account of the Manners and Customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833, 34 and 35 etc. by Edward William Lane. 2 Vols. London 1836.

hier, ſoviel es in dieſe Blätter paßt, benutzen, und auf den wir den Leſer, der genauer unterrichtet zu ſeyn wünſcht, verweiſen. Das Lied, in ſo fern es ein für ſich beſtehendes Ganze bildet, iſt unter den neueren Arabern durchaus lyriſch; jedoch finden wir die erzählende Romanze des ſpaniſchen Mauren noch in die volksthümlichen Recitationen eingeflochten, von denen wir weiter unten ſprechen werden. Lieder werden in einer angenehmen, jedoch unbeſchreiblich einförmigen Melodie abgeſungen. Lane bemerkt, daß viele der Volksmelodien ihn auf entſchiedene Weiſe an früher in Spanien gehörte erinnert hätten, was wenigſtens für ihr Alterthum zeugt. Die von den gewöhnlichen Sängern von Gewerbe und Leuten aus dem Volke ſelbſt geſungenen Tonweiſen unterſcheiden ſich höchſtens durch einige von erſteren angebrachte Verzierungen. Die Sängerinnen von Gewerbe, die 'Awálim (Singularis 'Al'meh), nähern ſich ſchon mehr der eigentlichen Kunſtſphäre; ſie werden von den Reichen gemiethet, ihre Feſte zu verſchönern, und oft ſehr hoch bezahlt. Einige von dieſen Awalim ſind auch literariſch gebildet, und verdienen ſo in Wahrheit ihren Namen, der wörtlich „gelehrte Frauen" bedeutet.

Wir geben nun einige Lieder zur Probe [1]). Das erſte ſcheint von einem Sänger von Gewerbe gedichtet zu ſeyn; die beiden anderen haben etwas entſchieden Individuelles, indem ſie ſich auf individuelle Verhältniſſe beziehen. Alle drei haben wir verſucht, den Versmaßen der Originale ſo treu als möglich anzupaſſen; beſonders ihrem Reimſyſteme, denn die geringere Gedrungenheit des deutſchen Ausdruckes nöthigte uns, die achtſylbigen arabiſchen Verſe der beiden erſten Lieder auf neun und elf Sylben, die elfſylbigen des dritten auf dreizehn Sylben auszudehnen.

1) Nach Lanes wörtlicher Ueberſetzung, der die Originale beigedruckt ſind.

Aegyptiſche Liebeslieder.

I.

Hervor o Freud'! hervor o Freud'!
Die Sehnſuchtsgluth ſenkt mich in Leid [1]).

Daß Jeder nicht, deß Augen ſchlafen,
Daß auch der Liebende ſchlafe, denke!
Bei Gott ich bin von Lieb' entzündet!
Den Liebenden kein Tadel kränke!

O Shech der Araber, o Seyid [2]),
Nur einmal meiner Liebe diene!
Kommt heut' die Liebſte zu mir, mach ich
Den Caſchmir ihr zum Baldachine.

Die Schöngeſtaltete ſenkt mich in Noth,
Die ſchwarzen Augen meiner Schönen!
Aus Lieb' für ſie ſing' ich dies Lied,
Es wächſt der Wahnſinn mit den Tönen.

Die Schaar der Tadler ſich vereint,
Mich von der Liebſten fern zu halten
Bei Gott die Aeuglein laß ich nicht,
Und wenn ſie mich in Stücken ſpalten!

Auf! laß uns uns in Lieb' berauſchen,
Im Schatten des Jasmins uns ruh'n;
Die Pfirſich von der Mutter pflücken,
Weiß doch um uns kein Tadler nun!

O Ihr, Ihr Töchter von Cairo,
Mit köſtlich werthem Schmuck Ihr pranget,
Ihr traget den Shatebh [3]) von Perlen
Euch auf der Bruſt Kiladeh [4]) hanget.

---

1) Dieſer Kehrreim wird nach jeder der folgenden Stanzen wiederholt, manchmal im Chor.
2) Ein berühmter Heiliger.
3) Shatebh ein halsbandähnlicher Schmuck, der von dem Kopfputz herabhängt.
4) Kiladeh eine Art Halsband, das bis an den Gürtel reicht.

O Töchter Alexandria's, reizend
Auf Teppichen ſchreiten Eure Füße!
Ihr tragt den Kaſchmirſchawl von Lama
Und Euer Mund hat Zuckers Süße.

Ihr Schönen, fürchtet Gott! erbarmet
Euch derer, die die Lieb' bedränget,
Die Lieb' zu Euch hat Gott verordnet,
Er hat ſie über mich verhänget.

II.

Du mit dem Seitenlöckchen! langem Ermelröckchen!
Die Liebſt' iſt fort, und nicht kommt der Gefährte.

Der Bote ging, und kehrte nicht zurück;
Der Liebe Augen nach ihm blicken!
Du mit dem Seitenlöckchen! langem Ermelröckchen!
O ließen nimmer wir uns doch umſtricken!

Warum o Aug'! verſtrickteſt Du uns ſo?
Warum mit Blicken uns verwunden?
Du mit dem Seitenlöckchen! langem Ermelröckchen!
Bei Gott laß aus Erbarmen uns geſunden!

Du haſt mich krank gemacht, Geliebte!
Nach Deinen Arzenei'n ſteht mein Verlangen.
Vielleicht o Vollmond übſt Du Gnad' an mir,
Denn ganz haſt Du mein Herz in Lieb' gefangen!

O Du im rothen Kleide! Du im rothen Kleide!
Geliebte meines Herzens, bleib bei mir!

Die Liebſte kam zu mir mit ſchwankem Gang,
Mein Rauſch entſtand durch ihre Augenlieder.
Als ich die Hand ausſtreckte nach dem Becher,
Berauſcht' ich mich in ihren Augen wieder!

O Du im rothen Kleide! Du im rothen Kleide!
Geliebte meines Herzens, bleib bei mir!

III.

Die Liebſte ging vorbei, hat Sherbet mir gebracht,
Berauſchen woll'n wir uns in Wein die halbe Nacht;
Ich ſchwör's, kommt die Geliebte wieder her,
Thu Thaten ich, die Antar [1]) nicht vollbracht.

O Maid! die Aermchen zeigt Dein ſeidnes Hemd zerriſſen;
Um Deiner Augen Schwarz wir für Dich fürchten müſſen!
Berauſchen möcht' ich mich und Deine Wangen küſſen,
Und Thaten thun, die Antar nicht vollbracht!

Sie geht vorbei, und füllet den Ardſhilih [2]);
Und Roſenwaſſer iſt darin — faſt will es ſcheinen,
Argliſt'ger Plan ſteck' in dem Sinn der Kleinen;
Wann ſpricht ſie zu mir: komm, laß Liebesrauſch uns einen?

Mein Jammern durch die Nacht währt bis zu Morgens Helle,
Um ſie, die ſtahl mein Herz, die einſame Gazelle!
Ich ſchwör's, kommt meine Liebſte hier zur Stelle,
Thu Thaten ich, die Antar nicht vollbracht!

O Thräne meines Aug's! was zog dich auf die Wangen?
Sie ſpricht: der Liebſten Fernſein mehret Dein Verlangen.
O Schönſte! übe Gnad' an dem, der ganz gefangen!
Erblinde der, der kalt ſieht Deiner Augen Pracht!

O Dunkelfarb'ge! mit zwei weißen Roſen [3])!
Durchdüftet iſt meine Lieb' jedwede Feſtesnacht [4]);
Ich ſchwör' es, kommt ſie heut' mit mir zu koſen,
Thu Thaten ich, die Antar nicht vollbracht!

---

1) Antar, ein beliebter arabiſcher Romanheld und Dichter; ſiehe weiter unten.

2) Ardſhilih, gewöhnlicher Nardſhilih, iſt die perſiſche Pfeife.

3) Die Dunkelfarbige hat weiße Roſen auf den Wangen.

4) Die Aegyptierinnen pflegen ſich den Abend vor den heiligen Feſten, der überhaupt der Freude gewidmet iſt, mit Wohlgerüchen zu durchdüften. Die Zeit des Liedes iſt wahrſcheinlich ein ſolcher heiliger Abend und der Liebhaber, die Geliebte erwartend, genießt im Voraus ihren ſüßen Duft.

Von mehr Bedeutung als dieſe Extravaganzen ſo voll von Leidenſchaft und doch ſo leer von echtem Gefühl, ſind die öffentlichen halb abgeleſenen halb recitativiſch abgeſungenen Vorträge gewiſſer volksthümlicher Romane, deren Charakter wir weiter unten näher darthun werden. Sie ſind in Cairo und anderen Städten in den vorzüglichſten Kaffeehäuſern, beſonders an den Abenden vor den Religionsfeſten zur allgemeinen Erbauung zu hören. Auch Privatgeſellſchaften zu unterhalten werden dieſe Recitatoren häufig gemiethet; allein Lane bemerkt, daß man ſie in den Kaffeehäuſern, wo ihre Belohnung nur von dem erhaltenen Beifall abhängt, mehr zu ihrem Vortheil höre.

Es giebt drei Claſſen ſolcher öffentlicher Recitatoren; die eine, zahlreichſte Claſſe, die in Cairo ungefähr aus 30 Perſonen beſteht, werden Sho'ara (Singularis Sha'er), d. h. Dichter genannt. Man pflegt ſie auch nach dem Gegenſtand ihrer Vorträge Abuzeyden zu nennen. Sie leſen und ſingen nämlich ausſchließlich aus einem zehn und mehr bändigen Roman, der Abu Zeyd heißt, vor. Die Erzählung, die halb in Proſa, halb in Verſen, halb narrativ, halb dramatiſch iſt, ſoll auf Ereigniſſen beruhen, die in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach der Flucht vorfielen, und bald nachher niedergeſchrieben ſein. Nach Lanes Urtheil iſt das Werk jedoch viel neuer, wenigſtens ſpäterhin bedeutend umgearbeitet. Poetiſch hat es wenig Werth, iſt aber als Sittenſchilderung der Beduinen intereſſant. Die Helden und Heldinnen reden gewöhnlich in Verſen, wenigſtens immer wenn ſie irgend etwas Bedeutendes zu ſagen haben. Faſt jedes poetiſche Stück beginnt und endigt mit einem Anruf an den Propheten und Bitte um ſeinen Segen. In welchem Lichte der Araber die dichteriſche Form betrachtet, geht ungefähr aus folgender Stelle einer nachherzuerwähnenden Erzählung, die den Titel Secret Delhemeh führt, hervor. Der Held bittet ſeine Geliebte, ihm ihre Geſchichte zu erzählen: „O Herrin der Schönheiten, Stern des Morgens, Leben der Seelen! mache mich

bekannt mit deinem Geheimniß, und unterrichte mich von deiner Geſchichte! Hierauf antwortete ſie: O Held unſerer Zeit! o Held unſeres Zeitalters und Zeitraumes! ſoll ich dir meine Geſchichte in erzählender Proſa verkünden, oder in gemeſſenen Verſen? Er ſagte: o Schönheit deines Zeitalters und Gleichloſe deiner Zeit! ich will nichts von dir als gemeſſene Verſe vernehmen!" — worauf ſie ihm in einer regelmäßigen Kaszeide ihre Geſchichte erzählt.

Dieſe eingeſtreuten Verſe werden immer abgeſungen; der Sha'er oder Abuzeyde begleitet ſich dabei mit einer Art einſaitigen Violine, die, da ſie vorzugsweiſe nur ihm dient, auch die Dichtervioline, oder Abuzeydenvioline genannt wird. Auch hat er meiſt einen Begleiter mit eben ſolch einem Inſtrument, der mit einſtimmt. Nach jedem Verspaare dient ein Interludium von ein paar Noten dem Sänger zum Ausruhen, gerade in der Weiſe wie die Serben ihre Heldenlieder abzuſingen pflegen.

Neben dieſen ſogenannten Dichtern, oder Abuzeyden, giebt es auch Mohhadittin (Sing. Mohhadit), oder Erzähler[1]), die ſich ebenfalls auf einen einzigen dickleibigen Roman beſchränken, aus dem ſie ebenfalls frei, d. h. ohne Buch, Bruchſtücke vortragen, nicht ohne hier und da zuzuſetzen, oder abzuändern. Der Roman aus dem ſie recitiren heißt die Geſchichte von Ez-Zahir, und iſt auf hiſtoriſche Begebenheiten des dreizehnten Jahrhunderts gegründet. Die Sprache iſt das gemeinſte Aegyptiſch-Arabiſch. Exemplare ſind äußerſt ſelten, ja vollſtändige kaum zu bekommen.

Eine dritte Claſſe von Recitatoren, deren Zahl jedoch äußerſt beſchränkt iſt, wird Anteriyeh, etwa Antariden genannt, von dem vorzüglichen jedoch nicht ausſchließlichen Gegenſtand ihrer Vorträge, der Geſchichte eines berühmten Helden mit Namen Antar. Außerdem tragen ſie auch aus der Geſchichte Delhemeh's vor, und noch vor wenigen Jah-

1) Nach Lane etwa 80 an der Zahl.

ren pflegte man auch Bruchſtücke aus einem Mährchenbuch Seif El-Gezel betitelt, und aus dem weltberühmten Tauſend und eine Nacht von ihnen zu hören. Allein die ungemeine Seltenheit und Koſtſpieligkeit dieſer Werke, haben ſie nach und nach den Händen dieſer gewöhnlichen Recitatoren entwunden. Die letztbeſchriebenen tragen übrigens nicht frei vor, wie die anderen; ſie leſen mit dem Buch in der Hand, obwohl nicht in der gelehrten ſondern in der vulgären Weiſe, zwei in den orientaliſchen Sprachen wohl zu unterſcheidende Dinge. Die eingeſtreuten Verſe ſingen ſie ebenfalls ab. Doch bemerkt Lane daß die in Antar, ihrem Hauptwerk, eingeſtreute Poeſie dem gemeinen Volke zu hoch ſey, und daß daher der Kreis ihrer Zuhörer meiſt aus Leuten von einiger Bildung beſtehe.

Von allen genannten Werken ſind die Verfaſſer und die Zeit ihrer Entſtehung unbekannt, und niemand frägt danach. Auch das neueſte von ihnen iſt mehrere hundert Jahr alt; aber keins darunter, das nicht von den Abſchreibern zeitgemäß ſprachlich abgeändert wäre. Und ſo tragen ſie auch in dieſem Punkte das Gepräge ächter Volkspoeſie, und ein kurzer Bericht davon durfte in dieſen Blättern die eigentlich nur dem Volkslied gewidmet ſind nicht fehlen. Kurze Auszüge aus dreien dieſer Volksbücher hat Lane in ſeinem vortrefflichen Werke geliefert; von Antar iſt bereits früher ein beträchtlicher Theil in das Engliſche überſetzt worden [1]), nachdem zuerſt Jones und dann Hammer die Aufmerkſamkeit beſonders darauf gelenkt [2]). Der Verfaſſer des Romanes, welcher ſich auf alte arabiſche Traditionen gründete, heißt Asmai, der am Hofe Harun Al Raſhids lebte, und zugleich Theolog und Grammatiker war.

1) Antar, a Bedouin Romance, translated from the Arabic, by Terrik Hamilton, Lond. 1820; auch eine franzöſiſche Ueberſetzung exiſtirt davon.

2) Fundgruben des Orients 1812.

Abyſſinien, mag es nun urſprünglich von Arabien aus bevölkert worden ſeyn, oder ſeine Einwohner in genauer Verwandtſchaft mit den Berbern ſtehen, hat eine Literatur für ſich ſelbſt, die außer dem Plane dieſer Blätter liegt. Ein echtes abyſſiniſches Volkslied, das von den jungen Soldaten welche die Escorte des Conſul Salt bildeten, aus dem Stegreife verfaßt ward, iſt von dieſem letzteren mitgetheilt. Jeder Zweivers ward erſt von dem Verfaſſer allein geſungen, und dann ſogleich von den Uebrigen aufgenommen und im Chor wiederholt [1]).

Abyſſiniſches Lied.

Unſre Väter ſind Krieger des Badinſah,
Jeder von ihnen erſchlug ſeinen Feind!

Jung ſind wir jetzt, das Gepäck wir tragen!
Doch kommt die Zeit, wo wir fechten wie ſie!

Nun reiſen wir hier im wüſten Lande,
Von Wilden und von Raubthieren umringt!

Aber im Dienſte iſt's des Badinſah,
Und wer wollte nicht gern ſterben für ihn?

Was die elenden und ganz brutalen Geſchlechter des ſüdlichen Afrikas betrifft, ſo ſcheint es faſt überflüſſig, irgend etwas zu den obigen Bemerkungen hinzuzufügen. Die Bootſhuana's, eine der Hauptvölkerſchaften, nördlich von den Hottentotten, ſingen zwar ſehr viel, aber kein Reiſender hat es noch der Mühe werth gefunden, eins ihrer kindiſch-unzuſammenhängenden Lieder aufzuzeichnen. Dagegen ſind uns einige ihrer Erzählungen und Fabeln von dem Engländer Campbell mitgetheilt worden [2]), die, obgleich ſie ein ſehr ſchwaches Denkvermögen beurkunden, doch alles ſind was wir von einem Volke zu erwarten berechtigt ſind, das noch auf der unterſten Stufe der Civiliſation ſteht.

1) Salt's Travels in Abyssinia p. 235.
2) S. Campbell's Travels in Southern Africa.

Vierter Abschnitt.

Ureinwohner von Amerika.

Wir haben Madagaskar das Verbindungsglied zwischen Asien und Afrika genannt; in demselben Sinne müssen wir Amerika durch die östliche polynesische Kette mit dem asiatischen Festland verbunden betrachten. Von dem einstmaligen Zusammenhange der beiden Welten sind die bündigsten Beweise vorhanden. Die Voraussetzung, daß die ursprüngliche Population Amerikas in sehr enger Verwandtschaft mit den braungelben Geschlechtern der Inseln stand, die auf wohlbekannte Thatsachen gegründet ist, widerspricht keineswegs den Beweisen, daß sie ihre erste Civilisation aus Nordostasien empfingen. Wenn, wie Alexander Humboldt dargethan, die osteologischen Züge des Kopfes der Amerikaner den Uebergang bilden zu dem mongolischen Stamme, so fehlt es auch nicht an ähnlichen physischen Beweisen ihrer genauen Verwandtschaft mit den malayischen Geschlechtern. Während in Europa die großen Völkerwanderungen sich von Osten nach Westen zogen, nahmen sie in Amerika die Richtung von Norden nach Süden. Allein die zahlreichen asiatischen Völkerschaften, die im sechsten und siebenten Jahrhundert sich in das westliche Continent ergossen, fanden dieses sicherlich nicht leer und unbewohnt. Denn es giebt keinen physischen Beweis, daß das Dasein

des Menschengeschlechtes in der neuen Welt jünger ist als in der alten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß während in einigen Theilen dieser weiten Regionen die asiatischen Wanderer sich mit den Eingebornen mischten — gerade wie in Europa die Völker vom indischen Stamme, die zu verschiedenen Perioden aus derselben uralten Quelle ausströmten, und sich über alle Theile Europas ergossen, — und daß in anderen Theilen jedes Geschlecht für sich blieb. Auszumitteln in wie fern die mongolischen und malayischen Racen schon von Alters her verwandt waren, gehört zu den Untersuchungen in das polynesische Alterthum; aber ausgemacht ist, daß sie in gewissem Grade verwandt waren. Die geringe aber unläugbare Verschiedenheit unter den amerikanischen Stämmen selbst, könnte so zur Gnüge erklärt werden. Wir wissen indessen sehr wohl, daß bis jetzt jede historische Hypothesis durch die heterogene Natur ihrer Sprachen widerlegt worden ist, deren wunderbare Struktur die amerikanischen Indianer beinahe gänzlich von der alten Welt loszulösen scheint. Und wirklich, diese Sprachen werfen einen geheimnißvollen Schleier über die Vergangenheit, den zu lüften bisher noch nicht den tiefsten Forschern unserer Zeit gelungen ist.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, wir müssen gestehen, daß von allen Wilden, die wir kennen, der amerikanische Indianer, in seinem ursprünglichen Zustande der Unabhängigkeit in die poetischste Form gegossen ist. Die afrikanischen Racen sind entweder rohe Barbaren, oder harmlose Wesen, anscheinend unfähig je die Gränzen intellektueller Kindheit zu überschreiten. Die uncivilisirten Völker Asiens auf der anderen Seite sind durch angewöhnten Despotismus verknechtet und verderbt, während die Gebürgsvölker und Nomadenstämme der Steppen, die allein frei sind, eine gewisse Aehnlichkeit mit den kriegerischen Indianern haben, modificirt durch ihre verschiedenartigen localen Zustände. Die Nationalität des Indianers scheint in besserer Uebereinstimmung mit den Gegenden die er bewohnt zu

sein, als die von irgend anderen Barbaren. Seine Laster erscheinen mehr als das natürliche Resultat eines noch nicht zur Reife entwickelten geistigen Zustandes, wie als die Erzeugnisse der Verdorbenheit und Entartung. Sein Gottesdienst ist der Gottesdienst der Natur. Nur die civilisirteren unter den Indianern fanden die Spanier als Götzendiener. Der ursprüngliche Mensch muß in gewissem Sinne ein Pantheist gewesen sein, wie der Indianer noch ist. Wir sind zwar weit entfernt behaupten zu wollen, daß der Indianer der Gegenwart im Zustande der Natur sey. Ihre überspannten Begriffe von Ehre; die Qual, welche die Weiber einiger Stämme ihren Kindern auferlegen um ihren Köpfen und Gliedern die Form zu geben, die ihnen die schönste scheint; dieß und viele andere Dinge widerlegen genug diese fantastische Idee einiger früheren Schriftsteller. Wir glauben sie nur, rücksichtlich ihrer Seelenentwickelung noch im Zustande des Fortschreitens, oder vielmehr, gehemmt im Fortschreiten. Wir übersehen jedoch nicht, daß die verschiedenen räthselhaften Anzeichen einer uralten Civilisation, die in vereinzelten Spuren über das ganze amerikanische Continent zerstreut liegen, unseren Ansichten zu widersprechen scheinen; und daß die Nacht der Vergangenheit durch ihre Sprachen noch undurchdringlicher gemacht wird; Sprachen, die in ihrer wunderbaren Vereinigung von Verfeinerung und Rohheit, von Reichthum und Armuth die Philosophie für die Ruinen von halb untergegangenen höchlich gebildeten Idiomen halten möchte.

Es ist uns immer merkwürdig vorgekommen, daß der Indianer, mag nun sein Bild sich im Gemüth seines bittersten Feindes oder seines enthusiastischen Freundes spiegeln, wesentlich immer dieselbe Physiognomie darbietet. Im Irokesen wie im Aurocaner finden wir denselben unbezwingbaren Stolz, die Quelle seiner Tugenden wie seiner Laster; und dieser Stolz allein giebt ihm das schweigsame, düstere, verächtliche Ansehen, das er willig fahren läßt, wenn sein Argwohn und seine Furcht, seiner Würde

etwas zu vergeben, ſchwinden; dieſelbe moraliſche Unbeugſamkeit und hartnäckige Beharrlichkeit in Gewohnheiten und Sitten; und Unterwerfung nur unter zwei ſtarke, ja allmächtige Principien: das eines fantaſtiſchen Ehrgefühls, deſſen Gewalt ihn anſcheinend vollkommen unempfindlich macht, gegen die grauſamſten phyſiſchen Schmerzen; und das einer ſtrengen, unbeugſamen vergeltenden Gerechtigkeit. Die ungemäßigte Begierde nach Rache, die unter den Indianern alle Alter und Geſchlechter beherrſcht, iſt ihnen zwar immer als ihr hauptſächlichſtes Laſter vorgeworfen worden. Aber wir ſtehen nicht an zu behaupten, daß das nämliche Gefühl, welches den Mörder beſtimmt, mit ſeiner Manteldecke ſein Haupt verhüllend, und ſich ſchweigend auf den Boden ſetzend, mit vollkommener Ergebung den vergeltenden Streich zu erwarten — daſſelbe Gefühl es iſt, das ihn antreibt, ſich der ſchrecklichſten Barbarei der Rache hinzugeben, und über die Schmerzenszuckungen ſeines Opfers zu frohlocken. Wie hat doch jemals ein Zweifel aufſteigen können über die Möglichkeit der ſittlichen Veredlung eines Geſchlechtes, in welchem dieſe beiden Principien, Ehre und vergeltende Gerechtigkeit, ſo mächtig wirken? Alle Lichtſeiten des Indianers, ſeine Gaſtlichkeit, ſeine Ehrfurcht vor dem Alter, ſeine Freundſchaft in Noth und Tod — alle ſind der Widerſchein dieſer beiden; während ſeine Empfänglichkeit für die zarteren Regungen des Herzens verhältnißmäßig gering, und die Liebe aufs Höchſte ein einſamer Stern iſt am indianiſchen Himmel.

Wir verkennen keinen Augenblick, daß dieſes Bild nur allgemeine Züge darbietet, die in den verſchiedenen Stämmen und in den verſchiedenen Individuen in tauſendfachen Schattirungen modificirt ſind. Wilhelm von Humboldt, indem er von dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Sprachen zu einander ſpricht, vergleicht ſie mit den Wolken, die nur in der Entfernung beſtimmte Umriſſe und Geſtalten haben. Wir möchten ſeine Bemerkung auf Nationen anwenden, deren allgemeine Phyſiognomie wir in einer gewiſſen Seh-

weite zu erkennen meinen, und so lange wir sie nur als ein großes Ganze betrachten; die aber wenn wir uns nähern uns vorzugsweise einzelne Theile ihrer Gesichter zeigen, und tausenderlei verschiedenartige Blicke und Mienen, anstatt einer ganzen Physiognomie. Ohne Zweifel ist die Verschiedenheit unter der zahllosen Menge von indianischen Stämmen, und selbst in ihrer physischen Organisation viel bedeutender, als sie für uns wahrnehmbar ist. Sie mögen mit ihren Sprachen verglichen werden, die eine gänzliche Unähnlichkeit der Wörter, mit einer höchst merkwürdigen Uebereinstimmung im Bau vereinigen; verschiedene Substanzen, wie Alexander von Humboldt es ausdrückt, in analoge Formen gekleidet. Allein diese wunderbare Uebereinstimmung selbst beweist unwidersprechlich die Identität ihrer Geistesanlagen, und eine und dieselbe Tendenz in den Entwickelungen ihres Gehirnes.

Außer ihrer geistigen Physiognomie im Ganzen sind auch einzelne Züge an ihnen im höchsten Grade poetisch. Das Lebensprincip welches die ganze Welt durchdringt, ist so tief in alle ihre Begriffe eingewurzelt, daß, während in allen anderen Sprachen sich Sachen und Wesen in Geschlechter theilen, die indianischen keine andere Eintheilung zulassen, als die in belebte und unbelebte Gegenstände, und diese verschiedenen Weisen der Existenz sind scharf sowohl in Nennwörtern als Zeitwörtern von einander geschieden. Ja, sie erheben dieses Princip des Lebens in gewissen Fällen sogar bis zu einem unsterblichen Geist. Jedes Thier hat bei ihnen eine Seele und ein Anrecht zur Unsterblichkeit. Die Natur, die lebendige Natur ist der Gegenstand ihrer Anbetung; aber wenn sie Steinen, Pflanzen, dem Feuer und anderen Dingen der Art übernatürliche Kräfte zuschreiben, so ist dieses dennoch nicht Materialismus, denn von allen diesen Dingen sind die niederen Geister, mit denen ihre Mythologie das Universum bevölkert, die lebendigen Seelen. Viele ihrer abergläubischen Sagen, die geheimnißvoll vom Vater dem Sohn überliefert werden,

sind ohne Zweifel so kindisch und absurd, wie die anderer Wilden; aber manche sind darunter, die eine wundersame Tiefe und Consistenz haben. Der Indianer betrachtet die belebte Welt als einen großen Körper, dessen Glieder ein und demselben Princip von Geburt, Wachsthum, Fortdauer und Auflösung unterworfen sind. Die Erde ist ihm die gemeinschaftliche Mutter, die in ihrem Leibe die Keime alles Lebens trägt; und wo alles was existirt seine erste Kindes-Gestalt empfängt. So ward es angeordnet von dem großen und guten Geiste, dem Vater der Menschen und Thiere und Pflanzen! Die unterirdischen Regionen sind noch mit manchem niederen Geschlecht bevölkert; aber wer kann wissen, ob dieß mehr als ein Zustand der Vorbereitung ist? Die Delawar-Indianer wollten kein Kaninchen essen noch einen Maulwurf: „eine Seele könnte drinnen wohnen, gehemmt in ihrer Entwickelung, und sie könnten nicht wissen, ob sie vielleicht gar ihnen verwandt wäre [1])!" Ihre Vorfahren nannten die Klapperschlange „Großvater" und wollten um keinen Preis sie tödten, noch zugeben, daß die Weißen dieß thaten. Diese Idee ihrer Verwandtschaft mit den Thieren leuchtet auch geheimnißvoll aus den Namen ihrer Stämme hervor: die Wolf-, Bär-, Schildkröten-, Adler-Indianer ꝛc. Die abergläubische Furcht vor der Eule, die bei den Araucanern herrscht, und ihr Glaube an die Bedeutsamkeit des Gesanges und Fluges einiger anderen Vögel, fließen wahrscheinlich aus derselben Quelle. Aehnliche Bande verknüpfen die ganze lebensvolle Welt; ja, es sind unter den Tschippewäern und den Tschirokesen und wahrscheinlich unter vielen anderen indianischen Völkerschaften Ueberlieferungen vorhanden, die selbst die Gestirne als Mitglieder einer Familie einschließen [2]).

---

1) Heckewelders Correspondenz in den Transactions of the American philosophical society.

2) Siehe Molina's Storia di Chili. Schoolcraft: On the superstitions of the Indians, in dem Literary and Theological Review, New York 1838, und hauptsächlich ein Manuscript des Missionarius

Ein anderer poetischer Zug in den Indianern ist ihre entschiedene Neigung, die speciellen Namen den generellen vorzuziehen. Alle Poesie verliert sich in allgemeinen und vagen Beschreibungen. Je ausschließlicher, je individueller die Ausdrücke, je graphischer, je sinnlich-hervorspringender das Bild, das vor des Hörers Auge gebracht werden soll. Viele Beispiele der durchaus sinnlichen Gestaltung ihrer Sprachen, d. h. ihrer Weise zu den Sinnen zu sprechen, könnten leicht nachgewiesen werden [1]).

Wenn wir nun diesen Schatz von poetischen Materialien betrachten, der tief in ihrer eigensten Natur liegt, so entsteht natürlich die Frage: Warum denn sind die Indianer so wenig produktiv in der Poesie? und warum ist alle Poesie, die sie je hervorgebracht, wie Lieder und Erzählungen, nach allen uns von den verschiedensten Seiten mitgetheilten Proben so außnehmend mager und uninteressant? Die Thatsache, glauben wir, unterliegt keinem Zweifel. Der Abbate Clavigero zwar entwirft ein äußerst glänzendes Bild von der Poesie der alten Mexikaner. „Ihre Sprache, sagt er, war glänzend, rein und gefällig, bildlich und mit zahlreichen Vergleichungen mit den angenehmsten Gegenständen in der Natur verschönt, wie Blumen, Bäume, Flüsse ꝛc." Allein er nahm die Farben zu seinem Gemälde ausschließlich aus seiner eigenen Imagination; denn er giebt zu, daß „unter den Ueberresten, die wir von ihrer Poesie haben, einige Verse sind, in welchen zwischen Worten, die Bedeutung haben, Ausrufungen oder Sylben eingestreut sind, welche ganz ohne Sinn und offenbar nur gebraucht sind, um das Versmaß ins Gleiche zu bringen." — „Aber, fügt er sehr naiv hinzu, dieser Gebrauch war wahrscheinlich nur ein Laster ihrer schlechten Dichter!" —

Auch der Abbate Molina stellt die Poesie der Arauca-

Buttrick: „On the Mythology etc. of the Cherokees", im Archive der amerikanischen Alterthumsgesellschaft in Boston.

1) Heckewelders Correspondenz, s. oben.

ner in das allerglänzendſte Licht. „Ihre Dichter, ſagt er, wurden Herren der Rede genannt. Dieſer ausdrucksvolle Name paßte gut auf ſie; denn, ausgerüſtet mit jenem ſtarken Enthuſiasmus, der durch die Leidenſchaften entzündet wird, und ungeſchwächt von den Schranken und Verfeinerungen des civiliſirten Lebens, folgten ſie in ihren Gedichten keiner anderen Regel, als dem Impulſe ihrer Einbildungskraft. Demzufolge (!) war ihre Poeſie voller ſtarker und lebendiger Bilder, kühner Tropen, und häufiger Anſpielungen und Gleichniſſe, neuer, eindringlicher Ausdrücke, und beſitzt die Kunſt das Herz zu bewegen und zu intereſſiren, indem ſie ſein Empfindungsvermögen erhöht. Alles in ihr iſt metaphoriſch und lebendig, und die Allegorie iſt, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, ihre eigentliche Seele und Eſſenz. Ungehemmter Enthuſiasmus iſt die Hauptcharakteriſtik aller Poeſie der Wilden. So war die der Barden, der Celten, und der Scalden der Dänen [1])."

Der Leſer wird leicht gewahr werden, daß dieſer Bericht nur das Ergebniß von des Verfaſſers eigenen Ideen iſt, von dem was — in Uebereinſtimmung mit der falſchen Theorie ſeiner Zeit, wo das Gewicht der künſtlichen Ketten der franzöſiſchen Schule ſehr ſtark gefühlt zu werden anfing — die Poeſie von Barbaren nothwendig ſein müſſe. Er macht keinen Verſuch, uns von der Wahrheit ſeiner Behauptungen durch irgend eine angeführte Probe zu überzeugen; und ſo lange wir ſo unwiſſend hinſichtlich der Poeſie der Araucaner ſind, als hinſichtlich der, der oben angeführten celtiſchen Barden, muß es uns erlaubt ſein, uns unſere eigenen Meinungen nach der Analogie zu bilden.

Auf die oben aufgeworfene Frage nun könnten wir im Allgemeinen antworten, daß es mit Nationen iſt wie mit Individuen, daß nicht jedes poetiſche Gemüth darum ein Dichter iſt. Wenn wir jedoch verſuchen der Sache auf den Grund zu kommen, ſo müſſen wir unſere Unfähigkeit

1) Storia di Chili.

geſtehen, ſie gnügend zu erklären, und müſſen es dabei bewenden laſſen, die folgenden Punkte zur Betrachtung hinzuſtellen.

Die Indianer ſind ein Volk, in dem die Leidenſchaften ſtärker ſind als die Einbildungskraft. Heftige Leidenſchaften ſind nie produktiv poetiſch. Ihre ungeheure Einwirkung auf den Indianer, den ſie beinah der menſchlichen Natur berauben, und ihm, wenn der Geiſt der Rache über ihn kommt, das Anſehen und die Geſinnung des hölliſchen Feindes geben, iſt wohl bekannt. Ihre metaphoriſche Art zu ſprechen auch, iſt zu voreilig für die Frucht einer glühenden Einbildungskraft gehalten worden; ſie iſt vielmehr das natürliche Ergebniß ihrer Lebensweiſe. Ihre Metaphern ſind meiſt aus der ſichtbaren Natur genommen, die ihnen vertrauter iſt, als das Reich des Abſtrakten, aus dem gebildete Völker ihre Ausdrücke herleiten. Dieſe Metaphern ſind überdem äußerſt einförmig. Ihre zahlreichen mythologiſchen Traditionen enthalten keineswegs einen hohen Flug der Einbildungskraft. Ihre Cosmogonien ſind großentheils kindiſch und unzuſammenhangend. Außerdem iſt ſelbſt derjenige geringe Theil dieſer Fictionen, welchen wir wahrhaft poetiſch finden, ſehr alt; und welchen Grad von Einbildungskraft auch die Erfinder beſeſſen haben mögen, die der folgenden Generationen ward nicht genährt durch die Naturſcenen welche ſie umgaben. Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß in Amerika, aller anderen Erfahrung zuwider, die Spuren einer theilweiſen Civiliſation auf die Gebürge beſchränkt waren; während die in roher Freiheit herumſchweifenden Nationen die Ebnen bewohnten. So war es als die Spanier ſie fanden, und durch alle folgenden Jahrhunderte iſt es ſchwieriger befunden worden die Indianer der Savannahs (Indios andantes) zu civiliſiren, als die Indianer der Waldgebirge (Indios del Monte) [1].

1) A. v. Humboldt Relation Historique. Die im Texte angeführten Angaben Humboldts ſind ſämmtlich aus ſeinen Schriften über

Die große Einförmigkeit der Savannahs und Präries, die in monotoner Schöne in unverwelklich grüner Frische sich vor dem gesättigten Auge endlos ausdehnen, mit ihren breiten hellen Strömen, wie herrlich und majestätisch diese letzten auch an sich selbst sein mögen, — ist nicht geeignet die göttliche Gabe zu nähren, deren liebste Wiege ein eng sich hinschlängelndes Bergthal ist, und deren auserwählte Musik das Rauschen eines wilden verborgenen Bergstroms.

Die Vorliebe des Indianers für Einsamkeit, ferner, scheint nicht aus dem Wunsche zu entspringen, sich den Schöpfungen seiner Fantasie zu überlassen, sondern lediglich und allein aus seiner Liebe zur Unabhängigkeit. Nur wenn er alle zwängenden Bande der Gesellschaft abgestreift, betrachtet er sich als vollkommen frei. Alexander von Humboldt erwähnt, daß unter den Chaimos, eine Völkerschaft im nordöstlichen Theile von Südamerika, der schon vor mehreren Jahrhunderten unterjocht ward, sogar die Kinder oft plötzlich ihre Eltern zu verlassen pflegen, um vier bis fünf Tage in den Wäldern umher zu schweifen, wo wilde Wurzeln und Kräuter sie nähren. So tief eingewurzelt in ihrer Brust ist die Liebe zur einsamen Unabhängigkeit!

Ferner: die Indianer sind von Natur zurückhaltend und nicht geneigt ihre Gefühle auszusprechen, — ein wesentliches Erforderniß zur lyrischen Poesie, — aus welchem Grunde unter allen Völkern, die Frauen, zum Gegentheil neigend, mehr singen als Männer. Wir wissen zwar recht gut daß die Indianer, wenn sie unter sich sind, nicht die düsteren, geheimnißvollen Wesen sind, die sie dem Weißen gegenüber scheinen. Der Indianer, obwohl in Wirklichkeit ein scharfer Beobachter, giebt sich ein um Andere unbekümmertes Ansehen, und scheint in sich selbst versunken und melancholischer Betrachtung hingegeben, bloß weil er es ver-

---

Amerika gesammelt, die uns zur Zeit als wir obige Bemerkungen schrieben nur in englischen Uebersetzungen zugänglich waren, weswegen es unnütz scheint für deutsche Leser die Seitenzahlen anzuführen.

ſchmäht Neugierde zu zeigen. Alle diejenigen die Gelegenheit hatten ſie zu beobachten, wenn ſie unter ſich waren, und nicht durch argwöhniſche Befürchtungen geſtört, beſchreiben ſie als außerordentlich redſelig und munter und voll von einem gewiſſen trockenen ſatyriſchen Witz, beſonders auf Koſten der Weißen. Allein wir zweifeln ob ihre Redſeligkeit je von der empfindſamen Art war.

Endlich, ſo heftig und zahlreich wie die Leidenſchaften der Indianer ſein mögen, die Liebe, die einzige ſtarke Neigung, die von Natur geſprächig iſt, gehört nicht darunter. Nicht daß wir die Meinung mitzutheilen wünſchten, als wären ſie ganz unempfänglich für die zarten Gefühle; allein dieſe ſind bei ihnen verhältnißmäßig nur lau, und auf jeden Fall ohne Aufſchwung. Ihre Weiber ſind nicht mehr entwürdigt, als die anderer Wilden, ja ſittlich weniger, weil die indianiſchen Männer minder ſinnlich ſind, als die aſiatiſchen und afrikaniſchen Racen. Allein die Gleichgültigkeit mit welcher ſie ſie betrachten, bildet einen ſeltſamen Contraſt mit dem häuslichen Einfluß, welchen das weibliche Geſchlecht unter den meiſten anderen uncivilisirten Nationen, wenn auch oft aus unedlen Motiven, erhalten hat. Eiferſucht iſt eine dem indianiſchen Manne unbekannte Leidenſchaft, und wird von ihnen in den Europäern als eine lächerliche und thörige Schwachheit verachtet [1]). Wir können daher nicht erwarten, in den Liebesliedern, die manchmal ihre Tänze begleiten, eine ſehr lebhafte Empfindung ausgedrückt zu ſehen. Das muſikaliſche Element fehlt überdem ihren Liedern faſt ganz, und ihre wärmſten Bewunderer ſprechen von ihrem Geſange als von etwas ganz Unharmoniſchem.

Ihre Poeſie ſcheint in der That hauptſächlich auf ihre Reden beſchränkt. Ihre ausgezeichnete Gabe der Beredtſamkeit iſt zur Genüge von Freund und Feind anerkannt worden. „Sie ſprechen", ſagt Alexander von Humboldt,

1) Carver's Travels in North America, Lond. 1778. p. 245.

von den Caraiben, „mit großer Wortgeläufigkeit, mit lauter Stimme, mit sehr markirtem Ausdruck, allein fast ganz ohne Aktion. Ihre Gesichtszüge bleiben regungslos, doch ihr Blick ist befehlend und streng.“ So ununterstützt durch Schauspielerkunst, muß die wahre Gewalt ihrer Reden nothwendig ausschließlich in der Eloquenz ihrer Worte liegen. Wir wollen hier nicht lange die Lobpreißungen wiederholen, in welche alle Weißen, die Gelegenheit gehabt haben, sie zu hören, einstimmen; und die wir in großem Maße durch die Proben, die wir in Uebersetzungen gesehen haben, in welchen doch nothwendigerweise die Kraft der Originale sehr geschwächt war, gerechtfertigt fanden. Kraft und Gedrungenheit ließen sich allenfalls von selbst von solchen Reden erwarten; allein es ist uns immer besonders merkwürdig gewesen, aus glaubwürdigen Zeugnissen zu erfahren, daß sie besondere Aufmerksamkeit auf die Reinheit der Sprache wenden, auf die harmonische Fülle des Periodenbaus, und überhaupt auf die künstlerische Vollendung der Form. Aber ihre Beredtsamkeit, mögen nun die Reden vorher ausgedacht sein oder nicht, haben immer einen bestimmten Gegenstand zum Zweck. Dieser Umstand muß in der That als wesentlich betrachtet werden bei Mannern, die immer träge und unthätig sind, so lange ihr Vorrath von Lebensmitteln reicht und der Tomahawk begraben liegt; die aber unermüdlich in Anstrengung und Ausdauer sind, wenn es gilt das Wild oder den Feind zu verfolgen. Ihre Reden sind nicht gleich poetischen Produktionen die Früchte überwältigender Gefühle eines Individuums, dessen Brust zu voll ist. Sie sind die sicheren Mittel alles zu erreichen, wonach ihr Ehrgeiz strebt, Einfluß, Ehre, Ruhm. Sie sind überdem das Resultat derjenigen Ausbildung, welche sie von Kindheit auf ihrer angebornen Anlage zur Sprachbeherrschung geben, die ihr glänzendes Nationalbesitzthum ist.

Auch ihre Tänze müssen im Lichte der Poesie betrachtet werden. Wir haben im Verlauf unserer Bemerkungen überhaupt es schwer gefunden, Volkstänze von Volkspoesie

zu trennen. Denn man kann wahrhaft sagen, daß die meisten Völker ihre Tänze singen, und ihre Lieder tanzen. Aber bei den meisten ist der Tanz doch immer nur ein Lieblingsvergnügen; bei den Indianern ist er die Sprache ihres Innern. Der Tanz ist ihnen, was der Gesang anderen Völkerschaften ist. Die entsetzliche Wildheit des indianischen Kriegstanzes ist oft beschrieben worden, der Opfertanz, der Calumet oder Friedenstanz — alle haben im vollsten Maße den Charakter der Gefühle, die sie ausdrücken sollen [1]). Sie singen dabei nur einzelne, abgerissene Worte, allein die ausdrucksvollen Bewegungen des Tanzes erläutern sie vollständig. Von einem Liebestanz der Indianer hörten wir nie, während unter allen übrigen Völkern, die Liebe und ihre mannichfachen Abschattungen von Eifersucht, Begierde, Wankelmuth und Sprödigkeit den vorzüglichsten Gegenstand pantomimischer Tänze bildet.

Die Algonkinsprachen, zu denen sowohl die Tschippewäer- als Delawarensprache gehört, sind über einen sehr großen Theil des nordwestlichen Amerikas verbreitet. Die erste der beiden insbesondere scheint ziemlich allgemein verständlich unter den Indianern dieser Gegenden zu sein. Wahrscheinlich ist es dieser Dialekt der Algonkinsprache, über den ein irländischer Schriftsteller so sehr günstig urtheilt, indem er sagt: „Das Algonkin, das von mehreren Nationen, von der Küste Labrador an westwärts nach den großen Seen zu, einschließlich die Canistino-Stämme gesprochen wird, ist wie es vielleicht die verbreitetste indianische Sprache ist, auch die geglätteste. Diese Sprache ist reich, und besitzt alle Eigenschaften, die man sich in der Rede wünscht. Von den Lippen der Frauen, in ihrer gewöhnlichen Gesprächsweise scheint es eine Folgereihe von Vokalen, nur nothdürftig von Consonanten unterbrochen, und wird mit einer Weichheit, einer

1) S. Charlevoix Journal d'un voyage dans les Canades; Carver's Three years of Travels in America. Heckewelder's Correspondence etc.

Melodie herausgehaucht, die den süßen, tieferen Tönen der Vögel nicht unähnlich ist. Im Munde der Männer beherrscht sie einen Umfang von Tönen von der wildesten Mannichfaltigkeit, als ob sie dem Laufe ihrer eigenen großen Flüsse gefolgt wären, stufenweise das sanfte Plätschern der glatten raschen Gewässer nachahmend, ihr Murmeln und ihre gebrochenen Töne, das dumpfe Anschwellen der Brandung, und den donnernden Widerhall des Falles. Wirklich borgen ihre Beschreibungen und belebten Reden entsprechende ausdrucksvolle Töne von Allem, was in der Natur zu den Sinnen und zum Gemüthe spricht; und wenn meine Auffassung die richtige ist, kann selbst das Griechische nichts Sonoreres darbieten, und das Italienische nichts Lieblicheres [1])."

Derselbe Schriftsteller bemerkt ferner: „Die Indianer haben keine Idee von Poesie, insofern sie ihren Charakter von Reim und Versmaß borgt. Ihre Lieder sind kurze enthusiastische Sätze, die keinem Gesetze der Zusammenstellung unterworfen sind und auf eine monotone Weise abgesungen werden, langsam oder rasch, wie es dem Sänger gerade zusagt. Ihre Parabeln sind zahlreich und scharfsinnig, voller Handlung, und immer darauf hinarbeitend eine Lieblingslehre mitzutheilen. Ihre Erzählungen auch sind fast immer darauf berechnet, irgend eine Moral oder Klugheitsregel einzuprägen." — „Es ist unmöglich, den Indianer dahin zu bringen, Lieder oder Erzählungen, die seine rasche Einbildungskraft wie auf Flügeln in Gestalt und Farbe kleidet, Satz für Satz oder Wort für Wort zu wiederholen. Versuchte er es je, würde das Product wahrscheinlich sogleich aufhören dasselbe glühende Gemälde zu sein. Selbst ihre Reden sterben als Originale mit dem verhallenden Worte, und leben nur in ungenügenden Uebersetzungen."

Diesen allgemeinen Bemerkungen, die auf den ganzen

1) Notices relative to some of the native tribes of North America, by J. Dunne. Transactions of the Irish Academy Vol. IX.

indianischen Volksstamm des westlichen Continents anwendbar sind, vermögen wir wenige Proben von Liedern einiger der vorzüglichsten Nationen beizufügen. Die Grönländer und Eskimos, obwohl aller Wahrscheinlichkeit nach von verschiedenem Geschlecht, sprechen dennoch Sprachen von ähnlichem Bau und Charakter. Ihre geselligen Zusammenkünfte werden immer von Gesang und Tanz begleitet. Die Seehundjagd ist ihr Lieblingsthema; sie besingen ihre Abenteuer auf der Jagd und die Thaten ihrer Vorfahren. Zur Zeit der Wintersonnenwende versammeln sie sich in großen Gesellschaften, um ihre Freude über die Zurückkunft der Sonne an den Tag zu legen, und dies Ereigniß mit Gesängen zu feiern. Ihre Lieder haben weder Reim noch Metrum, sie bestehen in kurzen unregelmäßigen Sätzen, die mit einem gewissen rhythmischen Tonfall abgesungen werden. Ein Vers oder Satz wird von einer einzelnen Stimme gesungen, die von einer Art Trommel begleitet wird. Darauf fallen alle Anwesenden im Chor ein, indem sie einige sinnlose Töne jauchzend abschreien. Z. B.

Die liebe Sonne kommt zurück!
Chor: Amna ajah! ajah — ahu!
Und bringt uns Wetter schön und hell!
Chor: Amna ajah! ajah — ahu! ꝛc.

Von besonderer nationaler Eigenthümlichkeit sind ihre Gesangeskämpfe. Wenn ein Grönländer sich beleidigt glaubt, so erzählt Kranz [1]), der Missionar der Brüdergemeinde — dessen treffliches Werk noch jetzt, nach beinahe einem Jahrhundert, für die beste Quelle des Unterrichtes über diesen Gegenstand gehalten werden darf — so sind keine Anzeigen von Rachsucht, Zorn oder Aerger an ihm wahrnehmbar; sondern er verfaßt ein satyrisches Gedicht, das er, von Gesang und Tanz begleitet, in Gegenwart seiner Hausgenossen, besonders des weiblichen Theiles der Familie so oft hersagt, bis sie es alle auswendig wissen. Dann fodert er

1) Grönländische Reise.

im Angesicht des ganzen Volkes seinen Gegner zu einem satyrischen Zweikampf heraus. Der Letztere stellt sich an einem bestimmten Orte ein, und beide Theile treten in die Schranken. Der Kläger fängt an seine Satyre abzusingen, zum Trommelschlag tanzend und ermuntert durch das jauchzende Amna ajah seiner Parthei, welches sie jedem Satze hinzufügen, während er so viele lächerliche Geschichten von seinem Gegner erzählt, daß die Zuhörer sich nicht das Lachen verhalten können. Wenn er fertig ist, tritt der Gegner vor und vergilt, unter dem Beifallsgeschrei seiner Parthei, die Anklage mit einer ähnlichen Reihe von Pasquillen. Der Andere erneuet den Angriff, und von Neuem Erwiderung. Dies wird so lange fortgesetzt, bis einer der Kämpfer müde ist. Der das letzte Wort hat, hat den Prozeß gewonnen und dazu einen geachteten Namen. Eine Gelegenheit ist hier geboten einander gerade heraus scharfe Wahrheiten zu sagen, aber Grobheiten und Leidenschaftlichkeiten sind nicht erlaubt. Die versammelten Zuschauer entscheiden über den Sieg, und die Partheien sind in Zukunft die besten Freunde.“

Wenn wir den Scharfsinn eines Volkes, das in jeder anderen Hinsicht so wenig von der Natur begünstigt scheint, bewundern müssen, so muß es uns noch mehr auffallen, wenn wir dasselbe sich in seinen Leichenklagen oder Begräbnißgesängen, zu einem wahrhaft poetischen Gefühl erheben sehen. Diese feierlichen Klagelieder, die in der Mitte von weinenden und schluchzenden Freunden und Verwandten von dem Hauptleidtragenden mit lauter, jammernder Stimme hergesagt werden, unterbricht bei jedem Satze ein Zwischenspiel lauten Klaggeschreis von allen Anwesenden. Ist der recitativische Gesang zu Ende, so fangen die Weiber allein an zu jammern und zu schreien, und ihr Geheul klingt als ob einer mit der Hand heftig über die Saiten eines Instrumentes hinunterfährt [1]).“

---

1) Kranz ibid.

Nicht unähnlich beschreibt auch Carver die Leichenfeier der Sioux oder Nodowessen [1]). Eine Leichenrede, die er mittheilt, hat Schiller auf das Schönste zu seiner Nodowessischen Todtenklage verarbeitet. Charlevoix, obwohl er ein ganzes Buch über die Irokesen geschrieben, hat es nicht der Mühe werth gefunden, eins der improvisirten Lieder aufzuzeichnen. Den allgemeinen Charakter des irokesischen Gesanges beschreibt er als wild und schmerzlich, und beklagt sich über ihre eisernen Kehlen und über ihr eintöniges Singen. „Erst, sagt er, indem er ihre geselligen Zusammenkünfte beschreibt, setzen sie sich alle auf die Erde, gleich Affen, ohne irgend eine Ordnung. Von Zeit zu Zeit erhebt sich einer der Männer, und kommt langsam vorwärts in die Mitte des Platzes, immer auf ihre Weise Takt haltend. Er dreht den Kopf von einer Seite zur anderen, singt ein Lied, was weit davon entfernt ist melodisch zu sein, und spricht einige Worte, die nicht viel Sinn haben. Manchmal ist es ein Kriegsgesang, manchmal ein Todtengesang, manchmal ein Lied des Angriffes oder Ueberfalles; denn da diese Leute nichts als Wasser trinken, so haben sie auch keine Trinklieder, und bis jetzt ist es ihnen noch nicht eingefallen ihre Liebschaften zu besingen [2])." —

Der schreckenerregende Charakter des indianischen Kriegsgesangs wird von allen Reisenden beschrieben, die Gelegenheit gehabt ihn zu hören. „Sie singen ihn, sagt Charlevoix, mit lauter Stimme heraus, einer nach dem anderen, denn jeder Mann hat seinen eigenen, den zu singen keinem anderen erlaubt ist. Es giebt auch welche, die ganzen Familien eigen sind." Der entsetzliche Eindruck dieser Gesänge muß ausschließend in ihrer Art des Vortrages liegen; denn keins der Kriegslieder die wir je gesehen haben, zeichnet sich durch Gluth der Leidenschaften aus, noch durch irgend ein anderes Zeichen starker Empfindung. Wir theilen

1) Travels in North America etc. 1778.
2) Charlevoix Journal d'un voyage dans les Canades etc.

unten einige mit, die augenscheinlich extemporisirt und persönlich sind, wie in der That, mit wenigen Ausnahmen, alle indianische Poesie. Ein, höchstens zwei oder drei Gedanken werden mit gering veränderter Wortfolge unzählige Male wiederholt, so daß ein solches Lied beim Gesang noch zehnmal so lang erscheint als wenn es hergesagt wird, wo diese Wiederholungen gar zu ermüdend sein würden.

Grönländische Leichenklage [1]).

Wehe mir! daß ich Deinen Sitz ansehen soll, der nun leer ist! Deine Mutter bemühet sich vergebens, Dir die Kleider zu trocknen!

Siehe meine Freude ist ins Finstere gegangen und in den Berg verkrochen!

Ehedem ging ich des Abends aus und freute mich! ich strengte meine Augen an und wartete auf Dein Kommen.

Siehe Du kamst! Du kamst muthig angerudert mit Jungen und Alten!

Du kamst nie leer von der See; Dein Kajack war stets mit Seehunden oder Vögeln beladen.

Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das Du erworben hattest, ließ Deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück.

Du sahest des Schiffleins rothen Wimpel von Weitem, und riefest: da kommt Lars! (der Kaufmann.)

Du liefst an den Strand und hieltst den Vordertheil des Schiffleins.

Dann brachtest Du Deine Seehunde hervor, von welchen Deine Mutter den Speck abnahm. Und dafür bekamst Du Hemden und Pfeileisen.

Aber das ist nun aus! Wenn ich an Dich denke, so brauset mein Eingeweide!

O daß ich weinen könnte, wie Ihr Andern, so könnte ich doch meinen Schmerz lindern!

---

1) Kranz, Grönländische Reise.

Was ſoll ich mir wünſchen? der Tod iſt mir ſelbſt annehmlich geworden! — Aber wer ſoll mein Weib und meine übrigen kleinen Kinder verſorgen?

Ich will noch eine Zeit lang leben; aber meine Freude ſoll ſein in Enthaltung deſſen, was den Menſchen ſonſt lieb iſt.

Indianiſche Lieder.

Kriegsgeſang eines Wyandoten oder Huronen von irokeſiſchem Stamme.

Nun geh ich, nun geh ich zum freud'gen Geſchäfte,
O großer Geiſt, erbarme Dich mein,
Im freud'gen Geſchäft hab' Erbarmen mit mir!

Auf meinem Wege gieb gutes Glück,
Und habe Erbarmen, o großer Geiſt,
Mit meinem freud'gen Geſchäfte!

Nun geh ich, nun geh ich zum freud'gen Geſchäfte!
O gieb mir Sieg und Gelingen,
O großer Geiſt, und erbarme Dich mein!

Kriegsgeſang eines Winnebago vom Siour-, Nodowesſen- oder Dahkotah-Stamme.

Den wunderlichen Namen Siour verdankt dieſer Stamm, der nah am See Michigan wohnhaft iſt, den Franzoſen, welche von den Europäern zuerſt ſie kennen lernten. Sie ſelbſt nennen ſich Dahkotah, und werden von den Tſchippewäern Nodoweſſen d. h. Feinde genannt.

Ich laß nicht mit mir ſpielen,
Ich bin ein Kriegshauptmann, Ihr Freunde,
Und laß nicht mit mir ſpielen!

Ein Kriegshauptmann, den Ihr vor Euch seht,
Ihr Freund', ich laß nicht mit mir spielen,
Ein Kriegshauptmann, und laß nicht mit mir spielen.

Nodowessisches Jagdlied.

Früh geh ich aus, die Sonne zu seh'n
Den bösen Nebel zerstören,
Den bösen Nebel rings umher!
Du großer Geist, gieb gutes Glück!
Denn frühe, frühe gehen wir aus!

So gieb Gelingen uns, großer Geist,
Und wenn die Sonn' ist untergegangen,
So leihe mir, Mond, dein glänzendes Licht,
Spät Abends, Mond, dein glänzendes Licht,
Viel Wild nach Hause zu tragen!

Nodowessische Leichenklage einer Mutter auf dem Grabe eines kleinen Kindes.

O hätt'st Du gelebt, mein Sohn, gelebt,
Bald hätte, und wie! Deine junge Hand
Den mächtigen Bogen spannen gelernt!

Verderben, mein Sohn, o hätt'st Du gelebt,
Verderben hätten bald Deine Pfeil'
Den Feinden unsres Stammes gebracht!

Du hättest getrunken ihr Blut, ihr Blut,
Und hättest verzehret ihr Fleisch, ihr Fleisch [1]),
Und Sklaven in Menge hätt'st Du gemacht!

1) Nur bildlich zu nehmen.

Mit nervigem Arm hätt'ſt Du ihn erfaßt,
Den Büffel, den mit dem Pfeil Du durchbohrt,
Wärſt Du am Leben geblieben, mein Sohn!

Und hätteſt bekämpfet des Baren Wuth,
Den zornigen Bären hätt'ſt Du bekämpft,
Wärſt Du am Leben geblieben, mein Sohn!

Das fliehende Elenthier hätt'ſt Du erreicht,
Das raſcheſte Reh auf dem wald'gen Berg,
Das hätteſt Du ſicherlich eingeholt.

O hätt'ſt Du gelebt, mein Sohn, mein Sohn,
O was für Thaten hätt'ſt Du gethan,
Wenn lebend errungen Du Manneskraft.

O hätt'ſt Du gelebt, mein Sohn, mein Sohn,
Dann hätte Dein Vater Dich angeführt
In jeglicher Tugend unſres Stamms [1])!

Tſchippewäiſche Kriegslieder.

Die Tſchippewäer ſind vom Algonkinſtamme, ſ. oben S. 113. Die Kriegeslieder werden nicht gerade während des Krieges oder beim Auszuge, ſondern bei der Vorbereitung zum pantomimiſchen Tanze geſungen.

I.

Sie fliegen dahin, Ihr wißt es, die Wolken,
Wahrlich ich ſchätze mich ſelbſt nicht gering,
Die Wolken, ſie fliegen dahin!

Wie brave Männer ſich ſelber ſchätzen,
So ſchätz ich wahrlich mich ſelbſt nicht gering,
Die Wolken, ſie fliegen dahin!

---

1) Carver p. 406.

Wahrlich ich schätze mich selbst nicht gering,
Sie fliegen dahin, Ihr wißt es, die Wolken,
Die Wolken, sie fliegen dahin!

II.

Des Tschippewäer Häuptling Waab-Ojieg's Kriegsgesang.

Am Tage als unsre Helden gefallen,
Als unsre Helden gefallen!
Da focht' ich mit ihnen und dacht' eh' wir sterben,
Bring' unsre Rache dem Feinde Verderben,
Bring' unsre Rach' ihm Verderben!

Am Tage als unsre Häuptlinge sanken,
Als unsre Häuptlinge sanken:
Focht' ich Mann gegen Mann und kühn war mein Muth,
Und vorn aus der Brust da floß mir das Blut,
Da floß aus der Brust mir das Blut!

Und nimmer die Häuptlinge wiederkehren,
Und nimmer sie wiederkehren!
Und ihre Camraden, die Narben nicht tragen,
Die sollen wie Weiber ihr Schicksal beklagen,
Wie Weiber ihr Schicksal beklagen!

Gar schöne Winter woll'n wir verjagen,
Gar schöne Winter verjagen!
Wenn unsre Knaben die Schlachten bestehen,
Und wir zu unsern Vätern gehen,
Zu unsern Vätern wir gehen[1])!

1) Mitgetheilt von Mr. Johnson, einem Irländer von Erziehung, der viele Jahre an dem Sault de St. Marie lebte und eine Tochter des Hauptlings geheirathet. Wir geben es hier in Reimen, weil die englische Uebersetzung, in der es allein bekannt geworden, Reime hat. Siehe das glänzende amerikanische Nationalwerk: History of the Indian Tribes of North America, with Biographical Sketches and Anecdotes of the principal Chiefs. By T. L. M'Kenney and J. Hall. Philad. 1837. fol. Biographies p. 26.

Tschippewäiſche Liebeslieder.

I[1]).

Zwei Tag' iſt's nun, zwei Tage
Daß lezt ich Nahrung nommen,
Zwei Tage nun, zwei Tage!

Für Dich, für Dich, mein Lied,
Für Dich iſt's, daß ich traure,
Für Dich, für Dich, mein Lied!

Die Fluth iſt tief und breit,
Auf der mein Lied gefegelt,
Die Fluth iſt tief und breit!

Für Dich iſt's, daß ich traure,
Für Dich, für Dich, mein Lied!
Für Dich iſt's, daß ich traure!

II.

Wahrhaftig, ihn lieb ich allein,
Deß Herz iſt wie der ſüße Saft,
Der ſüße Saft des Ahornsbaumes!
Wahrhaftig, ihn lieb ich allein!

Ihn lieb ich, ihn lieb ich, deſſen Herz
Verwandt iſt dem Laube, dem Espenlaub,
Dem Blatt das immer lebt und bebt,
Wahrhaftig, ihn lieb ich allein!

---

1) Wir verdanken dies Lied und das nachher folgende tſchippewäer Ständchen der Güte des Dr. Julius, der die Originale mit einer wortlichen engliſchen Ueberſetzung auf ſeiner Reiſe im Weſten der Vereinigten Staaten von zwei Damen von indianiſcher Abkunft (Halbblütige), aber angelo-amerikaniſcher Erziehung, erhalten hatte.

III.

Ständchen.

Erwache, Blume des Waldes, schöner Vogel der Steppe! Erwache, Du mit dem Auge des Rehes!

Wenn Du mich anblickst, bin ich glücklich, wie die Blumen, wenn sie den Thau fühlen!

Der Athem Deines Mundes ist süß, süß wie der Duft der Blumen am Morgen; süß wie ihr Duft am Abend im Monde des welkenden Blattes!

Springt nicht das Blut meiner Adern Dir entgegen, wie der Strudel der Sonn' entgegen springt im Monde der leuchtenden Nächte?

Dir singt mein Herz wenn Du nahe bist, wie die tanzenden Zweige dem Winde im Monde der Erdbeeren[1])!

Wenn Du nicht heiter bist, meine Geliebte, so ist mein Herz verdüstert, gleich den glänzenden Gewässern wenn Schatten von den Wolken oben fallen.

Dein Lächeln macht mein unruhiges Herz sich erhellen, wie die Sonne die Wellen gleich Gold scheinen macht, die der kalte Wind gekräuselt hat.

Und ich! o sieh mich, Blut meines schlagenden Herzens!

Die Erde lächelt, die Gewässer lächeln, die Himmel lächeln — aber ich, ich verlerne zu lächeln, wenn Du mir nicht nahe bist. Erwache, erwache, meine Geliebte!

Tschippewäisches Opferlied.

(Wenn sie einem alten Manne, mit seiner Bewilligung, als unthunlich den Tod geben.

Gieb Muth uns, gieb Muth uns, o großer Geist!
Wahrhaftig, wir Indier wissen wohl,
Der große Geist uns Indier liebt!
Nun nehmen wir ihn unsern Vater, den Greis,
Und senden ihn in ein anderes Land,
Ein anderes Land der Jugend,
Zu andern Orten zum Jagen!

---

1) Der Monat Junius.

Delawariſcher Kriegsgeſang[1]).

Die Delawaren gehören ebenfalls zum Algonkinſtamme. Sie ſind weniger kriegeriſch als andere Indianer und erkennen die Superiorität der Irokeſen, von denen ſie wiederholt beſiegt worden, in dem Maße an, daß ſie einen ihrer Stämme, die Wyandoten, Oheim nennen. Das Lied wird beim Auszug geſungen, meiſt nur bruchſtückweiſe. Wir würden es kaum für echt halten, wenn ſeine Quelle nicht durchaus lauter wäre.

O wehe mir!
Der ich ausziehe, den Feind zu treffen,
Und weiß nicht, ob ich wiederkehre!
In meiner Kinder Armen mich zu freuen,
Und meines Weibes!
O arm Geſchöpf, deß Leben,
Deß Leben nicht in ſeinen eignen Händen,
Und das nicht Macht hat ob dem eignen Körper,
Doch ſeine Pflicht zu thun ſucht,
Zum Beſten ſeines Volkes!

O Du großer Geiſt da oben!
Erbarmen hab mit meinen Kindern,
Und meinem Weibe!
Mach daß ſie meinethalb nicht trauern müſſen,
Und zieh Gelingen mir in dieſem Kampfe,
Daß ich den Feind erſchlagen
Und Siegstrophäen mag zu Hauſe bringen!
Zu meinen lieben Freunden und Verwandten,
Daß wir zuſammen uns erfreuen.

O Gott, ſchenk mir Erbarmen!
Gieb Kraft und Muth mir, meinen Feind zu treffen,
Und führ zurücke mich zu meinen Kindern
Und meinem Weibe!
Erbarme Dich meiner, ſchütze mir mein Leben!
Dann will ich Dir dafür ein Opfer bringen!

1) Heckewelder's Correspondence.

Tschirokesische Leichenklage.

O, mein Sohn, mein Sohn, mein Sohn!
Ich traure, ich traure um Dich, mein Sohn!
Dein Vater, Dein Vater trauert um Dich!
Deine Schwester, Deine Schwester trauert um Dich!

O mein Sohn, mein Sohn, mein Sohn!
Für immer, für immer verließest Du uns!
Mit Schmerzen, mit Schmerzen wir trauern um Dich,
Thränen, Thränen fließen herab.

Doch stille, doch stille, Du Klageschrei!
Balde, bald wir ihn wiedersehn!
An des Allschöpfers ewigem Thron,
Für immer dorten zu wohnen [1])!

Peruanische Lieder.

An die Regengöttin [2]).

Herder, der dies Lied aus den „allgemeinen Reisen" in einer anderen Uebersetzung mittheilt, giebt dazu die Erläuterung: die Peruaner stellen sich vor, daß in den Wolken eine Göttin mit einem Wasserkruge in der Hand bestellt sei, zur rechten Zeit Regen zu geben. Versäumt sie es, so schlagt ihr Bruder mit Donner und Bliz den Krug entzwei.

Schöne Göttin,
Sieh Dein Bruder

---

1) Mit wenigen Ausnahmen bereits gedruckter Stücke, besitzen wir von allen indianischen Liedern die Originale.

2) Historiae Incarum Peruanorum, conscriptae ab Inca Garcilasso de la Vega, lib. 11. cap. 27.

Deine Urne
Nun zerschläget!
Mit dem Blitze
Donnert, schmettert,
Wetterstrahler.
Du o Göttin,
Giebst uns Regen
Und dazwischen
Hagel giebst du,
Schnee auch giesst du!
Weltenschopfer
Weltenseele
Pinacocha
Hat dies Amt dir
Uebergeben,
Zu verwalten!

Liebesliedchen.

Schlummre, schlummre, o Mädchen,
Sanft in meine Lieder!
Mitternachts, o Mädchen,
Weck ich Dich schon wieder!

Was die Poesie der Südamerikaner anbetrifft, so hat der Leser oben gesehen, was ihre vorzüglichsten Geschichtschreiber über diesen Gegenstand zu sagen haben; allein wir müssen uns dabei auf ihr bloßes Wort verlassen. Diejenigen Stämme, mit denen bisher civilisirte Nationen in Berührung gekommen, sind meistentheils geistig so ganz herabgewürdigt, daß wir kaum erwarten, unter ihnen einen Funken von Poesie zu finden. Von den Ureinwohnern Brasiliens sagt ein gelehrter deutscher Reisender: „Um den Forscher durch die Irrwege dieses Labyrinths zu führen, bietet die Geschichte auch nicht in den vereinzeltsten Spuren einen

Schlüssel an. Nicht ein Strahl von Ueberlieferung, nicht ein Kriegesgesang, nicht eine Leichenklage kann aufgefunden werden, die dunkle Nacht zu erhellen, in welcher die Vorzeit Amerikas begraben liegt." — Und an einer anderen Stelle: „Das ganze Urgeschlecht von Amerika bietet Eine Masse von gänzlicher Geistesarmuth und von Seelenstarrsucht [1])." —

Ohne dies harte Urtheil unterschreiben zu wollen — das, obwohl in so allgemeinen Worten ausgedrückt, sich dem Zusammenhange nach, nur auf diejenigen südlichen Racen beziehen kann, die den Spaniern und Portugiesen bekannt geworden sind, — müssen wir dennoch glauben, daß der Indianer im Zustande wilder Unabhängigkeit, nur solche Eigenschaften aufzuweisen hat, die ihn selbst wohl zu einem schicklichen Gegenstande für den Dichter, nicht aber ihn selbst zum Dichter machen.

---

1) Martius: Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. Wir können nicht behaupten, daß wir dessen Worte genau citiren, da wir aus dem Englischen zurück übersetzen.

Zweite Abtheilung.

Europäiſche Völkerſchaften.

Einleitung.

Daß bei der Dürftigkeit der Materialien, die uns allein in Bezug auf die Volkslieder der außer-europäischen Nationen zu Gebote stehen, weder an eine Geschichte noch an eine Charakteristik derselben gedacht werden kann, versteht sich gewissermaßen von selbst. Werfen wir einen Blick auf die unermeßlichen Länderflächen die wir durchlaufen, so muß uns die kärgliche Erndte überraschen und nur unsere Unbekanntschaft mit der geistigen Physiognomie vieler jener Völker kann diese auffallende Aermlichkeit erklären. Von dem größeren Theil der morgenländischen Nationen kann wohl angeführt werden, daß ihre schönsten geistigen Blüthen in ihren geschriebenen Werken aufgehoben liegen; allein die Literatur einer Nation ist nach Allem doch nur der Ertrag der Fähigkeiten einiger weniger ausgezeichneten Individuen. Gerade bei denen asiatischen Stämmen, die gar keine Literatur haben, finden wir noch am meisten poetisches Leben unter dem Volke. Denn die wilden Blumen nach denen wir forschen, bedürfen keines cultivirten Bodens, und aus dem Schooße eines rauhen steinigen Erdreichs holt der Bergmann die köstlichsten Edelsteine hervor.

Was nun die europäischen Nationen angeht, die nach und nach dem wunderbaren Quell im fernen Osten entströmten, und sich vielfaltig verschlingend und verschmelzend in neuen Strömungen ergossen, so liegt plötzlich ein unser-

meßliches Feld vor unseren Blicken, dessen ungeheure Ausdehnung und reicher Anbau uns dringend zur Beschränkung mahnt. Wir wählen dem gemäß vorzugsweise fürs erste die germanischen Völkerschaften zum Gegenstand unseres Versuches, indem wir sie, als ein Ganzes betrachtet, mit anderen Nationen, und in ihre einzelnen Theile zerfallen, unter einander, vergleichen.

Die Wahrheit von Herders Bemerkung, daß die charakteristischen Unterscheidungslinien sich wol schärfer zwischen ihrer Volkspoesie, als zwischen ihrer geschriebenen Literatur ziehen lassen, ist uns oft aufgefallen. Gelehrte Schriftsteller borgen von einander oder ahmen einander nach; während die Analogien in den Volkserzeugnissen nur der Uebereinstimmung einer gemeinschaftlichen Natur zuzuschreiben sind. Es ist vorzüglich in Rücksicht auf diese charakteristischen Verschiedenheiten, daß die Volkslieder für den Geschichtsschreiber von dem höchsten Interesse sind. Ich glaube es ist ebenfalls Herder, der die Sprachen die Vorrathskammern der Völker für ihre respektiven Gedanken und Empfindungen genannt hat. Die Schätze, die dort im Lauf der Jahrhunderte aufgehäuft sind, vermehrt durch jeden denkenden und fantasiereichen Geist, allein oft auch verfälscht durch ausländischen Einfluß und Mangel an Urtheil, erscheinen in den traditionellen Sagen und Liedern, in der nationellsten und idiomatischsten Form, zu gangbarer Münze ausgeprägt. Es giebt zwar eine symbolische Sprache, die dem ganzen Menschengeschlecht eigen ist; allein nur in ihren Hauptumrissen. Alle feineren Schattirungen gehören dem Clima, oder historischen Einflüssen an.

Auf der anderen Seite läßt sich trotz dieser charakteristischen Unterscheidungszeichen eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen den traditionellen Liedern aller europäischen, ja überhaupt aller Völker nicht verkennen; das Gepräge, das ihnen einerseits durch eine gemeinsame Religion und das Feudalsystem, andererseits durch die gemeinschaftliche menschliche Natur, die am Ende doch nur Eine Poesie kennt,

aufgedrückt wird. Zahlreiche Variationen ein und deſſelben Themas ſind dem Norden und Süden gemein. Was wir poetiſche Erfindung nennen iſt freilich auch nichts anderes als eine verſchiedene Zuſammenſtellung der Grund-Farben und Formen menſchlicher Begriffe, die ja doch ein für alle mal ſchon vorhanden ſind, und höchſtens zu verſchiedenen Schattirungen gemiſcht, und durch eine andere Fügung zu verſchiedenen Geſtaltungen gebildet werden können. Wir haben in dieſem Bezug die Poeſie einmal dem Kaleidoskop vergleichen hören, nur daß hier der Zufall das Amt des Genius übernimmt und immer wieder neue Bilder ſchafft.

In aller traditionellen Poeſie wird man häufige Wiederholungen gewiſſer ſtereotypen Redensarten und Ausdrücke finden. Die nämlichen Handlungen werden faſt ohne Unterſchied durch die nämlichen Redeformen eingeführt. Unſere Leſer wiſſen, wie ſehr der König der Volksſänger, Homer, dieſe Eigenthümlichkeit theilt. Der Aufgang des Tages wird immer wieder mit denſelben Worten beſchrieben:

„Und als die dämmernde Frühe mit Roſenfingern erwachte."

Ein Geſpräch immer mit dem Verſe geſchloſſen:

„Alſo redeten Jen' im Wechſelgeſpräch mit einander."

Längere Reden oder Erzählungen beginnen gewöhnlich:

„Gern will ich dir dieſes verkündigen, ganz nach der Wahrheit."

Hieher gehören auch die ſich einförmig wiederholenden Bezeichnungen der Helden: der göttliche Dulder Odyſſeus, der helmumflatterte Hektor, der verſtändige Jüngling Telemachos; u. ſ. w. — Die ſerbiſchen epiſchen Lieder und Periodenanfänge ſind nicht weniger feſtſtehend. Eine ganze Anzahl von Gedichten beginnt:

„Tranken Wein zwei wackere Serbenhelden,"

oder dem ähnlich. Eine andere Anzahl:

„In der Frühe ritten die Woiwoden" u. ſ. w.

Außer ſolchen immer wieder vorkommenden ganzen

Verſen ſind auch ſtereotype Beiwörter allen Volksliedern gemeinſam. In den oſtſlaviſchen Liedern ſind alle preiswürdigen Gegenſtände weiß, alle Gewäſſer kühl, der Kukuk iſt grau, der Säbel ſcharf, die See blau u. ſ. w. In den ſcandinaviſchen Balladen ſind alle Mäntel blau, alle adeligen Mädchen ſtolz, oder wenn ſie bei ihren Vornamen genannt werden, klein, ein Wort der Liebkoſung, wie jenes eine Bezeichnung der edelen Geburt, als klein Chriſtel, Sibſelille, u. ſ. w. Die Harfe iſt golden, das edle Roß iſt grau u. ſ. w. Auch in den altengliſchen Balladen finden wir immer die nämlichen Ausdrücke wiederkehren: **my (his) own true love**, wird ohne Unterſchied auf treue und untreue Liebende angewendet [1]), gerade wie in einem ſerbiſchen Liede die Hände des ſchwarzen Mohren weiß ſind, denn dieſes iſt ein ſtereotypes Beiwort der Hand, jenes des Mohren; **the green wood, robes of green, my merry men all** — und viele andere. Die deutſchen Volkslieder haben weniger Beiwörter, allein ſie ſind ſo voll wie die irgend eines anderen Volkes von ſtehenden Redeformen und Ausdrücken, die nämlichen Handlungen zu bezeichnen. Eine Eigenthümlichkeit, die ſie für ſich allein haben, iſt, daß die einfachſten Handlungen in interrogativer Form eingeführt werden:

„Was zog er aus ſeiner Taſche?
Ein Meſſer ſo ſpitzig und ſcharf u. ſ. w.“

„Was ſah Maria am Wege ſtehn?
Einen ſchönen Feigenbaum u. ſ. w.“

Wie alt dieſer Zug in der deutſchen Volkspoeſie iſt, ſehen wir daraus, daß wir ihn ſchon in dem alten Hildebrandsliede wiederholt finden:

Was begegnet dir auf der Haide?
Ein ſtolzer Degen jung u. ſ. w.

1) Daher es einige von dem ſkandinaviſchen trolove, trolovas, verloben, ableiten wollen.

Was trägt er auf dem Helme?
Von Gold ein Kreuzelein.
Was führt er auf der Seite?
Den liebsten Vater sein.

Die Volkslieder der romanischen Sprachen haben weniger stereotype Redeformen; sie sind Werkzeuge, die sich mit mehr Bequemlichkeit handhaben lassen, und die Einkleidung des Gedankens in neue Worte ist comparativ leicht. Doch nehmen ihre Dichter dafür desto mehr Freiheit, Gedanken und besonders Bilder von einander zu borgen.

Ein anderer Punkt der Uebereinstimmung unter allen Völkern ist der Refrain oder Kehrreim. Er ist den wilden Nationen wie den civilisirten vertraut. Dieser Zug hat in der That eine tiefere Begründung in der menschlichen Natur als für einen oberflächlichen Beobachter wahrnehmbar ist. Alexander von Humboldt bemerkt, indem er von den Topferwaaren der Mavruren, einem amerikanischen Völkerstamme, spricht, die mit großer Geschicklichkeit Grecques d. h. gewisse Figuren von Thieren, Meandriten, u. s. w. machen, welche einander in rhythmischer Ordnung folgen, „diese Ordnung und periodische Wiederkehr derselben Formen ist für das Auge was für das Ohr die Tonleiter und die Accorde sind. Wie können wir also zweifeln, daß der Sinn für den Rhythmus sich im Menschen beim ersten Dämmern der Civilisation und in seinen rohsten Versuchen der Poesie zeigt [1])?" Wir möchten dies auf den Kehrreim der Volkslieder anwenden. Von einem natürlichen Bedürfniß des Menschen ausgehend, ist er, wie wir oben bemerkten, allen Nationen in der Welt bekannt; und sein allgemeiner Gebrauch ist seine beste Rechtfertigung. Aber was bei dem Indianer ein bloßes physisches Schreien ist, ein sinnloses Heh! oder Hih! das Washington Irving mit dem Tone des Schluckens vergleicht, das ist bei dem sinnigtiefen

1) Siehe die Note zur Seite 10.

Skandinavier häufig ein malerischer Gedanke oder wenigstens immer ein musikalischer Seufzer [1]).

Ferner: alle Volker gebrauchen Räthsel als eine Prüfung des Scharfsinnes; diese Sitte ist uralt, und von den Europäern mit aus dem Orient gebracht. In fast allen Sprachen finden sich Volksballaden, die eine Steigerung von Fragen enthalten, an deren Beantwortung sich große Wichtigkeit knüpft. In mehreren englischen und schottischen Balladen hängt des Freiers Wahl von diesen und ähnlichen Fragen ab:

O was ist länger als der Weg daher?
Und was ist tiefer als das tiefe Meer?
Und was ist lauter als das laute Horn?
Und was ist schärfer als der scharfe Dorn?
Und was ist grüner als das grüne Gras?
Und was ist schärfer als ein Weibsbild was [2])?

Und er läßt sich durch folgende Antwort zufrieden stellen:

O Lieb' ist länger als der Weg daher!
Und die Höll' ist tiefer als das tiefe Meer;
Und der Donner ist lauter als das laute Horn,
Und Hunger ist schärfer als der scharfe Dorn;
Und Gift ist grüner als grünes Gras,
Und der Teufel ist schlimmer als ein Weibsbild was.

In einem serbischen Liede sitzt ein Mädchen am Meeresufer und frägt:

Giebt es wohl Breiteres als das Meer?
Giebt es wohl Längeres als das Feld?
Giebt es wohl Schnelleres als das Roß?
Süßeres wohl als Honigseim?
Theureres als den Bruder wohl?

1) Mehr über den Kehrreim weiter unten bei den schwedischen Volksliedern.

2) In Herders Stimmen der Völker. Siehe auch Capt. Wedderbourne's Courtship in Jamieson's Popular Ballads, Vol. II. p. 154. wo in der Einleitung auch das Original des obigen Liedes.

Ein Fisch steckt das Haupt aus dem Wasser empor, ihre Fragen zu beantworten:

Ist nicht der Himmel breiter wie's Meer?
Länger das Meer nicht als das Feld?
Schneller das Auge nicht als das Roß?
Zucker nicht süßer als Honigseim?
Theurer der Liebst' als der Bruder nicht [1])?

Von ganz ähnlicher Art sind die Räthsel der nordischen Helden Vonved und Svanehvit [2]); und es ist durchaus im Charakter des nordischen Alterthumes, daß Allen, die nicht fähig sind sie zu lösen, ohne Umstände der Kopf abgehauen wird. Verwandte Räthselgedanken finden sich auch in deutschen, russischen und finnischen Volksliedern [3]).

Wir könnten noch manches andere Beispiel einer überraschenden Uebereinstimmung anführen. Außer Liebe und der Bewunderung heroischer Thaten ist vor allen Gefühlen, die sich in Volksliedern aussprechen, der Glaube an eine allmächtige Vorsehung und ihre vergeltende Gerechtigkeit vorherrschend. Diese lebendige Ueberzeugung wird besonders in deutschen Gedichten offenbar. In einem wohlbekannten plattdeutschen Kinder-Mährchen „Van den Machandelboom", das der Leser in Grimms Kinder- und Hausmährchen nachlesen kann, kommt der verborgene Mord, den die böse Stiefmutter an dem kleinen Knaben begangen, so tragisch ans Licht, daß kein alter Tragiker in den Schreckensthaten und endlichem Strafgericht der Atriden einen Gegenstand hätte finden können, der vollkommner abgerundet

1) Volkslieder der Serben. Th. II. S. 77.

2) Udvalgte danske Viser fra Middelalderen; efter A. S. Vedels og P. Syvs trykte Udgaver etc. udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbeck. Kjøbenh. 1812 Vol. I. p. 85. In Grimms altdän. Heldenliedern ꝛc. S. 227 und Svenska Folkvisor från forntiden, samlade och utgifne af E. G. Geijer och And. Aug. Afzelius. Stockh. 1816. Vol. II. p. 138. Deutsch: Volkslieder der Schweden von Mehnike, 1830. S. 15.

3) Wunderhorn Th. II. S. 407. Stimmen des russischen Volks von Gerz S. 164.

wäre, und besser den Vorschriften des Aristoteles entspräche. In einem furchtbaren, ganz rohen, deutschen Volksliede schlachten drei Raubgesellen, die bei der Theilung um ein schönes Mädchen nicht einig werden können, dieses in drei Stücken. Da heißt es:

Und wo ein Tropfen Blut hinsprang
Da saß ein Engel ein Jahr und sang;
Und wo der Mörder das Schwerdt hinlegt
Da saß ein Rabe ein Jahr und krächt [1].

In einer faröischen Legende, dem Sankt Katharinenliede, finden wir ein paar ganz analoge Verse. Ein Pilger ermordet das heilige Mädchen Keatrön:

Wo ihr rothes Blut hinfloß
An jeder Stelle ein Licht aufschoß.

Wo ihr Haupt hinfiel, an der Stelle,
Sprang hervor eine heilige Quelle.

Wo da lag ihre weiße Leiche
Kirch und Kreuz empor thaten steigen [2].

Eine schöne serbische Erzählung, die Schwägerinnen, bietet ein merkwürdiges Beispiel von Uebereinstimmung in den volksthümlichen poetischen Vorstellungen zwischen Nationen dar, die so verschieden als möglich in Zustand und Charakter, und wo selbst der Verdacht, daß eine von der anderen borgte, nie entstehen kann. Eine junge Frau, eifersüchtig auf ihre Schwägerin, klagt diese verläumderischer Weise eines entsetzlichen Verbrechens an. Sie wird auf die grausamste Weise hingerichtet:

Wo ein Tropfen fiel von ihrem Blute,
Da ersproßten Smiljen und Basilien (Blumen und Kräuter);
Aber wo sie selber fiel, die Todte,
Da erstand urplötzlich eine Kirche.

1) Wunderhorn Th. II. S. 200.
2) Faroeske Qvaeder om Sigurd Fafnersbane og hans Aet, etc. samlede og oversatte af H. Ch. Lyngbye Randers 1822. S. 538.

Die Verläumdung wird darauf enthüllt und die Verläumderin auf die nämliche Art hingerichtet:

Wo ein Tropfen fiel von ihrem Blute
Da erwuchsen Dornen auf und Nesseln;
Aber wo sie selber fiel, die Todte,
Sprang die Erde, einen See gebar sie [1]) u. s. w.

Eine solche Hinweisung auf das Jenseits liegt auch in dem Volksglauben, der die Seele der Liebenden im Grabe auf die daraus emporsprossenden Bäume und Blumen überträgt; und die hier getrennten einander auf diese Weise begegnen läßt, wie in den bekannten Balladen von William and Margareth und Lord Thomas and fair Anet:

In der Marienkirche begruben sie ihn
Und sie im Marien-Chor;
Aus ihrem Grab ein roth Röslein sproßt
Aus seinem ein Weißdorn hervor.

Die neigten sich, die verzweigten sich,
Wär'n gern einander recht nah;
Daß jeder es gleich erkennen konnt
Zwei Liebende ruhten allda.

Ein Schluß, der mit geringen Veränderungen nicht allein fünf bis sechs englischen und schottischen Volksballaden angehört [2]), sondern den wir auch fast wörtlich in einer alten dänischen [3]) und der Idee nach in einer serbischen Erzählung wiederfinden.

Bei einander wurden sie begraben;
Durch die Erde schlang man in einander
Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen;
Wenig Monden und 'ne grüne Kiefer
Sproßte aus des lieben Jünglings Grabe,
Aus des Liebchens eine rothe Rose.
Um die Kiefer windet sich die Rose
Wie die Seide um den Strauß sich windet [4]).

---

1) Volkslieder der Serben Th. II. S. 162.
2) S. weiter unten die Ballade vom schwarzen Douglas.
3) Udvalgte danske Viser etc. Deles III. p. 352.
4) Volkslieder der Serben Th. I. S. 68.

Sogar unter den Afghanen iſt dieſe Vorſtellung heimiſch. In einem ihrer populariſten Gedichte, Adam und Durkani [1]) finden wir zuletzt die nämliche Idee ausgedrückt und zwar mit noch mehr Kraft: die Liebenden, fern von einander begraben, werden in Einer Gruft gefunden, und die Bäume, die aus ihrer Aſche entſpringen, verſchlingen ihre Zweige unauflösbar [2]).

In Uebereinſtimmung mit dieſem Gefühl endigen Volkslieder auch ſelten oder nie mit einer moraliſchen Diſſonanz, oder ohne einen Akt poetiſcher Gerechtigkeit. Die lyriſchen kleinen Lieder zwar oft; denn ſie ſind der Ausdruck momentaner Empfindungen und als ſolche die Spiegel eines individuellen Gemüthszuſtandes. Spaniſche Romanzen und ſerbiſche ſogenannte Weiberlieder endigen auch oft ſo; denn ſie machen im Allgemeinen keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit; ſie ſind bloße Darſtellungen, die ſpaniſchen hiſtoriſche, die ſerbiſchen plaſtiſche, vereinzelte Situationen; ſie bezwecken ſelten die ganze Geſchichte zu erzählen, wie die Balladen der germaniſchen Völkerſchaften, beſonders der Engländer und Schotten. In dieſen letzteren ſehen wir oft nicht allein göttliche Gerechtigkeit, ſondern ſelbſt weltliche Vergeltung gehandhabt. Lamkin und ſeine Spießgeſellin, die verrätheriſche Amme in der ſchottiſchen Ballade, werden verdientermaßen hingerichtet [3]). In dem deutſchen Volksliede Ulrich und Aennchen ſingen die Engel am Grabe der letztern, während die Raben um das Rad krächzen, auf dem ihr Mörder ſtirbt. Im Schloß von Oeſtreich, eine Ballade, welche die Skandinavier wie die Deutſchen beſitzen, ſehen wir ſogar einen Engel vom Himmel ſteigen um zu befehlen, daß der Körper des unſchuldig gemordeten Jünglings begraben werde.

Unter allen Völkern verbreitet und zu Liedern verar-

1) S. oben S. 24.
2) Mountstuart Elphinstone. The Kingdom of Caubul Vol. I.
3) S. weiter unten: ſchottiſche Volkslieder.

beitet finden wir auch die Sage, daß der übermäßige Schmerz der Hinterbliebenen die Ruhe der Dahingeschiedenen im Grabe störe. Walter Scott theilt das Fragment einer alten Ballade dieses Inhaltes mit, wo der Jammer der Mutter ihre drei verstorbenen Söhne zum Besuch aus dem Grabe nöthigt [1]). Zwei wunderschöne serbische und romaische Gedichte, die mit einander verwandt scheinen, erzählen von dem Bruder, den Gott aus Barmherzigkeit der jammernden Schwester aus dem Grabe zuschickt [2]). Die Balladen der Deutschen und Britten, wo Bräutigam oder Braut aus jener Welt zurückkehren, entweder das geliebte zurückgebliebene Wesen zu holen, oder es zu trösten, sind bekannt genug; allein auch in einer spanischen Romanze hören wir eine Stimme aus dem Grabe tönen, mit der Bitte an den Geliebten, sich zu trösten [3]). Am vollständigsten jedoch ist die Idee der Beunruhigung des Todten durch den ungemäßigten Schmerz des Ueberlebenden in einer schwedischen Volksballade ausgedrückt, die in unzähligen Versionen durch alle Schattirungen skandinavischer Dialekte existirt und die wir ihres Ortes mittheilen [4]).

Wir können unsere Ansicht über diese Uebereinstimmung nicht besser aussprechen als indem wir die Worte eines unserer trefflichsten und tiefsten Schriftsteller borgen: „Das Göttliche, der Geist der Poesie, ist bei allen Völkern derselbe und kennt nur Eine Quelle. Darum zeigt sich überall ein Gleiches, eine innerliche Uebereinstimmung, eine geheime Verwandtschaft, deren Stammbaum verloren gegangen, die aber auf ein gemeinsames Haupt hindeutet;

---

1) The wife at Usher's well. Minstrelsy of the Scottish Border. Vol. III. p. 46.

2) Jelisa und ihre Brüder, Volkslieder der Serben, Th. I. S. 160; und Konstantinos oder die nächtliche Reise, s. neugriechische Volkslieder übersetzt von W. Müller.

3) Sie fängt an: In los tiempos que me vi etc. und steht im Floresta de Rimas antiguas castellanas etc. por Böhl de Faber. Deutsch übersetzt in Beauregard Pantin's span. Romanzen.

4) S. weiter unten: Proben schw. Volkslieder.

endlich eine analoge Entwickelung; verschieden aber sind die äußeren Bedingungen und Einwirkungen. Darum finden wir neben jenem Einklang auch wieder eine Verschiedenheit in der äußern Gestaltung, abhängig von dem Himmel worunter die Pflanze gestanden, und die in großen Massen nachzuweisen ist, bis ins Unendliche. Wir können kein besseres Ebenbild geben als Gottes, den Menschen, dem überall dasselbe Herz in der Brust schlägt, dessen Gestalt, Farbe, Sprache und Lebenslust aber der Natur unterthan ist und gehorcht, wie sie verschieden in den Weltgegenden herrscht; so wie auch bei der Familienähnlichkeit der Nationen in jedem Einzelnen eine eigene Individualität hervortritt [1])."

Der Strom der Volksdichtkunst, obwohl sein Bett immer mehr durch die wachsende Cultur verengt wird, schlängelt sich in der That durch alle Gegenden Europas, und erfrischt noch die Felder, welche die täglichen und unwiderstehlichen Anfoderungen der Prosa des Lebens aufgetrocknet haben: hier ein bescheidenes Bächlein, das durch Blumen verbrämte Wiesen rieselt; dort ein wilder Gießbach vom Felsen stürzend: sein bloßer Ton erfrischt an einem heißen Sommernachmittag; und dort wieder seine zerfließenden Gewässer gesammelt zum lächelnden See, dessen heller Spiegel das geistige Bild des Volkes zurückstrahlt. Wer wollte unmuthig und mißfällig bei den schlammigen Pfuhlen und trüben Lachen stehen bleiben, die die überschwellende Fluth aller Orten zurückgelassen? — Allein wir wollen den Leser nicht durch ein längeres Ausspinnen unserer Metapher ermüden. Genug wenn wir hinzufügen, daß beinahe alle diese Gewässer sich auf einige wenige gemeinsame Quellen zurückführen lassen. Nämlich

1) Die germanischen Völkerschaften, sowohl des Festlandes als Großbritanniens.

2) An diese reihen wir die celtischen Nationen an,

---

1) Anhang zu W. Grimms Uebersezung der dänischen Heldenlieder S. 421.

ganz unabhängig von der Frage ob sie ursprünglich zu demselben Stamme gehören oder nicht. Wenn in der That keine auffallende Analogie mehr zwischen ihren Sprachen herrscht, wie diese sich im Lauf der Zeit entwickelt und gestaltet haben, so existirt doch eine sehr genaue Verwandtschaft in ihrer beiderseitigen Volkspoesie, insofern diese sich auf Local-Sagen und gemeinsamen Aberglauben gründet, sowie auch in ihren physischen Zuständen.

3) Die Nationen mit Sprachen vom lateinischen Stamm haben ein verschiedenes geistiges Gepräge, obwohl der Einfluß der germanischen Völkerschaften auf die spanischen Romanzen viel größer gewesen, als bisher anerkannt worden, und aus den altfranzösischen Sagen eine nordische Seele athmet.

4) Aus anderer Wurzel erwuchs der Baum slavischer Poesie und seine erquicklichsten Blüthen sprossen an den wilden Zweigen, die nicht die Hand geschickter Kunstgärtner, die nur der frische, harmlose Sinn des Volkes pflegt.

5) Als auf diesen Baum geimpft — wenn uns erlaubt ist in unserem Bilde fortzufahren — möchten wir fast den köstlichen Zweig betrachten, der so voll von Blüthen neugriechischer Poesie hängt. Niemandem der die serbischen und die romaischen Lieder kennt, wird ihre genaue Verwandtschaft entgehen, und wir erleben hier, daß zwei Nachbarvölker, dem Stamm nach fremd, und dem Charakter nach verschieden, sich dennoch in dem Ausdruck ihrer innersten Empfindungen auf die wunderbarste Weise begegnen.

6) Die finnischen Völkerschaften machen eine andere Hauptabtheilung aus. Die Litthauer, ein Geschlecht, dessen Blut nicht rein von slavischer Beimischung ist, bilden einen natürlichen Uebergang von der slavischen Volkspoesie zu der der Ungern und anderer verwandter Geschlechter. Und so stehen wir dann wieder an der Schwelle von Asien, der Punkt, von dem wir unseren Lauf begonnen.

Erster Abschnitt.

Germanische Völkerschaften.

Das enge Verwandtschaftsband zwischen den verschiedenen Zweigvölkern des germanischen Stammes liegt sowohl in ihren gemeinschaftlichen Traditionen sehr deutlich zu Tage als auch in ihrer ursprünglichen Poesie, während hier jede der verschiedenen Nationen sich wiederum durch eigenthümliche Züge unterscheidet. Eine lange Kette von Dichtungen wand sich einst durch die ganze alte nordische Welt, deren nun zerbrochene Glieder über alle jene Gegenden zerstreut liegen; allein der denkende Forscher kann leicht erkennen, daß sie einst zusammenhingen, und oft entdecken, wo sie früher sich in einander fügten. Von der ursprünglichen Poesie der verschiedenen germanischen Stämme, die fünf oder sechs Jahrhunderte nach der christlichen Zeitrechnung Europa überschwemmten, wissen wir nicht viel mehr, als daß sie noch dieselben Völkerschaften waren, von denen Tacitus erzählt, daß sie Dichtkunst und Gesang liebten, aber selbst ihre Stimme als Werkzeug gebrauchten, ihren Feinden Furcht einzujagen, und deren Gesänge Julian der Abtrünnige dem wilden Geschrei der Vögel vergleicht. Unterdessen hatte sich in aller Stille unter den ihnen eng verbrüderten scandinavischen Stämmen die Dichtkunst in aller Glorie entfaltet. Denn das graue Alterthum der Lieder der Edda kann in unserer Zeit wohl als allgemein aner-

kannt angeſehen werden und eine Zweiflerſtimme nach der anderen iſt verſchollen. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen, für jetzt aber nur bei der merkwürdigen Uebereinſtimmung in dem reſpektiven Aberglauben und in deſſen Schöpfungen aller germaniſchen Nationen verweilen, der ein enges Band um ſie ſchlingt, und ſie eben ſo eng mit den Ueberreſten des celtiſchen Stammes verbindet. Und hier müſſen wir zuvörderſt bemerken, daß die häufige Erſcheinung übernatürlicher Weſen und ihr lebhaftes Intereſſe an menſchlichen Angelegenheiten eins der vorzüglichſten Unterſcheidungszeichen zwiſchen der Volkspoeſie der celtiſchen und germaniſchen Stämme einerſeits, und der ſlaviſchen und ſüdweſtlichen europäiſchen Nationen auf der anderen Seite iſt. Nicht daß Geiſter aus letzterer ausgeſchloſſen ſeien, aber des Menſchen Verhältniß zu jener Welt wird ihm viel ſeltener vor die Seele geführt. Erſcheinungen daraus ſind auch mit wenigen Ausnahmen auf die Ammenmährchen beſchränkt.

Durch den ganzen germaniſchen und celtiſch-cambriſchen Norden, d. h. durch alle drei ſkandinaviſchen Reiche, durch ganz Deutſchland und durch die brittiſchen und deren benachbarte Inſeln iſt ſeit uralten Zeiten der Glaube an ein Geiſtergeſchlecht lebendig geweſen, das für ſich ſelbſt beſteht, und ſich, obwohl mit übermenſchlichen Kräften verſehen, auf menſchliche Weiſe fortpflanzt und nährt. Und dieſer Glaube exiſtirt theilweiſe noch. Dieſe Geiſter, die bei den Britten immer und bei den ſkandinaviſchen Nationen häufig in diminutiver Geſtalt erſcheinen, werden in der alten nordiſchen Sprache álfr, plur. álfar, genannt, im Schwediſchen Elf, plur. Elfar, Elfvor; im Däniſchen Elv, plur. Elve, im Altdeutſchen Elben, neuer Elfen, im Engliſchen Elf, plur. Elves, ſpäterhin Fairies; im Gäliſchen und Iriſchen Doane-ſhi, und Shefro, d. i. die guten, die ſtillen Leute[1]). Alle haben ihren Urſprung in der

1) S. J. Grimms Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung iriſcher Elfenmährchen.

älteſten Heidenzeit. Es gelang den erſten Lehrern des Chriſtenthums nicht, den Glauben an ſie auszurotten, aber indem ſie ſie als die Erzeugniſſe der Hölle und Werkzeuge des böſen Feindes darſtellten, drückten ſie das Gepräge einer Düſterheit auf dieſen Aberglauben, den er urſprünglich nicht hatte. Die geheimnißvollen und widerſprechenden Eigenſchaften der Elfen können nur auf dieſe Weiſe verſtanden und erklärt werden. Die Edda zwar unterſcheidet ſchon zweierlei Elfen, Elfen des Lichtes und Elfen der Finſterniß, aber nur rückſichtlich der verſchiedenen Regionen dieſer Geiſter, indem die erſten im Lichte des Himmels, die anderen in den dunkelen Höhlen der Erde wohnten. In der chriſtlichen Anſicht wurden die Elfen gefallne Engel, aus dem Himmel geſtürzt, weil ſie ſich vom Teufel verführen ließen; aber nicht tief genug gefallen um die Hölle zu erreichen, und ſo an die Erde und anderen Elemente gebannt. Daher ihr zwiefaches und widerſprechendes Verhältniß zum Menſchen, jetzt in der Erinnerung des urſprünglichen Lichtes, gütig und wohlthätig; dann wieder, geſtachelt von dem Verführer, boshaft und zerſtörend. Daher auch ihre Angſt und Furcht in Betracht ihrer eigenen Zukunft, und ihre Ungewißheit ihres Looſes am jüngſten Tage. Daher auch ihr Beſtreben, den Menſchen Weſen von ihrem Geſchlecht als Kinder unterzuſchieben, und Menſchen, beſonders Frauen in eheliche Verbindung mit ihres Gleichen zu bringen, um ſo durch eine geiſtige und phyſiſche Vermiſchung mit dem erlöſten Geſchlecht, eine Seele zu gewinnen. Daher die Empfindlichkeit, die bis zur Wuth ſteigt, wenn ſie ſich vom Menſchen als Erzeugniſſe der Hölle betrachtet ſehen, und ihre Dankbarkeit, wenn es ihnen erlaubt wird, ſich den Betenden beizugeſellen; obwohl ſie nicht leicht den Muth haben ſelber zu beten, oder wenigſtens Stellen auszulaſſen und einige Worte undeutlich zu murmeln pflegen, und ſich beſonders furchtſam in der Nahe von Kirchen zeigen. Allen Elementargeiſtern des Nordens, Waſſernixen, Berg- oder Hausgeiſtern ſind dieſe

Züge eigen; alle haben im Weſentlichen denſelben Charakter, der nur durch ihre Lage und durch die Phantaſie des Erzählers modificirt wird. Nicht leicht erſcheint einer von ihnen als entſchieden gut, oder böſe; ſie ſind gut gegen die, welche ſie lieben, und böſe gegen die, welche ſie haſſen, aber immer andringlich und einmiſchend, launiſch und eigenſüchtig.

Dieſe Geiſterwelt hat zu keiner Zeit ein regelmäßiges Syſtem gehabt. Sie iſt nie mehr geweſen als die fantaſtiſche Ausgeburt einer rohen Volkseinbildungskraft, ohne inneren Zuſammenhang, ohne Folgerichtigkeit, voller Widerſprüche mit ſich ſelbſt, und noch mehr mit einer erleuchteten Religion. Aber niemand kann verkennen, daß der Glaube an eine Menge von geheimnißvollen den Menſchen umgebenden Weſen, die mit einer übernatürlichen, jedoch beſchränkten Macht ausgeſtattet, ſich mit dem Menſchen freuen und mit ihm trauern, der todten Wirklichkeit einen gewiſſen belebenden Athem einhaucht, welcher die Proſa des Lebens unwillkürlich in Poeſie umgeſtaltet. Die fortſchreitende Verſtandesentwickelung des Menſchengeſchlechtes, und die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, welche die letzten ſechzig Jahre ehrenvoll charakteriſiren, haben beinahe den Thron des Aberglaubens umgeſtoßen, und wir ſind weit entfernt es zu beklagen. Aber es iſt nicht zu läugnen, daß da, wo ſeine Trümmer noch zu ſehen ſind, ſie dazu dienen, der ganzen Gegend einen eigenthümlich poetiſchen Reiz zu geben.

Es kann wohl als unzweifelhaft angenommen werden, daß der Urſprung dieſer über den ganzen Norden verbreiteten Mythen in die graueſte Vorzeit fällt, und ſelbſt vor der Zeit in das Leben trat, ehe der germaniſche Völkerſtamm ſich in ſeine verſchiedenen Aeſte ausgezweigt hatte. Während der großen Völkerwanderungen, die Jahrhunderte durch Europa und Aſien erſchütterten und nicht ohne Einfluß auf die beiden anderen Welttheile blieben, wurden ſie den verſchiedenen Nationen überbracht; zwiſchen Skandina-

viens geheimnißvollen Bergen und Gewäſſern faßten ſie am feſteſten Fuß; nach Großbrittannien wurden ſie von den Sachſen und Danen übergeführt, und vermiſchten ſich in Schottland mit den Ueberlieferungen der älteren Beſitzer des Landes, die wahrſcheinlich einem früheren Ausfluß derſelben großen Quelle ihr Daſein verdankten.

Viel ſchwieriger iſt es, den Zuſammenhang einer bedeutenden Anzahl von jenen Ausgeburten des Aberglaubens ganz unabhängiger Dichtungen genügend zu erklären, die ebenfalls im Mittelalter über einen bedeutenden Theil des nördlichen Europas verbreitet waren, und zum Theil noch ſind. Nicht wenige der Thaten der Helden, die zugleich den alten Norränafagen, der Edda, der Heimskringla und den deutſchen Heldenbüchern angehören, wurden beinahe zur nämlichen Zeit von den nordiſchen Piraten und den germaniſchen Eroberern Italiens beſungen. Der Wolſungen berühmtes Geſchlecht, die von Neid und Rache bewegten Geſtalten der Nibelungen, die edle Heldengröße Dietrichs treten aus dem verſchieden ſchattirten Hintergrund, den die mannichfachen ſcandinaviſchen und deutſchen Sagen bilden, mit denſelben unverkennbaren Zügen hervor. Der Bruder, der die verlorene Schweſter zu ſuchen durch die Welt zieht, und in das tiefe Meer hinabſteigt ſie zu finden, wo ihn die Schweſter vor der Wuth des Seeungeheuers ſchützt, iſt der Held von Volksmährchen und Volksliedern in allen germaniſchen Sprachen. Hans des Rieſentödters und Däumlings Thaten ſind ſkandinaviſchen, engliſchen und deutſchen Kinderſtuben gleich vertraut. Der ſchottiſche Frog-lover iſt der deutſche Froſchkönig, den wir aus einem der älteſten deutſchen Mährchen kennen. Die Großmutter Schlangenköchin iſt in Großbrittannien und Skandinavien wie in Deutſchland zu Hauſe. Die Sage von der Harfe, die aus den Gebeinen eines unſchuldig gemordeten Mädchens gezimmert, und mit ihren Haaren beſaitet, von ſelbſt tönt, und ſo das Verbrechen enthüllt, die wir in ihren Hauptzügen in einem alten deutſchen Mährchen finden, kommt

in ſchwediſchen, ſchottiſchen und faröiſchen Balladen vor [1]). Die alten ſkandinaviſchen Balladen von der geraubten Königstochter, Schön Anna [2]), findet ſich in nicht weniger als vier ſchottiſchen Verſionen. Das ſchöne deutſche Volkslied „die Königskinder" kennen die Schweden und Dänen ſeit uralten Zeiten als ein Volkslied ihres eigenen Stammes, und wenn auch allen dieſen Liedern vielleicht die griechiſche Sage von Hero und Leander zu Grunde liegt, ſo ſtimmen die Bearbeitungen der verſchiedenen germaniſchen Völker doch in einem Grade überein, der nur bei einer gemeinſchaftlichen, urſprünglichen Entwickelung möglich iſt. So finden wir auch in allen germaniſchen Sprachen Lieder von dem todten Bräutigam, der, durch der Geliebten Schmerz im Grabe geſtört, zurückkommt, entweder ſie zu beruhigen oder ſie zu ſich zu holen — ein Gegenſtand, der deutſchen Leſern aus Bürgers Lenore vertraut iſt [3]).

Leicht würde es ſein, eine Menge anderer Beiſpiele einer merkwürdigen Uebereinſtimmung anzuführen. Anſcheinend ſinnloſe Räthſel-Reime, die hier und da in deutſche Kinderſpiele eingeflochten ſind, finden bisweilen ihre Auflöſung in einem ſchottiſchen Mährchen. Zerriſſene Liederſtrophen, die in allen Kinderſtuben Englands wiedertönen, werden vielleicht in irgend einem Winkel Deutſchlands vollſtändiger gefunden, und als Bruchſtücke eines Volksliedes verſtändlich. Ein unzuſammenhängendes deutſches Lied findet ſeine Erklärung in einer gäliſchen Erzählung oder eine im ſkandinaviſchen Norden bewahrte Sage wirft Licht auf eine dunkele Stelle in einer ſchottiſchen Ballade.

Statt mehrerer überflüſſiger Erläuterungen dieſer Bemerkungen, hier nur die folgende. Ulrich und Aennchen iſt ſchon aus Herder, dann aus dem Knaben Wunderhorn un-

1) Siehe weiter unten: ſchwediſche und ſchottiſche Volkslieder.

2) Siehe weiter unten: däniſche Volkslieder.

3) Siehe weiter unten, unter den ſchwediſchen Volksliedern: der todte Bräutigam, und die dazu gehörigen Noten.

ſeren Leſern bekannt. Ganz unbegreiflich erſcheint darin Ulrichs grauſame That, bis uns Jamieſon in ſeinen nordiſchen Antiquitäten [1]) den Schlüſſel dazu bietet. „Als eine Ballade, erzählt dieſer, wenigſtens in irgend einer Art von Vollſtändigkeit hab' ich die Geſchichte nie in Schottland gefunden; allein als eine Erzählung mit einzelnen Verſen untermiſcht, war ſie mir ganz vertraut, als ich noch ein Knabe war. Nachher hab' ich ſie auch, ziemlich in eben der Form, in den Hochlanden in Lochaber und Ardnamurchan getroffen. Nach unſerer Ueberlieferung hatte Ulrich die jüngſte Schweſter ſeiner Frau verführt, (was man allerdings auch wohl aus dem deutſchen Volkslied abnehmen kann,) und beging den Mord um Entdeckung zu verhüten. Wir erinnern uns nicht ob Namen genannt wurden, weder in der ſchottiſchen noch in der gäliſchen Weiſe die Geſchichte zu erzählen; allein in jedem anderen Umſtand unterſchied ſich die brittiſche Tradition in nichts von der deutſchen."

Dieſen auffallenden Zuſammenhang zu erklären, iſt zwar wiederholt, aber nie zur Genüge, verſucht worden. Eine ganze Anzahl dieſer übereinſtimmenden Sagen, fällt erweislich in eine Zeit, wo der Verkehr der Völker durch Reiſen und Handel noch zu gering war, um ähnliche Verpflanzungen wahrſcheinlich zu machen. Nach dem endlichen Schluſſe der großen Völkerwanderung im ſechsten Jahrhundert, fand zwiſchen den einander nicht benachbarten Nationen des Occidents wenig Berührung ſtatt, bis die Kreuzzüge eine neue, allgemeine Bewegung veranlaßten. Daß aber die Sagen von den Wolſungen und Nibelungen in ihren beiden Hauptgeſtaltungen, einerſeits die im ſkandinaviſchen Norden verbreiteten, welche wir aus den epiſchen Liedern und den Sagas kennen, andererſeits die im nordweſtlichen Deutſchland und Dänemark beſungenen, viel älter ſind als die Kreuzzüge, iſt keinem Zweifel unterworfen.

1) Northern Antiquities etc. by Jamieson and Weber.

Entweder ſie entſtanden ziemlich gleichzeitig mit den darin gefeierten Helden, alſo etwa im fünften oder ſechsten Jahrhundert, oder, was wahrſcheinlicher iſt, die Sage war früher, und zwar ihrem ächtheidniſchen Charakter nach, ſchon im roheſten Heidenthum vorhanden, und ward ſpäter nur den Helden jener Jahrhunderte angeſchmiegt. Beſonders aber iſt es die weite Verbreitung dieſes Sagenkreiſes, die ſeit geraumer Zeit den Scharfſinn der deutſchen und däniſchen Gelehrten beſchäftigt hat. Nach einem der erſten Kenner des nordiſchen Alterthums, P. E. Müller, haben die Skandinavier die Sage mit aus Aſien gebracht [1]); mit all ſeiner Gelehrſamkeit, und all ſeinem Scharfſinn entkräftet er jedoch die dagegen zu machende Einwendung nicht, daß die Sage, wenn die Skandinavier und die Deutſchen hier aus Einem Born vorhiſtoriſcher Gemeinſchaft ſchöpften, ſich nicht habe in dem Grade übereinſtimmend erhalten können, als die beiden verſchiedenen Abzweigungen der Nibelungen im Weſentlichen ſind. Nach den Zeugniſſen, die W. Grimm in ſeiner „deutſchen Heldenſage [2])“ aufgeſtellt, bleibt kaum ein Zweifel übrig, daß ſie deutſchen Urſprunges ſei. Unter allen deutſchen Völkern ſcheint ſie in gewiſſem Maße bekannt, jedoch nur unter den Franken und Gothen eigentlich einheimiſch geweſen zu ſein. Das ſächſiſche Gedicht, Beowolf, erzählt davon wie von einer fremden Begebenheit; Siegfried heißt hier Siegmund und alles klingt, wie aus der Ferne verſchallend [3]). Keine Spur davon, keiner ihrer Heldennamen, keine Anſpielung auf ihre blutigen Scenen iſt in die altdrittiſchen Volkslieder übergegangen, die ſonſt ſo widerhallen vom Echo der Vorzeit [4])! Iſt aber die Sage fränkiſchen und

1) S. Unterſuchungen über das Verhältniß der nordiſchen und deutſchen Heldenſage, Sagabibliothek, Zweiter Band.

2) Die deutſche Heldenſage, Gött. 1829.

3) S. Grand. S. 13—18.

4) Nur in einer engliſchen Sage hat noch eine zweifelhafte Spur von dem in den nordiſch deutſchen Sagenkreis gehörigen Wieland dem Schmidt. S. Heldenſage S. 325.

gothiſchen Urſprunges, ſo iſt der Weg deſto ſchwieriger zu finden, den ſie zu den Skandinaviern genommen. Denn in der Geſchichte ſehen wir die Franken den Normannen und Sachſen nur als Feinde gegenüber ſtehen; aber freilich beginnt dieſer ſtete Kampf erſt mit dem Chriſtenthum unter den Franken. Dunkele Nacht liegt über dem Verhältniß dieſer Völker im fünften und ſechsten Jahrhundert, die Periode, in welcher ſich die Sage von Südweſten nach Nordoſten verbreitet haben müßte.

Einige andere der Gegenſtände obiger Bemerkungen ſind vielleicht nicht viel weniger alt, und die allgemeine Verbreitung derſelben durch die abgeſchloſſenen Thalgründe der Hochlande, wie über die Küſten und Eylande der nördlichen Meere, bis tief in das Herz Deutſchlands hinein — iſt nicht weniger räthſelhaft.

Selbſt bei denen Liedern und Sagen, die wir aus einer Zeit herleiten müſſen, in welcher der Handelsverkehr der Völker lebhafter, und Reiſen und Heirathen von Individuen verſchiedener Nationen häufiger geworden waren, iſt es uns ſchwer ihre Verbreitung hinreichend zu erklären, da das einzige Mittel der Verbreitung das wir jetzt kennen, Bücher und Buchhandel, ziemlich ausgeſchloſſen bleibt, und überdem von eigentlichen Ueberſetzungen bei Volksliedern nur in ſehr einzelnen Fällen die Rede ſein kann; wie z. B. im Schloß von Oeſterreich [1]), wo die ſchwediſchen, däniſchen und deutſchen Verſionen faſt wörtlich gleich lauten, und das wahrſcheinlich ſchwediſchen Urſprunges iſt und durch die ſchwediſchen Soldaten im dreißigjährigen Krieg nach Deutſchland gebracht wurde [2]).

Der Schleier der noch über dieſem Theil germaniſcher Vergangenheit liegt, möge demnach ungelüftet bleiben, bis es unter der Anzahl tüchtiger Arbeiter, die ſeit einer Reihe

1) Wunderhorn Band I. S. 220.

2) S. was Mohnike zum Beweis des ſchwediſchen Urſprunges dieſes Liedes anführt: Altſchwediſche Balladen u. ſ. w. 1836. S. 266.

von Jahren so thätig beschäftigt sind, die verschütteten historischen Quellen auszugraben, einem Glücklichen gelungen — nicht ihr Urbette aufzufinden, denn das glauben wir an dem Ganges gefunden zu haben, aber uns den geheimen Lauf dieser Strömungen aufzudecken, so daß wir ihren Zusammenhang übersehen, während wir ihn jetzt nur ahnen können. Unterdessen können wir nicht umhin, wiederum mit W. Grimm auszurufen: „Wie wunderbar erscheint dieß alles! als ob eine geheime Verbindung unter allen Völkern bestanden! oder als wären diese gleichen Töne in den entferntesten Gegenden von einer gemeinsamen Melodie übrig geblieben. In dem Gemüth des Menschen liegen Erinnerungen aus der frühesten Kindheit oft lange, und stehen auf einmal hell vor ihm, aber Stätte oder Zeit ist vergessen: warum sollten sie den Völkern nicht geblieben sein, und was kann es hindern, daß der lebendige Sinn, der keine Zeitrechnung kennt, sie an die Gegenwart knüpft? nur als ein herrliches Zeichen in dieser stehend, kennt die Poesie eine Vorzeit, nicht als etwas Vergangenes [1])!" —

1) W. Grimms Vorrede zu den altdänischen Heldenliedern, Seite XXIV.

A.

Skandinavische Völkerschaften.

I. Die Isländer und Faröer.

Daß Island im neunten Jahrhundert von Norwegen aus bevölkert worden, ist bekannt. Viele edle und freie Geschlechter ließen sich dort nieder, die sich der despotischen Herrschaft Harold Schönhaars zu entziehen wünschten. Im Laufe der nächsten sechzig Jahre — so lange dauerte ungefähr die Ansiedelung, — folgten ihnen gelegentlich Dänen, Schweden, Angeln und Iren, Norweger aber blieben die Ueberzahl. Sie hatten ihre Gesetze und Gebräuche, ihre Religion und Sprache und auch jenen Schatz von Liedern und Sagen mit hinüber genommen, der ihnen theils als Vehikel ihrer Götterlehre ein Heiligthum war, theils ihrer Unterhaltungslust in den langen Abenden eines kaum endenden Winters unerschöpfliche Nahrung bot. Erst gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ward die ältere Edda entdeckt [1]) und beinahe anderthalbhundert Jahre verstrichen,

1) Von Brynjulf Svendsen, Bischof zu Skalholt, im Jahre 1643. Das Manuskript ist nach dem Urtheil von Sachverständigen aus dem vierzehnten Jahrhundert; andere ebenfalls sehr alte und mitunter vollständigere wurden später in Island aufgefunden.

ehe sie vollständig herausgegeben ward [1]). Bis dahin waren nur Bruchstücke, und zwar diejenigen, die man die Philosophie und Ethik der alten Skandinavier nannte (Voluspa und Haavamal), und Auszüge aus dem mythischen Theile der Eddalieder bekannt geworden [2]). Auch dann erschien nur der erste Theil; erst vor dreißig Jahren ward der zweite, vor zehn der dritte durch den Druck bekannt [3]). Wäre der ganze Schatz gleich auf einmal dem Publikum vor Augen gelegt, vielleicht wären der Literatur viele Faseleien erspart; so lange man nur die jüngere Edda und den mythologischen Theil der älteren kannte, mußten sich nothwendig jene Göttergestalten, deren Thaten und Abentheuer diese schildern, in das Wunderbare und Mystische, Bedeutungsvoll-Allegorische verlieren. Es ist als ob das Erscheinen solcher Helden auf dem ungeheuren Gemälde nordischer Vorzeit, deren Namen auch in anderen Gegenden erklungen, erst ihm das Gepräge unbezweifelter Wahrheit aufgedrückt hätten. Mit der Veröffentlichung der epischen Lieder der älteren Edda, aus denen in der That die Helden in so sinnlicher Frische heraustreten, daß man sie in all ihrer furchtbaren rohen Kraft vor sich zu sehen wähnt, sind alle Zweifel verstummt.

Diese epischen Gesänge, wir rechnen dazu auch die erzählenden des mythischen Theiles und die in den Sagen zerstreuten Lieder, sind die einzigen Ueberreste altnordischer Volksdichtungen, die uns vorliegen. Die mythologisch-

---

1) Edda Saemundar hins Froda. Edda rhythmica seu antiquior etc. Hafn. 1787. Vol. I. 4to.

2) Zum Bekanntwerden des merkwürdigen Fundes dienten besonders Bartolins Auszüge aus 21 Eddaliedern: Th. Bartolini antiquitatum de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis libri tres. Havniae 1689.

3) In den Jahren 1818 und 1828. Der epische Theil der Eddalieder war jedoch schon früher durch deutsche Gelehrte publicirt: Lieder der älteren Edda die zum Sagenkreise der Nibelungen achören, von v. d. Hagen 1812, u. die Eddalieder von den Nibelungen verdeutscht von Ebend. 1814. Lieder der älteren Edda herausgeg. von den Gebrüdern Grimm 1815.

ethischen Lieder gehören nicht hieher. Sie sind ohne Zweifel, wenigstens ihrem wesentlichen Inhalt nach, bedeutend älter. Ob im Schooß des eigenen Geschlechtes gezeugt, ob aus irgend einem verwandten Borne asiatischer Weisheit geschöpft, bleibt ungewiß. Obwohl durchaus nationell und großartig einfach liegt es doch, um fernerer Beweise zu bedürfen, zu sehr am Tage, daß die theogonischen Weissagungen einer begeisterten Seherin, kosmologische Wettstreite und ethische Lehrgedichte, nie eigentliche Volkslieder haben sein können, d. h. nie durch die Masse des Volkes gegangen, nie dieser vertraut gewesen sein können. Sie müssen nothwendig von höher begabten, kenntnißreicheren, comparativ gebildeten Individuen verfaßt worden sein, wahrscheinlich von den allerfrühesten Skalden des skandinavischen Stammes, die freilich sich erst viele Jahrhunderte nachher zu einem eigenen gelehrten Stand absonderten. Vielleicht mögen hier für diejenigen Leser, die sich nicht mit dem Gang der Entwickelung der nordischen Poesie vertraut gemacht, einige Andeutungen des Verhältnisses zwischen skaldischer und Volkspoesie, eine passende Stelle finden.

(Dem eigentlichen Sinne des Wortes nach ist jeder Sänger oder Dichter ein Skalde; der erste aber der als ein Dichter von Gewerbe genannt wird, ist Bragi der Alte,) obwohl auch dieser von Einigen nicht für eine historische Person, sondern der Bedeutung seines Namens nach, für die poetische Personificirung des Anfanges des Skaldenwesens, gehalten wird [1]). (Er lebte zwei bis drei Menschenalter vor Harald Schönhaar, also etwa zu Ende des achten Jahrhunderts. Unter Harald sehen wir das Skaldenthum schon in bedeutendem Ansehen; und mehr als bloße Anfänge wurden mit nach Island genommen, wo es im Lauf des nächsten Jahrhunderts seine höchste Blüthe erreichen sollte. Island war die Wiege der meisten ausgezeichneten Skal-

1) Die Faröerlieder berufen sich sehr wiederholt auf „Bragdur's Lied" als etwas Uraltem.

den, allein ihre eigentliche Pflegeanstalt waren die Höfe der skandinavischen Könige.) Sie machten keineswegs wie die Barden der Cambrier und die Druiden der Gallier eine eigene erbliche Kaste, wohl aber einen durch Gelehrsamkeit vom Volk gesonderten, hochverehrten Stand aus. Sie vereinigten in sich das Amt des Historiographen und Hofdichters. Sie waren die Dollmetscher der Götter, die Gesandten der Könige, nicht die Organe des Volkes. Schon im zehnten Jahrhundert war die Poesie der Skalden weit und breit berühmt und eine förmliche Kunst und Wissenschaft geworden. Von Erfindung konnte bei ihnen nicht die Rede sein, da alle ihre Lieder historisch-lyrisch, und im edleren Sinne Gelegenheitsgedichte waren. Historisch-lyrisch nennen wir sie, weil alle Skaldenlieder sich an bestimmte geschichtliche Ereignisse anschließen und ihre Aufgabe weniger war, sie zu *erzählen* als sie zu *feiern*. Der unvermeidlichen damit verknüpften Trockenheit und Einförmigkeit zu entgehen, pflegten sie den einfachen Gegenstand in endlose Bilder einzuhüllen; ihre Darstellung besteht in fortgesetzten Tropen, und zwar sind ihre Metaphern nicht wie bei Dichtern anderer roher Völker aus der lebendigen Natur, sondern fast ohne Ausnahme aus der Ideenwelt, oder aus der Göttergeschichte entlehnt. Ihre Lieder zu verstehen, ohne vorher die Skalda[1]) studiert zu haben, ist unmöglich. Keine Sache, kein Begriff behält in ihnen seinen einfachen Namen. Die *Schlacht* ist das „Waffenwetter" oder „Othins und der Walkyrien Wetter", das *Schwert* die „Wundenflamme, oder Vidris Ruthe", das *Gold* „Freyas Thränen", „Fenjas und Menjas Mehl", „der Asen Lösegeld", das *Haupt* ist das „Gemach der Gedanken[2])" — u. s. w.

1) Die Skalda ist ein Theil der jüngeren Edda, der die poetische Nomenclatur der Isländer enthält, eine Art von Poetik für anakreontische Skalden.

2) Auch den heroischen Eddaliedern sind ähnliche Tropen keineswegs fremd, aber sie stehen einzelner in der im Ganzen im hohen Grade einfachen Diktion derselben.

Alle diese Gegenstände werden noch auf tausend andere Weise bezeichnet, und neue Trewen zu erfinden war eben die Aufgabe und der Triumph der skaldischen Poesie. Erst mit dem Anfange ihres Verfalles, d. i. in Skandinavien schon mit der Einführung des Christenthums, gesellte sich dazu diejenige Verskunst, die sich bloß an die Formen hielt, und bald in die unerträglichste Verkünstelung ausartete. Die Skalden besaßen nicht weniger als hundert und sechsunddreißig verschiedene Versarten. Wie man diese Gelehrten bei dieser einzigen Thatsache jemals als Volksdichter betrachten konnte, ist schwer zu begreifen. Ihre Poesie war im eigentlichen Sinne des Wortes eine zu erlernende Wissenschaft, deren freilich keiner ohne angeborenes Talent Herr werden kann. Wie schwierig es war, nur den Sinn vieler ihrer Verse zu verstehen, mit welchem hohen Grade der Kunstfertigkeit sie ihre Worte und Gedanken zu verstricken wußten, — wie Mallet vermuthet mit der ausdrücklichen Absicht, ihr Gewerbe dadurch dem gemeinen Volk verehrenswürdiger erscheinen zu lassen[1]) — davon kann der Leser, der nicht mit der skaldischen Dichtkunst vertraut ist, schwerlich einen Begriff haben. Vielleicht können wir unseren Gegenstand nicht besser einleiten, als durch ein einziges Beispiel skaldischer Kunst. Kein schärferer Kontrast könnte fürwahr zu der rohen Einfachheit und schlichten Natürlichkeit der wahren Volkslieder, von denen wir späterhin zu sprechen denken, geboten werden. „Die Volkspoesie", sagt der geistvolle Uebersetzer der altdänischen Heldenlieder, Wilhelm Grimm, „lebt gleichsam im Stande der Unschuld; sie ist nackt: ohne Schmuck, das Abbild Gottes in sich tragend. Die Kunst hat das Bewußtsein empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben, ihren Gegenstand hinzustellen wie er ist, sondern er muß umkleidet werden[2])."

Folgende merkwürdige Verse sind von Stephan Ste-

1) Histoire de Danemarc.
2) Altdänische Heldenlieder, Vorrede S. XVIII.

phanins in den Noten zu seiner Ausgabe von Saxo Grammaticus aufbewahrt worden:

Haki Kraki hoddum broddum
Saerdi naerdi seggi leggi
Veiter neiter vella pella
Bali stali beittist heittist.

Haki Kraki hamde framde
Geirum eirum gotna flotna,
Hreiter neiter hodda brodda
Brendist endist bale stale.

Um in diese Verse Sinn und Zusammenhang zu bringen, müssen die Worte auf folgende Weise geordnet werden:

Haki broddum saerdi leggi
Kraki hoddum naerdi seggi
Veiter pella bali heittist
Neiter vella stali beittist.

Haki hamde geirum gotna
Kraki framde eirum flotna
Neiter brodda endist stale
Hreiter hodda brendist bale.

Der Leser muß nicht übersehen, daß selbst in der Wortsetzung des ersten und zweiten Verses noch eine Verschiedenheit liegt. Der Sinn des Liedes ist nicht weniger künstlich als die Form, und eine Folgenreihe von Antithesen. Im Deutschen ungefähr so:

Haken verwundete die Glieder mit Stahlesspitze,
Krake erfreute die Männer mit Gold.
Den Geber der Gewande die Flamme verzehrte,
Den Golderfreuten der Stahl verwundete.

Haken zähmte die Männer mit Speeren,
Krake beschenkte die Schiffer mit Gold;
Den Stahlspitzenträger tödtete Stahl,
Den Goldaustheiler die Flamme.

Während die naturerzeugte Poesie der Nordländer sich auf diese Weise zur Kunst hinaufbildete und leider nur

zu bald zur Künstelei verbildete, und solchergestalt aus dem Eigenthum des Gesammtvolkes der Besitz Bevorrechtigter ward, scheinen fort und fort die alten einfachen Lieder, welche zuletzt in der Edda der Nachwelt aufbewahrt worden, durch Tradition fortgelebt zu haben und lebendigen Mundes von einer Generation der anderen übergeben zu sein. Nach des gelehrten P. E. Müller's gründlicher Untersuchung sind sie in ihrer jetzigen, uns überlieferten Gestalt zwar nicht älter als das achte Jahrhundert [1]), für die Zeit ihres Ursprunges aber können wir mit ziemlicher Sicherheit das sechste Jahrhundert annehmen [2]).

Vor dem zwölften Jahrhundert können sie nicht niedergeschrieben worden sein, da die Schrift vor dieser Zeit noch nicht auf die Norránasprache angewendet, sondern selbst in Island nur auf die lateinische Sprache beschränkt worden war, und wahrscheinlich wurden sie auch nicht viel später gesammelt, da die älteste Handschrift der vorgefundenen Sammlung nach heutigen Kennern wenigstens nicht neuer als die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist. Es läßt sich auch voraussetzen, daß sie nicht eher niedergeschrieben oder wenigstens nicht eher gesammelt worden, bis irgend ein Liederfreund ihr nahes Aussterben vor Augen sah. Denn neuere Erfahrungen lehren diesen Gang der Dinge zur Gnüge. Ohne Zweifel war es das Christenthum, das ihrem lebendigen Dasein verderblich ward. Denn obwohl die Bekehrer des skandinavischen Nordens und Islands sich der Dichtkunst nichts weniger als feindselig zeigten, ja den Gebrauch von mythologischen Figuren förmlich dem Dichter gestatteten, so wurzelten doch die alten Volkslieder, nicht allein die eigentlichen Göttergeschichten, sondern auch die bloß heroischen Lieder, viel zu sehr im Heidenthume, als

1) Die beiden sogenannten grönländischen Lieder aber erst aus dem neunten oder zehnten.

2) Hier ist besonders von dem epischen Theile der Eddalieder die Rede; der Ursprung der mythisch-ethischen liegt ganz im Dunkeln.

daß sie in christlicher Atmosphäre lange hätten fortdauern können. Vielleicht war es zum Theil der mildernde Einfluß des eindringenden christlichen Gefühles, der im Süden und Westen (in Deutschland und Dänemark) der Nibelungensage ihre veränderte Gestalt gab, wenn sie sich auch früher schon durch locale Verhältnisse mag einigermaßen verschieden ausgeprägt haben. Im hohen Norden, so wie die Isländer sie noch mit von Norwegen brachten, hat sie noch ganz das uranfängliche Heidnische, vor dessen furchtbarer Rohheit und Wildheit unser Gemüth erbebt. So wie Island das einzige Land war, wo die alte Norränasprache fortlebte, so blieb es auch allein im Besitz der ursprünglichen Lieder und Sagen. In dem heimischen Skandinavien lebten zwar noch Jahrhunderte lang verwandte Lieder fort, sowohl mythische als heroische; aber so wie die Sprachen sich nach und nach veränderten und umformten, und neue selbständige Idiome sich aus der alten Norränasprache entwickelten, starben auch diese und gingen nur theilweise und in ganz veränderter Gestalt in jene über [1]). Nur diejenigen Ueberlieferungen, die unmittelbar an locale Gegenstände geknüpft waren, die Sagen von Elementargeistern, blieben ihrer Heimath treu, und veränderten sich so wenig als die ewige Natur selber, oder als sie im Kampfe mit dem Christenthum sich halten konnten. Wir werden später darauf zurückkommen, für jetzt wollen wir die alten eddischen Volkslieder näher betrachten.

Und was für ein ungeheures Geschlecht muß es gewesen sein, unter denen diese heroischen Gesänge je Volkslieder sein konnten! was für ein Geschlecht dessen Einbildungskraft nicht von der furchtbaren Gewalt dieser Gigantenkämpfe erschüttert ward! Es liegt etwas unaussprechlich

1) Nicht allein die Kämpferlieder der Dänen und Schweden stammen aus heidnischer Zeit und sind zum Theil mit den Edda-Liedern und den ältesten Sagas verwandt, auch mythologische Märchen gestalteten sich zu Ritter- und Riesenfabeln, wie z. B. der gestohlne Hammer, wovon unten mehr.

Imponirendes, ja Ueberwältigendes in der Riesengröße dieser rohen, nackten Natur. Ohne Einführung, ohne Erklärung, sehen wir uns in der Mitte der Handlung. Oft verkündet der kunstlose Dichter den Ausgang in den ersten Worten. Er verläßt sich auf die Macht seines Gegenstandes. Die Worte fallen scharf wie die Streiche des Schwerdtes, schwer wie der Hammer auf den Ambos. Jedes Wort ist That. Nur das Nothwendigste wird gesagt, und selbst hier der Einbildungskraft manches überlassen. Wir sehen uns selbst von einem Land in das andere versetzt, vom Strand des Meeres nach dem Bergesgipfel, von der unterirdischen Höhle des Zauberweibes nach dem Gemach der Königstochter, ohne Andeutung oft. Keine Beschreibung, kein lyrischer Erguß, keine Betrachtung; That drängt That; selbst der Schluß bleibt unerzählt, weil er sich von selbst versteht. Ein Nebelschleier deckt Bergwände und Thäler; nur die Spitzen stehen scharf hervor, von hellem Sonnenstrahl beleuchtet [1]). Nur an ihren Hauptumrissen können wir die Landschaft erkennen.

So wenn wir diese ungeheueren Lieder in poetischer Hinsicht würdigen; betrachten wir sie aber als Sittengemälde ihrer Zeit, so können sie uns nur Schauder erregen. Kein Bild häuslicher Glückseligkeit, kein Zug kindlicher Pietät, kein Beispiel treuer Freundschaft, wie sie uns wiederholt im Homer und noch öfters in den ältesten Gedichten der Indier erfreuen, erquickt in dem Gemälde der finstersten Kämpfe, der blutigsten Unthaten. Nichts als Aeußerungen rohester Thatkraft, gestachelt von Neid und Geldgier, oder unersättlicher Rachsucht! Gift und Dolch und die niedrigste Tücke werden nicht verschmäht, diese Leidenschaften zu befriedigen. Selbst der Eid, der den rohesten Völkern heilig ist, wird als bloße Form betrachtet; Gunther und Hagene beschwichtigen leicht ihr Gewissen über den Eidbruch, wenn

1) Wir entlehnen dieses Bild von Grimm, Vorrede zur Uebersetzung der altdänischen Heldenlieder, S. XIV.

sie statt selbst Siegfried zu ermorden, den jüngeren Bruder dazu anreizen, der ja nicht mit geschworen [1]). Sogar Sigurd, entschieden der edelste unter Allen, verschmäht nicht Reigin im Schlafe zu morden; und an Brunhild wird er auf das Schmählichste zum Verräther, obwohl hier ihn entschuldigt daß er von der alten Königin Griemhild als bezaubert vorgestellt wird. Die Rache Wielands des Schmidt für die an ihm verübte Unthat übersteigt alle menschlichen Begriffe. Nur selten bricht einmal ein Strahl edeler Empfindung in diese entsetzensvollen finsteren nordischen Nächte; hier und da vielleicht eine menschliche, gerechte; eine erhebende, großherzige, nie. Selbst die Liebe ist nur eine zehrende Flamme, sie ist kein zärtliches, inniges Gefühl. Dieß macht natürlich daß die Frauengestalten in den Eddaliedern vorzugsweise entsetzenerregend und scheußlich erscheinen, besonders da keine Züge der Mutter-, Tochter- oder Schwesterliebe — Mütter morden wiederholt ihre Kinder, und Jungfrauen ehelichen die Mörder ihrer Väter und Brüder — die fehlende Liebeszärtlichkeit ersetzten. Medeen sehen wir und Klytämnestren, keine Antigone, keine Andromache, geschweige die holden, reinen Frauengestalten der Sanskritischen Dichtungen! Selbst Sigrun [2]), die Wahlküre, gewiß das zarteste, weiblichste Bild in den Eddaliedern, die die ganze Fülle der Liebe in ihrer Brust trägt, sehen wir auf die Wahlstätte gehen, um den von ihrem Geliebten getödteten, sterbenden Freier grausam zu verhöhnen; und als ihr Bruder ihr die Nachricht von dem Morde des Gatten bringt, strömt ihr Mund von den fürchterlichsten Verwünschungen über. Kurz, die Eddalieder bieten als Sitten- und Charakterschilderung genau dasselbe Gemälde dar, das uns die Vorgeschichte der germanischen

1) Siehe weiter unten in dem mitgetheilten Liede von Siegfrieds Tod.

2) Im zweiten Liede von Helge dem Hundingstödter, s. Grimms Eddalieder S. 101. Die beiden Lieder von Helge sind übrigens wohl die schönsten der Edda.

Völker überall bietet, das Gemälde der Zeiten der Fredegonde und Brunhilde, des Alboin und der Rosamunde, — Zeiten in denen die unaussprechliche Wohlthat des christlichen Einflusses noch nicht verbreitet, den nordischen Völkern noch nicht bekannt, und von den westlichen und südlichen Germanen noch nicht gefühlt worden war. Denn Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die Aufnahme des Christenthums unter der Masse etwas anderes ward, als die Vertauschung Eines Götzendienstes mit dem Anderen, Jahrhunderte ehe dessen reinigender, heiligender Einfluß auf das Ganze empfunden ward. Auch in dem gewaltigen Norden mußte es mit seiner göttlichen Liebe endlich die Gluth des Hekla zur heiligen Flamme mildern, die erstarrenden Eisblöcke zum erfrischenden, segenreichen Thau.

Wir wollen nun dem Leser, dem die Literatur des alten skandinavischen Nordens nicht zur Hand ist, nicht einige Proben von isländischen Liedern vorenthalten, in deren großartiger Einfachheit, wenn sie nun auch schon seit vielleicht beinahe tausend Jahren nicht mehr unter dem Volke leben, sich sicherlich nicht der Charakter ächter Volkspoesie verkennen läßt. Zuerst eine Göttergeschichte aus dem Sagenkreise Thors, die sich noch viele Jahrhunderte nachher, als der Glaube an die alten Götter längst untergegangen war, in den nach und nach verwandelten Sprachen Schwedens und Dänemarks erhalten hat [1]). Es ist behauptet worden, daß die alten Normänner in den Sagenkreis Thors ihre physikalischen Anschauungen haben niederlegen wollen; die Hymisquida ist für ein Danklied für das Gewitter, Thrym für den Herrn des Winters, Thor's Hammer für das Sinnbild von Donner und Blitz, Freya für die Frühlings- und Blumengöttin, kurz diese Lieder alle sind für Allegorien erklärt worden [2]). Wir gestehen daß Scharfsinn zu

1) S. weiter unten: schwedische Volkslieder.

2) Stuhr's Abhandlungen über nord. Alterthümer, Berl. 1817. S. 79 ꝛc.

diesen Auslegungen gehört. Grade die Thrymsquida erscheint uns als das einfachste und zugleich heiterste aller nordischen Göttermärchen; wenn nicht seine Einfachheit, so hätte schon das Faktum, daß es in den neueren Sprachen als Volkslied erscheint, Jeden überzeugen müssen, daß es keine todte Allegorie, sondern von jeher ein lebendiges Volkslied war. Es ist so vielfältig in das Deutsche übersetzt worden, daß wir fast Anstand nehmen es hier wieder abzudrucken, wobei wir vorzüglich die Bequemlichkeit des Lesers im Auge haben.

* Der gestohlne Hammer[1].

Zornig ward Thor
Als beim Erwachen,
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach
Höre nun Loki,
Hör', was ich sage!
Was weder auf Erden
Weiß irgend Einer,
Noch hoch im Himmel
Mein Hammer ist geraubt.

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Freya,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
Wolle mir Freya
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt.

1) Die Uebersetzung ist von Chamisso. Alle von uns nur entlehnten Uebersetzungen wird der Leser mit einem * bezeichnet finden

„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie Dir,
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben!“
Da flog auf Loki,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Des Riesen Reich.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fert'gend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zurecht.

„Wie steht's mit den Göttern?
Wie steht's mit den Elfen?
Was reisest allein Du
Nach Riesenheim?“

„Schlecht steht's mit den Göttern,
Schlecht steht's mit den Elfen.
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thors?“

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thors
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief,
Und wieder erwerben
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Freya
Zur Frau mir heim.“

Da flog auf Loki,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen;
Und er erreichte
Das Reich der Götter.

Er traf den Thor an
Vor der Thür seiner Halle,
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

„Hast Du Geschäft Du
Geschafft mit der Arbeit?
Laß von der Höhe
Mich hören die Kunde;
Oft im Sitzen gestört
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

„Hab das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit;
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Freya
Zur Frau ihm heim!"

Sie gingen zu fragen
Die herrliche Freya.
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Leg' Dir an, Freya,
Wir beide wir reisen
Nach Riesenheim."

Zornig ward Freya,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte;
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck.

„Wohl möchtest Du meinen,
Mannsüchtig sei ich,
Wenn beide wir reisten
Nach Riesenheim."

Rasch kamen die Götter
Zum Rathe zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zu reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thors
Zu holen gelänge.

Da hub Heimdall an,
Der leuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an,
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck.

„Klug laß er klingen
Geklirr der Schlüssel
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Es blinke die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Hochgethürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sei.“

Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an.“

Da hub Loki an,
Lovenia's Sohn:
„Thor, solcher Worte
Woll Dich enthalten;
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst Deinen Hammer
Heim Du nicht schnell!“

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck.
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch gethürmt.

Da hub Loki an,
Loveria's Sohn:
„Ich will Dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide reisen
Nach Riesenheim.“

Hastig die Hirsche
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschnürt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf;
So reiste Odins Sohn
Nach Riesenheim.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! auf! ihr Riesen,
Bereitet die Bänke;
Nun führt mir Freya
Die Frau herein!“

Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust.
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel!

Fehlte mir Freya
Zu freien annoch."

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Sammt was es noch Süßes
Sonst gab für die Frauen.
Er trank wohl des Methes
Drei Maße allein.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast Du Bräute
So hungrig gesehen?
Nie hab' ich Bräute
So hungrig gesehen,
Nie Mägdlein des Methes
Mehr trinken als sie!"

Saß Loki dabei,
Die lösliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehen:
„Seit acht Nächte nichts
Genossen hat Freya,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

Thrym lüftet das Leinen
Aus Lust sie zu küssen.
So weit der Saal war
Ward zurück er geschreckt.
„Wie sind doch furchtbar
Freyas Augen!
Dünkte mich Feuer hervor
Funkeln zu sehn!

Saß Loki dabei
Die lösliche Maid,

Bereit dem Riesen
Rede zu stehn.
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.“

Da trat in den Saal Thrym's
Traurige Schwester,
Die gar sich der Gaben
Zu begehren erkühnt.
Ich reiche die rothen
Ringe Dir dar,
Verlanat Dich in Lust
Nach Freyas Liebe,
Nach Freyas Liebe
Und freudiger Huld!

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei!
Leget den Mioellner [1])
Der Maid in den Schoos.
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein!“

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte;
Da traf er zum ersten
Thrym den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

Da traf er auch Thrym's
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt.

1) Mioellner, der Name des Hammers.

Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge,
Für tönende Ringe
Der tödtende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

Die Hauptzüge des folgenden Liedes sind dem deutschen Leser schon aus den Nibelungen bekannt. Wir wählen absichtlich als Probe isländischer Volkslieder eins, das auch dem deutschen Sagenkreis angehört, weil die comparative Würdigung so am nächsten liegt.

Sigurds Ermordung und Brunhilds Tod.

Vor Alters Sigurd
Giuki besuchte,
Der junge Wolsunger,
Der Kämpfer stark.
Treue gelobten
Ihm beide Brüder,
Eide schwuren
Die kühnen Helden!

Eine Maid sie ihm boten
Und viele Schätze,
Die junge Gudruna [1]),
Giukis Tochter.
Sie tranken und kosten
Tage lang zusammen,
Der junge Sigurd
Und Giukis Söhne.

Bis aus sie zogen,
Um Brunhild zu werben,

---

1) Die Chriemhilde der deutschen und dänischen Lieder. Im Altnordischen heißt die Mutter Grimhild. Giuki heißt im Deutschen Gibich und Dankrad.

Mit ihnen ritt Sigurd,
In ihrem Gefolge
Der junge Wolsunger,
Des Weges kundig;
Der selbst sie gehabt,
Hätt' er es können [1])!

Sigurd aus Süden,
Ein Schwerdt er legte
Stahlblanken Degen
Zwischen sie beide.
Nicht thät er sie küssen,
Nicht nahm in die Arme
Die schöne Jungfrau
Der hunnische König [2]).

Dem Sohne Giuki's
Gab er die Jungfrau;
Blutjung noch war sie,
Reinen Leibes,
In ihrem Leben
Sonder Fehle,
Sonder Flecken
Und Schein des Fleckens.

Aber nicht ruhten
Die grimmen Nornen: —
Allein saß sie draußen
Zur Abendzeit,
Und laut begann sie
Für sich zu reden.
„Haben will ich Sigurd

1) In der altnordischen Saae hat Sigurd mit Brunhild früher in vertrautem Liebesverhältniß gelebt, hat aber vermöge eines Zaubertrankes, den die alte Königin Grimhild ihm gegeben, die Vergangenheit gänzlich vergessen. Darauf geht Obiges. Doch kommt in dem ganzen übrigen Gedicht keine Anspielung auf eine frühere Bekanntschaft vor, und Brunhild scheint nur durch den ihr bei der Werbung gespielten Betrug, indem man sie Gunthern gegeben, da sie doch Sigurd erwählt, beleidigt.

2) Sigurd, König von Hunnaland, worunter ein Theil des nordwestlichen Deutschland verstanden ward: s. Lieder der ältern Edda von Hagen, Vorrede S. XXIX. Anmerk. 35.

Oder sterben!
Den blutjungen Helden
In meinen Armen!

„Welch Wort sprach ich!
Reue ergreift mich!
Sein Weib ist Gudruna,
Ich aber Gunnars.
Langes Sehnen beschieden uns
Die leidigen Nornen!“

Oft streift sie, erfüllet
Mit bösen Gedanken,
Durch Eis und Schnee
Am Abend umher,
Wenn Gudruna
Zu Bette gehet,
Und Sigurd sie
In Decken hüllet,
Der hunnische König
Sein schönes Weib.

„Ich geh allein,
Gattenlos, freudlos,
Aufreizen will ich mich
Aus grimmem Muth!“

Und begann erbittert
Zum Morde zu treiben:
„Verlieren, Gunnar,
Sollst Du gänzlich
Meine Lande,
Mich selbst auch verlieren,
Mit einem Edling will ich
Des Lebens mich freuen.

„Zurückfahren will ich,
Wo ich herkam,
Zu meinen angebornen
Nahen Verwandten.
Da will ich sitzen
Und enden mein Leben,
Wenn Du nicht Sigurd

Sterben läſſeſt,
Und König über Andre
Mächtig ſein willſt!

„Den Sohn mit dem Vater
Laß Einen Weg fahren!
Nicht lange ſollſt Du
Den jungen Wolf aufziehn.
Wem wohl ward je
Die Rache leichter,
Hernach beim Vergleiche,
Wenn noch der Sohn lebt?“

Zornig ward Gunnar;
Sorgenvoll ſaß er
Schwankend im Sinne
Saß er den ganzen Tag.
Nicht wußt' er, was ihm
Zu thun geziemte,
Noch was ihm wäre
Zu thun das Beſte;
Ungern wußt' er ſich
Des Helden beraubt,
Und litt an Sigurd
Großen Verluſt.

Manches bedacht er
Zur ſelben Zeit,
Nicht war es oft
Vorher ſchon geſchehen,
Daß Weiber mitriethen
In der Berathung.
Rufen ließ er
Zum Zwieſpräch Högne [1];
Hatte zu ihm
Alles Vertrauen.

Er ſprach: „Mir iſt Brunhild
Lieber als Alle,
Budli's Erzeugte

1) Högne oder Hagen iſt in der altnordiſchen Sage einer der Schwäger Sigurds.

Ist Fürstin der Weiber!
Eher will ich
Mein Leben lassen,
Als dieser Frauen
Schätze verlieren!

„Willst Du mit uns
Den Hort gewinnen?
Gut wär's zu schalten
Ob den Schätzen des Rheines [1]).
Und freudig herrschen
Ueber die Güter,
Ruhig sitzend
Des Glücks genießen."

Darauf Högne
Gab ihm zur Antwort:
„Nimmer geziemt es
Uns, dies zu vollziehen!
Mit dem Schwerdt zu durchschneiden
Geschwor'ne Eide,
Geschwor'ne Eide,
Verpfändete Treue!"

„Nicht giebt es auf Erden
Glückseligere Männer,
Als wenn wir viere
Das Volk beherrschen,
Und der hunnische
Zur Seit' uns lebet!
Nicht mächtigere Verwandtschaft
Giebt es auf Erden,
Wenn lange wir fünfe
Söhne zeugten;
Die Geschlechter der Götter
Könnten wir stürzen!
Aber ich weiß wohl
Was Dich beweget:

1) Daß der Rhein auch in den nordischen Liedern vorkommt, scheint für den deutschen Ursprung der Sage zu zeugen; doch ist Rön, Hrön, der gemeinsame Name mehrerer Flüsse.

Brunhild's Dringen
War übermächtig!

„Laß uns den Gudorm [1])
Zum Morde ſtacheln,
Den jüngern Bruder,
Den Unbeſonn'nen!
Nicht hat er mit uns ja
Eide geſchworen,
Eide geſchworen,
Treue verpfändet!"

Leicht war's, zu reizen
Den Frevelgier'gen:
Ins Herze drückt er
Den Stahl dem Sigurd!
Zur Rach' erhob ſich
Im Bett der Kampfgier'ge,
Wirft nach ihm das Eiſen,
Dem Frevelgier'gen!
Nach Gudorm flog es,
Dem Fürſten, kräftig
Das glänzende Eiſen
Aus Königs Hand!
In zwei Theile geſpalten
Sank er nieder,
Händ' und Haupt ſanken
Nach Einer Seite,
Und die Füße
Zurück zur Stätte.

Im Schlaf lag Gudruna
In ihrem Bette,
Sorgenlos lag ſie
Neben dem Gatten,
Doch ſie erwachte
Glückberaubet,
Schwimmend im Blute
Von Freyur's Freund.

1) Den jüngſten Bruder, der deutſche Giſelher, der aber eine ganz andere Rolle ſpielt.

In die Hände
Schlug sie verzweifelnd,
Daß der Starkmuth'ge
Im Bett sich erhob:
„Weine nicht, Gudruna,
So bitter und schmerzlich!
Sind, junges Weib,
Dir doch Brüder geblieben!

„Einen Erben laß ich
Zu jung sich zu retten
Aus Feindes Haus!
Die aber haben
Bösen und schwarzen
Rathschluß gefaßt!

„Nicht reitet ein solcher
Schwesterſohn für sie
Forthin zum Gericht,
Und wenn sieben Du zeugteſt [1])!
Alles weiß ich,
Wie dieſes gekommen:
Brunhild allein
Erzeugte dies Unheil;
Mich liebte die Jungfrau
Vor jedem Manne!
Aber gegen Gunnar
Nie Böſes that ich!

„Unſre Verwandtſchaft
Hab ich geſchirmet,
Die geſchworenen Eide!
Seit ich genannt ward
Seines Weibes Freund!"

Einen Seufzer hauchte
Die Königin aus,

---

1) Die Blutsverwandten pflegten einander vor Gericht (Thing) beizuſtehen mit Wort und That, und Sigurd meint wahrſcheinlich, daß alle Söhne, die Gudruna aus einer anderen Ehe erzeugen könnte, nicht ſolche Helden werden könnten, als der von ihm entſproſſene Blutsfreund.

Der König das Leben.
Da schlug sie die Hände
Gewaltig zusammen;
Daß mit den Hufen
Die Rosse stampften,
Im Hofe die Gänse
Laut kreischten auf.

Da lachte Brunhild,
Budli's Tochter,
Einmal von Herzen,
Als sie im Bette
Das Schreien vernahm
Von Giuki's Tochter.

Und Gunnar sprach,
Der Hochgesinnte Herr:
„Lache nicht drüber,
Schadenfrohes Weib,
Vergnügt hier, als ob es Dir
Gutes bedeute!

„Wie verschwindet
Die schöne Farbe Dir,
Grau'n erregende!
Dem Tode bist Du,
Denk ich, geweiht.
Würdig, Weib, wärest Du,
Daß wir den Atli
Vor Deinen Augen erschlügen,
Daß die blutigen Wunden
Des Bruders Du sähest,
Und die strömenden
Müßtest verbinden!"

Da sprach Brunhild,
Budli's Tochter:
„Niemand reizt Dich nun, Gunnar,
Mit Dir ist's vorüber!
Wenig kümmert Atli
Deine Drohung;
Von Euch Beiden wird er
Am ältesten leben,

Und alle Zeit wird er
Größer an Macht ſein!

„Sagen muß ich Dir, Gunnar,
Wohl weißt Du es ſelber,
Wie Ihr Euch haßtig
Zur That beriethet!
Jugendlich war ich,
Vom Zwange frei,
Begabt mit Gütern,
Im Hauſe des Bruders!

„Nicht wollt' einem Manne
Zur Eh' ich mich ſchenken,
Bevor Ihr Giukunger
In den Hof einrittet.
Drei fürſtliche Reiter,
Volksbeherrſcher;
Hättet nimmer
Die Fahrt Ihr gethan!

„Da verlobt ich mich dem,
Dem Volksbeherrſcher,
Den auf goldnem Sattel
Grani, das Roß, trug.
Nicht war er Euch ähnlich
Im Auge noch Antlitz,
Obwohl Ihr Alle
Könige ſchient.

„Und Atli ſagte
Mir das allein:
Daß nimmer er würde
Die Habe theilen,
Nicht Geld noch Lande,
Blieb ich unvermählt.
Auch keinen Theil
Des erwerb'nen Gutes,
Das als junges Kind mir
Zu eigen ward,
Und des Geld's, das in der Jugend
War mir zugezählt.

„Da war ich wankend
In meinem Sinne,
Was ich ſollte,
Kämpfen oder Wahl fällen,
Kühn in der Schlacht
Des Bruders wegen.

„Da ward es kund
Manchem Manne,
Daß des Sinnes Streit
Niederſchlagen wir wollten.
Und ich entſchied mich im Herzen,
Kleinode zu nehmen,
Die rothen Ringe
Von Siegmund's Sohn;
Nicht andern Mannes
Schätze wollt' ich!

„Einen lieben,
Nicht dieſen und jenen!
Nicht ſchwankte der Sinn
Der Gold-Jungfrau!
Das Alles ſoll Atli
Nachher finden,
Wenn meinen Tod
Er wird vernehmen!
Nicht ſoll ein liebend Weib
Mit and'rem Manne leben!
Gerächet wird
Mein Leiden ſein!"

Auf ſtand Gunnar,
Fürſt der Leibwacht:
Seine Hände leat' er
Dem Weib um den Hals.
Alle kamen,
Einer nach dem Andern,
Aufreichtigen Herzens,
Sie abzuhalten.

Fort vom Halſe
Stieß ſie Alle.

Ließ Keinen sie hindern
Am langen Gang.

Högne ließ er
Zum Zwiesprach rufen:
„Laß alle Männer
Deine und meine
In die Gemächer kommen,
Denn groß ist die Noth!
Ob sie hindern können
Den Mord des Weibes,
Bis weg die Gedanken
Vom Unheil sich wandten.
Dann ergeben wir
Uns in die Noth!“

Drauf Högne versetzte:
„Daß Niemand sie hindre
Am langen Gang!
Daß nimmer sie werde
Wieder geboren!
Unselig kam sie
Aus dem Schooß der Mutter,
Zum Unheil geboren
Und manchem Manne
Zum schweren Herzleid!“

Unmuthig Gunnar
Hinweg sich wandte.
Die Halsbandgeschmückte
Schätze austheilte.
Alle ihre Habe
Thät sie beschauen,
Die todten Mägde
Und Kammerweiber [1]).
Schwer war das Herz
Der Goldgepanzerten,

1) Im alten Norden war es Sitte, daß die Dienerschaft mit dem Herrn oder der Herrin in den Tod ging, um mit ihnen der Ehre eines prächtigen Leichenbegängnisses theilhaftig zu werden. Es scheint, daß, als Brunhilde ihren Entschluß zu sterben angekündigt, ihr bereits die fünf Mägde ꝛc., deren sie nachher erwähnt, voranzugangen.

Als sie sich durchstach
Mit Schwerdtesspitze.

Zurück auf die Polster
Sank sie zur Seite,
Und todeswund
Lag sie sinnend.

„Nun komme herbei
Wer Gold begehret,
Und Gering'res als das
Von mir verlanget;
Jeder geb ich
Rothgoldnes Halsband,
Kleid und Schleier
Von weißem Linnen."

Alle schwiegen,
Rath ersinnend,
Und Alle zusammen
Zur Antwort gaben:
„Genug sind gestorben,
Wir wollen noch leben,
Als Kammerweiber
Geziemendes thun."

Aus Gedanken
Erwachend sprach sie,
Die Linnengekleidete,
Jung von Alter:
„Nicht will ich, daß Einer
Ungern, unfreiwillig
Durch meine Schuld
Das Leben verliere!

„Doch mind're Schätze
Werden brennen
Auf Euren Gebeinen,
Geht einst Ihr alleine
Mich heimzusuchen,
Kein Jungfrau'n-Gut [1])!

1) Geld.

„Sitz nieder, Gunnar,
Was ich Dir sage,
Lebenentsagend [1]:
Bitten will ich
Dich eine Bitte!
Sie soll auf Erden
Die letzte sein.

„Laß machen ein Grab
So breit auf dem Felde,
Daß Raum darunter
Uns allen sei,
Die starben mit Sigurd.

„Das Grab umschließe
Mit Zelten und Schilden,
Leichenkleider, blutgefärbte,
Und der Leichen Menge verbrenne!
Mir zur Seite verbrenne
Den hunnischen König,
Auf seiner andern
Meine Diener, geschmücket
Mit goldenen Bändern,
Zwei ihm zu Häupten,
Zwei ihm zu Füßen,
Zwei Hund' und zwei Habichte,
Daß so Alles
Nach Gleichheit getheilt sei!

„Zwischen uns lege
Das ringgezierte Schwerdt,
Den scharfspitzen Stahl,
Der zwischen uns lag,
Als beide einstens
Das Bett wir bestiegen
Und Vermählte hießen.

„Dann stürzen ihm
Auf die Fersen nicht
Walhallas Thüren,

---

1) Hier folgt eine Prophezeihung des Schicksals der Nibelungen und Wolsungen in 84 Versen, die wir auslassen.

Die ringgeschmückten;
Kommt er dorthin
Mit meinem Gefolge:
Fürwahr, nicht ärmlich
Soll unsre Fahrt sein!

„Denn ihm folgen
Fünfe der Mägde,
Achte der Diener
Guten Geschlechtes,
Und mein Pfleger
Und Erbdienerschaft,
Die Budli gegeben
Seinem Kinde.

„Manches sagt' ich,
Mehr noch wollt' ich,
Wenn mir der Schöpfer
Sprechraum vergönnte.
Die Stimme versagt,
Die Wunden schwellen,
Wahres nur sprach ich,
So gewiß ich sterbe!"

Das Versmaß dieser Lieder, Fornyrdalag genannt, ist anscheinend höchst einfach und reimlos, indem wir dabei den unserem modernen Ohr allein fühlbaren Sylbenreim verstehen. Allein bei größerer Aufmerksamkeit werden wir die Verse des Originals höchst künstlich durch den Stabreim, oder vermittelst Anfangsbuchstaben gereimt finden, die in zwei zusammenhängenden Versen sich regelmäßig dreimal wiederholen müssen, und zwar so, daß er im ersten Vers zweimal, im zweiten einmal vorkommt. Die obige Uebersetzung Chamissos hat diese Art zu reimen nachzuahmen gesucht, aber dem deutschen Ohr kaum vernehmbar. Zur näheren Erläuterung mögen folgende Beispiele dienen:

Laßt wachsen Wolfes
Wolf nicht lange. —

Da ward der Grund grün
Von grünem Lauche. —

Nicht alle Verse aber sind so vollkommen. Wie in den alten sylbengereimten Liedern die Assonanz den Reim oft ersetzen muß, so finden wir auch in den Eddaliedern häufig nur zwei, statt drei Buchstaben gereimt, und die Uebersetzer, welche Stabreimende Uebersetzungen derselben versucht, sind meist zu dieser größeren Freiheit genöthigt gewesen [1]).

Der Zeitpunkt, wann diese mächtigen Lieder sich in Prosa auflösten, kann nicht genau angegeben werden; allein wir finden einen großen Theil derselben in dem unendlichen Sagenschatz wieder, in welchem die Isländer einen Reichthum besitzen, wie keine andere Nation einen ähnlichen aufzuweisen hat. Das Wort Saga hat für den Nordländer nicht den Nebenbegriff des Erdichteten, Unzuverlässigen, den es im Deutschen hat: es bedeutet ihm schlechtweg eine prosaische Erzählung, mag sie nun historisch oder romantisch, mythisch oder eine bloße chronikalische Aufzeichnung sein. Von so mannichfacher Art sind wirklich die isländischen Saga's und von eben der Verschiedenheit ist ihr innerer Werth. Sie wurden meistentheils im zwölften und dreizehnten Jahrhundert niedergeschrieben; viele stammen aber wohl ohne Zweifel aus viel früherer Zeit, und hatten Jahrhunderte lang bloß durch die lebendige Tradition gelebt. So gingen sie vollkommen fertig in die Schrift über, ein Uebergang, den der treffliche nordische Sprachkenner Geijer paßlich mit dem Abpflücken einer völlig reifen Frucht vergleicht. Auch im vierzehnten Jahrhundert fuhr man mit Aufzeichnung der Sagen fort: besonders sind die mythologischen Sagen aus

1) Lieder der Edda von den Nibelungen; stabreimende Uebersetzung von Kr. Ettmütter, Zürich 1837; und Studach: Uebersetzung der älteren Edda, Nürnb. 1829.

dieſer ſpäteren Zeit. Der lebendige Glaube an die heidniſchen Götter hatte nun aufgehört, und ihre Abentheuer fingen an Unterhaltungsſtoff zu geben, ſtatt wie früher durch Schauer oder Bewunderung in den Gemüthern zu wurzeln. Wenigſtens erſchienen die alten Götter und Heroen dem Volke nicht länger als Gegenſtände der Verehrung: ſie waren böſe Geiſter und Zauberer; die Wahlküren waren Heren geworden, und die Saga's dieſer Zeit nehmen ganz den Charakter anderer abendländiſchen Märchen an. Zu den einheimiſchen Erzeugniſſen geſellten ſich auch in unendlicher Fülle Ueberſetzungen und Bearbeitungen franzöſiſcher und deutſcher Gedichte. Dieß begann ſchon im dreizehnten Jahrhundert; ein großer Theil dieſer Ueberſetzungen ſoll auf den Befehl König Hakons des Fünften von Norwegen verfertigt worden ſein. Den ganzen Sagenkreis von Artus und Karl dem Großen zogen ſie mit unendlichem Fleiß zu ſich hinüber; ſogar die romantiſchen Bearbeitungen der griechiſchen Fabeln, die epiſchen Erzeugniſſe der Provençalen und eine Menge von ſüdlichen Heiligengeſchichten finden wir isländiſch wieder. Für Deutſche iſt beſonders die Wilkina Saga, oder Dietrich von Bern-Sage, von hohem Intereſſe. Sie ward nach den Erzählungen deutſcher Männer in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts niedergeſchrieben, und hat uns auf merkwürdige Weiſe die deutſchen Heldenſagen aufbewahrt, die in den Originalen verloren gegangen, vielleicht auch nie in deutſcher Sprache ſchriftlich fixirt worden waren, während ſie ſich viele Jahrhunderte lang im Munde des Volkes lebendig erhalten.

Wir können nicht genau angeben, ob dieſe dem Auslande entlehnten Sagen zu denen gehören, die ſich unter dem isländiſchen Landvolk erhalten haben. Wäre dem ſo, würde allerdings das Factum höchſt auffallend ſein, daß, während der franzöſiſche Bauer ſeit Jahrhunderten nichts mehr von Flor und Blancheflor und von Iwain weiß, und erſt die neueſten Tage wieder ihren Ruhm aus dem Staub der Bibliotheken hervorgegraben haben; und während dem

deutschen Volke die alte Heldenzeit in Pfennigausgaben aufgefrischt werden muß, die Erinnerung an diese wunderbar fantastische Vorwelt im fernsten Norden ganz in der Stille fortgelebt hat!

Wie sehr diese ehrwürdigen Ueberreste des Mittelalters — die Saga's — von dem isländischen Bauer noch heute geliebt und geehrt werden, ist allgemein bekannt. Die gewöhnliche Unterhaltung während der langen Abende ihres kaum endenden Winters besteht im Lesen dieser Sagen, oder solcher anderen historischen Bücher, die sie auf ihrer Insel bekommen können. Henderson giebt in seinem schätzbaren Werke über Island eine höchst anmuthige Beschreibung solch eines isländischen Winterabends [1]), wenn die große Lampe angesteckt wird, und die ganze Familie sich versammelt und sich zu irgend einer nützlichen Arbeit niedersetzt; und der Hausvater, oder irgend ein anderes verständiges Mitglied der Familie, sich dem Sitze neben der Lampe nähert, und vorzulesen anfängt, wobei er sich denn häufig durch Bemerkungen und Erklärungen zum Besten des Gesindes und der Kinder unterbricht. „In einigen Häusern, sagt unser Reisende, werden die Sagen von jemand, der sie auswendig gelernt, hergesagt, und Beispiele von wandernden Geschichtskundigen sind nicht selten, die ihren Lebensunterhalt während des Winters finden, indem sie nach einander in verschiedenen Wirthschaften verweilen, bis ihr Vorrath literarischer Kenntnisse erschöpft ist. — Die eben beschriebene Sitte scheint unter den Skandinaviern seit undenklichen Zeiten geherrscht zu haben. Der zum Hersagen Erwählte ward Thulr genannt, und ward nach dem Maße gefeiert, als er Kenntniß von vergangenen Begebenheiten hatte, und sie mit Würde und Ausdruck vorzutragen wußte." — Der freudige und großherzige Antheil, den selbst die ärmsten der armen Bewohner Islands an dem Unternehmen der Kopenhagener gelehrten Gesellschaft,

1) Iceland or Journal of a residence in that island. p. 357.

die im Begriff iſt, ihre nationalen Reliquien herauszugeben, gezeigt haben, beweiſt beſſer, als irgend etwas, was darüber geſagt werden könnte, daß die jetzige Bevölkerung dieſer Inſel kein entartetes Geſchlecht ſei.

Auch auf den Faröerinſeln, ſüdöſtlich von Island, und ungefähr achtzig Meilen weit davon entfernt, hat ſich bis auf unſere Zeit ein wenig abweichender Dialekt der alten Norränaſprache erhalten. Zur Zeit der Entdeckung des großen Feuereilandes, die eigentlich von dem faröiſchen Seeräuber Nadodd, der von Norwegen zurückkehrend, an deſſen Oſtküſte verſchlagen ward, ausgegangen ſein ſoll [1]), waren die Faröer ausſchließlich die Winterſitze ſolcher Piraten, und blieben auch Lieblingswohnſitze derſelben, als ſie zugleich mit Snialand, — Islands älteſter Name — und den Orkneien ſpärlich bevölkert und nothdürftig bebaut wurden. Was dieſe letzteren Inſeln betrifft, wo zum Theil ebenfalls ſich noch Dialekte derſelben Sprache erhalten haben, ſo müſſen wir ſie für jetzt unbeachtet laſſen, bis die Hand eines Sprachkundigen und mit dem Sinn dafür begabten Reiſenden den Schleier lüftet, der über ihren Liederſchätzen ruht, wie der Däne Lyngbye es mit einem Theile der Faröerlieder gethan [2]). In dieſen Liedern finden wir nehmlich einen nicht unbeträchtlichen Theil der Eddalieder wieder, wie ſie ſich ſeit vielen Jahrhunderten zwiſchen dieſen ſtarren Klippen durch lebendige Tradition erhalten, oder vielmehr, da ſie ſich wiederholt auf ältere Lieder berufen,

---

1) Nach dem Landnáma-bok, einer alten auf noch ältere Bücher ſich berufenden Saga, und ausführlichen Geſchichte der Besitznahme Islands bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Nach der älteſten Handſchrift der Landnáma ſoll jedoch der erſte Entdecker Islands Gardar geheißen haben. Finn Magnuſſen, Grönlands Hiſt. Mindesmærker I. p. 89.

2) Faeroiske Quæder om Sigurd Fofnersbane og hans Ætt, med en Anhang ſammlet og overſatte af H. Chr. Lyngbye, Randers 1822.

wie sie sich, nicht gerade aus den Eddaliedern, aber aus den allerältesten skandinavischen Volksliedern dieses Inhaltes entwickelt haben. Denn auch die Eddalieder sind ja nicht die ursprünglichen, sondern ruhen auf älteren Sagen. Der gründlichste Kenner nordischen Alterthums, E. P. Müller, hält es für wahrscheinlich, daß die Faröer mit den Isländern aus Einer und derselben Quelle schöpften [1]). Daß die Faröer, außer daß sie sich das dänische Kämpfer-Buch angeeignet hatten, auch sonst im Besitz anderer originellen Heldenlieder seien, war schon im siebzehnten Jahrhundert gesagt und gedruckt worden [2]), auch war eine handschriftliche Sammlung von 1781 in der Bibliothek zu Kopenhagen vorhanden [3]), noch aber nur einzelne Lieder, und auch diese erst im Anfang unseres Jahrhunderts im Druck mitgetheilt. Erst eine im Jahre 1822 mit einer dänischen Uebersetzung erschienene Sammlung giebt uns einen Ueberblick über den hier zu erwartenden Reichthum. In der Einleitung von E. P. Müller finden wir gegen 200 noch im Umlauf stehende Lieder verzeichnet [4]), was bei einer Population von 5000 Menschen eine sehr bedeutende Anzahl scheint. Darunter drei von alten nordischen Göttern Odin, Skrymner und Loke handelnd; einen ganzen Cyclus zum Sagenkreise der Nibelungen gehörig, eine noch bedeutendere Zahl anderer Heldenlieder, Legenden, Elfenlieder, und eine Menge von, aus Dänemark und Norwegen herüber gekommenen, Ritterromanzen, dem Titel und Anfangsverse nach zu urtheilen zum Theil die nämlichen, die wir aus den dänischen Sammlungen kennen. Auf Hochzeitsfesten, zur Weihnachtszeit, bei festlichen Zusammenkünften

1) Einleitung zu den Faeroiske Quaeder, S. 41.

2) Von Lucas Debes in seinem Werk Faeroa reserata, Kiebenhaffn 1673.

3) Von J. Ch. Svabo, einem gebornen Faröer. Es sind 52 Lieder f. Faer. Quaed. Inledn. S. 10.

4) Nach einer Liste von Pastor Schröder auf Süderöe, einem gebornen Faröer, der bloß diejenigen Lieder verzeichnete, die er selbst kannte.

werden sie, und zwar besonders zum Tanze, gesungen. Die färöischen Tänze sind so merkwürdig, daß wir eine Beschreibung derselben dem Leser nicht vorenthalten wollen.

„Ihre größte Ergötzung ist Tanz. Alt und Jung nimmt daran Theil; ihr stillsitzendes Arbeitsleben und das feuchte Wetter machen ihn auch zu einer Art Nothwendigkeit. Von Weihnachten bis zu Fastnacht ist die eigentliche Tanzzeit, aber auch außerdem wird an Feiertagen und bei festlichen Gelegenheiten getanzt. Man braucht keine Instrumentalmusik, man tanzt nach Gesang. Bald ist der, bald jener Vorsänger, und alle die singen können, stimmen wenigstens in den Kehrreim mit ein. Der Tanz besteht darin, daß Männer und Weiber sich wechselsweise bei den Händen halten, und drei taktmäßige Schritte vor oder seitwärts thun, dann balanciren oder einen Augenblick stille stehen; wer diese Bewegungen nicht genau beobachtet, stört sogleich den ganzen Tanz. Die Aufgabe des Gesanges ist nicht allein, wie andere Tanzmusik, die Schritte zu reguliren, sondern auch durch seinen Inhalt gewisse Gefühle zu wecken. Man kann an der Tanzenden Betragen leicht merken, daß sie nicht gleichgültig dem Gesange zuhören, sie lassen sich es vielmehr angelegen sein, den jedesmaligen Inhalt der Lieder durch Mienen und Geberden auszudrücken. Dieß giebt den Tänzen, ungeachtet ihrer Einförmigkeit, so großes Interesse, daß Alt und Jung in den Reihen bleiben so lange es nur irgend möglich ist.

„Bei gewissen feierlichen Gelegenheiten werden bisweilen auch bestimmte Lieder gesungen. So z. B. auf Hochzeiten zuerst das Isaacslied in 32 Strophen, hierauf das Susannenlied; beide sind Psalmen und stehen in Cafsuben's Psalmbuch. Zum dritten: König Hans, der in Kopenhagen saß, aus Peter Syvs Kaempeviser Buch. Diese alle werden dänisch gesungen; die beiden ersten sehr langsam, und der Tanz dazu ist so anständig und ernsthaft, daß früherhin ihn die älteren Priester in ihrer Ordenstracht mitzutanzen pflegten. Darauf werden die übrigen Lieder

in unbestimmter Ordnung gesungen, sowie sie irgend einem Vorsänger einfallen. Manchmal neuere dänische Lieder, sowie Thaarups Erndtefestlied, oder Abrahamson's: Wir alle Dich lieben, holdseliger Friede [1])! — Alle übrige Lieder sind in der faroischen Mundart, und deren giebt es so viele, daß in den größeren Ortschaften nicht leicht dasselbe Lied zweimal in Einem Winter gesungen wird. (Die meisten dieser Lieder sind von bedeutendem Umfang; dessenungeachtet wurden sie niemals auf den Inseln niedergeschrieben, sondern nur im Gedächtnisse aufbewahrt. Natürlich erinnert sich nicht Einer Aller; in Einer Ortschaft herrschen diese vor, in einer anderen jene [2]).“

Diese Lieder Jahrhunderte durch im Gedächtnisse aufbewahrt zu sehen, muß um so mehr Verwunderung erregen, als die Lieder meist von sehr bedeutender Länge sind. Schmidt Regin, das erste Lied vorerwähnter Sammlung, hat 132, das Brynhilden-Lied 220, das Hagen-Lied 176 Verse, und so fort; besonders da aus Obigem hervorgeht, daß die Faröer keine Sänger von Gewerbe haben, sondern der Erste, der Beste den Vorsänger macht. Es ist eben dieser Umfang, der uns abhält, hier eines dieser merkwürdigen Lieder als Probe des ganzen Cyclus zu geben, da die wenigen kürzeren darunter — keines ist unter 46 Versen — ihn kaum würdig repräsentiren würden. Denn gerade diese kürzeren sind die schwächsten. Wir finden hier die Geschichte der Giukungen und Wolsungen meist in Uebereinstimmung mit den isländischen Liedern und Sagen: doch wird Siegfrieds Tod nach der deutschen Weise erzählt, d. h. er wird im Walde beim Trinken meuchlings ermordet. Der Helm wird ihm entwendet, ehe er ausreitet, um ihn beim Trinken zum Niederbücken zu zwingen, und um ihn

1) Im Original: „Vi alle Dig elske, livsalige Fred!“ — Das erstgenannte Erndtelied beginnt: Nys fylle skjön Sirid.

2 Einleitung zu den Faer. Quaeder. S. 10. Diese ganze Einleitung ist im hohen Grade lesenswerth und unterrichtend.

deſto ſicherer zum Trinken zu bringen, räth Brunhilde ihm recht ſalzige Speiſe und kein Getränk dazu zu reichen. Trotz dieſem hinterliſtigen Rath weint ſie ſchon vor Reue, als die Helden ausziehen; die Stelle, wo abwechſelnd ihr Wunſch nach Rache und ihre Liebe hervorbricht, iſt nicht ohne Schönheit; wie es überhaupt dieſen merkwürdigen alten Liedern an Schönheit und Kraft nicht fehlt. Dennoch können wir nicht läugnen, daß wir ſie im Verhältniß mit den Eddaliedern bedeutend abgeflacht finden, beſonders weil ihnen die Gedrungenheit derſelben fehlt, und ſie das in zehn Verſen ſagen, was jene in Einem andeuten. Die Anfänge ſind faſt immer in regelmäßigem Bänkelſängertone gehalten, und die Geſchichte hebt umſtändlich an, während wir uns in den Eddaliedern wie in den däniſchen und ſchwediſchen Balladen meiſt gleich mitten in die Scene verſetzt ſehen. Regin der Schmidt z. B. oder das eigentliche Sigurdslied beginnt ſo:

Wollet Ihr mir nun hören zu
Und lauſchen meinem Singen,
Ich will von mächtigen Königen
Euch eine Kunde nun bringen!

Kehrreim:

Grani trägt das Gold aus der Haide [1]),
Sigurd ſchwinget das Schwerdt in Freude
Den Wurm, den hat er bezwungen,
Und Grani trägt Gold aus der Haide.

Siegmundur, der Königs,
Er war eines Jarls Sohn gut.
Aber er freite ſich
Eine Frau vom edelſten Blut.

So freudiglich da tranken ſie
Im Königreich ihren Juul;
So ſchön und herrlich bauten ſie
Des reichen Königs Stuhl.

1) Grani iſt Sigurds Roß.

Da waren da so mächtig viel
Rittersleut' zur Hand;
Unfriede kam
In Königsland u. s. w. [1]).

Eine Eigenthümlichkeit dieser Lieder ist die häufige, wenigstens fast regelmäßig zweimalige Wiederholung desselben Anfangverses in den auf einander folgenden Strophen, oft um nur geringe Variationen derselben Handlung anzudeuten. Diese Eigenthümlichkeit ist oft von besonderer Wirksamkeit, dient aber auch auf der anderen Seite dazu, die Lieder überlang und weitschweifig zu machen. Wir wollen diese Bemerkung durch ein Beispiel aus dem Brunhildenlied zu erläutern suchen. Der Mord Sigurds, im Faröischen Sjúrur, ist so eben vollbracht [2]).

König Gunnar die Worte sagte,
Waren erfreut die Helden alle:
Lasset Sigurds Leiche uns nehmen
Und sie bringen heim nach der Halle.

Nimmer wollte Grani gehen,
König Gunnar heim zu tragen,
Bis des jungen Sigurds Glieder
Wieder auf seinen Schultern lagen.

Sigurd nahmen sie, den Todten,
Ihn auf Grani's Rücken legten,
In den goldnen Sattel setzten
Hauptlos sie den edeln Degen.

Nimmer wollte Grani gehen
König Gunnar auf dem Rücken,

1) Die Rohheit und Unvollkommenheit obiger Verse ist genau dem Original nachgeahmt.

2) Das Versmaß dieser Lieder ist willkürlich. Die Sylben werden weder streng gemessen, noch gezählt, doch herrscht im Ganzen entschieden der trochaische Sylbenfall vor, wie wir es oben nachzuahmen versucht haben. Die Reime sind größtentheils weiblich, und im Ganzen reiner als in den schwedischen und dänischen Volksliedern; doch muß auch hier die Assonanz häufig den Reim ersetzen.

Bis des tapfern Sigurds Füße
Sie in die Steigebügel drücken.

Sigurd nahmen ſie, den Todten,
Trugen ihn auf ihren Schilden.
Mancher mußte ſein Leben laſſen
Um der Gewalt der Frauen willen.

Sigurd nahmen ſie, den Todten,
Legten auf Brunhilds Bett ihn nieder:
„Die ihn hatte, mög' ihn haben,
Traget zur Gurin Sigurd wieder [1])!"

Sigurd nahmen ſie, den Todten,
Legten auf Gurin's Bett ihn nieder;
Wußte nicht die Frau beim Erwachen
Was für Blut netzt' ihre Glieder.

Auf wacht Gurin, Juki's Tochter,
Und die Worte thät ſie ſprechen:
„Du, Du warſt es, König Gunnar,
Der den heil'gen Eid thät brechen!"

Gurin ſetzet im Bett ſich auf,
Wiſchet ihm ab das Blut,
Küſſete ihn auf den blut'gen Mund,
Der zur Seite ihr ruht.

Küſſete ihn auf den blutigen Mund,
Der zur Seite ihr lag:
„Das, Gunnar, will ich rächen,
So wahr ich leben mag!"

Gurin ging in die Kammer hinauf,
Warf ab ihre Kleider roth;
All' ihre ganze Lebenszeit
Weinte ſie um Sigurd's Tod [2]).

Nicht weniger merkwürdig ſind die oben erwähnten mythologiſchen Lieder, welche noch heutigen Tages bei den

1) Gurin, die isländiſche Gudruna, die deutſche Chriemhilde.
2) Faer. Quaeder. S. 211—215.

Faröern in Umlauf ſind. Zwar ſtehen ſie mit den Eddaliedern in keinem unmittelbaren Zuſammenhang, doch ſind ſie ohne Zweifel noch aus der Heidenzeit, und nicht etwa ſpäter bloß zum Scherz zuſammengebracht; denn es erhellt, daß es zur Mönchszeit bei Strafe verboten war, dieſe Lieder zu ſingen [1]); erſt ſpäter kamen ſie, wahrſcheinlich in ziemlich veränderter Geſtalt, wieder zum Vorſchein. Hier eins derſelben zur Probe:

Skrymner-Lied [2]).

Das war um 'ne frühe Morgenſtund' [3]),
Das iſt mir wohl im Sinne,
Fuhr der Bauer nach dem Walde fort
Aepfel und Kräuter zu finden.

Kehrreim:

Winter der ſchwindet, Sommer der kommt,
Erde die wird nun ſo heiter!
Wachſen ſo liebliche Kräuter!

Da zog auf ein finſt'res Wetter,
Und die Sonne, die ging nieder,
Wär der Bauer gern und froh
Heim in der Halle wieder.

Da zog auf ein finſt'res Wetter,
Dämm'rung ward's alsbalde,
Wär der Bauer gern und froh
Heim und aus dem Walde.

Da erglänzt es durch die Finſterniß,
Da erglänzt es fern am Wege,
Aus dem Walde Skrymner kommt,
Grad dem Bauer entgegen.

---

1) Faer. Quaed. S. 21 und 480.

2) Im Original Skrujmsli Rujma. Ebend. Anhang S. 480.

3) Manche beginnen auch: Das war an einem Feiertag.

Skrymner ſteigt zur Erd' hinauf,
Odin macht ihn ſo ſtark und groß;
In den Händen ein Bretſpiel hält [1],
Steuert g'rad auf den Bauern los.

In den Händen ein Bretſpiel hält,
War von weißem Elfenbein.
Und die Stein' und Würfel waren
All' von Golde roth und rein.

Rieſe d'rauf die Worte ſagte,
Ungeſchlachter, böſer Jöte:
„Setz' Dich nieder, guter Freund,
Spielen wollen wir im Brete!"

Bauer aber ſagte: „Nein!
Dieſes kann ich nicht vollbringen,
Lernte nicht im Brete ſpielen,
Gab nie mich ab mit ſolchen Dingen."

„Mußt doch mit mir ſpielen, Freund,
Sprach der Hühne wieder,
Deinen Kopf gilt's oder meinen,
Weder Haus noch Güter."

Bauer ſtand auf grünem Feld,
Thät auf Rath da ſinnen,
Seine Streithandſchuh zog er an,
Ob er wohl konnte gewinnen [2].

Bauer, obwohl er zögern will,
Muß ſich zum Spiel entſchließen.

---

1) Die Faröer ſollen große Schachſpieler ſein: Weiber und Männer verſtehen das ſogenannte Tafelſpiel. Schon Lucas Debes, der im ſiebzehnten Jahrhundert die Faroer beſchrieb, erzählt davon. Faer. Quaed. Anh. S. 484. Im ganzen Norden ſcheint das Spiel im Mittelalter ſehr üblich geweſen zu ſein, es kommt ſehr häufig in den Liedern vor, und wie bekannt es ſchon in den älteſten Zeiten war, geht daraus hervor, daß es unter den Künſten beigezählt wird, die Schmidt Regin ſeinen Zögling Sigurd lehrte. Müller's Sagabibliothek, Th. 2. S. 54.

2) Der däniſche Herausgeber hält dieſen Vers für interpolirt. Es ſcheint ſich ein Aberglauben an das Anziehen der Handſchuh zu knüpfen.

Und das Ende fiel also aus,
Daß er bezwang den Riesen.

Und die Herren spielten nicht
Um Haus und Gut und Garten,
Skrymner büßt Leib und Leben ein,
Seinen Hals und Haupt so harte.

„Im Brete hast überwunden mich,
Das diene Dir nicht zum Bösen,
Laß nun mich mit was Du selbst erliest
Meinen Leib mich lösen."

„Willst Du lösen Deinen Leib,
Mußt Du mir bescheeren
Bier und Wein und Eichelschwein,
Was nur mein Herz kann begehren!

„Führe dann vor die Halle mir
Eine Burg so lang und breit,
Beides mit Bier und Weingärten,
Alles für die Ewigkeit.

„Unten da soll der Estrich sein
Porzellan so wie die Zinnen,
Das Dach das sei von blauem Blei,
Von dem besten, das zu finden.

„Unten da soll ein Estrich sein
Von weißem Marmorsteine,
Gedecket sei es mit Zedernholz,
Die Keile von Elfenbeine.

„Sollen Heldenbetten sechs
Stehen da in der Halle,
Laken und Teppiche d'rüber reich
Voller Phönixfedern alle [1]).

„Sollen Heldenbetten sechs,
Alle von Schwandaun voll,
Purpurkleider liegen d'rauf
Und reines rothes Gold.

1) Andere singen Pfauenfedern.

„Da soll auch ein Brunnen dabei sein,
Edelborn [1]) sei der genannt,
Voll sei der von köstlichem Trank,
All über die Welt bekannt.

„Da soll auch ein Brunnen dabei sein,
Und durch die Bäume fließen;
Da soll mir mehr kein Lebender
Von Krankheit und Siechthum wissen.

„Da soll mir Keiner krank mehr sein,
Außer wer selber will sterben.
Sonst hau ich gleich das Haupt Dir ab,
Recht wie ein Hund zu sterben!

„Da soll mir Keiner krank mehr sein,
Außer wer selber will enden,
Sonst hau ich gleich das Haupt Dir ab,
Fällst wie'n Hund von meinen Händen.

„Da soll von selber Speis und Trank
Auf dem Tische stehn sofort!" —
Riese will nicht seinen Leib verlieren, —
D'rum hält er treu sein Wort [2]).

Bauer der spricht zum Weibe sein
Als er kommt heim zu Nacht:
„Nun werd' ich mich mit einmal seh'n
Wachsen an Reichthum und Macht."

Bauers Weib die Worte sprach
Und zu weinen thät anheben:
„Das macht Skrymner gewiß noch so,
Daß es Dir kostet das Leben!"

Bauer der schläft sanft und süß
In seines Weibes Armen.
Riese der trägt Gold zusammen
So müd und schwer von Harme.

---

1) Im Original Gouvur Grip, isl. godr gripr, eine gute, kostbare Sache.

2) Wie wir sagen: „treu wie Gold", so sagt das faröische Sprichwort: „Trur sam Trodlir", „treu wie ein Trold."

Skrømmer befähret See und Land
Und über Berg und Thal,
Er bringt eine Burg vor des Bauers Thür
Mit Gold und Schätzen zumal.

Er bringt sie ihm vor die Hallen fein
Und thät ihm drinnen bescheeren
Bier und Wein und Eichelschwein,
Was nur sein Herz thät begehren.

Er bringt ihm vor die Hallen fein
Eine Burg so lang und breit,
Beides mit Bier und Weingärten,
Alles für die Ewigkeit.

Unten da war ein Estrich drin
Von Porzellan so wie die Zinnen,
Das Dach das war von blauem Blei,
Von dem besten das zu finden.

Unten da war ein Estrich drin
Von weißem Marmorsteine,
Gedeckt war es mit Zedernholz,
Die Keile von Elfenbeine.

Und der Heldenbetten sechs
Standen in der Halle,
Laken und Teppiche drüber reich
Voller Phönixfedern alle.

Und der Heldenbetten sechs,
Alle von Schwandaun voll,
Purpurkleider liegen darauf
Und reines rothes Gold.

Da war auch ein schöner Brunnen dabei,
Edelborn ward er genannt,
Der war voll köstlichstem Getränk,
Berühmt im ganzen Land.

Da war auch ein schöner Brunnen dabei,
Der durch die Bäume thät fließen,
Und thät nunmehr kein Lebender
Von Siechthum und Krankheit wissen.

Stand auch beides, Speis und Trank,
Auf dem Tiſche ſofort.
Rieſe wollt' nicht verlieren den Leib,
So hielt er treu ſein Wort.

Bauer kam 'raus am frühen Morgen,
Draußen ſich umzuſehen,
Da ſieht er eine große Burg
Vor ſeiner Thüre ſtehen.

Bauer kam 'raus am frühen Morgen,
Alles iſt wie es muß ſeyn;
Rieſe greift an die Hüfte ſich
Und jucket ſich an dem Bein.

Bauer ging in den grünen Garten,
Er war ſo fett und roth;
Sie ließen ihn in die Burg hinein,
Nun hat er keine Noth.

Bauer umarmte ſein Weibchen froh,
Als er kam heim zu Nacht;
„Zehn Könige, ſpricht er, oder zwölf
Haben minder Reichthum und Macht.“

Des Bauern Weib war an Kindern reich,
An Prachtkleidern und Scharlach roth;
„Aber ich bin bang vor des Rieſen Rath,
Der lauert auf Deinen Tod!“

Bauer der hatte noch Luſt zum Leben,
Lebte wohl aus und ein;
Müde aber iſt die Zunge mein
Und es fällt mir nichts mehr ein.

Minder alt, aber doch aus der katholiſchen Zeit, alſo nicht neuer als das funfzehnte Jahrhundert, ſind die Heiligenlegenden, an denen die Faröer ebenfalls reich ſind. Hier eine dieſer wunderlichen Legenden zur Probe [1]).

1) Faer. Quart. S. 530.

St. Gertrudenlied.

Sankta Gertrud war die schönste der Frauen,
Die je König Carlmagnus Eiland thät schauen!

Kehrreim:
Heilige Jungfrau!
Sankta Gertrude!
Ihr guter Pathe der thät sterben,
Da thät sie Burgen und Inseln erben!

Da der heidnische Grafe kam,
Litte nicht, daß sie die Güter nahm.

Sankta Gertrud nahm in die Hand ihr Buch
Und den Weg zum Kirchhof sie einschlug.

Sankta Gertrud beides las und sang,
Bis sie den todten Mann brachte zum Gang.

Sankta Gertrud machte sich groß Beschwer,
Sie trug den Pathen auf dem Rücken daher.

Als der Todte in die Thüre kam,
Alles, was lebte, die Flucht da nahm.

„Laufe nur, was da laufen kann,
Scham müßt ihr hegen vor diesem Mann!"

Sankta Gertrud neu Beschwer sich gab,
Sie trägt den Pathen zurück ins Grab.

„Was willst Du, Sankta Gertrud, mir nun geben,
Daß ich Dich nicht lebend ins Grab mitnehme?"

„Freitags Fasten, das will ich Dir geben,
Und Sonntags Lesen, so lang ich mag leben!"

Darauf sich nichts mehr begab,
Den Todten legt wieder sie in sein Grab.

Die alten Heldenlieder und Göttermärchen betreffend, ſo geht eine Sage auf den Faröerinſeln, wie ſie auf dieſe letzteren gekommen, die aber ſo unwahrſcheinlich iſt, daß ſie keiner weiteren Beachtung verdient. Es ſei nämlich, heißt es, einmal ein isländiſches Schiff auf Sandö, einer der Inſeln, geſtrandet; darin habe man ein mächtig dickes Buch gefunden, einen Foliant mit lateiniſchen Buchſtaben auf ſehr dickem Papier gedruckt, und ſo groß und ſchwer, daß ein Pferd es nicht habe auf Einer Seite des Packſattels tragen können; aber wohin es gekommen, und wer es beſitze, das wiſſe niemand. Einige wollten meinen, es müſſen noch Bruchſtücke davon auf Sandö vorhanden ſein, allein genaue Nachforſchung hat zu dem Reſultat geführt, daß nicht allein nichts mehr davon auf den Inſeln zu finden ſei, noch in irgend einer Bücherſammlung der ſo thätigen Literatoren in Kopenhagen ein isländiſches Werk ſich befinde, worauf ſich das Obige beziehen könne [1]).

Die Faröer ſingen keineswegs bloß die alten Lieder: ſie ſind noch immer produktiv, und beſonders reich an Spott- und Scherzliedern. Der Gegenſtand ſolcher Lieder muß oft gezwungen mit einſtimmen, und unter allgemeinem Gelächter dazu tanzen [2]). In der Svaboe'ſchen Sammlung finden ſich mehrere Lieder aus ſeiner Zeit, d. h. aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts; zwei Balladen, die ſich abſchriftlich in E. P. Müller's Händen befinden, dichtete der noch lebende Bauer Diurhuus auf Strömö.

So müſſen wir uns denn zu den Bewohnern dieſer wie im Meer verlornen Felſeninſeln wenden, oder an die, europäiſcher Cultur gleich fremden ſüdöſtlichen Slaven, wenn wir uns an dem lebendigen Quell epiſcher Volksdichtung erquicken wollen.

1) Faer. Quaed. Müller's Indledning S. 13.

2) Ein ſolches Spottlied auf einen thörichten Fiſcher hat Paſtor Lyngbye mitgetheilt in Skandinaviſke Literaturſelſkabs Skrifter, 12. og 13. Jahrgang S. 254 u. f. f. Wir kennen es nicht.

II. Dänen, Norweger, Schweden.

Die Geschichte dänischer und schwedischer Volksdichtkunst — oder vielmehr eine Betrachtung und Würdigung derselben, denn so lange das ursprüngliche Hervorsprossen ihrer schönsten Blüthen noch im Dunkeln liegt, kann eigentlich von Geschichte wohl nicht die Rede sein — läßt sich füglich nicht trennen. Beide Völker besitzen zwei Drittel und mehr ihres Volksliederschatzes gemeinschaftlich. Nur daß bei den Schweden noch zum Theil die Blumen am Stocke blühen, die in Dänemark im Herbarium aufbewahrt werden; nur daß anderen Theiles climatisches oder vielmehr locales Gepräge einzelne Lieder anders gestaltete, indem in einer dänischen Sage z. B. das einem Wassernix zugeschrieben wird, was im gebirgigeren Schweden ein Berggeist vollbringt; wogegen auch Dänemark hier wieder durch das sprachverwandte Norwegen reichlich mit den schönsten Gebürgssagen versehen wird, so daß dieser Unterschied dadurch meistens verschwindet. Sogar die geschichtlichen Lieder besitzen Schweden und Dänen großentheils gemeinsam; und nicht selten trifft es sich, daß eine Scene, die auf dänischem Boden gespielt, nur in schwedischer Tradition noch fortlebt; und daß umgekehrt geschichtliche Momente aus Schwedens Vorzeit in einem dänischen Liede fortleben, während sie in der Heimath untergegangen. Den reichsten Stoff aber hat beiden Nationen Norwegen geboten; und es ist als gestaltete sich zwischen seinen schroffen zackigen Bergen die Sage großartiger, als tönte durch die unendliche geisterhafte Stille seiner Luft der Seufzer der Liebe wehmüthiger, der Ruf der Rache furchtbarer. Die ältesten, schönsten und innigsten nordischen Lieder, wie Habor und Signild, Axel und Walborg, die Taube auf dem Lilienzweig u. s. w., stammen aus Norwegen oder aus dem ihm nah verwandten schwedischen Nordland, sind aber seit Jahrhunderten dem ganzen skandinavischen Norden gleich vertraut. Alles dieses

deutet auf eine frühere innigere Verwandtſchaft dieſer Völker hin, die bis über das dreizehnte Jahrhundert hinaus, obwohl von jeher verſchiedene Regierungsformen und Geſetze ſie getrennt, ſich als Einen Stamm, als Ein Volk betrachteten, und die erſt im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die Sprache ſich in verſchiedene Dialekte und namentlich in der ſchwediſchen und däniſchen Sprache in zwei Hauptzweige abgerankt hatte, ſich in drei abgeſonderte, feindſelige Nationen zerſpalteten.

---

a. Dänen und Norweger.

Die Geſchichte der däniſchen Sprache iſt beinahe dreizehnhundert Jahre jünger als die des däniſchen Volkes. Die Eine gewaltige, tiefbedeutſame Norränaſprache verband den ganzen ſkandinaviſchen Norden; wie frühe der Einfluß der benachbarten und urſprünglich ſprachverwandten Sachſen und Angeln auf die Jütland und Seeland bewohnenden Stämme begonnen, wie groß die Einwirkung der unfernen Franken, von denen aus ſich wenigſtens ſchon im fünften Jahrhundert die Heldenſage über den nordiſchen Cherſones ausgedehnt, auf die Sprache geweſen ſei — dieß alles liegt in undurchdringlichem Dunkel. Wie verwandt im neunten Jahrhundert der däniſche Dialekt der Norränaſprache und Angelſächſiſche einander geweſen ſein müſſen, dafür iſt ſchon früher als Beweis angeführt, daß Alfred, als er als ſächſiſcher Harfner in das däniſche Lager kam, verſtanden ward, und daß überhaupt in dem Verkehr der beiden Völkerſchaften nie von den aus der Verſchiedenheit der Sprachen entſtehenden Schwierigkeiten die Rede iſt. Das Idiom des Normännervolkes, das auf dem kimmeriſchen Cherſones ſich mit verſchiedenen anderen Stämmen gemiſcht hatte, mag demnach wohl ſchon früher von dem reinen Isländiſch, das ſich länger in Norwegen und Schwe-

den erhielt, bedeutend abgewichen sein, als mit einiger Autorität die Geschichte der dänischen Sprache, wie sie jetzt ist, begonnen werden kann. Erst unter den Waldemaren, also zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts [1]) — fing dieselbe an sich zu einer eigenen, selbständigen Sprache zu entwickeln. Aber immer blieb sie nur noch Sprache des gemeinen Lebens, edleren Zwecken blieb die alte Norrána-Sprache geheiligt, oder die lateinische, die mit dem Christenthum und mit der aufdämmernden Cultur nach dem Norden gekommen war, ward dazu gewählt. Der letzte dänische Kónig, der isländische Skalden an seinem Hofe bewirthete, war Waldemar der Zweite [2]). Sie machten deutschen Minnesängern Platz, deren romantisch fantastische Töne dem Zeitgeist mehr gemäß waren als das verhallende Echo des Heidenthums, der grandiose Heroismus der Skaldenlieder, der gleichsam im Christenthum seine Seele verloren, und in starrkalter Versteinerung kein Mitgefühl mehr erwecken konnte. Bald ahmten die Nordländer, die das Ritterthum in allen seinen Schattirungen in sich aufnahmen, die Liebesklänge Deutschlands und Frankreichs nach; am Kaiserhofe und in den Schulen von Paris bildeten sich Dänen und Norweger zu Sitte und Wissenschaft aus, und brachten die Blüthen heim die dort sie gesammelt, und der kräftige Boden des Vaterlandes nährte und kunstvolle Hände pflegten sie. Aber immer noch war es die alte Norránazunge, nicht die eben im Uebergange begriffene Vernacularsprache des Landes, in welcher die Sänger sangen. Die ältesten schriftlichen Denkmäler der dänischen Sprache sind einige Gesetzbücher, die wahrscheinlich eben darum in der Vernacularsprache niedergeschrieben wurden, weil das Volk die alte nordische nicht

---

1) Waldemar der Große bestieg den Thron 1182, Waldemar der Zweite starb 1241.

2) Olav Thordarsen nebst seinem Bruder Sturla Thordarsen, die letzten berühmten Skalden.

mehr verſtand. Es ſind dieſes die ſchoniſchen, ſeeländiſchen und jütiſchen Rechtsbücher; außerdem einige mediciniſche Traktate beſonders von Heinrich Harpeſtreng, einem Canonicus von Roskilde, der unter Erich Plogpenning blühte: ſämmtlich in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt. Das älteſte, ſchriftliche, poetiſche Denkmal der Sprache — wenn nämlich bloße Reime dieſen Namen verdienen, iſt um vieles jünger, es iſt eine Reimchronik aus dem funfzehnten Jahrhundert [1]). Den eigentlichen Anſtoß zum Anbau der däniſchen Sprache gab die Reformation. Schon im Jahre 1524 ward das neue Teſtament überſetzt, wobei die lutheriſche Uebertragung zur Grundlage diente. Jedoch blieb der Einfluß der deutſchen und lateiniſchen Sprache immer noch ſo überwiegend, daß ſich erſt im ſiebzehnten Jahrhundert die däniſche vollſtändig zur Bücherſprache ausbildete. Bis dahin ward verhältnißmäßig nur wenig darin geſchrieben, weniger noch darin gedruckt.

Sind demnach die Sprachdenkmale des däniſchen Volkes nur neu, die Zeugniſſe ſeines geiſtigen Lebens — ſelbſt wenn wir ganz von den Produktionen in der Sprache der Vorfahren, die dem Dänen ſo gut angehören, wie dem Isländer, abſehen, — ſind um vieles älter, und gehen wahrſcheinlich mit der Bildung der Sprache ſelbſt Hand an Hand. Im Jahre 1586 ward die Königin Sophia, Gemahlin Friedrichs des Zweiten, durch Sturm nach der Inſel Hven getrieben, und genöthigt einige Tage zu verweilen. Hier wohnten damals Tycho Brahe und Andres Söfrenſon Wedel, der däniſche Geſchichtſchreiber, der zum Behuf ſeiner hiſtoriſchen Zwecke die alten Heldenlieder geſammelt hatte; dieſe aber lebten ſchon nicht mehr im Munde des Volkes. Wedel hatte ſie bereits aus alten Manuſcripten zuſammengetragen. Die Königin, die davon reden hörte, wünſchte ſie kennen zu lernen, und es war auf ih-

1) Den Danſke Rimkronike, zuerſt herausgegeben von Gottfried Gehmen, Kopenhagen 1495.

ren Befehl und nicht ohne sich mehreremal erinnern zu lassen, daß er sie fünf Jahre später dem Druck übergab, grade Ein Hundert an der Zahl [1]). Alles dieß erzählt er selbst in der Dedication an die Königin. Diese Kämpen oder Heldenlieder mußten wohl Interesse erregen, denn sie wurden im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts viermal gedruckt [2]), bis im Jahre 1695, also grade nach hundert und vier Jahren, Peter Syv sie von Neuem herausgab, und zwar um ein zweites Hundert vermehrt [3]). Was dieser Ausgabe besonderen Werth gab, war, daß eben dieses letztere Hundert dem Munde des Volkes abgehört war. Dieses Buch kam bald in alle Hände und ward unter dem verkürzten Titel Kämpe Viser (Kämpfer-Weisen, Kämpfer-Lieder) ein ächtes Volksbuch. Es ward in den Jahren 1739, 1764 und 1787 von Neuem aufgelegt. Die Lieder des ersten Hunderts hatten außer einigen historischen Namens- und Thatenverzeichnissen dänischer Könige ausschließlich dem heroischen Zeitalter angehört; es waren die alten heidnischen Sagen in Liedesform gebracht, die im christlichen Volke keinen Anklang mehr fanden, und darum nur schriftlich hatten aufbewahrt werden können. Das zweite Hundert war das Echo des romantischen Geistes des Mittelalters, und konnte als Erinnerung einer kaum zwei bis drei hundert Jahr begrabenen Zeit noch im Ge-

1) Et Hundrede udvaalde danske Viser om allehaande merkelige Krigsbedrift og anden feldsom Eventyr ꝛc. prented udi Rike paa Lilienderact af Hans Brun, Anno MDIXC; klein Oktav und nicht paginirt.

2) In den Jahren 1632, 1643, 1671; in Christiania im Jahre 1664. Diese Ausgabe hat allerlei Veränderungen s. Udvalgte danske Viser fra Middelalderen udgivne af Abrahamsen, Nyerup og Rahbek. Kjöbenh. 1812 und 1813. Th. 5. S. 50.

3) Der vollständige Titel dieses Werkes ist: Et Hundrede udvalde danske Viser om allehaande merkelige Krigsbedrivt og anden selsom Eventyr, som sig her udi Riget ved gamle Kaemper, navnkundige Konger og ellers fornemme Personer begivet haver af Arildz Tid til denne naervaerende Dag, forögede med det andet Hundrede Viser om danske Kongen Kaemper og Andre samt hasfoede Antegnelser til Lyst og Laerdom. Kjobenhavn. 1695.

dächtniß der Alten und der Dorfbewohner leben. Dieſelbe Bewandtniß hatte es wahrſcheinlich mit einer anderen Sammlung, die ſchon vor der Syviſchen, im Jahre 1657, herauskam [1]): alte hiſtoriſche Liebeslieder. Ihr Herausgeber hat ſich nicht genannt, ohne Zweifel iſt ſie aber ebenfalls von Wedel ſelbſt veranſtaltet [2]), der ſich wahrſcheinlich nur, nach den ſtreng proteſtantiſchen Begriffen ſeiner Zeit, der Herausgabe von Liebesliedern ſchämte, und ſie erſt nach ſeinem Tode und nicht unter ſeinem Namen erſcheinen ließ. In den Jahren 1780 und 1784 erſchienen zwei Hefte Ueberreſte der Dichtkunſt des Mittelalters, von Sandvig und Nyerup, eine treffliche Sammlung, die durch den großen Brand von 1796 für das Publikum ſo gut wie ganz verloren ging [3]). Deſto willkommener mußte im Jahre 1812 eine vollſtändige Sammlung alter däniſcher Lieder ſein, die den ganzen Schatz altdäniſcher Poeſie auf Einmal vor unſere Augen brachte, alle bisherigen Sammlungen benutzend und ſie mit Fleiß und Critik aus allen Handſchriften vermehrend, die die reiche königliche Bibliothek, und mannichfache Verbindungen in den entlegneren Provinzen bot. Eine ſolche Sammlung liegt in den „Auserwählten däniſchen Liedern des Mittelalters [4])“ vor uns. Schon ein Jahr früher hatte W. Grimm durch eine reiche Auswahl aus den älteren däniſchen Sammlungen in kernhaften, wort- und geiſtgetreuen Ueberſetzungen die Deutſchen in die alte nordiſche Schatz- und Waffenkammer eingeführt, wo zwiſchen rieſenhaften, halbverroſteten Rüſtungen und Schwerdtern goldene und ſilberne Gefäße, alle

1) Tragica eller gamle danske hiſtoriske Eiskoffs Viſer ꝛc. Kjobenhaffn 1657.

2) S. Udvalgte danſke Viſer Th. 5. S. 53.

3) Levninger af Middelalderens Digtekonſt. Das erſte Heft ward von Sandvig, das zweite von Nyerup herausgegeben.

4) Udvalgte danſke Viſer fra Middelalderen efter A. S. Vedels og P. Syvs trykte Udgaver og efter haandskrevne Samlinger udgivne af Abrahamſon, Nyerup og Rahbek. Kjobenh. 1812—18. 5 Theile.

vom lauterſten Metalle, blinkten [1]). Bis dahin waren nur einzelne Lieder durch Herder und Gräter in Deutſchland bekannt.

Das Alter dieſer merkwürdigen Lieder, die in ihren Sitten, und Sinnesſchilderungen das getreueſte Gemälde des früheſten Mittelalters vor uns aufführen, iſt der Gegenſtand mannichfacher Unterſuchungen däniſcher, ſchwediſcher und deutſcher Gelehrter geweſen. Die Sprache der Lieder konnte hierbei nur geringen Aufſchluß geben. Denn da ſie lange nur durch Tradition fortgelebt, ſo mußte, einzelne veraltete Ausdrücke und Redensarten abgerechnet, ihre Sprache nothwendig ohngefähr die derjenigen Zeitperiode ſein, in welcher ſie zum erſten Male niedergeſchrieben wurden. Der ſcharfſinnige ſchwediſche Sprachkenner Geijer hat, indem er von den ſchwediſchen Liedern ſpricht, was aber genau auch auf die däniſchen paßt, aus inneren Gründen dargethan, daß ſie ihre Entſtehung dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert verdanken, d. h. nur wenig neuer als die in ihnen geſchilderten Begebenheiten ſein können. Indem ſie mit der Sprache entſtanden, wuchſen ſie mit ihr fort und veränderten ſich mit ihr. Einige, die noch viel frühere, heidniſche Geſchichten erzählen, wie das Liebesabentheuer Habor's und Signild's, das ſich Ende des zweiten oder nach Anderen Anfang des dritten Jahrhunderts ereignete, mögen wohl ſich auf ältere Lieder gründen; wieder andere erſt im funfzehnten Jahrhunderte nach der Analogie gedichtet ſein; denn ſchwerlich hat es an Nachahmungen gefehlt, die nicht ſchwer ſein konnten, ſo lange die Vorbilder durch das ganze Volk verbreitet waren. In der inneren, oder Sittenwelt, welche die Lieder darſtellen, findet Geijer die untrüglichſten Kennzeichen ihres Alters. „Wenn man auch, ſagt er [2]), die alten Begebenheiten, auf

1) Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Mährchen, überſetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

2) Einleitung zu den Svenska Folk-Wisor, utgifne af E. G

welche einige von ihnen anerkannt ſich gründen, anführen und aus der mehreren oder geringeren Gleichheit der Sprache und des Tones auf das Zeitalter der übrigen ſchließen wollte, ſo würde doch ſtets der Einwurf gemacht werden können, daß die Lieder an ſich ſelbſt nicht gleichzeitig mit den Begebenheiten geweſen, ſondern erſt lange nachher entſtanden ſeien, und ſich verbreitet hätten. Dagegen ſtreitet zwar, daß ſie alsdann im eigentlichen Sinn ein Werk Einzelner geweſen, und daß in dieſem Falle wohl zuweilen der Name eines Verfaſſers würde genannt worden ſein, welches, ſo viel ich weiß, bei keinem einzigen der Fall iſt [1]), ſo wie auch die erſtaunenswerthe Allgemeinheit dieſer Lieder auf dieſe Weiſe nicht würde erklärt werden können, indem ſie weit entfernt, aus einzelnen Quellen zu fließen, eher ganz und gar der Ausdruck der Nationalerinnerung und des Nationalſinnes zu ſein ſcheinen. Denn was ich hier als eine Behauptung aufſtelle, wird die ausgemachte Erfahrung beſtätigen: ſchwerlich findet ſich ein einziges altes Lied von Bedeutung, das nicht allen ſchwediſchen Landſchaften gemeinſam iſt, ja in den meiſten Fällen dem ganzen Norden. Aber wie geſagt, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Sitten gemalt ſind, macht es nothwendig anzunehmen, daß dieſe Lieder hinſichtlich ihrer Entſtehung, mit den Sitten, welche ſie malen, gleichzeitig ſind.

„Der König ſitzt an einem breiten Tiſch und wird von Rittern und Knaben bedient, welche Wein und Meth ſchenken. Statt der Stühle findet man Bänke, belegt mit Kiſſen, oder in der Sprache der Lieder, mit Polſtern; woher der Ausdruck: auf blauen Polſtern ſitzen. Prinzeſſin-

---

Geijer och A. A. Afzelius Stockholm 1814. S. XXXVIII etc. Mehnike's Ueberſ. Volkslieder der Schweden S. 148.

1) Eben nur bei einem Einzigen, wo der Verfaſſer eine der handelnden Perſonen des Liedes ſich ſelbſt nennt. Elisif Nunna i Risbergs Kloster, Svenske F. V. VIII p. 181. Der Verfaſſer war der heilige Nielaus Biſchof von Linköping, der 1391 ſtarb. Deutſch: Altſchwediſche Balladen, Märchen und Schwänke überſetzt von G. Mehnike, Stuttgart u. Tübingen 1836. S. 181.

nen und vornehme Jungfrauen tragen Kronen von Gold oder Silber; Goldringe, kostbare Gürtel, Schuhe mit goldenen oder silbernen Schnallen werden auch als Schmuck derselben genannt. Sie wohnen im Hochgemach (d. h. im obersten Stock) getrennt von den Männern, und ihre Mädchen theilen mit ihnen Zimmer und Bett. Vom Söller oder Altan des Hochgemachs sehen sie den fremden Ritter ankommen, auf dem Burghof seinen Mantel, oder, wie es auch heißt, seinen Pelz umwerfen, oder entdecken auch die auf dem Meer sich nahenden Schiffe, und erkennen an den Flaggen, die sie selbst mit eigenen Händen gewirkt haben, daß ein Liebhaber sich naht. Mit Pelzwerk von Zobel oder Marder sind die Kleider der Vornehmen geschmückt, und Scharlach, welches der allgemeine Name für ein theueres und feineres Zeug ist (denn er wird in den Liedern bald roth, bald grün, bald blau genannt), zeichnet sie aus im Gegentheil des Wadmal (oder Wallmar), worin die Geringeren sich kleiden. Sowohl Frauen als Männer schlagen die Harfe, spielen Goldtafel und Würfel; das Lied und die Erzählung von Abentheuern sind ein allgemein beliebter Zeitvertreib [1]), und dazwischen ergötzen die Männer sich in müßigen Stunden mit ritterlichen Uebungen auf dem Burghof. Verlöbnisse werden zuerst zwischen den Verwandten abgemacht, wenn alles in seiner Ordnung fortgeht. Aber oft zerstört die Liebe die Ordnung und der Ritter nimmt seine Geliebte auf den Sattelknopf und entführt sie. Kutschen sind das Fuhrwerk für Frauenzimmer und aus einem alten dänischen Liede, in welchem eine dänische Prinzessin, die auf die schwedische Küste hinüber gekommen ist, sich darüber beklagt, daß sie zu Pferde weiter gebracht wird, erhellt, daß der Gebrauch in Kutschen zu fahren, später nach Schweden kam [2]). Gewaltsame Heirathen, Faustrecht,

1) Mehr noch der Tanz, der häufig im Freien aufgeführt wird, und an dem König und Königin Theil nehmen.

2) Udv. d. Viser Th. II. S. 163; bei Grimm S. 240. — Je-

Blutrache, die doch mitunter durch Geldbußen an den nächſten Verwandten geſühnt werden konnte, ſind gewöhnlich ꝛc.

„Züge dieſer Art, die ſämmtlich aus den alten Liedern genommen ſind und leicht vermehrt werden könnten, können nicht von einer Zeit, die ungleiche Sitten und Gebräuche hat, hinzugedichtet werden; ſie haben nothwendig ihren Urſprung in dem gleichzeitigen Leben ſelbſt. Alle weiſen uns hin auf das nordiſche Mittelalter, von deſſen Denkweiſe, Sitten und Gebräuchen dieſe alten Gedichte uns ein höchſt lebhaftes Bild geben. Darin liegt auch ihr hiſtoriſcher Werth, und unſere Geſchichtsforſcher haben ſie bloß darum verachtet, weil ſie, was in keinem Gedicht der Fall iſt, keine annaliſtiſche Zuverläſſigkeit in Anführung der Begebenheiten haben. Ein paar andere innere Eigenſchaften können uns zu einer näheren Zeitbeſtimmung führen. Es muß Aufmerkſamkeit erregen, daß ſie ſich faſt ausſchließlich mit hohen und adeligen Perſonen beſchäftigen: wird auch nicht allemal ausdrücklich von Königen und Rittern geſprochen, ſo werden doch Herren, Frauen, Stolz Jungfrau genannt, Titel, die nach dem alten Gebrauch nur der Ritterſchaft zukommen konnten. Nun wollen wir zwar nicht behaupten, daß die Lieder eine genaue Rangordnung beobachtet haben, indeß beweiſet dieſer Umſtand doch, daß ſie ihre Gegenſtände aus dem höheren und vornehmeren Leben genommen haben. Die Sitten der höheren Stande ſind es, welche beſonders dargeſtellt werden; und die Lebendigkeit in den Gemälden weckt nothwendig die Vermuthung, daß ſie daher auch ihren Urſprung genommen haben [1]). Auf der anderen Seite ſind ſie unter dem großen

doch fahrt Walberg in einem Gedicht, das ſicherlich nicht neuer iſt als das eben erwähnte, ſchon in einer Kutſche. Dieß Fuhrwerk kam alſo aus Dänemark eher nach Norwegen als nach Schweden.

1) Der Schluß iſt gewiß zu ſchnell. Im Mittelalter waren die Sitten der Vornehmen und Geringen theils an und für ſich weniger verſchieden, als ſie im Lauf der Zeit geworden, theils fand auch die

Haufen so einheimisch gewesen, und sind es noch, als wenn sie nur innerhalb seines Kreises erzeugt wären. Alles dieß führt uns auf Zeiten zurück, wo die verschiedenen Stände noch nicht in eine Art von feindlichem Gegensatz gegen einander getreten waren, wo der Adel noch größtentheils nur natürlich war, oder in dem natürlichen Glanz bestand, den große Vorfahren und eine durch sie bis zur Vermögenheit und Ansehen gesteigerte und gesicherte bürgerliche Existenz vor allen Privilegien voraus geben; wo er diesem nach noch dem Volke angehörte, und von diesem als seine eigene Blume und Herrlichkeit betrachtet wurde. Eine solche Zeit hat es bei uns gegeben, und nur der kann sie verkennen, der alle aristokratischen und demokratischen Partheibegriffe einer späteren Zeit in die Geschichte legt. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß es zuerst zu Magnus Erickson's Zeit, im vierzehnten Jahrhundert, war[1]), wo der Adel in ein für das Volk drückendes Verhältniß trat, und dagegen bei diesem ein Entgegenwirken weckte,

---

Trennung zwischen Hoch und Niedrig nicht statt, die es dem gemeinen Manne nicht vergönnt, den vornehmen in der Nähe zu sehen. Herrschaft und Dienstleute aßen an Einem Tische, die Prinzessin theilte, wie schon oben erwähnt, mit ihren Dienerinnen Bett und Zimmer. Von wie wenig Bedeutung den Verfassern der Lieder der Rang der Helden derselben war, sieht aus zwei Versionen ein und desselben schwedischen Liedes hervor: den underbara Harpan, Svenske F. V. VI. S. 81, und De tva Systrarne, Sv. F. V. VIII. S. 16, wovon wir eins unten mittheilen, wo im ersteren Liede der Vater der Schwestern ein Bauer ist, und im zweiten ein König. Das Lied findet sich auch schottisch in drei verschiedenen Versionen (s. unten), worin der Vater wieder ein König ist: und auch faroisch (Volkslieder der Schweden S. 194), wo der Vater wohl wiederum ein Bauer sein muß, da von Schweinehüten die Rede ist. — Waren die Verfasser der Lieder Sänger von Gewerbe, wie am wahrscheinlichsten, so waren ihnen wohl alle Stände gleich vertraut. Uebrigens spiegelt sich der gemeine Mann überall gern im Leben der Vornehmsten. s.

1) Magnus Ericksen bestieg den Thron 1319 und ward zum zweiten Mal vertrieben 1363. Ihm folgte die wo möglich noch verhaßtere Regierung Albrechts von Mecklenburg, dann die Margarethens von Dänemark, worauf die Union von Calmar und ihre Folgen das Land vollends ganz zerrissen, bis über hundert Jahr später die Befreiung und Unabhängigkeit Schwedens das endliche Resultat war.

das ſpäterhin während und nach den Zeiten der Union ſo große Folgen hatte. Ferner — finden wir in den alten Volksliedern nicht nur keinen Standeshaß, ſondern auch keinen Nationalhaß zwiſchen den drei nordiſchen Völkern. Hieraus erklärt es ſich, wie dieſe Lieder für den ganzen Norden ſo gemeinſam ſein konnten, eine Gemeinſamkeit, die ſich auch auf die älteren hiſtoriſchen Lieder erſtreckte. Die däniſchen behandeln Gegenſtände aus der ſchwediſchen Geſchichte, und die Lieder von König Waldemar in Dänemark und Königin Dagmar (oder wie der gemeine Mann ſagt König Wallmo und Königin Damma[1]) habe ich in Wermland ſingen hören und weiß auch, daß ſie in Oeſtergothland geſungen werden. Dieſes ſetzt im Allgemeinen die Entſtehung derſelben in Zeiten zurück, da die drei Nationen, obwohl geſondert in der Regierung, doch durch Sitten, Sprache und Erinnerung an den gemeinſchaftlichen Urſprung ſich als Ein Geſchlecht anſahen. Die Romanze als ein Volksgedicht iſt auch nur in einer einfältigen, in Sitten nicht getheilten Zeit möglich; denn bloß in einer ſolchen iſt die Unpartheilichkeit möglich, welche einem Volke verſtattet, in den Begebenheiten nicht auf das Intereſſe des Einzelnen zu ſehen, ſondern auf das Allgemeine und Poetiſche, und auf dieſe Weiſe die Wirklichkeit als ein Gedicht zu behandeln. Denn leider! gerade was die ſkandinaviſchen Völker näher hätte vereinigen müſſen, dieſes war es, was unter ungünſtigen Umſtänden einen unglücklichen Partheihaß zwiſchen ihnen weckte; die Union nämlich. — Und während den Zeiten der Union ſehen wir auch, daß die Nationalpoeſie eine andere von der romantiſchen Poeſie ganz verſchiedene Richtung nimmt."

Ohne die Verhältniſſe Dänemarks hier geſchichtlich zu verfolgen, paßt doch das rückſichtlich der Entſtehung der Lieder hier Geſagte ebenſowohl auf ſie, wie auf die Schwe-

1) Udv. d. Viſer Th. VII. SS. 70—102. Vgl Grimm S. 387 u. f. w.

dens, und wir können als ausgemacht annehmen, daß die dänischen Lieder nicht neuer sind als die schwedischen, sondern, wie auch aus Obigem hervorgeht, als völlig gleichzeitig zu betrachten sind. Wohl aber scheint Geijer einen sehr triftigen Grund für ihr hohes Alter oder wenigstens das eines Theiles derselben übersehen zu haben. Dieß ist die merkwürdige Verpflanzung einer Menge dieser Balladen nach England und Schottland, die durchaus nur während des Einflusses der Dänen in Großbrittannien kann statt gefunden haben. Dieser dauerte aber nicht länger als bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Die Lieder Schön Anna, der Jüngling im Rosenhain, der Kleinen Testament, die beiden Schwestern, nebst unzähligen anderen, die wir in alt-schottischen Balladen wieder erkennen, müssen nothwendig in irgend einer Form schon in der altnordischen Sprache existirt haben, sei es als Sage oder Lied; am wahrscheinlichsten als Lied, denn selbst in der Form, in den einzelnen Momenten, herrscht eine gewisse Uebereinstimmung in den obengenannten schottischen und nordischen Balladen. Nach der normannischen Besitznahme erhielten die Dänen in Northumberland von Skandinavien her nur noch geringen zufälligen Zufluß, und im übrigen England erschienen sie nur noch als Gäste. In allen drei Ländern aber fingen die Sprachen an, sich verschieden zu gestalten, so daß, selbst wenn noch einzelne skandinavische Ansiedler sich in Großbrittannien niederließen, die Scheidewand der Dialekte unübersteiglicher ward. Wie hätten nun die dänischen Lieder unter den längst ausgewanderten Brüdern sich noch so fest wurzeln und verbreiten können, wenn sie zu einer Zeit entstanden, wo kein verwandtes Idiom sie mehr verband? Dieser Umstand ist's mehr als irgend ein anderer, der auf ein graues Alterthum der nordischen Balladen schließen läßt, und der mehr Berücksichtigung verdient als ihm bisher geworden.

Die ältesten der noch existirenden dänischen Volkslieder sind ohne Zweifel die, welche sich aus den Eddaliedern un-

mittelbar entwickelt haben. Nur Ein mythologisches befindet sich darunter; dieß ist das oben mitgetheilte Lied vom wiedergefundenen Hammer [1]). Allein da hier die schwedische Version offenbar viel älter ist, so möge es im folgenden Abschnitt aus dieser Sprache mitgetheilt werden. Die dänischen Kämpferlieder [2]) sind zum Theil nahe mit den Eddaliedern verwandt. Sie haben etwas unbeschreiblich Wildes, Uranfängliches, Rohes. Auch die Form ist ganz vernachlässigt; nicht allein muß die Assonanz den Reim oft ersetzen, auch die Assonanz fehlt oft. Die meisten von ihnen berühren sich auch mit der deutschen Heldensage genau, nicht allein der Nibelungen Noth und Verrath finden wir hier, auch Dietrich's und seiner Helden Abentheuer, und meist auch die Charaktere der Haupthelden. Die Lieder die sich auf Siegfried's Tod und Chrimhildens Rache beziehen, haben besonders etwas Lückenhaftes und Rohes; und wir müssen voraussetzen, daß viele darin eingreifende verloren gegangen, weil sie so wie sie sind, für den der die Begebenheit nicht aus den beiden Eddas, den Sagas oder dem deutschen Nibelungenlied kennt, kaum verständlich sein würden.

Sicherlich stammen diese Lieder noch aus der Heidenzeit. Es lebt, wie Grimm sich ausdrückt [3]), der Geist jener furchtbaren alten Zeit in ihnen, und das Geschlecht der Riesen, welche an dem Eingang jeder Geschichte stehen. Aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind sie eben so sicher aus der christlichen Zeit, die eben weil ihr der collossale Maßstab der Vorzeit fehlte, willkürlich abnahm und dazu that. Und so können wir im Allgemeinen Geijer nur

1) S. oben S. 165.

2) In Udv. d. Viser füllen sie die erste Hälfte des ersten Theiles; Grimm hat alle, die er für ächte Kämpeviser hält, unter dem Titel, Heldenlieder, voranstehend, übersetzt. Schwedisch existirt nur ein geringer Theil davon; s. Svenska Fornsanger. En samling af Kämpevisar, Folkvisar, Lekar och Dansar etc. utgifne af A. J. Arwidsson. Stockholm 1834.

3) Vorrede zu den altdän. Heldenl. S. XII.

Recht geben, wenn er meint, daß es faſt ſcheine, als ob die urſprünglich heidniſche Saga im Munde eines zum Chriſtenthume übergegangenen Volkes ihren rechten Verſtand verloren habe. Es läßt ſich oft erkennen, daß der Sänger außer der Zeit ſteht, die er beſingt, und dieß zwar theils an einer bis zum Uebermaß gehenden Steigerung und Uebertreibung, die in ſpäteren Liedern zu wahrhafter Ironie wird, theils an einer gewiſſen Zerriſſenheit des Stoffes, wie wir oben darauf hindeuteten. So z. B. wenn in dem Heldenlied Herr Guncelin, die Heldenbraut ſo beſchrieben wird:

Sie folgten der Braut in die Kammer hinein,
Die Vorkoſt dorten zu eſſen,
Vier Tonnen Grütze aß ſie auf,
Die ſchmeckten ihr auf das Beſte.

Von ſechzehn Ochſen die Leiber ſie aß,
Von achtzehn Schweinen die Schinken;
Und eh ſie nur einmal zu ſchlucken begann,
Thät ſieben Tonnen Bier ſie trinken.

Sie folgten der Braut nun in den Saal,
Da ging ihr Kleid kaum hinein,
Sie mußten funfzehn Ellen von der Mauer hau'n,
Eh ſie ſie konnten ſchieben hinein.

Sie ſetzten die Braut auf die Brautbank hin,
Wie ſie nur konnten, ſo ſacht,
Die Bank die war von Marmorſtein,
Doch der Boden unter ihr kracht.

Sie ſetzten ihr vor die beſte Speis,
Sie aß und trank nicht klein,
Funfzehn Ochſen verzehrte das Meerweib,
Dazu zehn fette Schwein ꝛc. [1]).

1) Aus Grevé Herr Guncelin in der Nachleſe aus P. Syv's Kiämpeviſedok, als Anhang zu Udvalg af Danſke Viſer fra Midten af det 16te Aarhundrede til henimod Midten af det 18te, udgivet af Nyerup, Kjobenhavn. 1818. Bei Grimm: Heldenbechzeit Seite 63. Der kleinſte der darin vorkommenden Helden hat funfzehn Ellen unter dem Knie.

Nicht immer iſt die märchenhafte Uebertreibung ſo grell wie hier; vielmehr findet ſie in keinem anderen Liede in dem Grade ſtatt; aber immer doch iſt ſie in vielen Stücken ſtark genug, um uns bewußt zu werden, daß die Begebenheit nicht mit vollkommener Treuherzigkeit erzählt wird.

Als Beiſpiele dieſer Gattung geben wir hier zwei ächte Kämpferlieder, die wir zu den ſchönſten und gewaltigſten rechnen, und bei denen auch die eben gemachten Ausſtellungen nur wenig fühlbar ſind. Das erſte, im Original „Alf i Odderskjaer" genannt, iſt wie Grimm nachgewieſen aus der Hervararſaga entſtanden, und eine Inconſequenz des Liedes, die Verachtung der Königstochter des Geſchlechtes des verſchmähten Freiers, die doch den erwählten, deſſen Bruder iſt, mit treffen würde, wird dadurch erklärt. In der Sage ſind nämlich die Freier nicht Brüder. Die Rolle, welche hier der Vater ſpielt, gehört in der Sage dem Bruder des verachteten Freiers. Bei beiden Stücken behalten wir die Grimm'ſche Ueberſetzung bei, die ſo vortrefflich geeignet iſt die ungeheure Kraft der Originale und das Eiſengeklirr ihrer Verſe auszudrücken.

* Brautwerbung.

Wulf der hauſet zu Odderskier, iſt reich und kühn zu preiſen,
So raſche Söhne hat er zwei, die laſſen ſich Kämpfer heißen.

Nun treibt der Wulf am weißen Sand im Norden!

Wulf der hauſet zu Odderskier, hat Söhne ſo klug im Sinn,
Die wollen, um die Königstochter zu werben, nach Upſale Bergen hin.

Da war der junge Helmerkamp, der ſatteln ließ ſein Pferd:
„Wir wollen reiten aus zu Land, freien die Königstochter werth."

Das war der junge Angelfor, der ſatteln ließ ſein Pferd:
„Wir wollen reiten gen Upſal, wenn unter uns derſte die Erd'!"

Als ſie kamen in den Burghof, da achſelten ſie ihr Kleid,
So gingen ſie in den hohen Saal vor dem König von Upſal ein.

Jung Helmerkamp der trat herzu, ſtellte ſich vor die Tafel ſofort:
„Herr, wollt mir Eure Tochter geben, daß gebt alsbald Eu'r Wort!“

Jung Angelfor, der trat herzu, Gold glänzt an ſeiner Hand:
„König, gieb mir die Tochter Dein, oder räume ſelbſt mir Dein Land!“

Darauf der König von Upſal dieſe Worte zu ihnen ſprach:
„Meine Tochter geb' ich keinem Mann, als den ſie haben mag.“ —

„Habe Dank, o liebſter Vater mein, daß ich hier wählen kann:
Jung Helmerkamp, dem verlob ich mich, der ſteht recht als ein Mann.

„Nimmer will ich haben Angelfor, ein Ungeheuer, mißgeſtalt,
So iſt ſein Vater und ſo iſt ſeine Mutter und ſo ſind ſeine Verwandten all.“

Da ſprach der junge Angelfor, ſo zornig war ſein Sinn:
„Wir geh'n, um ſie zu fechten, zum Burghof beide hin.“

Darauf der König von Upſal dieſe Worte zu ihnen ſprach:
„Die Schwerdter ſind ſcharf, die Geſellen ſind raſch; gut Spiel da geſchehen mag!“

Wulf der ſtand zu Odderskier und horchte über die Berge,
Da mußt' er hören über den langen Weg klingen ſeiner Söhne Schwerdter.

Das hörte Wulf zu Odderskier weit über die grüne Haide:
„Was haben meine Söhne vor? wie ſind ſie ſo zornig beide!“

Er harrt da nicht gar lange, ſprang auf ſein Pferd ſo roth;
Zu Upſal aber kam er an, eh' gegangen ſeine Söhn' in den Tod.

„Jung Helmerkamp, o ſage mir, Sohn allerliebſter mein!
Warum rinnt Dir der blutige Strom ſo heftig von Stirn und Bein?“

Da antwörtet ihm jung Helmerkamp, ſeine Leiden er ihm klagt:
„Das that Angelfor der Bruder mein, weil ihm nicht worden die Magd.“

„Hab funfzehn Wunden an dem Leib, mit Gift vermiſcht jede Wund',
Ja, hätt' ich eine nur davon, ich könnt' nicht leben eine Stund'.“

„Hör Du junger Angelfor, Sohn allerliebſter mein,
Warum ſitzt das gute Schwerdt ſo ſchlecht in den Händen Dein?“

„Darum ſitzt das gute Schwerdt ſo ſchlecht in den Händen mein,
Hab achtzehn Wunden an dem Leib, das iſt meine größte Pein!“

„Hab achtzehn Wunden an dem Leib und alle ſind ſo ſchwer,
Ja, hätt' ich eine nur davon, keine Stunde lebt ich mehr!“

Und Wulf von Odderskier riß aus mit der Wurzel den Eichenſtamm,
Schlug, daß er todt zur Erde fiel, den jungen Helmerkamp.

Da liegen die zwei Helden nun, liegen beide in einem Grabe!
Und der König giebt wohl die Tochter ſein dem Geſellen, den ſie will haben.

Da trauert Wulf von Odderskier, ſeine Söhne ſind todt geſchlagen,
Der König von Upſal für ſeine liebe Tochter muß ſelber Sorge tragen.

Nun treibt der Wulf am weißen Sand im Norden [1]).

---

1) Altd. Heldenl. S. 171. Udvalgte Viſer Th. I. S. 139. In den Noten dazu finden wir nach dem Marcvin'ſchen Codex, worin der Vater nicht Alf i Oddeskiaer, ſondern Ove i Uthiskiaer genannt wird, eine andere Cataſtrophe mitgetheilt, einer der vielen Beweiſe, wie viel und mannichfach geſtaltet das Volkslied ſich bewegt; denn der Vater tödtet hier nicht Helmerkamp, ſondern Angelfor:

Da war Ove von Uthiskiär
Der riß heraus ſein Schwerdt,
Da war der junge Angelfor
Den hieb er nieder zur Erd'.

„Lieg Du nur, junger Angelfor,
Und wenn ich verbluten Dich ſehe!
Als ich ſah Helmer bluten,
Das that meinem Herzen ſo wehe!“

* Der Berner Riese und Orm der junge Gesell[1]).

Das war der hohe Berner Riese, der wuchs über alle Mauern hinaus,
Er war so wild und ungefüg, kein Mann zu steuren ihn getraut.

Mein Wald steht all in Blumen!

Er war so wild und ungefüg und Niemand konnt ihm rathen,
Wär' er länger in Dan'mark geblieben, da wär's gewesen großer Schaden.

Das war der hohe Berner Riese, der band sein Schwerdt an die Seite,
So ritt er zu des Königs Burg, mit den Helden wollt' er streiten.

Das war der hohe Berner Riese, der vor dem König stand:
„Du sollt mir geben die Tochter Dein, oder Briese über halb Deine Land'!

„Heil Euch, dänischer König, über Eurer Tafel breit,
Ihr sollt mir Eure Tochter geben, oder theilen mit mir Euer Reich.

„Ihr sollt mir Eure Tochter geben und theilen mit mir Euer Reich,
Oder Ihr sollt mich verjagen durch Euren Kämpfer, der mich darf bestehen im Streit."

„Nimmer sollt Du haben die Tochter mein oder Briese über halb mein Land,
Wohl aber einen Fechter gut, der mit Dir fechten kann." —

Das war der König von Dänemark, der saß über der Tafel breit,
Und allen seinen guten Kämpfern klagt er sein schweres Leid.

---

1) Ebend. S. 89. In den Udv. danske Viser finden sich zwei wenig abweichende Recensionen dieses Liedes. Th. I. S. 55 und S. 64.

„Iſt hier keiner von meinen Mannen, der mich an dem Berner will rächen?
So will ich ihm die Tochter mein, darzu halb meine Lande verſprechen.“

Alle ſaßen des Königs Mann, ſie ſprachen nicht ein Wort,
Außer Orm der junge Geſell, der viel gut reden dorft.

„Wollt Ihr mir geben die Jungfrau fein, und darzu Land und Reich,
So will ich wagen meinen jungen Leib wohl für die Lilienmaid.“ —

Das war der hohe Berner Rieſ, der über die Schulter hinblickt:
„Wer iſt dieſes Mäuslein, das ſich zum Kampf anſchicket?“

„Ich bin kein Mäuslein, ob Du mich ſo nennen magſt,
König Siegfried hieß mein Vater, der den häßlichen Lindwurm erſchlug.“

„War König Siegfried Dein Vater, ſolch ein Held wird gefunden nicht mehr,
Du biſt ſo ſchnell gewachſen, Du ſiehſt wohl aus wie er.“

Es war ſpät zur Abendzeit, die Sonne zur Ruh thät ſich neigen,
Da lüſter's Orm, den jungen Geſell'n, zu ſeinem Vater hinzureiten.

Es war ſpät zur Abendzeit, die Geſell'n ritten die Roſſe zum Bach,
Da lüſter's Orm, den jungen Geſell'n, ſeinen Vater zu wecken aus dem Schlaf.

Und an den Berg ſchlug er ſo ſtark, daß der harte Felſen mußt' ſpringen,
Da hörte, der im Berge lag, den Schall ſo tief hinein dringen.

„Wer ſchlägt ſo laut hier an den Berg, wer weckt mich aus hartem Schlaf,
Daß ich unter der ſchwarzen Erd' nicht in Frieden liegen mag?“

„Das bin ich Orm, der junge Geſell, allerliebſter Sohne Dein,
So ſehr bitt' ich Dich, allerliebſter Vater mein!“

„Biſt Du Orm, der junge Geſell, ein Kämpfer raſch und fein,
Ein Jahr iſt's, da gab ich Dir Silber und Gold nach allem Willen Dein!"

„Ein Jahr iſt's, da gabſt Du mir Silber und Gold, das acht' ich nicht Pfennigs werth,
Jetzt will ich Birting haben, das iſt ſo gut ein Schwerdt!"

„Und Birting erhältſt Du nicht zu gewinnen ein Mädchen hold,
Eh' Du geweſen in Irland, und gerächt Deines Vaters Tod."

„Du wirf Birting mir herauf und laß das Schwerdt mich tragen,
Oder ich will den Berg über Dir in fünftauſend Stück' zerſchlagen."

„So ſtreck hinab Deine rechte Hand, nimm Birting von meiner Seite,
Aber zerſchlägſt Du den Berg über mir, wirſt Du fahen Qual und Leide.

So ſchleudert er ihm Birting herauf, daß die Spitz' in der Erde mußt' ſtehen,
„Genießeſt Du nicht gut Glück, lieber Sohn, ſo wird mir's ſchlimm ergehen!"

Er hielt ihm den Knopf und den Griff entgegen, er wünſcht ihm Glück in die Hand,
„Bleib' Du muthig und Hände ſtark, und wehre Dich wie ein Mann!"

Als er empfangen das gute Schwerdt, da ward er im Herzen erfreut:
„Nun hilf mir Gott im Himmelreich, daß ich obſiege im Streit."

So freudig war der junge Orm, daß er Birting hielt in der Hand,
Er trieb drei Ellen in harten Stein, das ward nicht an Birting erkannt.

Das war Orm, der junge Geſell, der ging zur Burgſtube hin,
„Wo ſind die guten Hofmänner, die hatten am Abend ſo Böſes im Sinn?"

Alle da ſaßen die Kämpfer ſtill und keiner durfte reden ein Wort,
Außer der große Berner Rieſe, über'n breiten Tiſch ſprang er ſofort.

Sie beſchrieben Kreiſe in die Erde, darin beide ſollten ſtehn:
„Iſt das nicht wie für einen Mann, der mit mir zum Streit ſoll geh'n?

„Hör Du Orm, Du kleiner Mann, was ich da ſage zu Dir!
Weißt Du irgend von Virting, ſo birg das nicht vor mir!“

„Was ſoll ich von Virting wiſſen? Mein Vater im Berge liegt todt!
Hätte ich das viel gute Schwerdt, es könnte mir helfen aus der Noth!“

„Aber haſt Du nicht Deines Vaters Schwerdt, klein acht' ich da Dein Kommen,
Tritt aus dem Kreis Du unſeliger Bud'! Das wird Dir gar klein frommen!

„Nimmer acht' ich auf Virting, zu mir kannſt Du nicht reichen,
Dein Hals entzwei ſoll knacken bei meinen erſten Streichen!“

Da ſprach Orm, der junge Geſell, ſo frei in ſeinem Sinn:
„So will ich Dich hau'n in Deine Knie, reich' ich höher nicht hin.“

Und darnach wirft er ſein Schwerdt herum, Orm, der junge Held,
Er haut den Berner in die Knie, daß er zur Erde fällt.

Nun war ich im Streiten achtzehn Mal, nicht minder und nicht mehr,
Doch nimmer war es Kämpferrecht, zu verwunden niedrig ſo ſehr.

„Du Berner, laß Deine großen Wort, Du mußt mein Gefangner ſein,
Und wenn Du nicht kannſt beſſer geh'n, erhalt ich vor Dir das ſchöne Mägdlein.“

Und als er erschlagen den häßlichen Riesen, verlangt ihm heim zu Land,
Da stieß er auf Giord und Alf, wohl auf den weißen Sand.

„Willkommen lieber junger Gesell, her aus dem Osterland,
Hast Du irgend von Orm gehöret, ob er ist worden ein Mann?“

„Es ist nicht lang', daß ich ihn hörte bei der Ritter Versammlung sprechen,
Ich schwöre bei dem höchsten Gott, meines Vaters Tod zu rächen.“

Das war der junge Herr Alf, der stieß auf die Erde sein Schwerdt,
„Nimmer erhält Orm für den Vater sein Geld eines Pfennigs werth!“

„Gewährte Gott es ihm, den Sieg zu gewinnen über den Berner Riesen, den langen,
So mag er auch rächen seines Vaters Tod, beides Geld und Pfennig erlangen.“

Da sprach zu ihm Giord und Alf: „In Wahrheit thu uns sagen,
Dieweil wir ihn nicht missen gern, ob Orm den Berner erschlagen?“

„Bist Du Giord und bist Du Alf, Eure Namen sollt Ihr nicht bergen,
Ihr habt erschlagen den Vater mein, seinen Tod den will ich rächen!“

Sie zogen heraus ihre Schwerdter gut, die Kämpfer waren so gut,
Sie fochten wohl drei Tage: so weit da floß ihr Blut.

Da sprach zu ihm eine Meerfrau, sie sagte so gut ein Wort:
„Hör Du, Orm, Du junger Gesell, bezaubert ist Dein Schwerdt!“

„Wirf Du Dein Schwerdt dreimal im Kreis, dann stoß es tief in der Erde Grund.“
Abends warf er sein Schwerdt im Kreis, wie sprach des Weibes Mund.

Den vierten Tag zur Abendzeit als die fünfte Stund' erklang.
Schlug Orm die beiden Kämpfer todt, fuhr heim in seine Land,

Da kam Orm, der junge Gesell, an des Königs Hof erfreut,
Ihm zogen entgegen mit Ehr und Ruhm der König und seine Leut'.

Da war Freud' über all des Königs Hof, so lieblich zu hören darinnen,
Der König gab seine Tochter weg, Orm, der junge Gesell, thät sie gewinnen!

Mein Wald steht all in Blumen!

Uralt, wenigstens sicherlich auf uralte Sagen gegründet, sind auch wohl diejenigen dänischen Volkslieder, die uns in eine Geisterwelt einführen, die den Sängern durch Gewohnheit vertraut geworden, und der sie sich doch nie ohne leisen Schauer nähern konnten. Wir meinen die Elfen-, Niren- und Berggeister-Lieder, von denen wir schon in der Einleitung gesprochen. Die Zahl der uns überkommenen dänischen Lieder dieser Art ist bei weitem geringer als die der in Schweden noch immer unter dem Volke lebenden. Daher ziehen wir vor, in unserem folgenden Abschnitt, wo wir den Leser gleich mitten hinein führen können, ausführlicher davon zu sprechen. Hier nur so viel: Es ist oft und mit Recht behauptet worden, daß die Sagen in flachen Ländern sich anders gestalten, als in Gebürgsländern. Ja, Steffens will sogar Schiefer-, Granit-, Sandstein-Sagen unterscheiden. Nun tragen aber die Volks- und Lokallieder Dänemarks genau denselben Charakter wie die Schwedens und Norwegens, während doch die Natur in diesen Ländern in so ganz verschiedenen Zügen spricht. Die Bemerkung ist also nicht unbedingt richtig, oder die fraglichen Traditionen sind in Dänemark nicht einheimisch, haben sich dort nur aus jenen Ländern über- und angesiedelt. Daß

sie häufig an das Lokal geknüpft sind, würde dem nicht widersprechen, da, wie W. Grimm bemerkt, die Sage sich überall anbaut. Ohne Zweifel sind viele Elfen- und Elementargeisterlieder der Dänen in Vergessenheit gekommen, indem die wachsende Aufklärung den Glauben daran verdrängte. Noch immer ist das Volk reich an erzählenden Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen.

Eng mit den Elfen- und Geisterliedern verwandt, gleichfalls von heidnischem Stamme, aber mehr grotesk-märchenhaft und ärmer an Seele, sind die Runen- und Verwandlungslieder, an denen Schweden und Dänen reich sind. Sie haben, im Ganzen betrachtet, weniger Nationelles als andere nordische Volkslieder, und kommen, in Prosa aufgelöst, als Märchen bei allen Nationen vor. Nur in Liedesform sind sie bei anderen Völkern selten. Wie alle Zaubermärchen haben sie immer einen glücklichen Ausgang. Hier finden wir in Lindwürmer, Raben, und Nachtigallen verwandelte Prinzen und Prinzessinnen, böse Stief- und Schwiegermütter, unabwendbares Unheil an die Nennung des Namens geknüpft, Liebestränke, und Alles was damit zusammenhängt. Doch haben auch diese Lieder zum Theil einen ächt nordischen Charakter, der sie von allen Anderen unterscheidet. Er besteht in einer eigenthümlichen Art von Zauberei, dem Runensprechen. Das Wort Runen scheint bei den Nordländern eine zweifache Bedeutung gehabt zu haben, einmal bedeutete es Sprechrunen, d. h. Lieder, wie die Finnen ja noch immer ihre improvisirten Lieder Runen nennen. In der anderen Bedeutung gab es Zauber- und Beschwörungsrunen, die wiederum in Hülfs- und Schadenrunen, und wahrscheinlich noch in mehrere Unterabtheilungen zerfielen. In der Wolsungensaga lehrt Brunhild, in einem Liede der Edda lehrt Sigurdrifa [1]), den Sigurd die Runen; und wir hören von Siegrunen, Schutzrunen, Seerunen, Bierrunen, Arztrunen, Spruch- und Denkrunen.

1) Wahrscheinlich der Name der Brunhild als Walküre.

In den Liedern — nicht bloß in den eigentlichen Zauberliedern, ſondern durch alle nordiſchen Volkslieder zerſtreut — ſehen wir die Runen oft das größte Unheil anrichten. Einem Mädchen in den Weg oder ins Bett geworfen treibt es ſie ſelbſt dem erſt verſchmähten Liebhaber in die Arme [1]). Die Kataſtrophe eines der tragiſchſten und bedeutendſten däniſchen Volkslieder, König Waldemar und Klein Chriſtel, wird durch Runen herbeigeführt. Sie machen den Liebhaber die Geliebte vergeſſen, und wirken überhaupt durchaus wie Zaubertränke. Ob ſie nur durch Verbindung mit hölliſchen Mächten erlernt werden können, wird nicht klar; nie kommen ſie geradezu im Gegenſatz mit dem Chriſtenthum vor.

Jedoch wir kehren zu den Zauber- und Verwandlungsliedern zurück. Hier einige Proben. Ein Kuß und das Trinken von Blut ſind die gewöhnlichen Erlöſungsmittel.

Der Lindwurm [2]).

Stolz Signelill ſitzet im Kämmerlein,
In der Goldharfe Saiten greift ſie ein.

Der Goldharf' untrem Scharlachkleid,
Da kam der Lindwurm geſchritten herein.

„Stolz Signelill, verlob Dich mit mir,
Das Gold ſo roth, das geb ich Dir!"

„Das verhüte der höchſte Gott dort oben,
Daß ich mich ſollt' einem Lindwurm verloben!"

„Und kann ich nichts andres von Dir erfleh'n,
So küſſe mich und dann laß mich geh'n!"

Dazwiſchen legt' ſie ein leinen Tuch
Und küſſete ſo den Lindwurm klug.

---

1) Auch in einem ſerbiſchen Liede wird eine Sprode auf dieſe Weiſe dem verſchmähten Liebhaber zugeführt: ſ. Volkslieder der Serben Bd. II S. 99.

2) Ueb. däniſ. Lieder Bd. I S. 295.

So schlug er da auf mit dem Wurmgeschoß,
Daß Blut auf das Scharlachkleid niederschoß.

Der Lindwurm sich nieder von der Oberstub' schwingt,
Signelill geht ihm nach, die Hände sie ringt.

Und als sie herauskam auf den Altan,
Da traf ihre sieben Brüder sie an.

„Willkommen stolz Signelill, Schwester, fürwahr,
Gehörst etwa zu der Lindwürmer Schaar?"

Lindwurm hinein in die Berge geht,
Die Hände ringt sie und nach ihm geht.

Sie fällt auf die Knie und sagt ihr Gebet:
„Maria und ihr Sohn! nun bei mir steht!"

Da er war kommen in die Berg' alsbald,
Da wirft er ab seine Wurmgestalt.

Sein Wurmesgehäus das wirft er von sich,
Steht vor ihr ein Rittersmann ritterlich.

„Ich dank' Euch, stolz' Signelill, für Eure Noth,
Nun bin ich Euer im Leben und Tod."

Nun hat Signelill verwunden ihren Harm,
Nun schläft sie allnächtlich in Königsohns Arm.

Werner Rabe [1]).

Der Rabe, der fliegt zur Abendzeit,
Weil er nicht darf am Tag;
Der soll da haben ein schlechtes Glück,
Dem gutes nicht werden mag.

Aber der Rabe fliegt am Abend!

1) Udv. dansk. Viser Th. I. S. 195, auch von Grimm übersetzt S. 150.

Da fliegt der wilde Werner Rab'
So hoch wohl über den Mauern;
Da ward er gewahr ſtolz Irmindlin,
Die ſaß in der Kammer in Trauern.

Und ſüdwärts flog er und nordwärts hin,
Thät hoch aus den Wolken 'raus ſehn,
Da ſah er die Jungfrau Irmindlin
So traurig ſitzen und näh'n.

„Höre Du, kleine Irmindlin,
Was weineſt Du ſo ſehr?
Iſt das um Vater, Mutter oder Bruder,
Daß Deine Thränen fallen ſo ſchwer?“

Da war es die Jungfrau Irmindlin,
Die aus dem Fenſterlein blickt:
„Wer iſt's, der mich hier tröſten will
Und hören mein Mißgeſchick?

„Höre Du, wilder Nachtrab',
Und fliege Du nieder zu mir!
All' meine heimliche Angſt und Sorg',
Die will ich erzählen nun Dir!

„Mein Vater verlobt' mich einem Königſohn,
Wir waren einander gleich,
Meine Stiefmutter hat ihn fortgeſchickt
So fern in's öſtliche Reich.

„So gern hätten wir zuſammen gelebt,
War mir ſo zugethan!
Sie wollte mich geben ihrem Schweſterſohn,
War mehr wie ein Spuk wie ein Mann!

„Und einen Bruder hatt' ich auch,
Herr Werner war er genannt;
Meine Stiefmutter hat ihn verzaubert,
In's ferne Land ihn geſandt.“

„Höret, ſchöne Jungfrau Irmindlin,
Was wollt Ihr mir geben dafür?
Ich führ' Euch zu Eurem Bräutigam,
Könntet Ihr nur fliegen mit mir!“

„Ich will Dir geben das rothe Gold
Und das weiße Silber mit Freuden,
Führst Du mich zu meinem Bräutigam
Und hilfst mir von diesen Leiden!"

„Behaltet selber Eu'r Silber und Gold
Und Eure reichen Gaben;
Den ersten Sohn, den Ihr mit ihm zeugt,
Den will ich von Euch haben."

Sie nahm ihn bei dem Rabenfuß,
Legt' ihr weiß Händchen hinein,
Und schwor ihm bei ihrer christlichen Treu',
Sein sollte das Söhnchen sein.

Da nahm er die Jungfrau Irmindlin,
Trug sie auf dem Rücken daher;
So flog er über das wilde Meer,
Sich selber zu großer Beschwer.

Da war der wilde Werner Rab',
Er setzte sich auf die Zinnen:
„Nun sitzen wir, Jungfrau, auf dem Haus,
Wo ist Eu'r Bräutigam drinnen."

Heraus trat der kühne Herr Nielaus,
Den Silberkrug in der Hand:
„Seid willkommen, Jungfrau Irmindlin,
In diesem fremden Land!

„Was soll ich dir, wilder Rab', geben,
Führt'st meine Braut mir daher,
Seitdem ich ging aus Dänemark
Hört' ich nicht bess're Mär!"

Dank sei es dem kühnen Herrn Nielaus,
Der hielt so wohl seine Treu',
Den Monatstag, der danach kam,
Ließ er seine Hochzeit sein.

Sie tranken auf ihrer Hochzeit
So freudig und sorgenbaar;
Als vierzig Wochen waren herum,
Ein Söhnlein sie froh gebar.

Da war der kleine Werner Rab',
Der ſetzte ſich auf die Zinnen:
„Was Ihr mir gelobt, lieb' Irmindlin,
Deß müßt Ihr Euch nun entſinnen!“

So ſehr ſie weint' und die Hände rang,
Daß ihr nicht ein Mädchen geworden:
„Dich ſoll der wilde Nachtrab' haben,
Der wird Dich ſicherlich morden!“

Da kam geflogen über das Haus
Der Rab' ſo grauſig zu ſchau'n,
Da weinten und rangen die Hände ſich wund
Die Mädchen all' und die Frau'n.

Herr Nielaus, der ging zu ihm hinaus,
Vor Burgen ſo kühn ihm zum Lehn,
Und bot ihm die Hälfte all ſeines Land's,
Dürft' er nur behalten den Sohn.

„Bekomm' ich nicht das kleine Kind,
So ſoll Dich das verdrießen,
Dich ſelber will ich ſchlagen todt
Und all Dein Reich verwüſten.“

Da nahmen ſie das kleine Kind,
Hüllten es ein in weißes Lein:
„Fahr wohl mein allerliebſter Sohn,
Deines Todes Schuld iſt mein!“

Sie trugen hinaus das kleine Kind,
Das lag an der Mutter Bruſt.
Alles, was da im Hauſe war,
So herzlich da weinen mußt'!

Rab' nahm das Kind in ſeine Klau'n
Und aluckſte ſo freudiglich,
Herr Nielaus ſtand und ſah es mit an,
Und ſeufzte ſo inniglich.

Erſt hackt' er ihm aus das rechte Aug',
Trank halb ſein Herzblut dann,
So ward er, von allen die Erde trug,
Der ſchönſte Rittermann.

Er ward der schönste Rittersmann,
Der jemals ward gefunden;
Das war der Bruder Jemindlin's,
Der war so lange verschwunden.

Alle das Volk, das dabei stand,
Das warf auf die Knie sich hin,
Und baten Gott im Himmelreich,
Lebendig ward wieder das Kind.

Nun sitzet Frau Jemindlin, so froh,
Ohne alle Sorgen und Leid;
Nun hat sie beides, Bruder und Sohn,
Und schläft an Herrn Nielaus Seit'.

Ernster und bedeutsamer wird der Verkehr mit der Geisterwelt, wenn der christliche Einfluß fühlbar wird; und seiner moralischen Einwirkung verdanken wir einige der schönsten nordischen Volkslieder. Durch alle Nationen geht der Glaube, daß die Ruhe der Todten durch den ungemessenen Schmerz der Ueberlebenden um sie gestört wird: wir finden die Idee in serbischen wie in spanischen Liedern; und alle germanische Völker haben Lieder, in denen der todte Bräutigam durch den Schmerz der Geliebten gestört aus dem Grabe zurückkehrt, entweder um sie zu trösten, oder sie mit sich fortzuführen [1]). Bei ihnen ist das Gefühl der Fortdauer, des Zusammenhanges beider Welten besonders lebendig und innig: wir finden bei den Nordländern hauptsächlich sogenannte Gespensterlieder, die sich um die heiligsten und innigsten Empfindungen bewegen. In dem folgenden Liede, das mit geringen Veränderungen auch schwedisch existirt, und unverkennbar das Gepräge hohen Alterthums trägt, treibt das Gewissen den Todten aus dem

---

1) Siehe nachher über schwedische Poesie, wo ein solches Lied mitgetheilt ist. Dänisch Xage und Else. Udv. dansk. Bis. Th. I. S. 210. S. auch eben S. 139 und 149.

Grabe, denn offenbar hatte er ſich das Fleckchen Land (im Däniſchen et liden toft, ein kleiner Bauplatz) auf unrechtmäßige Weiſe zugeeignet; und die Erinnerung an den blutigen Schuh hängt ohne Zweifel damit zuſammen.

Herr Morton von Vogelſang [1]).

Da war Herr Morton von Vogelſang,
Ritt in grünem Waldesgrunde,
Da ergriff ihn Todeskrankheit,
Wohl um die Morgenſtunde.

Todt ritt Herr Morton von Vogelſang.

Der Kirche gab er ſein rothes Gold,
Dem Kloſter gab er ſeine Pferde,
Da legten ſie Herrn Mortons Leich'
Auf's allerbeſt' in die Erde.

Da war der junge Volmar Skjöt,
Ritt durch Gebirgthals Mitten,
Da kam Herr Morton von Vogelſang
Wohl hinter ihm her geritten.

„Höre Du, junger Volmar Skjöt,
Ich will mit Dir reden, bleib' ſtehen!
Ich ſchwör' es bei meiner chriſtlichen Treu',
Ich will Dich nicht hintergehen!"

„Was reiteſt Du hier, Herr Morton,
Was willſt Du von mir haben?
Iſt's doch nun g'rad ein volles Jahr,
Daß wir Deine Leiche begraben."

„Ich reite hier nicht 'ner Klage willen,
Reit' nicht eines Urtheils wegen,
Ich reite hier um ein Fleckchen Land's,
Das in Vogelſang gelegen.

1) Udv. danſke Viſer Th. I. S. 215. Schwediſch Svenska Fornsånger Th. II. S. 106.

„Ich reite hier nicht 'nes Streites willen,
Und nicht um Thaler und Gulden,
Ich reite hier um ein Fleckchen Land's,
Das vaterlosen Waisen ich schulde.

„Sag ihr, der schönen Frau Mettelill,
Gleich kommst zu Hause Du,
Sie soll zurück den Fleck Landes geben,
So komme meine Seele zur Ruh.

„Sag ihr, der schönen Frau Mettelill,
Mißtraut sie den Worten Dein,
Da draußen vor der Oberstub' Thür,
Da ständen die Nachtschuhe mein.

„Da draußen vor der Oberstub' Thür,
Da ständen meine Nachtschuh,
Und wie einmal vor Mitternacht
Sie waren so voller Blut."

„Nun reitet nur heim, Herr Morton,
Und ruht Euer müdes Gebein,
Ich schwör's bei meiner christlichen Treu',
Das soll Euch bestellet sein!"

Schwarz, schwarz war sein Habicht,
Und schwarz, schwarz war sein Hund,
Und schwarz waren auch die Diener sein,
Die ihm folgten durch den Grund.

Dank sei's der stolzen Frau Mettelill,
Sie war ihrem Herren so gut!
Sie gab das Fleckchen Land's zurück,
So kam seine Seele zur Ruh.

Noch ansprechender und ergreifender ist das Wiedererscheinen der Mutter, die ihre hinterlassenen Kinder von der Stiefmutter vernachlässigt und gemißhandelt weiß. Der Zug, daß das innige Flehen ihres mütterlichen Schmerzes selbst die ewigen Gesetze der Natur bricht, und endlich den

Herrn erweicht, hat uns immer beſonders gerührt und ergriffen. Auch in Schweden wird das Lied gefunden, und zwar werden fünf verſchiedene Verſionen deſſelben mitgetheilt, wie Lieder, die ſich mündlich erhalten, ſich natürlich mannichfaltig verändern und umgeſtalten. Allein kein einziges der ſchwediſchen Lieder reicht an Schönheit und Vollſtändigkeit an das däniſche [1]).

Die Mutter im Grabe.

Herr Dring, er reitet zur Inſel weit,
War ich ſelber jung!
Eine ſchöne Jungfrau er ſich da freit.
Schöne Worte erfreuen manch Herz!

Zuſammen lebten ſie ſieben Jahr,
Und ſieben Kindlein ſie ihm gebar.

Darauf der Tod im Land einſprach
Und die ſchöne Lilienblume brach.

Da ritt der Herr zur Inſel weit,
Und 'ne and're Jungfrau er ſich freit.

Und führete heim die er ſich gefreit:
Das war eine böſe und grimmige Maid.

Und als ſie kamen an Hauſes Thor,
Da ſtanden die Kindlein weinend davor.

Die Kindlein ſtanden ſo traurigtich dort,
Mit ihrem Fuße da ſtieß ſie ſie fort.

Sie gab den Kindlein nicht Brodt noch Bier:
„Nur Hunger und Haß ſollt Ihr haben von mir!“

1) Vgl. däniſche Viſer Th. I. S. 205. Schwediſch: Folks-Visor Th. III. S. 33 u. f. w. Fornsänger Th. II. S. 90 u. f. w. Auch Grimm hat dieſe Ballade nach einer von der unſern etwas verſchiedenen Lesart überſetzt, S. 147. In einer früheren Ueberſetzung von unſerer Hand, wunderſchön componirt von C. Loewe ſ. Drei ſchottiſche Balladen ꝛc.

Sie nahm ihnen die blauen Bettchen neu:
„Sollt liegen allnächtlich auf nackter Streu!“

Sie nahm die großen Wachslichte fort:
„Sollt liegen allnächtlich am finſtern Ort!“

Den Abend war's ſpät und der Kindlein Gewein
Drang tief bis zur Mutter in's Grab hinein.

Und als es vernahm unter der Erde die Frau:
„Ich muß zu meinen Kindern hinauf!“

Die Frau ging vor unſerm Herrn zu ſteh'n:
„Und darf ich zu meinen Kindlein geh'n?“

Sie bat Ihn ſo ſehr und bat Ihn ſo lang,
Bis er ihr endlich gewährte den Gang!

„Hör aber, wenn der Hahn thut kräh'n,
Sollſt wieder vor Deinem Herren ſteh'n!“

Da hob ſie auf ihre müden Gebein,
Da ſprangen Mauer und Marmelſtein!

Und als ſie durch das Dorf nun ging,
Der Hund in die Wolken zu heulen anfing.

Und als ſie kam vor Hauſes Thor,
Ihre ält'ſte Tochter ſtand davor.

„Was ſtehſt du hier lieb Tochter mein,
Wie iſt's mit Deinen Geſchwiſterchen klein?“

„Nimmer biſt Du lieb Mutter mein,
Meine Mutter war ſo ſchön und fein!

„Meine Mutter war weiß mit Wangen roth,
Doch Du biſt bleich als wie der Tod!“

„Wie ſollt ich ſein ſo ſchön und fein?
Schon lang erblichen die Wangen mein!

„Wie ſollt ich ſein ſo weiß und roth?
Schon lange lag ich im Grabe todt!“

Und als hinein in die Stube ſie kam,
Da ſtanden die Kindlein in Thränen und Gram.

Da bürſtet ſie eines, und putzt dem den Rock,
Das kämmt ſie, und flechtet des Andern Gelock.

Das fünfte das hebt ſie auf ihren Schooß,
Und ſtillet das Kleinſte mit ſüßem Gekos.

Drauf ſprach ſie zum älteſten Töchterlein:
„Geh, heiß Herrn Oring kommen herein!“

Und als er kam herein in's Gemach,
Mit zornigem Muthe ſie alſo ſprach:

„Ich ließ Euch beides Bier und Brodt,
Meine Kindlein leiden Hunger und Noth.

„Ich ließ ihnen blaue Bettlein neu,
Meine Kindlein liegen auf nackter Streu.

„Ich ließ Euch große Wachslichte nach,
Meine Kindlein liegen im finſtern Gemach!

„Und muß ich noch einmal kommen zurück,
So ſoll es Dir ſein zu ſchlechtem Glück.

„Nun krähet der Hahn, der rothe,
Zur Erde müſſen alle Todte.

„Der Hahn, der ſchwarze nun krähet,
Des Himmels Pforte aufgehet!

„Der Hahn, der weiße thut krähen:
Ich muß von hinnen gehen!“ —

Und hörten ſie nun der Hunde Gebell,
Den Kindlein gaben ſie Speiße ſchnell.

Und hörten ſie nun der Hunde Geheul,
So flohen ſie vor der Todten in Eil.

Und wenn ſie die Hunde winſeln ſah'n
So fürchteten ſie der Todten Nah'n!

Und wohl mußte dieſe enge Gemeinſchaft mit dem Jenſeits als eine doppelte Wohlthat empfunden werden, zu einer Zeit die von den furchtbarſten Leidenſchaften beherrſcht ward, in der Rohheit, freche Willkür, und ungezähmte Begierde ſich die Hand reichten, ſie zum Nachtſtück zu ſchwärzen. Kaum daß die Religion, mit ihrem ernſten, drohenden Fingerzeig nach oben, damals ein Gegengewicht bilden konnte, wo die andere Waagſchale von der ganzen gewichtigen Laſt urkräftiger, roher Sinnlichkeit, blutiger Rachſucht und barbariſcher Gewohnheiten niedergezogen ward! Dazwiſchen aber ſchlingen ſich leuchtende Goldfäden durch das finſtere Gewebe, und die Blumenſtücke die uns anlächeln wenn wir den Teppich aufrollen, erfreuen uns zwiefach in dem wüſten Grunde. Mancher Zug von Edelſinn und Treue erquickt uns; und Züge inniger heißer Liebe, und eines kühnen, alles wagenden Heldenmuthes durchkreuzen das Gemälde ſo von allen Seiten, daß ihre Schattirungen die eigentliche Grundfarbe zu bilden ſcheinen. Aber die Verehrer des Mittelalters, die im Vergleich zu unſerer eigenen Zeit gern ſeine Zucht und keuſche Sitte rühmen, können ſich durch dieſe Lieder überzeugen, wie ſehr die roh ſinnliche Natur damals vorwaltete. Unter vier Liebesliedern handeln gewiß drei von gefallenen Mädchen. Gewalt wird verabſcheut, allein die Liebe hat ein Recht alles zu fodern; ſelten wird die letzte Gunſt verweigert und die Heirath macht zuletzt alles wieder gut. Von der ritterlichen Verehrung der Frauen, mit der Trubadurs und Minneſänger kokettiren, finden wir keine Spur. Der verſchmähte Liebhaber rächt ſich auf das Grauſamſte. Die Jungfrau einſam findend, bindet er ſie an ſeinen Sattelknopf; er ſtürmt wild dahin und ſie muß beiher laufen:

Durch Bäche und durch tiefe Graben
Thät Hildebrand hinüber traben.

Wie da immer war ſo breit ein Teich,
Hildebrands Roß ſchwamm hinüber gleich.

Wie da war immer ein Aſt ſo fein,
Er riß das Gold von der Bruſt der Jungfrau fein.

Wie da immer war eine Wurzel ſo ſchwach,
Der Jungfrau Fuß ſie blutig ſtach.

Als ſie kamen in des Waldes Grün,
Bat die Jungfrau eine Stunde zu ruhen darin

„Nun will ich auch nicht ruhen mit Dir,
Weil Du Dich nicht gewollt verloben mit mir [1]).“

Die Rachſucht iſt überhaupt raffinirt in Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten. In Stolz Senild [2]) ermordet der Gatte ihre ſieben Brüder im Schlaf; ſie dafür die ſeinigen ebenſo und dazu Kind und Gatten. In Frau Görild [3]) werden die neugebornen Kindlein ſelbſt zu Inſtrumenten der ſcheußlichſten Rache gemacht. Selbſt an Frauen werden mit vollkommenſter Unbefangenheit die roheſten Sitten geſchildert. Die Königin, ärgerlich, daß eine ihrer Dienerinnen im Schlafe ſpricht:

Sie ſchlägt ſie auf die bleiche Wang',
Daß das Blut auf den weißen Vorhang ſprang [4]).

Beſonders in den hiſtoriſchen Balladen tritt die Barbarei der Zeit in Aeußerungen des wildeſten Zornes und der roheſten Selbſthülfe mächtig hervor. So in den beiden Balladen von Waldemar dem Erſten, der von ſeiner böſen, ihm ſelbſt verhaßten Königin zu einer Miſſethat gegen ſeine Schweſter, dann durch deren Tochter gegen die Königin geſtachelt wird. Dieſe beiden Balladen gehören gewiß zu den gewaltigſten Zügen der däniſchen Volksliteratur; ſie werden hier nicht mitgetheilt, zum Theil weil ſie dem deut-

1) Grimmſche Ueberſetzung S. 85. Udv. danſke Viſer Th. III. S. 225. Aehnliche Balladen S. 386, Svenske Folkv. III, 63. Svenska Fornsånger Th. I. 206.

2) Bei Grimm S. 64, Udv. danſk. Viſer Th. III. 172.

3) Udv. danſk. Viſ. Th. III. S. 87, bei Grimm S. 273.

4) Svenske Folkviser Th. II. S. 7 – 14. Deutſch: Volkslieder der Schweden S. 84.

schen Publikum schon durch Grimm bekannt sind, und Jeder sie dort nachlesen kann; zum Theil weil der Eindruck des Schauderhaften darin den des Aesthetischen weit übersteigt. Die Königin wirbt für ihren Bruder Buris um klein Christel, des Königs Schwester. Dieser weißt sie mit Verachtung zurück und meint, klein Christel sei zu etwas Besserem bestimmt. Um sich zu rächen, reizt die Königin, in des Königs Abwesenheit, ihren schwachen und in Christel verliebten Bruder sich dieser zu nähern, und, als er abgewiesen wird, sie durch Zauberrunen dahin zu bringen, sich ihm selbst in die Arme zu werfen. Als der König zurückkommt, enthüllt sie ihm schadenfroh Christels Vergehen. Diese, eine unaussprechlich holde Gestalt, zum König berufen und ihr Verderben vor Augen sehend, nimmt rührenden Abschied von ihrem Kinde, wird auf das Roheste vom Könige geprüft, und als sie schuldig befunden, von ihm selbst zu Tode gepeitscht. Christel flüchtet sich unter das Kleid der Königin, die sie mit den Füßen von sich stößt; die ganze Situation ist herzzerreißend. In der zweiten Ballade ist schön Ingerlild, Christels Tochter, herangewachsen; der König von Reue erfüllt, überhäuft sie mit Gnaden, die denn Ingerlild auch dazu benutzt der Königin genau das schreckliche Ende ihrer Mutter zu bereiten, und sie mit gleicher Unmenschlichkeit von sich zu stoßen. Die Begebenheit hat wenig historischen Grund. Bloß die Namen sind geschichtlich. An ähnlichen Beispielen fehlt es nicht. Die folgende Ballade, die auf historischem Grunde ruht, kann als ein gutes Sittengemälde der Zeit gelten.

Thule Vognson und Herr Graafvend [1]).

In der Kirche zu Lund eine Versammlung hebt an,
Dahin reiten Knappen und Rittersmann;
Frauen und Fräulein die reiten auch hin
Und im Scharlach die dänische Königin.
Lebet Herr Thule, so wird das gerochen!

1) Udvalgte danske Viser Th. II. S. 208, bei Grimm S. 294.

Die reiten hin
Und im Scharlach die däniſche Königin.
Frau Mettelill ließ einen Goldſtuhl machen,
Ließ ihn in die Kirche zu Lund hintragen.

Goldſtuhl machen
Ließ ihn in die Kirche zu Lund hintragen.
In Geheim da wurde der Goldſtuhl gemacht,
In die Kirche von Lund mit Hochmuth gebracht.

Goldſtuhl gemacht
In die Kirche zu Lund mit Hochmuth gebracht.
Frau Mettelill wollt' in die Kirche fahren,
Herr Graa Svend thät ſie in der Kirche gewahren.

Frau Mette, die ging in den Goldſtuhl hinein.
Herr Graa Svend ſchaute ſo höhniſch drein.

Frau Mette ſollte zum Opfer geh'n,
Herr Graa Svend ging in den Goldſtuhl zu ſteh'n.

Frau Mette kam vom Altar gegangen,
Da ſtrömen ihr Thränen über ihre Wangen.

„Herr Graa Svend, Herr Graa Svend, laß fahren Dein Begehr,
Wir vergleichen uns in dem Stuhl nimmer mehr!"

Herr Graa Svend Frau Metten in die Haare fähet
Und wirft ſie nieder zur ſchwarzen Erd.

Frau Mette kam aus der Kirche zu Haus,
Ihre Söhne entgegen ihr traten heraus.

Die Sieben die gingen entgegen ihr,
Der jüngſte breitet einen Teppich vor ihr.

„Willkommen lieb Mutter, verhehlt es uns nicht,
Was rinnen Thränen über Eu'r weißes Geſicht?"

„Drum rinnen Thränen über mein weißes Geſicht,
Herr Graa Svend vertrieb aus dem Stuhle mich.

„Das hab' ich weil Euer Vater im Grabe,
Davon ich Laſt und Spott nur habe!"

Ihren blauen Mantel warf ſie fort:
„Herr Thule, denk an Deines Vaters Mord!“

„Meine liebe Mutter wollt' Euch nicht grämen
Bald ſollt' Ihr von guter Buße vernehmen!

„Lieb Mutter Euern Scharlach leiht mir jetzt,
Lieb Schweſter die Goldkrone auf mir ſetzt!

„Leiht mir Euern Aermelmantel roth
So will' ich rächen meines Vaters Tod.“

Herr Thule hatt einen Buben klein,
Der war Herrn Graa Svends guter Freund.

Herrn Graa Svends Freund war der kleine Bub,
Er ſandte Herrn Graa Svend Botſchaft zu.

„Herr Graa Svend, wollt Euch heim begeben
Herrn Vogn's Söhne woll'n Euch ans Leben.“

„Wie ſollt ich jetzt aus der Kirche fort?
Ich ſeh eine ſchöne Brautſchaar dort.“

„Herr Graa Svend, macht Euch fort in Eil,
Die Jungfrau'nſchaar bringt Euch kein Heil [1])!“

Herr Thule über die Stätte her ſchreitet:
Herr Graa Svend reicht ihm die Hand von Weitem.

„Herr Graa Svend, behalt Deine Hand für Dich,
Du weißt, mein Vater fiel durch Dich!“

„Was ich damit gegen Dich gethan,
Mit Geld hab' ich dafür Buße gethan.

„Von Gold und Silber dreitauſend Mark,
Für'n armen Geſellen eine Buße ſtark!“

„Haſt Du meinen Vater mit Ehren gebüßt,
Doch meine Mutter vom Goldſtuhl ſtießeſt.“

---

1) Es ſcheint, daß Herr Thule in den Kleidern ſeiner Mutter und Schweſter ſich unter die Schaar der Brautjungfrau'n miſchte, um unentdeckt zur Kirche zu kommen, oder daß die ſieben Söhne die Brautſchaar bildeten.

„So helfe mir Gott und der heilige Geiſt,
Nicht rühret' ich ſie an mit der Hand ſo leis!"

Herr Thule das Schwerdt unt'rem Kleid verzieht,
Herr Graa Svend in die Kirche fliehet.

Herr Thule ihn in die Kirche trieb,
Herrn Graa Svend in blutige Stücken hieb.

Vor Mariä Altar da ſtillt ſich das Blut,
Vor St. Steffens Altar liegen beide nun.

Die Dänen ſind äußerſt reich an hiſtoriſchen Liedern; die ſchönſten darunter, die von Marſk Stig (Marſchall Stig) und die von der Königin Dagmar bilden einen Cyklus für ſich, wie die Lieder von Bernardo del Carpio oder vom Cid, und verlieren aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, obwohl auch jedes für ſich einzeln beſteht. Von den Liedern von Marſchall Stig, die ein tragiſches Ereigniß der letzten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts zum Gegenſtand haben, ſagt W. Grimm mit Recht, daß die Macht des Schickſals ſich darſtelle wie in irgend einer griechiſchen Mythe, ein ſo abgeſchloſſenes gerundetes Ganze bilden ſie. Die Lieder von der Königin Dagmar, Gemahlin Waldemar's II, und der zweiten Gemahlin dieſes Königs, einer Prinzeſſin von Portugal, ſind beſonders als Charaktergemälde höchſt merkwürdig, indem ſie die gute wohlthätige Königin, die Mutter ihrer Unterthanen, mit der ſelbſtſüchtigen, liebloſen Herrſcherin in den auffallendſten Contraſt ſtellen. Hier erſcheint die preißende und rächende Volksſtimme als das würdigſte, gerechteſte Organ der Geſchichte. Dieſe Lieder ſollten jeder Fürſtenſchule einverleibt werden. W. Grimm hat ſie ſämmtlich in das deutſche überſetzt. Viele der nordiſchen hiſtoriſchen Lieder haben dagegen auch die chronikaliſche Breite und Treue der der ſchen; ſtatt poetiſche Momente aufzufaſſen, erzählen ſie die ganze Ge-

schichte von A bis Z. Andere begnügen sich mit historischen Namen, während die mündliche Ueberlieferung oder des Dichters Phantasie von der Begebenheit wenig übrig gelassen. Geschichtlich treu und zugleich nicht ohne poetische Kraft ist König Byrge und seine Brüder [1]). Hier sehen wir einen schwedischen Stoff reiner und ursprünglicher sich im Dänischen als im Schwedischen gestalten. Die folgende Ballade, die einigermaßen an **Childe Waters** [2]) erinnert, hat ebenfalls historischen Grund. Der König ist Waldemar IV, der im vierzehnten Jahrhundert in Dänemark regierte [3]).

Volkhard Lovmandson.

Volkhard, er dient an des Königs Hof,
Sowohl mit Achtung als Ehr;
Ritter und Knappen und Fräulein und Frau'n,
Die liebten ihn alle so sehr.

Ich sage Dir, Volkhard, daß Du sollst räumen
das Land!

Frauen und Fräulein die wollten ihm wohl
Von ganzem Herzen und Sinn,
Am meisten der so treulich er dient,
Helvig, die Königin.

König Waldmar sitzet am breiten Tisch
Und denket und kümmert es ihn:
Was wohl der Volkhard Lovmandson
Den Frauen so inniglich dien'?

---

1) Udvalg danske Vis. Th. II. S. 167, bei Grimm S. 410. Schwedisch: **Svenska F. V. Th. I. S. 190.** Deutsch übersetzt von Mohnike in den Altschwedischen Balladen ꝛc. S. 47.

2) **Percy's Reliques of ancient English Poetry Vol. II. p. 213.** Uebersetzt in den Stimmen der Völker: Der eifersüchtige König.

3) Udv. danske Vis. Th. II. S. 253. Existirt auch schwedisch **Sv. Fornsånger** Th. II. S. 67, wo der Held **Falkvard Lagermanson** heißt.

Da ſpricht der kleine Edelknab',
War unverſtändig ſo ſehr;
Der wußte dem König gar böſen Rath,
Daraus ward Uebel und Weh.

„Nehmet Ihr Volkhard Lovmandſon,
In eiſerne Banden ihn ſchlag't,
Da werdet Ihr's wohl an den Frauen ſeh'n
Und wer ihn am meiſten beklagt."

Volkhard, wie er pflegte zu thun,
Wohl in die Frauenſtub' kam,
Da ſollt' er eine Zeitung vernehmen,
Wie er nicht gern ſie vernahm.

Er grüßte Frauen und Fräulein all',
So ſchön er nur konnte grüßt' er,
Am meiſten Frau Helvig, die Königin,
Die liebt' er im Herzen ſo ſehr.

Eintrat der kleine Edelknab',
Stellt hinter die Tafel ſich dort,
Er hatte ſo ſchlau eine Zunge,
Konnt' ſo wohl fügen ſeine Wort'.

„Gegrüßt ſeid, Volkhard Lovmandſon,
Hüllt Euch wohl in Eu'r Kleid,
Ihr ſollet nach Nyborg reiten,
Alſo mein Herr gebeut!"

„Soll ich nach Nyborg reiten,
So wie mein Herr gebeut,
So ſeh ich Frau Helvig, die Königin,
Zum letzten Male wohl heut'!"

Aufſtand Herr Volkhard Lovmandſon,
Bot allen den Frau'n gut' Nacht,
Ging fort wohl ohne Säumen
Zum König ins Hochgemach.

Da war die Königin Helvig,
Sie rang ihre Händ' in der Noth:
„Gott laſſe mich nimmer den Tag erleben,
Daß ich höre: Volkhard ſei todt!"

Da war Herr Volkhard Lovmandſon,
Er zu dem Könige kam,
Da war der König Waldemar,
Und alſo fuhr er ihn an:

„Höre Du, Volkhard Lovmandſon,
Biſt ein Rittersmann mit Ehren!
Gehſt Du etwa in die Frauenſtub',
Den Frauen dort Zucht zu lehren?“

„So helfe mir Gott im Himmelreich
Von Noth und von Verderben,
Ich ging dort nie in Unehr' hin,
Darauf da will ich ſterben!“ —

Da war der Volkhard Lovmandſon,
In Nyborg ritt er ein,
Da warfen ſie ihn in Eiſen hart,
Und in den Kerker hinein.

Sie ſchlugen Halseiſen um ſeinen Hals,
Harte Bande um ſeinen Fuß;
„Und was iſt's denn das ich verbrach,
Daß dies ich erdulden muß?“ —

Antwortet ein kleiner Edelknab',
Der in der Näh' es hört:
„Das iſt um Königin Helvigs willen,
Die Dir im Herzen ſo werth!“

„So helfe mir Gott, der über mir,
Und für uns litte ſo ſehr,
Die Kön'gin wär' drum nicht übler d'ran,
Wenn nimmer geboren ich wär!“

Der Volkhard, der blieb jedennoch getroſt,
Vergaß nicht Zucht noch Vertrau'n:
„Ich ſage der Königin tauſend gut' Nacht
Und all' ihren Fräulein und Frau'n!

„Ich ſage der Königin tauſend gut' Nacht,
Und all' ihren Fräulein und Frauen;
Laß ich für ſie meinen jungen Leib,
So ſoll mich mein Leben nicht dauern!“

Der König, der ließ eine Tonne machen,
Mit ſcharfen Meſſern inwendig,
Da war Herr Volkhard Lovmandſon,
Der mußte hinein lebendig.

Der Volkhard in die Tonne ſprang,
So ſein Geſchick ihn zwang;
Wer immer ſah ſein jämmerlich Loos,
Dem wurde im Herzen ſo bang.

Die Königin trat auf den Hochaltan,
Und lauſchend blieb ſie ſteh'n,
Sie hörte die Glocken von Nyborg
Bei Volkhards Leiche geh'n.

Da ſprach Frau Helvig, die Königin,
Zu den beiden Dienern darauf:
„Führet mir mein Roß aus dem Stall heraus
Und legt den Goldſattel d'rauf.

„Führt mir mein Roß aus dem Stall heraus,
Legt d'rauf den Goldſattel mein,
Ich will nach Nyborg reiten,
Und hören wie Volkhard mag ſein!“

Da war die Königin Helvig,
Die ritt nach Nyborg hin,
Da trugen ſie Volkhards Leiche ſo hoch
Entgegen der Königin.

Nimmer hört' ich, einem Ritterſohn
Sei gröſ're Ehre geſcheh'n,
Die Königin von Dänemark
Vor der Bahre ſelber thät geh'n.

Da war die Königin Helvig,
Die ſetzte ſich auf ſein Grab;
Tauſend Mark rothen Goldes
Für ſeine Seele ſie gab.

Da war die Königin Helvig,
Stieg wieder zu Roß ſonder Raſt,
So ritt ſie wieder zurücke,
Doch Kummer der war ihr Gaſt.

Und da sie vorüber dem Schlosse
Wohl an das Burgthor kam,
Da stand der Dänenkönig
Und rufte sich daran.

„Willkommen, Königin Helvig,
Was ist Euren Aeuglein geschehn?
Seid Ihr in Nyborg gewesen?
Und habt Ihr den Volkhard gesehn?

„Sagt mir bei Eurer christlichen Treu,
Gottes Wahrheit sagt mir nun an:
War Volkhard der Liebst' Euch im Herzen,
Mehr als auf Erden ein Mann?"

„Nicht ging mich der junge Volkhard
Mehr als ein And'rer an,
Dem, so Euch dienet mit Treue,
Bin ich um Euch zugethan!

„Selbst seid Ihr der Liebst' im Herzen mir,
Wie Gott im Himmel es weiß,
Die Ritter und Knappen, die Euch getreu,
Die liebt' ich zu allermeist.

„Doch sagt mir, mein adliger Herre,
In Eurem Scharlach roth,
War es allein um meine Schuld,
Daß Volkhard mußt' gehn in den Tod?"

Nicht weinte sie und nicht lachte sie,
So mannichfalt war ihr Leid.
Die erste Nacht er zu ihr kam,
Starb sie an des Königs Seit'.

Zu den merkwürdigsten Volksliedern gehören die beiden Balladen, **Habor und Signild**, und **Arel und Walborg** [1]). Beide sind norwegischen Ursprunges; und Däne-

---

1) Udv. danske Viser Th. III. S. 3 u. 255. Bei Grimm 93 u. 257. Schwedisch: Sv. Folksv. Th. I. S. 137 u. 148. Deutsch von Mohnike: Altschw. Balladen 1 u. 11.

mark und Schweden, wo ſie noch geſungen werden, und wo der üblichſte Schmuck der Bauernſtuben die Bildniſſe des letztern Liebespaares ſind, haben an ihnen unwiderſprechlich gleichen Antheil. Das unglückliche Abenteuer Habor's und Signild's, das von Saxo Grammaticus umſtändlich erzählt wird [1]), und in der jüngeren Edda wie in mehreren Skaldenliedern erwähnt wird [2]), fällt in die graue Vorzeit, in das dritte, nach einigen ſogar in das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chriſto; ohne Zweifel ſind ſchon bald nach dem Vorfall ſelbſt Lieder darauf gemacht worden, auf welche die jetzt exiſtirende Ballade, die nach Sandvig's Meinung aus dem dreizehnten Jahrhundert iſt, ſich gründet. Habor, der Königſohn, ſchleicht ſich in Mädchenkleidern bei der Tochter eines feindlichen Königs Signild unter dem Vorwand das Weben zu lernen ein. Von einer der anderen Mädchen verrathen wird er ergriffen und erhängt. Die Geliebte, um mit ihm zu ſterben, verbrennt ſich nach altnordiſcher Sitte mitſammt ihren Dienerinnen. Die Erzählung hat etwas unverkennbar Rohes, obwohl der chriſtliche Sänger, der das Lied gedichtet, es dadurch bedeutend gemildert hat, daß Habor nicht als der Mörder von Signild's Brüdern auftritt, wie in der heidniſchen Sage. Ueberhaupt iſt das Gedicht beſonders intereſſant, wenn wir darin ſeine heidniſche urſprüngliche Geſtalt mit der ſpäteren im Chriſtenthum verklärten vergleichen. Die ſchwediſchen und däniſchen Recenſionen weichen beträchtlich von einander ab; jede Nation, ja beinah jede Provinz der drei Reiche hält ſich für die rechtmäßigſte Beſitzerin, indem ſie die Erzählung an ihr Lokal knüpft und Burgtrümmer, Grabhügel ꝛc. nachweiſt, die in Beziehung auf die Liebenden ſtehen. Die größte Wahrſcheinlichkeit ſpricht, nach Geijer, für das Amt Nordland in Norwegen.

---

1) Ausgabe von Stephanius S. 128 ꝛc.

2) In den Hemingar und in den in der Heimskringla aufbewahrten Liedern; ſ. Mohnike's Ueberſetzung Th. I. S. 27 u. 30.

Dem Stoff nach minder alt, aber nicht minder merkwürdig und rücksichtlich auf poetische Schönheit und historisch-moralischen Werth der eigentliche Juwel der nordischen Volksliederliteratur, ist Arel und Walborg, die Geschichte zweier Liebenden, welche Leidenschaft und die abergläubisch-strenge Sitte der Zeit trennte, bis der versöhnende Tod sie reinen Herzens vereinigte. Oelenschläger's dramatische Bearbeitung hat es bekannter als irgend ein anderes nordisches Volkslied gemacht. Wie jenes, norwegischen Ursprunges, eignen sich ebenfalls beide Völker es zu, und Norweger wie Schweden weisen die Ortschaften nach, wo die rührende Begebenheit sich zugetragen. Der Zeit nach fällt sie entweder in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter Hakon IV. oder in die frühesten Jahre des vierzehnten unter Hakon V [1]). Das Gedicht selbst ist wahrscheinlich nicht viel jünger. Wer es liebt die Ritterzeit im Lichte zu sehen, der kann sich in diesem wunderbarschönen Gedicht des klarsten Spiegels derselben erfreuen. Die edelste Rittersitte, die lieblichste reinste Frauengestalt, Biederherzigkeit und der wahrhaft christliche Demuthssinn, der gläubig sich der Kirche unterwirft, die edele Vasallentreue, die an dem Lehnsherrn in der Noth persönliche Beleidigung nicht rächt, und vor Allem die innigste, heiligste Liebe — alles dieß zeigt es uns im leuchtendsten Abglanz der Wahrheit. Zugleich giebt es uns auch ein so genaues äußerliches Sittengemälde des Mittelalters in Norwegen, daß es auch in diesem Betreff nichts zu wünschen übrig läßt. Nur die ungewöhnliche Länge des Gedichtes (200 vierzeilige Strophen) hält uns ab,

1) Im letztern Falle würde unter dem frommen Kaiser Heinrich, an dessen Hof Arel dient, der Siebente dieses Namens gemeint sein. Im dreizehnten Jahrhundert regierte kein Heinrich in Deutschland; doch beweist dieser Umstand nichts, da Anachronismen dieser Art in Volksliedern häufig vorkommen, und überdem Heinrich der Sechste, dessen Namen wohl nach Norwegen gedrungen sein konnte, erst 1197 gestorben war.

es hier ganz mitzutheilen. Der Inhalt ist kurz dieser: Herr Arel, ein junger Rittersmann am Hofe König Hakon's, verlobt sich, als er eben nach Deutschland zum Kaiser ziehen will, seiner kleinen Base, einem Kinde das noch mit Birnen und Aepfeln auf dem Estrich spielt. Die Mutter des Kindes bemerkt wohl sie seien zu nahe verwandt, läßt aber die Sache so hingehen. Walborg wird in das Kloster gethan das Nähen zu lernen und wächst schön und lieblich heran; Arel, der unterdessen am Kaiserhofe große Ehre erworben, hört, nachdem ein böser Traum ihn schon gewarnt, von einem Pilgrime, daß Hakon der Königsohn sie zur Ehe begehre. Er beurlaubt sich darauf vom Kaiser, wird mit Ehr und Freundschaft überhäuft, gewinnt, in Norwegen angelangt, durch seiner Schwester Vermittelung Zutritt zu Walborg, findet sie treu und verlobt sich noch einmal mit ihr. Walborg, von ihren Mutterbrüdern und des Königsohnes Leidenschaft gedrängt, erklärt fest daß sie Arels sei. Da findet „der schwarze Bruder Knut" Rath. Er bringt den Stammbaum der beiden Liebenden hervor, der im Kloster aufgehoben ist, aus dem hervorgeht, daß sie dritt Geschwisterkinder sind. Außerdem hat Eine Frau sie zur Taufe gehalten. Sie sind also doppelt verwandt und dürfen einander nicht heirathen. Die Verlobten werden vor das Kirchengericht beschieden; ein Handtuch, das sie beide an den Enden fassen müssen, wird zwischen ihnen zerschnitten und sie sind feierlich geschieden. Der Erzbischof, von Mitleiden gegen sie, voll Zornes gegen den schwarzen Bruder Knut, thut seufzend was seines Amtes ist. Allein die fortdauernde Anhänglichkeit der Liebenden erweckt die Eifersucht in Hakon; er spricht den Verdacht eines zu vertrauten Verhältnisses aus; nach dem Gesetz müssen zwölf Ritter den Reinigungseid für die verleumdete Jungfrau schwören, wenn ihre Unschuld anerkannt werden soll. Ihre Blutsfreunde verlassen sie, aber eine Freundin ihrer Mutter treibt Gatten und Söhne und deren Freunde in den Kampf für sie. Die Stelle ist von ungemeiner Lebendigkeit:

Elf Herzogsöhne ließen sich seh'n,
Gekleidet in fürstlichem Staat,
In Pelz und Zobel und Marder schön,
Gekräuselt war ihr Haar.

Elf Grafen kamen in einer Schaar
Gar muthige Helden werth,
Gekräuselt war ihr goldnes Haar,
Vergoldet war ihr Schwerdt.

„Nun wollen wir schwören den Reinigungseid,
Für die Jungfrau wollen wir schwören;
Ihr Ritter und Jungfraun, tretet herbei,
Ein jeder von Euch mag es hören!"

Aufs Meßbuch legte Heer Axel die Hand,
Am Griff hielt er sein Schwerdt.
Bei ihm standen alle die ihm verwandt,
Die tapfersten Ritter werth.

Den Griff hielt er in seiner Hand,
Und die Spitze gegen einen Fels;
Seinen Eid zur Stunde schwur er dann,
Er schwur ihn sicher und fest.

„Wohl hab' ich Walborg die Jungfrau geliebt,
Sie war mein höchster Trost.
Doch bin ich ihr nie gekommen so nah,
Daß ich sie einmal geküßt."

Auf's Meßbuch legte die Jungfrau die Hand,
Und schwur mit festem Vertraun:
„Nie hat mein Auge den Muth gehabt,
Herrn Axel anzuschaun."

Sie hoben über sie einen Himmel schön,
Ihr Lob ertönte laut;
Sie eilten mit ihr in den Saal zu geh'n,
Und nannten sie des Königs Braut.

Der gute Bischof verschafft den Liebenden noch einmal eine Unterredung zum Abschied. Die rührende Einfachheit und herzliche Unschuld in dieser letzten Abschiedsscene über-

trifft bei weitem Alles was neuere Dichter der Art geleiſtet haben:

„O Walborg ed'le Roſe, ſag an
Da nun wir allein ſind, wir beiden,
O ſage wie fangen wir beid' es an,
Daß verſchwinden unſ're Leiden?

„Erhalt' ich den König zum Gemahl,
So geſchieht es wider meinen Willen;
Und wenn ich auch lebte tauſend Jahr
So wird er mir nie zu Sinne!

„Im Hochſaal will ich ſitzen mit Fleiß
Und wirken das rothe Gold,
Und trau'rig will ich verleben die Zeit
Wie die Turteltaube hold.

„Sie ruhet nie auf dem grünen Zweig,
Ihre Beine ſind nie ſo müde;
Sie trinket nie das Waſſer rein,
Sie rühret es erſt mit den Füßen.

„Mein Herr, Ihr reitet ſo freudiglich
Zu jagen die wilden Rehe,
Und alle Gedanken, die Ihr habt, an mich
Die laſſet Ihr bald vergehen!

„Mein Herr, Ihr reitet ſo luſtiglich
Zu jagen die wilden Haſen,
Und alle Gedanken die Ihr habt an mich,
Die laſſet Ihr ſchnell wieder fahren!“

„Und reit' ich auch in den Roſenhain
Um die Rehe, die ſchnellen, zu jagen,
Was ſoll ich denn thun zur nächtlichen Zeit
Wenn ich ſchlaflos lieg' auf dem Lager?

„Mein väterlich Gut verkauf' ich alsbald,
Für Silber und Gold ſo roth.
Dann will ich zieh'n in ein fremdes Land,
Und grämen mich ſelber zu Tod!“ —

Unterdeß fallen die Schweden in Norwegen ein; Ha-

ken zieht aus sein Land zu beschützen und Arel wird zum Hauptmann erwählt. Der König fällt und vermacht dem edelmüthigen Ritter, der ihm in der Noth beistebt, Reich und Braut. Aber Arel kann des Erbes nicht froh werden; er rächt Hakon's Tod und fällt dann selbst von achtzehn Wunden getödtet:

„O saget schön Walborg viel tausend gute Nacht,
Unser Herr Gott wird sie geleiten,
Im Himmel treffen wir uns wieder bald
Und leben dort beid' in Freude!"

Schön Walborg geht in ein Kloster, und die in allen ihren Theilen gleich herrliche Ballade endigt mit dem Seufzer:

Gott vergeb es dem der Ursach' war
Daß beide nicht kamen zusammen!
Sie liebten einander so treu und wahr,
Mit züchtigen Liebesflammen [1])!

Die Mehrzahl nordischer Volksballaden endet tragisch; doch sehen wir in ihnen auch oft den kecken Muth der Liebe mit gutem Erfolg gekrönt. Um sie besser zu charakterisiren, lassen wir hier eine Reihe von Balladen mannichfacher Art folgen, von denen die meisten unseres Wissens noch nie in das Deutsche übersetzt worden sind.

Schön Ellensborg [2]).

„Höret Ihr, schöne Ellensborg,
Wie lange wollt' Ihr warten auf mich?
Indessen ich reite aus zu Land
Von Sünden zu reinigen mich."

Und nun verlangt es mich!

---

1) Obige Fragmente sind aus Mohnike's Uebersetzung.
2) Udv. danske Viser Th. IV. S. 268.

„In's achte Jahr will ich Eurer harr'n,
Mit aller Freunde Genehm.
Ich will mich keinem verloben,
Und wär's auch der König, der käm'."

Das achte Jahr das war kaum um,
Schön Ellensborg dauert' es lang.
Da nahm den blauen Mantel sie um,
Zum Strand nahm sie den Gang.

Da war die Jungfrau, schön Ellensborg,
Ging auf und ab am Strand,
Da sah sie einen Steuermann,
Der steuert sein Schifflein ans Land.

„Höret Ihr, guter Handelsmann,
Was habt zu verkaufen Ihr da?"
„Wir haben Zwillich und Leinen,
Die besten, die 'ne Jungfrau je sah!

„Wir haben Zwillich und Leinen
Und Seide grün wie Laub!
Meine liebe Jungfrau, kauft uns was ab,
Wir geben Euch guten Kauf!"

„Nicht frag' ich nach Zwillich und Leinen,
Und Seide wie Laub so grün;
Sah't Ihr nicht meinen Schwestersohn,
Ich gräm' mich zu Tode um ihn!"

„Nicht kennen wir Euren Schwestersohn,
Wir kennen Herrn Peter, den reichen;
Er hat sich einer Jungfrau verlobt
In Oesterkönigs Reiche."

„Und hat er sich einer Jungfrau verlobt
In Oesterkönigs Reiche,
Das wolle verhüten der höchste Gott,
Daß er so falsch sich zeige!"

Da war die schöne Ellensborg
Die zog ihr Kleid sich an,
Und so ging sie in die Oberstub'
Zu ihrem Bruder hinan.

„Und höre Du liebster Bruder mein,
Sag Deinen Rath mir an,
Darf ich nun fahren nach Oesterreich
Zu holen meinen Bräutigam?“

„Höre Du, liebe Schwester mein,
Das wäre ja Schand und Scham,
Zög' eine Jungfrau in's fremde Land
Zu holen ihren Bräutigam.“

„O Bruder, leih' Dein Schifflein mir,
Uebers salz'ge Meer mich zu tragen,
Laß Deine Knappen folgen mir,
Ich möcht' es selbst gern wagen!“

„Höre Du, liebe Schwester mein,
Gott gebe Ruh Deinem Sinn!
Warte Du nur bis zum Sommertag,
Da folg' ich Dir selber wohl hin!“

Da ging die Jungfrau, schön Ellensberg,
Mit vielen Thränen hinaus,
Und ging wohl in ihr Kämmerlein
Und sann sich anderes aus.

Da setzte sie ihre Mädchen im Kreis
Stellt sich in ihre Mitte,
Da nahm sie eine Scheere von Gold
Und rings ihr Haar abschnitte.

Und Kleider ließ sie sich schneiden und näh'n
Recht einem Rittersmann gleich,
So fuhr sie über das salzige Meer
Nach Oesterkönigs Reich.

Sie selber, sie setzt sich als Steuermann,
Die Frau'n auf die Ruderbank,
So trieben sie weder heiter noch froh
Vom Lande den Wogen entlang.

Die seid'nen Segel zogen sie auf,
Und hohen vergoldeten Mast;

So segelten sie zwei Monden lang,
Nach Oesterreich sonder Rast [1]).

Da war die Jungfrau schön Ellensborg
Sie brachte das Schifflein an's Land,
Da ging ein kleiner Knabe,
Wohl auf dem weißen Sand.

„Und höre Du kleiner Knabe,
Was ich nun sage Dir,
Weißt Du wohl wo Herr Peter ist,
So birg' es nicht vor mir!"

Antwortet der kleine Knabe
In seinem rothen Kleid:
Heut feiert er sein Hochzeitfest
Mit einer gar hübschen Maid.

Da war die stolze Ellensborg
Nahm das Schwerdt wohl unter ihr Kleid,
So ging sie in die Oberstub'
Zu Frauen und Jungfrau'n ein.

Da war die schöne Ellensborg
Die trat ein in die Thür,
Da war der Ritter Herr Peter,
Stand auf und entgegen ging ihr.

Da stand der Ritter Herr Peter,
Den Silberkrug in der Hand.
„Sei mir willkommen, mein Schwestersohn,
Willkommen im fremden Land!

„Sei mir willkommen mein Schwestersohn,
Und tausend willkommen allhie,
Wie hast Du mein' Vater und Mutter verlassen,
Und warum verließest Du sie?"

„Hört Ihr, lieb Mutterbruder mein,
Schleunig Euch heim verfügt,

1) Es versteht sich von selbst, daß damit nicht unser Oesterreich, sondern irgend ein östliches Land gemeint ist.

Eur' Vater der liegt auf der Todtenbahr
Auf dem Siechbett die Mutter Euch liegt!"

„Dieß iſt wohl nicht Eur' Schweſterſohn,
'Nem Weibe gleicht er ſo recht;
Sein Haar das ſcheint wie geſponnen Gold
Gewunden in Seidengeflecht!"

„Höret einmal, meine guten Leut',
In's Brautbett' bringet mir dieſe,
Indeß ich geleite meinen Schweſterſohn
Wohl über die grüne Wieſe!"

„Da ſind der Ritter und Knappen genug
Euer'n Schweſterſohn zu geleiten,
Ihr aber, Herr Ritter Peter,
Ihr ſolltet ſelber hier bleiben!"

Da war der Ritter Herr Peter
Er griff zum Wanderſtabe,
Da war die ſchöne Ellensborg
Die ſteuert ihr Schiff aus dem Haven.

Da mitten auf den Sund ſie kam,
Da ließ ſie fliegen ihr Haar:
„Klein Chriſtel [1]) trage den Kummer nun
Der geſtern der meine war!"

Hab Dank Du ſchöne Ellensborg!
Wo findet Ihr Eine ihr gleich?
Sie holte ſich ihren Bräutigam
Aus Oeſterkönigs Reich.

Nun hat die ſchöne Ellensborg
Verwunden Sorg und Harm,
Nun ſchlummert ſie ſo freudiglich
In Herren Peter's Arm.

---

1) Chriſtel, klein Chriſtel, Kirſtin, Kirſtelile, iſt in däniſchen und ſchwediſchen Liedern der ſtereotype Name für edle Fräulein, wenn ſonſt kein anderer Name genannt wird. So Herr Peter unter den Rittern. Peter und Chriſtel ſind ein ſtehendes Liebespaar durch die ganze Volksliederliteratur hindurch.

Die Geſchwiſter [1]).

In Herrn Sverkels Hof ein Tanzfeſt war,
Da tanzte klein Chriſtel mit fliegendem Haar.

So züchtig iſt die Jungfrau die mich bezwang!

Da tanzte der König und all' ſeine Mann,
Klein Chriſtel ſtimmt ihnen ein Liedlein an.

Herr Sverkel ſtreckt ſeine Hände nach ihr:
Komm' her, klein Chriſtel, und tanze mit mir!

Er drückt' ihr die Finger, er flüſtert' ihr zu:
„Klein Chriſtel, ſei mein Herzliebchen Du!“

Er drückt' ihr den Finger, ihr Füßchen er trat:
„Schaff meiner Sehnſucht Mittel und Rath!“

Der Tanz ging über den hohen Altan,
Da verlobt ſich klein Chriſtel dem Rittersmann.

Herr Sverkel ſchlägt über ſich ſeinen Scharlach,
Und gehet in ſeiner Mutter Gemach.

„Heil ſei Euch, liebſte Mutter mein,
Ich hab' mich verlobet der Chriſtel klein.“

„Das verhüt' unſ're Frau dort oben,
Daß Bruder und Schweſter ſich ſollten verloben!

„Nimmer könnt Ihr kommen zuſammen,
Geſchwiſter ſeid Ihr von Einem Stamme!“

„Nun ſagt, meine Mutter, mir nichts verſchweigt,
Wann habt Ihr lieb klein Chriſtel erzeugt?“

„Die Zeit da Du warſt nach Rom gegangen
Da hab' ich die Roſenblume empfangen.

„Die Zeit da Du warſt am heiligen Grabe
Den klaren Spiegel geboren ich habe.

1) Udv. danſk. Viſer Th. III. S. 358.

„An der Königin Hof da wuchs sie auf,
Drum trägt sie Scharlach mit Marder darauf."

„Nun gebt mir Rath lieb Mutter mein,
Wie soll ich vergessen lieb Christel klein?"

„Jag Du den Hirsch, die Hindin im Wald
Wirst Du klein Christel vergessen alsbald!

„Jag Du den Hirsch und jag das Reh
Vergeht Dir wohl der Sehnsucht Weh!"

Er jagte den Hirsch und die Hindin,
Nicht kam ihm die Jungfrau aus seinem Sinn.

Er jagte den Hirsch und jagte das Reh,
Nimmer verging ihm der Sehnsucht Weh.

So ward der Ritter in die Ferne getrieben,
Die Jungfrau ward in ein Kloster gegeben.

Kein kleiner Vogel geflogen kam
Sie fragt ihn nach ihrem Bräutigam.

Kein kleiner Vogel flog dahin
Nach seiner Braut da fragt er ihn.

Schön Anna [1].

Die Räuber wollten stehlen geh'n,
So weit in's fremde Land;
Da stahlen sie fort ein Königskind,
Die Jungfrau, schön Anna genannt.

---

1) Wahrscheinlich eines der ältesten nordischen Lieder, das sich in mehreren abweichenden Versionen dänisch und schwedisch findet: Udv. dansk. Viser Th. IV. S. 59. Schwedisch: **Svenska Folk Visor I. S. 24. Svenska Fornsänger Th. I. S. 291. Nach ersterem von Mohnike deutsch: Altschw. Balladen, S. 57.** Eine schottische Uebersetzung hat Jamieson in seinen Popular Ballads gegeben. Eine deutsche Uebersetzung ist uns nicht bekannt. Dieß Stück gehört zu denen, die

Sie führten sie in die Fremde fort,
Eines Herzogs Sohn zu Hand;
Gar vieles Geld gab er für sie,
Die Jungfrau schön Anna genannt.

Sie lebten zusammen in's achte Jahr
Sieben Söhne zusammen hatten;
Um ihre Tugend und Demuthssinn
Nahm der Herr sich keine Gattin.

Es war der Herr von Mecklenburg
Aus fürstlichem Blut und Stamme,
Des Königs Tochter von Engelland,
Wohl paßten sie zusammen.

Das achte Jahr vergangen war,
Da konnte sie's merken und erkennen,
Daß er eine And're freien wollt,
Und wollte sich von ihr trennen.

Vor seine Mutter trat sie hin,
„Frau Mutter, sprach sie zu ihr,
Wollt' Euren Sohn doch bitten darum
Daß er sich vermähle mit mir."

„Fürwahr das will ich gerne thun;
Gern' helf ich Dir dazu,
Er könnt' sich keiner Jungfrau verloben,
Die mir lieber wäre als Du!"

Die Fürstin ging zu ihrem Sohn:
„Herr, sprach sie, Gelichter mein,
Wann kommts, daß Du dieß Wüstlingsleben
Wirst überdrüßig sein?

---

früh nach Großbritannien eingewandert, denn wir finden schottische Balladen, die offenbar aus derselben Wurzel entpressen sind. S. weiter unten: Volkslieder der brittischen Volkerschaften. Auch im Holländischen findet sich die nämliche Ballade unter dem Titel: Jungfrau Adelhaid und König Alewijn, s. Hoffmann's holländ. Volkslieder S. 164. Im Deutschen existirt ebenfalls eine Reminiscenz davon in einem Volksliede, das sichtlich aus zweien zusammengesetzt ist: des Knaben Wunderhorn Th. II. S. 274.

„Vermähle Dich schön Annen, Herr,
Wird sie Dein ehlich Gemahl
Dann kommen Deine sieben Söhne
Zu Ehren auf einmal."

„Frau Mutter, nein, das kann ich nicht,
Sie ist aus fremden Landen,
Kenn' ich doch ihre Eltern nicht
Ich hab' sie im Kauf erstanden!"

Der Herr ließ Briefe darauf ergeh'n,
Den Hochzeitsbrief verfassen,
Eine And're macht er zur Königin
Schön Annen wollt' er verlassen.

Schön Anna geht in die Oberstub'
Sie hörte die Ritter sprechen:
„O wollte Gott im Himmelreich,
Mein armes Herz möcht' brechen!"

Schön Anna stand in der Oberstub'
Sie hörte der Ritter Treiben:
„O helfe mir Gott im Himmelreich,
Mein Liebstes möchte mir bleiben!"

Der Herr ging vor schön Anna zu steh'n,
„Schön Anna, liebliche Frau,
Was giebst Du wohl für Gaben gut
Nun meiner fürstlichen Braut?"

„Ich will ihr geben 'ne reiche Gab'
König, Gebieter mein!
Ich geb' ihr meine sieben Söhne
Die sollen ihre Diener sein."

„Das wäre geringe Gabe nur,
Mußt and're Gaben ersinnen,
Anna, tugendlich Weibchen Du,
Willst Du meine Freundschaft gewinnen!"

„So geb' ich ihr eine Gabe reich
Mein Herr und Gebieter, sie sagte,
Ich geb' ihr Euer'n eig'nen Leib,
Dem ich so ungern entsagte!"

„Das wäre geringe Gabe nur,
Woll' and're Gaben erſinnen,
Gieb Deine beſte Goldſpang ihr
Willſt Du ihre Freundſchaft gewinnen!"

„Meine beſte Goldſpange geb' ich ihr nicht,
Die will ich nimmer entbehren,
Die gabt Ihr mir als Morgengabe
Als Ihr empfingt meine Ehre."

Der Herr ging vor ſeiner Braut zu ſteh'n,
„Meine fürſtliche Braut und Gemahl,
Was gebt Ihr Annen für Gaben nun,
Annen mein Liebchen einſtmal."

„Ich will ihr geben Gaben gut,
König, mein Herre, ſprach ſie,
Ich geb' ihr meine vertrag'nen Schuh,
Die paſſen am beſten für ſie."

„Fürwahr, das wären nicht Gaben genug,
Meine ed'le Braut und Fürſtinne,
Ihr gebt ihr and're Gaben gut,
Wollt Ihr meine Freundſchaft gewinnen."

„So will ich ihr geben Gaben gut,
Mein König ſprach ſie, und Herr!
Ich will ihr meine ſieben Mühlen geben,
Die liegen übern Rhein, ſo fern.

„So ſchön gelegen die Mühlen ſind,
Geſchmückt ſind ſie ſo reizend,
Und das kann ich Euch mit Wahrheit ſagen,
Sie mahlen Zimmet und Waizen."

Schön Anna, ſie ſagte: „Mein ed'ler Herr,
Wollt Ihr mir Eines verſtatten,
Daß ich gehen mag in die Oberſtub'
Zu ſehen Eure junge Gattin?"

„Nein, wahrlich, ſchön Anna, das mußt Du nicht thun,
Du darfſt dahin nicht gehen,
Komm Du nicht in das Brauthaus,
Laß mich Dich dorten nicht ſehen!"

Sie ging vor seine Mutter zu steh'n,
Sprach, Mutter gnädige Frau,
Darf ich wohl in das Brauthaus geh'n,
Meines Herren Braut zu schau'n?

„Fürwahr, schön Anna, das magst Du thun,
Geh' Du die Braut zu schau'n,
Doch zieh Deine besten Kleider an,
Mit all' Deinen Mädchen und Frau'n."

Schön Anna in die Thür eintrat,
Mit Schmerz und bittrem Leide;
Ihre sieben Söhne gingen vor ihr her,
In Scharlach alle gekleidet.

Sie trug eine silberne Kann' in der Hand
Der jungen Braut zu schenken,
Die Thränen rannen ihr über die Wang'
Warum kann Jeder sich denken!

Die Braut ging vor ihrem Herrn zu steh'n,
„O König sprach sie und Herr!
Wo ist die schöne Jungfrau her,
Warum weint sie so sehr?"

„Hört meine liebe junge Braut,
Nicht will ich was wahr ist verschweigen
Es ist die Schwesterntochter mein
Gebracht aus fremdem Reiche."

„O nein, mein Herr, dem ist nicht so,
Das kann ich wohl verstehen,
Das mag gewiß Eu'r Liedchen sein,
Rathe Gott wohin das wird gehen!"

„Die Wahrheit ich Euch sagen will,
Zu ihrem Schmerz und Grame
Ward sie mir einst für Geld verkauft,
Aus fremdem Land sie kame.

„Das sind ihre Kinder die Ihr hier seht,
Sieben Söhne die vor Euch stehen;
Die sollen nun Eure Diener sein,
Drum will sie in Kummer vergehen."

„Ich hatte einst eine Schwester klein,
Eine Schwester, schön Anna genannt;
Die ward von Räubern fortgestohlen,
Verkauft in fremdem Land.

„Sie ward gestohlen als kleines Kind
In ihrer Jugend Tagen,
Ihren Eltern zu gar großem Harm,
Hörten nie auf um sie zu klagen!

„Du bist schön Anna die Schwester mein
Du ed'le Rosenblüthe,
Meine Mutter, seit Du aus dem Land entführt,
Ward nimmer froh im Gemüthe!"

Da war großer Jubel über all den Hof,
Da war große Lust und Freude;
Der König und schön Anna da
Zusammen blieben die beide.

Die junge Braut fuhr wieder heim
In ihres Vaters Lande;
Der jüngste Sohn folgt ihr dahin,
Seine Mutter war schön Anna.

Auch die folgende rührende Ballade existirt in beiden Sprachen in zahlreichen Versionen und ist auch schon von Grimm aus dem Dänischen, von Kosegarten aus dem Schwedischen in das Deutsche übertragen. Wir geben sie hier in abweichender Gestalt, wie sie noch in den letzten Jahren in Jütland gesungen und aus dem Munde eines Landmädchens aufgenommen worden. Auch die Faröer singen sie [1]).

Midel und Christel.

Herr Midel dient an des Königs Hof,
Des Königs Tochter hat er verlockt.

---

1) S. Danske Tilskuer 1793. No. 14. und Bragur Th. III. S. 292.

Die Königin ihre Tochter zu sich entbeut:
„Ist's wahr, was von Dir sagen die Leut'?

„Dann soll er eben am Galgen hängen,
Und Du sollst unten auf dem Holzstoß verbrennen!"

Klein Christel den blauen Mantel umhängt,
Herrn Midel zu sehen die Jungfrau es drängt.

Klein Christel so traurig zu Muthe war ihr:
„Steh auf, schön Midel, und öffne mir!"

„Mit Keinem hab' ich Abred' gemacht,
Und Keinen laß ich herein hier zu Nacht."

„Steh auf, schön Midel, und laß mich ein,
Ich hab' gesprochen mit Mutter mein.

„Dich will sie eben am Galgen hängen,
Mich will sie unten auf dem Holzstoß verbrennen!"

„Nein, nimmer will ich hängen für Dich,
Und nimmer sollst Du brennen für mich!

„Nun sammle Du eilig das Gold aus dem Schrein,
Indeß ich sattle das Grauroß mein."

Er schlug um sie den Mantel so blau,
Und hob sie auf sein Roßlein grau.

Und als sie kamen vor den Ort hinaus,
Da schweifen ihre Augen zum Himmel hoch auf [1]).

„Mein Liebstes, und schreckt Dich des Weges Länge?
Wie, oder scheint Dir der Sattel zu enge?"

„Nicht schreckt mich, Liebster, des Weges Länge,
Der Sattel aber wird mir zu enge!"

Er breitete aus den Mantel so blau:
„Beliebt Dir's, klein Christel, zu ruhen darauf?"

---

1) Oder auch:
Und als sie kamen in den Rosenhain nun,
Da verlangt es klein Christel ein Stündchen zu ruh'n.

„Wollte Chriſt, daß eine meiner Frauen wär' hier,
Bevor ich ſterbe zu helfen mir!"

„Deine Frauen ſind alle ſo fern von Dir,
Du haſt hier Niemand außer mir!"

„Viel lieber lieg' ich zur Erde todt,
Als ein Mann ſollt' ſehen Weibesnoth!"

„Dies Tuch nimm, bind's vor die Augen mein
Und laß mich als Wärterin bei Dir ſein!"

„Wollte Chriſt, ich könnte die Lippen 'mal netzen,
Das würde mein ſorgenvoll Herze letzen!"

Schön Midel der war ihr ſo treu und gut,
Er holt ihr Waſſer im Silberſpangenſchuh.

Schön Midel er ging durch den Wald ſo dicht,
Der Weg zum Brunnen der endete nicht.

Und als er that zu dem Brunnen gelangen,
Da ſaßen zwei Nachtigallen und ſangen:

„Klein Chriſtel liegt todt auf Waldesmoos,
Zwei kleine Söhnlein in ihrem Schooß!"

Der Nachtigallen Sang, den achtet' er nicht
Und gehet zurück durch den Wald ſo dicht.

Doch da er war durch den Wald gedrungen,
Da war es wahr was die Vöglein geſungen!

Er grub ein Grab wohl tief und breit,
Da legt' er ſie alle drei hinein.

Und als er ſo über dem Grabe ſtund,
Da war's ihm als weinten die Kindlein da unten.

Er ſetzte ſein Schwerdt wohl gegen den Stein
Und ſtieß es ſich in's Herz hinein.

Klein Chriſtel, die war ihm ſo treu und werth,
Nun lieget er bei ihr in ſchwarzer Erd'! —

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände altnordischer Balladen gränzt fast an das Unglaubliche, während die Art der Auffassung im Ganzen nur einformig genannt werden kann. Die meisten haben die Gedrungenheit und dramatische Anschaulichkeit der hier mitgetheilten; unter den nicht eigentlich historischen Balladen giebt es nur wenige, die sich durch eine lange Erzählung hinschleppen, und selbst an sich werthlose Stücke, in denen wir bloße Nachahmungen erkennen, haben oft überraschend glückliche Momente. Viele Lieder, die rücksichtlich der Poesie unbedeutend sind, gewinnen Interesse als Beiträge zur Sittengeschichte, z. B. die „fortalte Utroldighed", die offenbarte Unschuld[1]), deren Stoff die Feuerprobe eines verleumdeten Mädchens ist. So auch die Klosterentführungen, die den Inhalt vieler Lieder ausmachen. In einem davon, das sich erst durch eine ziemlich flache Erzählung von zwanzig bis dreißig Strophen hinzieht, läßt sich der Liebhaber als Todter einkleiden, um im Kloster beigesetzt zu werden, und so der Geliebten beizukommen. Die Schöne jammert über seinem Leichnam:

Auf da stand Herr Morton,
Er konnt' nicht ertragen ihren Schmerz;
Ab warf er die Leichengewande
Und nahm die Liebst' an sein Herz.

„Hör Du meine liebe theure Braut,
Laß fahren Trauer und Klagen,
Nun sollst Du mir gleich aus dem Kloster folgen,
Wenn Dich ein Rößlein kann tragen.

„Die Rosse die stehen im Klosterhof,
Die schwarzen, die wollen wir reiten,
Eisengekleidet sind all' meine Mann,
Die sollen uns sicher geleiten!"

Da war der Ritter, Herr Morton,
Mit Marder und Zobel sie deckt;

1) Udv. danske Viser Th. III. S. 338.

Da folgte sie ihm so freudiglich
Wohl aus dem Kloster hinweg.

Alle da standen die Klosterjungfrau'n
Und lasen in ihrem Buch,
Und dachten, es wär' Gottes Engel,
Der die Jungfrau von hinnen trug.

Alle da standen die Klosterjungfrau'n
Und dacht' eine Jede bei sich:
„Wollte Gott, es kam so ein Engel
Und trüge von hinnen auch mich [1])." ꝛc.

Wir vermuthen, daß diese Ballade nicht vor der Zeit des Verfalles der Volksdichtkunst, d. h. vor der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gedichtet ward: der naive Spott, der darin herrscht, verträgt sich nicht mit der Unbefangenheit der ächten Romantik, die während der erwähnten Periode ganz und gar in das Grab sank, welches ihr in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gegraben war. Mehr und mehr sehen wir von da an die poetische Produktionskraft der Nation ersterben; während die Geister, von Deutschland aus mächtig angeregt, sich der ernsteren Sorge um das Wohl der Kirche und das Heil der Seele eifriger hingaben. In den folgenden Liedern, die Nyerup als Hervorbringungen der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts giebt, läßt sich noch das Echo der untergegangenen Zeit vernehmen. Das erstere existirt nicht allein auch schwedisch, sondern ebenfalls holländisch, beides mit geringen Abweichungen [2]). Das zweite Stück ist nicht ohne Anmuth [3]).

---

1) Die beiden Schlußverse kommen auch in einem schwedischen Liede ähnlichen Inhaltes vor Sv. F. V. Th. I. S. 179.

2) Das Lied ward Nyerup von Nerwegen aus mitgetheilt. Schwedisch Sv. F. V. Th. III. S. 61. Deutsch: Altschw. Balladen S. 133. Holländisch: Proben altholl. Volkslieder übers. von D. L. B. Wolff. Gnes 1832. S. 31.

3) Uppsala af Danske Biser fra Midten af det 16de Aarhundrede til henimod Midten af det 18de. Udgivet af Nyerup. Kjøbenhavn 1861. Th. I. S. 72 u. Th. II. S. 8.

Wiedervergeltung.

„Wenn alle diese Berge wären von Gold
Und all' diese Wasser von Wein,
Viel lieber möcht' ich, stolz Jungfräulein,
Euch nennen die Liebste mein!"

„Habt Ritter Ihr solch Verlangen nach mir
Und habt solche Liebe für mich,
So reitet nach meines Vaters Hof
Und werbet in Ehren um mich!"

„Wohl ritt ich zu Deinem Vater schon,
Dein Vater verweigert Dich mir,
Stolz' Jungfrau, nimm Urlaub für Dich selbst
Und zieh aus dem Lande mit mir!"

„Ich! sollt' ich nehmen Urlaub allein,
Und Freunde nicht fragen um Rath!
Kaum wär' ich gekommen in's fremde Land,
So würd' ich von Euch verschmäht."

„Ich! sollt' ich Euch also hintergeh'n,
Als wär' ich geboren vom Knecht!
Mein Vater war ein Graf so kühn,
Meine Mutter von Fürstengeschlecht.

„Ich! sollt' ich also hintergeh'n
Mein allertheuerstes Lieb!
Euer Vater ist ein König so stolz
Und Ihr vom Kaisergeblüt!"

Und da erwachte die stolze Jungfrau
Beladen mit innigem Schmerz:
„Ach, hast Du gelobt einem Ritter Deine Treu',
Bevor Du gezrüfet sein Herz [1])!

---

1) In der schwedischen Version ist die Katastrophe durch die Worte angedeutet:

Doch als er gekommen ins fremde Land,
Da brach er seinen Eid.

Es scheint hier im Dänischen ein Vers zu fehlen.

„Chriſt gebe, ich könnte verwinden meinen Harm,
Ja könnte verwinden meinen Harm,
Du Ritter, der mich ſo ſehr hinterging,
Mögſt werden elend und arm!“

„Gewiß erlebſt Du den Tag ſo gut,
Daß Du verwindeſt Deinen Harm,
Aber nimmer erlebſt Du den Tag ſo gut,
Daß ich werd' elend und arm.“

„Chriſt geb', ich könnte verwinden meine Noth,
Ich könnte verwinden meine Noth;
Du Ritter, der mich ſo hinterging,
Du mußteſt mich bitten um Brot.“

„Gewiß erlebſt Du den Tag ſo gut,
Daß Du verwindeſt Deine Noth,
Aber nimmer erlebſt Du den Tag ſo gut,
Daß ich Dich bitte um Brot.“

Da ſtand nun ſieben Jahr oder neun
Die Jungfrau, verwand ihren Harm;
Der Ritter, der ſie ſo hinterging,
Ward beides, elend und arm!

Da ſtand nun an ſieben Jahr oder neun
Die Jungfrau, verwand ihre Noth;
Der Ritter, der ſie ſo hinterging,
Mußt' bitten die Jungfrau um Brot.

„Steht auf, ſteht auf meine Söhne zwei,
Und gebt Eurem Vater mein Gold,
Ich kannt' ihn eines Tages ſo gut,
Und war ihm einſtmals ſo hold!

„Steht auf, ſteht auf meine Söhne zwei,
Und gebt Eurem Vater Brot,
Ich denke wohl noch des Tages gut,
Da er ritt auf dem Goldſattel roth.

„Steht auf, ſteht auf meine Söhne zwei,
Und gebt Eurem Vater Wein,
Ich denke wohl noch des Tages gut,
Da er ward der Liebſte mein!“

Auf ſtand der Jungfrau Vater ſtolz
Und horchte und horchte darauf;
Er zog ſein Schwerdt und mit Einem Schlag
Schlug er ab des Ritters Haupt.

Der König nahm das blutige Haupt
Und ſchleudert's ihr in den Schooß;
„Und haſt Du ſo viel ſchon gelitten um ihn,
Magſt auch noch beweinen ſeinen Tod!“

Die Jungfrau nahm das blutige Haupt
Und küßt ihn dreimal auf den Mund;
„Wohl hab' ich gehabt den Ritter ſo lieb!“
So ſtarb ſie zur ſelbigen Stund'!

Freiersritt.

Aus dem 16ten Jahrhundert.

Zur Nachtzeit lag' ich und thät darauf ſinnen,
Wie ich mir möcht' eine Jungfrau gewinnen.

Und darum trauerte ſie nicht!

Ich ſattlet' mein Roß und ritt hinweg,
Schwarz war die Nacht und lang war der Weg!

Und da ich kam vor Burgesthor,
Einen Jungfrautanz traf ich davor.

An den Lindenzweig mein Roß ich band,
Und traurig ganz allein ich ſtand.

Vor tanzt eine Jungfrau ſo ſchön und fein,
Ich möchte ſo oft ſie wäre mein'!

Durchflochten mit Seide war ihr Haar,
Ein Roſenkranz d'rauf geſetzet war.

Die Jungfrau ſtreckte die Hand nach mir:
„Willſt Du, ſchöner Ritter, tanzen mit mir?“

„Und nimmer will ich tanzen mit Dir,
So Du dich nicht verlobeſt mit mir.“

Da fragte die ſchöne Jungfrau ſchnell:
„Und wo iſt Dein Haus und wo iſt Dein Feld?“

„Verkaufet hab' ich Hof und Land,
Und das Geld iſt in des reichen Mannes Hand.“

„Und haſt Du verkaufet Hof und Land,
Bekommſt Du nimmer meine Hand.“

„Und Geld und Güter hab' ich ſo viel,
Meine ſchöne Jungfrau, verlob' Dich mit mir.“

Ich drückt' ihr den Finger, trat näher zu ihr:
„Meine ſchöne Jungfrau, Eu'r Herz ſchenkt mir!“

Ich drückt' ihr den Finger, auf's Füßchen ihr trat:
„Wann wißt' meiner Sehnſucht Ihr Heilung und Rath?

„Hört mich nun an, ſchön Jungfrau mein,
Wann ſoll denn unſ're Hochzeit ſein?“

„Wir wollen warten bis Mitſommers Zeit,
Wenn die Nächte ſind kurz und der Kukuk ſchreit.“

„Du ſprichſt nur immer von warten und harren,
Lang' warten machet das Herz erſtarren.

„Du willſt auf die lange Bank es ſchieben,
Langer Aufſchub macht manchem zu Leid' das Lieben.

„Du heißeſt mich immer hoffen und harren,
Doch hoffen und harren macht manchen zum Narren!“

Von da an ſehen wir die däniſche Poeſie genau den Gang nehmen, den wir ſpäterhin bei der deutſchen nachweiſen werden: geiſtliche Geſänge, mehr orthodox als poetiſch, geſchichtliche Begebenheiten in platten Reimen erzählt, langweilige Moralitäten und matte ſüßliche Schäferlieder ſollten die alten kernhaften Lieder erſetzen, die nur noch als Reliquien aufbewahrt und angeſtaunt wurden. Die alten heroiſchen und romantiſchen Sagen gingen nun in die ge-

druckten Volksbücher über, wovon Dänemark, wie Deutschland, einen großen Reichthum aufzuweisen hat [1]). Alles was Empfindung war, sei es zärtlich oder heroisch, ward mit der unerträglichsten Plattheit und Gemeinheit behandelt. Nur wo der Humor ein freies Spiel hatte, zeigte sich noch hier und da die alte Kraft. Aber die Ironie, die in der Ritterzeit die alten Kämpen, in deren Adern flüssiges Eisen statt Blut floß, nur zu märchenhafter Anschauung bringen konnte, bemächtigte sich nun zur Vergeltung der Ritterzeit selbst. Hier ein Liedchen dieser Art, das ebenfalls dänisch und schwedisch existirt und einem deutschen nahe verwandt ist [2]).

Bremse und Fliege.

Bremse zog Stiefeln und Sporen sich an,
Und klopft an Flieges Hofthor an.

In Dornen und in Blumen!

Und als er kam an Flieges Thor,
In Marder gehüllt stand sie davor.

„Und hör Du Fliege schön und fein,
Willst Du meine Allerliebste sein?“

„Dein Lieb' zu sein paßt nicht für mich,
Denn Du bist arm, und reich bin ich!

„Wenn ich sitz' auf Königs Schüssel und Kruz,
Ist Dir der Pferderücken gut genug.“

Da nahm er sie mit dem Schwinggebein,
Und schleudert sie in den Rinnstein hinein.

Aufstand Frau Fliez', im Herzen Pein:
„Wann soll denn unsre Hochzeit sein?“

---

1) S. hierüber Nyerups Abhandlung über dänische Volksbücher in der Iris 1795. März S. 246 ff. und Bragur.
2) Udvalgte danske Viser S. 104. S. Hagen und Büschings Volkslieder S. 159.

„Marientag, der im Herbſte fällt,
Giebt's Bremſen und Fliegen zumeiſt in der Welt."

Bremſe d'rauf Fliege innbrünſtig umfaßt,
Und trägt ſie in's fertige Bett mit Haſt.

Das war eine Luſt im Hochzeitshaus,
Da hüpfte der Floh, da tanzte die Laus!

Ein freierer Humor ſpielt in folgendem Liede:

Bauer und Krähe [1]).

Der Bauer der wollt' in den Wald mal geh'n, Tralderalderara,
Da hat er 'ne Krähe hoppen geſeh'n, Tralderalderara!

Der Bauer ſchlug einen Nebenweg ein, ꝛc.
Da kam die Krähe hinter ihm drein. ꝛc.

Da dachte der bange Bauer bei ſich:
„Das iſt eine Hexe ſicherlich!"

Der Bauer zurück in's Dorf ging nun:
„Ich glaube die Krähe will Einem was thun!"

Die Frau, die fuhr darüber ihn an:
„Wer hörte je, Krähen biſſen einen Mann!"

Mit der Büchſe nun ging er zurück in den Wald,
Da ſah' er die Krähe hoppen alsbald.

Vor's Knie nun ſetzet der Bauer die Büchs,
Und ſchießt die Krähe vom Baume hin.

Der Ruf ging weit und breit durch's Land,
Der Bauer das wär' ein tapf'rer Mann.

Da kam ein Bot von Biſchof's Schloß:
„Was thät'ſt Du mit der Krähe Du ſchoß'ſt?"

---

1) Danſke Viſer Th. II. S. 125.

„Aus dem Kopf macht ich 'nen Knopf für den Kirchthurm hier,
Aus dem Schnabel 'nen Zapfen für mein Faß Bier.

„Mit den Federn da macht' ich ein Dach für mein Haus,
Den Talg, an zwölf Pfund Lichte daraus.

„Von der Haut da näht ich mir zwanzig Paar Schuh,
Und für meine Frau zwei Pantoffeln dazu.

„Von dem Fleisch da salzt' ich 'ne Tonne mir ein,
Außer 'nem Bratchen für den Pfarrer mein.

„Ein Schiff das baut ich mir aus dem Geripp,
So stolz als in Königs Flott' es eins giebt!

„Von den Därmen da macht' ich mir Takel und Tau,
'Ne Mistgabel macht' ich aus jeder Klau.

„Aus dem Schwanz da macht' ich zum Schutz mir 'nen Hut,
Wie das Weibsvolk im Sonnenschein tragen thut."

Der Bauer ward reich durch die Krähe derzeit,
Und lange sich deß mit dem Weibe freut.

„Nun soll mich die Krähe beißen nicht mehr,
Darob die Welt sich verwundert sehr!"

Spricht einer: ein Märchen ist das, offenbar,
So kann ich's ihm schwören: es ist alles wahr!

Im siebenzehnten Jahrhundert, wo sich durch die allgemeinere Verbreitung der Bibel wieder das tiefste Interesse an ihren heilig-einfachen Erzählungen zu regen begann, wurden diese auch in Liedesform gebracht, und besonders an bestimmten Festtagen, zu welchen ihr Stoff in Beziehung stand, gesungen. So z. B. die heiligen drei Königs-Lieder, die am Neujahrstag in Thüringen, wie auch längs dem Rheine und in der Umgegend gesungen wurden, und vielleicht von da nach Dänemark kamen; wenigstens ist das folgende dänische, das unsere Beispiele beschließen mag, mit

den deutſchen und holländiſchen Sterndreherliedern [1]) ſehr nahe verwandt.

Drei-Königs-Lied [2]).

Güten Abend, guten Abend, Mann, Frau und Kind!
Hauswirthe und all' ihr Hausgeſind'!

Gott geb' Euch ein glückſelig' Neujahr,
Vor allem Unglück Euch Gott bewahr!

Wir wollen Euch ein Liedlein ſingen
Von dem, der Troſt der Welt thät bringen.

Der Chriſt in der Krippe zu Bethlehem liegt,
Die heil'gen Drei-Könige die waren vergnügt.

Von Suſa, der Stadt in Perſerland,
Sie reiſten und zogen mit Roß und Mann.

So kamen ſie nach Jeruſalem,
Wurden nachher gewieſen in Bethlehem.

Herodes, der rief die Weiſen zu ſich,
Mit großem Reſpekte verneigten ſie ſich.

Herodes er fragte, und ſo ſprach er:
„Ihr edel'n Herren, wo kommt Ihr her?"

Die heil'gen Drei-Könige mit ſtolzem Air,
Sie ſagten: „Wir kommen von Oſterland her."

Herodes darauf recht höhniſch ſpricht:
„Was ſieht der Eine ſo ſchwarz im Geſicht?"

„Schwarz iſt er, und ſehr wohl bekannt,
Ein Herr und König im Morgenland."

Herodes fragte: „Was iſt Euer Begehr',
Daß Ihr ſo weiten Weg's kommt her?"

---

1) Docen Miſcellen Th. I. S. 276 ff.
2) Anhang zum Wunderhorn Th. III. S. 32 ff. und Journal von und für Deutſchland, Jahrg. VI. 1789. S. 156 ff.

Und ſie: „Den neugebor'nen König der Juden,
Den woll'n wir erforſchen, und wollen ihn ſuchen."

Herodes erſchrocken über das Wort,
Ließ die Geladnen rufen ſofort.

So viel nur in Jeruſalem waren,
Daß ſie ihm ſollten es offenbaren,

An welcher Stätt' der Meſſias und Chriſt
Geboren und zur Welt gekommen iſt.

Zur Antwort ſie gaben: „Zu Bethlehems Stadt,
Wie Prophete Micheas gekündet hat."

Herodes der rief von Neuem die Weiſen,
Sprach: „Sie ſollten nur nach Bethlehem reiſen.

„Und forſcht nach dem Kinde mit ganzem Fleiß,
Findet Ihr's, kommt wieder hergereiſt!

„Und bringt mir die Zeitung, daß ich es wiß,
Und auch kann beſuchen den nämlichen Chriſt."

Und da ſie kamen in die Stadt hinein,
Da ſah'n ſie den verborgnen Stern von Neu'm.

Der leitete ſie nun offenbar
Zum Hauſe, worinnen das Kindlein war.

In's Haus ſie gingen ſo froh und geſchwind,
Daß ſie gefunden das troſtliche Kind.

Die Könige bückten ſich und knieten hin,
Und boten Gruß und Heil dem Kind.

Sie opferten das rothe Gold,
Bat, er möcht' ihnen werden gnädig und hold.

Sie opferten Myrrhen und Weihrauch ſo gern,
Er ſollte werden ihr Gott und Herr.

So zogen ſie heim nach Oſterland fort,
Und prieſen Gott ihren Erlöſer dort.

Wollte Gott, wir prieſen Alle ſolchen
Und möchten ſein Wort thun und befolgen!

Dann werden uns auch die ewigen Kronen,
Im Himmelreiche bei ihm zu wohnen!

Der, welcher begehret ſolche Gaben,
Dem ſingen wir Amen in Jeſu Namen [1]).

b. Schweden.

Die Bildung der ſchwediſchen Sprache iſt noch neuer als die der däniſchen. Die Abgeſchloſſenheit der Lage Schwedens erklärt von ſelbſt, daß fremde Nationen nur langſam Einfluß gewinnen konnten. Gegen das dreizehnte Jahrhundert ward jedoch der der deutſchen ſehr bedeutend. Wir finden, daß zu dieſer Zeit die Einwohner der Städte hauptſächlich aus Deutſchen beſtanden, und daß ſelbſt die Hälfte der obrigkeitlichen Stellen von Fremden beſetzt waren. Im Ganzen aber entwickelte ſich Volk und Sprache unabhängig aus ſich ſelbſt heraus, langſam, aber ſicher. Unter den heftigſten Stürmen und Kämpfen wilder Leidenſchaften, zwiſchen den üppigſten Gewächſen der Barbarei und der Selbſtſucht, ſproßte doch auf dieſem kalten, ſpröden Boden eher, als auf irgend einem anderen Europas, die ſchöne Blüthe der Freiheit empor. Wir meinen nicht die Freiheit, die die ſtolze Unabhängigkeit Vieler mit der Herrſchaft eines Einzelnen vertauſcht, wir meinen die ächte, menſchliche Freiheit, die Bauernfreiheit. Schon im Jahre 1335 ward der Zuſtand der Leibeigenſchaft durch ein Geſetz von Magnus Smek auf ewig aufgehoben. Wir zweifeln nicht, daß dieſer Umſtand viel dazu wirkte, den edeln, kriegeriſchen Geiſt und den lebendigen Sinn für Poeſie auch

1) Danſke Viſer Th. I. S. 278.

in der Masse zu verbreiten und zu erhalten, der die schwedische Nation auszeichnet. Während in Dänemark schon im sechzehnten Jahrhundert die Kämpferlieder nur noch auf dem Papiere lebten, und am Ende des siebenzehnten selbst die Liebeslieder nur noch ein schwaches Echo gaben, fließt in Schweden noch immer der lebendige Quell der Volksdichtkunst, und die Blüthen der ritterlichen Vorzeit werden, in duftende Sträuße gebunden, in der Spinnstube, am Busen des Landmädchens, oder neben dem festlichen Schmucke verwahrt, der am Feiertage das Leben verschönern soll. „Die Landleute Schwedens, sagt Jamieson, sind große Sänger, und hängen wo möglich noch mehr an den alten Balladen und den Melodien, zu denen sie gesungen werden, als selbst die schottischen Niederländer, denen sie in Sprache, Sitten, Charakter und Aeußerem auffallend gleichen [1])."

Lange waren diese Balladen nur einzeln niedergeschrieben, oder höchstens in handschriftlichen Sammlungen auf Bibliotheken niedergelegt. Als aber die Dänen sich neuerdings in diesem Bezug so thätig bewiesen, wurden auch einige schwedische Literaten zu gleichem Unternehmen aufgeregt. Und zwar fiel es glücklicherweise in die besten Hände, in die es hätte fallen können. In den Jahren 1814 und 1816 kam eine Sammlung ächter alter Volkslieder zu Stande [2]), wie sie keine andere Nation aufzuweisen hat: hundert alte Lieder, — unzählige Varianten desselben Stückes ungerechnet, alle dem lebendigen Munde des Volkes abgelauscht, in einer Frische, die keiner Erklärung bedarf, aber auch in einer Reinheit, die bei so alter mündlicher Tradition kaum glaublich sein würde, wenn nicht ein Vergleich mit den vor hundert und zweihundert Jahren gedruckten dänischen Gegenstücken sie bewiese. Die Samm-

1) Northern Antiquities p. 375.

2) Svenska Folkvisor fran Forntiden, samlade och utgifne af G. Geijer och A. A. Afzelius. Stockholm 1814—16.

lung beschränkte sich auf die mehr zugänglichen südlichen Provinzen Schwedens. Nur wenige Stücke sind in Norrland und Jemtland oder anderen Nordprovinzen niedergeschrieben; doch fehlt es nicht an Zeugnissen, daß sie auch dort noch leben. Es läßt sich aber leicht ermessen, daß die Erndte noch reicher ausgefallen sein würde, wenn in den Landschaften, in denen die norwegische und schwedische Sprache zusammenfließen, und die am wenigsten dem äußeren Einflusse ausgesetzt sind, eingesammelt wäre.

Im Jahre 1834 erschien eine andere Sammlung [1]), in welcher wir aber schon hauptsächlich Manuscripte zu Rathe gezogen finden. Die aus mündlicher Ueberlieferung aufgenommenen Stücke sind meistentheils nur Varianten der schon aus der Geijer'schen Sammlung bekannten Lieder. Jedoch stoßen wir auch auf noch ganz unbekannte; wenige aber sind darunter zu den vorzüglicheren zu rechnen. Eine nicht unbedeutende Anzahl besteht eigentlich nur aus Reminiscenzen der alten Lieder, ja oft aus ganzen Strophen, die aus vier oder fünf anderen bekannten Liedern entlehnt sind [2]). Ein solches Verfahren ist sehr natürlich, ja nothwendig in einem Gebiete, wo es kein Eigenthumsrecht giebt, und Gedächtniß und Mund die einzigen Bewahrer und Fortpflanzer sind. Interessant ist diese Sammlung, weil sie uns zu den ältesten Zeiten und zu einst volksthümlichen, nun längst verhallten Liedern zurückführt, worunter diejenigen, die aus den alten Göttermythen hervorgegangen, an der Spitze stehen. Das Märchen von Thor, dem sein Hammer gestohlen, das wir dem Leser oben aus dem Isländischen übertragen mitgetheilt, finden wir sowohl im Dänischen als im Schwedischen wieder; in letzterer Sprache aber unleugbar in viel älterer Gestalt. Es

1) Svenska Fornsånger, en Samling etc. utgifne af A. J. Arvidson. Stockh 1834.

2) Se z. B. Stolts Signa och Junker Willemson, Th. I S. 236, wo sich beinah jeder Vers in einem anderen Volksliede nachweisen läßt. Und eine Menge andere mehr.

möchte eine Vergleichung dieser drei Bearbeitungen ein und desselben Gegenstandes zu verschiedenen Perioden der Entwickelung ein und desselben Volkes, als welches wir die Skandinavier zu betrachten haben, einen höchst interessanten Beitrag zur Geschichte der Volksdichtkunst bilden.

Der gestohlne Hammer [1]).

Aeltestes schwedisches Volkslied.

Torkar sitzet in seinem Sitze, zornig ob seiner Fahrt:
„Trolltram hat mir meinen Goldhammer gestohlen, das war eine Unglücksfahrt!

Thorer zügelt sein Füllen mit dem Zaume!

„Hör Du Locke Lewe, Lohndiener mein,
Du sollst fliegen all' Land herum, und holen den Hammer mir heim."

Da war Locke Lewe, der ließ sich machen Goldflügel,
Flog nach Trolltrams Hofe, da steht der Trolltram und schmiedet.

„Hör Du alter Trolltram was ich sage Dir,
Hast Du Torkars Hammer genommen, so birg es nicht vor mir."

„Torkars Hammer hab ich genommen, das sei Dir nicht verschwiegen,
Thut funfzehn und vierzig Faden tief unter der Erde liegen.

„Bring nun Torkar die Antwort zurück, er kriegt den Hammer nicht,
Wenn er mir nicht Jungfrau Frojenborg, die schöne Sonne, verspricht."

„Trolltram schickt die Antwort Dir, Du kriegtest den Hammer nicht,
Wenn Du ihm nicht Jungfrau Frojenborg, die schöne Sonne, versprichst."

---

1) Svenska Fornsånger Th. I. S. 3. S. oben S. 145.

Da war die ſchöne Frojendorg, erſchrack gar ſehr darüber,
Aus jedem Finger ſprang ihr Blut und floß auf die Erde nieder.

„Höre Du liebe Schweſter mein, was ich nun ſage Dir,
Wie vieles Gold wohl giebſt Du mir, wenn Braut ich werde ſtatt Dir?“

Da war Torkar ſelber, der ließ ſich Brautkleider nähen,
Reiſte nach Trolltrams Hofe, die ſollten als Braut ihn ſehen.

„Höre Du alter Trolltram, ſoll hier nun Hochzeit ſein,
So wirf die kleinen Becher hinweg, mit Eimern und Zubern trag ein!“

Da war der alte Trolltram, der war ihr gar nicht hold:
„Des Teufels Braut mag die wohl ſein, die gar nicht kann werden voll!“

Antwortete Locke Lewe, den Preis zu gewinnen meint er:
„Hat vierzehn Tag' nichts gegeſſen, ſie ſehnte ſich ſo hierher.“

Da war der alte Trolltram, der freut ſich des Wortes nun,
Da läßt er bringen den Hammer und auf den Brauttiſch thun.

Funfzehn kleine Trollen waren's, die trugen den Hammer herein,
Die Braut, die nimmt ihn mit einer Hand und birgt ihn unter ihr Kleid.

Sobald er den Hammer hatt' in der Hand, da ging er im Kreiſe umher,
Funfzehn Trollen und vierzig, die lagen da all' umher.

Von den merkwürdigen Kampferliedern, deren Helden zum Sagenkreis der Nibelungen gehören, finden wir nur einzelne Stücke im Schwediſchen, und es fragt ſich, ob ſie je eigentlich volksthümlich geweſen, oder vielmehr als Uebertragungen aus dem Isländiſchen und Däniſchen zu betrachten ſind. Jedoch weichen manche von ihnen beträchtlich von den, aus den Kaempeviſer bekannten Liedern ab, und faſt alle haben wenigſtens das Verdienſt größerer Gedrungenheit und Kürze. Ganz unabhängig und wahr-

scheinlich aus der Zeit des Heidenthumes stammend, erscheint folgendes Lied. Es ist äußerst roh in der Form, und voller unvollkommener Reime und veralteter Ausdrücke.

Stolz Herr Alff [1]).

Auf da wachte Herrn Alffens Frau,
Zu ihrem Eidwirth sie sprach:
„Ich hab' einen gar bösen Traum geträumt,
Gott geb', der bedeutet kein Ungemach!

„Ich sah ein Haus in Vaters Hof
Mit Ziegel gemauert und Stein,
Darinne verbranntest Du, stolzer Alff,
Mit den getreusten Dienern Dein."

„Du lieg und schlaf, mein Herzenslieb,
Und laß Dich den Traum nicht kümmern!
Morgen reit ich nach Deines Vaters Hof
Mit meinen trefflichsten Dienern."

„Asmund heißet der König,
Der liebste Vater mein,
So gerne möcht er Dich tödten
Gefangen im Hofe sein!"

Da war der stolze Herr Alff,
Der ritt vor des Königs Hofthor;
Draußen da stand Herr Asmund,
Der König, selber davor.

„Du stehst hier König Asmund kühn,
Lieber Schwäher mein!
Willst Du mir Herberg geben die Nacht,
Mit den getreusten Dienern mein?"

„Da oben im Apfelgarten mein,
Da steht so wohl gebaut eine Stub',
Drinnen schlafe, stolzer Herr Alff,
Mit Deinen getreusten Dienern dazu."

1) Sv. Forns Th. I. S. 10.

„Hilf nun Odin Aſagrim,
Ich rufe Dich an ſo dringend,
Daß ich mag beſiegen den ſtolzen Herrn Alff
Und ſelbſt mich in Schaden nicht bringe!“

„Du ſollſt eine Stang' vor die Thüre ſtecken,
Und alle Giebel anbrennen;
So kannſt Du beſiegen den ſtolzen Herrn Alff,
Ohn' ſelbſt in Gefahr zu rennen.“

Auf da wachte Herr Sigurd,
Einen ſolchen Schlag ſchlug er auf einmal,
Daß auf der König in der Dachſtub' wacht,
Und die Königin in ihrem Saal.

Auf da wachte Torgnejer,
Der hatte acht Hände gewaltig:
„Reißt nieder Gemäuer und Giebel ſogleich
Und ſpringet hinaus Ihr Alle!“

„Den König, den wollen wir hängen auf,
Seinen Hof von Grund aus verwüſten;
Er hat uns getödtet unſern Herrn,
Und weigert uns nun es zu büßen [1])!“

Von eigenthümlichem Intereſſe ſind diejenigen Lieder, die uns in die wunderbare Geiſterwelt verſetzen, welche früher über den ganzen germaniſchen und celtiſchen Norden verbreitet, jetzt nur noch in Deutſchland, England und Dänemark in einzelnen Spuren zu finden iſt, zurückgedrängt in die celtiſchen Haiden und ſkandinaviſchen Berge. Schon in unſerer Einleitung haben wir davon geſprochen, und auch den Einfluß, den das Chriſtenthum auf dieſe Naturgottheiten und ihren Charakter ausgeübt, nicht unerwähnt gelaſſen [2]). Die Geiſtlichkeit der erſten chriſtlichen Jahr-

1) D. h. ſich durch eine Geldbuße von unſerer gerechten Rache loszukaufen.

2) S. oben S. 145 u. f. w.

hunderte, und nach der Reformation die lutherischen Prediger mit erneuter Energie, gebrauchten Mittel aller Art gegen diese Ausgeburten des Satans, wie sie die Natur- und Elementargeister aller Art nannten, Furcht und Abscheu zu erwecken. Allein trotz dem behaupteten sie sich nicht allein im Glauben des Volkes; letzteres gewöhnte sich auch daran, sie mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Mitleiden zu betrachten, als Wesen, die in einem großen Kampfe besiegt, für jetzt verdrängt und unglücklich seien, aber doch wahrscheinlich einmal erlöst werden würden. Sie glauben, daß sie bis zum Tage des Gerichts an gewisse Orte gebannt seien, die Elfen und das Hügelvolk, das zu ihnen gehört, in Wälder, Haine und Hügel; die Berggeister in die Urgebirge; die Meermänner und -Weiber, der Strommann und Nix, in die Gewässer. Die Elfen, oder Alfen, die schon unabhängig von den alten Göttern in der skandinavischen Mythologie vorkommen, zerfielen, wie schon oben bemerkt, in Schwarz-Elfen und Licht-Elfen, ohne daß dadurch ihr moralischer Charakter bestimmt ward [1]). Erst der christliche Einfluß lehrte sie auch sittlich zu betrachten. Seitdem gab die so gemischte heidnische und christliche Ansicht der Vorstellung der Elementargeister etwas unnennbar Wehmüthiges, was sich hauptsächlich in ihrer Sehnsucht nach dem Menschen und in ihrer Angst um ihr ewiges Heil zeigt. Beispiele davon sind die Gegenstände von vielen Liedern und Volkssagen geworden.

Die Vorstellung von dem Leben und Weben der Geister ist übrigens durchaus menschlich. Die Wassergeister erscheinen immer isolirt, allein die Elfen und die Bergmännchen, die eigentlich im Hügelvolke zusammenschmelzen, leben in großen Gesellschaften. Sie haben ihre Könige, feiern Hochzeiten und Gastgebote und sitzen auf Goldstühlen. Aeußerlich erscheinen sie, wie auch die Nixe, nach der individuellen Vorstellung des Darstellers, wunderschön, oder

1) S. oben S. 146.

grauenvoll häßlich. Sie lieben die Musik über Alles, singen mit süßen Stimmen, spielen die Harfe und sind besonders empfänglich für den Zauber der Töne. An schönen Sommerabenden führen die Elfen im Grase Tänze auf, oder musiciren im Hügel, wo sie, wie in den alten Hühnengräbern, wohnen. „Der große Haufe, sagen die Herausgeber der schwedischen Volkslieder[1]), scheint an sie eine tiefe melancholische Vorstellung zu knüpfen, gleich als beklagten sie eine halb erloschene Hoffnung um Erlösung. Nur wenige Menschen wissen jetzt noch von ihnen anders zu erzählen, als daß an Sommerabenden bisweilen liebliche Chöre aus den Hügeln zu hören sind, wenn man stille lauscht, oder wie es im Liede heißt: sein Ohr auf den Elfhügel legt. Daß dann ja keiner so grausam ist, auch nur mit den leisesten Worten ihre Hoffnung auf Erlösung zu stören, dann würde die schöne Musik sich in bitterliches Weinen und Jammern verwandeln. Es scheint aus diesen Erzählungen hervorzugehen, daß diese Vorstellung von dem Hügelvolk sich aus dem Anfang der christlichen Zeit und aus dem Mitleid der ersten Christen herschreibt, mit denen die im Heidenthume ohne Kenntniß des Erlösers in der Erde begraben waren, und die nun unselig in diesen niederen Regionen umherirren oder in ihren Hügeln seufzen müssen nach dem großen Tage der Erlösung."

Diese Vorstellungen stimmen genau auch mit den schottischen und irischen Begriffen vom „stillen Volke" überein. Den Elfen nahe verwandt sind auch die Roen, eine Art Schutzgeister, eigentlich Localgeister, denn sie sind an gewisse Orte geknüpft. So giebt es Bergroen, Seeroen, Waldroen, Hausroen. Die letzteren fallen mit den deutschen Hauskobolden zusammen, sowie wir sie in den englischen Robin Goodfellow und Hobgoblin, und in den schottischen Brownie und Billy Blind wiederfinden. Sie sind tückisch, doch attaschiren sie sich an die Familie, sind aber immer im

1) Svenska Folkvisor Th. III. S. 158.

Intereſſe der Herrſchaft, und bewachen beſonders das Hausgeſinde. An fleißigen und reinlichen Dienſtboten haben ſie große Freude und helfen ihnen gelegentlich bei der Arbeit, ſo daß ein pflichtgetreues Mädchen beim frühen Aufſtehen ihre Geſchäfte bald verrichtet findet [1]). Nach den ſchwediſchen Traditionen wohnen die kleinen unterirdiſchen Elfen auch in Geſellſchaften unter den Wohnungen der Menſchen. Ein Dienſtmädchen, wird erzählt, das wegen ihrer Ordnung und Reinlichkeit ihr beſonderer Liebling war, wurde einſt von ihnen zur Hochzeit geladen. Alles ward auf das Schönſte verrichtet, und ſie ward mit einigen Hobelſpänen beſchenkt, die ſie mit erzwungenem Ernſte annahm und zu ſich ſteckte. Als aber das kleine Brautpaar feierlich dahergeſchritten kam, ſtolperte die kleine Braut unglücklicherweiſe über einen Strohhalm und fiel auf das Naſchen. Da brach das Mädchen in lautes Gelächter aus. Sogleich verſchwand Alles. Wer malt aber ihre Beſtürzung, als am folgenden Morgen die Hobelſpäne Gold waren [2])?

Die Bergtrollen oder Berggeiſter fließen faſt mit den Elfen zuſammen. Auch ſie haben ihren König, der ſich häufig ein ſchönes Menſchenkind zur Frau holt. Solche Lockungen machen den Gegenſtand mehrerer Lieder aus. In einem ergötzlichen däniſchen Liede [3]) iſt er ärgerlich über einen Bauer, der ſich im Gebirge anbaut, kommt lärmend und tobend mit einem ganzen Heere poſſirlich häßlicher, kleiner Berggeiſter ihm in das Haus gerückt und bemächtigt ſich deſſen Frau. Dieſe erlöſt ihn denn endlich mit drei Küſſen, denn auch hier findet ſich am Ende ein verzauberter Königſohn unter der Geſtalt eines Bergkobolds.

---

1) Ganz übereinſtimmend mit den engliſchen Hausgeiſtern; ſiehe weiter unten von Robin Goodfellow ꝛc.

2) Sv. Folkv. III. S. 159.

3) Udv. danſke Viſer Td. I. S. 175. Ueberſetzt von Grimm und auch von Mohnike im Anhang zu den altſchw. Balladen.

Die Berggeiſter ſind immer Zwerglein, wie in den deutſchen Sagen.

Die Sagen und Lieder von den Waſſergeiſtern ſind in den ſtromreichen und meerumſpülten ſkandinaviſchen Ländern beſonders mannichfaltig. Daß der alte Götterglauben ſich auch in ihnen aufgelöſt, kann man deutlich in dem Nir, ſchwediſch Nek, erkennen, der aus einem der Beinamen des Odin, Hnikur, entſtanden [1]). Der Hnikur zeigt ſich in Island häufig als ein ſchönes Roß, das am Strande auf und ab läuft, und durch umgekehrte Hufe von wirklichen Pferden zu unterſcheiden iſt. Läßt jemand ſich verleiten, ſich darauf zu ſetzen, ſo ſtürzt es ſich in das Meer und der Arme iſt verloren. Der ſchwediſche Nir iſt bald alt und häßlich; dann ſitzt er auf einer Klippe und rinat ſeinen naſſen, grünen Bart aus. Auch in dieſer Geſtalt ſtimmt er mit dem Odin der Sagas überein. Oder er ſitzt auf dem Waſſerſpiegel als ein ſchöner Jüngling mit gelocktem Haar, manchmal eine rothe Mütze auf dem Kopf; immer liebt er die Muſik ungemein und ſpielt die Harfe mit beſonderer Kunſt. So thut auch der Strommann (Strömkarl), ein graubärtiger Greis, der beſonders zu den Tänzen der Elfen aufſpielt. Nahe mit dem Nir verwandt iſt auch der Meermann (Hafsmannen) und die Meerfrau (Hafsfrun, Hafstroll). Vom erſteren ſagen die Herausgeber der ſchwediſchen Volkslieder, er werde als ein gutes und wohlthätiges Weſen dargeſtellt, und ſie werfen Walter Scott und Jamieſon vor, daß ſie von ihm und anderen ſkandinaviſchen Naturgeiſtern keine richtige Vorſtellung gehabt. Indeß ſehen wir ihn doch bejaiert nach Chriſtenblut herumſchnuppern, und wir können wenigſtens in den Liedern keine Spur der oben erwähnten Vorſtellung finden. Das Meerweib erſcheint beſonders oft in den Volksliedern. Ihre Erſcheinung, bemerken die Her-

1) Daher Old Nick ein beliebter Beiname des Böſen im Engliſchen.

ausgeber der ſchwediſchen Volkslieder, bedeutet den Seeleuten Sturm und Unglück, ſowie das der Waldfrau dem Jäger. Die Fiſcher behaupten ſie oft zu ſehen, wie ſie im Sonnenſchein, wenn auf dem Meere ein dünner Nebel liegt, auf dem Waſſerſpiegel ſitze, und mit einem goldenen Kamme ihr langes goldenes Haar auskämme, oder ihre ſchneeweiße Heerde auf die Eilande oder Sandküſten zur Weide treibe. Das Meerweib ſowie die Waldfrau ſcheinen in den Volksſagen die rohe Sinnlichkeit zu ſymboliſiren. Um zum Erbarmen und zur Liebe zu reizen, zeigen ſie ſich als ſchöne junge Mädchen, vor Nachtfroſt bebend und halb erfroren, bei dem Feuer der Jäger und Fiſcher. Menſchen, die ertrinken und nicht wieder gefunden werden, ſind von dem Meerweib in ſeine Wohnung gezogen [1]).

Alle dieſe Naturgeiſter, obwohl der Volksglaube ihren Charakter hier und da in verſchiedenen Schattirungen malt, ſtimmen in ihren Grundzügen durchaus überein, wie wir ſie in unſerer Einleitung angegeben haben [2]). Die Sage unterſcheidet ſie auch keineswegs genau, indem ſie die nämlichen Begebenheiten willkürlich von Elfen oder Waſſerniren erzählt. Auch die Sehnſucht nach Erlöſung theilen ſie. Eine rührende in Schweden allgemein verbreitete Sage erzählt von zwei Pfarrers-Kindern die am Ufer ſpielen. Da kommt der Nix aus dem Waſſer und ſingt und ſpielt die Harfe. Die muthwilligen Kinder, rufen ihm neckend zu: Was ſpielſt Du und ſingſt Du, Nix? Du kannſt doch nicht ſelig werden! Der Nix, als er dieß hört, wirft ſeine Harfe weg, weint bitterlich und ſteigt in die Tiefe hinab. Zu Hauſe erzählen es die Kinder dem Vater, der es ihnen verweiſt, und ihnen heißt zurückzugehen, und den Nix zu tröſten. Die Kinder laufen an den Fluß; da ſitzt der Nix auf dem Waſſer, jammernd und weinend. „Tröſte dich, Nix, ſagen ſie, Vater ſagt, daß

1) Sv. F. V. Th. III. S. 148.
2) S. oben S. 146, 147.

auch dein Erlöser lebt!" — Da nimmt der Nix seine Harfe wieder und spielt freudig; und lange nach Sonnenuntergange erklangen noch die lieblichen Töne [1]).

Die nordischen Elfenlieder drehen sich vorzugsweise um einen Ritter, Herr Oluf mit Namen, dessen Schicksal und plötzlichem Tod wahrscheinlich irgend eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liegt. Auch die Dänen kennen diese Sage, und daß in einem schwedischen Liede der Ort des Vorganges als eine Insel bezeichnet wird, macht es fast wahrscheinlich, daß sie von Dänemark, oder von einem der kleineren Eylande ihren Ursprung habe. Das schöne dänische Volkslied von Herrn Oluf, sowie die Elfenhöhe, die beiden einzigen Elfenlieder, die sich im Dänischen finden, sind dem deutschen Publikum schon durch Herder zur Genüge bekannt. Zur Vergleichung theilen wir hier ersteres in verschiedenen schwedischen Auffassungen mit.

I.

* Herr Oluf und das Elfweib [2]).

Herr Oluf reitet zum Burgthor,
Da steht ein Elfweib und ruhet davor.

Doch der Tanz geht an
So wohl in dem Haine!

„Ach hör', Herr Oluf, was ich sage Dir,
Und hast Du nicht Lust zu tanzen mit mir?"

„Nein, tanzen mit Dir ich nicht will und mag,
Denn morgen ist mein Verlobungstag."

1) Sv. F. V. Th. III. S. 127. etc.

2) Sv. F. V. Th. III. S. 162. Die obige Uebersetzung ist von Mohnike, Volksl. der Schw. S. 210.

„Willst Du nun sieben Jahr' leiden Noth,
Wie, oder morgen schon liegen todt[1])?"

Herr Oluf wirft herum den Trabor fein,
Siechthum und Krankheit die folgen hinterdrein.

Herr Oluf er ritt zu seiner Mutter Thor,
Und seine Mutter, die stand davor.

„Liebe Mutter, das Bette mir mache und lauf,
Wohl nimmer steh' ich wieder vom Bette auf."

Und die Braut, sie wartet der Tage zwein,
Und es läßt der Liebste nichts von sich sehen.

Und die Braut, sie wartet der Tage vier,
Und der Liebste, er läßt sich nicht sehen vor ihr.

Und die Braut, sie sattelt ihr graues Roß,
So reitet sie hin zu Herrn Olufs Schloß.

Und wie sie kommt zu Herrn Olufs Thor,
So steht ihre Schwiegermutter davor.

„Guten Tag, guten Tag, liebe Schwiegermutter mein,
Wo mag doch Herr Oluf, mein Bräutigam, sein?"

„Herr Oluf hab' ich seit gestern nicht geseh'n,
Er jaget im Walde nach Hirschen und Reh'n."

„Und mag er lieber dem Hirsch nachjagen,
Als nach der muntern Brautschaar fragen?

„Und achtet er mehr auf die Hindin fein
Als auf die Herzallerliebste sein?"

---

1) Diesen Vers, der im Original heißt:

Antingen vill du i sju år lida nod
Eller så vill du i morgen bli död?

übersetzt Herr Mohnike:

Sieben Jahr wirst entweder Du leiden Noth,
Oder morgen, Du willst ja, da liegen todt;

Was keinen rechten Sinn giebt, weswegen wir uns, bei aller sonstigen Achtung vor seinen Uebersetzungen, obige Aenderung erlauben.

Und die Braut ſchlug auf den Scharlach roth,
Da ſah ſie Herrn Oluf und er lag todt.

Und als am Morgen die Sonne ging auf,
Da waren drei Leichen in Herren Olufs Haus.

Die erſte war Herr Oluf, die zweite ſeine Maid,
Die dritte ſeine Mutter, ſie ſtarb vor Leid.

II.

Herr Oluf im Elfentanz [1]).

Herr Oluf reitet zur Dämmerzeit,
Treibt der Thau, fällt der Reif,
Lichter Tag es ihm ſchon ſcheint,
Herr Oluf kommet heim,
Wenn der Wald laubgrün wird!

Herr Oluf reitet nach dem Burgthor,
Da findet er tanzen die Elfen davor.

Da tanzt eine Elfen- und Elfinnenſchaar,
Elfkönigs Tochter mit fliegendem Haar.

Elfkönigs Tochter die Hand ihm reicht:
„H[illegible] Oluf, komm' her und tanz' mit mir gleich!“

„Ich kann nicht treten in den Tanz mit Dir,
Meine Braut hat es verboten mir.

„Nicht tanzen will ich, noch tanzen ich mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.“

„Willſt Du nicht treten zum Tanze mit mir,
Dann ſend' ich Tod und Unheil Dir!“

---

1) Sv. F. V. Th. III. S. 174: auch von O. L. B. Wolf überſetzt: Halle der Völker Th. II. S. 91.

Herr Oluf der wendet den Rappen sein,
Seuche und Krankheit zieh'n hinter ihm drein.

Herr Oluf reitet zu seiner Mutter Thor,
Da steht seine Mutter draußen davor.

„Willkommen mein Sohn, und sag' mir gleich,
Wovon ist Dein Gesicht so bleich?"

„Mein Fohlen war rasch und säumig war ich,
An einem Eichenzweig stieß ich mich.

„Meine liebe Schwester mein Bett bereite,
Mein Bruder führe mein Roß auf die Weide.

„Meine liebe Mutter bürste mein Haar,
Mein lieber Vater mache mir eine Bahr!"

„Mein lieber Sohn, solch Wort nicht sag',
Denn morgen ist Dein Hochzeittag!"

„Sei er nur immer wenn er mag sein,
Nimmer komm ich zur Liebsten mein!"

III.

Noch einmal Herr Oluf im Elfentanz [1]).

Herr Oluf ritt aus zur Dämmerstund',
Da tanzen die Elfen im Kreise rund.
Der Tanz der geht wohl,
So wohl in dem Haine!

Elfvater streckt aus die Hand schneeweiß,
„Herr Oluf, komm tanze mit mir im Kreis!"

„Ich darf nicht tanzen, ich tanzen nicht mag,
Denn morgen ist mein Hochzeittag."

---

1) Sv. F. V. Th. III. S. 160. Deutsch auch von Mohnike, Volkslieder der Schweden S. 49; und von Wolf, Halle der Völker Th. II. S. 48.

Elfmutter ſtreckt aus die Hand ſchneeweiß,
„Herr Oluf, komm tanze mit mir im Kreis!“

„Ich darf nicht tanzen, ich tanzen nicht mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.“

Elfſchweſter ſtreckt aus die Hand ſchneeweiß,
„Herr Oluf, komm tanze mit mir im Kreis!“

„Ich darf nicht tanzen, ich tanzen nicht mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.“

Und die Braut, ſie ſprach zu den Hochzeitleuten:
„Was mag dies Glockenlauten bedeuten?“

„'Siſt Sitte auf unſrem Eiland ſeit lange,
Daß der Junggeſell ſo die Braut empfange.

„Nicht dürfen wir bergen vor Euch was iſt wahr:
Herr Oluf iſt todt und liegt auf der Bahr.“

Den andern Tag, als die Sonne kam heraus,
Da lagen drei Leichen in Herrn Olufs Haus.

Das war Herr Oluf und ſeine Maid,
Und die Mutter, die ſtarb vor Kummer und Leid.

IV.

Wiederum Herr Oluf und die Elfen [1]).

Herr Olle ritt aus zur Dämmerſtund',
Fallender Thau und treibender Lärm!
So kam er in blauen Bergesgrund.
Am Abend da kommt Herr Olle zurück!

Und als er kam in Bergesgrund,
Elfkönigs Tochter vor ihm ſtund.

---

1) Svenska Forns. Ib. II. S. 304.

Sie reicht ihm entgegen die Hand schneeweiß,
„Herr Olle, komm tanze mit mir im Kreis!“

„Nicht darf ich tanzen und minder ich mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeittag.“

Elfenkönigs Tochter ſchlug ihn mit der Hand:
„Krankheit und Seuche ſei an Dich gebannt!“

Sie ſchlug ihn mit ihrem Käppchen klein:
„Nimmer ſoll ein Prieſter Beiſtand Dir ſein!“

Herr Olle, er wendet ſein Roß um ſchnell,
Er reitet zur lieben Frau Mutter zur Stell.

Herr Olle, er tritt zur Frau Mutter herein:
„Wie ſind ſo bleich die Wangen Dein?“

„Wohl mögen ſie ſein ſo bleich und weiß,
Ich kam in der Elfen Spiel und Kreis.

„Kommt morgen klein Chriſtel mit den Brautjungfern an,
Frägt ſie wohl zuerſt nach dem Bräutigam!

„Dann ſag' ihr, frägt ſie zuerſt nach mir,
Er ging in den Wald zu ſchießen die Thier'.“

Und als es Tag ward und die Nacht vertrieben,
Da kam klein Chriſtel mit den Brautjungfern ſieden.

„Gottes Friede, liebe Schwiegermutter mein,
Wo iſt Herr Olle, lieb Bräutigam mein?“

„Und frägſt Du nach Olle, dem Bräutigam Dein,
Ritt ſchießen das Wild und die Vögelein.“

„Und hält er denn mehr von Vogel und Thier,
Als von ſeiner jungen Braut allhier?“

Klein Chriſtel geht oben in's hohe Gemach,
Taffet und Seide die ſchleppen ihr nach.

Klein Chriſtel, die geht auf den hohen Altan,
Hat ſeidne Strümpf' und Spangenſchuh' an

Klein Chriſtel, ſie zieht am Scharlach roth,
Da lag Herr Olle und er war todt.

Klein Chriſtel, die ging die Treppen hinab,
Unter der Goldkron' hing ihr das Haar herab.

Klein Chriſtel ging ein, kein Wort ſie ſpricht,
Doch bleich und bleicher ward ihr Geſicht.

Des Morgens als der Tag kam heraus,
Da lagen drei Leichen in Herrn Olles Haus.

Das war Herr Olle und ſeine Maid,
Und die Mutter, die ſtarb vor Kummer und Leid.

Die Elfen wiſſen ſonſt meiſt viel lieblicher zu locken, wie aus dem däniſchen Liede von dem jungen Burſchen auf dem Elfenhügel, das Herder in ſeinen Stimmen der Völker mitgetheilt, bekannt iſt, wo ihr Geſang die Fiſche im Waſſer, die Vögel auf den Zweigen bewegt. Ebenſo die Meerfrauen, deren verführeriſch verderblicher Reiz auch in deutſchen Liedern und Sagen verherrlicht iſt. In mehreren ſchwediſchen Liedern, die ſonſt in Allem faſt wörtlich übereinſtimmen, ſehen wir Jünglinge bald von Elfmädchen bald von Meerweibern verlockt. Wie der Held jener tragiſch-myſtiſchen Begebenheiten Herr Oluf iſt, ſteht hier Herzog Magnus im Mittelpunkt; und die Volksſage wußte an dieſe Lieder das grauſe Ende eines Sohnes Guſtav Waſas zu knüpfen, der Herzog Magnus hieß und im Wahnſinn ſtarb. Die Leſer finden in Mohnike's Volksliedern der Schweden ein Paar ſchöne Lieder dieſes Inhaltes. In einem davon verwünſcht die verſchmähte Meerfrau den Fürſten und bert ihm dieß Ende an. In dem hier mitzutheilenden Liede ſchmelzen die Elfentraditionen mit denen von Magnus zuſammen.

Herzog Magnus und die Elfen [1]).

Herzog Magnus ging in den Rosenhain,
Zum Schlafe that nieder sich legen;
Da kamen zwei zierliche Jungfrau'n her,
Die wollen Lieb mit ihm pflegen.
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, sagt ja, sagt ja!

Die eine, die nahm ihn bei seiner Hand,
Die andre ins Ohr ihm spricht leise:
„Wach auf, wach auf, Du schöner Knab,
Und tausch unsrer Liedesweise!
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, sagt ja, sagt ja!

„Ich will Euch geben einen Anzug so neu,
Wie nie ihn noch Ritter getragen,
Der ist nicht von Seide und ist nicht von Sammt,
Gewirkt von goldenen Faden.
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, sagt ja, sagt ja!

„Ich will Euch geben ein vergoldetes Schwerdt,
Das hänget an funfzehn Goldringen;
Wenn Ihr das Schwerdt aus der Scheide zieht,
Dann kann Euch Keiner bezwingen.
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, sagt ja, sagt ja!

„Ich will Euch geben eine Fackel von Gold,
Wie schön Ihr sie könnt nur begehren;
Wär ich ein junger Gesell wie Ihr,
Nicht wollt' ich die Gaben entbehren!"
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, sagt ja, sagt ja!

„Die Gaben, die hätt' ich gerne wohl,
Wär't Ihr nur christliche Frauen;
So seid Ihr mir der häßlichste Spuk,
Der in Thälern und Bergen zu schauen."
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, sagt ja, sagt ja!

---

1) Sv. F. V. Bd. III. S. 172.

Die zierlichen Jungfrau'n, die gingen hinweg,
Die gingen in die Berge mit Schweigen;
Und alle die Bäume, die im Walde ſtehn,
Die mußten ſich vor ihnen neigen.
Herzog Magnus, antwortet mir,
Nicht nein, ſagt ja, ſagt ja!

„Und hätt'ſt Du gewartet eine kleine Stund',
Und hätte der Hahn nicht gekrähet,
So wärſt Du mit uns in die Berge gegangen
Und hätteſt der Liebe gepfleget!"

Der Nix, der als „Waſſermann" unſeren Leſern ebenfalls ſchon aus Herder und Göthe vertraut iſt, erſcheint gleicherweiſe noch viel häufiger und in mannichfacherer Geſtalt in ſchwediſchen Volksliedern als in däniſchen. Der Glaube an ſeine Macht iſt noch jetzt allgemein unter dem ſchwediſchen Landvolk, und man iſt auf allerlei Mittel bedacht, ſich gegen ſeine Tücke zu ſichern. So exiſtirt z. B. die Sage, daß Metall, beſonders Stahl, ihn binden ſolle; daher pflegen die Burſchen, wenn ſie in offener See baden, gern ein Meſſer auf den Grund zu legen, oder eine Nadel in ein Schilfrohr zu ſtecken [1]). Jedoch iſt der Nix — wir leſen im Schwediſchen nie von einer Nixe; wie im Deutſchen, die weiblichen Waſſergeiſter heißen immer Meerfrauen, Meermädchen oder Meerfeyen [2]) — beſonders den Mädchen gefährlich, wie das Meerweib den Jünglingen. Den übermüthigen Mädchen, die ihre Liebhaber ſchmachten laſſen, iſt er beſonders gram; um ſich ſelbſt ein ſchönes Menſchenkind zur Gattin zu verſchaffen, verſchmäht er nicht Liſt noch Gewalt. Zahlreiche Sagen und Lieder erzählen davon; zugleich hat aber die Muſik, die er ſelbſt ſo ſchön übt, über ihn große Gewalt und es giebt nichts, womit

1) Sv. F. V. Dr. III. S. 131.
2) Hafsfrun. Hafstrollet.

man ihm besser beikommen könnte. Von der ersten der hier folgenden Balladen, sind in den beiden vor uns liegenden Volksliedersammlungen nicht weniger als sechs abweichende Recensionen mitgetheilt.

Die Macht der Harfe [1]).

Klein Christel sitzt und weint im Gemach,
Herr Peter im Hofe spielet und lacht.
Mein Herzenslieb!
Sag mir, was trauerst Du?

„Weinst Du um den Sattel, weinst Du um das Roß?
Weinst Du zu werden mein Ehegenoß?"
Mein Herzenslieb!
Sag mir, was trauerst Du?

„O nicht um den Sattel, o nicht um das Roß,
Noch wein' ich zu werden Dein Eh'genoß.

„Vielmehr wein' ich um mein Haar von Gold,
Das heute die blaue Flut färben soll.

„Vielmehr um die Brücke von Ringafalla,
Denn meine zwei Schwestern ertranken allda!

„Als Kind schon ward es mir wahrgesagt:
Leid werde mir bringen mein Hochzeittag!"

„Deinem Roß laß ich runde Schuh anthun,
Es soll nicht stolpern auf vier geld'nen Schuh'n.

„Zwölf meiner Hofleut' soll'n vor Dir reiten,
Zwölf meiner Hofleut' auf jeder Seiten."

Und als sie kamen nach Ringafalla-Hain,
Da spielt ein Hirsch mit goldnem Geweih.

---

1) Sv. F. V. Th. III. S. 145. Deutsch auch von O. L. B. Wolf, Halle der Völker Th. IV. S. 97; und an mehreren anderen Orten. Eine andere Recension, Volksl. d. Schw. S. 57.

Dem Hirsche nach jagen all' die Begleiter,
Klein Christel reitet einsam weiter.

Und als auf Ringfalla's Brücke sie nun,
Da stolpert das Roß auf vier Goldschuh'n.

Vier Goldschuh und Goldnägel so viel:
In den reißenden Strom die Jungfrau fiel.

Herr Peter zum Edelknaben schnell:
„Geh, hol mir meine Goldharfe zur Stell'!"

Zum ersten griff in die Harf' er mit Macht,
Da sitzt der Nix auf dem Wasser und lacht.

Zum zweiten greift er in die Goldharf' hinein
Da sitzt der Nix auf dem Boden und weint.

Zum dritten Male die Goldharf' erklang,
Da streckt sich empor ein schneeweißer Arm.

Er spielte so lieblich, so wonnesam,
Das Vöglein auf dem Zweig zu tanzen begann.

Er spielte die Rinde vom Baume los,
Er spielte klein Christel auf seinen Schooß.

Und der Nix, er kam hervor aus der Fluth,
Und auf jedem Arm ihm ein Mädchen ruht.

Der Nix [1]).

Der Nix, der geht auf dem schneeweißen Sand,
Wacht auf alle redlichen Bursche!
Da schafft er sich um zum stattlichen Mann:
Die Jungen, die haben die Zeit zu lange verschlafen!

Der Nix, der geht in des Schneiders Haus,
Da läßt er sich machen ein Kleid, ein blaues.

---

1) Svenska Folkvisor Th. III. S. 129. Auch von Mohnike übersetzt, Volksl. d. Schw. S. 128.

So geht er weiter in's Eiland hinein,
Da tanzen erlef'ne Jungfräulein.

Der Nix, der tritt in den Tanz hinein,
Bleich werden und roth die Jungfräulein.

Der Nix zieht vor das rothe Goldband,
Das fällt so schön in der Jungfrau Hand.

„Und hör', schöne Jungfrau, eins mir versprich,
Am Sonntag auf dem Kirchhof, da sind' ich Dich!"

Und zur Kirche sollt' fahren das Jungfräulein
Und Haltfest sollte ihr Fuhrmann sein.

Die Zäume von Seide und Golde gemacht:
„Haltfest, Du Lieber, fahr nur mit Bedacht!"

Gefahren die Jungfrau zur Kirche kam,
Da begegnet sie ihrem Bräutigam.

Geritten der Nix zur Kirche kam,
Er hängt seinen Zaum an den Kirchenkamm.

Und als er trat in die Kirche hinein,
Begann es der Jungfrau grausig zu sein.

Der Priester vor dem Altar steht:
„Wer ist's, der dort im Gange geht?

„Wo bist Du erzeugt und wo kommst Du her?
Und wo hast die schönen Kleider Du her?"

„Erzeugt und geboren das bin ich im Meer,
Und da hab' ich meine Hochzeitkleider her."

Das Volk ging hinaus und eilete heim,
Und Braut und Bräutigam blieben allein.

„Wo wohnen Dein Vater und Mutter, nun sprich,
Und wo hast Du Freund' und Verwandte für mich?"

„Mein Vater und Mutter sind die blauen Wellen,
Binsen und Rohr kann als Freund' ich Dir stellen."

„Und es iſt ſo düſter zu wohnen im Meer,
Es rudern ſo Manche über uns her!

„Und es iſt ſo düſter zu hauſen im Meer,
Es fahren ſo Manche über uns her.“

Und der Nix nahm die Jungfrau bei der gold'nen Locke,
So band er ſie feſt am Sattelknopfe.

Und die Jungfrau ſolch Jammergeſchrei ſie ſchreit,
Daß ſie's vernahmen am Königshof weit.

Sie ſuchten die Jungfrau all über die Brück',
Ihre Goldſpangenſchuhe, die ließ ſie zurück.

Sie ſuchten ſie längs des Stromes Rande,
Da ihren lebloſen Leib ſie fanden.

Der Nix noch einmal [1]).

Nix zieht ſein garſtig Meerkleid aus,
Kleidet ſich wie ein Herr von edlem Haus

Nix reitet vor des Grafen Thor,
Ihr Goldhaar kämmt die Jungfrau davor.

„In die Kirche zu fahren, geliebt es Euch,
So bin ich ſelber Eu'r Fuhrmann gleich.“

„Wohl möcht' ich in die Kirche hinein,
Wollteſt Du ſelber mein Fuhrmann ſein.“

Und Haltfeſt fuhr den Kirchweg entlang,
Daß die Berge krachten und die Erd' erklang.

„Haltfeſt, o Haltfeſt, bezähme Deine Haſt,
Meine Zäume ſind von Seide und nicht von Baſt.“

„Nicht kümmert mich, wovon gemacht ſie waren,
Doch ſo will ich Dich zur Kirche fahren.“

1) Sv. Folkv. Zb. III. S. 133.

Und da er an die Kirche kam,
Aus dem goldnen Wagen die Jungfrau er nahm.

Und wie der Nix in die Kirch' trat gleich,
Da wurde so Manchem die Wange bleich.

Der König im Goldſtuhl ſich zu ihm wandt':
„Wo kommeſt Du her, Herr Rittersmann?"

„Weit, weit komm' ich her aus fremdem Land,
Und Haltfeſt, Haltfeſt werd' ich genannt."

Doch als der Prieſter den Segen verlas,
Da ſprang der Nix aus der Kirche mit Haſt.

Die Meſſ' war geſungen, das Volk ging heim,
Die Jungfrau blieb mit dem Nixe allein.

Und in die vergoldete Kutſch' er ſie ſetzt,
Und wieder des Weges fuhr er anjetzt.

Und als ſie kamen zur Brücke nun,
Da ſtolpert das Roß auf ſeinen Goldſchuh'n.

Auf ſeinen Goldnägeln da ſtolpert's im Schritte,
So fuhr er die Jungfrau in Stromes Mitte.

„O Haltfeſt, o Haltfeſt, Du hilf mir an's Land,
Ich will Dir geben mein rothgoldnes Band!"

„Dein rothgoldnes Band, das krieg ich doch wohl,
Doch nie Gottes Erde Dich wiederſehn ſoll!"

„O Haltfeſt, o Haltfeſt, hilf mir aus der Noth,
Ich will Dir geben meine Goldkrone roth."

„Deine Goldkrone roth, die krieg ich doch wohl,
Doch nie Gottes Erde Dich wiederſehn ſoll!"

„O Vater und Mutter, die grämen ſo ſich,
Und Bruder und Schweſter, die weinen um mich!"

„Laß grämen und weinen ſo viele da woll'n,
Doch nie Gottes Erde Dich wiederſehn ſoll."

Daß Länder wie Schweden und Norwegen an Gebirgsſagen reich ſein müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Es exiſtirt davon, beſonders in proſaiſcher Form, eine große Anzahl, doch auch in Liedern ſo manche, zu denen, wie überhaupt häufig zu den Balladen, eine erzählende Einleitung vorangeſchickt wird, die die Sache motivirt und deutlicher macht. Die Herausgeber der ſchwediſchen Volkslieder erwähnen mehrerer Bergſagen, die aus alter Zeit ſtammen, und vom großen Haufen noch immer mit gläubigem Sinne erzählt werden, wie der Troll im Himmelsberg, die zwölf Ritter im Olleberg u. ſ. w. Eine der merkwürdigſten Bergſagen iſt die vom Ritter Tynne. Sie iſt uralt und findet ſich, obwohl neuer [1]), auch im Däniſchen; das Gedicht das ſie erzählt iſt zu lang, um hier mitgetheilt zu werden, auch liegt es dem deutſchen Publikum ſchon in zwei Ueberſetzungen vor Augen [2]). Ritter Tynne, ein Ritter „ſo milde und ſtille", wird auf der Jagd von Ulfwa der kleinen Zwergentochter in die Berge gelockt; ihr vorzüglichſtes Mittel iſt wieder der Harfenſchlag, und die Wirkung ihrer Töne iſt genau dieſelbe, die wir ſchon aus den Elfen- und Nixenliedern kennen.

Den erſten Schlag in die Goldharfe ſchlug,
So lieblich thät das erklingen,
Das wilde Thier in Feld und Wald
Vergaß, wohin es ſollt' ſpringen.

Den zweiten Schlag in die Goldharfe ſchlug,
So lieblich thät das erklingen,
Der kleine graue Falk auf dem Zweige ſaß,
Der breitete aus ſeine Schwingen.

---

1) D. h. neuer, wie es ſich ſchriftlich erhalten; die ſchwed. Herausgeber ſelber ſagen, es ließe ſich bei dieſem Gedicht, wie bei den meiſten, durchaus nicht beſtimmen ob es ſchwediſchen oder norwegiſchen Urſprunges ſei. Sv. F. V. Th. I. S. 32.

2) Von Mohnike, Volksl. der Schw. S. 98; und von Wolf, Halle der Völker u. a. m. a. Orten.

Den dritten Schlag in die Goldharfe schlug,
So lieblich thät das erklingen,
Das Fischlein, das in den Fluthen schwamm,
Wußt' nicht mehr, wohin es sollt' schwimmen.

Da blühte die Flur, da belaubt' es sich rings
Von Runenschlages Gewalten,
Ritter Tonne sein Roß mit den Sporen stieß,
Er konnte nicht länger sich halten.

Hat Ulfwa, des kleinen Zwergs Tochter den armen Ritter hineingelockt, Thora, des kleinen Zwergs Frau, die ein gestohlen Christenkind ist, befreit ihn wieder, und schickt ihn mit allerlei Aufträgen wieder in die weite Welt hinaus. Zugleich wird man auf das artigste in das Innere einer solchen Bergwirthschaft eingeführt, wo der kleine Bergkönig Schach spielt, das Bergfräulein ihr Brautkleid näht, und die Hauptbeschäftigung darin besteht, Gold in den Schrein zu legen. Die Berggeister erscheinen in diesem Liede äußerst gutmüthig, während wir sie in den oben erwähnten dänischen [1]) tückisch und gewaltsam sehen. Immer aber suchen sie sich mit den schönen Menschenkindern zu verbinden. Davon die folgende Sage:

Jungfrau und Bergkönig [2]).

Die Jungfrau wollte zum Frühmeßgesang,
Laub und Himbeerzweig!
Sie nahm den Weg, der am mindesten lang,
Denn sie fühlt herzliche Reu'.

Und als sie kam in Waldesgrund,
Ein feiner Herr da vor ihr stund.

„Liebe Jungfrau seid nicht so eilig heut',
Kommt doch noch zur Kirche zur rechten Zeit!"

1) S. oben S. 290.
2) Sv. Forns. Th. II. S. 280.

Der Herr nahm die Jungfrau beim Händchen fein
Und führte ſie tief in's Gebirg hinein.

Um den Berg herum ging das Bergkönigtein,
Der Berg ſprang auf, ſie gingen hinein.

Im Berge da lebte ſie zwanzig Jahr,
Ihr dünkt es, als ob es ſeit geſtern war.

Zu dem Bergkönig ſprach die Jungfrau ſchön:
„Darf ich heim zu meiner Mutter wohl geh'n?“

„Wohl darfſt Du geh'n, doch eins verſprich:
Nenn' vor ihr meinen Namen nicht!“

Und die Jungfrau ging zu lieb Mutters Haus,
Da trat lieb Mutter zur Thüre heraus.

„Willkommen, willkommen lieb Tochter mein,
Wo magſt Du ſo lange geweſen ſein?“

„Ich bin geweſen im Roſenhain,
Da pflückt ich mir viele Röschen klein.“

„Was iſt ſo bleich die Roſenwange Dein,
Was biſt Du ſo blau unter'n Aeugelein?“

„Ich will die Wahrheit nicht bergen vor Euch,
Der Bergalp hat mich verlockt in ſein Reich.“

Kaum war das Wort aus ihrem Mund,
Der Bergalp vor den Frauen ſtund.

„Und iſt offenbar jetzt unſer Thun,
Nicht länger darfſt hier verweilen nun!

„Um Eu'r Kind, liebe Dame, nicht ſorgen dürft Ihr,
Nicht Noth ſoll ſie leiden ſo lang ſie bei mir!“

Der Alp ſich tief vor der Mutter verneigt:
„Nimm Abſchied von Vater und Mutter nun gleich!“

Der Alp nahm die Jungfrau beim Händchen fein
Und führte ſie tief in's Gebirge hinein.

Um den Berg herum der Alp ging drauf,
Der Berg sprang auf und nahm sie auf.

In den Goldstuhl wirft sich die Jungfrau hin,
So kummerbeladen war sie im Sinn.

Da nahm der Alp das Goldhörnlein:
„Nun sollst Du trinken Meth und Wein.“

Das erste Mal sie das Hörnlein leert,
Vergaß sie beides, Himmel und Erd'.

Das zweite Mal aus dem Hörnlein sie trank,
Schwand ihr an Sonn' und Mond der Gedank'.

Das dritte Mal setzt das Hörnlein sie an,
Aus dem Sinn ihr Vater und Mutter verschwand [1]).

Nicht ohne Absicht haben wir umständlich bei dieser Gattung von Volkserzeugnissen verweilt und viele Beispiele davon gegeben; denn ohne Zweifel macht die wunderbare Geisterwelt, in welche sie uns einführen, eins der bedeutendsten Elemente der nordischen Romantik aus. In Schweden hat sie sich am reinsten bewahrt; bei den Schotten und Iren, die sich vielleicht in dieser Hinsicht von allen Nationen allein noch mit den Schweden messen können, hat sie mindern Einfluß auf die Volkslieder geübt, in denen der musikalisch-lyrische Theil vorherrscht, der in den skandinavischen Liedern ganz in den Hintergrund tritt.

Die mitgetheilten Lieder müssen den Leser schon von dem melancholischen Grundton der nordischen Romantik überzeugt haben. Doch tönen auch heitere Klänge dazwischen, obwohl die Schweden eine geringere Anzahl eigent-

---

1) Der Bergkönig ist in andern verwandten Balladen, die im Wesentlichen dieselbe Geschichte erzählen, viel rauher; in den meisten Recensionen dieses Liedes schlägt er seine Frau ins Gesicht, wie er zur Mutter kommt.

licher Zauber- oder Verwandlungslieder, die meiſt glücklich enden, beſitzen als die Dänen. Auch bei ihnen kann die moraliſche Einwirkung des Chriſtenthumes in Liedern nachgewieſen werden. Glücklicher hat ſich nicht leicht Moral und Romantik verbunden, als in den folgenden Liedern. Sie ſtammen aus dem hohen Norden Schwedens, wo die Geſänge der Vorzeit ſich in größerer Reinheit erhalten haben. Von erſterem bemerken die ſchwediſchen Herausgeber, daß es eins der wenigen ſei, welche beweislich ſeit mehr als vier Jahrhunderten geſungen worden ſind; denn in einem alten Drama, das Joſephs Geſchichte zum Gegenſtande hat, welches ſchon um 1500 gedruckt worden iſt, wird es bereits ein altes Volkslied genannt. Bei beiden Liedern behalten wir Mohnike's vortreffliche Ueberſetzung bei:

* Die Taube auf dem Lilienzweig [1]).

Auf dem Lilienzweig eine Taube ſitzt
In Mittſommertagen!
Sie ſinget ſo lieblich von Jeſu Chriſt.
Im Himmel iſt Freude die Fülle!

Sie ſinget ſo lieblich, ſie ſinget ſo ſchön:
„Dies Jahr wird zum Himmel ein Mägdlein noch gehn!“

„Dies Jahr ich noch gehe zum Himmel nicht,
Ich weiß nicht von Fieber, ich weiß nicht von Gicht.“

Die Maid ging hin auf des Vaters Gut,
Und plötzlich im Herzen ſo weh es ihr thut.

„Lieb Mütterlein, mache das Bette mir nur,
Dies Jahr ich nicht ſehe die Au und die Flur.“

„O rede nicht ſo lieb Töchterlein,
Dies Jahr noch ſollſt Du den König frei'n!“

„Viel beſſer ja iſt es, dem Himmel vertraut,
Denn hier zu prangen als Königsbraut.

1) Sv. F. V. Bd. III. S. 27. Volksl. d. Schw. S. 43.

„Lieb Vätterlein hole den Prieſter zu mir,
Es ſteht der Tod ſchon als Gaſt vor der Thür.

„Lieb Brüderlein mache Du mir die Bahr,
Lieb Schweſterlein kräuſle der Todten das Haar!“

Das Mägdlein ſtarb und lag auf der Bahr,
Und Frauen und Jungfrau'n ihr ſchmückten das Haar.

Sie trugen das Mägdlein hinaus ſodann,
Mit Lichtern gingen die Engel voran.

Sie trugen die Leiche dem Kirchhof entlang,
Die Engel, ſie ſangen den Todtengeſang.

Sie legten das Mägdlein in's düſt're Grab,
Mit Huld auf ſie ſah Gott Vater herab.

---

* Die Erſcheinung [1]).

Was nimmer ich ſah, hab geſehen ich itzt,
Daß ein Felsblock ſchwimmt und ein Mann darauf ſitzt.
Gott findet man wohl zu Zeiten!

„Ich bin kein Mann, Du irreſt Dich ſehr,
Bin ein Engel und komme vom Himmel hieher.“

„Und kommſt Du, ein Engel, vom Himmel hieher,
So ſage, wie gehet im Himmel es her?“

„Im Himmel da ruhet und freut ſich die Bruſt;
Wohl dem, der da wohnt in der himmliſchen Luſt!

„Die Wittib da ſitzt, der verwaiſete Sohn,
Sie ſitzen wie Engel um Gottes Thron.

„Da ſitzt, wem hienieden ward Kummer zum Loos,
Er ſitzet im Himmel in Abrahams Schooß.“

„Und kommſt Du, ein Engel, vom Himmel hieher,
So ſage, wie geht's in der Hölle denn her?“

---

1) Sv. F. V. Th. II. S. 238. Volksl. d. Schw. S. 11.

„Da ſitzet der Sohn, der den Vater verjagt,
Er ſitzt in der Höll' und Entſetzen ihn plagt.

„Die Tochter da ſitzt, die der Mutter geflucht,
Sie ſitzt in der Hölle und ſchmachtet nach Ruh.

„Da ſitzt, wer den Lüſten des Fleiſches gefröhnt,
Schwarz ſitzt in der Höll' er und ächzet und ſtöhnt!

„Da ſitzt, wer hienieden verſchmähte den Rath,
Er ſitzt in der Hölle und flehet um Gnad'.

„Wohl Gnade empfängt, wer dem Fleiſche gefröhnt,
Doch Gnade nicht der, ſo die Eltern verhöhnt."

Auch ein ſchwediſches Geſpenſterlied geben wir, das ein unter allen germaniſchen Nationen gleich beliebtes Thema behandelt.

Der todte Bräutigam [1]).

Die Jungfrau weint Thränen, und Blut ſie weint,
Wer pflückt das Laub vom Liliendaum?
Den Liebſten ſie aus dem Grabe weint.
Ihr freuet Euch alle Tage.

Mit leiſem Finger pocht's an die Thür':
„Steh auf, Herzliebſte, und öffne mir!"

„Mit Keinem hab' ich Abred' gemacht,
Und Keinen laß ich ein in der Nacht."

Mit Fingern zart, mit Fingern geſchickt,
Schiebt ſelber er den Riegel zurück.

Sie ſetzt ihn auf den Heiligenſchrein
Und wäſcht ihm die Füß' im klareſten Wein.

---

1) Von dieſem Liede exiſtiren drei Recenſionen die wir benutzen: Sv. F. V. Th. I. S. 29. Th. II. S. 204. Svenska Forns. Th. II. S. 103.

Und auf das Bett da ſetzten ſie ſich,
Sie ſprachen viel, aber ſie ſchliefen nicht.

Das dauerte bis zum Hähnekräh'n:
„Herzliebſte, nun muß ich von hinnen geh'n!"

„Wohin Du geheſt, wohin es ſein mag,
Herzliebſter, ich folge immer Dir nach!"

„Nicht gut iſt's, mir zu folgen, Herzlieb,
Mein Haus iſt in der Erde ſo tief."

Sie gingen fort, einem Steg entlang,
Der Jüngling weinte, die Jungfrau ſang.

Sie gingen wohl über 'ne Brücke beid',
Der Jüngling weint, es lächelt die Maid.

Sie kamen an die Kirchhofspfort':
„Sieh, wie der Mond geht unter dort!"

Die Jungfrau nach dem Monde ſah,
Verſchwunden war der Jüngling da.

Sie ſetzt ſich nieder auf ſein Grab:
„Hier ſitz' ich bis mich Gott ruft ab!"

Da aus der Gruft tönt es heraus:
„Herzliebſte, gehe Du nach Haus!

„Bei jedem Seufzer, den Du gethan,
Füllte ſich mein Sarg mit Blute an.

„Und jedes Mal, daß Du verandat,
Mein Sarg mir voller Roſen liegt."

An alten hiſtoriſchen Romanzen ſind die Schweden minder reich als die Dänen, d. h. an ſolchen, die eigentlich ſchwediſche Stoffe behandeln, und darum entſchieden als Originale zu behandeln ſind; denn ſonſt haben ſie ſich faſt alle die däniſchen Balladen, welche weniger öffentliche Intereſſen als königliche Familiengeſchichten beſingen, wie

z. B. die von den beiden Waldemarn und den Seinen, vollkommen angeeignet. Bei weitem mehr hiſtoriſche Stoffe finden wir unter den Balladen des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts; und wenn auch hier der Geiſt der Poeſie ſchon tief geſunken war, ſo hatte er ſich doch bei den Schweden um Vieles höher als unter den Dänen erhalten. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen. Als Sittengemälde können für den ganzen ſkandinaviſchen Norden in dieſen frühen Zeiten die nämlichen Balladen dienen. Die Sitten waren im Mittelalter in Schweden noch rauher und wilder als in Dänemark, wo beſonders, wegen des größeren Verkehres mit dem Ausland, mehr äußere Cultur ſtattfand, und wo auch Kunſt und Wiſſenſchaft ſchon zu Ende des zwölften Jahrhunderts im Biſchof Abſolon einen Beſchützer hatten. Die Schweden waren ſelbſt in den einfachſten Künſten ſo hinter dem übrigen Europa zurück, daß ſie noch im funfzehnten Jahrhundert nicht einmal die Bearbeitung ihres eigenen Eiſens verſtanden. Das Erz ward nach Danzig oder anderen preußiſchen Häfen gebracht, um dort in Stangen geſchmiedet zu werden. Jahrhunderte lang war das Land in einem Zuſtande der Aufregung, der keine friedlichen Künſte zuließ und Handel und Ackerbau niederdrückte. Die Geiſtlichkeit ſelbſt, ſonſt überall im Mittelalter die eigentliche Beſitzerin gelehrter Kenntniſſe, war in Schweden durchaus kriegeriſch und häufig an der Spitze der Fehden und Aufſtände, bis die Reformation einen chriſtlichern Geiſt in ihr erweckte. Als Beiträge zur Charakteriſtik ſowohl der Sitten wie der Poeſie des ſchwediſchen Mittelalters, mögen ferner die folgenden Balladen dienen.

Der Fuhrmann als Braut [1]).

Da war die Jungfrau Gunnela,
Zur Kirche ſie fahren ſollte;

1) Sv. Forns Sg. I. S. 284. Exiſtirt auch däniſch, aber viel breiter, ll. d. V. Th. IV. S. 175.

Da war der Ritter Perlemann,
Mit Gewalt ſie nehmen wollte.

Wie ſind die Blätter im Walde ſo grün!

„Hört Ihr, Ritter Perlemann,
Was ich ſage ſogleich;
Wenn erſt die Meſſ iſt gehalten,
Dann will ich kommen zu Euch!“

Die Meſſe, die war gehalten,
Die Leute gingen heraus,
Da war die Jungfrau Gunnela,
Die blieb noch im Gotteshaus.

Da war die Jungfrau Gunnela,
Sprach zu ihrem Fuhrmann ſchnell:
„Nun zieh Du an mein Seidenkleid
Und ich den grauen Flanell.“

Da war der kleine Fuhrmann,
Setzt ſich in den Wagen in Eil,
Da war die Jungfrau Gunnela,
Der wurden die Zügel zu Theil.

Und als ſie waren kommen
Vor Ritter Perlemanns Thor,
Da ſtand der Ritter Perlemann
Und wartete davor.

„Willkommen Jungfrau Gunnela,
Herzallerliebſte mein!
Ich hab für Euch gemiſchet
Wohl beides Meth und Wein.“

Da war der kleine Fuhrmann,
Der trank den Meth aus dem Horn;
Da war die Jungfrau Gunnela,
Die gab den Roſſen ihr Korn.

Da war der kleine Fuhrmann,
Dem ſchmeckte ſo gut der Wein;
Da war die Jungfrau Gunnela,
Die gab den Roſſen ihr Heu.

Da war der Ritter Perlemann,
Der alſo fragen thät:
„Was iſt's für ein kleiner Fuhrmann,
Der dort auf dem Hausflur geht?

„Er hat ſo hurtige Augen,
Die ſpielen wohl aus und ein,
Und Fingerchen hat er ſo weiche,
Wie Lerchenflügelchen klein.“

Nun kam heran der Abend,
Und dunkel ward's allerwegen;
Da wollte der Ritter Perlemann
So gern zu Bett ſich legen.

Da war der kleine Fuhrmann,
Der thät zu Bett ſich begeben,
Da war der Ritter Perlemann,
Der legte ſich hübſch daneben.

„Hört nun Ritter Perlemann,
Was ich jetzo Euch ſag;
Ich bin nicht Jungfrau Gunnela,
Wie Euch es wohl ſcheinen mag.

„Ich bin nicht Jungfrau Gunnela,
Wie es wohl vor Euch kam,
Ich bin ihr kleiner Fuhrmann,
Der hierher ſtatt ihrer kam.“

Da war der Ritter Perlemann,
Seinen roſtigen Speer zog er 'raus;
Da war der kleine Fuhrmann,
Der ſchlüpfte zur Thüre hinaus.

Da war die Jungfrau Gunnela,
Dient treu ihrem Fuhrmann nun,
Draußen ſtand ſie im Vorſaal
Mit beides Strümpfen und Schuh'n.

Da war die Jungfrau Gunnela,
Sezt ſich in den Wagen in Eil',
Da war der kleine Fuhrmann,
Dem wurden die Zügel zu Theil.

Da war die Jungfrau Gunnela,
Die trieb mit ihm Spott und Hohn:
Sie schickt' ihm eine Wiege
Für Fuhrmanns jungen Sohn.

Da war die Jungfrau Gunnela,
Die spottete mehr noch fein,
Die schickt' ihm zum Brei ein Töpfchen,
Dazu ein Löffelchen klein.

Ebbe Tykeſon [1]).

Ebbe, er träumt einen Traum zu Nacht,
Im Bette als er ſo lag;
Früh am Morgen da wacht er auf,
Zu ſeiner Mutter ſo ſprach:

Aus Unrecht und geringer Wahrheit thaten ſie ſo!

„Ich träumte, meine Steinſtube
Die ſtand in hellen Flammen,
Und meine Mutter und meine Braut
Verbrannten drinnen mitſammen."

„Geh auf die Jagd nicht heut, mein Sohn,
Weder nach Hirſchen noch Rehn,
Bleib lieber heut in der Oberſtub'
Bei Deinem Bräutlein ſchön!"

„Nicht mag ich ſitzen in der Oberſtub'
Zu koſen mit meiner Braut,
Das mag ein rechter Ritter ſein
Dem vor dem Tod es graut!

„Nicht mag ich ſitzen im Frauengemach
Wein trinken zum Zeitvertreib,
Das mag ein rechter Ritter ſein
Der zittert für ſeinen Leib!"

---

1) Sv. Forns. Th. I. S. 211.

Das war der Ebbe Tykeſon
Der ritt in Waldesgrunde,
Da trafen ihn ſeine Mörder an
Wohl zu einer böſen Stunde.

„Höre Du Ebbe Tykeſon
Was reiteſt Du ſo allein?
Wo iſt Dein Habicht, und wo Dein Hund,
Und die raſchen Diener Dein?“

„Etwelche ſind im Roſenhain
Und jagen Hirſch und Reh,
Etwelche durchſchneiden die Woge blau
Und ſegeln auf ſalziger See.

„Etwelche ſind im Roſenhain
Und jagen dem Wilde nach;
Etwelche, zu dienen meiner Braut,
Heim blieben im Frauengemach!“

Etwelche ſtachen mit Meſſern nach ihm,
Etwelche mit dem Schwerdt;
Gott gnade Dir Ebbe Tykeſon!
Warſt beſſern Todes werth!

Da nahmen ſie die ſelige Leich'
Warfen ſie auf Roſſes Rücken,
So traurig ging das gute Roß
Wohl durch den Wald zurücke.

Zurück es ging nach ſelbem Stall,
Wo es geſtanden am Morgen;
Da ſtand Herrn Ebbe's Mutter davor,
Die war in Angſt und Sorgen.

„Gott gnade Dem der Dich beſchuht,
Und den Du getragen allzeit,
Gott gnade Dir beſten Rittersmann
Im Lande weit und breit!

„Gott gnade Dem der Dich beſchuht,
Und der Dich pflegte zu reiten;
Gott gnade auch mir, die Dich gebar
Zu großem Schmerz und Leiden!“

Da war die Mutter Ebbe's
Hinauf in die Stube sie steiget:
„Jungfrau'n, Eu'r Nähzeug leat in den Schrein
Sie bringen eine selige Leiche!"

Da war Herrn Ebbe's junge Braut,
Vor allen Leuten sie frägt:
„Was ist das für eine selige Leich'
Daß man sie zu Hause nicht trägt?"

Antwortet Herrn Ebbe's Mutter,
Ueber die Wangen die Thräne wohl rinnt:
„Das ist Herrn Nils des Markgrafen Sohn,
Mein jüngstes Schwesterkind."

Da fingen die Glocken zu läuten an,
Die Wachslichte steckten sie an;
In der Kammer sitzt Ebbe's junge Braut
Und harrt auf den Bräutigam.

„Gott gnade Dir Ebbe Tykeson,
Daß Du nicht kommest nach Haus!
Deine Mutter um den jüngsten Schwestersohn
Steht so große Schmerzen aus!"

Das war am heiligen Sonntag,
So heilig waren die Zeiten,
Da hießen sie Ebbe's junge Braut
Auf Ebbe's Rosse reiten.

So heilig war der Sonntag,
So heilig waren die Zeiten,
Da hießen sie Ebbe's junge Braut
Dicht neben der Bahre reiten.

„Was ist das Roß so müde,
Was ist es so schwer gemuth?
Und das kann ich in Wahrheit sagen,
Von ihm da fließet ja Blut."

Da nahmen sie die selige Leich'
Setzten sie auf geweihtes Land;
Nun komme Du Ebbe's junge Braut,
Und küsse Deinen Bräutigam!

Da war Ebbe's junge Braut
Die küßte seinen Mund so bleich;
Und das kann ich in Wahrheit sagen,
Todt war sie vor Schmerz sogleich.

So kamen sie beide in Ein Grab,
So hatte ihre Liebe ein Ende;
Gott geb' uns allen eine selige Stund,
Und zuletzt ein seliges Ende!

Die Königskinder [1]).

Es waren zwei ed'le Königskinder
Hingen treu einander an,
Die verlobten sich auf dem Schlosse
Wohl auf dem hohen Altan.

„Und wie denn soll ich kommen
In's Kämmerlein Abends zu Dir;
Es fließen zwei reißende Ströme
Ja zwischen Dir und mir."

„Wirf ab Du Deine Kleider
Und schwimme mit Deiner Hand;
Ich zünd ein Licht in der Leuchte,
Hänge sie am Lilienzweig an."

Ein falscher Mensch da stunde,
Und hörte was sie sprach:
Das Liebesband muß ich trennen,
So wahr ich leben mag.

Da war der ed'le Königssohn
Er ging zum Meeresstrand,
Und sah wie Licht in der Leuchte
Am Lilienzweige brannt'.

---

1) Sv. F. V. Th. I. S. 103. Existirt auch dänisch, Dansk Viser Th. I. S. 47; und deutsch: s. unten deutsche Volkslieder; auch holländisch Horae Belgicae S. 112. Die obige Ballade ist auch von Mehnike in den Altschw. Balladen übersetzt. Varianten derselben im Svenska Fornsanger.

Da war der falsche Mensch,
Der ging zum Strande gleich,
Und löscht das Licht in der Leuchte,
Da[illegible]nt' am Lilienzweig.

Er schwamm so weit von dem Eyland,
Er schwamm aus der Bahn so weit,
Kein Land konnt' er mehr finden
In der salz'gen Flut so weit.

Schand' über Dich, Du Falscher!
Gott möge Dich strafen sogleich,
Der Du das Licht in der Leuchte
Verlöschtest am Lilienzweig.

Herein trat ein kleiner Knabe,
Der fügte seine Worte so gut:
„Ich sah ein edles Königskind
Versinken in blauer Flut."

Da saßen viel schöne Jungfrau'n
Gekleidet in feinen Scharlach;
Darunter das ed'le Königskind,
Dem rinnen Thränen herab.

„Ach, allerliebste Mutter,
Hört was ich bitte so schön:
Darf ich in unser'm Garten
Mich wohl ein wenig ergehn?"

„Wohl magst Du in unser'm Garten
Dich, Tochter, ein wenig ergehn,
Doch wecke Deine jüngste Schwester
Und heiß' sie mit Dir gehn!"

„Meine Schwester ist so klein und jung
Sie kann noch so wenig verstehn;
Sie pflücket die Rosen mit den Wurzeln
Die unter den Lilien stehn."

Da war das ed'le Königskind
Ging vor seinem Vater zu stehn:
„Darf ich in unser'm Garten
Mich wohl ein wenig ergehn?"

„Wohl magst Du in unser'm Garten
Dich, Tochter, ein wenig ergehn;
Doch wecke Deinen jüngsten Bruder,
Und heiß ihn mit Dir gehn!"

„Mein Bruder ist noch so jung und klein,
Deß Unart macht mir Verdruß;
Der reißt die Rosen mit der Wurzel aus,
Und stopft sie sich in die Brust."

Da war das edle Königskind
Das ging zum Meeresstrand;
Da sah sie des Vaters Fischer
Der fischte nahe am Land.

„Und hört, meines Vaters Fischer,
So naß und erfroren seid Ihr,
Habt Ihr nicht gesehn ein Königskind
In den blauen Wogen hier?"

„Gefischt haben wir die ganze Nacht
Am Strande mit unsrem Boot;
Wir fanden den edeln Königsohn,
Im blauen Meer lag er todt.

„Fest bunden war sein Strumpfband,
Noch fester sein Silberspangenschuh;
Das war des Königsohns Leiche
Die schwamm dem Strande zu."

Sie nahm die goldne Kette vom Hals,
Die Goldringe von ihrer Hand:
Und gab sie des Vaters Fischer
Der des Liebsten Leiche fand.

„Und grüßet mir Vater und Mutter,
Sie sollen verschmerzen den Harm;
Ich senke mich tief in den Meergrund
Und habe den Liebsten im Arm."

Die zwei Königsfräulein [1]).

Es waren zwei Königstöchterlein,
Zwei Rosen und lieblich Lilien!
Die waren gestohlen als sie noch klein,
Klar war's wohl, woher sie gekommen!

Und als sie groß wurden und kriegten Verstand,
Da wollten sie wissen ihr Vaterland.

Und die alt'ste zum jüngsten Schwesterlein:
„Nun wollen wir gehen zum Vater heim.

„Wir wollen nehmen unsre Sachen in Acht
Und zeitig reisen fort in der Nacht."

Und als sie kamen an Vaters Thor,
Zwei Edelknaben standen davor.

„Zur Königin wollt gehen hinein,
Fragt, ob sie brauche zwei Dienstmägdlein."

„Wohl kann ich brauchen zwei Dienstmägdlein,
Geht, heißt sie kommen zu mir herein!"

Die Jungfrau'n traten vor die Königin:
Bleich ward sie und wunderbar ward ihr im Sinn.

Und die Königin fragte die Jungfrau'n nun:
„Was könnet Ihr wohl für Arbeit thun?"

„Wir können wohl brauen und wir können backen,
Und seidne und rothgoldne Teppiche machen.

„Und wir können sticken und können näh'n,
Und säumen die neuen Kleider gar schön."

Und die Königin ließ holen den rothen Goldschrein,
Nahm Seide heraus und Nesteln fein.

---

1) Sv. Fornsånger Th. II. S. 195. In den Sv. Visor steht daselbe Lied unvollkommner, Th. III. S. 40. Dänisch eine sehr ähnliche Situation in der Geschichte von Marschall Stiges Töchtern, Grimm S. 400.

Gab ihnen roth Gold und Silber weiß
Und hieß sie weben mit Geschick und mit Fleiß.

Die ält'ste die Web im Webstuhl spannt,
Die jüngste nahm Schaft und Schiff zur Hand.

Sie webten Himmel und Erde hinein,
Und des Mondes und der Sonne Schein.

Sie webten die Webe mit Sternen besä't
Und die schönsten Rosen auf schwarzem Beet.

Ihre eig'nen Namen dazwischen sich wanden
Und die Stätte, wo die Räuber sie fanden.

Und aus dem Webstuhl die Webe sie nahmen,
Hinein damit zur Königin kamen.

„Nie sah ich fürwahr ein schöner Gewebe,
Was wollt Ihr, daß ich zum Lohn Euch gebe?"

„Wir wollen kein' andre Belohnung haben,
Als Dir zu dienen nur bis zum Grabe."

„Die Aelt'ste will ich zur Schließerin wählen,
Die Jüngste will meinem Sohn ich vermählen."

„Wohl darfst Du mich zur Schließerin wählen,
Doch nicht die Schwester dem Bruder vermählen."

O da war Freude und großes Glück,
Als die Eltern die Kinder nun hatten zurück.

---

* Die beiden Schwestern [1]).

Es wohnte ein König in England,
So hört' ich ein Vöglein singen;
Zwei Töchter, die hatt' er jung und gewandt;
Grade nun steht der Wald in der Blüthe!

1) Svenska Folkv. Th. III. S. 16. Die obige Uebersetzung ist
en Mechnike: Volksl. der Schweden. S. 23. — Varianten dieses Li

Und die Schweſter ſagte zur Schweſter ſchön:
„Komm, laß uns wieder zum Strande gehn.“

Die Jüngſte war ſchön und glänzte wie der Tag,
Die Aelt'ſte war ſchwarz wie die finſt're Nacht.

Die Jüngſte ging voran mit wallendem Haar,
Es folgte die Aelt'ſte, doch falſch ſie war.

Und wie ſie nun gingen am Strand daher,
Da ſtieß ſie die Schweſter in's tiefe Meer.

Und die Jungfrau ſtreckt empor die ſchneeweiße Hand:
„O Schweſter, Du Liebe, o hilf mir an's Land!

„Und Schweſter, Du Liebe, o hilf mir an's Land,
Ich will Dir auch geben mein rothes goldnes Band!“

„Dein rothes goldnes Band wird mir doch beſcheert,
Doch nimmermehr ſollſt treten Du auf Gottes grüne Erd'.“

„O Schweſter, Du Liebe, o hilf mir an's Land,
Und ich will Dir auch geben meinen rothen goldnen Kranz!“

„Dein rother goldner Kranz wird mir doch beſcheert,
Doch nimmermehr ſollſt treten Du auf Gottes grüne Erd'.“

„Und Schweſter, Du Liebe, o hilf mir an's Land,
Ich will Dir auch geben meinen jungen Bräutigam!“

„An's Land will ich helfen Dir nimmermehr,
Dein Bräutigam, er wird mir ja doch beſcheert.“

Die Fiſcher, ſie ruderten wohl in der finſtern Nacht,
Und kamen an den Ort, wo die Jungfrau lag.

Sie fanden der Jungfrau ſchneeweißen Leib
Und brachten ihn leiſe an's Land ſogleich.

Des Weges nun ein Harfner reiſt,
Er machte eine Harfe ſich aus der Maid.

---

des: Sv. F. V. Th. I. S. 81, und Fornsänger Th. II. S. 139. — Es exiſtirt auch färöiſch Sv. F. V. Th. I. S. 83, überſ. v. Mehmke Volksl. d. Schw. S. 194. Auch ſchottiſch, ſ. unten.

Und er nahm der Jungfrau schneeweiße Brust,
Der Klang sollte Jeden erfüllen mit Lust.

Und er nahm der Jungfrau Fingerlein
Und machte daraus die Schrauben fein.

Und er nahm das schöne goldne Haar der Maid
Und machte daraus die Harfensaiten.

So nimmt er die Harf' in die Arme sein
Und geht in den Hochzeithof hinein.

Die Harf' er spielte schön und laut:
„Und höre was die Harfe spricht, Du junge Braut!"

Der erste Griff auf der Harf' erklang:
„Die Braut, sie trägt mein goldnes Band."

Und der zweite Griff auf der Harf' erklang:
„Der Bräutigam war mein Verlobter einmal!"

Und der dritte Schlag, den die Harfe schlug:
„Meine Schwester stieß mich in die tiefe Flut!"

Am Sonntag saß die Braut noch mit der goldnen Kron',
Am Montag aber fand sie auf dem Holzstoß ihren Lohn [1]).

Es lassen sich in der schwedischen Volkspoesie drei Perioden unterscheiden: die ältere oder romantische, die neuere oder historische, und die dritte, die wir die lyrische nennen möchten. Mit diesen Bezeichnungen soll indessen keineswegs angedeutet werden, daß in der ersteren nicht auch historische, in der zweiten nicht auch romantische Lieder gedichtet worden wären. Die Gedichte auf den Einfall des König Swerker's in Schweden, oder die Schlacht bei Lena im Jahre 1208, die dänisch und schwedisch existiren, sind gewiß nicht neuer als das dreizehnte Jahrhundert; aber die Auffassung dieses historischen Momentes ist

1) Nach der schwedischen Sage ist eigentlich der Nix der Harfner.

durchaus romantisch. Es versteht sich auch von selbst, daß in der späteren Periode noch einzelne romantische Stoffe verarbeitet wurden, besonders da die Vorbilder dazu allgemein im Volke verbreitet waren. Wenn die Lieder vom Herzog Magnus und dem Meerweib wirklich auf den unglücklichen Sohn Gustav Wasa's gemacht, nicht bloß, wie Aehnliches häufig geschieht, auf ihn angewendet waren; so fallen diese ächt romantischen Stoffe in die historische oder zweite Periode. Denn die erstere dauerte nur, so lange sich der mittelalterliche Geist, der in Schweden, wie in Schottland, die Ritterzeit des sonstigen Europas überlebte, noch erhielt: d. h. bis zum Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, oder der Calmarischen Union, dem Wendepunkt der nordischen Geschichte. Von der zweiten Periode, die bis gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts währte, sagt Geijer: „Um sich von dem Charakter, den die Nationalpoesie nun annahm, eine Vorstellung zu bilden, muß man sich die große Bewegung vergegenwärtigen, die damals unter dem schwedischen Volk, gegen ausländischen und einheimischen Druck gerichtet, stattfand. Diese begann mit Engelbrecht [1]), zerriß zugleich mit der skandinavischen Union die gemeinsame nordische Aristokratie, die das Band derselben war, erweckte Gustav Wasa, den Stifter der schwedischen Nation als eines eigenen Volkes, und schlug mit ihren letzten Wogen Sigismund vom Thron. Zieht man nun zugleich die Reformation und die Stimmung die sie den Gemüthern gab in Betrachtung, so kann man sich die Richtung der Poesie während dieser Periode vollkommen erklären. Diese hat eine größere Mannichfaltigkeit als in der vorhergehenden und zeigt bereits eine Art Entwickelung der poetischen Elemente, die in den älteren Volksliedern noch ohne Sonderung beisammen sind; aber

1) Engelbrecht Engelbrechtson, der Führer der Dalecarlier in ihrem Aufstand gegen die dänische Tyrannei. Er ward, ein Opfer der Eifersucht des schwedischen Adels, im Jahre 1436 meuchlings ermordet.

eine Entwickelung, die noch zu unvollkommen ist, um durch reiche Individualität der älteren Dichtart bewußtlose Einfalt und allgemeine poetische Natur zu ersetzen. Die beste Seite an den erzählenden Liedern, die nun politisirend und moralisirend wurden, ist eine naive Kraft und Tüchtigkeit, und ein gewisses lustiges Wesen, das seiner ächten Nationalität wegen auf einen Schweden einen höchst behaglichen Eindruck macht [1])."

Bei dieser historisch-politischen Richtung fiel kaum Ein Ereigniß von irgend einer öffentlichen Bedeutung vor, das nicht durch Lieder verbreitet, und ward besonders kaum Eine Schlacht geschlagen, die nicht durch Gesänge gefeiert ward. Religiöse Lieder aus dieser Periode, deren es ohne Zweifel viele gab und noch giebt, sind uns von den Herausgebern der schwedischen Lieder nicht mitgetheilt; die sogenannten geistlichen Lieder der Sammlung sind wohl alle aus der katholischen Zeit. Daß diejenigen, welche die Reformation den Herzen entlockte, sich im Charakter wesentlich von den deutschen desselben Zeitraumes unterscheiden, haben wir keinen Grund zu glauben: beide Nationen waren wohl gleich tief und innig von den großen Principien der Kirchen- und Glaubensreinigung ergriffen, die sich in einer Herzenswärme und Sinneszerknirschung aussprach, welche die Musen oft ersetzen mußten. Die historischen Lieder aber, meist Schilderungen der Schlachten des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sind den dänischen historischen Liedern derselben Zeit und den deutschen jeder Zeit weit überlegen. Zwar ist die obige Charakteristik vollkommen richtig: sie besitzen mehr naive Kraft als Poesie, mehr Eifer als Anschaulichkeit, sie sind Schilderungen, nicht Gemälde. Allein sie sind bei weitem weniger chronikenartig-erzählend; tüchtiger, gedrungener, lebendiger, als die deutschen und dänischen derselben Zeit, sowie auch als die englischen der zwei-

1) Sv. F. V. Delen I. Inledning p. XIV.

ten Periode, die freilich fast zwei Jahrhunderte später fällt [1]).

Lieder dieser Art, wenn sie nicht von entschiedenem poetischen Gehalt sind, können, eben weil sie ihr Hauptinteresse der historischen Association verdanken, kaum für den Ausländer Werth haben; voller Local- und Zeitumstandsanspielungen müssen sie besonders in einer Uebersetzung entschieden verlieren, und wir enthalten uns daher, Beispiele dieser Periode mitzutheilen, umso mehr, da das fremde Kleid sie nur verstellen und daher das Urtheil des Lesers irre leiten muß [2]).

Die dritte und neueste Periode der schwedischen Poesie haben wir oben die lyrische genannt. Denn der Bildungsprozeß der schwedischen Nation nahm im Wesentlichen denselben Gang, den der der Deutschen und Dänen nahm; allein die glückliche Erhaltung der alten kernhaften Lieder unter dem Volke hielt dieses in Schweden viel freier von den Plattheiten und Süßlichkeiten in Liedesform, die während dieser Periode die Literatur überschwemmte.

Ueber den Charakter der alten skandinavischen Volkslieder in Masse, sowohl dänischer, wie schwedischer, mögen nun folgende Andeutungen hinreichen.

Es giebt eine dreifache Art der epischen Darstellung, die wir in allen ihren Formen in Volksliedern wiederfinden. Die erste ist rein historisch oder erzählend. In fast allen späteren Volksliedern der germanischen Racen, wenn sie nicht eigentlich lyrisch sind, sehen wir sie angewendet. Die deutschen und die späteren skandinavischen geschichtlichen Lieder sind fast alle durchaus narrativ; sowie

---

1) Siehe die nachher folgenden historischen Andeutungen in Bezug auf England und Schottland.

2) Einige neuere schwedische historische Volkslieder findet der Leser in Studachs schw. Volksharfe, Stockh. 1826, aber mehr paraphrasirt als übersetzt.

auch die Produktionen der zweiten Periode des englischen Minstrelgesanges, mögen sie nun der Fiktion oder Geschichte angehören, ohne Ausnahme es sind; z. B. Königin Eleonor und schön Rosamund, König Lear, die Kindlein im Walde [1]). Diese Darstellungsweise ist fast nothwendig mit einer gewissen Weitschweifigkeit verbunden, welche die Wirkung des Ganzen sehr beeinträchtigt, um so mehr, wenn nicht wenigstens einzelne lyrische Stellen die Erzählung unterbrechen. Doch finden wir sie mit mehr Glück in einigen der größeren serbischen Heldengedichte angewendet; was wohl theils daran liegt, daß diese Gedichte an und für sich mehr den Charakter der Erzählung als des Liedes haben; theils auch in der unaussprechlichen Einfachheit und Naivetät des Tones derselben, die im Grunde mit jeder Form versöhnt.

Die zweite Darstellungsweise möchten wir die pittoreske oder die plastische nennen. Der Dichter führt Bilder vor die Seele des Hörers, einzelne Bilder, aus denen er das Ganze errathen und deuten kann, oder eine Reihe von Bildern, lebende Gemälde, wobei es seiner Einbildungskraft überlassen ist, sie in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Dieser viel mächtigere und ergreifendere Styl gehört vorzugsweise den Serben, den Neugriechen und den Spaniern an, obwohl jede dieser Nationen ihn auf eine sehr verschiedene, ihr eigenthümliche Weise gebraucht. Man wird finden, daß diese Darstellungsweise die größte Mannichfaltigkeit, den üppigsten Bilderreichthum und die blühendsten Beschreibungen zuläßt.

Eine gewaltigere und mehr unmittelbare Wirkung wird aber jederzeit die dritte Darstellungsart hervorbringen, die wir die dramatische nennen; wo nämlich die eingeführten Gespräche und Reden charakteristisch und lebendig genug sind, um Erzählung, Bilder und Beschreibungen ent-

1) Sämmtlich aus Percy's Reliques, und die beiden erstern auch aus Herders Uebersetzung bekannt.

bedrlich zu machen. Die besten germanischen Balladen sind alle in dieser Form gedichtet, d. h. die skandinavischen, deutschen und schottischen, sowie die alten englischen Minstrellieder. Nicht selten auch finden wir bei den meisten Nationen einzelne Balladen, in denen diese drei Elemente gemischt sind, aber bei jeder einzelnen Volkerschaft werden wir bei genauer Kenntniß ihrer Poesie eins derselben vorherrschend finden.

Bei den Skandinaviern waltet das dramatische Element in dem Grade vor, daß selbst wo es einen nothwendigen Beisatz von Epischem hat, die Erzählung fast immer in der Form des Präsens geführt wird, und dadurch auch das Erzählte zur anschaulichen Handlung wird. Nicht allein Beschreibungen fallen weg, auch Gefühlsäußerungen sind so sparsam wie möglich angebracht; selbst sie werden zur Aktion. Z. B. in der oben angeführten Ballade von den beiden Liebenden, die sich als Geschwister ausweisen, wo der ewig heimliche Schmerz der Getrennten nur durch die Worte — und darum eben so mächtig — angedeutet wird:

Kein kleiner Vogel geflogen kam,
Sie fragt' ihn um ihren Bräutigam.

Kein kleiner Vogel flog dahin,
Nach seiner Braut da fragt' er ihn [1]).

Oder wie könnte die hinreißendste Beredtsamkeit die Macht der Liebe und Ehrfurcht vor der Geliebten kürzer und kräftiger schildern als durch die folgenden Verse:

Mit den stärksten Stricken nun banden sie ihn,
Die Stricke, die waren neu,
Doch jeden Strick, der an ihn kam,
Den riß jung Hador entzwei.

Sie nahmen ein Haar von der Liebsten Haupt
Und um die Hand' es ihm banden;
Viel lieber wollt' er sterben um sie,
Als reißen das Haar auseinander [2]).

1) S. oben S. 261.
2) Aus Hador und Signild, s. oben S. 251.

thun. Auch Beschreibungen, sagten wir oben, finden nicht statt. Wie aber könnte die umständlichste Charakterbeschreibung besser die Reinheit der Seele der Königin Dagmar darthun, als die Worte die sie auf dem Sterbebette spricht:

Verzeihe mir Gott die Sünde mein,
Nichts hab' ich zu bereu'n und zu beklagen,
Als daß ich einst des Sonntags früh
Gestärkt meinen weißseidnen Kragen [1]).

„In den nordischen Liedern, „sagt Geijer in seiner vortrefflichen Einleitung", treten Gefühl und Einbildungskraft zurück in die Tiefe, ohne desbalb weniger thätig zu sein, welches macht, daß sie in Vergleichung mit anderen anfänglich streng und hart erscheinen können; ein Eindruck, der mich an des berühmten italienischen Dichters Alfieri Aeußerung über das erhabene Schrecken erinnert, das ihn unter dem Himmel Skandinaviens befiel, beim Gewahrwerden der ungeheuren Stille, welche in der nordischen Natur herrschte. In der alten nordischen Naturpoesie ist das Verhältniß zur Natur merkwürdig. Es scheint, der Mensch dürfe hier nicht ruhen in ihrem Schooß mit kindlicher Zuversicht und mit Genuß wie am Busen der Mutter. Desbalb stellt er sich ihr entgegen, als Macht gegen Macht, ja richtiger gesprochen, als Geist gegen Geist; denn die ganze Natur, die gegen ihn in stummer Härte auftritt, vergeistigt er und legt ihr Absicht bei, gewissermaßen um mit seines Gleichen kämpfen zu können. Und die großen Wälder und Ströme, das Meer und die Höhen der Berge, und die metallischen Tiefen der Erde hat er mit eigenen Mächten bevölkert; weil sie im Norden mehr als sonst irgendwo sich als solche fühlen lassen. Daher die Zauberkraft, welche durch die nordische Poesie geht, da wo sie noch in Odins alten Runen lebt — nichts als ein symbolischer Ausdruck der geistigen Herrschergewalt des Menschen und

1) S. oben S. 245.

seines Kampfes mit den Mächten der Natur: daher auch das Eigenthümliche, daß das nordische Gedicht sich nie bei Naturbeschreibungen aufhält, es wäre denn, daß es die Gewalt beschriebe, welche der Mensch mit einer Art poetischer Allmacht über die Natur ausüben kann. So findet man oft auf das Anmuthigste die wunderbare Gewalt des Harfenschlages dargestellt, durch den alles in Blüthe kommt und grünt, und der auf lebende Wesen noch andere erstaunliche Wirkungen hervorbringt. — — Im Allgemeinen zeigen sich in der nordischen Poesie die mächtigsten Gegensätze; sie ist in ihrem innersten Wesen ausgemacht tragisch, auch in ihrer Ironie und Lustigkeit, wie man an Bellmann wahrnimmt, der hierdurch an Shakespeare erinnert. Diese Macht, dieses Feuer und diese Tiefe der Phantasie, welche schon Erbstücke aus Odin's Burg sind, und hörbar in der Metallbrust der grauen Skalden der Vorzeit arbeiten, liegen auch in der nordischen Romanze in einfältige Formen geschlossen, ja machen daselbst um so größere Wirkung, als sie ihrer Kraft vollkommen unkundig und es ein Paar kindliche Augen sind, aus welchem dieser eingeborne Tiefsinn kunstlos uns anblickt. Aber wahrhaft entzückend ist es, wenn diese Eigenschaften durch den Geist des Christenthums gemildert auftreten. Das die Erzählung belebende Gefühl, welches nach der strengen nordischen Weise sich noch keine lyrischen Ausbrüche verstattet, verbreitet doch einen gewissen Seelenduft — ich weiß es nicht besser zu sagen — über die einfache Darstellung, der unbeschreiblich ist, und wer z. B. in dem Liede von Arel und Walborg ihn nicht vernehmen kann, hat noch nicht das Herz gehabt, der Poesie in die Seele zu sehen."

Wir fügen dieser Charakteristik nun noch einige Worte über den Kehrreim hinzu, den einige Kunstrichter von Bedeutung ebenfalls zur nothwendigen Charakteristik der nordischen Volkslieder gerechnet haben. Indessen ist der Kehrreim den nordischen Liedern keineswegs allein eigen, es findet sich im Gegentheil keine Nation, die ihn in ihren

Volksliedern ganz entbehrt; bei keiner iſt er aber ſo allgemein und ſo vollkommen wie bei den Skandinaviern, — denn wo er in däniſchen Liedern fehlt, iſt er doch wohl nur verloren gegangen. Um das Entſtehen des Kehrreimes zu begreifen, muß man ſich erinnern, daß die Lieder nicht zum Leſen, ſondern zum Singen gedichtet waren; daß ſie entweder ganz improviſirt oder aus dem Gedächtniß hervorgerufen wurden, und überdem in ſo freien Sylbenmaßen abgefaßt waren, daß theils dem Sänger ein Stillestand zum Beſinnen, theils dem Verſe ein Ruhepunkt nothwendig war. Nur ſo konnten letztere ſich abrunden und eine Art von Symmetrie gewinnen. Der Refrain war daher urſprünglich gewiß ganz individuell. Der Sänger wählte ihn willkürlich, und gewöhnlich wählte er ein allgemein verſtändliches Naturgemälde aus der eben ſtattfindenden Jahreszeit und Localität, als wie: „der Wald ſteht herrlich und grün!“ oder: „die Linde zittert im Haine“, oder auch bloß: „zur Sommerzeit[1])!“ — Oefters noch beſteht der Kehrreim in einer allgemeinen Betrachtung, die, da ſie häufig gar nicht zum Ton des Ganzen paßt, dem Sänger ſehr zufällig eingefallen zu ſein ſcheint, als wie: „ich weiß, der Kummer drückt!“ oder: „mich dünkt es iſt ſchwer zu leben.“ Manchmal ſetzt auch der Kehrreim die Handlung oder das Geſpräch geradezu fort, und paßt vollkommen zum erſten Vers, aber nicht zu den folgenden, wie z. B. in der Macht der Harfe: „Herzliebſte, ſag was trauerſt Du!“ oder in Herr Morton von Vogelſang: „Todt reitet Herr Morton“, oder in Werner Rabe: „Der Rabe fliegt am Abend!“ ſo daß man daran die Natur der Improviſation, die bloß den erſten Vers berückſichtigt, deutlich erkennt. Die Anſicht Geijer's, daß der Kehrreim eigentlich die zuſammengedrängte Lyrik des alten Volksdie-

1) In manchen Fällen kann man deutlich erkennen, wie der Refrain bloß der Ausdruck einer augenblicklichen Wahrnehmung des Sängers iſt. Z. B.: Die Sonne beſcheint den Wachholderz oder: Kalt, kalt weht's her von Norden ꝛc.

des enthalte, und sich das lyrische Lied daraus entwickelt habe, können wir daher nur sehr bedingt annehmen, und überhaupt dem Kehrreim nicht die tiefe Bedeutung beilegen, die Geijer in seinem sonst äußerst geistvollen und lesenswerthen Aufsatz über den Kehrreim ihm zuspricht [1]).

Wo in deutschen und schottischen Volksliedern Kehrreime vorkommen, werden sie fast ohne Ausnahme im Chor gesungen; in Bezug auf die skandinavischen Balladen bemerkt Geijer, daß man im Norden nie den Kehrreim Chorweise zu hören bekomme, und daß ersterer, da er oft aus kurzen symbolischen Andeutungen bestehe, im Chore eine störende und lächerliche Wirkung machen müsse. In wie fern dies auf Schweden paßt, wissen wir nicht; allein schon auf die Faröer, die doch unbestreitbar zum Norden gehören, paßt es nicht [2]). Und doch läßt sich gerade bei ihnen, die den Kehrreim in der allervollkommensten Gestalt besitzen, und bei denen sich nicht allein die alten Lieder erhalten, sondern auch täglich neue entstehen, die Natur und Geschichte des Kehrreims besser als bei irgend einem anderen Volke studiren.

An die Frage über den Kehrreim knüpft sich die nach den Melodien der Lieder. Es ist wiederholt bemerkt worden, daß Volkslieder nie von ihren Melodien getrennt werden sollten, und daß sie nur gesungen recht verstanden werden können. Aber wir können die Wahrheit dieser Bemerkung nur sehr eingeschränkt anerkennen, und auch da nicht einmal immer. Nur bei Nationen, in denen das musikalische Element vor dem poetischen bedeutend vorherrscht, z. B. bei den Russen, deren Lieder in Verhältniß zu ihren Melodien unbedeutend sind, paßt sie ganz; oder auch bei den lyrischen Ergüssen der meisten Völkerschaften, wo freilich die Worte eigentlich nur die Unterlage des Gewe-

1) Dieser Aufsatz befindet sich am Schlusse der Svenska Folkvisor und ist als Anhang zu Mohnike's altschw. Balladen vollständig übersetzt.

2) S. oben S. 191.

des bilden, und die Töne wie die Fäden des Einschlags jenem, dem Liede, erst den rechten Gehalt geben. Aber gerade diejenigen Völkerschaften, welche die bedeutendsten Volkslieder aufzuweisen haben, pflegen diese nur recitativisch vorzutragen, z. B. die Serben, deren einförmiges Heben und Senken der Stimme kaum Musik genannt werden kann; und die selbst für ihre lyrischen Produkte, für die sogenannten Frauenlieder, durchaus keine charakteristischen, vielmehr der Lieblichkeit und Klarheit derselben eher widersprechenden als sich annähernden Melodien haben. Was die skandinavischen Melodien anbelangt, so mögen sie freilich in den Gebirgen des hohen Nordens wiederhallend, oder vom frischen Wellenschlage begleitet, einen anderen Eindruck machen, als zum einsamen Stubenclavier von Noten gesungen; verkennen läßt sich aber auf keine Weise, daß sie keinen sehr ausgezeichneten Charakter haben, und, wie in der That fast alle Volksmelodien, nur zum Tragen der Worte bestimmt sind, aber keineswegs um für sich selbst zu gelten. Als Träger des Ganzen müssen überhaupt Volksmelodien immer nur betrachtet werden; denn während neuere Balladenkomponisten gern das ganze Stück durchkomponiren, um die Töne dem verschiedenen Ausdruck der einzelnen Verse anzupassen, wird die Melodie der Volksballade, die sich noch dazu meist nur zwischen einigen wenigen Tönen hin- und herbewegt, oft zwanzig bis dreißig Mal wiederholt. Als Träger des Ganzen also betrachtet entsprechen die meisten Volksmelodien ihrem Zwecke vollkommen. Der Charakter der nordischen ist wie der der Lieder entschieden tragisch, sowohl der dänischen, wovon weniger sich noch erhalten, als der schwedischen, die noch jetzt gesungen werden. Von letzteren sagt Studach[1]): „Wenn ich von den Sangweisen (Melodien) dieser Lieder auch nicht, wie es mir an böhmischen Volksfesten begegnete, vom Zauber ih-

1) Vorrede zur schwedischen Volksharfe, Stockh. 1826, S. XIII.

rer Musik hingerissen wurde, so bewegte mich ihre Wehmuth immer." Und ein deutscher Musikkenner bemerkt: „Faßt man der schwedischen Musik dahin, wo sie in einiger Verwachsung mit dem ganzen Nationalcharakter erscheint, so wird man zu erfreulichen Resultaten geführt werden. Wer sich in die furchtbare Stille der nordischen Natur hineinwagt, wird in ihren Bergen und Thälern Töne vernehmen, die in die tiefsten Tiefen des menschlichen Gemüthes dringen, so daß er glauben möchte, an der Urquelle aller Musik und Poesie zu sein. In dem Munde des Volkes leben diese Klänge, die sich bis jetzt der Gewalt einer unzarten Entwickelung entzogen haben, noch fort; sie sind nicht als todte Kunstprodukte aus längst verflossenen bis zu jetzigen Zeiten herüber getragen worden, sondern blühen noch als lebendige Erinnerungen merkwürdiger Ereignisse. Wohl erst in den letzten hundert Jahren haben sie aufgehört, das Eigenthum der ganzen Nation zu sein, und sind nur dem treueren Gedächtnisse der niederen Stände geblieben [1])."

Es frägt sich nun: Wie sind diese merkwürdigen Lieder entstanden? von wem sind sie verfaßt? W. C. Grimm erklärt zwar eine solche Frage für ganz überflüssig, „da ein Volkslied sich selbst dichtet [2])" — gewiß aber bleibt es doch, man mag die Sache noch so poetisch betrachten, daß Einer wenigstens in der Grundform es zuerst gesungen haben muß. Auch ist die Erfindung in einigen Balladen keineswegs so, daß sie sich gleichsam von selbst macht, sondern in ihrer Einfachheit wahrhaft künstlerisch angelegt. Wir fragen auch nicht nach den Namen der Verfasser: diese werden kaum je bei Volksliedern, d. h. bei allen solchen Liedern, die der Ausdruck nicht der Individualität son-

1) S. Ueber den Zustand der Musik in Schweden, Leipz. Allgemeine Musikalische Zeitung, Jahrg. 1826. Novemb.-Heft. No. 47. S. 769.

2) Altdän. Heldenl. S. 541.

dern der Nationalität sind, genannt. Es knüpft sich kein Ruhm daran; ein Lied dichten oder es bloß singen, es erfinden oder bloß verbreiten, gilt für gleich. Auch schämt sich kein Volkssänger, ganze Verse aus anderen Liedern zu entlehnen, wenn sie gerade in seinen Kram passen, sowie wir durch die gesammte Volkspoesie aller Nationen gewisse stereotype Ausdrücke und Verse für dieselben Handlungen finden, die hundertmal wiederholt, den Eindruck des Ganzen nicht stören. Unsere Frage galt mehr der Art und Weise ihrer Entstehung. So giebt z. B. in deutschen Balladen der letzte Vers oft einen Wink über ihre Entstehung, indem er andeut: „Wer ist's der Euch dies Liedlein sang?" und wir sehen daraus, daß sie von Leuten der verschiedensten Art für einen geselligen Kreis gedichtet, und wahrscheinlich bei irgend einer Festlichkeit abgesungen wurden. Auch von den englischen Balladen wissen wir, daß sie meist professionell, d. h. von Leuten von Gewerbe gedichtet, und für einen Groschen jeder Absatz (fit) vorgetragen wurden. Von den Serben wissen wir, daß die blinden und thatunfähigen alten Leute die größeren epischen Lieder dichten und vor größeren Kreisen vortragen; während mit den kleineren Jünglinge und Mädchen sich entweder ihre einsamen Stunden verschönern, namentlich beim Hüten des Viehes, beim Spinnen, beim einsamen Reisen, oder ihre geselligen Tänze und Arbeiten damit begleiten; bald empfindend bald nachahmend, wie es den Individuen Talente und Umstände erlauben. Von den Faröern erfahren wir, daß bald dieser bald jener Vorsänger sei, und müssen schließen, daß sie theils keine Sänger von Gewerbe haben, theils daß die Lieder erfunden worden, wie sie nun vorgetragen werden. Von den schwedischen Liedern hören wir nur im Allgemeinen, daß sie das Ergötzen der Landleute bei ihren abendlichen Zusammenkünften sind; auch hören wir wiederholt von Sängerinnen reden, welche das Lied häufig mit einer dazu passenden Erzählung einleiten. Isländische und fa-

röiſche Lieder berufen ſich häufig auf ältere Geſänge [1]), die ſchwediſchen und däniſchen nie. Nur in ſehr wenigen Liedern wird einmal ein „Spelmann" (Spielmann) erwähnt. Ueberhaupt haben ſie keine Spur von dem Charakter des Profeſſionellen; nur zwei oder drei däniſche, und ſo viel uns bekannt iſt, kein einziges ſchwediſches fängt in dem beliebten Sängertone an: „Ich will Euch eine Weiſe ſingen", oder „Kommt all' im Kreis und hört mir zu", oder dergleichen, wie faſt alle faröiſche und ſehr viele engliſche und deutſche. Die Frage nach der Art der Entſtehung der däniſchen und ſchwediſchen Lieder muß daher ganz und gar unbeantwortet bleiben.

---

1) Die Farôer namentlich auf Bragdar Thaatti, Bragdars Lied. Bragdar ſcheint Bragur, der Alte, zu ſein.

B.

Deutſche.

So lange die Spur der deutſchen Geſammtſprache verfolgt werden kann, ſehen wir ſie in zwei große Hauptdialekte zerfallen: das Oberdeutſche, das die fränkiſchen, gothiſchen und allemanniſchen Mundarten in ſich begreift; und das Niederdeutſche, oder Sächſiſche, das ſich wiederum in Angel-Sächſiſch, Holländiſch, Flämiſch und Niederſächſiſch theilt. Das Angel-Sächſiſche bildet bekanntlich das Grundwerk der jetzigen engliſchen Sprache und lebt noch, obwohl ſehr verändert, im frieſiſchen Dialekte. Das Holländiſche und Flämiſche, Mundarten, die ſich von jeher auf die jetzigen Niederlande beſchränkten, riſſen ſich erſt im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts vollſtändig von der deutſchen Sprache los. Erſterem werden wir einen eigenen Artikel widmen. In letzterem, worauf die franzöſiſche Nachbarſprache ſtarken Einfluß geübt, ſind, ſo wie auch im Frieſiſchen, keine Volkslieder vorhanden, die älter als das ſiebzehnte Jahrhundert wären, und ſie ſind im Geiſte den holländiſchen aus dieſer Periode ſo ganz verwandt, daß ſie durchaus keine charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten darbieten. Das Niederſächſiſche, gewöhnlich plattdeutſch genannt, wird noch in mannichfachen Abarten von den niederen Claſſen Norddeutſchlands, ſo weit

südlich hinauf als der Odenwald, der Harz und die Gränzen der Lausitz, gesprochen. Es scheint wenig später als das Ober- oder Hochdeutsche — wovon nur das Gothische sich viel früher entwickelte — als Schriftsprache gebraucht zu sein. Eine noch vorhandene niederdeutsche Psalmenübersetzung stammt aus der Karolinger Zeit [1]. Bis zum zwölften Jahrhundert wurden beide Mundarten mit gleicher Autorität und oft vermischt angewendet. Zu dieser Zeit erhob sich unter den schwäbischen Kaisern der schwäbische Dialekt zur Hof- und Modesprache; der niedersächsische behauptete sich, wiewohl in der Literatur nach und nach vollständig davon gesondert, daneben in vollkommener Unabhängigkeit, und alles, was man in Norddeutschland schrieb und sang, ward darin verfaßt. In Thüringen und Mannsfeld, Gränzländer zwischen Ober- und Niederdeutschland, schmolzen die beiden Dialekte zusammen. Dies war die Sprache Luthers, der bekanntlich aus letzterer Provinz gebürtig war; und es ward durch seine Bibelübersetzungen und andere Schriften, gereinigt und bereichert durch den Genius dieses großen Mannes, unter dem Namen Hochdeutsch die eingeführte Schriftsprache Deutschlands. In unglaublich kurzer Zeit hatte es das Niederdeutsche als Schriftsprache und unter den gebildeten Classen auch als Gesellschaftssprache verdrängt. Im Familienkreise blieb jedoch das Plattdeutsch lange noch gangbar, besonders blieb die Kinderstube diesem naiven, märchenreichen Dialekte gewidmet. Der Landadel fuhr ebenfalls fort, es unter sich zu sprechen. Das letzte Reskript der Regierung von Mecklenburg im niederdeutschen Dialekt ist vom Jahre 1542 [2]. Zwanzig Jahre später reichten die Landstände noch ihre Beschwerden in derselben Sprache ein [3]. Von dieser Zeit

1) Niederdeutsche Psalmen u. s. w. herausgegeben von v. d. Hagen. Breslau 1816.

2) Frank's alt. u. neues Mecklenburg B. IX. S. 225. f. Kinderling's Geschichte der Niedersächsischen Sprache 1800. S. 376.

3) Ebend. Band X. S. 116 Kinderling S. 376.

ward zu allen öffentlichen Verhandlungen hochdeutsch gebraucht. Schon bedeutend früher hatten die brandenburgischen Höfe und Städte den alten Heimathsdialekt mit der neugebildeten Schriftsprache vertauscht. Am Hofe des Kurfürsten fing jener schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, sich aus der Geschäftssprache zu verlieren, und in den ersten Jahren des sechzehnten kommen öffentliche Verhandlungen darin nur noch einzeln vor [1]). Es kam also in diesem Theile von Deutschland bei weitem eher in Verfall, als die Lutherischen Schriften, die Uebergabe der Augsburgischen Confession und zuletzt der allgemeine Religionsfrieden ihm gewissermaßen den Todesstoß gaben. Die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts kann jedoch im Ganzen als die Periode des vollständigen Triumphes der hochdeutschen Sprache angesehen werden. Jedoch ward die Bibel noch im siebzehnten Jahrhundert in das Niedersächsische übersetzt. Der letzte Druck derselben in diesem Dialekt ist vom Jahre 1621 [2]).

Trotz dieser Herabsetzung, die in der That bloß als das Resultat äußerlicher, zufälliger Umstände zu betrachten ist, blieben, wie schon oben bemerkt, die niederen Klassen Norddeutschlands dem Plattdeutschen getreu; seine eigenthümliche Weichheit, Naivetät und innere Reichhaltigkeit machte es auch allen Gebildeten, denen es einmal vertraut geworden, sehr theuer. Noch immer wird es als eine unerschöpfliche Quelle betrachtet, aus der die hochdeutsche Sprache ihre Schätze vermehren kann. Mehrere ausgezeichnete Männer haben sich bemüht, die verschiedenen Mundarten der niedersächsischen Sprache zu heben, indem sie darin meist im Volkston gedichtet. Ihre Absicht war dabei, ihre Gedichte zu eigentlichen Volksliedern zu machen. Allein wir zweifeln, ob ihnen dies Bestreben je gelungen ist. Dem größten Theil der niedersächsischen, märkischen

1) Nach einer Notiz des Herrn Geh. Archivrath [illegible] in Ber
2) Gedruckt zu Goslar. Kinderling S. 397.

und pommerschen Bauern [1]) ist auch die hochdeutsche Sprache vertraut genug, um geläufig darin lesen zu können. Sie sind überhaupt kein singendes Geschlecht, und haben nichts von der musikalischen Lebendigkeit ihrer süddeutschen Brüder, die gern Wehmuth und besonders Lust in Liedern ausströmen. Singen sie aber, so bleiben sie lieber den guten alten weltlichen und geistlichen Liedern getreu, die sich unter ihnen theils mündlich, theils durch fliegende Blätter und alte Sammlungen erhalten haben. Unter den Landleuten von Dietmarsch, dem Vaterlande der Niebuhrs, wurden einst zur Feier ihres Unabhängigkeitskrieges eine Reihe von Liedern gemacht, die entschieden zu den bessern historischen Volksliedern Deutschlands gehören [2]). Auch andere noch ältere historische Lieder finden sich, die nie anders als in plattdeutschen Dialekten gesungen worden [3]). Jedoch ist die Anzahl derjenigen Volkslieder, die ausschließlich in diesen Dialekten existirten, nur klein, so wie sie auch den größeren Theil der erzählenden Lieder, die in oberdeutschen Dialekten entstanden, in sich aufgenommen haben. Bei dem beständigen Verkehr von Ober- und Niederdeutschen, und Stadt- und Dorfbewohnern untereinander, mußte nothwendig ein immerwährender Austausch stattfinden und eine Uebertragung fast unwillkürlich sein. Die Geschichte und Charakteristik hoch- und plattdeutscher Lieder läßt sich demnach auf keine Weise trennen. Bemerken wollen wir nur noch, daß die oberdeutschen Dialekte besonders reich an Liedern, die niederdeutschen an Märchen sind. Kein geringer Theil der Haus- und Kindermärchen und

1) Die Bauern Mecklenburgs sind zwar slavischen Ursprunges und die Einwohner Pommerns stark mit slavischem Blut vermischt; allein die deutsche Sprache herrschte schon im vierzehnten Jahrhundert fast ausschließlich unter ihnen; noch früher in den Marken von Brandenburg, wo alle Slaven auf das Grausamste ausgerottet wurden.

2) Zum Theil abgedruckt in Wolff's hist. Volksliedern, Stuttg. 1830. S. 325 ff.

3) Ebend. S. 370 ff. Soltau's Einhundert hist. Volkslieder. Leipz. 1836, S. 67 und 69.

Lokalſagen Deutſchlands, deren Aufbewahrung und Sammlung wir den beiden deutſchen Brüdern danken, die den poetiſchen Kinderſinn ſo wunderbar mit der tiefſten Gelehrſamkeit vereinigen, wurde zuerſt in plattdeutſcher Sprechart in einer der Spinnſtuben Weſtphalens oder Niederſachſens an einem langen Winterabende vorgetragen. Dagegen hallen Tyrols Alpen manches muntere Lied wieder, und auf Oeſterreichs geſegneten Fluren tönt wie Vogelſang manche luſtige Weiſe, die in den flachen Kornfeldern oder ſandigen Tannenwäldern Norddeutſchlands kaum ein Echo finden würde. Im Weſentlichen aber iſt wie die große, herrliche deutſche Sprache, ſo die Volkspoeſie Süd- und Norddeutſchlands eine und dieſelbe.

I. Deutſche.

Gleich bei dem erſten Erſcheinen der deutſchen Völker in der Geſchichte wird ihrer Geſänge gedacht. In alten Liedern feierten die von Tacitus beſchriebenen Stämme ihren Gott Tuisko den Erdgebornen, Mannus ſeinen Sohn, und, in die Schlacht ziehend, ihren Kriegsgott [1]). Auch das Gedächtniß ihrer Helden ward durch Lieder erhalten: die auf Arminius lebten zu Tacitus Zeiten und vielleicht noch Jahrhunderte nachher [2]). Die Gothen beſaßen alte Geſänge auf ihren Auszug aus Skandinavien unter ihrem König Filimer, und das Andenken ihrer alten Könige lebte bei den ſpäten Enkeln in Liedern fort [3]). Longobardiſche Lieder feierten Alboin's Thaten, die nach Jahrhunderten noch geſungen wurden [4]). Allen deutſchen Völkern ſcheinen Lie-

1) Ueber Deutſchland Cap. 2. u. 3.
2) Annales I. 88.
3) Jornandes de reb. Geticis cap. 4 u. 5.
4) Paul. Diacon. de gest. Longobard. I. 27.

der und Sagen die einzigen Mittel historischer Ueberliefe-rung gewesen zu sein; denn wenn einige von ihnen, na-mentlich die Gothen, eine Runenschrift wie die Skandina-vier hatten, so war der Gebrauch derselben doch wohl nur auf Einzelne beschränkt.

Die Lieder der deutschen Völker wurden zu Saiten-instrumenten gesungen, die abwechselnd Cither und Harfe genannt werden. Sänger von Gewerbe scheinen ihre haupt-sächlichsten Fortpflanzer und Verbreiter gewesen zu sein [1]). Attilas Gastmäler wurden durch solche Sänger verherrlicht. Eines blinden friesischen Sängers Bernlef, der „die Tha-ten der Vorfahren gut vorzutragen wußte", wird schon frü-her rühmlich gedacht [2]). Auch der Fiedler Volker war wahr-scheinlich eine historische Person. Diese Sänger wurden geehrt und geliebt, und ohne Zweifel gehörten sie in meh-reren einzelnen Fällen zu den gebildetsten und kenntnißreich-sten Männern ihrer Zeit; allein einen abgesonderten Stand, eine gelehrte Kaste, wie die Barden der Gelten und Cam-brier, bildeten sie nie [3]). Der Traum von einem alten deut-schen Bardenwesen, der im vorigen Jahrhundert unsere besten Köpfe soviel beschäftigte, scheint auch gegenwärtig aufgegeben zu sein.

Obwohl nun so früh schon die Keime ächt volksthüm-licher Dichtungen in Deutschland wahrgenommen werden können, und es auch an zahlreichen Zeugnissen nicht fehlt, daß sie über den größeren Theil des Landes verbreitet, zu reichlicher Saat aufschossen, bietet sich unserem Blick in jene ferne Vergangenheit doch leider nur ein wüstes, leeres Feld dar. Keine lebende Stimme aus jener Zeit schallt zu uns herüber; nur aus dem Echo späterer Jahre können wir

---

1) S. W. Grimm in den Studien herausg. von Daub u. Kreu-zer, B. IV. Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie ꝛc. S. 79. Vergl. auch J. Grimm: Ueber den altdeutschen Meistergesang, S. 28.

2) Studien ꝛc. S. 80.

3) S. die deutsche Heldensage von W. Grimm, Göttingen 1829, S. 375.

noch den alterthümlichen Klang erkennen. Wir meinen hier vorzüglich jene weit verzweigten ächt germaniſchen Heldenſagen, die im fünften Jahrhundert in deutſchem Boden wurzelten: die Sagen von den Nibelungen, von Siegfried, von Dietrich von Bern und ſeinen Helden; von Ortnit, Hug- und Wolfdietrich und anderen deutſchen Kämpen dieſer Zeit. Lieder zur Feier dieſer Helden und ihrer Abentheuer, inſofern ſie einige hiſtoriſche Begründung haben, entſtanden wahrſcheinlich gleichzeitig mit den Begebenheiten ſelbſt, oder kurz nachher, gingen in ewig wechſelnder Geſtalt von Mund zu Mund, und wurden auf Karls des Großen Befehl zuerſt geſammelt. Denn nach dem, was die Brüder Schlegel und Grimm darüber geſagt, iſt es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die „carmina barbara et antiquissima, quibus veterum actus et bellum canebantur“, welcher ſein Schreiber und Biograph Eginhardt gedenkt, jene volksthümlichen Heldenlieder waren [1]). Aber leider findet ſich keine Spur mehr von einer ſolchen Sammlung; das einzige dahin gehörige Document iſt ein Bruchſtück des alten Hildebrandliedes [2]), das von den Sprachkennern für ein Erzeugniß des achten Jahrhunderts gehalten wird, und vielleicht zu jener Sammlung gehörte. Von der frühen Exiſtenz dieſer Sagen und Lieder ſind in der That in den isländiſchen Gedichten und Erzählungen zahlreiche Zeugniſſe vorhanden [3]); allein die Geſtalt, in welcher ſie — zum Theil wenigſtens — auf uns gekommen ſind, gehört nur Dichtern und Reimern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts an; ſie iſt leider

1) Athenäum II. 2. S. 306. Deutſches Muſeum I. S. 535. Vorleſungen über die Geſchichte der Lit. I. S. 245. Studien IV. S. 81. Altdeutſche Wälder I. S. 252 ff. III. S. 257. Heidelb. Jahrb. 1815. Heft VIII.

2) Zuerſt herausgegeben von Eccard Franc. Orient. I. 864 ff. Es ward lange für altniederd. Proſa angeſehen, bis die Brüder Grimm zuerſt ſeine Liedesform und Alliteration nachwieſen: Ausgabe der beiden älteſten deutſchen Gedichte, Kaſſel 1812.

3) S. oben S. 152 u. 155.

nicht mehr die ächt volksthümliche, sondern sucht sich der Literatur anzuschmiegen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Auch an anderen, leichteren Erzeugnissen der Zeit fehlte es im achten Jahrhundert nicht. Auf einem Landtag im Jahre 744, wo der heilige Bonifacius gegenwärtig war, ward gegen das Singen gewisser Spottlieder ein Interdikt erlassen. Im Jahre 789 finden wir gar, daß es den Nonnen streng untersagt ward, Liebeslieder abzuschreiben oder zu verbreiten [1]). Den Sachsen ward um dieselbe Zeit verboten, auf den Gräbern ihrer Todten ihre Lieder zu singen, die, wahrscheinlich weil sie voller heidnischer Beziehungen waren, Teufelslieder genannt werden [2]). Auch historische Volks- und Bänkellieder aus früher Zeit werden in den alten Geschichtsschreibern häufig erwähnt: von Hatto's Verrath und Kurzbold's Heldenthaten; in Baiern von Erbo's Wisent-Jagd, in Sachsen von Benno's Thaten im Ungarkriege [3]). Nicht unwahrscheinlich war auch das Lied auf den ostfränkischen König Ludwig II. einen Sohn Ludwigs des Deutschen [4]), aus dem Ende des neunten Jahrhunderts ein eigentliches Volkslied, das zugleich eines der frühesten und merkwürdigsten Monumente deutscher Sprache und Literatur, eines der ältesten Beispiele der Anwendung des Reimes ist. Herder setzt es an die Spitze seiner deutschen Volkslieder; doch wird es dem Leser nicht unangenehm sein, es hier wieder zu finden [5]).

---

1) Schmidt's Gesch. der Deutschen I. S. 508.

2) Ebend. S. 509.

3) Deutsche Sagen II, XI, XII.

4) Nach der früheren Meinung auf einen westfränkischen König Ludwig, Sohn Ludwig des Stammlers.

5) Zuerst herausgegeben von Schilter 1696. Berichtigende Texte lieferten Docen, Lied eines fränk. Dichters auf Ludwig II, München 1813; und Lachmann, Specim. ling. Franc. p. 15 ff.

Das Ludwigslied [1]).

880.

Einen König weiß ich,
Heißet Herr Ludewig;
Der gerne Gott dienet,
Weil er's ihm lohnet.

Kind ward er vaterlos,
Deß ward ihm ſehr bos:
Hervor holt ihn Gott,
Ihn ſelbſt erzog.

Gott gab ihm tügende
Frone Dienende;
Stuhl hier in Franken:
Brauch er ihn lange!

Den theilt er dann
Mit Karlomann,
Dem Bruder ſein,
Ohn' allen Wahn.

Das war geendet;
Da wollt' Gott prüfen,
Ob er Arbeiten
Auch mochte leiden?

Ließ der Heidenmänner
Ueber ſie kommen;
Ließ ſeine Franken
Den Heiden dienen.

Die ginsen verloren!
Die wurden erkoren!
Der ward verſchmähet,
Der ihnen mißlebt.

---

1) Nach der Herder'ſchen Erneuerung; wer es in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zu ſehen wünſcht, wo es indeſſen den meiſten Leſern unverſtändlich ſein wird — findet es in Weiß's hiſt. Volksliedern S. 592, und in Seltau's Ein Hundert hiſt. Volksliedern S. 3 ff.

Wer da ein Dieb war,
Der dies gemäß,
Nahm seine Fortuna,
Seit war er Gutman [1].

Der war ein Lügner,
Der war ein Räuber,
Der ein Verräther,
Und er bereut's sich des.

König war geführet,
Das Reich verwirret,
Erzürnt war Christ,
Litt dies Entgeltniß.

Da erbarmt es Gott,
Der wußt' all die Noth,
Hieß Herr Ludwig
Eilig herbeiziehn.

„Ludwig, König mein,
Hilf meinen Leuten!
Es haben sie Normannen
Harte bezwungen."

Dann sprach Ludwig:
„Herre, so thu ich;
Tod nicht rette mir es,
Was Du gebietest."

Da nahm er Gott's Urlaub,
Hob die Kundfahn' auf;
Reitet in Franken
Entgegen den Normannen.

Gotte dankend,
Diesem harrend,
Sprach: „O Herre mein,
Lange harren wir Dein."

Sprach dann mit Muthe
Ludwig der Gute:

---

1) Edelmann. H.

„Tröſtet Euch, Geſellen,
Die mir in Noth ſteh'n!

„Her ſandte mich Gott!
Thät mir ſelbſt die Gnad',
Ob Ihr mir Rath thut,
Daß ich Euch führe.

„Mich ſelbſt nicht ſpar ich,
Bis ich befrei' Euch:
Nu will ich, daß mir folgen
All' Gottes Holden.

„Beſcheert iſt uns die Hierfrift,
So lang es will Chriſt,
Er wartet unſer Gedein,
Wacht ſelbſt darein.

„Wer nun Gottes Willen
Eilig will erfüllen,
Kommt er geſund aus,
Lohn ich ihm das;
Bleibet er drinne,
Lohn ich's den Seinen!"

Da nahm er Schild und Sper,
Ritt eilig daher,
Wollt wahrlich rächen
Seine Widerſacher.

Da war nicht lange,
Fand er die Normannen,
Gottlob! rief er,
Seinen Wunſch ſah er.

Der König reitet kühn,
Sang lautes Lied,
Und alle ſungen
Kyrie Eleyſon.

Sang war geſungen,
Schlacht ward begonnen,
Blut ſchien in den Wangen
Spielender Franken.

Da rächt Jeder sich,
Keiner wie Ludwig.

Schnell und kühn
War je sein Sinn.
Jenen durchschlug er,
Diesen durchstach er;

Schenkte zu Handen
Seinen Feinden
Trank bittren Leides,
So wichen sie Leides.

Gelobt sei Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghaft;
Sagt allen Heiligen Dank!
Sein ward der Siegkampf.

O wie ward Ludwig
König so selig!
Hurtig er war
Schwer wie es noth war!
Erhalt' ihn, Herr Gott!
Bei seinen Rechten!

Neben solchen Zeitgedichten scheint es vorzüglich der alte Sagenkreis des deutschen Heldenthums gewesen zu sein, an dem das Volk festhielt; während von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an die deutsche poetische Literatur sich glänzend, aber zum Theil fremdartig, entfaltete. Bis dahin hatte, mit wenigen Ausnahmen, in Deutschland die lateinische Sprache als eigentliche Schriftsprache gegolten. Literaten, wenn sie sich ja zum Gebrauch der rohen Muttersprache entschlossen, pflegten wenigstens gern durch abwechselnde lateinische Zeilen ihre Gelehrsamkeit kund zu geben[1]). Im zwölften Jahrhundert aber bildete sich die deutsche Poesie,

1) Beispiele davon in Soltaus Ein Hundert deutscher historischer Volkslieder, Leipz 1836. S. 16 ff.

von den Hohenſtaufen und anderen deutſchen Fürſten genährt und gepflegt, ſelbſtändig aus. Zugleich aber zog ſie auch ein höfiſches Gewand an, und ward ſo ihrer Mutter, der Volksdichtkunſt, deren kräftige, aber rohe, Züge wahrſcheinlich zu ihrem ungeſchmückten Kleide paßten, fremd. Es kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß die Minne- und Meiſterlieder des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nie Volkslieder waren: viel weniger darum, weil ihre Verfaſſer meiſt aus adeligen und fürſtlichen Geſchlechtern ſtammten, — ſchottiſche Könige waren Verfaſſer beliebter Volkslieder[1]) — als um ihrer künſtlichen Formen und beſonders um ihres künſtlichen Geiſtes willen, der angelernt und errungen, aber nie mit dem allgemeinen Nationalgefühl übereinſtimmend war. Die abgöttiſche Verehrung, die den Frauen in den ſogenannten Minneliedern bewieſen wird, mag ungefähr in demſelben Verhältniß mit der Behandlung, die ſie im häuslichen Leben und namentlich unter dem Volke erfuhren, geſtanden haben, in welchem die Galanterie des polniſchen Edelmannes, der aus dem Schuh ſeiner Dame trinkt, mit dem Betragen des ſlaviſchen Bauers noch heute ſteht, deſſen Weib, wie man ſagt, ſich vernachläſſigt glaubt, wenn ihr Mann ihr ſeine Sorge um ſie nicht von Zeit zu Zeit durch einige Liebesſchläge bethätigt. In der That, wenn auch die deutſche Frau nie in dem Grade erniedrigt war als die Slavin, ſo ſteht doch die ganze Sittengeſchichte der Deutſchen mit dem überſpannten, mehr ſpielenden, als gefühlten Ton der Minnelieder im auffallendſten Contraſt; ja, um durchaus bei unſerem Gegenſtande zu bleiben, wir brauchen uns nur auf poetiſche Zeugniſſe zu berufen, um ganz die inferiore Stellung zu erkennen, welche die Frauen damals einnahmen. Dieſe aber iſt immer abhängig von dem Gefühl der Männer für ſie. Z. B. auf Siegfried's Beſtrafung Chriemhildens;

1) S. weiter unten die geſchichtliche Entwickelung der ſchottiſchen Volkspoeſie.

oder auf den Inbegriff von Rohheit, mit der die Ballade „der Möringer" schließt [1]).

Einzelne dieser Lieder mögen allerdings dem Volke wie dem Adel vertraut gewesen sein. Namentlich die zahlreichen Lieder, die zum Tanze gesungen wurden, und mitunter von namhaften Dichtern verfaßt waren; wie überhaupt alle diejenigen Lieder, deren Bestimmung es war, bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen abgesungen zu werden. Die Trennung der Stände war im Mittelalter um vieles geringer als jetzt, wo zwar die Humanität alle Klassen vor dem Gesetze gleich gemacht und wenigstens den unnatürlichsten Theil der Privilegien der Bevorrechteten aufgehoben, allein Verschiedenheit der Sitten, Gefühle und Ansichten eine unübersteigliche Kluft unter ihnen gebildet haben. Die Herrschaft lebte in einer patriarchalischen Gemeinschaft mit dem Gesinde, vor dem sie an Bildung wenig voraus hatte. Edle Frauen saßen in der Spinnstube unter ihren Mägden; und sogar Prinzessinnen theilten Kammer und Bett mit den Lieblingsdienerinnen. Trennten die Beschäftigungen des Tages den Herrn von den Knechten, führte sie doch die Mahlzeit und der Abendtrunk zusammen. In noch genauere Berührungen als das häusliche Leben brachten die Männer die unaufhörlichen Kriege, die Kreuzzüge und hauptsächlich die Parthei- und Privatfehden jener Zeit. Die soldatische Disciplin neuerer Zeiten trennte noch nicht Ritter und Knecht; zusammen verlebte Abentheuer knüpften ein Band um sie und gemeinschaftliche Gefahr zog es fester. Besonders führten auch öffentliche Festlichkeiten Vornehm und Gering zusammen; sie aber scheinen viel häufiger als jetzt im Freien begangen worden zu sein. Turniere und andere Ritterspiele, Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeste brachten die Menge zusammen. Hier ward Ball gespielt und allerlei Kurzweil getrieben. Zu den Tänzen, die nie fehlen

1) Bragur Th. III. S. 402. Auch Hagen und Büsching's Volkslieder, Berl. 1807. S. 102.

durften, wurde, wie aus den Liedern hervorgeht, nicht nur gespielt, sondern auch gesungen: daher die vielen Tanzlieder und Tanzweisen der Maneßischen Sammlung. Görres bemerkt richtig: „Es lag sehr nahe in einer physisch-kräftigen Zeit, die sich gern in allen Gliedern fühlt, die innerliche Lust eines Liedes nicht bloß mit dem Munde auszujubeln, sondern mit dem ganzen Leibe sie auszuspringen [1]).“ Dabei war denn freilich die Melodie eine Hauptsache, und sie war eng verschlungen mit dem Liede. Jedoch ward sie keineswegs immer von dem Dichter selbst gemacht, obgleich aus dem folgenden im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts verfaßten Vers hervorzugehen scheint, als ob dieß meistentheils der Fall gewesen wäre:

Die Weisen zu den Liedern,
Die han ich nicht gemachen,
Ich will Euch nicht betriegen,
Es hat's ein Andrer gethan,
Fröhlich und auch lachen;
Ob ich Euchs sagen wollt,
So seit ichs Euch zwar recht,
Die Weysen hat gemacht Burk Mangelt,
Unser getreuer Knecht ꝛc. [2]).

Wer Gelegenheit gehabt die Tänze der Landleute zu beobachten, wird auch jetzt noch die Verwandtschaft des deutschen Tanzes mit der Poesie eher empfinden können, als wer nur das charakterlose Dreben und Schlendern vornehmer Ballsale kennt; besonders sind die Nationaltänze der Gebürgsleute z. B. der Tyroler, voller Geist und Leben, und ganz im Charakter der muntern Liedchen, die wir als Tanzlieder verzeichnet finden [3]). Auch aus den Volksliedern der Dänen und Schweden haben wir gesehen, daß man zum Gesang zu tanzen pflegte. Bei den Südländern aber sind

1) Volks- und Meistersieder S. XVI.
2) Ebend. S. XVIII.
3) S. auch Gräter's Bemerkungen über die Tänze der Landleute und den Text der Schleifermelodien Bragur, Th. III. S. 225.

Gesang und Tanz noch jetzt eng verkettet: des Spaniers Seguidillas- und Tiranas y Polos bekommen erst ihren eigentlichen Charakter durch die Pantomime des Tanzes; der Ursprung des Wortes Ballade deutet genugsam auf die innige Verwandtschaft von Tanz und Lied hin. Die Tänze der deutschen Ritter und Fräulein waren ohne Zweifel damals voller Pantomimen und Charakter, und mit dem Liede übereinstimmend, das dazu gesungen wurde.

Nach Görres Meinung gehörten auch die vielen Wächterlieder des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu den volksthümlichen Liedern [1]). Es sind diese Lieder, von denen einige nicht ohne poetische Schönheiten sind, den Burgwächtern in den Mund gelegt; und, nicht die Sicherheit der Burg, die Liebenden zu warnen, und sie vom Tagesanbruch zu benachrichtigen, um sie zeitig genug der Entdeckung zu entziehen, scheint das einzige Geschäft dieser Letzteren zu sein [2]). Schon daraus geht hervor, daß sie auf rein fingirten Verhältnissen beruhten. „Das einsame Wohnen auf den Schlössern mitten im Walde und auf Bergeshöhen, sagt Görres, beim Mangel so vielen Zeitvertreibes, den mancherlei Bildung den Späteren gewährte, mußte den Frauen trotz der anspruchlosen Einfalt ihrer Lebensweise wohl mitunter große Langeweile geben, die bei der starken Ueberwucht sinnlicher Kräfte und den freien Sitten der Zeit in Liebesabentheuern die beste Abwehr fand. Die glückliche Liebe schläft sorglos; außen aber späht die Merke, gewissermaßen das öffentliche Gewissen, und diese viel gescholtenen Klaffer ruhen nicht, wie eine geheime Polizei alle Fußtritte belauschend. Da steht denn der Wächter warnend, weckend, das Tageslicht meldend in seinem Kasten, und hütet die Liebenden vor Unfall und übeler Nachrede. So sind die vielen Wächterlieder entstanden, die

1) Volks- und Meisterlieder S. XIX.
2) Wächterlieder findet der Leser im Wunderhorn Th. I. S. 223. 396. u. f. w. Und in Görres, S. 96 und 111—120.

die Manesische Handschrift enthält [1])." Diese Erklärung ist gewiß sehr richtig, enthält aber durchaus nichts, was sie zu Volksliedern stempelte. Eben so wenig passen die darauf folgenden Argumente, daß nämlich nur das Allgemeinbegriffliche, das nicht Persönlich-Eigenthümliche dem Volke zusage und in ihm wurzele u. s. w., mehr auf die Wächterlieder als auf die Minnelieder im Allgemeinen. Denn bei den wenigen Saiten, die die Leier der alten Meistersänger hatte, ist ihnen ja mehr wie irgend anderen Erzeugnissen der Poesie alles Individuell-Besondere, alles Subjektive und rein Persönliche fremd: mit kaum zu ertragender Eintönigkeit klingt dasselbe Gefühl in ihnen allen wieder, ein Gefühl, das an und für sich das Volk so gut verstand wie der Adel, dessen künstlicher Ausdruck ihm aber ewig fremd bleiben wird. Wenn Görres das Wächterlied „Ich freier Dichter tritt dafür" aus einem unzweifelhaften Volksliederbuche aufgenommen, so mochte dieß ein einzelner Fall sein, gerade wie auch jetzt manches Erzeugniß kunstgebildeter Dichter unter dem Volke bekannt ist, ohne daß die Gattung deshalb volksthümlich sei. Zur Ehre der deutschen Sittlichkeit wollen wir hoffen, daß jene Wächterlieder nicht aus der Masse der Nation vertrauten Verhältnissen hervorgegangen. Wie hätte sonst Walther von der Vogelweide wohl singen können:

„Deutsche Zucht geht vor Allen!"

und:

„Tugend und reine Minne, wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land ....." [2])

Die Wächterlieder scheinen uns vielmehr rein ideelle Erzeugnisse der Dichterphantasie zu sein; wir möchten sie einer gewissen Klasse unserer Romane vergleichen, die eben-

1) Volks- und Meisterl. S. XIX.

2) Lachmann, Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts, Berlin 1820. S. 190.

falls auf ideellen, nicht wirklichen Lebensverhältnissen beruhen, und doch wegen der Freiheit, die sie dem Ausdruck der Empfindung geben, Anklang finden. Sie sind fast ohne Unterschied mit besonderer Kunst ausgearbeitet und geschmückt, und eins dem andern sichtlich nachgeahmt. Sie als Zeugnisse der Sitten damaliger Zeit betrachten zu wollen, scheint eben so ungerecht als es sein würde, alle die Gunstbezeugungen, deren unsere heutigen jungen Dichter in poetischer Illusion sich rühmen, für wirklich empfangen anzunehmen und den Frauen unserer Tage zum Vorwurf machen zu wollen. Dem Volksliede aber liegen nie bloß ideelle Zustände zum Grunde. Es hält sich an irgend eine reale, erlebte Situation, und knüpft daran die sich mehr oder minder aufschwingende Empfindung. Was demnach von diesen ritterlichen Liebesintriguenliedern unter dem Volke bekannt und von ihm gesungen ward, war wahrscheinlich durch die Sänger von Gewerbe unter sie verbreitet, die zu jenen Zeiten die eigentlichen Bindungsglieder der Poesie der Höfe und der des Volkes waren. Daß das Volk sie theilweise kannte, geht allerdings daraus hervor, daß wir in einem noch lebenden Volksliede aus dem Wasgau den gewöhnlichen Wächterruf an die Liebenden aufgenommen finden. Freilich hat sich hier der Burgwächter in einen gemeinen Dorfnachtwächter verwandelt [1]).

Wenn jedoch auch nur einzelne von den Minneliedern oder Produkten der älteren Meister [2]) als volksthümlich angesehen werden können, das Volk war sicherlich während der Glanzperiode des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts so wenig ohne Lieder, als vorher oder nachher. Aus allen Berichten damaliger Zeit, so Chroniken als Lie-

1) Kretschmar's deutsche Volkslieder, Heft V. S. 302.

2) Der Streit, den Unterschied des Minne- und Meistergesanges betreffend, kann wohl als völlig abgethan, und die Identität derselben durch J. Grimm über den alth. Meistergesang als erwiesen angenommen werden. Unter Minnesang ist daher nur eine Art des früheren Meistergesanges zu verstehen.

dern, geht hervor, daß der Samen der Poeſie und der Luſt über alle deutſche Lande ausgeſtreut war, und der Geiſt der Heiterkeit und Freude, der damals unter dem Volke geathmet zu haben ſcheint, ließ kaum ahnden, daß er ein Paar Jahrhunderte nachher mit ſo ernſtſtrengem Streben bloß dem ewigen Heile nachforſchen, und mit dem Wehen ſeines mächtigen Flügelſchlages die Luft der geſammten chriſtlichen Kirche reinigen werde. An Erzeugniſſen des Augenblickes ſcheint es nicht gefehlt zu haben, aber vorzugsweiſe hielt das Volk ſich an die von den Vätern überkommenen Sagen in Liedesform, von denen ſchon oben die Rede geweſen [1]). Nicht nur die Vilkinafaga, die eingeſtändlich den Inhalt der Lieder und Erzählungen deutſcher Männer zuſammen trug, bezeugt, daß im dreizehnten Jahrhundert [2]) die Sagen von Dietrich von Bern und den Nibelungen noch in Deutſchland lebendig waren, zahlloſe Erwähnungen und Anſpielungen der Meiſterſänger beweiſen auch, daß ſie allgemein bekannt, und bei Vornehm und Gering beliebt waren. Bei dem Marner, einem Sänger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, heißt es:

„Sing ich den Leuten meine Lied,
So will der Erſte das,
Wie Dietrich von Berne ſchied,
Der Andre wo König Ruther ſaß,
Der Dritte will der Rieſen Sturm,
So will der Vierte Eckards Noth,
Der Fünfte, wen Ehrlembild verrieth,
Dem Sechsten thäte daß
Wohin gekommen iſt der Wilzen Diet (Volk),
Der Siebente wollte etewas
Heimen oder Herr Witchen Sturm,
Siegfrieden oder Ecken Tod;
So will der Achte davon nichts als einen hübſchen Minneſang.

1) S. oben S. 144, 150.
2) Die Vilkinafaga ward nach W. Grimm im dreizehnten (Heldenſage S. 175), nach G. P. Müller am Ende des vierzehnten Jahrhunderts geſchrieben, Saga-bibl. Th. II. S. 311.

Dem Neunten wird die Weile bei dem Alten lang,
Der Zehnte weiß nicht wie,
Noch sonst, noch so, noch dann, noch dar;
Noch hin, noch her, noch dort, noch hie,
Dabei hätt' Mancher gern der Nibelungen Hort [1]).

Und ähnlich Hugo von Trymberg im Renner zu Ende desselben Jahrhunderts:

— — — spricht Jener: Ich höre gerne
Von Herrn Dietrich von Berne
Und auch von den alten Recken;
Der Andre will von Herrn Ecken,
Der Dritte will der Riesen Sturm,
Der Vierte will Siegfriedens Wurm.
— — — — — — — — — — —
Der Neunte Chriemhildens Mord,
Der Zehnt' der Nibelungen Hort,
Dem Elften geben ein meine Wort,
Als wer mit Bleie Marmor bohet;
Der Zwölfte will Rückern besonders [2]).

Auch war die Theilnahme an diesen Geschichten nicht gering, denn derselbe Dichter sagt an einer anderen Stelle:

Wie Herr Dietrich focht mit Herrn Ecken
Und wie hievor die alten Recken
Durch Frauen sind verhauen,
Das höret man noch manche Frauen
Mehr klagen und weinen zu mancher Stunden,
Als um unsres Herrn heilige Wunden [3]).

Zur nämlichen Zeit waren diese alten Sagen und Lieder dem Adel wie dem Volke gleich vertraut; der Verfasser der Vilkinasage scheint die darin enthaltenen Märchen auf mehreren adeligen Burgen singen gehört zu haben [4]), aber zugleich wurden sie auch, wie Wolfram von Eschilbach im

1) Heldensage S. 161. Mit erneuter Orthographie hier abgedruckt.
2) Ebend. S. 171. Wie oben.
3) Ebend.
4) Ebend. S. 176.

Turel bezeugt, von den Blinden auf der Straße geſungen. Kurz ſie waren das wahrhafte Eigenthum nicht bloß der Gebildeten noch des gemeinen Haufens, ſondern der ganzen Nation.

Eben darum läßt es ſich wohl nicht glauben, daß, wie W. Grimm annimmt[1]), Geringſchätzung der Grund ſei, daß die berühmten Meiſterſänger des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ſich wenig oder gar nicht dieſer Stoffe bemächtigt haben. Gerade weil ſie aller Welt ſo bekannt waren, und ſie ſo zu ſagen als abgedroſchene Gegenſtände betrachtet wurden, thaten ſie es nicht. Sie wollten etwas Neues geben, darum griffen ſie nach ausländiſchen Stoffen; andere wollten ihre Gelehrſamkeit und Beleſenheit zeigen, und zogen darum der antiken Heldenſage ein romantiſches Gewand an. Eine Aenderung der den Gemüthern ſo vertrauten und liebgewordenen Geſchichten hätte wenig gefallen, eine bloße Anordnung und Sichtung ihnen wenig Ruhm erwerben können. Die Namen Wolfram's von Eſchilbach, Hartmann's von der Aue, Konrad's von Würzburg, die Verfaſſer des Parcival, des Iwain, des trojaniſchen Krieges waren berühmt über alle deutſche Lande; nach denen die zuerſt die Gedichte vom König Rother, von der Rabenſchlacht, von Dietrichs mannichfachen Kämpfen und Abenteuern, von der Nibelungen Noth und andere fränkiſche und gothiſche Sagen niedergeſchrieben, fragte keiner. Eben ſo wenig, wer ſie zum erſten Male geſungen. Die Lieder ſelbſt berufen ſich nur auf alte Mären; wir haben oben geſehen, daß ſchon zu Karls des Großen Zeiten ſie für alt galten: ewig dieſelben und doch ſich im lebendigen Volksmund immer wieder verändernd und verjüngend gingen ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht. Unſer deutſcher Nationalſchatz, das Nibelungenlied, ward im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert aus ſolchen einzelnen Volksliedern

1) Studien, Band IV. S. 115.

zuſammengeſetzt [1]), die beſchnitten, verlängert, ergänzt und geändert, wie es zur Ineinanderfügung nöthig war, durch die Hand des Sammlers und Ordners ihre urſprüngliche Geſtalt verloren, und ſowie ſie nun vor uns liegen, nicht als eigentliche Volkslieder mehr gelten können. Das Gefühl, das ſich an dem gegründeten Ganzen freut, ſträubt ſich die Ueberzeugung einer ſolchen Zerſtückelung anzunehmen, und nur widerwillig erkennen wir ſie als das Reſultat der Forſchungen der beſten Kenner der deutſchen Sprache und Alterthümer an [2]). Bekanntlich giebt es von den Nibelungen ſelbſt mehrere, ſtellenweis ſehr abweichende Verſionen. Aber auch außerdem exiſtiren eine Menge anderer Lieder, die von denſelben Perſonen handelnd, ihre Abentheuer und Thaten ganz anders erzählen. So iſt z. B. die Werbung Siegfried's um die ſchöne Chriemhild, wie ſie im Nibelungenlied erzählt wird, nicht mit ſeiner Befreiung derſelben vom Drachenſteine, wie ſie im hörnernen Siegfried vorkommt, zu vereinigen; ſo wenig wie Chriemhildens Roſengarten in die Situationen des Nibelungenliedes würde hinein zu bringen ſein. Eben ſo bezeugt auch die verſchiedene Geſtaltung der Ueberlieferungen im Norden die unendliche Mannichfaltigkeit der ächten Volksſage, die ſich auf einmal in tauſend Knospen erſchließt. Unter jedem der verſchiedenen germaniſchen Stämme, den Skandinaviern, Franken, Gothen und Longobarden anders gebildet, und doch immer dieſelbe, gebar ſie ſich vielgeſtaltet wieder und wieder.

Leider iſt kein einziges dieſer Gedichte auf uns in einer Geſtalt gekommen, die wir unzweifelhaft für die

---

1) „Die Sprache unſeres Nibelungentextes läßt darüber keinen Zweifel zu, daß er am Ausgang des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in dieſer Geſtalt aufgeſchrieben und niedergeſchrieben worden.“ Grimm Altd. Wälder Th. II. S. 151 ff.

2) S. Grimm am angeführten Orte. Lachmann über die urſprüngliche Geſtalt der Nibelungen, Berl. 1816. Ebendeſſelben Auswahl aus hochd. Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts S. XVII.

alte, ächte volksthümliche, der es ſeine Verbreitung verdankt, erkennen müßten. Nach W. Grimms Dafürhalten ſind die Gedichte von Otnit und Wolf Dietrich, vom Roſengarten, und von Alphart in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt, und in der auf uns gekommenen Geſtalt auch volksmäßig geweſen [1]). Geſungen konnten ſie in dieſer ungeheuren Länge — keins davon hat unter vier- bis fünfhundert vierzeilige Strophen — jedoch wohl nicht gut werden; auch endet Alpharts Tod mit dem Verſe:

Nun hat dies Buch ein Ende und heißet Alpharts Tod [2]).

Verglichen mit denjenigen däniſchen Kämpeliedern, welche Gegenſtände aus demſelben Sagenkreiſe beſingen [3]), und die in ihrer jetzigen Geſtalt wahrſcheinlich gleichzeitig oder wenigſtens nicht viel älter ſind, verlieren ſie unendlich. Sie haben keine Spur von der Lebendigkeit und Anſchaulichkeit jener; ſtatt der dramatiſchen Lebhaftigkeit, des kurzen bündigen Ausdruckes derſelben, ſind ſie ganz narrativ, zwar mit eingeſtreuten Geſprächen, aber alles ſo breit und wortreich wie möglich; darum eben tritt die Rohheit der ausgeſprochenen Empfindungen und Handlungen auch noch unangenehmer hervor und wird oft zur unerträglichſten Plumpheit. Die Rabenſchlacht, Ecken Ausfahrt, der Rieſe Siegenot, die, obwohl aus der nämlichen Zeit ſtammend, nur in ſpäterer Bearbeitung auf uns gekommen, ſind ihrer Darſtellung nach ebenfalls der Inbegriff von Langweiligkeit und hölzerner Ungeſchicklichkeit; doch ſcheint das letztere wenigſtens zum Singen beſtimmt geweſen zu ſein, denn es beginnt im ächten Bänkelſängerton:

Ihr Herrſchaft, wollet Ihr hie ſchweigen,
Ich will Euch Abenteuer anzeigen u. ſ. w.

1) Heldenſage S. 371.
2) Auch Otnit und Wolfdietrich berufen ſich auf Bücher.
3) S. eben S. 217.

Hörnen Siegfried dagegen, der gröbſte, ungeſchickteſte Holzſchnitt, den man ſehen kann — ein Heldengedicht, das in der vierzeiligen Stanze noch die alte Form bewahrt, — ſcheint abgeleſen worden zu ſein, denn es verweiſt in ſeinem letzten Verſe auf damit zuſammenhängende Schriften:

— wer weiter hören woll',
So will ich ihm die weiſen, wo er das finden ſoll:
Der leſ' Siegfriedes Hochzeit, ſo wird er deß berichtet,
Wie es die acht Jahr' ginge: die hat ein End' das Gedicht [1]).

Wer es je über ſich hat gewinnen können, ſich durch das deutſche Heldenbuch und die verwandten Dichtungen durchzuarbeiten, der wird ſich auf keine Weiſe überzeugen können, daß dieſe die Lieder ſeien, die faſt durch ein ganzes Jahrtauſend durch das ganze deutſche Land getönt, von der Nordſee bis zu den Alpen, den Rhein hinauf und hinunter, die Ufer der Donau entlang in das Herz Ungarns, nördlich in das von Deutſchland hinein. Und das während ſo manche andere ſüße und kräftige Klänge, deren Echo noch nicht ganz verhallt iſt, von allen Zweigen tönten! Denn noch im ſechzehnten Jahrhundert wurden in mehreren Gegenden Deutſchlands dieſe uralten Heldenlieder von den Landleuten geſungen [2]). Am Schluſſe deſſelben bezeugt die bairiſche Chronik von Dietrich von Bern: „Vnſer Leut ſingen und ſagen noch viel von jm, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bei vns ſo bekannt ſei, von dem ſie ſo viel wiſſen zu ſagen [3]).“ — Aber bereits in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts waren ſie bei den höheren Ständen ſo ſehr aus der Mode und die lebendige Erinnerung der ritterlichen Vorzeit ſo verrufen, daß der bairiſche Ritter Jakob Püterich von Reicherz-

1) S. das Heldenbuch von v. d. Hagen, Berl. 1811. S. 28.
2) S. Heldenſage S. 301 ff.
3) Ebend. S. 503. Ein noch ſpäteres Zeugniß enthält Goldaſt in Praefatione Tomi III. Constitutionum imperialium, doch ſcheinen ſie damals ſchon etwas in Vergeſſenheit gerathen zu ſein.

hausen, der Ritterbücher und vielleicht auch jene Lieder sammelte, von seinen Standesgenossen und besonders den Hofleuten vielen Spott erdulden mußte [1]). Ohne Zweifel war es, um Letztere nicht ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen, daß der Herzog Balthasar von Meklenburg, der wahrscheinlich noch, wie jener Edelmann, eine vereinzelte Vorliebe für sie bewahrte, sie in der letzteren Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts noch einmal sammeln ließ [2]). Bald nachher ging ihr Inhalt, durch den Druck vervielfältigt, in die prosaischen Volksbücher über [3]) und die darauf bezüglichen Lieder verklangen nach und nach.

Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß neben den größeren Gedichten, die uns die Handschriften des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts aufgehoben haben, kleinere, balladenartige, sangbare Stücke desselben Inhaltes existirten, in der Art der die nämlichen Gegenstände

1) S. das von Adelung herausgegebene poetische Sendschreiben desselben, Leipz. 1788. S. 28. Vergl. auch Docens Bemerkungen dazu in v. Aretin's Beiträgen u. s. w. 1807. S. 1198 ff.

2) Durch einen gewissen Caspar von der Röhn, der die Lieder sämmtlich umarbeitete und bedeutend abkürzte und von dessen poetischem Gehalt W. Grimm folgendergestalt urtheilt: „Das Heldenbuch Caspars von der Röhn ist eine von allem poetischen Sinne entblößte unglaublich geistlose Arbeit. Der beschränkteste Meistersänger des funfzehnten steht den besten Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts näher als dieser rohe Bearbeiter der alten Quelle. Nachdem dreihundert Jahre etwa verflossen sind, ist die Heldensage aus den edelsten in die gemeinsten Hände stufenweise herabgefallen, und ihr völliges Erlöschen nicht bloß begreiflich, sondern nothwendig. Caspar hat wie es scheint für gemeine Banketsänger gearbeitet, und sein Geschäft wie ein Tagewerk betrieben; mehrmals thut er selbst die Ueberzeugung von dem Werth seiner, viele unnütze Worte wegschneidenden Bearbeitung kund. Von der Stumpfheit der Sprache und überhaupt ihrer Behandlung muß man sich selbst überzeugen, um sie für möglich zu halten." Heldensage S. 373.

3) Die Gegenstände der deutschen Heldensage scheinen indessen später in den Volksbüchern bearbeitet zu sein, als die ausländischen Stoffe, die wahrscheinlich erst durch dieselben den geringeren Ständen bekannt wurden. Wenigstens ist keine ältere Ausgabe des „Hörnen Siegfried" bekannt als aus dem siebenzehnten Jahrhundert. S. Hagens literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie, Berl. 1812. S. 52. Dagegen sind die ältesten Ausgaben von den nach den Gedichten bearbeiteten Romanen Tristan und Wigaleis schen 1489 u. 1472 erschienen.

beſingenden däniſchen: nur auf dieſe Weiſe war eine ſolche Verbreitung und allgemeine Kenntniß jener Sagen möglich. Als bloße Volkslieder ward es nicht der Mühe werth gefunden ſie niederzuſchreiben. Die breite, trockene, holzſchnittmäßige Darſtellung jener langathmigten Gedichte ſtimmt auch auf keine Weiſe überein mit der zwar rhapſodiſchen und rohen, aber doch lebenswarmen und ſinnlichfriſchen derjenigen alten Balladen, die bisher als die älteſten deutſchen Volkserzeugniſſe anerkannt worden, wie z. B. Stand ich auf hohen Bergen [1]); Es reit't der Herr von Falkenſtein [2]); Es wollt' ein Mädchen früh aufſtehn [3]), und einige andere unten mitzutheilende, die ſich dem Geiſte nach ſehr wenig von den däniſchen romantiſchen Balladen unterſcheiden. Das einzige noch exiſtirende Lied aus dem alten deutſchen Sagenkreiſe, aus dem der ächte Volkscharakter im beſten Sinne des Wortes nicht verlöſcht iſt, iſt das vom alten Hildebrand, das, während es früher nur in fliegenden Blättern exiſtirte, zuerſt Eſchenburg dem deutſchen Publikum mittheilte. Der Geſtalt nach, in der es allein auf uns gekommen, gehört es zwar wahrſcheinlich frühеſtens dem funfzehnten Jahrhundert an; allein dem Geiſte der ganzen Darſtellung nach, der Periode von der wir jetzt ſprechen, d. i. dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. So möge es denn hier ſtehen als einzige ächtvolksthümliche Reminiscenz jener Zeit und als Probe des treuherzigen, kräftigen Sinnes, und des geſprächigen aber doch von Ueberladung und unnützer Weitſchweifigkeit fernen Tones, in welcher die Volksballaden jener Zeit abgefaßt ſein mochten.

---

1) Wunderhorn Th. I. S. 70 und 257.

2) Ebend. Th. I. S. 255.

3) Ebend. Th. I. S. 5 u. 95.

Das Hildebrandslied [1]).

„Ich will zu Land ausreiten,
Sprach ſich Meiſter Hildebrand;
Wer thut den Weg mir weiſen
Gen Bern wohl in die Land?
Sie ſind mir unkund geweſen
Gar manchen lieben Tag,
In zweiunddreißig Jahren
Frau Utten ich nicht geſach.“

„Wiltu zu Land ausreiten,
Sprach ſich Herzog Amelung,
Was begegnet Dir auf der Heiden?
Ein ſtolzer Degen jung.
Was begegnet Dir in der Marke?
Der junge Hildebrand.
Ja, ritteſt Du ſelbzwölfe,
Von ihm würd'ſt angerannt.“

„Rennet er mich denn an
In ſeinem Uebermuth,
Zerhau' ich ſeinen grünen Schild,
Das thu ihm nimmer gut.
Zerhau ihm ſeine Bande
Mit einem Schriemenſchlag,
Um daß er einen ganzen Tag
Seiner Mutter zu klagen hab.“

„Und das ſolltu nicht thun,
Sprach ſich von Bern Herr Dieterich;
Der junge Hildebrand
Iſt mir von Herzen lieb.
Sollt freundlich ihm zuſprechen,
Wohl durch den Willen mein,
Daß er Dich laſſe reiten,
So lieb ich ihm mag ſein.“

---

1) Zuerſt im erſten Bande des deutſchen Muſeum 1776 abgedruckt; hierauf in Eſchenburgs Denkmälern alter deutſcher Poeſie S. 439, und danach in den meiſten Volksliederſammlungen.

Da er zum Roſengarten ausreit
Wohl in der Berner Mark,
Da kam er in große Arbeit;
Von einem Helden ſtark,
Von einem Helden junge
Ward er da angerannt.
„Nun ſag Du mir, viel Alter!
Was ſuchſt in Vaters Land?

„Du führſt einen Harniſch lauter und rein,
Recht wie ein Königskind,
Du machſt mich jungen Helden
Mit ſeh'nden Augen blind.
Du ſollt'ſt daheime bleiben,
Und ha'n gut Hausgemach
Bei einer heißen Glute."
Der Alte lacht' und ſprach:

„Sollt ich daheime bleiben
Und haben gut Hausgemach?
Iſt mir doch all' mein' Tage
Zu reiſen aufgefazt (auferlegt).
Zu reiſen und zu fechten
Bis auf meine Hinnefahrt;
Das ſag' ich Dir, viel Junger,
Drauf grauet mir der Bart."

„Dein'n Bart will ich Dir ausraufen,
Das ſag ich Dir, alter Mann,
Daß Dir Dein roſenfarben Blut
Soll über die Wangen gahn.
Dein'n Harniſch und Dein'n grünen Schild
Mußt Du mir hier aufgeben;
Dazu auch mein Gefang'ner ſein,
Willtu behalten Dein Leben."

„Mein Harniſch und mein grüner Schild,
Die ha'n mich oft ernährt,
Ich traue Chriſt vom Himmel wohl,
Ich will mich Deiner erwehr'n."
Sie ließen von den Worten
Und zogen zwei ſcharfe Schwerdt,
Was die zwei Helden begehrten,
Deß wurden ſie gewährt.

Ich weiß nicht wie der Junge
Dem Alten gab 'nen Schlag,
Deß ſich der alte Hildebrand
Von Herzen ſehr erſchrak.
Er ſprang hinter ſich zurücke
Wohl etlich Klafter weit:
„Nun ſag Du mir, viel Junger,
Den Streich lehrte Dich ein Weib!“

„Sollt ich von Weibern lernen,
Das wäre mir immer Schand',
Ich hab viel Ritter und Grafen
In meines Vaters Land;
Auch ſind viel Ritter und Grafen
An meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernet hab',
Das lern' ich aber noch.“

Er nahm ihn in der Mitten,
Da er am ſchwächſten was,
Und ſchwang ihn ſo zurücke
Wohl in das grune Gras.
„Nun ſage Du mir, viel Junger,
Dein Beichtvater will ich ſein,
Biſt Du ein junger Wolfinger,
Von mir ſollſt Du geneſen ſein [1]).

„Wer ſich an alte Keſſel reibt,
Empfahet gerne Rahm;
Alſo geſchieht Dir Jungen
Von mir viel altem Mann.
Dein'n Geiſt mußt hier aufgeben,
Auf dieſer Haiden grun,
Das ſag ich Dir gar eben,
Du junger Helde kuhn!“

„Du ſagſt mir viel von Wolfen,
Die laufen in das Holz.
Ich bin ein edler Degen
Aus Griechenlande ſtolz.

1) D. h. von mir ſollſt Du errettet, befreit ſein.

Meine Mutter heißt Frau Utte,
Ein' gewalt'ge Herzogin,
Und Hildebrand der Alte
Der liebste Vater mein!"

„Heißt Deine Mutter Frau Utte
Ein' gewalt'ge Herzogin,
Bin ich Hildebrand der Alte,
Der liebste Vater Dein."
Er schloß auf seinen grünen Helm
Und küßt' ihn auf den Mund:
„Nun muß es Gott gelobet sein,
Wir sind noch beid' gesund!"

„Ach Vater, liebster Vater,
Die Wunden, die ich Euch schlagen,
Die wollt' ich dreimal lieber
In meinem Haupte tragen."
„Nun schweig, mein lieber Sohne,
Der Wunden wird wohl Rath;
Nun muß es Gott gelobet sein,
Der uns zusamm' fügt hat."

Das währte von der None [1])
Bis zu der Vesperzeit;
Allda der junge Hildebrand
Gen Berne daher reit't.
Was führt er auf sein'm Helme?
Von Gold ein Kreuzelein.
Was führt er auf seiner Seiten?
Den liebsten Vater sein.

Er führt ihn in seiner Mutter Haus,
Setzt ihn oben an den Tisch,
Und bot ihm Essen und Trinken,
Das däucht seiner Mutter unbillig.
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Der Ehren ist zu viel,
Daß Du einen gefang'nen Mann
Setzest oben an den Tisch."

1) None, die neunte Stunde nach Sonnenaufgang, drei Uhr bei den Römern, daher im Englischen noon, das früher wohl nicht an die Mittagsstunde geknüpft gewesen sein mag.

„Nun schweiget, liebste Mutter,
Und hört was ich Euch thu sagen,
Er hätte mich auf der Haiden
Schier gar zu Tod geschlagen;
Nun hört mich, liebste Mutter,
Kein Gefang'ner soll er sein,
'S ist Hildebrand der Alte,
Der liebste Vater mein.

„Ach Mutter, liebste Mutter,
Nun bietet ihm Zucht und Ehr!"
Da hub sie an zu schenken
Und trug's ihm selber her.
Was hatt' er in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein,
Das ließ er in den Becher sinken,
Der lieben Frauen sein.

Ein gleich altes Lied, obwohl auch hier die Sprache, nach Grimms Urtheil, nicht weiter zurück als das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert deutet, ist auch wohl das Tragemundslied[1]). Es ist dieß eine Reihe sinniger Räthsel, die einem fahrenden Mann oder Pilgrim vorgelegt, und von ihm mit Weisheit und Geschick gelöst werden. Die Räthsel und Auflösungen sind eng verwandt, ja zum Theil die nämlichen, die in skandinavischen Liedern vorkommen, z. B. in Odins Wettstreit mit dem Riesen Wasthrudnir (Wasthrudnismal), und wie sie ähnlich noch immer in den Liedern verschiedener Nationen leben[2]). Schon oben haben wir dieser Räthsellieder erwähnt[3]) als zu den Zügen

---

1) Altdeutsche Wälder Th. II. S. 8.

2) Beispiele deutscher Räthsellieder: Büschings wöchentliche Nachrichten Th. I. S. 65. Wunderhorn Th. II. S. 407. Dänisch: Udvalgte danske Viser Th. I. S. 63. Schwedisch: Svenska Fol'visor Th. II. S. 158. Englisch: Popular ballads Th. II. S. 155 und 159. Serbisch: Volkslieder der Serben Th. II. S. 77. Russisch: Stimmen des russischen Volkes. S. 164.

3) S. oben S. 136 ff.

gehörend, die allen europäischen Nationen gemein, und an ihren orientalischen Ursprung mahnen.

Wenn aber die uralten Lieder dieser Art für Jahrhunderte die Lieblingsgegenstände der Nation blieben und sich ewig verjüngten und erneuten, so sind doch auch Zeugnisse einer eigenen Produktionskraft des Volkes in dieser Periode vorhanden. So manches frische Lied, dessen Geschichte wir nur bis in das funfzehnte Jahrhundert nachweisen können, stammt wohl seinen inneren Kennzeichen nach aus dem dreizehnten oder vierzehnten. Eine streng chronologische Ordnung ächter Volkslieder, die nur in der Tradition ihr frisches Leben bewahren, und daher wie die Geschlechter der Menschen sich ewig wiedergebären, ist ganz unstatthaft: höchstens möchte sie bei solchen Zeitgedichten, die sich an bestimmte historische Ereignisse anschließen, möglich sein. Von solchen besitzen wir keine unbedeutende Anzahl aus dem vierzehnten, und einige aus dem dreizehnten Jahrhundert. Wie rege die dichterische Zeugungskraft des deutschen Volkes in dieser Periode war, davon giebt die Limburger Chronik höchst ergötzlichen Beweis, indem sie bei jedem Jahr die darin aufgenommenen und gesungenen Lieder mit ihren Anfangsversen mittheilt: meist Jäger- und Liebeslieder, auch wohl Gesänge moralischen Inhalts [1]). Dieselbe Chronik bezeugt auch, in welchem ungünstigen Lichte Klöster schon im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland angesehen wurden. Ein Lied, das einer Nonne in den Mund gelegt war, ward überall gesungen. Es begann so:

Gott geb ihm ein verderben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonnen!
Der mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter!
Soll ich 'ne Nonne werden
Dann wider meinen Willen,

1) Zum Theil angeführt in Kochs Kompend. Th. II. S. 68 ff und in Bouterweck Th. I. S. 294 ff.

So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer stillen,
Und stillt er mir den meinen nicht,
So wird es mich verdrießen!

Besonders beliebt waren die Lieder, die ein aussätziger Mönch am Main um 1374 dichtete. Sogar die Meister, die sonst mit Verachtung auf den Volksgesang herabsahen und wiederholt sich über die „fahrenden Leute" und „die kunstlos Gehrenden" und ihren „unhöfischen und bäurischen Gesang" beklagen [1]), ahmten die Lieder jenes Mönches nach [2]); wogegen die Volkssänger sich auch gern die kunstreicheren Formen der Meister aneigneten. Auch in den Kirchen wurden im Jahre 1323 in Baiern schon deutsche Lieder gesungen [3]). Kirchenlieder aber, wenn auch nicht von einem Volkssänger verfaßt, sind dem Volke doch immer vertraut und von bedeutender Einwirkung auf seine Bildung. Herder sagt irgendwo: Das Gesangbuch ist des Volkes Bibel.

Die eigentliche Blüthenzeit des deutschen Volksgesanges, — wenigstens den erhaltenen Ueberresten nach zu urtheilen — fällt in das funfzehnte Jahrhundert. Viele der Lieder, die wir als Erzeugnisse desselben kennen, mögen zwar — wir wiederholen es hier — sich aus früheren Jahrhunderten herschreiben, allein in der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen, kann wenigstens nicht ihre frühere Existenz nachgewiesen werden. Die Kunstpoesie war während des vierzehnten Jahrhunderts gradweise vom Adel verlassen und zu den niederen Klassen herabgesunken. Aus den künstlichen Formen, welche sich die späteren Minnesinger, die Italiener nachahmend, angeeignet, hatten sich nach und nach gewisse Gesetze und Regeln entwickelt, durch welche die

---

1) Vergl. J. Grimm: Ueber den alld. Meistergesang S. 133 Jen. Lit. Zeit. 1823 No. 194. S. 112.
2) Kochs Komp. Th. II. S. 72
3) S. Rambachs Anthologie christl. Gesänge aus allen Jahrhunderten, Alt. u. Leipz. 1817—22. Th. I. S. 381.

Poesie endlich einem dumpfen pedantischen Schulzwang unterworfen, ja zuletzt ein mechanisches Geschäft oder Handwerk wurde, das eine bestimmte Lehrzeit erfoderte, gerade wie andere Gewerbe. In einem Labyrinth steifer Formen und wunderlicher Namen ging jede Spur von ächtem Dichtergeist unter. Ohne Seele und Leben selbst konnte die Kunst der Meister keine lebendige Wirkung mehr hervorbringen. Statt dem Volke im Allgemeinen dadurch, daß sie von dem Bürger- und Handwerkstande gehandhabt wurde, näher zu kommen, trat der Meistergesang jetzt erst recht in Contrast mit dem Volksgesang, der während dem funfzehnten Jahrhundert als alleiniges Lebensorgan der deutschen Poesie anzusehen ist. Von allen Zweigen tönte es damals herab: kein städtisches oder landschaftliches Ereigniß, an das sich nicht ein „hüpsch new Liet" knüpfte, erzählend, politisch-klagend, öfter noch muthwillig-scherzhaft. Auch an Balladen romantischen Stoffes fehlte es nicht, obwohl die besten wahrscheinlich noch älter sind; besonders aber ergoß sich das Volksgefühl wie der Volkswitz in Liedern, d. h. subjektiven, lyrischen Ausbrüchen des Gefühls und der Laune. Meistens Liebes- und Kriegslieder; auch wohl Räthselreime, Nachahmungen alter Gesänge und merkwürdig in ihrer Uebereinstimmung mit ähnlichen Erzeugnissen der verschiedensten Nationen. So auch gewisse neckische Aufgaben, eine andere Art von Prüfung des Scharfsinnes, die denn freigebig mit gleicher Münze bezahlt werden [1]). Die meisten Handwerks- und Zunftlieder entstanden wahrscheinlich zu dieser Zeit [2]); freilich sind diese mehr Zeugnisse ihrer Reimfertigkeit als ihrer poetischen Stimmung. Auch die Bergknappen hatten ihre eigenen Lieder, die Bergreihen genannt wurden, sich aber,

1) S. Wanderhorn Th. II. S. 410. Serbische Volksl. Th. II. S. 8.

2) Bouterweck's Gesch. der Poesie und Beredtsamkeit Th. IX. S. 300. Bragur Th. III. S. 217 ff.

soweit sie vor uns liegen, nicht durch eine besondere Eigenthümlichkeit auszeichneten [1]).

Im Allgemeinen haben die Erzeugnisse dieser Periode eine gewisse Frische und Keckheit die auf inneres Wohlgefühl des Volkes schließen lassen; wenn der Becher zu voll wird und überschäumt, steigert es sich wohl bis zum Uebermuth, ja zur Frechheit. So z. B. im armen Schwartenhals [2]) oder „Schürz Dich, Gretlein, schürz Dich [3])!" den jungen Zimmergesellen [4]) und einer Reihe ähnlicher Produkte. Erfreulich ist das rege Interesse des Volkes an öffentlichen Angelegenheiten, das aus dem historischen Theile dieser Lieder spricht. Auch sind die besten Schlacht- und Siegeslieder der Deutschen aus dieser Zeit. Den Charakter der deutschen Volkslieder im Allgemeinen, zu denen dieß Jahrhundert die hervorstechendsten Züge liefert, sowie den der historischen ins Besondere, werden wir nachher Gelegenheit haben näher zu betrachten.

Gleich nach der ersten Erfindung der Druckerkunst hatte man angefangen Lieder auf einzelne Bogen — zuerst von Herder fliegende Blätter genannt — zu drucken und zu verkaufen. Mit dem sechzehnten Jahrhundert fing man an, Sammlungen von Liedern, meist mit beigesetzten Noten, zu veranstalten [5]). Allein es war als hätte mit der Absichtlichkeit und Förmlichkeit, die in einem gedruckten Exemplar liegt, die Volkspoesie ihre eigenthümliche Harmlosigkeit und Bewußtlosigkeit verloren. Und doch ist die letztere gerade eins der charakteristischen Kennzeichen der ächten Naturpoe-

1) Nach Bouterweck fallen die ältesten derselben in das Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Th. IX. S. 318.
2) Wunderh. Th. I. S. 22.
3) Ebend. Th. I. S. 46.
4) Ebend. Th. II. S. 235. Dasselbe Lied steht von einem Schuhmachergesellen im feinen Almanach, existirt auch holländisch in Hofmanns holländ. Volksliedern, Breslau 1833. S. 150.
5) Eine der ältesten von 54 Liedern wurde 1513 zu Mainz ohne besonderen Titel gedruckt. Eine ganze Reihe alter Liedersammlungen verzeichnet findet man bei Koch Th. II. S. 84 ff und Bragur Th. V. S. 27. u. a. O.

sie und einer ihrer geheimnißvollsten Reize. „Die tiefsinnige Unschuld der Volkspoesie, sagt J. Grimm so schön als wahr, ist mit der großen indischen Sage vom göttlichen Kinde Krishna vergleichbar, dem die indische Mutter von ungefähr den Mund öffnet und inwendig in seinem Leib den unermeßlichen Glanz des Himmels sammt der ganzen Welt erblickt, das Kind aber spielt ruhig fort, und scheint nichts davon zu wissen [1]." — Mit der Aussicht, sein Erzeugniß durch den Druck fixirt und vervielfältigt zu sehen, fällt die Gabe der Improvisation oder Stegreifdichtung, der ohne Zweifel manches der alten Lieder seine Entstehung verdankt, von selbst weg. Allein die Ursachen des Verfalles der Volksliedeskunst wurzelten noch tiefer. Die Reformation, obwohl ihre Hauptstifter von einem Geiste beseelt waren, sehr verschieden von dem, der etwas später in England und Schottland aller Poesie den Krieg erklärte, war doch im Ganzen der Entfaltung poetischer Anlagen nicht günstig. Luther sowohl als Zwingli waren Freunde der Dichtkunst und übten sie selbst. Ihre Lieder waren volksthümlich und sind zum Theil noch im Munde des Bürgers. Allein der Zeitgeist, trächtig mit den Keimen einer geistigen Umwälzung, duldete keinen Gebrauch der höheren Fähigkeiten als um eines moralischen oder religiösen Zweckes willen. Eine mächtige Stimme erweckte den inneren Menschen und wies mit ernstem Ton auf das Eine hin was Noth ist, und die Gewalt dieses Einen höchsten Seeleninteresses schloß für eine Zeit lang alle andern aus.

Wir können daher denjenigen Kritikern nicht beistimmen, die die Erzeugnisse dieser Periode für die besten Volkslieder der Deutschen erklären [2]. Das sechzehnte Jahrhundert ergoß sich zwar in der That in einer unendlichen Fülle von Liedern, und manches Echo vergangener Tage tönte an-

1) Ueber den altd. Meistergesang S. 170.

2) Docen Miscellen Th. I. S. 248. Heinsius Geschichte der Literatur S. 195.

genehm wieder, manches neue herzlich empfundene Lied wurde noch der vollen Bruſt entſtrömt: aber der eigentlich poetiſche Hauch iſt verduftet. Es fehlte an dem freien, harmloſen unbekümmerten Gemüthsleben, aus dem die ſchönſten Blüthen der Volksdichtkunſt ſich entwickeln. Und doch waren die Volkslieder noch das einzige poetiſche Organ der Nation; denn die Kunſtpoeſie ſchien in den letzten Zügen zu liegen. Unbefangene Ausdrücke der Geſinnungen der deutſchen Nation, ſind ſie für die Sittengeſchichte derſelben von dem höchſten Intereſſe, wenn auch das poetiſche Gefühl ſich oft verletzt wegwendet von den plumpen, rohen Ausbrüchen der lanzknechtlichen Muſe, oder den Hammer- und Hobelwerfen wandernder Schmiede- und Schreinergeſellen. Balladen romantiſchen Stoffes wurden in dieſem Jahrhundert wenig oder gar nicht gedichtet; allein die alten tönten munter wieder, und wie beliebt ſie waren, dafür zeugen Luthers und ſeiner Nachahmer Verſuche, geiſtliche Lieder ihren Melodien anzupaſſen, und ihre Ausdrucksformen zu moraliſchen und religiöſen Allegorien zu benutzen. Luthers Beiſpiel machte dieß Verfahren in dieſem und dem folgenden Jahrhundert ſehr allgemein. Obwohl die deutſchen geiſtlichen Liederdichter hierin nicht ſo über alles Maß hinweggingen wie die ſchottiſchen puritaniſchen Geiſtlichen ein halbes Jahrhundert ſpäter [1]), ſo behalten doch dieſe Parodien für unſeren geläuterten Geſchmack immer etwas Komiſches. So z. B. wenn wir die ſehr bekannten und beliebten Liederanfänge:

Es wollt ein Jäger jagen
Ein Hirſchlein oder ein Reh u. ſ. w.

oder:

Es ritt ein Herr mit ſeinem Knecht
Des Morgens in der Thaue,
Was fand er auf der Haide ſtehn?
Ein' wunderſchöne Jungfraue u. ſ. w.

1) S. weiter unten Engländer und Schotten.

auf folgende Weise parodirt und auf die Worte des Apostels angewendet finden:

Es wollt ein Jäger jagen
Dort wohl vor jenem Holz,
Was sah er auf der Haiden?
Drei Fräulein hübsch und stolz.

Die Erste hieß Frau Glaube,
Frau Liebe hieß die Zweit',
Frau Hoffnung hieß die Dritte,
Des Jägers wollt' sie sein.

Er nahm sie in der Mitte,
Sprach: „Hoffnung, nicht von mir laß!"
Schwang's hinter sich zurücke
Wohl auf sein hohes Roß.

Er führt sie gar behende
Wohl durch das grüne Gras,
Behielt's bis an sein Ende
Und nimmer reut ihn das.

Hoffnung macht nicht zu Schanden
Im Glauben fest an Gott,
Dem Nächsten geht zu Handen
Die Liebe in der Noth.

Hoffnung, Liebe und Glaube,
Die schönen Schwestern drei,
Wenn ich die Lieb' anschaue,
Ich sag', die größt' sie sei [1]).

Oder gar in folgenden englischen Gruß.

Es wollt gut Jäger jagen,
Wollt jagen aus Himmels Höh'n;
Was begegnet ihm auf der Haiden?
Maria, die Jungfrau schön.

---

1) Gassenhauer, Reuter- und Bergliedlein christlich verändert durch Doktor Knausten, Frankf. a. M. 1571. S. 27. S. Wunderhorn Th. I. S. 139.

Der Jäger, den ich meine,
Der iſt uns wohl bekannt,
Er jagt mit einem Engel,
Gabriel iſt er genannt.

Der Jäger bließ in ſein Hörnlein,
Es lautet alſo wohl:
„Gegrüßt ſeiſt Du, Maria,
Du biſt aller Gnaden voll [1])!“

Manchmal ward auch das ganze Lied durch Vers für Vers auf dieſe Weiſe chriſtlich parodirt, wie z. B. in folgender Romanze, wo der Dichter in der Parodie ſtatt den Abſchied zweier Liebenden die Seele im Geſpräch mit Gott belauſcht.

Ich ſtand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hatt' ich mich verborgen,
Ich hört' klägliche Wort
Von einem Fräulein, hübſch und fein,
Sie ſprach zu ihrem Buhler:
„Es muß geſchieden ſein.“

„Herzlieb, ich hab' vernommen,
Du willt von hinnen ſchier,
Wann willt Du wiederkommen,
Das ſollt Du ſagen mir!“
„Merk, mein Feinslieb, was ich Dir ſag',
Mein' Zukunft thuſt Du fragen,
Ich weiß weder Stund' noch Tag.“

Das Fräulein weinet ſehre,
Ihr Herz war Unmuths voll:

Ich ſtand an einem Morgen
Heimlich an einem Ort,
Da hielt ich mich verborgen,
Ich hört' klägliche Wort
Von einem frommen Chriſten fein,
Er ſprach zu Gott, ſein'm Herrn:
„Muß denn gelitten ſein?“

„Herr Gott, ich hab' vernommen,
Du willt mich laſſen ſchier
In viel Anfechtung kommen,
Thut nicht gefallen mir.“
„Merk männlich auf, was ich Dir ſag',
Thu nicht Dich hart beklagen,
Ein Chriſt muß haben Plag.“

Der fromm' Chriſt weinet ſehre,
Sein Herz war Unmuths voll:

1) Wunderhorn Th. I. S. 140.

„So zieh mir Weiſ' und Lehre,
Wie ich mich halten ſoll.
Für Dich ſo ſetz ich all mein' Hab
Und willt Du hier nur bleiben,
Ich nahr' Dich Jahr und Tag."

„So zieh mir Weiſ' und Lehre,
Wie ich mich halten ſoll.
Der Glaub' iſt ſchwach und kalt in mir,
Mein Fleiſch wird mich verführen,
Daß ich ſoll weichen von Dir."

Der Knab', der ſprach aus Muthe:
„Dein Willen ich wohl ſpür,
Verzehr ich Dir Dein Gute,
Ein Jahr war bald hinfür.
Dennoch müßt' es geſchieden ſein,
Ich will Dich freundlich bitten,
Setz Deinen Willen drein."

Gott ſprach lachend zu Muthe:
„Dein Willen ich wohl ſpür,
Du wollt'ſt wohl ha'n das Gute,
Wenn's Dir nicht würde ſau'r.
Wer aber mit mir will ha'n Theil,
Muß Alles fahren laſſen,
Viel Glück iſt ihm nicht feil."

Das Fräulein, das ſchrie:
„Morde!
Mord über alles Leid;
Mich kränken Deine Worte,
Herzlieb nicht von mir ſcheid.
Für Dich ſo ſetz ich Gut und Ehr',
Und ſollt' ich mit Dir ziehen,
Kein Weg wär' mir zu fer."

Der fromme Chriſt ſchrie:
„Morde!
Mord über alles Leid;
Mich ſchrecken Deine Worte,
Herr Gott, mach' mich bereit!
Ich wollt' doch Alles tragen gern,
Die Weltluſt gerne haſſen,
Sie laſſen von mir fern."

Der Knab', der ſprach mit Züchten:
„Mein Schatz ob allem Gut,
Ich will Dich freundlich bitten
Und ſchlag's aus Deinem Muth,
Denk' an die Freunde Dein,
Die Dir kein Arges trauen
Und täglich bei Dir ſein."

Gott ſprach: „Ich thu Dich züchten,
Hab' Du nur guten Muth!
Und thu mich allzeit fürchten,
Erkauft biſt mit mein m Blut.
Daran gedenk mit ganzem Fleiß,
All' die ich faſt thu lieben
Straf' ich, das iſt mein' Weiſ'."

Da kehrt er ſich herumme,
Er ſprach nicht mehr zu ihr;
Das Fräulein thät ſich ſchmucken
In einen Winkel ſchier,

Da kehrt Gott ihm den Rücken,
Er red't zu ihm nicht mehr,
Der arme Chriſt thät ſich drücken
In einen Winkel leer.

Es weinet, daß es ſchier verging.
Das hat ein Schreiber geſungen,
Wie's einem Fräulein erging.

Er weint aus der Maßen viel:
„Dem Herrn im Kreuz aushalten,
Das iſt kein Kinderſpiel [1])."

In dieſer Weiſe fuhr man auch im ſiebenzehnten und ſelbſt im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts d. h. ſo lange die alten Lieder dem Volke lieb und werth blieben, fort ſie geiſtlich zu verändern, um dadurch den chriſtlichen Geſängen mehr Eingang zu verſchaffen. Häufiger noch wurden bloß die Melodien und Anfangsſtrophen benutzt. So iſt die Tonweiſe des ſchönen Kirchenliedes: Von Gott will ich nicht laſſen, von einem Volksliede: Inſpruck, ich muß Dich laſſen, entlehnt [2]). Auch Scheffler legte ſeine Lieder beliebten Volksweiſen unter, ſo z. B. ſein Paſſionslied: O du Liebe meiner Liebe u. ſ. w. der Melodie eines Klageliedes aus der aſiatiſchen Baniſe: „Sollen nun die grünen Jahre", das, obwohl von einem namhaften Dichter verfaßt und einem modiſchen Roman entlehnt, doch eine Art von Volkslied geworden war, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Straßen gehört wurde [3]).

Unabhängig von dieſen Parodien ward manches herzliche geiſtliche Lied in dieſer Zeit geſungen, allein ſeine eigentliche Ausbildung bekam das Kirchenlied erſt in dem folgenden Jahrhundert.

---

1) Die Romanze iſt nach einer Handſchrift von ungefähr 1516 abgedruckt, ſ. Deren Miscellen Th. I. S. 269, und iſt ohne Zweifel um vieles älter. Unverkommen im Wunderhorn Th. III. S. 44. aus: Hundert und funfzehn neue Lieder, Nürnb. 1544. Die Parodie iſt aus Dr. H. Knaufts Gaſſenhauer u. ſ. w. chriſtl. verändert 1571.

2) Es giebt zwei Melodien dieſes Liedes, als deren Verfertiger Hans von Göttingen und Hans Iſaak genannt werden. S. Beitrag zur Kenntniß der alten deutſchen Volkslieder von Kindleben, Braun Th. V. S. 205 f., wo überhaupt viele intereſſante Notizen über Volksmelodien und alte Liederſammlungen zu finden.

3) Ebend. S. 26.

Wir dürfen diese Periode nicht verlassen, ohne Hans Sachsens und Jacob Ayrers zu erwähnen, zwei von den wenigen Meistersängern, die zugleich Volkssänger waren. Besonders fanden ihre dramatischen Behandlungen der alten deutschen Sagen unter dem Volke großen Beifall. Hörnen Siegfried, nachdem er beinahe ein Jahrtausend oder länger in Sagen und Liedern gelebt, fing nun auch an sich auf der Bühne zu zeigen; bald darauf oder noch früher[1]) ward er auch der Held eines Romanes. Das erste Erscheinen der sogenannten Volksbücher, die vom Schluß des funfzehnten bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts von Hoch und Gering allgemein gelesen wurden, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Einzeln kommen sie schon vor der Erfindung der Druckerkunst, ja in Norddeutschland im niederdeutschen Dialekt schon im vierzehnten Jahrhundert vor[2]). Allgemein wurden sie erst gegen das Ende des funfzehnten, nachdem der Druck sie vervielfältigen konnte; und das folgende Jahrhundert neigte sich denselben mit besonderer Vorliebe zu; dieß dauerte bis zur Mitte des siebenzehnten, als sie anfingen bei dem Adel und dem höheren Bürgerstand aus der Mode zu kommen und zu den unteren Klassen herabsanken, bis sie, immer tiefer fallend, nach noch nicht hundert Jahren auch von diesen mit Verachtung angesehen wurden. Erst die neueste Zeit hat versucht sie, nachdem sich beim Aufblühen der neueren deutschen Literatur einige unserer ausgezeichnetsten Dichter ihrer Stoffe bemächtigt, in ihrer volksthümlichen Gestalt wieder aufzufrischen.

---

1) Die älteste bekannte Ausgabe von Hörnen Siegfried ist nicht älter als das siebenzehnte Jahrh. Hagens Grundriß u. s. w. S. 52. Indessen hat es sehr wahrscheinlich frühere gegeben, da Wigalois schon bald nach 1472 (Altd. Museum Th. I. S. 556. Anm. 14. Grundriß S. 143 ff. auch Beneckes Vorrede zum Wigalois) und Tristan 1489 erschienen war. S. die Recension über Hagens Buch der Liebe, Leipziger Literatur. 1812 St. 62—64. S. 490 ff.

2) S. Bruns plattdeutsche Gedichte, worin ein kleiner Roman von Alexander dem Großen abgedruckt ist, der aus dieser Zeit stammen soll. Auch die eben angeführte Recension.

Das siebenzehnte Jahrhundert bildet einen schmerzlichen Abschnitt so wohl in der politischen als in der Sittengeschichte der Deutschen. Der dreißigjährige Krieg und die Zeiten, die dieser Periode des Schreckens und der Verwüstung unmittelbar vorangingen, übte eine zerstörende Wirkung auf Alles, was schön und freudig war, aus, und zermalmte mit rohster Gewalt die Blüthen des deutschen Volksgeistes. Für geraume Zeit scheinen die Quellen der volksthümlichen Zeugungsfähigkeit gänzlich verstopft gewesen zu sein; oder brachen sie aus, so sammelte sich der Ausfluß zu schalem, öfters zu schlammigem Wasser. Armuth, Immoralität und Rohheit der Sitten herrschten unter den niederen Klassen. Der falschen Politik der regierenden Kabinette gelang es, das Volk nach und nach von aller Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen. So erkaltete sein thätiges Interesse dafür; seine Liebe zum Vaterlande erstarb. Die historischen Balladen dieser Zeit sind nichts mehr als gereimte, platte Berichte trockener Thatsachen: kein poetischer Funke erwärmt sie. Alles was gesungen ward, trug das unmittelbare Gepräge des Augenblickes; die Dichter hatten den Muth und die Kraft verloren, sich selbst auf wenige Momente über die rohe, grausame Wirklichkeit zu erheben. Am meisten Tüchtigkeit zeigt sich noch in den Schimpf- und Spottliedern, welche die verschiedenen Partheien und Sekten gegeneinander aussprudelten. So ist z. B. ein den Priestern in den Mund gelegtes, an den Pabst gerichtetes Klaglied voll roben Witzes und stechenden Hohnes [1]). Tillys schrecklicher Name hallte wieder in einigen unharmonischen Versen. Die Schlacht bei Leipzig ward der Gegenstand mehrerer roher Balladen. Der Schwede, der sich einen Freund nannte, war doch selbst im protestantischen Deutschland so sehr gefürchtet, daß sein Name gebraucht ward die Kinder zu schre-

1) S. Ein Hundert hist. Volkslieder aes. von Soltau, Leipzig 1836. S. 465.

cken [1]). So haben sich noch folgende Ammenliedchen und Volksreime erhalten:

Bet, Kindlein, bet!
Heute kommt der Schwed!
Morgen kommt der Cosakken,
Der wird die Kindlein beten lern.

Der Schwed ist kommen,
Hat Alles wegg'nommen,
Hat Alles wegetragen;
Hat d'Fenster eingeschlagen,
Hat Blei rausgegraben,
Hat Kugeln d'raus gossen,
Hat Alles verschossen.

Auf der anderen Seite haben zu keiner Zeit in Deutschland die gebildeten Dichter einen populäreren Charakter gehabt als die der ersten schlesischen Schule, die sich im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts bildete. Sie hatten einen entschiedenen Einfluß auf das Volk, besonders in den Städten, und mögen in gewissem Sinn als die Organe des Volkes betrachtet werden. Die meisten von ihnen gehörten der mittleren Klasse der Gesellschaft, oder dem höheren Bürgerstande an, Söhne von Kaufleuten, Landpredigern, Beamten u. s. w. Diese Klasse aber war zu jener Zeit dem gewöhnlichen Handwerkerstand beiweitem nicht so fern wie jetzt, vom Adel dagegen durch eine viel schroffere Scheidewand getrennt. Der Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf den Adel begann zu dieser Zeit, obwohl er seine Höhe erst in der Mitte des folgenden Jahrhunderts

---

1) Auf Gustav Adolfs Tod existiren zwar mehrere Klaggedichte, allein sie sind alle von namhaften Dichtern verfaßt; außer dem bekannten von Weckherlin, wovon ein Fragment im Wunderhorn Th. II. S. 96 ff. und Wolff's hist. Volksl. S. 438 ff. giebt es eins von David Puschmann, und ein anderes von Simon Dach. S. Seltaus Ein Hundert hist. Volkslieder, Leipz. 1836.

erreichte und ſich früher mehr auf eine abgeſchmackte Sprachmengerei beſchränkte. Unter den Dichtern der erſten ſchleſiſchen Schule war kaum ein einziger Edelmann. Aus der herzlichen Frömmigkeit und tugendlichen Sitte des höheren Bürgerſtandes, geläutert durch die ſchweren Kämpfe der Zeit; aus der demüthigen Ergebung in Gottes ſtrafende Hand, entfaltete ſich während dieſer Periode das deutſche evangeliſche Kirchenlied, das ſchon Luther mit kräftig herzlichem Tone angeſtimmt, zu ſeiner ſchönſten Blüthe. Viele fromme Lieder dieſer Zeit leben noch unter unſerem Volke bei Kirch- und Hausandacht. Die Namen Flemmings, Neumarks und P. Gerhards ſind nur dem Gebildeten bekannt; allein jeder aus dem Volke, der ſich nicht ganz von der Kirche ausſchließt, kann „In allen meinen Thaten" und „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und „Befiehl Du Deine Wege" ſingen. Beſonders waren P. Gerhard's Lieder in einem hohen Grade beliebt; und es wird erzählt daß viele fromme Chriſten, die eigentlich zu anderen Gemeinden gehörten, ſich an die lutheriſche Kirche hielten um nur Gerhard's Lieder ſingen zu können [1]).

Die Entartung der ſchleſiſchen Schule in der zweiten Periode derſelben, die, in falſcher Nachahmung der Italiener und Spanier, die Erzeugniſſe jener Periode zu einem Gewebe bombaſtiſcher Abgeſchmacktheit, pedantiſcher Ziererei und oft grober Unſittlichkeit machte, mußte nothwendig die Literatur gänzlich vom Volke trennen. Denn dieſem gefällt nur zu oft das Gemeine, nie aber das Affektirte. Noch entſchiedener ward die Trennung während der ſteifen, nüchternen franzöſiſchen Schule in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Während dieſer beiden letzten Perioden hatten ſich überhaupt die höheren und niederen Klaſſen Deutſchlands in Bezug auf Geſchmack und Vergnügungen gänzlich von einander losgelöſt. Während zu geiſtiger Er-

1) Franz Horns Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen Th. I. S. 326.

bauung und Herzenstroſt, die arbeitenden Stande an den alten Liederdichtern feſthielten, oder deren kräftiggeſunde Herzensfrömmigkeit mit dem phantaſiereicheren Bilderſpiel der Pietiſten vertauſchten [1]), fanden ſie nach einer Woche ſaurer Arbeit eine Feſttagsergötzlichkeit in den volksthümlichen Dramas, deren Darſtellungen zur ſelben Zeit zu blühen begannen. Dieſe ächtdeutſchen Schauſpiele hatten ihren erſten rohen Anfang bereits in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in den ſogenannten Faſtnachtsſpielen genommen. Denn die älteren Myſterien waren meiſtentheils lateiniſch geſchrieben, und höchſtens mit deutſchen Verſen untermiſcht [2]). In höchſt unvollkommener Geſtalt ſchleppte ſich das deutſche Drama durch das 16te Jahrhundert fort. Die Entwickelung der deutſchen Bühne betrifft uns hier nur, inſofern dieſe letztere eine unmittelbare Einwirkung auf den großen Haufen geübt. Die ſteifen, pompöſen Haupt- und Staatsactionen [3]), in denen man verſuchte das Leben der Großen und Mächtigen darzuſtellen, in denen aber der Hanswurſt nie fehlen durfte, und burleske, mit Geſängen vermiſchte Komödien waren das Vergnügen aller Klaſſen. Aber ſelbſt als die gebildetere Welt ſich davon zurückzog und ihr Intereſſe für die Bühne ſich auf Ueberſetzungen und Nachahmungen des Franzöſiſchen zu beſchränken begann, fuhren die Volksſchauſpiele [4]) fort, die Beluſtigung der geringeren Claſſen zu ſein. Einige dieſer Stücke ſtammen aus der Zeit des Anfanges der Kunſt, und leben, obwohl mit vielfachen Veränderungen, noch immer in

---

1) D. h. mit den Liedern Scheffler's, Spener's, Franke's, Schade's, Neander's, Knorr von Roſenroth's u. ſ. w. die wenigſtens allen Mitgliedern der ſogenannten pietiſtiſchen Gemeinden ſo vertraut waren, als je eigentliche Volkslieder der Maſſe der Nation.

2) Ein ſolches Myſterium ward bereits 1322 vor dem Landgrafen Friedrich aufgeführt. Ueber andere Stücke der Art und die Faſtnachtsſpiele des funfzehnten Jahrhunderts ſ. Kochs Kompendium Th. I. S. 261 ff. und Hagens Grundriß S. 523 ff.

3) S. darüber Fr. Horns Geſch. d. P. u. Ber. Th. II. S. 294 ff.

4) Ebend. S. 254 ff.

den Vorstellungen der herumziehenden Komödianten auf Jahrmärkten und besonders im Puppenspiel. Wenige davon sind je gedruckt worden; sie wurden zum Theil aus dem Stegreif gesprochen, zum Theil aus Handschriften auswendig gelernt, die bloß eine Skizze des Stückes enthielten und nur im Allgemeinen Anweisungen gaben, daß hier dieß oder jenes gesagt werden solle. Eingelegte Lieder wurden nach beliebten Volksweisen gesungen. Biblische Gegenstände waren die häufigsten; auch griechisch-mythologische waren beliebt; während die alte deutsche, und britisch-französische Sagenwelt nach und nach ausstarb. Ein Hauptheld des deutschen Volksdramas war und blieb jedoch immer Doctor Faust mit seinem höllischen Vertrag und seiner endlichen Strafe: eine Ueberlieferung die an und für sich von tiefem Interesse, aber von der höchsten Wichtigkeit für die literarische Welt geworden ist, indem sie den Keim zu einem der herrlichsten Erzeugnisse enthält, das je der menschliche Genius erschaffen.

Was nun den jetzigen geistigen Zustand des deutschen Volkes anbelangt, so kann nicht geläugnet werden, daß, während die edelen Ideen von allgemeiner Aufklärung und Geistesfreiheit den Boden von Haufen von Schutt und Staub reinigten, sie in ihrem stürmischen Zuge so manche liebliche Blume und heilsame Pflanze weggefegt haben. Angeborne Neigungen und äußere Umstände üben gleichen Einfluß aus auf die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten und Gewohnheiten; es kann daher als ausgemacht angenommen werden, daß die alten Lieder in den verschiedenen Theilen Deutschlands gerade nur in demselben Verhältniß leben, als deren Einwohner ein *singendes*, und gerade in dem Verhältniß vergessen sind, als sie ein *lesendes* Geschlecht sind. Zwischen den Bergen Tyrols und Salzburgs, im stillen idyllischen Isargrunde[1]), an den entlegenen Ufern der Oder hat

1) Im Isarthalischen. So finden wir z. B. als ein im Isargrunde noch gesungenes Lied das bekannte und *sehr alte* dänische und schwe-

sich manches uralte Lied erhalten, von Mund zu Mund getragen, und seit grauen Zeiten von einem Geschlecht dem anderen überliefert; auch in dem gemüthlichen Schwaben und am sangreichen Rhein wurde wenigstens noch am Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts von den Herausgebern des Bragur und des Wunderhorns manches alte Lied dem Munde des Volkes abgelauscht. Aber dieß waren nur einzelne schwache Widerhalle der Vergangenheit. Alles ist zerrissen, fragmentarisch, sinn- und wortverstellt. Die Vermehrung der Bücher muß nothwendigerweise die Kraft des Gedächtnisses ertödten. Und wer, der einen Brunnen vor seiner Thüre hat, wird sich die Mühe nehmen in die Berge zu gehen, um seinen Durst an der lebendigen Quelle zu stillen?

Die eigene poetische Schöpfungskraft des Volkes in Deutschland ist auch längst und gänzlich versiecht. Hin und wieder wird zwar wohl noch eine Stadt- oder Dorfbegebenheit von irgend einem platten Reimer in Verse gebracht, und zum Orgelkasten abgeleiert; — die Harfenistinnen schon sind meist zu vornehm dazu. Außerordentliche Perioden begeistern auch wohl zu einem höheren Schwung. So die Ereignisse des siebenjährigen Krieges, besonders Friedrichs glorreiche Thaten; mehr noch die enthusiastischen Momente des deutschen Befreiungskrieges, die neben einem Strome von guten und schlechteren Liedern von gebildeten Sängern auch mitten aus dem Volke manchen freudigen Klang hervorriefen; mehr noch roh-witzige Spottverse auf die endlich besiegten Uebermüthigen, die so lange den ärmlichen Rest deutschen Nationalgefühles mit Füßen getreten. Aber auch diese Töne sind verhallt, und leben höchstens als Re-

---

dische Volkslied, die kleine Karin, wieder, und zwar in zwei Versionen, von denen eine wie eine wörtliche Uebersetzung aussieht; die andere hat das Lied gleichsam nationalisirt und scheint es in Bezug auf die heilige Katharina bringen zu wollen. — S. Halle der Völker Th. II. S. 159, 160. Schw. Sv. Folkv. Th. I. S. 11. Dän. Udv. D. V. Th. III. S. 397.

miniscenz einer untergegangenen Zeit noch im Gedächtniſſe Einzelner. Dagegen hört der Reiſende oft mit Erſtaunen Lieder berühmter Dichter und Tonſetzer, ja Opernarien aus ärmlichen Dorfhütten tönen. Von Studenten auf ihren Ferienreiſen, von Handwerksburſchen auf ihrer Wanderſchaft aus den Städten mitgebracht, von Soldaten nach verfloſſener Dienſtzeit mit in die Heimath getragen, theilen die Melodien ſich leicht dem muſikaliſchen Ohr der Landleute mit; während die Worte meiſt verſtellt, ja oft bis zum Unſinn verdreht, die nur halb verdauten Gedanken des Liedes ausdrücken. Im ſüdlichen Deutſchland hat ſich wohl, von einem muntrern Geiſte und einer feuerigern Phantaſie unterſtützt, die Fertigkeit der Stegreifdichtung noch hin und wieder erhalten; z. B. in Niederöſterreich, wo die Burſche und Mädchen bei Tanz und Spiel kleine Liederchen, meiſt neckiſcher Art, theils machen, theils aus Reminiscenzen zuſammenſetzen und ſie in irgend eine beliebte Melodie hineinpaſſen [1]). Allein Bedeutendes wird nicht auf dieſe Weiſe geleiſtet, und im Allgemeinen bleibt es ausgemacht, daß das deutſche Volk, wie andere Völker, die edeln Gaben einer aufgeklärteren Erziehung, einer allgemeineren Anerkennung ſeiner Menſchenrechte und einer regeren Gewerbsthätigkeit mit ſeiner poetiſchen Empfänglichkeit hat austauſchen müſſen.

Wenn wir nun die Ausbeute ſo vieler Jahrhunderte betrachten, und die verſchiedenartigen Ingredienzien derſelben in ein Ganzes zu verarbeiten und in ein Bild zu faſſen ſuchen, ſo fühlen wir daß wir dieſelben Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, die ſich der Schilderung des deutſchen Nationalcharakters entgegenſtellen. Ohne ſo hervorſtechende Eigenthümlichkeit in ſich zu tragen, als der engliſche, franzöſiſche oder ſpaniſche, beſteht ſein Hauptcharakterzug in ſeiner Univerſalität. Wenn wir die unendliche Fülle von

1) Oeſterreichiſche Volkslieder, geſammelt von Schottky und Zitz. 1819. S. Note zu Seite VII.

historischen, romantisch-epischen und lyrischen Gesängen betrachten, die einst volksthümlich in Deutschland gewesen — wir sprechen nicht von den ärmlichen Ueberresten die es noch sind — so muß uns eine Mannichfaltigkeit der Gegenstände, Formen und Darstellungen überraschen, wie wir sie ähnlich bei keiner anderen Nation finden. Die deutsche Volkspoesie hat nirgends eine Spur von der tragischen Größe der alten skandinavischen; noch kommt sie in einer ihrer Balladen der ungeheueren concentrirten Kraft und schauerlich düsteren Wildheit einiger schwedischen und dänischen Volkslieder bei. Sie ist wesentlich heiter, versöhnend, milde, und hat selbst in ihren ältesten Ritterballaden wenig von der kühnen Romantik und tief-süßen Melancholie der Schotten und Nordengländer. Die lyrische Würde der Spanier ist ihr fremd; noch fremder die episch-plastische Vollendung der Serben. Allein sie hat die Einfachheit und die Kraft, die ein gedrungener, elliptischer Styl giebt, mit aller Volkspoesie; die dramatische Lebendigkeit der Darstellung mit aller der germanischen Stämme; und mit den Liedern der Britten ins Besondere das tiefe, freudige Naturgefühl, gemein. Der Ausdruck der Liebe ist in ihnen, wie in den schottischen, herzlicher und kaum weniger glühend, als bei den Spaniern; und diese Empfindung selbst viel tiefer als bei den slavischen Nationen, obwohl zu gleicher Zeit auch um vieles sinnlicher und unzarter wie bei diesen. Wir meinen hier nicht die frechen und zügellosen Lieder, von welchen jedes Volk seinen Vorrath haben mag; diese haben meist einen lustigen, ja ausgelassenen Charakter; keinen empfindsamen. Wir haben vielmehr die große Menge von Balladen und Liedern im Sinne, in welchen sich Herzensgefühl und sinnliche Derbheit so eng verschlungen haben, daß sie nicht von einander getrennt werden können [1]). Diese Verschmelzung und Verwechselung der besten

1) Wer Beispiele sucht, darf nur das Wunderhorn aufschlagen; oder irgend eine deutsche oder schottische Liedersammlung.

Triebe des Menschen und ihrer Verirrung, ist wie gesagt, den deutschen und schottischen Volksliedern gemeinsam. Was die ersteren aber einzig für sich haben, und was, so viel uns bekannt, keine andere Nation mit ihnen theilt, ist die spielende Einbildungskraft, die ohne besondere Absicht fantastische Bilder zeichnet, und sich harmlos an den eigenen bunten Schöpfungen erfreut, unbekümmert ob der nächste Augenblick sie zerstöre. Und so sehen wir die deutsche Nation durch ihre Volkslieder so gut als die fantasievollste, innerlichreichste charakterisirt, als durch ihre Literatur. Mannichfache Beispiele werden weiter unten unsere Ansichten näher erläutern.

Schon oben bemerkten wir, daß eine streng chronologische Ordnung der alten nicht historischen deutschen Volkslieder unmöglich sei. Unter die ältesten können wir, ihrer inneren Natur nach, diejenigen rechnen, die sich auf die geheimnißvolle Geisterwelt beziehen, von welcher wir oben umständlich gesprochen. Denn die Deutschen theilen jene uralten, aus grauem Heidenthum stammenden abergläubischen Vorstellungen von geisterhaften Wasser-, Berg- und Luftbewohnern mit Skandinaviern und Celten. Wie jene, belebten sie mit schöpferischer Einbildungskraft Flüße und Gebürge, ja die abgelegneren Winkel der häuslichen Wohnung. Wer von unseren Lesern hätte nicht schon in frühen Kindesjahren von dem possirlich kleinen Geschlecht gehört, das in den Bergen haust, Gold aufhäuft, Hochzeiten feiert, und bei Krankheiten, besonders bei den Kindesnöthen der Königin, die Hülfe guter menschlicher Frauen in Anspruch nimmt? und endlich von den bösen Menschen zu sehr bedrängt, abzieht in Masse mit kleinen Füßen possierlich über die Brücke trappelnd [1])? Wer kennt nicht Rübezahls, des einsamen Berggeistes, neckische Thaten? Wer hat nicht, wenn auch nur durch die vielfältige Verarbeitung neuerer Dichter, in der unbeschreiblichen Anziehungskraft des

1) Deutsche Sagen Th. I. S. 38 ff. u. 227 ff.

Wassers willig den Glauben an die sehnenden Niren begriffen, die unten wohnen, oder in seinen Gefahren die Tücke derselben? Wen hat nicht einmal in seiner poetisch-gläubigen Jugend ein leiser Schauder überzogen, wenn ihm die Wärterin oder irgend eine gute Großtante von Hinzelmans heimlichem Ueberall und Nirgends erzählte, oder von alle den anderen guten und bösen Hausgeistern, wie sie auch heißen mögen, Hodeken, Ekerken, Stiefel, Graumännchen, — die deutschen Brownie's, Robin Goodfellows und Billy Blinds[1])? Alle die kleinen Geister und ein Heer von Brüdern und Schwestern, deren verwandten Gestalten wir im Norden begegnet haben und wiederum in Schottland antreffen werden, behaupten noch ein heimliches Recht, wenn nicht in den Kinderstuben unserer großen Städte, doch in unseren Gebürgsdörfern und außerdem vielleicht an manchem Ort, von wo aus wir sie von Religion und Bildung längst vertrieben wähnen. Der alte stattliche Thron des Aberglaubens ist zwar umgestürzt; allein seine Bruchstücke liegen noch über das ganze Land zerstreut, und mancher Bewohner jener geheimnißvollen Gegend, die noch kein Philosoph zur Genüge erforscht, schleicht sich gern und oft Abends in die ländliche Hütte ein. Wenn wir hier schneller darüber hinweggehen, als indem wir von den nordischen Liedern sprachen, so ist es darum, daß, während sich dieser lebendige Geisterglaube in Schweden und Dänemark eng mit dem Liede verschmolzen und sich besonders im ersteren Lande zu einer Fülle romantischer Balladen ausgeprägt hat, in deutscher Sprache sich nur sehr wenige Glieder dieses weitverbreiteten uralten Ganzen in poetischer Form abgelöst haben. Märchen und Sagen von Berg- und Wasser- und Erdgeistern die Fülle, Lieder fast keine. Einzelne Kindereime, die darauf anspielen, finden wir wohl noch[2]), aber

1) S. weiter unten Engländer und Schotten.

2) Z. B. Nir in der Grube,
Du bist ein böser Bube,

selten einmal eine Ballade, die die unheimliche Gewalt der Geister zum Gegenstand habe. So giebt es z. B. kein einziges altes volksthümliches Lied, welches die wohlbekannte Geschichte von der Vermählung des Ritters mit der Wassernixe besänge; wenn schon sie wahrscheinlich über ganz Deutschland verbreitet war. Erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts stoßen wir auf eine breite gereimte Erzählung, welche im Wunderhorn in Romanzenform bearbeitet steht. Vielfältige neuere Benutzungen zu Märchen, Opern und Balladen zeugen von der großen Popularität dieser Fabel, die in dem lieblichen Frühlingsmärchen Undine ihre schönste Blüthe getragen. Zwei Balladen, verwandten Gegenstandes, mögen hier zur Vergleichung mit den dänischen und schwedischen stehen.

Des Wassermanns Braut [1]).

Der Wassermann, der thät 'mal frei'n,
Er freit der Königin Töchterlein.

Er freit sie schon ein sieben Jahr
Und in das achte — das ist wahr.

„Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Laßt mich noch zarte Jungfrau sein!

„Zart' Jungfrau heute Nacht alleine,
Werd' nimmermehr ja wieder keine."

Sie hat das Wort kaum ausgered't,
Der Hof schon voller Reiter steht.

Waschest Deine Beinechen
Mit gold und silbern Steinechen,
Nix, greif zu,
Wen Du hast, behältst Du!

1) Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens ꝛc. von J. G. Meinert 1817. S. 77. Hier nur aus dem barbarischen Dialekt in verständliches Deutsch übertragen. Es soll sich bei weitem vollständiger unter den Elbeinwohnern bei Aussig erhalten haben. Uebrigens deutet wohl der letzte Vers auf westlichen Ursprung.

Der Bräut'gam war ein flinker Mann,
Er schaut, daß er in die Stube kam.

„O Mutter, liebste Mutter mein,
Wo habt Ihr Euer Töchterlein?"

„Da drinnen in der Kammer
Schlägt sie die Händ' zusammen."

Der Bräut'gam war ein flinker Mann,
Er schaut, daß er in die Kammer kam.

„Was machst Du da fein Annerlein,
Was machst in Dein'm Schlafkämmerlein?"

„Ich mach' wohl auch gar wenig hier,
Meinen Sammtrock, den zieh an ich mir.

„Ich bind' mir vor die Schleierschürz',
Die mir die Mutter zugeschickt."

Und wie sie auf den Hof 'raus kam,
„Gott behüt' Euch, Vater und Mutter mein!"

Und wie sie vor den Zaun 'naus kam,
„Gott behüt' Euch, Schwestern und Brüderlein!

„Gott behüt' Euch, Blümlein und grünes Gras
Und Alles, was ich hinter mir laß."

Und wie sie auf die Haid 'raus kam,
Ein weißer Schwan geflogen kam.

„Herzliebster Schwan, Du fliegst voll Freud',
Ich aber ziehe fort in Leid."

Und wie sie zu der Brücke kam,
Da hieß den Knecht sie stille stahn.

„Zieht mir nur aus mein weiß Gewand,
Zieht mir den Goldring von der Hand!

„Zieht mir 'nen weißen Kittel an,
Daß ich darinne schwimmen kann!"

Die Brücke war mit Eisen beschlagen,
Konnt' vierundvierzig Wagen tragen.

Und wie sie auf der Brücke d'rauf,
Da fiel der Brücke der Boden aus.

Die Braut war auf dem Sande,
Die Hochzeit auf dem Rande.

Die Kön'gin im hohen Zimmer,
Sie sieht ihr liebes Kind schwimmen.

„'S hat mir was gesagt bei Mondenschein,
Daß sie ertrinken sollt' im Rhein!"

Kronschlänglein [1]).

Der Jäger längs dem Weiher ging,
Die Dämmerung den Wald umfing.

Alle: „Lauf Jäger lauf!
Lauf lieber guter Jäger lauf!"

Was plätschert in dem Wasser dort?
Es kichert leis in Einem fort.

Was schimmert dort im Grase feucht?
Wohl Gold und Edelstein mich deucht.

Kronschlänglein ringelt sich im Bad,
Die Kron' sie abgeleget hat.

Jetzt gilt es wagen, ob mir graut,
Wer Glück hat, führet heim die Braut!

---

1) Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen gesammelt von Kretschmar S. 77. 2. Heft. Auch in Erlachs Sammlung deutscher Volkslieder IV. S. 601. Beiden Herausgebern als ein im Bergischen noch gangbares Volkslied von Herrn A. W. von Zuccalmaglio aus Warschau mitgetheilt.

„O Jäger laß den goldnen Reif,
Die Diener regen schon den Schweif.

„O Jäger laß die Krone mein,
Ich geb Dir Geld und Edelstein.

„Wie Du die Kron' mir wieder langst,
Geb' ich Dir, was Du nur verlangst."

Der Jäger blieb als sei er taub,
Im Schrein barg er den theuren Raub.

Er barg ihn in dem festen Schrein,
Die schönste Maid, die Braut war sein.

Der Wechselbalg [1].

Nun krähen die Hahnlein alle,
Der Böse muß das Kind la'n fallen.

Da reitet ein Herr gut, fremde dahin,
Und reitet wohl auf die Haide grün.

Was fand er auf der Haide?
Ein Kindlein, das war kleine.

„Steig ab, steig ab, Du Knechte mein,
Greif auf das kleine Kindelein.

---

1) Kuhländchen S. 179. Ein Lieblingsgeschäft der Elfen, besonders in Irland und Deutschland, ists von jeher gewesen Kinder umzutauschen, um durch die Vermischung mit dem edlern Geschlecht einen Theil am ewigen Heile zu gewinnen. S. oben S. 146. Daher auch Wöchnerinnen mit so großer Sorgfalt bewacht und vierzehn Tage lang, (so lange dauert die Macht der Bösen über sie) nicht mit ihrem neugebornen Kinde allein gelassen werden. Ein solcher Wechselbalg macht der Mutter ungeheure Noth, zehrt unersättlich an ihr und nur mit argen Schlägen ist er zu behandeln, s. deutsche Sagen Th. I. S. 132ff. Die obige Ballade, die übrigens nur ein Bruchstück zu sein scheint, ist die einzige die wir kennen sowohl im Deutschen als im Nordischen und Schottischen, in der ein Wechselbalg vorkommt, obwohl jene Völker den Glauben daran theilen. Die Irländer und Bergschotten sind besonders reich an Geschichten von Wechselbälgern.

„Wir wollen ja'n taufen das Kindelein,
Benedix soll es geheißen sein."

Wie Benedix heranwuchs nun,
Da schickten sie ihn in die Schul.

Er lernte mehr in einer Woch',
Als andre Schüler in dreien wohl.

Er lernte mehr im halben Jahr,
Als andre in dem ganzen Jahr.

Wie Benedix aus der Schule ging,
Die Kind auf der Gaß zu schrei'n anfingen.

Wie Benedix nun daheime kam,
Da hat er's seinem Vater geklagt.

„Und wollt Ihr nicht mein Vater sein,
Geh' ich noch heut' dreihundert Meil'."

Er nahm 'nen Stab in seine Hand
Und ging bis in sein Vaterland.

Und wie er an seines Vaters Thüre kam,
Da klopft er mit sein'm Finger an.

„Willkomm, willkomm gut fremder Gast,
Bei uns findest Du nicht Ruh' nicht Rast.

„Wir ha'n ein böß vertraktes Kind,
Wir keins man in der Welt mehr find't."

Wie Benedix in die Stube trat,
Das böse Kind in der Wiege lag.

„Du liegst mir in meiner Wiegen,
Wo selbst ich sollt' drinnen liegen."

Er nahm ihn bei den Haaren
Und schleudert ihn über die Tafel

„Acht Mütter hab' ich zu Tod geritten.
Die Neunte hast Du mir verwehrt."

Die Elfen oder Elben, obwohl ein Geschlecht von ächt germanischer Wurzel, sind dem deutschen Volke der Gegenwart wenig bekannt. Den Zwerg Elbrich kennen wir aus den alten Rittergedichten; in den Chroniken des Mittelalters, und selbst noch in den späteren Hexenprozessen wird der Name Elbe als gleichbedeutend mit Hexe gebraucht. In die Literatur wurde er unter der etwas veränderten Form Elfe von den Dichtern des letzten Jahrhunderts von Dänemark und England her eingeführt; und er ist daher jetzt vollständig einheimisch [1]). Die einzige Form, in welcher der Name unter dem deutschen Volke existirt, ist die des Alpes, die Nightmare der Engländer, die Mare oder Marra der Skandinavier, die Phuka der Irländer, der Gwyll der Wallifer. Die Stelle der nordischen Elfen ist in Deutschland von den Zwergen, den Wichten, den Hexen, den Graumännchen u. s. w. ersetzt. Aber, wie schon oben bemerkt, nur selten kommt einer dieser Spukgeister in Liedern vor. Von den Zauber- und Verwandlungsliedern der Nordländer, von denen wir oben einige Proben mittheilten, und von denen man auch unter den Schotten eine kleine Anzahl findet, besitzen die Deutschen kein einziges. Unter die Elfenlieder müßte vielleicht die merkwürdige Ballade vom Tannhäuser gerechnet werden, da Frau Venus — in einer schweizer Version Frau Frene [2]) — doch wohl nichts anderes ist als die nordische Berg- oder Elfenkönigin. Die

1) J. Grimms Einleitung zu seiner Uebersetzung von Crokers irischen Elfenmärchen S. LV — LVII. Grimm ist der Meinung, daß das Wort Alp ursprünglich mit dem lateinischen albus, weiß, verwandt ist und mit dem griechischen ἄλφιτον, Mehl, und Ἀλφειός, ein weibliches Gespenst, mit dem die Ammen die Kinder zu schrecken pflegten, das uns wieder an die weiße Frau der germanischen Nationen erinnert.

2) Kretschmar S. 149. Drittes Heft.

ſchweizeriſche Verſion, wo die Jungfrauen der Frau Frene vor dem Berg einen Tanz aufführen, nähert ſich ſchon vollſtändig den nordiſchen Vorſtellungen. Wenn wir dieſe nicht hier abdrucken, ſo geſchieht es nur, weil ſie bereits an ſo vielen Orten zu finden, daß eine Hinweiſung genügen wird [1]).

Häufiger ſchon finden wir jenen moraliſchen Zuſammenhang mit der Geiſterwelt, von dem wir ebenfalls einige däniſche und ſchwediſche Beiſpiele gegeben, in deutſchen Liedern ausgeprägt. Wir halten ihn, obwohl wir einzelne Stücke der Art auch im Spaniſchen und in den ſlaviſchen Sprachen finden, doch ganz beſonders den germaniſchen Völkerſchaften charakteriſtiſch. Des Chriſten Daſein endet nicht mit dem irdiſchen Tode. Der Zuſammenhang der kommenden Welt mit der, die wir bewohnen, wird in folgenden Liedern in mannichfachen Bildern vor uns aufgerollt.

Die arme Seele [2]).

„Arm Seelchen, arm Seelchen, was weinſt Du ſo ſehr?"
„Was ſollt' ich nicht weinen, ohn' Ruh' irr' umher."

„Arm Seelchen, arm Seelchen, was irrſt Du umher?"
„Wohl muß ich umherirren, die Sünde drückt ſchwer!"

„Was drückt Dich für Sünde, arm Seelchen, ſag an?"
„Die Treue, die brach ich, jetzt drückt mich der Bann!"

„Was brachſt Du die Treue, die Eh'treu, ſag an?"
„Du haſt mich verführet, Du ſchändlicher Mann!

„Du haſt mich vergiftet, die Unſchuld befleckt,
Du haſt mich hinunter zur Hölle geſchreckt!"

---

1) Von neueren Schriften im Wunderhorn Th. I. S. 86. Curioſitäten Th. I. S. 548. Braaur Th. VIII. S. 186. Wolf's hiſtor. Volkslieder S. 681. Erlachs Sammlung Th. I. S. 128. u. Th. II. S. 284.

2) Kretſchmar's Volkslieder S. 183. Vergl. damit eben S. 312

„Arm Seelchen, arm Seelchen, an mir haft kein Theil,
Hinunter Du Schauder! in's hölliſche Feu'r!“

Den Aberglauben, daß der ungemäßigte Schmerz der Hinterbliebenen die Grabesruhe der Geſtorbenen ſtöre, theilen die germaniſchen Nationen mit den romaniſchen und den ſlaviſchen Völkern. Aber nirgends iſt er ſinnlich derber ausgeſprochen als in folgendem rohem, ſicherlich ſehr altem Volkslied, wo die Thränen der hinterlaſſenen, obwohl zum zweitenmal vermählten Frau das Grabhemd des Todten durchnäßt haben.

Das naſſe Grabhemd [1]).

Es hüt't [2]) ein Herr ſechs graue Roſſ'
Auf einem wüſten Kirchenhof.
Er hüt't den Kirchhof auf und ab,
Bis er kommt zu ſeines Vorwirths [3]) Grab.

„Wer hüt't mein Grab und zertritt mein Grab,
Wer hüt't mir alles Gräſel ab?
Wer lebt mit meinem jungen Weib?
Und wem gehört ihr ſtolzer Leib?
Wer zieht mir meine Waislein auf
Mit Ruth und auch mit Geißel ſcharf?“ —

„Ich zieh Dir Deine Waislein auf
Mit Ruth und nicht mit Geißel ſcharf.
Ich leb mit Deinem jungen Weib
Und mir gehört ihr ſtolzer Leib.“

„Und Du, wenn Du kommſt zu ihr heim,
Sag' ihr, ſie ſoll mir bringen gleich

---

1) Kuhländchenlieder S. 13.

2) Hüten d. i. auf die Weide treiben.

3) Vorwirth d. h. den vorigen Mann, oder was bei den Landleuten oft ſynonym iſt, den vorigen Beſitzer des Hofes, der Wirthſchaft.

Ein ausgetrocknet Hemde.
Das erſt' iſt mir geworden naß,
Was weint ſie immer? was thut ſie das?"

Und wie der Herr nun heime kam,
Sah er ſeine Frau gar ſauer an:
„Du ſollſt Dein'm Vorwirth bringen, Weib,
Ein ausgetrocknet Hemde gleich.
Das erſt' iſt ihm geworden naß:
Was weinſt Du immer? was thuſt Du das?"

„Und wüßt' ich nur, das wäre ſo,
Ich ließ ihm gleich ausſchneiden
Einen Kittel von weißer Seiden!"
Die Schöne nahm ihren Rocken,
Sie geht an's Grab anzuklopfen.
„Thu auf Dich, auf Dich, Erdenklos,
Und laß mich hinunter auf ſeinen Schoos!"

„Was willſt Du denn hier unten thun?
Da unten haſt Du keine Ruh!
Da unten dürfſt Du nicht backen,
Da unten dürfſt Du nicht waſchen,
Da unten hörſt Du keinen Glockenklang,
Da unten hörſt Du keinen Vogelſang,
Da unten hörſt keinen Wind nicht weh'n,
Da unten ſiehſt keinen Regen nicht ſprüh'n [1]). "

Da kräht die erſte Himmelstaub',
Die Gräber thun ſich alle auf;
Die Schöne ſtieg zu ihm 'runter.
Da kräht das andre Höllenhuhn,
Die Gräber thun ſich alle zu,
Die Schöne muß bleiben unten.

---

1) So heißt es auch in einem Liede im Wunderhorn Th. III. S. 16:
Ei Du herzallerliebſter Schatz
Mach auf Dein tiefes Grab!
Du hörſt kein Glöcklein läuten,
Du hörſt kein Vöglein pfeifen,
Du ſiehſt weder Sonn noch Mond!

Der todte Bräutigam [1].

Es ging ein Knabe sachte
Wohl vor das Fensterlein:
„Schön Liebchen, bist Du drinnen,
Steh auf und laß mich ein!"

„Ich kann mit Dir wohl sprechen,
Einlassen kann ich Dich nicht,
Bin schon mit Einem versprochen,
Einen Andern mag ich nicht."

„Mit dem Du bist versprochen,
Schön Liebchen, der bin ich.
Reich mir Dein schneeweiß Händchen,
Vielleicht erkennst Du mich."

„Du schmeckst mir ja nach Erde,
Du bist der Tod fürwahr!" —
„Soll ich nicht schmecken nach Erde,
Da ich da unten lag?

„Weck auf Dein Vater und Mutter,
Weck auf die Freunde Dein,
Grün Kränzel sollst Du tragen
Bis in den Himmel 'nein!"

Wenn wir nun dem Leser eine Reihe alter Balladen romantischen Inhaltes vorlegen, unsere obige Charakteristik deutscher Volkspoesie theilweise zu erläutern, — theilweise sagen wir, denn mehr Charakterpoesie wird er in den Liedern finden — so müssen wir auf unsere obige Bemerkung zurückweisen, daß durch Tradition fortlebende Volkslieder sich nicht streng chronologisch ordnen lassen. Ihre innige Verwandtschaft mit den altnordischen wird uns

1) Ebend. S. 3. Vergleiche die vielen Lieder verwandten Gegenstandes zum Theil oben angeführt S. 141 und 313.

an die vorgeschichtliche Gemeinschaft der verschiedenen Germanischen Stämme mahnen, und an die Urzeit, wo sie aus Einem Born schöpften. In dem mittelalterlichen Geist mancher derselben werden wir das Echo des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts erkennen, während die äußere Gestalt das Gepräge des funfzehnten trägt. Sind die schottischen voll eines noch kühneren romantischen Lebens auch erst aus dieser Zeit oder dem folgenden Jahrhundert und großen Theils historisch daran geknüpft, so darf uns das über das Alter der deutschen nicht irre machen, denn das Ritterthum war in Deutschland schon hundert Jahre erstorben, als es in Schottland noch in seiner vollsten Blüthe stand; gesetzliche Ordnung und die Segnungen des ewigen Landfriedens beglückten ersteres schon lange, als dieses noch von Partheifehden und ritterlichen Raubzügen zerrissen ward. Wie in Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen gleichsam die letzten Repräsentanten des Ritterthumes dahinstarben, entwand sich auch wohl noch ein einzelnes ritterliches Lied einer unritterlichen Zeit, gleichsam das Echo der untergegangenen; daß aber die Mehrzahl der deutschen romantischen Balladen nicht älter ist als die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, kann wohl mit Bestimmtheit angenommen werden. Bemerken wollen wir nur noch, daß die Unterscheidung in Balladen und Lieder, ersteres für erzählende Lieder, nur der neuesten Zeit angehört. Die Alten nannten alles was gesungen ward Lied, oder Liet; und zwar ist das Wort so alt, daß es schon im sechsten Jahrhundert von römischen Schriftstellern auf die barbarischen Gesänge der Deutschen angewendet wird [1]).

Auch bei den deutschen Liedern drängt sich die Frage, nach der Art ihrer Entstehung uns auf. Schon in den frühesten Zeiten hatten die deutschen Völker Sänger von Gewerbe, welche Lieder zur Harfe oder Cither absangen,

1) Venantius Fortunatus VII. 8. barbaros leudos harpa residente etc.

und wahrscheinlich auch selbst dichteten [1]). Bei den Sachsen hießen sie Scopa, später Gleemen; überall waren sie geehrt und geliebt, oft die Gefährten der Könige und ihrer Stellung nach den nordischen Skalden ähnlich, obschon, da ihre Kunst nie dieser vergleichbar war, auch die ihnen gezollte Bewunderung und Berühmtheit nie denselben Grad erreichen konnte. Daß sie eine eigene Classe bildeten, wie die celtischen Barden, und eine geheimnißvolle Kunst übten, geht nirgends hervor. Im Gegentheil finden wir, daß schon in uralter Zeit die Könige gelegentlich selbst die Harfe ergriffen [2]). Auch auf deutschem Boden sehen wir ritterliche Heldensänger, wie Horand [3]) und Volker von Alzei, und Spielleute von Gewerbe wie Swemmel und Werbel, neben einander bestehen, und gleich geehrt und begünstigt. Während der Zeiten der Minnesänger fand zwar auch immer öffentlicher Vortrag ihrer Lieder statt, und häufig durch sie selbst; wir hören von dem Vortrag der „alten Mären" und von „singen und sagen" reden; allein daß an den deutschen Höfen, wie an den französischen und englisch-normannischen, **menestriers, reciters und disours** eigen angestellt waren, kommt nirgends vor. Die Kunst ward in Deutschland auf das Edelste, d. h. als eine freie Kunst geübt, sie hatte vor dem funfzehnten Jahrhundert nichts Zunftmäßiges an sich. Daß die Bedürftigen die sie übten zur Belohnung beschenkt wurden, versteht sich von selbst; Schwerdt und Roß oder Kleider, wie die Stimmung des Gebenden oder die Bedürfnisse des Empfangenden es mit sich brachten. Wer Ausgezeichnetes leisten konnte, sang oder recitirte vor Fürsten und Edeln, mochte er Ritter oder nur sonst ein freier Mann sein; minder Begabte, oder minder Kunstfertige sangen und recitirten vor dem Volke

1) Zahllose Zeugnisse darüber in der Heldensage S. 373 ff.
2) Z. B. in Beowulf, s. J. J. Conybeare Illustrations of Anglo-Saxon Poetry. Lond. 1826.
3) Im Gedicht Gudrun; die anderen drei sind aus den Nibelungen bekannt.

und begnügten sich mit kleineren Gaben. Sänger und Spielleute dieser niederen Klasse konnten wahrscheinlich, da sie doch nur immer einen gewissen Vorrath von Liedern hatten, sich nie lange an ein und demselben Orte nähren; sie zogen daher von Ort zu Ort. Ganz natürlich, daß sie bei solchem Vagabondenleben auch Vagabondensitten annahmen, und die fahrenden Spielleute bald eine ziemlich verrufene, von den Gesetzen streng beaufsichtigte Menschenklasse wurden [1]). Wie in allen Ländern ergriffen auch Blinde vorzugsweise dieß Gewerbe; und daß diese Straßensänger mit der Erfindung des Druckes, der sie entbehrlicher machte, tiefer und tiefer sinken mußten, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Zu keiner Zeit war jedoch, wie schon oben bemerkt, der öffentliche Vortrag von Liedern an Bänkelsänger gebunden. Wahrscheinlich ist nur eine sehr kleine Anzahl der noch vorhandenen Volkslieder von ihnen verfaßt. In den meisten der im funfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert gedruckten, nennt oder bezeichnet sich der Verfasser oder Umarbeiter in der letzten Strophe. Eine orientalische Sitte, und doch gewiß ohne orientalischen Einfluß in Deutschland entstanden.

Wer ist's, der Euch dies Liedlein sang? u. s. w.

oder:

Der uns dies Liedlein neu gesang, u. s. w.

oder:

Der dies Gedicht hat gemacht,
Der hat es gar sehr wohl betracht u. s. w. [2]).

oder:

Der uns dies Liedlein erstlich neu thät finden,
Das hat gethan eins von den Nürnberger Kinden u. s. w. [3]).

---

1) Grimm's deutsche Rechtsalterthümer S. 677
2) Seltan S. 148.
3) Seltan S. 150.

Auf diese Weise geben sich Leute aller Handthierungen als Verfasser kund: Schlosser- und Schmiedegesellen, Jäger, freie Reitersknaben, Bergleute, frische Junggesellen, vor allen aber, besonders im sechzehnten Jahrhundert, Lanzknechte; diese letzteren sind die Dichter der meisten Schlachtenlieder, ließen aber natürlich auch manchen Liebesgesang ertönen. Namen werden seltener genannt, doch kommen sie mitunter wohl vor:

Der uns dies Liedlein sang,
Peter Weiglein ist er genannt,
Er ist ein Beckenknechte u. s. w. [1]).

Oft auch knüpft sich eine naive Bettelei daran wie z. B.

Gilgenschein ist er genannt,
Der uns das Liedlein dicht;
Sein Nam' ist wohl bekannt,
Groß Gut beschwert ihn nicht,
Also nennt er sich;
Sein Seckel ist im Pfennig leer,
Das ist sein' alte Sitt' [2]).

oder:

Das hat ihn gesungen ein Reiter gut,
Ein Berggesell hat ihn verdrungen,
Er trinkt viel lieber den lautern Wein
Als Wasser aus kühlem Brunnen [3]).

Vor dem funfzehnten Jahrhundert scheint die Sitte, seinen Namen oder irgend eine Bezeichnung seines Standes einzuflechten, in Volksliedern wenig allgemein gewesen zu sein. Wir finden es bei keiner der alten Balladen; und von den Schweizerliedern aus dem vierzehnten Jahrhundert nur in denen von Peter Suchenwirth und Halb Suter, während es in den Kriegesliedern aus dem funfzehnten, be-

1) Seltau S. 122.
2) Ebend. S. 153.
3) Wunderh. Th. I. S. 351.

ſonders in denen von Veit Weber, faſt regelmäßig geſchah. Wahrſcheinlich ahmten die Volksdichter hierin nur die Meiſter nach, die, eben weil ſie ſich für große Künſtler hielten, auch ihre Namen zu verewigen wünſchten. In der Mehrzahl der folgenden Balladen wird der Leſer die genaue Verwandtſchaft mit den däniſchen und ſchwediſchen nicht verkennen und ſowohl daraus als aus ihren unvollkommenen Formen ſcheint ein tiefes Alterthum hervorzugehen.

Jungfrau Linnich [1]).

Als Jungfrau Linnich noch ein klein Mädchen war,
Da ſtarb ihr Vater und Mutter ab.

Jungfrau Linnich wuchs auf und groß ſie ward,
Sie freit einen Ritter aus Engelland.

Sie ging wohl in ihr Schlafkämmerlein,
Und ſtrählt das Haar und ziert den Leib.

Sie ſtreckt den Arm zum Fenſter hinaus:
„Stolz Ritter, komm, hol Deine Braut!“

Sie ſchwang ſich auf ſein Roß behend
Und ſchlang um ihn die weißen Händ'.

Sie ritten fort drei Tag' und Nacht,
Eh' ſie an Eſſen und Trinken gedacht.

„Ach Reiter, lieber Reiter mein,
Wo nimmſt Du Speiſe her und Wein?“

„Dort hinten ſteht ein Lindenbaum,
Dort an dem grünen Waldesſaum.

„Willſt Du umklimmen den hohen Baum?
Oder willſt Du ſchwimmen durch Meeresſchaum?

---

1) Aus dem Herzogthum Berg, wo es noch wie in der Grafſchaft Mark häufig geſungen werden ſoll. Kretſchmer Heft 3. S. 165. Erſch Th. IV. S. 598.

„Oder willst Du küssen [1]) das blanke Schwerdt,
Daß Dir Dein Haupt vom Rumpfe fährt?“

„Ich kann nicht klimmen den hohen Baum,
Ich kann nicht schwimmen durch Meeresschaum.

„So muß ich küssen das blanke Schwerdt,
Wenn gleich mein Haupt vom Rumpfe fährt.“

„Nun zieh denn aus Dein Seidenkleid,
Nimm ab Dein golden Halsgeschmeid.“

Der Jungfrau spritzte das Blut so roth,
Die schöne Linnich, die war todt!

Der Pfalzgraf und die Müllerin [2]).

Der Pfalzgraf zu dem Waidwerk reit't,
Viel Knecht' und Diener im Geleit.

Und als sie durch den Thalweg zieh'n,
Steht eine Mühl in stillem Grün.

Des Müllers Tochter, schön und fein,
Die schaut da aus dem Fensterlein.

„O Müller, gieb Dein Kind heraus,
Sonst steck ich Dir den Hahn auf's Haus.“

„Steckst Du den rothen Hahn auf's Haus,
Geb ich doch nicht die Tochter 'raus.“

Zuerst schlug er den Vater todt,
Zum andern die Frau Mutter roth,

---

1) Kiesen?

2) Soll ebenfalls noch häufig im Bergischen gesungen werden. Erlach Th. IV. S. 602. Verändert und ausgearbeiteter bei Kretschmer, Heft 3. S. 173.

Zum dritten ihre Brüder drei,
Daß Gott, der Herr, Euch gnädig sei!

Der Pfalzgraf, der steckt ein das Schwerdt
Und nahm das Mädchen mit auf's Pferd.

Und da sie kam'n auf grüne Haid,
Da glänzten sieben Schlösser weit.

„Schaust Du die sieben Schlösser mein?
D'rauf sollst Du lieb Pfalzgräfin sein!"

„Ich wollt das Feu'r hätt sie verzehrt
Und Du lägst todt von Feindes Schwerdt!"

Bei Flötenspiel und Cymbelschall
Führt man die Braut zum hohen Saal.

„Nun iß und trink den alten Wein
Und laß Dein Herze fröhlich sein!"

„Ich mag nicht trinken alten Wein,
Mein Herz kann nimmer fröhlich sein!

„Erst schlugst Du mir den Vater todt,
Zum andern mein' Frau Mutter roth!

„Zum dritten meine Brüder drei,
Daß Gott, der Herr, Euch gnädig sei!"

Der Tag verging, es kam die Nacht,
Die Braut ward in die Kammer gebracht.

Bei zweiundsiebzig Kerzen Schein
Führt man die junge Braut hinein.

Wohl um die stille Mitternacht
Der Pfalzgraf aus dem Schlaf erwacht.

Da wollt' er küssen ihren Mund,
Doch kalt und todt die Liebste fand.

Der verwundete Knabe [1].

Es wollt ein Mädchen früh aufſteh'n,
Wollt in den grünen Wald ſpatieren geh'n.

Und als ſie in den Wald 'neinkam,
Da fand ſie ein'n verwundeten Knab'n.

Der Knabe war von Blut ſo roth,
Und eh ſie ihn verband, war er ſchon todt.

„Wo krieg ich nun drei Leibfräulein her,
Die mein'm fein Knaben thun die letzte Ehr'?

„Wo krieg ich nun ſechs Reiterknab'n,
Die mein'n fein Knaben zu Grabe tragen?"

Und als zum Kirchhof kam die Bahr,
Da ſtund das Mädchen und rauft ihr Haar.

„Was ſtehſt Du da und raufſt Dein Haar?"
„Weil ich muß trauern ſieben lange Jahr.

„Wie lang muß ich in Trauern ſteh'n?
Bis alle Waſſer zuſammengeh'n.

„Ja alle Waſſer geh'n nicht zuſammen,
So wird mein Trauern kein Ende haben!"

Die Königskinder [2].

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

---

1) Wolff, Halle der Völker Th. II. S. 185. Zuerſt von Herder (Volksl. Th. I. S. 153) aber unvollſtändiger mitgetheilt. Nachher in mehreren Sammlungen daraus abgedruckt. In obiger vollkommnerer Geſtalt ſoll es noch im Koburgiſchen geſungen werden. H. d. V. Th. II S. 304.

2) Kretſchmer Heft I. S. 36. Vergl. oben S. 149, und die ſchwe-

„Lieb Herze, kannſt Du nicht ſchwimmen?
Lieb Herze, ſo ſchwimm zu mir!
Drei Kerzen will ich aufſtecken
Und die ſollen leuchten Dir.“

Da ſaß eine falſche Nonne,
Die thät, als wenn ſie ſchlief,
Sie thät die Kerzen auslöſchen,
Der Jüngling ertrank ſo tief.

Es war am Sonntag Morgen,
Die Leut' waren alle ſo froh;
Bis auf die Königstochter,
Die Aeuglein ſaßen ihr zu.

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf thut mir ſo weh,
Könnt' ich nicht geh'n ſpazieren
Wohl an die grüne See?“

„Ach Tochter, liebe Tochter,
Allein ſollt Du nicht geh'n.
Weck auf Deine jüngſte Schweſter
Und die ſoll mit Dir geh'n.“

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Meine Schweſter iſt ein Kind,
Sie pflückt ja alle Blümlein,
Die an dem Strande ſind.“

„Ach Tochter, liebe Tochter,
Allein ſollt Du nicht geh'n.
Weck auf Deinen jüngſten Bruder
Und der ſoll mit Dir geh'n.“

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Bruder iſt ein Kind;

---

diſche Verſion deſſelben Liedes S. 321. Die deutſchen Varianten dieſes ſchönen alten Liedes ſind ſehr zahlreich und zu finden im Wunderhorn Th. II. S. 252. u. Th. I. S. 256. Büſching und Hagens Volkslieder S. 180. Kuhländchenlieder S. 157. Es exiſtirt auch holländiſch: Hoffmann S. 112. Ueberſetzt in Hoffmann's Liedern und Romanzen, 1821. S. 59. u. in der Halle der Völker Th. I. S. 140.

Der schlieft ja alle Vöglein,
Die an dem Strande sind."

Sie schwang sich um ihren Mantel
Und sing wohl an den Strand,
Sie sing so lange zu suchen,
Bis sie den Fischer fand.

„Ach Fischer, lieber Fischer,
Willst Du verdienen Lohn,
So greif mir aus den Wellen
Einen reichen Königssohn."

Er warf sein Netz in's Wasser,
Die Lothe sanken zu Grund,
Er fischte und fischte so lange,
Bis er den Königsohn fund.

Sie nahm ihn in ihre Arme,
Sie küßte seinen Mund;
„Ach Liebster, könntest Du reden,
So wäre mein Herz gesund."

Was nahm sie von ihrem Haupte?
Von Golde so schwer ihre Kron':
„Nimm hin Du armer Fischer,
Hab Dein verdientes Lohn!"

Was zog sie von ihrem Finger?
Einen Ring von Golde roth:
„Nimm hin Du armer Fischer,
Kauf Deinen Kindern Brot!"

Sie schwang sich um ihren Mantel
Und sprang wohl in die See:
„Gut' Nacht mein Vater und Mutter
Ihr seht mich nun nicht mehr!"

Da hört man Glocken läuten,
Da hört man Jammer und Noth.
Da liegen zwei Königskinder,
Sind alle beide todt.

Die Herzogstochter [1].

Es wohnet Lieb bei Liebe,
Dazu groß Herzeleid.
Ein' edle Herzoginne,
Ein Ritter hochgemeydt [2],
Die hatten einander von Herzen lieb,
Daß sie vor großer Hüte
Zusammen kamen nie.

Die Jungfrau, die war edel,
Sie that einen Abendgang,
Sie ging gar traurigliche
Bis sie den Wächter fand.
„O Wächter, tritt Du her zu mir,
Selig will ich Dich machen,
Darft ich vertrauen Dir!"

„Ihr sollet mir vertrauen,
Gar edle Jungfrau fein!
Nichts fürcht' ich doch so sehre,
Den lieben Herren mein.
Ich fürchte Eures Vaters Zorn,
Wo es mir mißelänge,
Mein'n Leib hätt' ich verlor'n."

„Es soll uns nicht mißlingen,
Ich will nur in den Hag;

---

1) Vielfältig nach alten fliegenden Blättern abgedruckt, Wunderhorn Th. II. S. 248. Anhang zu Wolf's altdeutsch. Volksliedern S. 197. u. s. w. Anders und unvollständiger nach der Heidelberger Handschrift bei Görres S. 191. — Das Stück, auch ein Wächterlied, steht hier vorzüglich der Mannichfaltigkeit wegen. Es ist verschieden in der ganzen Auffassungs- und Darstellungsart von den meisten hier mitgetheilten alten Volksballaden. Während in jenen der Geist der Volkslieder der anderen germanischen Stämme athmet, ahmt obiges Lied durchaus den Erzählungston der Minnesänger nach. Doch erklärt es auch dänisch und zwar länger und ganz localisirt: Ulvalg af Danske Viser Th. I. S. 50 ff. aus Anne Krabbes Liederbuche. Holländisch: Hofmann's holl. Volkslieder S. 105. Deutsch von Wolf: Halle der Völker Th. I. S. 154.

2) Das von Görres benutzte Manuscript hat dazu die Anmerkung: „Die Burg hieß Stargardt und es war eines Herzog von Mecklenburg Kind."

Und bleib ich denn zu lange,
Ruf mich mit Dein'm Gesange.
Und laß mich Wächter zu Dir hinein,
Dieweil so schläft mein Vater,
Dazu die Mutter mein."

Sie gab ihm ihren Mantel,
Der lag an seinem Arm;
„Fahrt wohl mein' edle Jungfrau,
Und daß Euch Gott bewahr'!
Und daß er Euch gar wohl behüt!"
Es kränket demselben Wächter
Sein Leben und sein Gemüth.

Die Nacht, die war so finster,
Der Mond gab lützel Schein;
Die Jungfrau, die war edel,
Die kam zum hohlen Stein,
Daraus da sprang ein Brünnlein kalt,
Darauf auf einer Linde
Frau Nachtigall saß und sang.

„Was singest Du Frau Nachtigall,
Du klein Waldvögelein?
Woll' mir ihn Gott behüten,
Ihn, deß ich wartend bin.
So spar mir ihn auch Gott gesund
Mit seinen zwei braunen Augen
Und seinem rothen Mund."

Das erhört ein Zwerglein kleine,
Das in dem Walde saß,
Es lief mit schneller Eile,
Da es die Jungfrau fand.
„Ich bin ein Bot', zu Euch gesandt,
Mit mir da sollt Ihr geh'n
In meiner Mutter Land."

Er nahm sie mit den Händen
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an das Ende,
Wo er sein' Mutter fand.
„O Mutter, die ist mein allein

Ich fand ſie nächten ſpäte
Bei einem hohlen Stein.“ —

Und da des Zwergleins Mutter
Die Jungfrau anſah:
„Geh, führe ſie geſchwinde
Da Du ſie g'nommen haſt.
Du ſchaffſt groß Jammer und groß Noth,
Eh morgen der Tag her gehet,
So ſind drei Menſchen todt!“

Er nahm ſie mit den Händen
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an das Ende,
Wo er ſie g'nommen hat.
Da lag der Ritter verwund't bis in den Tod,
Da ſtund die ſchöne Jungfrau,
Ihr Herz litt große Noth.

Sie zog das Schwerdt aus ihme,
Sie ſtach's auch ſelbſt in ſich:
„Und haſt Du Dich erſtochen,
So ſtech ich's auch in mich.
Es ſoll ſich nimmer kein Königskind
Um meinen Willen ſterben,
Ermorden mehr um mich.“ —

Und als es morgens taget,
Der Wächter hub an und ſang:
„So ward mir in kein'm Jahre
Die Nacht noch nie ſo lang
Denn dieſe Nacht mir hat gethan,
O reicher Chriſt vom Himmel
Wie wird es mir ergeh'n!“ —

Und das erhört die Herzogin
Im Bette da ſie lag:
„Nun hört viel edler Herre,
Vernehmt des Wächters Klag',
Die er hinacht hat gethan.
Ich fürchte, unſre Tochter
Ihr ſei nicht wohl ergahn.“

Nun stand auf die Hausfrau balde,
Ein Kerzen sie anzund.
Sie kam vor der Tochter Bette,
Ihr' Tochter sie nicht fund.
Da erhub sich groß Jammer und Herzeleid,
Da lagen die zwei Herzenskinder,
In einem Schwerdt verschneidt.

Sie thäten den Wächter greifen,
Legten ihn auf einen Tisch;
Thäten ihn in Stücken schneiden
Gleich einem Salmenfisch.
Und warum thaten sie ihm das?
Daß sich ein andrer Wächter
Sollt' hüten desto baß.

Die Stiefmutter[1]).

„O Königin, lieb' Mutter mein,
Wann kommt mein stolzer Bräutigam?"
„Er kommt Dir wohl zur rechten Zeit,
Geduld' Dich nur, mein feines Lamm!"

Der Bräutigam, er bleibt so lang,
Stiefmutter denkt an Königsmacht;
Es hat ihr feines Töchterlein
Nur an den frohen Hilting gedacht.

„O Königin, lieb' Mutter mein,
Wann kommt mein stolzer Bräutigam?"
„Er kommt Dir wohl zur rechten Zeit,
Geduld' Dich nur, mein feines Lamm!

„Der reichste Schmuck liegt Dir bereit,
Im Schreine liegt er wohl verwahrt;
Es glänzt in Gold so mancher Stein,
Ich schmücke Dich nach Königsart."

---

1) Vom Niederrhein und den jülichschen Rubrgegenden, wo es noch, wiewohl äußerst selten, gehört werden soll. Erlach Th. IV. S. 596. Auch bei Kretschmer Heft II. S. 81.

Sie zog hinauf das Treppengewind,
Die Jungfrau ſchritt eilfertig nach,
Da hingen Riegel vor der Thür,
Die Kön'gin ſchloß auf das Gemach.

„Lieb' Mutter, Königin, ſag an,
Was iſt das für ein' große Truh'?
Was iſt das für ein Deckel ſchwer?
Sag, decket er Kleinoden zu?"

„Ja wohl der theuren Schätze viel,
Sie deckt der Königsbreite [1]) Zier,
Geh ſchließe nun die Schlöſſer auf,
Und greif hinein und wähle Dir."

„Ach! Mutter, welche reiche Pracht!
Ich weiß nicht, was ich wählen ſoll!"
„Bück' beſſer Dich hinein, mein Kind,
Am Boden liegt das Beſte wohl!"

Die Jungfrau ſich hinunter bückt,
Den Kopf wohl in die tiefe Truh.
Stiefmutter wirft in ihrem Grimm
Den ſchweren Eiſendeckel zu.

„Du Bräutigam, Du Königſohn,
Du kommeſt gar zur ſpäten Stund,
Feinsliebchen liegt begraben ſchon,
Dort iſt ihr Grab im Weidengrund."

Der Königſohn, er weint und klagt,
Die Königin, ſie log ihm zu;
Ein Haupt die Wahrheit ſagen könnt',
Das lag verſchloſſen in der Truh [2]).

---

1) Bei Erlach, wo Königsbreite durch Diadem erklärt wird. Bei Kretſchmer ſteht Königsbraute.

2) In dem Märchen von dem Machandelbaum (Grimm's Kinder und Hausmärchen) tödtet die Stiefmutter den Knaben auf gleiche Weiſe. Die Geſchichte des obigen Liedes erinnern wir uns als Kind auch als Märchen gehört zu haben.

Der Schwanritter [1]

„O sag mir an, Frau Mutter lieb,
Wo treff ich denn den Vater mein?"
„Laß ab, mein Sohn, Du schaffst mir Leid,
Weiß nicht wo ist der Vater Dein."

„Wo ist denn wohl sein Heimathland,
Sag an, daß ich ihn suchen kann."
„Sein Heimathland ist unbekannt,
Weiß nicht, wohin er sich gewandt."

„Wie kam er denn hier in das Land?
Frau Mutter lieb, macht mir's bekannt!
Damit ich kenn' den Vater mein,
Damit ich sein mag kundig sein."

„Ich stand am Fenster im Gemach
Und weinte meinem Vater nach,
Da schwamm ein Schifflein auf dem Rhein,
Ein stolzer Ritter stand darein.

„Der lenkte an der Hand den Schwan,
Ein gülden Kettlein glänzte dran;
Der Schwan, der schwamm dem Ufer zu,
Der Ritter grüßt die Fenster herauf.

„Der Ritter trug ein gülden Schwerdt,
Das war die halbe Grafschaft werth;
Ein Hörnelein von rothem Gold,
Das hing um seinen Nacken hold.

„Am Finger glänzte ihm ein Ring,
Der über alle Kleinod ging;
Der Ritter führet einen blanken Schild,
Sechs Königsstäbe d'rauf gebild't."

„O Mutter, das ist selt'ne Mähr!
Kannst Du mir sagen gar nichts mehr?"

---

1) Soll ebenfalls noch am Bergischen Rheinufer manchmal zu hören sein. Erlach Th. IV. S. 599. Kretschmar Heft II. S. 79.

„Ich kann Dir sagen nur noch Eins,
Das macht, daß ich jetzt immer wein'.

„Dein'm Vater ich geloben sollt',
Daß ich ihn nicht erfragen wollt',
Von wo er zu mir kommen ist;
Doch frug ich ihn zu jener Frist.

„Die Frag' hat ihn getrieben fort,
Doch dacht er seiner Kinder noch;
Er ließ Dir Schild, er ließ Dir Schwerdt,
Sein ganzes Erb' ist Dir beschert.

„Dem Bruder Dein gab er sein Horn,
Der Gau zu Cleve ist ihm erkor'n,
Dem jüngsten Bruder ward der Ring,
Das Land von Hessen er empfing.

„Mir aber ließ der Ehgemahl
Nichts sonst zurück als Leid und Qual!
Wer einmal ihn geliebt so sehr,
Der kann ihn nicht vergessen mehr [1])!"

Liebesprobe [2]).

Es stand eine Lind' im tiefen Thal,
War eben breit und unten schmal.

1) Wir theilen obiges Lied nicht ohne einiges Mißtrauen mit. Der Inhalt ist aus Sagen, Volksbüchern und aus größeren älteren Gedichten bekannt. S. altdeutsche Wälder Th. III. S. 49; und deutsche Sagen Th. II. S. 291 ff. Dieses Lied, daß Herr v. Zuccalmaglio als ein, wie oben bemerkt, noch ganzbares, Volkslied mittheilt, ist wenigstens sicherlich überarbeitet, wie vielleicht auch das vorige Stück.

2) Wird von Fischart in Garaantua und Pantaarnel erwähnt, existirte also schon 1582, von welchem Jahre die erste Ausgabe dieses Buches. S. Büschings und Hagen's Volkslieder S. 406. In allen Sammlungen von Volksliedern abgedruckt; trotz dem mag es hier wegen seiner trefflichen, naiven Einfachheit einen Platz finden. Es existirt auch holländisch: Hoffmann S. 174. Deutsch in Wolf's Proben altholländ. Volksl. 1832. S. 28.

Darunter zwei Verliebte saßen,
Vor Liebe all ihr Leid vergaßen.

„Fein's Liebchen, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahr wandern."

„Mußt Du noch sieben Jahr wandern,
Nehm ich mir keinen Andern."

Und als die sieben Jahr um war'n,
Meint sie, ihr Liebchen käme bald.

Da ging sie in den Garten,
Ihr Feinslieb zu erwarten.

Sie ging wohl in ein grünes Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

„Gott grüß Dich Mädchen feine,
Was machst Du hier alleine?

„Sind Dir Dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast Du heimlich einen Mann?"

„Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab auch heimlich keinen Mann.

„Gestern war's drei Wochen und sieben Jahr,
Daß mein Feinslieb geschieden war."

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Wo Dein Feinslieb grad Hochzeit hatt'.

„Was thust Du ihm denn wünschen an,
Daß er sein' Treu' nicht gehalten hat?"

„Ich wünsch' ihm all das Beste,
So viel der Baum hat Aeste.

„Ich wünsch' ihm so viel Glücke fein,
So viel wie Stern' am Himmel sein!

„Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit."

Was zog er von dem Finger sein?
Ein feines goldnes Ringelein.

Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weint, daß ihr der Ring gar floß.

Was zog er aus der Taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen.

„Trockn' ab, trockn' ab Dein' Aeugelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein!

„Ich wollte Dich nur versuchen,
Ob Du würd'st schwören oder fluchen.

„Hätt'st Du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von Stund' an wär' ich geritten davon."

Graf Friedrichs Hochzeit [1]).

Graf Friedrich wollt' ausreuten
Mit seinen Edelleuten.

Er wollt' sich holen seine liebe Braut,
Die an sein Herz war angetraut.

Und da er ihr entgegenkam,
Sein ganzes Herz in Lieb' entglomm

Er schlang um sie den schlanken Arm
Und drückt' 'nen Kuß auf die Lippen warm

Mit einem Mal sein blankes Schwerdt
Heraus ihm aus der Scheide fährt.

Das stach sein' Liebste nah an's Herz,
Sie ließ nicht merken ihren Schmerz.

---

1) Aus der Oberlausitz. Achter Jahrgang des Taschenbuches für Dichter und Dichterfreunde, Leipz. 1778. S. 122. — Andere Versionen existiren schwäbisch und schweizerisch, Wunderb. Th. II, S. 289 und S. 294; und im Dialekt des Kuhländchens, Meinert S. 26.

Und als ſie an das Thor 'nan kam,
Seine Frau Mutter ihm entgegenkam.

„Ach Mutter, ach liebſter Graf Friedrich mein,
Soll dies meine liebſte Schnure ſein?“

Sie ſetzten die Braut zu Tiſche,
Sie trugen ihr auf Wildpret und Fiſche.

Sie ſchenkten ihr ein den kühlen Wein,
Sollt' eſſen, ſollt' trinken, ſollt' luſtig ſein.

Sie rückte nach der Ecke,
Sie fragte nach ihrem Brautbette.

„In unſerm Lande da iſt's nicht Sitten,
Daß eine Braut nach dem Bett thut wütten [1].“

Sie führten die Braut zum Bettelein
Bei fünfundvierzig Kerzen Schein!

Bei fünfundvierzig Saitenſpiel,
Die Braut, die hatte der Freuden nicht viel.

Sie wandte ſich nach den Wänden,
Sie nahm ein ſeliges Ende;

Sie wandte ſich nach der Thür hinaus,
Ihre Seele fuhr mit Freuden heraus.

Und als es kam um Mitternacht,
Graf Friedrich brünſtig an ſein Lieb gedacht.

Er wollt' ſie ſchließen in ſeinen Arm,
Da war ſie kalt und nicht mehr warm.

Er wandte ſich nach den Wänden,
Er nahm ein ſeliges Ende;

Er wandte ſich nach der Thür hinaus,
Seine Seele fuhr mit Freuden heraus.

---

1) Wüthen?

Ach Wunder über Wunder,
Zwei Leichen in Einer Stunde!

Es ſind verſchieden zwei Königskind,
Wie Ihr ſie im ganzen Land nicht find't.

Was wuchs auf ihrem Grabe?
Zwei Lilien auf einem Stabe.

Auf einer ſtand geſchrieben:
Bei Gott, da ſind ſie geblieben [1]).

Die Kindesmörderin [2]).

1615.

„Joſeph, lieber Joſeph, was haſt Du gemacht,
Daß Du die ſchöne Nanerl in's Unglück gebracht!

„Joſeph, lieber Joſeph, mit mir iſt's bald aus,
Und wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

„Zum Schandthor hinaus auf einen grünen Platz,
Da wirſt Du bald ſehen, was Lieb' hat gemacht!

„Richter, lieb Richter, richt nur fein geſchwind,
Ich will ja gern ſterben, daß ich komm' zu meinem Kind!

„Joſeph, lieber Joſeph, reich mir Deine Hand,
Ich will Dir verzeihen, das iſt Gott bekannt!" —

Der Fähndrich kam geritten und ſchwenkt ſeine Fahn:
„Halt mit der ſchönen Nanerl! ich bringe Pardon."

Fähndrich, lieber Fähndrich, ſie iſt ja ſchon todt:
Gut' Nacht, mein ſchön Nanerl, Deine Seel' iſt bei Gott!

1) Die beiden Schlußverſe gehören mehreren anderen alten Balladen an.

2) Aus Reichardts muſikaliſcher Zeitung 1805, No. 10, S. 80. Dieſes einfachrührende Lied iſt das Ortainal von dem ſchwülſtigen Produkt der mündlichen Muſe Schiller's, die Kindesmörderin.

Einen unermeßlichen Reichthum beſitzen die Deutſchen an hiſtoriſchen Volksliedern. In den Wolf'ſchen, Rochlitziſchen und Soltau'ſchen Sammlungen liegen allein beinah dreihundert verſchiedene Stücke vor uns, und wahrſcheinlich würde ſich aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handſchriften eine gleiche Anzahl zuſammenfinden laſſen. „Es war die uralte Gewohnheit der Deutſchen", ſagt Leſſing irgendwo — uns dünkt in einem Briefe an Eſchenburg — „ihre Geſchichte in Liedern und Reimen zu verfaſſen, und dieſe Gewohnheit hat ſich ſehr lange erhalten. — — In dieſen Liedern erſchallte gemeiniglich die Stimme des Volkes, und wenn geſchehene Dinge nicht mit dichteriſchen Fabeln darin ausgeſchmückt waren, ſo waren ſie doch mit Empfindungen verwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte." Dieſe Worte heben genau das eigentliche Verdienſt dieſer Klaſſe der deutſchen Volksballaden heraus. Sie ſind wichtig für den Geſchichtsſchreiber, theils weil ſie oft die Begebenheiten in ihren kleinſten Umſtänden mit gewiſſenhafter Treue erzählen; theils weil ihre Verfaſſer als Repräſentanten der Geſammtheit des Volkes die Geſinnungen und Anſichten dieſes letzteren ausſprechen. Die große Anzahl der Lieder dieſer Art iſt hier auch von keiner geringen Bedeutung, und keine andere Nation kann ſich in dieſem Punkte mit der deutſchen vergleichen [1]). Für den Freund der Poeſie ſind ſie aber meiſt von ſehr geringem Intereſſe, und ſie können ſich darin weder mit denen der Spanier noch mit denen der Nordländer, noch weniger mit denen der Britten oder Serben meſſen. Ja, in ihren Verdienſten liegen zum Theil ihre Fehler. Es ſind nicht Auffaſſungen einzelner Momente: ſie bemühen ſich meiſt mit breiter Redſeligkeit uns ein Ganzes zu geben, und indem ſie mit gewiſſenhafter Treue jedes Umſtandes erwähnen,

1) Wolf nimmt zwar bei einer ähnlichen Bemerkung die Engländer aus (Vorrede zu den hiſtor. Volksliedern S. VI.); ſchwerlich möchte aber bei den Engländern und Schotten zuſammen genommen mehr als die Hälfte obiger Zahl zuſammen gebracht werden können.

gewähren ſie uns keine Art von poetiſcher Anſchauung, und laſſen der Phantaſie ſehr geringen Spielraum. Daß an Charakterbilder wie die vom Cid, oder von Bernardo del Carpio u. ſ. w. nicht zu denken iſt, verſteht ſich gewiſſermaßen von ſelbſt; denn zu ſolchen vollendeten Schilderungen gehört eine ganze Reihe von Gemälden, die, indem jedes über verſchiedene Nebenzüge Schatten und Licht vertheilt, ſich in den nämlichen Hauptzügen begegnen. Keine Nation hat in dieſem Punkte ähnliches aufzuweiſen, als etwa die Engländer in Robin Hood und vielleicht die Serben, deren beide Miloſche, Ivan Kneſchewitch, und einige andere auch mit deutlich erkennbaren Phyſiognomien vor uns ſtehen; des Königsſohnes Marko mit ſeinen koloſſalen Gigantenzügen nicht zu gedenken. Aber auch Charakterſkizzen, wie die brittiſchen ſie von den Percy's und Douglas und anderen geben, gewähren die deutſchen nur ſelten. Am meiſten Lebendigkeit der Darſtellung haben entſchieden die Raubritterballaden, von denen es eine ganze Anzahl giebt. Wenn wir aber dieſe mit den ſchottiſchen und engliſchen von verwandtem Stoff vergleichen, ſo muß uns zuerſt die Loyalität frappiren, mit der ſie abgefaßt ſind [1]). Während in jenen der Sänger immer im Intereſſe der Parthei oder der Ritter iſt, deren Thaten oder Leiden er beſingt, und den König oder den Lord Ward oder ſonſtige obrigkeitliche Perſonen als blutige Verfolger der Unſchuld und Unterdrücker der Freiheit darſtellt, haben die Verfaſ-

1) Überhaupt geht der loyale Sinn des deutſchen Volkes auf recht frappante Weiſe aus den Liedern hervor. Ermahnungen zum Gehorſam gegen die Obrigkeit, und Ehrfurcht vor den Fürſten werden bei jeder Gelegenheit angebracht; z. B.

Keiner ſoll Fürſten und Herren ſchmähen,
Er ſoll ſich vorher gar wohl umſehen u. ſ. w.

Oder: All Obrigkeit die iſt von Gott
Wie uns Paulus gelehret hat u. ſ. w.

Oder: Es gehts wer wider die Obrigkeit
Sich unerkennen emport!

ſer der deutſchen Balladen dieſer Art, die meiſt aus den Städten, und nicht wie die ſchottiſchen Clansleute und Hausſänger der Ritter waren, und deren Gleichgeſinnten zu gefallen wünſchten, meiſt nur ſehr geringe Theilnahme für ihre Helden. Dieſer Umſtand muß ihnen natürlich ſehr an Feuer nehmen; dennoch kann dieſe Klaſſe hiſtoriſcher Lieder entſchieden die beſte unter den deutſchen genannt werden, und wir finden hin und wieder Stellen darin, die ſich zu wahrhaft poetiſchem Schwung erheben. Hier folgen einige als Beiſpiele.

Buſſo von Errleben und die von Stendal [1]).

1372.

Herr Buſſo von Errleben ſich vermaß
Wohl auf dem Hauſe, da er ſaß:
„Wär' ich fünfhundert ſtarke,
Ich wollte ſo viele Kühe holen
Wohl aus der alten Marke.

„Wüßt' ich wer unſer Vormann wollt' ſein,
Wohl zu der alten Mark hinein,
Ein Pferd wollt' ich ihm geben."
„Ein Pferd will ich verdienen,"
Sprach ſich Herr von Runſtede.

„Ich wollte ſie führen in ein fett Land,
Das iſt unberaubet und unverbrannt,
Da iſt wohl ſo viel zu nehmen!
Wir haben ſo viel' ſtolze Waffenleut',
Wer wollte uns das wehren!"

Zu der Hagen Mühle zogen ſie hin,
Badingen war ihr Anbeginn,
Dazu Schepelitze,
Klöden, das vorbei gingen ſie,
Sie zogen nach Garlippe.

1) Soltau S. 69. Aus dem Plattdeutſchen in das Hochdeutſche übertragen.

Das ward der Schulz von Badingen gewahr,
Er ritt nach Stendal vor das Thor:
„Wohl auf Ihr ſtolzen Bürger alle!
Wollt Ihr hier nicht dazu thun,
Behalten wir keine Kuh im Stalle.“

Die Bürger von Stendal waren ſo ſtolz,
Sie zogen nach Dreze wohl hinter das Holz;
Sie wollten ſich' nicht laſſen beſchauen;
Das beweinete Herrn Buſſen ſein Weib
Und ſo manche ſtolze Frauen.

Sie zogen nach Jaſel wohl hinter den Berg,
Da hielten ſie dicke als wie ein Swerz
Von Kühen und von Schafen.
Ehe der Tag zum Abend ginz,
Mußten ſie ſie alle laſſen.

Sie ſchlugen Herrn Buſſen wohl auf den Kopf,
Darzu auf ſeinen Waffenrock
Und ſeine Pickelhauben.
Da ſah man ſo manchen ſtolzen Waffenmann
Wohl aus der Altmark ſtauben.

Werner von Kalbe, der gute Mann,
Er ritt die Feinde ſo tapfer an,
Er griff wohl zu dem Schwerdte.
Wer nun ein ehrlicher Mann will ſein,
Der ſteche wohl in die Pferdte!

Werner von Kalbe war drinnen mitten,
Er ward wohl durch und durch geritten,
Das war der größte Schade,
Den die von Stendal erlitten haben:
Gott gebe ihnen ſeine Gnade!

Peter Unverdorben [1].

Funfzehntes Jahrhundert.

Da zu Mitterfasten es geschah,
Daß Peter Unverdorben gefangen lag
Zu Neunburg in dem Thurm.
Er lag gefangen um seinen Leib:
„Hilf Mutter Marie, es ist Zeit,
Du magst mir wohl gehelfen!

„Der Thurm, der heißet Schutt den Helm,
Er will mich bringen um mein Leben,
Es möchte wohl Gott erbarmen!
Lieber Sankt Lienhart, hilf mir aus,
Ich will Dir bauen ein eisernes Haus,
Das kost' recht was es wolle.

„Lieber Sankt Peter, hilf mir dar,
Gen Rom, gen Achen wenn auf die Fahrt
Zu unser lieben Frauen.
Sankt Kathrin, singt uns eine Tageweis,
Ich hab ihr gedienet mit ganzem Fleiß
In meinen viel großen Nöthen.

„Gott grüß Euch Frau, die Herzogin,
Bittet Ihr meinen Herrn und auch sein Kind,
Daß er mir friste mein Leben!
Und auch das andre Hofgesind
Und alle, die in dem Hofe sind,
Das mag mir wohl gehelfen."

Und da er vor die Herrschaft trat,
Und wollt Ihr hören wie er sprach,
Aus seinem viel rothen Munde:
„Gott segne Dich Laub, Gott segne Dich Gras,
Gott segne alles, was da was,
Ich muß von hinnen scheiden!

---

1) Soltau S. 83.

„Lieber Engel, gang mir bei,
Bis Seel und Leib bei 'nander ſei,
Daß mir mein Herz nicht breche!
Gott ſegne Dich Sonn', Gott ſegne Dich Mond,
Gott ſegne Dich, ſchönes Lieb, das ich han,
Ich muß mich von Dir ſcheiden."

Der uns dies Liedlein neu geſang,
Peter Unverdorben iſt er genannt,
Er ſang's aus freiem Muthe;
Er ſingt uns das und keines mehr,
Und ſollt' er leben, er ſänge mehr,
Alſo ſchied er von hinnen.

Der Lindenſchmidt [1])

Es iſt nicht lang, daß es geſchah,
Daß man den Lindenſchmidt reiten ſah
Auf einem hohen Roſſe.
Er reit den Rheinſtrom auf und ab,
Er hat's gar wohl genoſſen.

„Friſch auf, Ihr lieben Geſellen mein,
Es muß einmal gewaget ſein,
Wer waget, thut gewinnen.
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Bis wir eine Beute finden."

Dem Markgraf von Baden kam die Mär,
Wie man ihm in's Geleit gefallen wär,
Das thät ihn ſehr verdrießen.
Wie bald er Junker Caſparn ſchrieb,
Er ſollt' ihm ein Reißlein dienen.

---

1) Zuerſt von Eſchenburg im deutſchen Muſeum mitgetheilt; dann Alte Denkmäler S. 450. Von da in die meiſten Sammlungen aufgenommen. Der älteſte Druck des Liedes iſt zwar von 1646, allein das Lied ſelbſt iſt ohne Zweifel aus dem ſechzehnten oder funfzehnten Jahrhundert. Es hat nicht viel Poeſie, aber eine ungemeine dramatiſche Lebendigkeit.

Junker Caspar zog dem Bäuerlein ein Kappen an,
Er schickt ihn allzeit vornen an
Wohl auf die freien Straßen.
Wenn er den edeln Lindenschmidt fänd',
Denselben sollt' er verrathen.

Das Bäuerlein schiffte wohl über den Rein,
Er kehrte zu Frankenthal in's Wirthshaus ein.
„Wirth, habt Ihr nichts zu essen?
Es kommen drei Wagen, sind wohl beladen,
Von Frankfurt aus der Messen."

Der Wirth, der sprach dem Bäuerlein zu:
„Wein und Brot hab' ich genug,
Im Stall, da stehen drei Rosse;
Sie sind des edeln Lindenschmidts,
Er nähret sich auf freier Straßen."

Das Bäuerlein dacht in seinem Muth:
Mein' Sach', die wird noch werden gut,
Den Feind hab ich vernommen.
Wie bald er Junker Casparn schrieb,
Daß er sollt' eilend kommen.

Der Lindenschmidt hatt' einen Sohn,
Der sollt' den Rossen das Futter thun,
Den Hader thät er schwingen:
„Steh auf herzliebster Vater mein,
Ich hör' die Harnisch' klingen!"

Der Lindenschmidt lag hinter'm Tisch und schlief,
Sein Sohn ihn wieder und wieder rief,
Der Schlaf hatt' ihn bezwungen;
„Steh auf herzliebster Vater mein,
Dein Verräther ist schon kommen!"

Junker Caspar zu der Stuben eintrat;
Der Lindenschmidt von Herzen erschrak.
„Lindenschmidt, gieb Dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch,
Daran sollst Du mir hangen!"

Der Lindenschmidt war ein freier Reitersmann,
Wie bald er zu der Klingen sprang:

„Wir wollen erst ritterlich fechten!"
Es waren der Bluthund' allzuviel,
Sie hieben ihn zu der Erden.

„Und kann und mag es nicht anders sein,
So bitt ich um den liebsten Sohne mein,
Wohl um den Reitersjungen!
Haben sie Jemanden Leids gethan,
Dazu hab' ich sie gezwungen."

Junker Caspar, der sprach nein dazu:
„Das Kalb, das muß folgen der Kuh,
'S wird anders nicht gesprochen.
Und wenn der Knab' sein Leben behielt,
Seines Vaters Tod würd' gerochen."

Sie wurden alle drei nach Baden gebracht,
Sie saßen nicht länger als eine Nacht,
Wohl zu denselben Stunden.
Da ward der edle Lindenschmidt gerichtet,
Sein Sohn und Reitersjunge [1]).

Niemand, der die Geschichte Deutschlands kennt, wird ihren unendlichen Reichthum an poetischen Momenten übersehen; aber die deutschen Volksdichter haben, mit geringerem Takt als die Schotten und Spanier, nur selten einen solchen Moment aufgefaßt. Und wenn es ja geschah, ward die Kraft der Thatsache gewöhnlich durch eine Ueberfülle von Worten verwässert und verflacht. In dem ganzen Vorrath deutscher historischer Volkslieder mehr als höchstens zehn Stücke von dem mindestens romantischen Schwung zu finden, würde Mühe genug kosten. Von den beiden folgenden ist das erste, wenigstens dem Stoff nach, sehr alt. Es gründet sich auf die Ermordung des Pfalzgrafen Fried-

1) Andere Balladen von edlen Straßenräubern stehen im deutschen Museum 1778. St. II. S. 459; daraus im Wunderhorn Th. I. S. 276; ferner Wunderhorn Th. II. S. 175 u. 180; viele verwandte Lieder auch in Wolfs hist. Volksliedern u. s. w.

rich von Sachsen im Jahre 1065 durch Ludwig, Landgrafen von Thüringen, veranlaßt durch seine Leidenschaft für dessen Gemahlin, die schöne Adelheid. Brotuff, der die Ballade in seiner Marsburger Chronik mittheilt [1]), sagt, daß sie zu seiner Zeit (Mitte des sechzehnten Jahrhunderts) im Orte Freiburg und da herum, überall öffentlich gesungen worden sei.

Die Frau zu Weißenburg.

(„Im proporcion tripla Thon, mit einem Suspirio anzufahen.")

Was woll'n wir aber singen?
Was heben wir an für'n Lied?
Ein Lied von der Frauen zu Weißenburg,
Wie sie ihren Herren verrieth.

Sie ließ ein Brieflein schreiben
Gar fern in's Thüringer Land;
Zu ihrem Ludwig Buhlen,
Daß er da käm' zur Hand.

Er sprach zu seinem Knechte,
„Mein Pferd, das satt'le gleich,
Wir wollen zur Weißenburg reiten,
Es ist nun reitens Zeit.

„Gott grüß Euch Adelheid schöne,
Wünsch Euch einen guten Tag,
Wo ist Eu'r edler Herre,
Mit dem ich kämpfen mag?"

Die Frau lenkt ihren Herren
Im Schein falschen Gemüths,
Er reitet Nachts ganz späte
Mit Hunden nach dem Ried.

---

1) S. LXXI. Von da in die meisten Sammlungen aufgenommen. Die Reime des Liedes, wie es in der Chronik steht, sind zum Theil, wahrscheinlich durch eine Nachlässigkeit des Schreibers, ganz unvollkommen, denn bei der leisesten Wendung bieten sie sich gleichsam von selbst dar.

Da Ludwig unter die Linde kam,
Ja unter die Lind' ſo grün,
Da kam der Herr von der Weißenburg,
Mit ſeinen Winden ſo kühn.

„Willkommen Herr von der Weißenburg,
Gott geb' Euch guten Muth,
Ihr ſollt nicht länger leben,
Denn heut dieſen halben Tag."

„Soll ich nicht länger leben,
Denn dieſen halben Tag,
So klag ich's Chriſto vom Himmel,
Der all' Ding' wenden mag."

Sie kamen hart zuſammen
Mit Wort und Zorn ſo groß,
Daß einer zu dem andern
Sein' Armbruſt abeſchoß.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Nun ſpann Dein' Armbruſt ein,
Und ſchieß den Herrn von der Weißenburg
Zur linken Seiten ein."

„Warum ſollt' ich ihn ſchießen
Und morden auf dem Plan,
Hat er mir doch ſein Lebelang
Noch nie kein Leid gethan."

Da nahm Ludwig den Jägerſpieß
Selber in ſeine Hand,
Zu Tod den Pfalzgraf Friederich
Unter der Linden durchrannt.

Er ſprach zu ſeinem Knechte:
„Reiten wir gen Weißenburg;
Da ſind wir wohl gehalten,
Nach unſer'm Herz und Muth."

Da er nun gegen die Weißenburg kam,
Wohl unter das hohe Haus;
Da ſah die falſche Fraue
Mit Freuden zum Fenſter 'raus.

„Gott grüß Euch, edle Frau,
Beschert Euch Glück und Heil!
Eu'r Will', der ist erfüllet,
Todt liegt Eur Gemahl!"

„Ist denn mein Will' erfüllet,
Mein edler Herre todt,
So will ich's nicht eh'r glauben,
Ich seh' denn sein Blut so roth."

Er zog aus seiner Scheiden
Ein Schwerdt von Blut so roth:
„Sieh da Du edle Frau,
Ein Zeichen von seinem Tod."

Sie rang ihre weißen Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar:
„Hülfreicher Christ vom Himmel,
Was hab' ich nun gethan!"

Sie zog von ihrem Finger
Von Gold ein Ringelein:
„Nimm hin, Du Ludewig Bude,
Dabei gedenke mein!"

„Was soll mir doch das Fingerlein,
Das unrecht gewonnen Gold [1])?
Wenn ich daran gedenke,
Mein Herz wird nimmer froh."

Deß erschrak die Frau von der Weißenburg,
Faßt' einen traurigen Muth:
„Verlaß mich, holder Fürste, nicht,
Mein edler Herr ist todt!"

---

1) Im Wunderhorn, Wolf, Erlach u. s. w. heißt es: Das verachte gewonnen Gold, wahrscheinlich durch einen Druckfehler im ersten Abdruck nach der Chronik, d. h. in Meißners Quartalschrift, welche wir nicht selbst vor Augen gehabt. Da der Vers so gar keinen Sinn giebt, so ist es unbegreiflich, daß keiner der Herausgeber ihn nach der Chronik selbst corrigirt hat.

Von der ſchönen Bernauerin [1]).

1435.

Es reiten drei Ritter zu München hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernauerin Haus:
„Bernauerin, biſt Du drinnen?
ja drinnen?

„Biſt Du darinnen, ſo tritt Du heraus,
Der Herzog iſt draußen vor Deinem Haus
Mit all ſeinem Hofgeſinde,
ja Geſinde.“

Sobald die Bernauerin die Stimme vernahm,
Ein ſchneeweißes Hemdlein zog ſie da an,
Wohl vor den Herzog zu treten,
ja treten.

Sobald die Bernauerin vor's Thor 'naus kam,
Drei Herren gleich die Bernauerin vernahm:
„Bernauerin, was willſt Du machen?
ja machen?

„Ei, willſt Du laſſen den Herzog entwegen,
Oder willſt Du laſſen Dein jung friſches Leben?
Ertrinken im Donauwaſſer?
ja Waſſer?“

„Und eh' ich will laſſen mein'n Herzog entwegen,
So will ich laſſen mein jung friſches Leben,
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer.

„Der Herzog iſt mein
Und ich bin ſein,
Sind wir gar treu verſprochen,
ja verſprochen.“

Bernauerin auf dem Waſſer ſchwamm,
Maria, Mutter Gottes, ſie rufet an,
Solle' aus der Noth ihr helfen,
ja helfen.

1) Büſching's wöchentl. Nachrichten Bd. III. S. 409 ff.

„Hilf mir, Maria, aus dem Waſſer heraus,
Mein Herzog baut Dir ein neu Gotteshaus
Von Marmelſtein einen Altar,
ja Altar!“

Sobald ſie dies hat geſprochen aus,
Maria, Mutter Gottes, hat geholfen aus,
Und von dem Tod ſie errettet,
ja errettet.

Wie die Bernauerin auf die Brücken kam,
Ein Henkersknecht zu der Bernauerin kam:
„Bernauerin, was willſt machen?
ja machen?

„Ei, willſt Du werden ein Henkersweib,
Oder willſt Du laſſen Deinen jung ſtolzen Leib
Ertrinken im Donauwaſſer?
ja Waſſer?“

„Und eh' ich will werden ein Henkersweib,
Eh' will ich laſſen meinen jung ſtolzen Leib
Ertrinken im Donauwaſſer,
ja Waſſer.“

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag',
Bernauerin iſt ertrunken,
ja ertrunken.

„Auf, rufet mir alle Fiſcher daher,
Sie ſollen fiſchen bis in das rothe Meer,
Daß ſie mein Feinslieb ſuchen,
ja ſuchen.“

Es kommen gleich alle Fiſcher daher,
Sie haben gefiſcht bis in's rothe Meer,
Bernauerin ha'n ſie gefunden,
ja gefunden.

Sie legen's dem Herzog wohl auf den Schooß,
Der Herzog viel tauſend Thränen vergoß,
Er thät gar herzlich weinen,
ja weinen.

„So rufet mir her fünftauſend Mann,
Einen neuen Krieg will ich heben an
Mit meinem Herrn Vater eben,
ja eben.

„Und wär' mein Herr Vater mir nicht ſo lieb,
Ich ließ ihn aufhenken wie einen Dieb,
Wär' aber mir 'ne große Schande,
ja Schande."

Es ſtund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag',
Sein Herr Vater iſt geſtorben,
ja geſtorben.

„Die mir helfen meinen Herrn Vater begraben,
Rothe Mäntel müſſen ſie haben,
Roth müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen.

„Und die mir helfen mein Feinslieb begraben,
Schwarze Mäntel müſſen ſie haben,
Schwarz müſſen ſie ſich tragen,
ja tragen.

„So wollen wir ſtiften eine ewige Meſſ',
Daß man der Bernauerin nicht vergeſſ',
Man wolle für ſie beten,
ja beten."

Der größte Theil der hiſtoriſchen Volkslieder iſt Schlachten oder ſonſtigen kriegeriſchen Begebenheiten gewidmet. Beſonders zeigten die Schweizer von jeher große Neigung, alle ihre vaterländiſchen Begebenheiten durch Geſang zu feiern; und es kann nicht fehlen, daß das Bewußtſeyn der edeln Stellung, die ſie als freie Männer den Fürſten gegenüber einnahmen, manchen guten Gedanken erweckte. Die eidgenöſſiſchen Lieder, die von dem dreizehn-

ten Jahrhundert bis in das siebenzehnte gehen[1]), und die auf dieselben Thatsachen bezüglichen ihrer Gegner, gehören auch entschieden zu den besseren deutschen historischen Liedern. Leider sind sie meist unerträglich lang; als Ganzes betrachtet sind sie überhaupt selten von besonderem Werth. Allein wenige sind darunter, die nicht einige gute Verse hätten. Z. B. der Anfang des Liedes auf die Schlacht von Ponterlin 1475:

Der Winter ist gar lang gesin,
Deß hat getrau'rt manch Vogelin
Das fröhlich jetzt thut singen.
Auf grünem Zweig hört man's im Wald
Gar süßiglich erklingen.

Der Zweig hat bracht gar mannich Blatt,
Darnach man groß Verlangen hat,
Die Haid' ist worden grüne.
Darum so ist gezogen aus
Gar mancher Mann so kühne.

Einer zog auf, der andere ab,
Der hat genommen eine wilde Hab,
Der Schimpf hat sich gemachet;
Deß der Herzog von Burgund
Gar wenig hat gelachet u. s. w.

Aber nicht alle Anfänge sind so poetisch; oft beginnen ganz muntere, frische Lieder mit chronikalischer Genauigkeit: z. B. eines der vielen Lieder auf die Schlacht bei Sempach:

Im tausend dreihundert und sechsundachtzigsten Jahr
Da hat doch Gott besunder sein Gnad thun offenbar u. s. w.

oder eins auf die von Näfels:

Im tausend dreihundert und achtundachtzigsten Jahr
Da stunden Glarner besunder in großer Noth und G'fahr u. s. w.

---

1) S. Rochlitz eidgenössische Liederchronik, Bern 1835; meist aus ältern Chroniken gesammelt, und zum Theil in das Wunderhorn und Wolf's und Soltau's histor. Volksliedersammlungen aufgenommen.

Nicht bloß die Schweizerlieder, auch andere deutsche sind häufig ganz durchspickt mit Jahreszahlen, und je neuer das Jahrhundert, in welchem sie gedichtet, je breiter und weitläufiger. Am gelungensten sind gewöhnlich die Scherz- und Spottlieder; derb genug, wie es sich erwarten läßt, aber voll eines trockenen schlagenden Witzes. Eines der ältesten historischen Lieder ist folgendes thüringisches; der Vorfall, den es besingt, war wahrscheinlich zu seiner Zeit ein vielfältig besprochener, und das Schmachlied in Aller Munde.

Wie König Adolfs Gesinde gelästert ward [1].

1293.

Die Edeln von dem Rheine
Die ritten zu dem Weine,
Und kamen unter Raspenberg:
Des Königs Hofgesinde
Ergriff die Gotteskinde
Und trieb gar schämeliche Werk.

Gott mochte sie nicht erleiden,
Ihr' Beutel ließ er schneiden,
Das waren lästerliche Mähr!
Sie han nach meinem Gedunken
Ihre Heller da vertrunken,
Daß ihnen die Beutel wurden leer.

Da sie daheim nun kamen,
Und ihre Weib' vernahmen,
Daß sie die Heller hatten verlor'n,
Sie wurden übel empfangen,
Viel besser wären gehangen,
Denn solche Schmachheit unde Zorn!

1) Aus Rohte's thüringischer Chronik, Seitau S. 46, mit dieser Orthographie hier abgedruckt.

Besonders füllten ein Paar Jahrhunderte darauf die religiösen Spaltungen Gift in die Adern, das sich dann in Hohn- und Spottliedern ergoß. Die Katholischen spielten gern mit dem Namen Huß (Guß, Gans). Ein Spott- und Schmählied beginnt so:

Nun wollet Ihr hören ein neu Gedicht
Was die Luther'schen haben ausgericht'
Eine Gans haben sie gefangen.
Die Federn haben sie ihr ausgerupft,
Darmit sie gräulichlich prangen.

Die Gans ist zum ersten ausgeflogen
Aus einer Stadt, geheißen Prage,
Zu Wittenberg ist sie gekommen.
Die Luther'schen haben sie empfangen
Und haben sie fröhlich aufgenommen.

Die Gans die ist Hans Huß genannt,
Den Luther'schen ist sie wohl bekannt,
Mit ihren Federn sie sich decken.
Zu Costnitz ist sie lange verbrannt,
Sie wollten sie wieder aufwecken.

Eine and're Gans hat sie geboren,
Als ein Narr ist sie beschoren,
Sie heißt Martinus Luther.
Wittenberg hat sie auserkohren
Zu einer ketzerischen Mutter u. s. w.

— — — — — — — — .

Die Gans hub an so süß zu singen,
Daß die Mönche aus dem Kloster springen
Und ihre Kappen abwerfen;
Die Keuschheit wird ihnen allzuschwer,
Ihre Frommheit kann man merken u. s. w.[1]).

Aber die Lutherischen vergalten es ihnen reichlich. In einem den böhmischen Priestern in den Mund gelegten Klaglied (vom Jahr 1522) heißt es unter anderen so:

1) Soltau S. 278.

Im Ton: Ach Gott vom Himmel ſieh darein ꝛc.

Ach Vater Pabſt, ſich doch darein
Und laß Dich das erbarmen:
Daß wir Pfaffen die Schürling Dein
So plötzlich müſſen verarmen!
Denn unſ're Küchen und Präbend
Uns werden faſt an allem End
Des Böhmerlands entzogen!

Daher manchem der feiſte Wanſt
Thut merklich ſehr abſchmelzen:
Und ſind dabei in Noth und Angſt
Denn die Kuh geht auf Stelzen,
Weil wir haben neulicher Zeit
Geſchworen einen harten Eid
Bei den Ketzern zu ſtehen u. ſ. w.

— — — — — — —

Drum Vater Pabſt, hölliſcher Herr,
Gedenke doch auf Mittel,
Wie wir des Eidſchwurs und Beſchwer
Los werden mit gutem Titel,
Unſ're Köchin und Madonnen meiſt
Sammt den guten Präbenden feiſt
Mögen ſicher behalten u. ſ. w.[1])!

Die größere Zahl der Kriegs- und Schlachtlieder ward von den Kriegern ſelbſt im funfzehnten oder ſechzehnten Jahrhundert, beſonders von den Lanzknechten, gedichtet, die Scenen beſangen, welche ſie ſelbſt erlebt. Georg von Frundsberg, der wackere Führer der Lanzknechte, machte ſich ſelbſt ſeine Lieder. Je mehr dieſe Klaſſe zu bloßen Lohnſöldnern herabſank und je tiefer ihre Sittlichkeit fiel, je trüber mußten auch ihre poetiſchen Ergüſſe fließen. Ueber alle Begriffe platt, und mitunter ſchon mit franzöſiſchen Wörtern verbrämt, erklingen die Lieder aus dem dreißigjährigen Kriege. Doch tönt zuweilen auch ein friſcher, kräftiger Ton dazwiſchen, wie z. B. in folgendem Geſange:

1) Seltau S. 463.

Schlacht bei Leipzig [1]).

Ich hab den Schweden mit Augen gesehn
Er thut mir wohl gefallen;
Gefiebt mir in dem Herrn mein
Vor andern Königen allen.

Er hat der schönen Reiter so viel,
Läßt sich nicht lange verieren;
Er hat der schönen Stück so viel
Viel tausend Musketirer.

Das Frankenland ist ein schönes Land
Es hat viel schöne Straßen;
Da hat so mancher brave Soldat
Sein junges Leben gelassen.

Das Sachsenland ist ein einiges Land
Es dienet Gott dem Herren;
Und wenn wir kommen in's Baierland
Frei tapfer wollen wir uns wehren.

Der Oberst Baudiß beim Schweden thut sein
Und thut sich tapfer halten,
Ist unverzagt mit dem Pappenheim
Ein Schlacht, zwei, drei zu halten.

Der Tilly hat ein Garn gespannt,
Es wird ihm bald zerreißen,
Der Schwede ist bekannt im Land,
Wohl in dem Lande Meißen.

Mit ihren Karthaunen und Stücken groß
So tapfer thun unter sie krachen,
Und geben dem Garn so manchen Stoß
Daß alle Fäden brachen.

Der Tilly in's Land zu Meißen zog,
Er freut sich sehr von Herzen,

1) Nach einem fliegenden Blatte im Wunderhorn Th. II. S. 93; bei Welf S. 436.

Und wie er wieder weichen muß,
Thät er sich sehr entsetzen.

Nun weiß ich noch ein Cavalier
Der wird genannt der Holke,
Vom span'schen Wein und Malvasier
Da kriegte er die Kolke.

Das Confekt wohl vergiftet war
Ich thu's mit Wahrheit sagen;
Der Schwed' dem Tilly schor den Bart,
Und aus dem Land thut jagen.

Wie liefen die Krabaten davon,
Dazu die welschen Brüder,
„Ade, Leipzig, behalt Dein Mahlzeit,
Zu Dir komm ich nicht wieder."

Also hat dieses Lied ein End'
Das sei zu Ehren gesungen
Dem König zu Schweden gar behend;
Der Tilly ist ihm entsprungen.

Eines der letzten historischen Lieder, das über ganz Deutschland gesungen ward und sich hundert Jahre hindurch bis in unsere Tage im Volke erhalten hat, ist das bekannte „Prinz Eugen der tapfre Ritter." Es gab mehrere Lieder auf diesen berühmten Helden [1]), aber keins war so beliebt wie dieses, und keines auf Friedrich den Großen verbreitete sich selbst in Norddeutschland so allgemein wie jenes, wozu wohl die Melodie beitragen mochte. Was die neueste Zeit von historischen Liedern unter dem Volke selbst hervorgebracht, ist alles unsäglich platt und wässerig.

1) Eugen und die Stadt Lille, Wunderhorn Th. II. S. 100. Glückwunsch für Eugen, Wolff S. 739. u. s. w. Auch mehrere Dichter von Namen besangen ihn, als H. Pietsch, Günther u. s. w. Oben erwähntes Lied steht in Soltau S. 527.

Die eigentliche Stärke der deutschen Volkspoesie besteht in Liedern, d. h. lyrischen, sanabaren Ausgüssen des Gefühles und der Laune. Von allen Nationen können hierin nur die Schotten mit den Deutschen verglichen werden. Die Lieder beider Völker sind gleich herzlich, tiefgefühlt, naiv und einfach; aber an Mannichfaltigkeit müssen die Schotten zurückstehen. Der Geist der deutschen Lieder ist auch ein anderer. Aus den schottischen Liedern klagt häufig ein leidenschaftlich tiefes, zerrissenes, obwohl verhaltenes Gefühl; ein unterdrückter Schmerzenslaut, der den, der recht zu hören versteht, auf das innigste ergreifen muß. Sie haben auch manches spielende heitere Lied, allein die Mehrzahl ist entweder wehmüthig oder entschieden spaßhaft, bald neckisch-zärtlich, bald derb-sinnlich oder auch roh-täppisch. Der Geist der deutschen Lieder ist dagegen entschieden heiter. Manche Liebesklage tönt wohl in wehmüthigen Seufzern aus, aber aus keinem spricht das zerrissene Herz eines verlassenen Mädchens, (wovon die gesammten brittischen Liederbücher so voll sind,) keine jammernde Todtenklage, kein Sehnsuchtsschmerz eines Verbannten hat sich in ein deutsches Volkslied gekleidet. Die meisten sind heiter, spielend, neckend; viele innig zärtlich und fantasievoll. Unermeßlich groß ist auch die Anzahl eigentlich spaßhafter, lustiger Lieder, in denen freilich fast immer der Spaß die Poesie ersetzen muß. Einige Beispiele von charakteristischen deutschen Liedern mögen hier folgen. Wir brauchen nicht zu bevorworten, daß auch hier die Musik das beste thun muß; denn Lieder werden nicht zum Lesen, sondern zum Singen gedichtet, und die Lieblichkeit deutscher Volksmelodien ist bekannt. Unsere berühmten Componisten haben mehr als sie öffentlich anerkannt sie benuzt. Oft wohl unbewußt, indem die meisten aus dem Bürger- und Bauernstande sind, und ihnen in reiferen Jahren die Melodien als Reminiscenzen kommen mochten, die ihre Jugend gewiegt und ergözt.

Abschied [1]).

Morgen muß ich weg von hier
Und muß Abschied nehmen;
O Du allerhöchste Zier,
Scheiden, das bringt Grämen.
Der ich Dich so treu geliebt
Ueber alle Maßen,
Ich soll Dich verlassen!

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.
Wie viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu verliebtes Herz
In die Fremde ziehet!

Küsset Dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu Dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen an Dein Haus,
Weil ich Dein gedenke!

Gruß [2]).

So viel Stern' am Himmel stehen,
So viel Schäflein als da gehen
Dorten in dem grünen Feld;

So viel Vögel als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel Mal sei Du gegrüßt.

1) Kretschmar Heft VIII. S. 501.
2) Wunderh. Th. II. S. 199.

Soll ich Dich denn nimmer ſehen,
Ach das kann ich nicht verſtehen,
O Du bitt'rer Schuldens Schluß!

Wär' ich lieber todt geboren,
Eh' ich mir mein Herz verloren,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Weiß nicht ob auf dieſer Erden
Nach viel Trübſal und Beſchwerden
Ich Dich wiederſehen ſoll.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zuſammen,
Ach wie groß iſt meine Noth.

Mit Geduld will ich es tragen,
Alle Morgen will ich ſagen:
O mein Schatz, wann kommſt Du mir?

Alle Abend will ich ſprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Schatz gedenk an mich!

Ja ich will Dich nicht vergeſſen,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein.

Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein.

Innige Liebe[1]).

Leuchtet heller als die Sonne
Ihr beiden Aeugelein!
Bei Dir iſt Freud' und Wonne,
Du zartes Jungfräulein!

1) Eſchenburg's alte Denkmäler S. 463.

Du biſt mein Augenſchein!
Wär' ich bei Dir allein,
Kein Leid ſollt' mich anfechten,
Wollt' allzeit fröhlich ſein!

Dein Gang iſt aus der Maßen
Gleich wie der Pfauen Art;
Wenn Du gehſt auf der Straßen,
Gar oft ich Deiner wart.
Ob ich gleich oft muß ſteh'n
Im Regen und im Schnee,
Kein' Müh' ſoll mich verdrießen,
Wenn ich Dich, Herzlieb, ſeh.

Liedchen der Sehnſucht [1]).

Der ſüße Schlaf, der ſonſt ſtillt alles wohl,
Kann ſtillen nicht mein Herz mit Trauern voll;
Das ſchafft allein die mich erfreuen ſoll!

Kein' Speiſ' und Trank mir Luſt noch Nahrung giebt,
Kein' Kurzweil iſt's, die nicht mein Herz betrübt,
Das ſchafft allein die dies mein Herze liebt [2]).

Geſellſchaft ich nicht mehr beſuchen mag,
Ganz einzig ſitz in Unmuth Nacht und Tag,
Das ſchafft allein die ich im Herzen trag.

In Zuverſicht allein an ihr ich hang,
Und hoff', ſie ſoll mich nicht vergeſſen lang,
Sonſt fiel ich g'wiß in bittern Todes Zwang.

1) Herder's Stimmen der Völker 1807, S. 485.

2) Dieſer Vers heißt eigentlich:
Kein' Speiſ' und Trank mir Luſt noch Nahrung geit,
Kein' Kurzweil iſt, die mir mein Herz erfreut,
Das ſchafft allein die mir im Herzen leit.

Heimlicher Liebe Pein [1]).

Mein Schatz iſt auf die Wanderſchaft hin,
Ich weiß aber nicht was ſo traurig ich bin;
Vielleicht iſt er todt und liegt in guter Ruh,
Drum bring ich meine Zeit ſo traurig zu.

Als ich mit mein'm Schatz in die Kirche wollt' geh'n,
Viel falſche, falſche Zungen unter der Kirchthür' ſteh'n,
Der eine red't dies, der eine red't das,
Das macht mir gar oft die Aeuglein naß.

Die Diſtel und die Dornen, die ſtechen alſo ſehr,
Die falſchen, falſchen Zungen, die ſtechen noch viel mehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet alſo heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß [2]).

Ach herzgeliebter Schatz! ich bitte Dich noch eins:
Du wollteſt bei meiner Begräbniß ſein,
Bei meiner Begräbniß in's kühle Grab,
Dieweil ich ſo treulich geliebet Dich hab.

Liebeswünſche [3]).

Auf der Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' ein'n Schatz und der iſt weit,
Wenn ich nur mit ihm reden könnt',
So wär' mein ganzes Herz geſund!

---

1) Vielfältig ſchriftlich und mündlich. Der im Wunderhorn (Th. III. S. 17) anhängte Schlußvers, der die Sängerin, offenbar die Braut eines reiſenden Handwerksgeſellen, als verheirathet darſtellt, paßt nicht zum Ganzen.

2) Kommt in mehreren Volksliedern vor, ſowie auch der verwandte Vers:

Das Feuer kann man löſchen,
Es brennet nimmer mehr;
Du Liebe nicht vergeſſen
Je nun und nimmer mehr.

3) Wunderh. Th. III. S. 84.

Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Grüß' meinen Schatz viel tausendmal,
Grüß' ihn so hübsch, grüß' ihn so fein,
Sag' ihm: er soll mein eigen sein.

Nun geh ich vor des Goldschmieds Haus,
Der Goldschmied schaut zum Fenster 'raus:
Ach Goldschmied, liebster Goldschmied mein,
Schmied mir ein feines Ringelein.

Schmied's nicht zu groß, schmied's nicht zu klein,
Schmied's für ein schenes Fingerlein,
Und schmied mir meinen Namen d'ran,
Es soll's mein Herzallerliebster ha'n.

Hätt' ich einen Schlüssel von rothem Gold,
Mein Herz ich Dir aufschließen wollt';
Ein schenes Bild, das ist darein,
Mein Schatz, das muß Dein eigen sein.

Wenn ich ein klein Waldvöglein wär',
So saß ich auf dem grünen Zweig,
Und wenn ich g'nug gepfiffen hätt',
Flög' ich zu Dir, mein Schatz, in's Reich.

Wenn ich zwei Taubenflügel hätt',
Wollt' fliegen über die ganze Welt,
Ich wollte fliegen über Berg und Thal,
Hin, wo mein Allerliebster wär'.

Und wenn ich endlich bei Dir wär',
Und Du red'st denn kein Wort mit mir,
So flög' ich traurig wieder fort,
Ade, mein Schatz, ade von Dir!

Aus dem Kuhländchen [1]).

I.

Schätzel, was hab' ich Dir Leids gethan,
Daß Du Dein Bürſchel nicht ſchauſt an?

Daß Du Dein' Aeugerlein unter Dich ſchlägſt,
Daß Du zu mir kein' Liebe mehr trägſt?

Schau mir nur einmal ins Angeſicht,
Schau, wie die Lieb' mich hat zugericht!

Schmeckt mir ja weder Speiſe noch Trank,
Ich bin ja vor lauter Liebe ſo krank.

Wenn gleich der Himmel papieren wär',
Und jedes Sternlein ein Schreiberle wär',

Und ſchriebe ein Jedes mit ſieben Händ',
So ſchrieben ſie meiner Liebe kein End' [2]).

---

1) Aus Meinerts Sammlung, das letzte Lied mit Auslaſſung einiger Verſe. Die Unmöglichkeit, die dialektiſchen Provinzialeigenthümlichkeiten durch Lettern ſo anzudeuten, daß der des Dialekts unkundige Leſer dennoch die rechte Ausſprache gewinnt, beſtimmt uns die Lieder in allgemein verſtändliches Deutſch zu übertragen, wobei auch bei den Kuhländchenliedern nichts geopfert wird. Denn der Dialekt derſelben iſt bis zur Widerlichkeit barbariſch und gemein. Sehr viel aber geht von der unnachahmlichen Naivetät der ſenftigen öſterreichiſchen und ſüddeutſchen Lieder durch ſolch eine Uebertragung verloren, und nur der Wunſch mit einiger Felgerichtigkeit zu Werke zu gehen, verbunden mit der obenangeführten Urſache, beſtimmten uns dazu.

2) Die beiden letzten Verſe machen den Schluß mehrerer deutſchen Volkslieder, und finden wir denſelben Lieblingsgedanken in denen mehrerer Nationen.

Serbiſch:

All der Himmel, wenn's ein Blatt Papier wär,
All der Wald, wenn es Rohrfedern wären,
All das Meer, wenn's ſchwarze Dinte wäre,
Und wenn ich daran drei Jahre ſchriebe,
Nicht ausſchreiben könnt ich meine Schmerzen.
Volksl. d. Serben Th. II. S. 87.

Neugriechiſch:

Wenn all das Weltmeer Dinte wär, der Himmel all Papier,
Wollt' ich beſchreiben meinen Schmerz, nicht Gnüge thät es mir.
Hobhouse Journey through Albania etc. p. 1091.

II.

Wenn ich ein Waldvöglein wär',
Wollt' ich fliegen über Meer,
Schönſter Tauſendſchatz zu Dir!
Aber Du biſt gar weit von mir,
Und ich von Dir!

Schönſter Schatz, das weißt Du wohl,
Daß ich Dich nicht lieben ſoll,
Weil es alle Leut' verdrießt;
Weil es alle Leut' verdrießt,
Drum lieb' ich Dich.

Unten in dem Gärtelein
Wächſt ein ſchönes Blümelein,
Blümelein Vergißnichtmein;
Ich vergeſſe nimmer Dein,
Vergiß nicht mein!

III.

„Mein ſchönes Lieb! jetzt gehſt Du heim,
Nimmſt mich nicht mit, ziehſt ſo allein?"

„Ich nehm' Dich mit, wenn's Roſen regnet,
Und wenn der Mond der Sonne begegnet.

„Aber rothe Roſen regnet's nicht,
Der Mond begegnet der Sonne nicht.

„Hätt'ſt Du 'ne Zung', die ſtille ſchwieg,
In meine Kammer nähm' ich Dich.

„Du haſt 'ne Zung', die ſchweigt ja nicht,
In meine Kammer darfſt Du nicht."

IV.

Meine Mutter kümmert ſich,
Wo ein Oertlein ſei für mich?

Mutter, laß den Kummer ſein,
'S wird wo ein Oertlein für mich ſein.

Mutter, auf dem Kirchhof hinten
Wird ſich ſchon ein Oertlein finden.

Wenn die Glöcklein werden ſummen,
Werden ſie ſchon nach mir kommen.

Wenn die Glöcklein werden läuten,
Werd' ich fein ſchon in der Weite.

Wenn die Glöcklein werden heulen,
Werden ſie ſchon um mich weinen.

Wenn die Glöcklein verklungen haben,
Haben ſie mich eingegraben.

V.

Ausſicht auf das Paradies[1]).

Wenn wir werden im Himmel kommen,
Hat die Plag' ein End' genommen.
Hopſaſa!

Da giebt's kein Fidel[2]) und kein' Klauſe[2]),
Wohnen all' in goldnem Hauſe.

Da iſt kein Ammann und kein Schinder,
Kein Soldat und auch kein Sünder.

---

1) Eigentlich jenſeits des Kuhländchens im preußiſchen Schleſien zu Hauſe.

2) Fidel der Schraubſtock, womit Hals und Hände am Pranger feſtgeklemmt wurden; Klauſe Gefängniß.

Kein' Accis' und auch keine Steuer,
Alles wohlfeil, gar nichts theuer.

Iſt kein Elend und kein Schmerze,
Drücket nimmer was das Herze.

In dem Himmel iſt ein Leben,
Wer nur will, kriegt Semmelbäbe.

Honigſchnitten, daß ſie klecken,
Daß man muß die Finger lecken.

Da werd'n wir All' Roſinchen eſſen
Und das Geld in Vierteln meſſen.

Alles hat's auch da vorhanden,
Wenn's gleich käm' aus fremden Landen.

Zucker, Kalmus für den Magen,
Roſenwaſſer für die Augen.

Aepfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen,
Wachſen da auf jedem Zaume.

Nüſſe krieg'n wir ganze Scheffeln,
Butter ißt man da mit Löffeln.

Jacken werden wir neue kriegen,
Und auf Flaumenfedern liegen.

Sonntags tragen wir gelbe Hoſen
Und im Kratſchem [1]) wird geblaſen.

Von der Robbot [2]) wird nicht geſprochen,
Da käm' Einer angeſtochen!

---

1) Kratschma, Wirthshaus, polniſch.

2) Robota, Arbeit, desgl. So barbariſch und widerlich verderbt der Kurländchendialekt iſt, ſo finden wir doch keine bedeutende Anzahl ſlaviſcher Wörter darin, merkwürdigerweiſe aber ganze ſlaviſche Lieder hinüber gekommen. So findet ſich z. B. das Lied: die Erle, Meinert S. 122. Anfang: Es giengen einmal drei Spielleut' u. ſ. w. auch ſlovakiſch ſ. Wenzigs Slaviſche Volkslieder. Das ſlovakiſche Lied iſt länger und vollſtändiger; daß es das Original, leidet keinen Zweifel, denn die Verwunſchung der Mutter und die Verwandlung des Mad-

Dies sind Alle große Herren,
Die sich nach Gefallen sperren.

Kirmeß ist da alle Tage,
Keiner hat Euch was zu sagen.

Alles lebt da ohne Sorgen,
Feierabend ist früh Morgen.

Wein woll'n wir wie Wasser schöpfen,
Trinken all' aus goldnen Töpfen.

Schlafen werden wir, daß wir schnarchen,
Keiner auf den Seiger horchen.

Ist das nicht ein hübsches Leben,
Wenn's uns Gott bald wollte geben!

Herr, laß Deinen Weg uns wählen,
Daß wir nicht die Thür verfehlen!

Oesterreichisch, überhaupt aus dem gebirgigen Süddeutschland [1]).

I.

Daß 's im Wald finster ist,
Das macht das Holz;
Daß mein Schatz sauber ist,
Das macht mich stolz.

Daß 's im Wald finster ist,
Das mach'n die Baum,
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das glaub' ich kaum.

---

chens ist ganz slavisch, und nichts Aehnliches kommt in deutschen Volksliedern sonst vor.

1) Oesterreichische Volkslieder 1819 von Zieska und Schottky.

Daß 's im Wald finſter iſt,
Das macht das Laub;
Daß mein Schatz einen Andern mag,
Das macht mir Trau'r [1]).

II.

Zwiſchen uns zwei auf der Alm
Iſt die Lieb' verſchwunden;
Iſt in die See 'reinfall'n,
Hab' ſie nimmer gefunden.

Zu Dir bin ich gangen,
Bei Dir hat's mich gefreut;
Zu Dir komm ich nimmer,
Der Weg iſt mir zu weit.

Der Weg iſt mir zu weit
Und der Berg iſt mir zu hoch;
Zu Dir geh ich nicht mehr,
Weil ich Dich nicht mehr mag.

'S wär mir nicht zu weit
Und 's wär mir juſt recht;
Du biſt mir kein ſchön's Dirnel,
Du biſt mir zu ſchlecht.

1) Andere ſüddeutſche Tanzreime:

Daß 's im Wald finſter iſt,
Das machen die Birken;
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das kann ich merken.

Daß 's im Wald finſter iſt,
Das machen die Aeſt',
Daß mich mein Schatz nicht mag,
Das glaub' ich feſt.

III.

Wenn zwei von 'ander ſcheiden,
Thut's Herzerl gar weh!
Schwimmen die Augen in Waſſer –
Wie d'Fiſcherle im See.

Wie die Fiſcherle im See
Schwimmen hin, ſchwimmen her,
Schwimmen auf und nieder:
Bübel, kommſt bald wieder?

Darfſt nicht ſo weinen,
Darfſt nicht ſo bang ſein!
Biſt ein kreuzſauber Dirnel,
Ich laß Dich nicht allein.

Mein Herz und Dein Herz
Sind zuſammen verbunden;
Das Schlüſſerl, das das aufſperrt,
Wird nimmer gefunden.

'S wird nimmer gefunden,
Und 's ſperrt nimmer auf,
'S iſt 'ne brennende Lieb
Und ein Kreuzſchlüſſerl drauf.

IV.

Ich weiß ein' ſchön' Glocken,
Die hat ein' ſchön' Klang,
Und ich weiß ein ſchön Dirn'l,
Das hat ein' ſchön' Gang.

Ich weiß ein' ſchön' Alm auch,
Die hat 'nen Kleeplatz,
Da geht ein ſchön Dirnel
Und das iſt mein Schatz.

Und beim Dirnel ihrer Hütte,
Da ſingen die Schwalben,
Da laufen die Gemslein
Schon höh'r über die Alm.

Je höher das Thürmel,
Je ſchöner's Geläut;
Je weiter das Dirnel,
Je größer die Freud.

Aus dem Thal bin ich gangen,
Auf die Alm bin ich g'rennt,
Da hat mich mein Dirnel
Am Dudeln erkennt.

„Und ich weiß nicht, wie's iſt,
Daß Du mir gar ſo lieb biſt.
Die Leut' ſeh'n mir's an,
Daß ich Dich gar ſo lieb han!

„Du Dirnel, Du liebes,
Haſt ein Goſcherl, ein ſüßes!
Haſt ein Leiberl, ein weiß's,
Haſt ein Herzel, ein treu's." —

„Mein Herzel iſt treu,
Iſt ein Geſchlöſſerl dabei,
Und ein einziger Bu
Hat das Schlüſſerl dazu!" — u. ſ. w. [1]).

So lange ſolche friſche Herzensklänge aus dem Volke heraustönen, iſt keine Gefahr, daß die Poeſie im großen Haufen ganz erſterben werde. Aber freilich wird ihm, was der Augenblick erzeugt, zuletzt ganz allein übrig bleiben,

1) Der letztere Vers gehört mehreren Liedern an. Das obige, aus dem mehrere zum Theil eben ſo naive Verſe auszulaſſen, oder weiter und konnte bis ins Unendliche fortgeſetzt werden, da dergleichen Lieder ganz willkürlich aus Reminiscenzen zuſammengebracht, und mit neuen Einfällen vermehrt werden.

denn mehr und mehr lösen sich die Bande, die es an die Vergangenheit knüpfen. Mit den alten Gebräuchen und ihrer herkömmlichen Ehrwürdigkeit ersterben auch ihre lebendigen Stimmen, d. h. die Lieder, die sich daran knüpften. Nur in wenigen Theilen Deutschlands möchte man noch um Weihnachten die traulichen Gesänge hören, die die Geburt des Heilands gleichsam wie eine Familiensache mit kindlicher, oft kindischer Freude feiern, und mit besonderer Vorliebe bei allen Einzelnheiten der kleinen ärmlichen Wirthschaft Josephs und Marias auf der Flucht und den Stall-Kinderstubenscenen verweilen; z. B. wie Joseph dem Kindlein ein Breichen kocht, und seine Höslein zu Windeln zerschneidet; wie die anbetenden Hirten dem Neugeborenen Aepfel mitbringen, und ihm ein gut Stück Butter in seinen Hirsebrei werfen u. s. w. [1]). Die Ankunft der heiligen drei Könige mit ihrem Sterndreherliede, das die Deutschen, die Dänen und Holländer fast gleichlautend haben, giebt dann dem Fest den Beschluß. Alle Nationen sind reich an dergleichen niederländischen Bildern. Wir werden bei Gelegenheit der holländischen Lieder und der englischen Christmas Carols noch einmal Gelegenheit haben darauf zurückzukommen. Der ganze Kreis des Jahres drehte sich sonst zwischen Festen dieser Art herum, und wenn auch das Weihnachtsfest als das größte und wichtigste, das Heilige mit dem Weltlichen innig verknüpfend, das liederreichste war, so brachte doch auch der Frühlingsanfang, und dann der eintretende Sommer, oder der Johannistag ähnliche Freuden. Wie die leuchtenden Kerzen aus dem grünen Weihnachtsbaum, flammte die jugendliche Lust daraus hervor; wie die bunten Bänder um die schwebenden Johanniskronen flatterten die an die Festlichkeit geknüpften Lieder

1) Siehe Zulnecker Weihnachtslieder in den Liedern des Kuhländchens S. 269 ff. Oesterreichische Volkslieder von Schottky und Zieska: Weihnachtslieder S. 44 ff. Wunderhorn Th. III. Kinderlieder S. 13 ff. Journal von und für Deutschland Th. VI. Jahrgang 1789. S. 156 ff.

drum umher [1]). Auch in diesen Gebräuchen begegnen sich wunderbarerweise fast alle Nationen [2]), und besonders in der auffallenden Uebereinkunft der germanischen Geschlechter läßt sich der gemeinschaftliche Stamm und die innige Geistesverwandtschaft nicht verkennen.

II. Holländer.

Nur so lange der Dichtungsgeist der Holländer mit dem der Deutschen Eins war, hatten sie Volkslieder von poetischem Werth. Bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erscheint das Holländische in der That nur als eine dialektische Verschiedenheit des Deutschen, die sicherlich der niederdeutschen Mundart viel näher stand als diese letztere der oberdeutschen. Erst während letztere beiden zur deutschen Schriftsprache zusammenschmolzen, löste sich jenes vollständig von ihr los. Aber mit dieser Epoche, mit welcher die zweite Periode des holländischen Volksgesanges beginnt, scheint zugleich der poetische Genius von der Nation gewichen zu sein, oder wenigstens seine Gunst nur auf einzelne gebildete Dichter beschränkt zu haben. Die eigentliche Blüthenzeit der holländischen Volksliedeskunst fällt, wie die deutsche, in das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert. Beide Völker scheinen die meisten Lieder, zumal die erzählenden, als Gemeingut besessen zu haben, gerade wie Deutschland sie in seinen beiden Hauptdialekten in doppelter Gestalt besaß. Nur eine geringe Anzahl von Liedern aus jener Zeit ist in holländischer Sprache, in welcher ihr leben-

1) Siehe die darauf bezüglichen Lieder nebst der Beschreibung der damit verbundenen Gebräuche, Anhang zum Wunderh. Th. III. S. 36, 38, 40.

2) Siehe das sehr interessante Werk Popular Superstitions etc. by Brand, republished by Ellis, Lond. 1813.

diger Klang ſchon ſeit Jahrhunderten verhallt, noch übrig. Aber welche Menge einſt gangbar geweſen, dieß kann man am beſten aus den Anfangsverſen erſehen, die in den alteren geiſtlichen Liederbuchern, zur Bezeichnung ihrer Melodien, angegeben ſind. Denn wie in Deutſchland, Dannemark und Schottland paßte man die Kirchenlieder im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert beliebten Volksmelodien an. Hoffmann von Fallersleben hat allein nicht weniger als hundert und acht ſolche Liederanfänge verzeichnet [1]). Unter dieſen ſind manche, die wir als auch deutſchen Liedern angehörend kennen. Nur die eigentlich hiſtoriſchen, d. h. ſolche, die an beſtimmte geſchichtliche Vorfälle und daher meiſt auch an ein beſtimmtes Lokale geknüpft ſind, verbreiteten ſich weniger, weil ſie gewöhnlich mehr von provinziellem als von nationellem Intereſſe waren. Wir geben hier einige Stücke, deren Entſtehung in Holland ſelbſt unläugbar iſt [2]).

Jung Gherrit und Schön Adelheid [3]).

„Wohl auf, wohl auf, meine Knappen gut,
Und ſattelt mir mein Pferd,
Nach Kronenburg woll'n wir reiten,
Der Weg iſt reitens werth."

Und als ſie über die Haide kamen,
Nah bei dem grünen Feld,
Da kam ihm entgegen ein Rittersmann,
Das war ein junger Held.

„Ach Ritter, ach Ritter, was reitet Ihr doch,
Was, reit't Ihr zum Zeitvertreib?
Und reitet Ihr auf die Jagd vielleicht
Und laßt allein Eu'r ſchön Weib?"

1) Horae Belgicae V. II. p. 82.
2) Wir nehmen dieß von den beiden erſteren Liedern auf Hoffmanns Autorität an, S. 155. Das dritte findet ſich wenigſtens nirgends deutſch.
3) Hoffmann S. 156.

„Willkommen, willkommen mein Fremdling,
Mein Gemahl, getreu iſt es mir.
Da ſteht mein Schloß, da wohnt mein Gemahl,
Geh, hole den Lohn Dir von ihr!“

Jung Gherrit, der ging zu jagen,
Und jagte den ganzen Tag;
Er kehrte wohl wieder zurücke,
Den Fremdling er vor ſich ſah.

„Und kenneſt Du wohl den goldnen Ring,
Den Ring von rothem Gold, ſchau!
Jung Gherrit, kennſt Du den goldnen Ring
Und d'rauf das Blümchen ſo blau?“

„Mein Ritter, gewiß, dem iſt nicht ſo,
Daß dies meines Weibes Ring ſei!
Ich ſchwör' es auf mein Ritterwort,
Daß mein Gemahl mir treu.“

„Jung Gherrit, kennt Ihr den goldnen Ring,
Und d'rauf das Blümlein ſo blau?
Und d'rauf geſchrieben mit rothem Gold
Der Nam' Eurer ſchönen Frau?“

Jung Gherrit warf ihm den Handſchuh hin,
Jung Gherrit ſtritte zu Pferd.
Er ſchlug den fremden Rittersmann,
Daß nieder er ſank zur Erd'.

Jung Gherrit reitet auf's hohe Schloß,
Auf's Schloß im fliegenden Lauf,
Er klopfte nicht lang' mit dem Pfortenring,
Er rannte die Pforte auf.

„Ach Mutter, ſagte ſie, Mutter,
Jung Gherrit, ſo wild kommt er hier,
Wie bringen wir ihn zur Ruhe?
Ach Mutter, was rathet Ihr mir?“

Die Mutter, ſie nahm aus der Wiegen
Das Kindlein ſo klein ſie nahm,
Sie trug es auf ihren Armen
Dem Vater entgegen ſie kam.

„Frau Mutter, was soll mir das Kindlein,
Das ist bei Gott nicht mein!
Frau Mutter, das ist nicht mein Söhnlein,
Ein Bastart muß es sein!“

Er lief von Treppe zu Treppe,
Er that so manchen Gang,
Bis er auf hohen Zinnen
Schön Adel, sein' Hausfrau fand.

Schön Adel kam ihm zu grüßen,
Kein Wort zum Gruß er ihr bot.
Er nahm sein Schwerdt aus der Scheiden,
Schön Adel sollt' sterben den Tod.

Was sah er an ihrem Finger?
So roth von Gold den Ring,
Und siehe, das war das Ringelein,
Das sie zur Verlöbniß empfing.

Er nahm sie in seine Arme,
Er küßt' ihren rothen Mund;
Sie segneten Gott im Himmel,
Sie dankten ihm tausend Stund.

Scheidelied [1]).

Fahr wohl, fahr wohl, mein süßes Lieb,
Nicht länger kann ich bleiben.
Ich geh so fern, und so fern von hier,
Und so fern wohl über die Haiden!

Wohl über die Haide, wohl über den Sand,
Mit traurigem Herzen und Sinnen;
Wohl mag ich gewinnen ein Vaterland,
Nie treueres Lieb mehr gewinnen!

Und giebt es nicht Blüthen überall,
Und grünen nicht Tannen und Buchen?

1) Ebend. S. 155.

Und morgen ſoll Dich die Nachtigall
Mit andern klein' Vöglein beſuchen.

Soll ſingen Dir über Haiden und Sand,
Du ſollſt ihr Singen wohl hören,
Sie ſingt Dir dort in Dein'm Vaterland,
Was Dir der Treuliebſte thut ſchwören.

Nun hör ich kleiner Vögelchen Sang,
Und wand're über die Haiden.
Nun thut mir all mein Lebelang
So weh und ſo wehe das Scheiden.

Der erſchlagene Geliebte [1]).

Es taget aus dem Oſten,
Das Licht ſcheint überall;
Wie wenig weiß die Liebſte,
Wohin daß ich nun ſoll.

„Wären all' die meine Freunde
Die meine Feinde ſind,
Ich führt Euch aus dem Lande,
Mein Troſt, mein Herzenskind!"

„Wohin wollt Ihr mich führen,
Stolz Ritter wohlgemuth?"
„Wohl unter die grüne Linde,
Mein Troſt, mein werthes Gut."

„In meines Liebſten Armen
Lieg' ich mit Ehren gut;
In meines Liebſten Armen
Stolz Ritter wohlgemuth."

„Liegt Ihr in des Liebſten Armen?
Und ſeht das iſt nicht wahr!

---

1) Hoffmann S. 101. Eine andere Ueberſetzung dieſes Liedes und mehrerer anderer holländiſchen Volkslieder in der Halle der Völker Th. I. S. 115 und in Wolfs Proben altholl. Volkslieder 1832.

Gebt unter die grüne Linde
Erſchlagen liegt er da!'"

Das Mädchen nahm den Mantel,
Und ſie ging einen Gang,
Wohl unter die grüne Linde,
Da ſie ihn erſchlagen fand.

„Und liegt Ihr hier erſchlagen
Erſtickt in Eurem Blut,
Das hat Eu'r Ruhm gethan [1])
Und Euer hoher Muth!

„Und liegt Ihr hier erſchlagen,
Der mich zu tröſten pflag;
Was habt Ihr mir gelaſſen
So manchen trüben Tag!'"

Das Mädchen um ſich kehrte,
Und ſie ging einen Gang
Vor ihres Vaters Pforte,
Die ſie verſchloſſen fand.

„Und iſt hier niemand drinnen,
Noch Herr, noch Edelmann,
Der mir nun dieſen Todten
Zur Erde helfen kann?'"

Die Herren ſchwiegen ſtille,
Sie gaben keinen Laut;
Das Mädchen um ſich kehrte
Und weinend ging hinaus.

Mit ihren blonden Haaren,
Rieb ſie ihm ab das Blut,
Mit ihren leiſen Händen
Drückt ſie ſein' Augen zu.

---

1) Dat heeft ghedaen uw roemen. Das hat gethan Eu'r Rühmen, was hier aber wohl nur Gerühmtwerden, Berühmtſein bedeuten kann, da die Situation Vorwürfe und Tadel der jammernden Liebenden nicht zuläßt.

Mit ſeinem blanken Schwerdte
Dem Liebſten ein Grab ſie grub,
Mit ihren weißen Armen
Sie ihn in die Erde trug.

Mit ihren weißen Händen
Zog ſie den Glockenſtrang;
Mit ihrer hellen Stimme
Sie die Vigilien ſang [1]).

„Nun will ich mich begeben
In ein klein Klöſterlein,
Und tragen den ſchwarzen Schleier
Zu Ehren des Liebſten mein!“ —

Eben ſo nahe verwandt mit der deutſchen iſt die ältere geiſtliche Liederpoeſie der Holländer, die uns hier nur angeht, inſofern ſie Volkspoeſie war. Dahin gehören beſonders diejenigen Lieder, welche das Familienleben Jeſu und ſeine Kindheit ſchildern, und ſolche, die myſtiſche Wahrheiten der Religion auf derbe Weiſe zu verſinnlichen und dadurch auch den kindlichſten und unentwickelſten Fähigkeiten verſtändlich zu machen ſuchen. Spielereien dieſer Art ſtimmten wenig mit dem ſtrengen Geiſt des erſten Proteſtantis-

1) So ſchließen auch ganz ähnlich einige Verſionen des bekannten deutſchen Volksliedes: Stand ich auf hohen Bergen u. ſ. w.

Mit ihren ſchneeweißen Händen
Gräbt ſie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren ſchwarzbraunen Augen
Sie ihm das Weihwaſſer gab.

Mit ihren zarten Händen
Zog ſie den Glockenſtrang,
Mit ihrem roten Munde
Sie ihm das Grablied ſang.

Dies letztere Lied exiſtirt auch dänniſch, doch ohne dieſen Zug. Hoffmann S. 128. Auch iſt es ſehr verſucht und des Liebhabers Mord bloß ſeiner Habſucht zugeſchrieben.

mus zusammen. Sie stammen alle aus der katholischen Zeit und verloren sich mit der Verbreitung und Befestigung der Reformation [1]. Merkwürdig ist, daß die ähnlichen Spielereien der englischen Christmas-Carols umgekehrt erst mit der Reformation entstanden, oder wenigstens mit ihr sich vermehrt, und vom Mariendienste sorglich gereinigt in ihrem Sinne umgearbeitet werden. Auch ist in diesem der Geist ein anderer: ernster, biblischer, und mehr dem der geistlichen Parodien verwandt, von denen die Holländer übrigens auch ein reiches Maaß besitzen. Von den deutschen unterscheiden sich jene holländischen Weihnachts- und spielenden Jesulieder auf keine Weise; doch scheinen die Niederländer verhältnißmäßig eine besonders große Zahl davon zu besitzen; ein Beweis, daß diese Art von Poesie großen Anklang gefunden. Und dieß müssen wir um so natürlicher finden, als sie genau mit der Manier der niederländischen Malerschule übereinstimmt, welche die biblischen Scenen in eben dem Charakter zu behandeln pflegte. Die deutschen und englischen Lieder dieses Schlages beschränken sich fast ganz allein auf die Geburt Christi und die damit verbundenen Scenen; d. i. die Anbetung der Hirten und Könige, die Flucht nach Egypten u. s. w. Die holländischen aber verfolgen Jesu ganzes Leben mit einer gewissen groben Miniaturmalerei; und indem sich die kindliche Anschauungsweise, welche dieselbe erzeugt, mit der gereiften Empfindung der sehnenden Seele mischt, die nach der Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam mit einer Inbrunst schmachtet, welche in das Gebein übergeht, und den Leib krank macht, steigt ein gar wunderliches Gemälde vor uns auf. Wir möchten diese Gedichte jenen rohen Allegorien vergleichen, welche die alten Meister gleichfalls liebten, und die uns in der derbsten und rohsten Fleisch-

1) Hoffmann S. 1. Wir lesen hier, daß die meisten Lieder dieser Art um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts entstanden Wahrscheinlich wurden sie aber nur nicht vor dieser Zeit niedergeschrieben.

lichkeit die reinſten und heiligſten Begriffe verſinnlichen ſollen. Die folgenden Beiſpiele mögen unſere Bemerkungen erläutern.

I. [1])

Uns nahet nun der Abendſtern,
Der uns erleuchtet nah und fern!
Wohl war ihr nun,
Suſa ninna ſuſa nu,
Als Jeſus lieb Marien ſprach zu [2]).

Viel Thüren gingen zum Hauſe hinein,
Worin geboren das Chriſtkindlein.

Sie ſetzten das Kind auf ihren Schooß
Und küßten's auf ſeines Mündleins Roſ'.

Sie ſetzten das Kind auf ihre Knien,
Mit großer Freude ſah ſie auf ihn.

Die Mutter, die machte ein Bad für's Kind
Wie ſaß es doch ſo lieblich darin!

Wie plätſchert's mit ſeiner kleinen Hand,
Daß das Waſſer ſo aus dem Becken ſprang.

Der Ochs und auch das Eſelein
Beten an das ſüße Kindelein.

---

1) Hoffmann S. 21.

2) Refrain des Liedes und kaum überſetzbar:
Wael was haer doe,
Susa ninna nue,
Jesus minne sprae Marien toe.

II.[1]

Herr Jesus Euer Kopf so braun
Ecce mundi gaudia!
Wie ein blüh'nder Weinberg ist er zu schau'n!
Cia fia lencia,
O virgo Maria
O plena gratia!

Herr Jesu Röckchen das war grün,
Sein Leibchen thät wie 'ne Blume blüh'n.

Herr Jesus ist ein Abendgänger,
An einer Jungfrau that er hängen[2]).

„Sie haben mich lieb, sie minnen mich sehr,
Drum bin ich bei den Jungfern gern!"

---

1) Hoffmann S. 28.

2) In zwei anderen geistlichen Liedern, wahrscheinlich Parodien von Liebesliedern, heißt es:

Meines Liebsten Arme
Stehen weit ausgebreit't,
Ach möchte ich drinn' ruhen,
Verging mir all mein Leid.

Er hat zu mir gesaget
Sein'n edeln rothen Mund,
Ach könnte ich ihn küssen
So würd' mein Herz gesund.

„Jesus mit Euren braunen Augen
Stehlt Ihr mir meine Sinne;
Ich will's Marien klagen,
Daß ich verzaubet bin."

„Klagt Ihr es meiner Mutter,
Das will ich an Euch rächen,
Ich will Euch also minnen machen,
Daß Euch das Herz soll brechen."

Hoffmann S. 10 u. 11, aus le Jeune Letterkundig Overzigt en Proeven van de Nederlandsche Volkszangen sedert de XV Euw. 1828, — das uns im Augenblicke nicht vorliegt.

„Maria, hütet doch Euren Sohn,
Die Jungfern, die fangen ihn noch davon!“

„Ich kann ihn nimmer hüten nicht,
Er hat die reinen Herzen ſo lieb.“

„Ich hab' ſie auch ſo theuer erkauft,
Wollt' nimmer, ſie würden mir geraubt!“

Er nahm einen Korb in ſeine Hand,
Er las die Sprößlein, die er fand.

Er nahm die Kruke, holt' Wäſſerlein,
Half ſeiner Mutter beim Kochen fein.

Drei-Königs-Lied[1].

Wir kommen getreten mit unſrem Stern,
Wir ſuchen Herr Jeſus, wir fänden ihn gern.

Wir kamen all' vor Herodes Thür,
Herodes, der König, kam ſelber herfür.

Herodes, der ſprach mit falſchem Herz:
„Wie iſt der Jüngſt' von Euch Dreien ſo ſchwarz?“

Und iſt er ſchwarz, wie wohl bekannt,
Iſt er ein König von Morgenland.

Wir kamen den hohen Berg hinan,
Da ſah man die Sterne ſtille ſtahn.

O Sterne, ihr müßt ſo ſtill nicht ſtehn,
Ihr müßt mit uns nach Bethlehem gehn.

Zu Bethlehem, in der ſchönen Stadt,
Maria mit ihrem Kinde geſeſſen hat.

---

1) Hoffmann S. 69. Vergl. das eben mitgetheilte tänziſche und die Noten dazu, S. 279.

Ihr kleines Kind und ihr großer Gott,
Ein selig Neujahr verleih' uns Gott!

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo die deutsche Volkspoesie ihren ursprünglichen Charakter verlor, schlug auch die holländische einen ganz verschiedenen Weg ein. „Das holländische Volkslied, bemerkt einer der gründlichsten Kenner desselben [1]), hatte bald weder Inhalt noch Form mit dem deutschen gemein, und schied sich nach und nach ganz von demselben. Je eigenthümlicher es sich aber gestaltete, desto unpoetischer ward es; nur da, wo es seine deutsche Verwandtschaft nicht aufgab, bewahrte es auch seinen früheren poetischen Werth.

„Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, fährt derselbe Gelehrte fort, war die holländische Volkspoesie ziemlich schon eins geworden mit der Kunstpoesie. — Bürger und Bauern sangen so gut wie der verliebte Stubengelehrte von Venus und Cupidootje, von Jupijn, dazu war Jupiter geworden, und von anderen heidnischen Göttern und Göttinnen. Es giebt Lieder, welche eine eben so genaue Kenntniß der Mythologie wie der heiligen Schrift voraussetzen. — Nur zwei Arten von Lieder blieben der Volkspoesie übrig, die Zamenspraken und Deuntjes oder niewe Liedjes.

„Die Zamenspraken sind Zweigespräche oder eigentlich Wechselgesänge zwischen zwei Personen, worin selten ein anderer Gegenstand als die Liebe zur Sprache kommt; entweder fleht ein Schäfer seine Schäferin um Erhörung an, oder ein Bauer bietet seine Hand einer schmucken Dirne, oder ein Graf, wenn nicht gar ein Prinz verliebt sich in ein hübsches Landmädchen, was ihm aber einen

1) Hoffmann Horae Belgicae Th. II. S. 74ff.

Korb giebt u. dgl. Ich finde in allen dieſen Zweigeſprächen ſelten einen poetiſchen Gedanken; als etwa:

„Welch' neue Märe bringt Ihr mir?" —
„Meine neue Mär iſt ſehr ſüße.
Der kühle Mai, der kommt nun an,
So laßt uns blau Blümchen pflücken," u. ſ. w.

Bei aller Proſa ſind ſie doch meiſt in den Gränzen des Anſtandes gehalten. —

„Etwas poetiſcher iſt die zweite Art, die Gaſſenhauer, wie man ſie am paſſendſten nennen kann. Es ſind Straßenlieder voll Schilderungen grober Sinnlichkeit und voll Züge der ärgſten Gemeinheit[1]). — Man begreift kaum, wie es möglich war, daß ein Volk, was ſich vor der ganzen Welt durch ſeine Liebe zur Reinlichkeit und Nettigkeit auszeichnet, in ſeinen Volksliedern das Häßliche und Schmutzige ſo gerne hatte. Auch die ältere Volkspoeſie liebt den Scherz und ſcheut ſich zuweilen nicht, um eines witzigen Einfalles willen das ſittliche Gefühl zu beleidigen; ſolche Schamloſigkeit und Frechheit, wie ſie ſich in dieſen ächten Gaſſenhauern zum Theil ausſpricht, iſt ihr aber doch fremd geblieben, und ſie konnte ſchon deßhalb keine ſehr nachtheilige Wirkung auf die ſpätere Poeſie äußern. Höchſtens ſtammen aus dieſer früheren Zeit die anſtößigen, jedoch gegen jene Gaſſenhauer noch anſtändigen Jäger- und Reiterlieder, wenn ſie nicht etwa aus dem benachbarten Deutſchland herüber gekommen ſind:

„Es zog ein Jäger aus jagen,"

und:

„Es war einmal ein Reiter,
Der in 'nem Weinhaus ſaß u. ſ. w." —

Nach den Bemerkungen Hoffmann's beſitzen einige dieſer Gaſſenlieder eine Friſche, die an die beſten alten

1) Es folgt hier ein Verzeichniß einiger der berüchtigſten Gaſſenhauer.

Lieder erinnert; andere bewahren noch Redensarten und Wendungen derselben; zuweilen findet man auch wohl noch eine oder zwei ganze Strophen darin. Daß in den Liederbüchern fürs Volk selbst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch einzelne der alten Lieder mit abgedruckt wurden, scheint auch zu beweisen, daß sie noch gesungen wurden. Gewiß aber ist, daß jetzt jede Spur davon verschollen ist; sowie auch die Volkserzeugnisse der zweiten Periode ganz verschwunden und der Boden von Gutem wie von Schlechtem gesäubert ist. Das jetzige Volk in Holland singt wenig, und wo es singt, einzelne Lieder gebildeter Dichter oder übersetzte ausländische Opernterte [1]; die Ursachen, die dazu beitrugen, in allen neueren Nationen Europas die poetische Zeugungsfähigkeit zu ertödten, haben in Holland mehr als in irgend einem anderen Lande stattgefunden und dort ihre vollständigste Wirkung erfahren.

1) H. Hoffmann S. 79.

C.

Brittiſche Völkerſchaften.

I. Engländer.

Als die Sachſen zuerſt den brittiſchen Boden betraten, brachten ſie, obwohl noch in dem Zuſtand äußerſter Rohheit, doch ohne Zweifel ſchon die Keime ihrer nachherigen Literatur, d. h. Lieder und Sagen, mit ſich. Die Verwandtſchaft ihrer Poeſie, ſowohl in der Form als im Geiſte, mit der isländiſchen, oder vielmehr damals allgemein ſkandinaviſchen, iſt unverkennbar; aber nicht von den Dänen empfingen ſie dieſen Einfluß, denn die Entwickelung derſelben iſt älter als die Herrſchaft der Dänen in England. Neuere Forſchungen haben auch gezeigt, daß die früher bräuchliche, durch Hickes eingeführte Eintheilung des Sächſiſchen, in Brittiſch-ſächſiſch und Däniſch-ſächſiſch, ganz nichtig ſei, wenigſtens gewiß nicht der Zeit nach, ſondern nur der Localität nach gelten ſollte; daß nämlich nicht Ein Dialekt den Andern verdrängte, ſondern bis zur Corruption der Sprache durch die Normannen zwei Hauptdialekte neben einander geſprochen wurden, einer im Nor-

den, der andere im Süden [1]). Jene Verwandtschaft war vielmehr tiefgeschlechtlich, und wo sich fremde Bestandtheile zeigen, da sind sie wohl hauptsächlich der Einwirkung der celtischen Urbewohner Brittanniens zuzuschreiben, welche, obwohl besiegt und unterjocht, doch ein um vieles gebildeteres Volk waren, als die sächsischen Eroberer. Schon in frühesten Zeiten hatten die Angelsachsen ihre Harfner, Dichter und Singleute (Scopas. Leodhyrta und Glee-men), Gewerbe, die nicht scharf geschieden wurden, sondern wie bei anderen Völkern oft in Einer Person zusammenschmolzen. Aber die Ausübung der Kunst war keineswegs an Leute von Gewerbe geknüpft. Im Beowolf sehen wir einen König die Harfe spielen; später übte der große Alfred die Kunst. Die Einführung des Christenthumes ward der Ausübung dieser Gewerbe nicht hinderlich. Die Klöster wurden Lieblingssitze der Glee-men, die nebenbei die Langeweile der Mönche durch allerlei Gauklerkünste zerstreuten. Ja, so ehrenvoll war die Handthierung der letzteren, daß sich auf dem Titelblatt eines alten sächsischen Manuscriptes der Psalmen König David selbst an der Spitze der Glee-men abgebildet findet. Mönche sogar müssen von Zeit zu Zeit auf ähnliche Weise fungirt haben, denn es findet sich, daß König Edgar ein Verbot ergehen ließ, „daß die Mönche nicht mehr Bierfiedler (ealu scopas, Bierdichter) sein sollten [2])." Auch abgesehen von solchen Mißbräuchen ward in den Klöstern viel gedichtet und gesungen. Die erste historische Spur des mittelalterlichen Balladentones findet sich in einem Verse, der Canut den Großen selbst zum Verfasser hat. Als der König einst vor der Abtei von Ely vorbeisegelte, hörte er die Mönche drinnen lieblich singen, wo-

1) Siehe King Alfreds Version of Boethius: De consolatione Philosophiae, with an English Translation and Notes, by J. S. Cardale, Lond. 1829; und den interessanten Aufsatz On Anglo-Saxon Literature im North American Review, Juli 1838. p. 90.

2) On Anglo-Saxon Literature im North American Review, Juli 1838.

rauf er im beſten Angelſächſiſch, deſſen er fähig war, ſelbſt folgendes Liedchen abſang:

Munter ſangen die Mönch' in Ely,
Als Knut, der König, fuhr vorbei.
Rudert, Ritter, nah zum Land,
Laßt uns hören der Mönche Sang [1])!

(Inwiefern das große Heldengedicht Beowulf [2]), das ganz den ſkaldiſchen Charakter an ſich trägt, aber älter und darum einfacher iſt als alle auf uns gekommenen Skaldenlieder, zu den eigentlichen Volksliedern zu rechnen iſt, können wir nicht entſcheiden;) gewiß aber iſt es, daß die Sachſen zur ſelben Zeit auch kürzere volkstümliche Heldenlieder hatten, von denen eine Anzahl in der ſächſiſchen Chronik aufgehoben worden. Dieſe beſingen ſämmtlich entweder gewiſſe Schlachten, oder den Tod ihrer Könige. Alle dieſe Geſänge, die vielfach in das Engliſche, und einzeln auch in das Deutſche übertragen ſind, haben im Weſentlichen den Charakter der Eddalieder oder älteſten Skaldengeſänge. Da ſie aber nicht den mindeſten Einfluß auf die Entwickelung deſſen gehabt, was wir jetzo unter engliſchem Volksgeſang verſtehen, der eigentlich der Gegenſtand dieſer Blätter iſt, und als vollkommen untergegangen zu betrachten ſind, während die Eddalieder noch in den neueren Sprachen merkwürdig nachhallen, ſo dürfen wir keine weitere Rückſicht auf ſie nehmen. Das einzige angelſächſiſche Werk, das davon eine Ausnahme macht, und das ſeinem Inhalte nach noch in der ganzen gebildeten Welt fortlebt, iſt die Chronik von König Lear und ſeinen Töchtern, aus der Normanniſch-Sachſiſchen Zeit, und

1) Merie sungen the muneches binnen Ely.
Tha Cnut cláng reuther by:
Roweth, cnithes, noer the Land
And here we thes muneches sang.

2) The Anglo-Saxon Poems of Beowulf, the Traveller's Song, and the battle of Finnesburgh, edited etc. by John Kemble, Lond. 1833 Illustrations of Anglo-Saxon Poetry, by J. J. Conybeare. Lond. 1826.

daher schon in einer corrumpirten Sprache, metrisch, und zum Theil in Reimen verfaßt. Sie beruft sich auf ein älteres Werk, und läßt Cordelia, die Gattin des Königs Aganippus von Frankreich, nach Lears Tode über England herrschen; worauf der König von Schottland, Maglaudus, sich äußert, daß es eine Schande sei, wenn eine Königin König sei über das Land [1]).

Von bedeutenderen Einfluß auf den englischen Minstrelgesang waren vielleicht die mythischen Vorstellungen welche die Sachsen mit nach England brachten. Indessen finden wir auch hier, daß die Volkspoesie keines anderen germanischen Stammes weniger das Gepräge des heidnischen Wunderglaubens der unterirdischen Märchenwelt trägt, als gerade die englische, und daß, wenn wir in der älteren eine leise Schattirung davon finden, diese sich in der neueren ganz verwischt hatte. Die Thätigkeit des praktischen Lebens, der heitere und allgemeine Anbau des mehr idyllischen als romantischen Landes haben lange schon dahin gewirkt, den Aberglauben und das geheimnißvolle Dunkel einer poetischeren Vergangenheit zu zerstören. Die englischen Elfen scheinen in der That schon von jeher einen weniger grauenerregenden Charakter gehabt zu haben, als ihre nördlichen Schwestern. Die Duergar (Zwerge) der Sachsen vermischten sich mit den Geistern der Britten und schmolzen im Laufe der Zeit wieder mit den lieblicheren Feen zusammen, welche die Einbildungskraft der Normannischen Eindränglinge erfüllten. Unter diesen Letzteren, in deren Vorstellung eine schwache Erinnerung von Bildern, die ihre Vorfahren einst mit aus dem Norden gebracht, sich mit den geistigen Schöpfungen ihres neuen Vaterlandes und den fantastischen Ausgeburten der Mauren auf seltsame Weise gemischt zu haben scheint [2]), ging der Glaube

1) S. den oben angeführten Artikel im N. Am. R. p. 114.

2) Bekanntlich ist versucht worden, den Namen fairy von dem persischen peri abzuleiten.

an die geheimnißvollen Kräfte der Natur und ihrer Geiſter wahrſcheinlich nie ſo tief, war nie in dem Grade verbreitet, als unter den Einwohnern des ſkandinaviſchen und brittiſchen Nordens. Wirklich erſcheinen die Feen in ihren halb orientaliſchen, halb ſkandinaviſchen Attributen unter ihnen mehr als Schöpfungen der Dichter, wie als Ausgeburten der Volksphantaſie; obwohl ein gewiſſer Volksglaube daran nothwendig den Fiktionen der Dichter das erſte Grundwerk gegeben haben muß.

Vermittelſt des normanniſchen Einfluſſes alſo wurden die älteren Elfen nach und nach in England von den Feen verdrängt, ſowohl rückſichtlich des Namens, als theilweiſe auch des Charakters. Sir Walter Scott iſt der Meinung, daß ein anderer Umſtand ebenfalls beitrug, den Charakter der Feen in England zu mildern, nämlich der Einfluß der Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts, beſonders Shakſpeares. „Die verbrauchten Fabeln der Griechen und Römer verlaſſend, ſagt er, ſuchten ſie in den abergläubiſchen Schöpfungen ihres eigenen Landes nach einer neuen Maſchinerie. Die Elfen, die nächtlich im Haine tanzen, boten intereſſanten Stoff dar, und die ſchöpferiſche Einbildungskraft des Dichters, auf dem gemeinen Volksglauben weiter bauend, wies ihnen viele jener fantaſtiſchen Attribute und Beſchäftigungen an, die die Nachwelt ſeitdem mit dem Namen der Feen und Elfen zu verbinden pflegt. In ſolchen Geſchäften, wie die welkende Blume emporrichten ꝛc., verloren die Feen Südbrittanniens nach und nach den ſtrengeren Charakter der Zwerge und Elfen [1]).“ Wir zweifeln

1) Minstrelsy of the Scottish Border Vol. II. p. 160. 4th Edition. — Die Herausgeber der ſchwediſchen Volkslieder geben Scott Schuld, aus Unkenntniß der ſkandinaviſchen Mythenwelt die Zwerg- und Hausgeiſter mit den Elfen u. ſ. w. verwechſelt zu haben. Daß er die nordiſchen Sagen nur theilweiſe kannte, geht freilich aus der Einleitung zu der Ballade Young Tamlane hervor; zugleich aber kann nicht geläugnet werden, daß die Nordländer ſelbſt die Elfen und Zwerge untereinander werfen; z. B. in Ritter Ibynne ſ. oben S. 307, und Hr. Peter och Dvergens Dotter, Fornsånger Th. II. S. 298.

jedoch, ob der Einfluß der englischen Dichter auf die Masse des Volkes je groß genug gewesen sei, um so tief eingewurzelte Vorstellungen zu modificiren. Wahrscheinlicher ist es, daß die Dichter nur sammelten, was im Volke zerstreut war, und es in ihrer eigenen Weise ausarbeiteten. Gegründeter scheint uns eine andere Bemerkung des großen schottischen Dichters, durch die er den Unterschied zwischen den Gebilden des Aberglaubens in England und in Schottland zum Theil zu erklären sucht. „Der ganze Anblick des Landes, sagt er, mochte dazu beigetragen haben; denn es scheint nur natürlich, den Geistern, die beim Mondenlicht zwischen den Eichen von Windsor hinschweben, eine weniger boshafte Sinnesart und ein weniger entsetzliches Ansehen zuzuschreiben, als denen, die in den einsamen Haiden und den Bergschluchten des Nordens herumspuken [1])."

Was auch die Ursache gewesen sein mag, gewiß ists, daß die volksthümliche Geisterwelt Englands, selbst in alter Zeit, wenig von der schaurigen Düsterheit hatte, die eine der charakteristischsten Eigenthümlichkeiten der Geister des Nordens bildet. (Die englischen Elfchen sind ein ganz besonderes gutartiges und häusliches Geschlecht, und besonders der Landwirthschaft zugethan. Das fleißige Dienstmadchen belohnen sie (wie das Hügelvölkchen in Schweden [2]), indem sie ihr die Arbeit verrichten, ehe sie aufsteht, und ihr gelegentlich einen Sixpence in den Schuh werfen; die Faule aber und die Schlumpe kneifen sie braun und blau und nehmen an allen Haushaltungsgeschäften den zudringlichsten Antheil.) Ihr Anblick und ihre Eingreifen ist mehr possirlich als schauerlich; und Robin Goodfellow, Puck, Hobgoblin oder unter was für einem Namen er auch erscheinen möge, hat sich stets als Freund fleißiger Hausfrauen und pflichtvoller Dienstleute erwiesen [3]).

1) Ebend. Vol. II. p. 161.
2) Siehe oben S. 289, 290.
3) Aus den spärlichen Ueberresten des Volksaberglaubens in Eng-

Der Verfasser eines recht tüchtigen Aufsatzes im Quarterly Review „über die Alterthümer der Kinderstubenliteratur [1])“ warnt uns ausdrücklich, nicht Volksaberglauben mit Volksdichtung zu verwechseln; obwohl er gesteht, daß es schwer sei, die rechte Gränzlinie zwischen diesen beiden Gebieten zu ziehen. Wir aber glauben vielmehr, daß sie so innig verbunden sind, daß sie nicht gesondert werden können, indem eins wie das andere die Ausgeburt einer thätigen aber ungebildeten Einbildungskraft ist. Ohne Zweifel giebt es manches Volksmärchen, das nichts mit Aberglauben zu thun hat, sowie es eine Menge abergläubischer Vorstellungen giebt, die nichts weniger als poetisch sind. Aber das Grundprincip bleibt immer dasselbe; und eine Untersuchung der traditionellen Mythen eines Volkes wird jederzeit die beste Einleitung zu einer Geschichte seiner traditionellen Poesie sein. Der Glaube an übernatürliche, geheime Wesen, die an menschlichen Freuden und Leiden Antheil nehmen, ist so innig verwoben mit den romantischen und historischen Ereignissen, welche den Inhalt der schottischen *erzählenden* Balladen ausmachen, daß, wie es bei den Skandinaviern der Fall war, unsere Bemerkungen nicht besser als durch diese Balladen erläutert werden können. Wie viel weniger die Einbildungskraft der Bewohner des „fröhlichen Englands“ mit Geistern angefüllt war, — in den schottischen Hügeln und den nordischen Wäldern zum Theil die Gebilde des aufsteigenden Nebels — zeigen die alten Volkslieder deutlich. Auch die Engländer haben ihre Spukgeschichten und Elfenmärchen, aber ihre Maschinerie ist fast ohne Ausnahme *komisch*; oder wenigstens nicht von jenem geheimen Schauer begleitet, der ähnliche Erzeugnisse des Nordens so ganz durchdringt, und der auch denen der Deut-

land hat Washington Irving ein höchst anmuthiges Bild zusammengesetzt, das entschieden das ergötzlichste Capitel in seinem Halbroman Bracebridge Hall bildet.

1) On the Antiquities of Nursery Literature. Vol. XXI. p. 91.

schen nicht fremd ist. Die besseren englischen Balladen sind überdem ganz frei vom Einfluß übernatürlicher Mächte. In der ganzen Reihe, die sich auf Robin Hood bezieht, erscheint kein einziger Elf oder sonstiger Spuk; noch erinneren wir uns auch nur einer Anspielung auf etwas dem Aehnliches. Das „Herenfräulein" (the Witch Lady), in der herrlichen Ballade Percy und der verrätherische Douglas[1]), wird von dem Helden mit christlichem Mißtrauen betrachtet, und von dem Dichter sichtlich als etwas ganz Abnormes vorgestellt. Selbst Liebestränke und Zauberrunen, in den Dichtungen des Nordens und Ostens gleich häufig, kommen nicht vor. Durch die englischen Gränzballaden läuft eine Ader frischen gesunden Blutes, die alles Geheimniß ausschließt; ja, die einfache ungeschmückte Wahrheit der Geschichte ist hier so poetisch, daß selbst die Hülfe der Dichtung nicht nöthig scheint, diesen historischen Balladen den höchsten Grad des Interesses zu geben. Nicht objektive Wahrheit in der That, — aber subjektive Wahrheit; das heißt, nicht die Thatsachen wie sie waren, denn die historischen Balladen der Engländer sind weit entfernt von jener gewissenhaften Treue, die das hauptsächlichste, leider aber auch oft das einzige Verdienst der deutschen geschichtlichen Volkslieder ist, — sondern die Thatsachen, wie sie dieselben durch das gefärbte Glas des Partheigeistes und des Nationalhasses sahen. Wir sprechen hier von den schönen Balladen Chevy Chace, der Schlacht von Otterbourne, dem Aufstand im Norden[2]) und Aehnlichem. Diese sind die wahren alten Minstrellieder, die man bewundern wird, so lange die Welt steht; und die Zeit wird hoffentlich nie zurückkehren, wo wir wie Addison unser Gefühl für ihre einfache Schönheit durch die Autorität Homers und Virgils zu rechtfertigen haben werden.

1) Percy Reliques of ancient Poetry. Lond. 1807. Vol. I. p. 279.

2) Ebend. Vol. I. p. 1, 249, 269, 279.

Ehe wir uns nun bemühen, einige charakteriſtiſche Merkmale engliſcher und ſchottiſcher Volkspoeſie hervorzuheben, und unſere Bemerkungen mit Beiſpielen zu belegen, möge eine kurze hiſtoriſche Ueberſicht dieſes Gegenſtandes nicht unwillkommen ſein. Unter allen Nationen, die zu der einſtigen Bevölkerung Englands beigetragen haben, nämlich den Britten, Sachſen und Dänen, ward die Dichtkunſt geehrt und geliebt, und die, die ſie als ein Gewerbe trieben, wurden wegen der Heiligkeit ihrer Perſonen häufig als Boten und Abgeſandte in den wichtigſten Verhandlungen gebraucht. Die Thatſache, daß Alfred ſelbſt als ein ſächſiſcher Harfner in einem däniſchen Lager ſicher war und mit Auszeichnung behandelt ward, und ein ähnliches Ereigniß, welches Wilh. von Malmesbury erzählt, daß der däniſche König Anlaff ſich als ein Spielmann und Sänger (Mimus) mit derſelben Sicherheit in das Lager König Athelſtans ſchlich, bürgt für die große Achtung, welche Männern ſeines Gewerbes gezollt ward.

Der Name Minſtrel iſt ſo alt wie die Bildung der engliſchen Sprache. Er kommt von dem franzöſiſchen menestrier. menestrel, ward von den Normannen eingeführt, und bald nachher auch allgemein auf die ſächſiſchen Harfner übertragen. Ritſon hat zur Genüge bewieſen, daß es ehemals nichts weiter als einen Muſikanten bedeutet habe [1]). Als Muſikanten alſo machten ſie, ſowohl wie die Jonglers (Gaukler), Jestours (Luſtigmacher) und Disours (Herſager), Mitglieder des Haushaltes der normanniſchen Könige und ſolcher Edeln aus, die den Königen in ihren häuslichen Einrichtungen nachahmen konnten. Allein ſchon in frühen Zeiten wurden die Namen und Beſchäftigungen dieſer verſchiedenen Beamten vermiſcht und verwechſelt; und ſo ward auch der Name Minſtrel ſchon zeitig auf den wandernden Spielmann und Sänger übertragen, der ſowohl

1) Siehe darüber: Dissertation on Romance and Minstrelsy, als Einleitung zu Selection of ancient Metrical Romances. Lond. 1802.

in den Hallen der Großen als in den Hütten der Armen gaſtlich empfangen ward. Er ſpielte die Harfe und ſang dazu. Ja, wenn wir dem alten Thomas dem Reimer glauben wollen, der ohne Zweifel ſeine eigenen Gewerbspflichten wohl kannte, ſo war Singen des Minſtrels einziges, wenigſtens hauptſächlichſtes Geſchäft:

Harfen, ſagt' er, kenn' ich nicht,
Zung' iſt des Minſtrels Hauptwerkzeug [1]).

Die meiſten dieſer Leute ſcheinen auch die Kunſt, Verſe und Melodien zu machen, damit vereinigt zu haben, obwohl ſie eben ſo gern auch von den Erzeugniſſen Anderer Gebrauch machten. In der That ſcheint der Umſtand, daß die mönchiſchen Geſchichtſchreiber des Zeitalters die Ausdrücke Mimus. Histrio. Joculator brauchen, den Schluß zu rechtfertigen, daß die Minſtrels auch zuweilen ihre Lieder mit Geſten zu begleiten pflegten, und daß die verſchiedenen Geſchäfte, die am Hofe zwiſchen mehreren Perſonen getheilt waren, ſich in dem Volksſänger zu vereinigen pflegten [2]).

Die Minſtrels als Volksſänger und Aufbewahrer und Verbreiter volksthümlicher Thaten können alſo mit Recht von Wharton und Percy die ächten Nachfolger der brittiſchen Barden genannt werden; und alle Bemühungen des einſeitigen Ritſon zu zeigen, wie geringſchätzig ſie behandelt wurden, können ſie nicht dieſer Ehre berauben. Die Kunſt der Barden und Skalden ward von den Celten und den germaniſchen Nationen als etwas Göttliches betrachtet. „Als die Sachſen zum Chriſtenthume bekehrt wurden, ſagt

1) In einer alten Romanze in Jamieson's Popular Ballads nach einem Manuſcript des funfzehnten Jahrhunderts abgedruckt:

„Harping, he said, ken I none
For tong is chefe of mynstrelsé."
Vol. II. p. 27.

2) S. darüber Ritson ebend. u. Ellis Historic Sketch, vor den Specimens of early English Poets.

Percy, fing dieſe rohe Bewunderung an, im ſelben Maße als die Wiſſenſchaften ſich unter ihnen ausbreiteten, nachzulaſſen. Die Dichtkunſt war nun nicht länger ein eigenes Gewerbe [1]). Der Dichter und der Minſtrel wurden zwei Perſonen. Die Dichtkunſt ward nun auch von Gelehrten getrieben, und viele der beliebteſten Lieder waren in der Muße und Zurückgezogenheit der Kloſterzelle gedichtet. Doch die Minſtrels blieben eine beſtimmte Klaſſe Leute, die ihren Lebensunterhalt erwarben, indem ſie in den Häuſern der Großen zur Harfe ſangen. Noch immer wurden ſie gaſtfreundlich und achtungsvoll empfangen, und manche Ehrenbezeugung, die dem Barden und Skalden gebührte, ward ihnen noch zu Theil. Einige trugen nur die Dichtungen Anderer vor, allein Viele dichteten auch ſelbſt Lieder, und alle konnten wahrſcheinlich gelegentlich ein Paar Verſe machen. Ich zweifele nicht, daß die meiſten alten Heldenballaden von dieſer Art Leute gemacht wurden. Denn obwohl die größern metriſchen Romane (Metrical Romances) von den Federn der Mönche und Anderer herrühren mochten, die kleineren Erzählungen wurden wahrſcheinlich von den Minſtrels, die ſie vortrugen, ſelbſt verfaßt. Aus den ungeheueren Abweichungen, die in verſchiedenen Exemplaren der alten Stücke ſtattfinden, geht hervor, daß ſie ſich kein Gewiſſen daraus machten, Anderer Erzeugniſſe zu ändern; und dem Vortragenden war es nicht verwehrt, ganze Verſe nach Gutdünken oder Bequemlichkeit hinzuzufügen oder wegzulaſſen [2])."

In den wenigen ächten Minſtrelballaden, die auf unſere Zeit gekommen ſind, können wir drei Klaſſen unterſcheiden. Erſtens: die heroiſchen Balladen, welche die Tha-

1) Soll hier heißen: die Dichter bildeten nicht mehr eine beſondere, bevorrechtete Klaſſe. P.'s Reflexionen ſind hier auf die falſche, zu ſeiner Zeit allgemeine Vorſtellung gegründet, daß die germaniſchen Nationen eine eigene, inſtituirte Dichter- und Sängerkaſte gehabt, wie die celtiſchen Völkerſchaften.

2) Essay on ancient English Minstrels p. XX.

ten der Großen, vor denen sie gesungen wurden, oder die Thaten der Vorfahren derselben feierten: diese Themas waren natürlich besonders beliebt. Die Balladen dieser Art gehören fast ohne Ausnahme dem schottisch-englischen Gränzland an (the border), dem Hauptsitz der Privatfehden und Selbsthülfe, und wo das Faustrecht noch geübt ward, als im südlichen England und in der Nähe der schottischen Hauptstadt schon seit mehr als hundert Jahren Gesetz und Sitte herrschten. Die schottischen und englischen Dialekte so wie die Charaktere der beiden Nationen schmolzen hier in einander, und es würde unmöglich sein zu unterscheiden, was diesseits und was jenseits der Tweed verfaßt, wenn nicht der Partheigeist, der oft zu sehr verschiedenen Darstellungen ein und derselben Begebenheit führte, darüber genügend Auskunft gäbe. Sehr interessant ist es in dieser Hinsicht, die englische und schottische Version der Ballade „die Schlacht bei Otterbourn" zu vergleichen [1]). Alle diese Balladen haben Begebenheiten aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert bis zur Mitte des sechszehnten zum Gegenstand, und sind wahrscheinlich kurz nach der besungenen Begebenheit gedichtet, jedoch im Laufe der Zeit, wie es mit aller traditionellen Poesie der Fall ist, unmerklich verändert worden.

Zweitens: die Balladen rein romantischen oder erdichteten Inhaltes, wie die durch Bodmer und Herder dem deutschen Leser bekannten König Esthmer, Junker Waters, der alte Robin von Portingale und einige unten mitzutheilende. Hier ist es noch schwerer, die schottischen Erzeugnisse genau von den englischen zu unterscheiden; denn da die englischen Sänger meist vom Norden, die schottischen aus dem Süden waren, so sangen auch sie in verwandten Dialekten. Wenn ein Sänger in einer englischen Ballade vor-

1) Die englische in Percy Vol. I. p. 18, die schottische folgt weiter unten.

kommt, ſo iſt er regelmäßig „aus dem Nordland" (of the North Countrye).

Drittens: die Balladen, die ſich auf König Arthur und ſeine Tafelrunde beziehen. Die Stoffe zu dieſer Klaſſe von Liedern waren nicht weniger erdacht als die der vorigen und meiſtens den größeren Gedichten, die gewöhnlich metriſche Romane (Metrical Romances) genannt werden, entlehnt; dieſe aber waren großentheils aus dem Franzöſiſchen überſetzt, oder wenigſtens Nachbildungen franzöſiſcher Originale; einige auch wohl von normanniſchen Dichtern in England geſchrieben. Ob Minſtrels von Gewerbe im Allgemeinen die Verfaſſer und Ueberſetzer dieſer langen epiſchen Gedichte waren, geht nicht deutlich hervor. Ellis bemerkt, daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die engliſchen Großen und ſelbſt die Könige ihren ganzen Vorrath von Fröhlichkeit und Geld auf die vier großen Feſte des Jahres zu verwenden pflegten, während ſie die Muße der Zwiſchenzeit damit zubrachten, ſich Vergnügungsarten auszudenken und ſich in eine Gemüthsverfaſſung zu verſetzen, ſich amüſiren zu laſſen [1]). Für ſolche große Gelegenheiten wurden die franzöſiſchen und ſpäter die engliſchen metriſchen Liebes- und Heldengeſchichten (Metrical Romances) verfaßt. Aus ihrer außerordentlichen Länge — Ywaine und Gavin z. B. hat nicht weniger als 4032 Verſe — kann man ſchon deutlich ſehen, daß ihre Dichtung beträchtliche Vorbereitung bedurfte. Sie konnten nicht bloß im Gedächtniſſe aufbewahrt werden, wie die kürzeren Minſtrelballaden; ſie mußten niedergeſchrieben — keine kleine Arbeit in jenen Zeiten — und ſorgſam von dem Minſtrel oder Diſour auswendig gelernt werden. Es brauchte oft mehrere hinter einander folgende Feſttage ſie vorzutragen, wie ſie denn auch wegen ihrer Länge in gewiſſe Abtheilungen oder fits geſondert wurden. Dieſe Metrical Romances gehörten ſo

1) Specimens of early English Poetry Vol. III. p. 1.

wenig wie die poetischen Erzählungen der Minnesänger in Deutschland je zur Volkspoesie, und waren wie jene, nur dem Adel und den Literaten vertraut. Allein ein Theil ihres Inhaltes ward häufig in das Gewand der Volksballade gekleidet, wie wir oben gesehen haben; doch erreichten diese Gegenstände wahrscheinlich nie den Grad der Popularität, der denen zu Theil ward, die historische oder häusliche Vorfälle besangen. Merkwürdig ist es, daß die Schotten sich nie dieser Gegenstände bemächtigten; wir erinnern uns nicht, je auf einen ihrer Helden in einem schottischen Volkslied gestoßen zu sein [1]).

Interessant ist es auch hier, den ganz verschiedenen Gang der deutschen und englischen Volkspoesie zu vergleichen. Denn während dort die größeren Heldengedichte aus den uralten überlieferten Liedern des Volkes gebildet wurden, lösten sich unter den Engländern einzelne Abentheuer und Episoden der complicirten Erzählungen gebildeter Dichter zu Volksliedern ab. Indessen ist dieser Contrast nur scheinbar; denn auch jene Erzählungen waren ursprünglich aus alten Volkssagen der Normannen, Franken, Gälen und Griechen geschöpft, und gingen nun in wiederum vereinfachter Gestalt zum Volke zurück. Die kriegerischen Minstrelballaden geben ein höchst frappantes Gemälde der Zeit, deren Organe sie sind. Als solche müssen sie für den Historiker vom höchsten Interesse sein. Kaum eine darunter ist der öffentlichen Sache, oder einem Nationalkriege zwischen England und Schottland gewidmet. Ja was die Engländer von historischen Liedern der Art haben, ist ohne allen Enthusiasmus, entweder satyrisch, wie das Spottlied auf Richard von Deutschland [2]), oder fabrikmäßig

1) Ueber die Volkssagen von Arthur und seiner Tafelrunde wird der Leser mehr finden, wenn wir Gelegenheit haben, über die cambrische Poesie zu sprechen.

2) Gedichtet im Jahre 1265, eins der frühesten Documente der englischen Sprache. Percy Vol. II. p. 1.

gemacht, wie die Lieder auf Eduards I Tod und die Schlacht von Azincourt [1]).

Noch giebt es eine Reihe ächt englischer alter Volksballaden, die, obwohl sie zum Theil zu der ersten zum Theil zu der zweiten Klasse gehören, doch wieder in anderer Hinsicht einen Cyclus für sich bilden, und deren hier besonders gedacht werden mag. Wir meinen die zahlreichen Balladen von Robin Hood und anderen berühmten Geächteten von seinem Gewerbe [2]). Wir betrachten sie als den merkwürdigsten Theil der englischen Volksliteratur; und es hat uns besonderes Interesse gewährt, sie mit den Räuberliedern anderer Nationen, z. B. der Serben und Neugriechen, so wie den Wegelagererballaden der Deutschen, von denen wir oben einige mittheilten, zu vergleichen. Eine Popularität, die sechshundert Jahre dauert, wie die, welche Robin Hood genoß, und zum Theil noch genießt, hat ihres Gleichen kaum in der Geschichte. Er lebt noch in Volksschauspielen, Sprichwörtern, überlieferten Ortsnamen [3]), und vor Allem in nicht viel weniger als einem halben Hundert Balladen. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren diese in jeder Bücherbude in England und Schottland zu finden; und obwohl in unserer jetzigen Zeit, — einer Zeit, deren praktisch rastlose Tendenz mit jedem Athemzuge die lebendigen Monumente der Vorzeit zerstört — sie von erdichteten Zeitungsunglücksfällen und unverdauten politischen Declamationen verdrängt worden sind, möchten die Worte, welche Drayton vor zweihundert Jahren schrieb, doch noch einigermaßen auf die jetzige Generation in England passen:

---

1) Ebend. SS. 6 u. 24.

2) Den meisten unserer Leser ist Robin Hood sicherlich aus dem köstlichen Roman Ivanhoe bekannt, sowie auch der nachher zu erwähnende lustige Bruder Tuck.

3) Siehe die höchst interessanten Notes and Illustrations zu Robin Hoods life, vor Ritsons Collection of Ballads relating to R. H. Lond. 1795.

Auf unſ'rer Inſel weit trifft Einen man wohl an,
Der nichts von Robin Hood und von Klein Hans vernahm?
Bis zu der Zeiten End' wird's zu erzählen geben
Von Starlock, Georg von Green und ihrem Waidmannsleben;
Vom luſt'gen Mönch, deß Mund Sermone oft entfloſſen
Zum Preis von Robin Hood und ſeiner Achtsgenoſſen [1]).

Da wir jedoch natürlich nicht unter unſeren deutſchen Leſern eine ähnliche Vertrautheit mit dieſen Namen vorausſetzen können, bemerken wir, daß der in ſo vielen Liedern gefeierte Robin Hood ein engliſcher Edelmann unter König Heinrich II und um das Jahr 1160 geboren war. Nach Einigen war er ein Graf von Huntingdon, wie er auch in ſeiner Grabſchrift genannt wird. Widergeſetzliche Handlungen zogen ihm die Acht zu. Als Geächteter begab er ſich in die Wälder, wo er ſich, nebſt den vielen Geſellen die ihm zuſtrömten, von dem damals ſehr ſtark verpönten Waidwerk nährte und darüber mehr und mehr mit den Geſetzen zerfiel. Nebenbei übte er zahlloſe Gewaltthaten, aber immer nur an den Reichen, aus; beſonders plünderte er gern Biſchöfe und Aebte, ja die ganze Geiſtlichkeit; war aber dennoch äußerſt fromm d. h. er hörte gewiſſenhaft die Meſſe und hielt ſich einen Kaplan, wahrſcheinlich den luſtigen Bruder Tuck. — Ebenſo haßte er alle Magiſtratsperſonen, beſonders den Sheriff von Nottingham, der Grafſchaft, in der er vorzugsweiſe hauſte. In dem Lobe ſeines Edelmuthes, ſeiner Milde, ſeiner Treue und ſeiner Tapferkeit ſind nicht allein die Volkslieder ſondern auch alle Berichte ſeiner Zeitgenoſſen unerſchöpflich. Natürlich ward er der Liebling des Volkes, das ihn fort und fort als den Repräſentanten der Freiheit und des Kampfes gegen ungerechte und drückende Geſetze betrachtete. Die Lieder ſtellen ihn in mannichfachen Situationen dar, als glücklichen Liebhaber der ſchönen Maid Marian, als Retter ungerecht Verurtheilter, als Zuchtmeiſter frömmelnder Pfaffen u. ſ. w.

1) Polyolbion, 26ter Geſang.

Sie führen ihn mit König und Königin zusammen, wo er immer großer Ehre genießt und sich stets als ritterlicher Held ausweist. Besonders aber schildern sie ihn gern in lustigen Zweikämpfen mit überstarken Leuten begriffen; und, was das Seltsamste ist, in mehreren dieser Lieder wird er mehr als halb besiegt, und ein paarmal tüchtig durchgeprügelt [1]). Immer aber macht er sich durch seine gute Art und durch seinen berühmten Namen zuletzt sowohl die Sieger als die Besiegten zu Freunden und das Ende ist immer, daß sie mit ihm in den grünen Wald ziehen, das glückliche Leben eines **Outlaw** (Außergesetzlichen, Geächteten, Vogelfreien) zu theilen.

Die Balladen von Robin Hood sind meist von bedeutender Länge; sie haben überdem ein so vollkommen lokales Gepräge, sind so durchwirkt mit Orts- und Gewerbsnamen und anderen idiomatischen Eigenthümlichkeiten, daß wir sie für ganz unübersetzbar erklären. Um jedoch dem deutschen Leser wenigstens ein paar Proben von ihnen zu geben, sei ein schwacher Versuch hier gewagt.

Robin Hood befreit der Wittwe Söhne [2]).

Zwölf Monde giebt's im ganzen Jahr,
So hört' ich oft es sei,
Doch der fröhlichste Mond im ganzen Jahr
Ist der fröhliche Monat Mai.

Robin Hood, der schweift im Wald herum,
Im Wald herum schweift er;
Da traf er ein alt einfältig Weib,
Kam weinend des Weges daher.

---

1) S. Robin H. and the Beggar. R. H. and the Tanner. R. H. and the Tinker etc. in Ritsons Robin Hood etc.

2) Ritson's Rob. Hood etc. Lond. 1832, second edition Vol. II. pp. 155 u. 216, mit Benutzung beider Versionen.

„Was weinet Ihr, Alte, kühn Robin sprach,
Nun klaget mir Eure Noth!“
„Drei Junker, sprach sie, in Nottingham,
Die sollen erleiden den Tod!“

„Was für eine Kirche steckten sie an?
Welchen Priester schlugen sie todt?
Was haben sie für 'ne Jungfrau geraubt?
Wo brachen sie das sechste Gebot?“

„O nicht steckten eine Kirche sie an,
Noch schlugen einen Priester sie todt;
Noch raubten sie eine Jungfrau schön,
Noch brachen sie das sechste Gebot.“

„Was thaten sie denn? sprach Robin Hood,
Das sollst Du mir sagen alsbald!“
„'S ist, weil sie erschossen des Königs Wild
Mit ihren Bogen im Wald.“

„Und weißt Du noch, Alte, kühn Robert sprach,
Wie einst Du mich getränkt und gespeist?
So wahr ich leib' und lebe, sprach er,
Das lohn' ich Dir nun, daß Du's weißt!“

Robin Hood, der ging nach Nottingham,
Nach Nottingham munter ging er,
Da kam ein alter Pilgersmann
Gegangen des Weges daher.

„Was Neues giebt es, Du alter Mann,
Was giebt es für Neuigkeit?“
Sprach er: „Drei Junker in Nottingham,
Die wollen sie hängen drin heut.“

„Komm, Alter, und tausch Deine Kleider mit mir,
Komm, tausch Deine Kleider für meine;
Hier hast vierzig Schilling gut Silbergeld,
Vertrink sie in Bier und in Weine!“

„O, Deine Kleider sind gut, sprach er,
Zerrissen mein' und geflickt;
Wer immer Du seiest, es nimmermehr
Des Alters zu spotten sich schickt!“

„Komm, tausch' Deine Kleider mit mir, alter Kerl,
Komm, tausch Deine Kleider für meine;
Hier hast Du zwanzig Goldstücke gut,
Bewirthe Deine Brüder mit Weine!"

Drauf setzt' er auf des Alten Hut,
Saß oben ihm auf der Spitz'.
„Der nächste kühne Handel, sprach er,
Macht, daß der besser sitzt."

Drauf zog er den Rock des Alten an,
Mit Flicken schwarz, blau und roth;
Er dacht', es wär' ihm keine Schand',
Den Sack zu tragen mit Brot.

Drauf zog er des Alten Hosen an,
Waren hinten und vorne geflickt;
„Wahrhaftig, sprach Robin, den alten Kerl
Hat Eitelkeit nicht berückt!"

Drauf zog er des Alten Strümpfe an,
Geflickt an Knöchel und Knien;
„So wahr ich lebe, sprach Robin Hood,
Ich lachte, wär' so mir zu Sinn!"

Drauf zog er des Alten Schuhe an,
Waren ringsum Flicken daran,
„So wahr ich lebe, sprach Robin Hood,
Ob Kleider nicht machen den Mann!"

Kühn Robin ging nach Nottingham 'rein,
Nach Nottingham 'rein ging er;
Da traf er den stolzen Sheriff an,
Der ging in der Stadt umher.

„Christ grüße Dich, Sheriff, sprach Robin Hood,
Christ geh mit Dir aus und ein,
Was willst Du geben einem alten Mann,
Dein Henker heute zu sein?"

„Einen neuen Anzug, der Sheriff sprach,
Einen Anzug, den trägst Du von mir;
Ein Anzug und dreizehn Silberpfennig
Sind heut' des Henkers Gebühr."

Drauf Robin, der dreht sich rings herum,
Und springt über Stock und Stein.
„So wahr ich lebe, der Sheriff sprach,
Das heiß ich einen Sprung mal fein!“

„Nie war ich ein Henker im Leben noch,
Noch möcht' ich mich nahren davon,
Verflucht sei, sprach kühn Robin Hood,
Wer Henker zuerst ward für Lohn!

„Ich hab einen Sack zum Mehl und Malz,
Einen andern für Gerste und Korn;
Einen Sack zum Brot, einen Sack zum Fleisch
Und einen für ein klein winzig Horn.

„In meiner Tasche, da hab ich ein Horn,
Ich kriegt es von Robin Hood,
Und setz ich das Horn an meinen Mund,
Das bläst für Dich nichts Gut's.“

Das erste Mal ins Horn er blies,
So laut und schrill blies er,
Da kamen wohl hundert Bogenschützen
Gesprengt über die Hügel daher.

Das zweite Mal ins Horn er blies,
Mit aller Macht er blies,
Da kamen noch sechzig von Robins Mann
Gesprengt wohl über die Wiese.

„Und wer sind die, der Sheriff sprach,
Da über den Hügel und Wiesen?“
„Das sind meine Diener, sprach Robin Hood,
Die kommen, um Dich zu begrüßen.“

„O nimm die drei Junker, nun kenn ich Dich wohl,
O nehmt sie nur mit Euch fort!
Nicht giebt's solchen Mann noch in Nottingham,
Noch an irgend einem andern Ort.“

Robin Hood und der Bischof von Hereford [1]).

Der Eine, der singt von Robin Hood,
Der Andre von Rittern stolz;
Ich sag' Euch, wie er den Bischof von Hereford bedient,
Wie er ihn beraubt seines Gold's.

Im lustigen Barnsdale es geschah,
Im grünen Wald es war,
Der Bischof von Hereford sollt' kommen vorbei
Mit seiner Dienerschaar.

„Kommt, schießt mir ein Wild, kühn Robin sprach,
'Nen fetten Rehbock schießt mir!
Der Bischof von Hereford, der speist mit mir heut',
Und soll mich bezahlen dafür.

„Wir schießen ein Wildpret, kühn Robert sprach,
Und braten's der Landstraß' zur Seite;
Und Ihr, bewacht mir den Bischof gut,
Daß er nicht andern Weg's reite!"

Robin Hood zog an einen Schäferrock
Und sechs seiner Bogenschütz mehr,
Und als der Bischof vorbei nun kam,
Da tanzten sie um's Feuer umher.

„Was ist hier denn los, der Bischof sprach,
Was macht Ihr hier für ein Scandal?
Wer heißet Euch tödten des Königs Wild,
Wenn Euer so wenig an Zahl?"

„Herr, Schäfer sind wir, kühn Robin sprach,
Wir hüten Schaf' all die Zeit,
Wir wollen uns 'mal recht lustig machen
Und Königs Wild schießen heut'."

„Seid wackre Gesellen! der Bischof sprach,
Der König, der soll darum wissen,
Drum hurtig, und kommt des Weg's mit mir,
Vor dem Könige sollt Ihr das büßen!"

1) Ebend. S. 150.

„O Gnade, o Gnade, sprach Robin Hood,
O Gnade, laß Dich erflehen!
Nicht paßt es zu Eurer Herrlichkeit Kleid,
So Vielen an's Leben zu gehen!"

„Keine Gnade, keine Gnade, der Bischof sprach,
Keine Gnad', trotz all Deinem Flehen,
Macht hurtig und kommt des Weg's mit mir,
Ihr sollt vor dem Könige stehen!"

Da stemmte Robin sich gegen 'nen Baum,
Den Fuß wohl gegen 'nen Dorn,
Und vor unter seinem Schäferreck
Zog er sein Jägerhorn.

Er setzte das kleine End' an den Mund,
Und laut blies er hinein,
Und siehe, siebzig kühne Mann,
Die standen in einer Reih'.

Und beugten sich vor kühn Robin Hood,
Ein prächtiger Anblick war das;
„Was, Meister, ist los denn?" sprach Klein-Hans,
Daß Ihr so hastiglich blast?"

„O hier ist der Bischof von Hereford,
Der muß seine Strafe nun haben!" —
„Haut ihm den Kopf ab, sprach Klein-Hans,
Und laßt ihn mit dem Rumpfe begraben!" –

„O Gnade, Gnade, der Bischof sprach,
O Gnade laßt mich erlangen!
Denn hätt' ich gewußt, daß Ihr wär't hier,
'Nen andern Weg wär ich gangen."

„Keine Gnade, keine Gnade, sprach Robin Hood,
Keine Gnade, trotz Deinem Flehen,
Drum hurtig und komm des Weg's mit mir,
Nach Barnsdale mußt Du mit gehen!" —

Den Bischof, den nahm er bei der Hand
Und führt ihn nach Barnsdale hinein,
Und mußt mit ihm sitzen zum Abendmahl
Und trinken mit ihm Bier und Wein.

„Ruft nach der Rechnung, der Bischof sprach,
Mich dünkt, die wächst überhoch!"
„Leiht mir Eure Börse, Herr, sprach Klein-Hans,
Erfahrt Ihr's bei Zeiten wohl noch!"

Drauf nahm er des Bischofs Mantel wohl
Und breitet ihn auf den Grund;
Und aus des Bischofs Mantelsack
Zählt er dreihundert Pfund.

„Da ist Geld genug, Meister, sagte Klein-Hans,
'S ist ein Anblick, der mir gefällt!
Wahrhaftig, ich werde dem Bischof noch gut,
Obwohl er von mir nicht viel hält!"

Robin, der nahm ihn wohl bei der Hand:
„Auf! hört Ihr die Spielleute schon?"
Der Bischof, in Stiefeln tanzen mußt er,
Und froh, daß er so kam davon.

Die erste der hier mitgetheilten Balladen gehört zu den ältesten von Robin Hood; die zweite zu den neueren. Schwerlich wird aber ein bedeutender Unterschied in ihrer beider Charakter entdeckt werden können. Nach Ritson, den wir, da er diesen Gegenstand gründlich untersucht hat, als die beste Autorität betrachten können — sind alle die eigentlichen Originalballaden von Robin Hood im Lauf der Zeit verloren gegangen. Daß Lieder auf ihn bei seinen Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tod gemacht worden, — er starb im Jahr 1247 — können wir wohl bestimmt voraussetzen. Aus den Schriftstellern des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir, daß „die thörichte Menge" vor allen anderen Balladen von den Lustigmachern (jesters) und Minstrels Verse von Robin Hood und seinen Gefährten zu hören wünschte. Doch sollen nach dem oben angeführten Kritiker die ältesten jetzt noch existirenden nicht älter als das funfzehnte Jahrhundert sein. Ritson hatte jedoch,

bei aller Gelehrsamkeit, die Natur eines Volksliedes, das sich oft Jahrhunderte lang traditionell fortpflanzt, ehe es niedergeschrieben wird und sich so in einzelnen Theilen und der Form des Ausdruckes verändert, während es im Ganzen dasselbe bleibt, nicht gehörig ergründet. Das Hauptkriterion scheint ihm die Sprache der ältesten Manuscripte gewesen zu sein, die er vorfand, welche doch nur für die Zeit entscheidet, in welcher sie niedergeschrieben wurden. Und so mögen einige der noch vorhandenen Lieder in ihrer Composition immer älter sein, während sie der Sprache nach dem funfzehnten Jahrhundert, d. h. der Zeitperiode, in welcher sie zu Papiere gebracht wurden, angehören. Die neuesten dieser Balladen wurden aber wahrscheinlich doch noch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts verfaßt. Denn sie sind ganz frei von jener prosaischen Absichtlichkeit, welche von der letzten Hälfte desselben an die englische Volkspoesie charakterisirt. Auch sind sie alle in jenem freien ungeregelten Versmaß verfaßt, das vorzugsweise der alten Minstrelperiode angehört. Einige wenige im siebzehnten Jahrhundert gemachten sind sogleich an ihrer platten Umständlichkeit, an ihrem correkteren Versmaß, und an gewissen zur Schau getragenen moralischen Tendenzen zu erkennen [1]). Wir werden späterhin noch Gelegenheit haben, auf diesen Balladencyklus zurückzukommen. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß die Balladen auf andere berühmte vogelfreie Wildschützen, wie Adam Bell, Wilhelm Klodesley u. s. w. sich ihm genau anschließen. Diese Herren trieben in den Gränzwäldern genau dasselbe Gewerbe, das Robin Hood in den mittelländischen Forsten Englands trieb, und waren, wie Er, Lieblinge des Volkes. Doch überstrahlt sein Ruhm den Ihren weit.

Es mag nun hier noch eine alte Minstrelballade als Beispiel folgen, die sogar von dem hyperkritischen Ritson als eine der wenigen ächtenglischen anerkannt worden, indem

1) Wie z. B. A true tale of Robin Hood, Vol. I. p. 126.

er sie in seinen English Songs aufnahm. Es giebt mehrere verwandte in englischen und schottischen Dialekten; doch wird die folgende als die älteste und ursprünglichste anerkannt. Auch schwedisch giebt es eine ganz ähnliche sehr beliebte Ballade, wo aber das verlassene Mädchen, nachdem sie als Brautmädchen ihren Dienst versehen, sich im Garten erhängt, und der Bräutigam ihr im Tode folgt [1]).

Lord Thomas und schön Elinor [2]).

Lord Thomas war ein Wildschutz kühn,
Des Königs Wild jagt' er;
Schön Elinor war ein herrlich Weib,
Lord Thomas, er liebte sie sehr.

„Komm rathe, liebe Mutter, nun rathe, sprach er,
Nun rathe und sage mir an!
Und sage, soll ich schön Elinor frei'n?
Werd' ich der braunen Maid Mann?"

„Die braune Maid hat Häuser und Land,
Schön Elinor, die hat kein';
Bei meinem Segen empfehl ich's Dir,
Bring mir die braune Maid heim!"

An einem hohen Festtag da war's,
Gar viele giebt es mehr;
Lord Thomas, er ging zu schön Elinor,
Die selber die Braut gern wär'.

Und als er kam vor schön Elinors Haus,
Da klopft' er wohl mit dem Ring;

1) Sv. Folkvisor Th. I. S. 49 ff. Deutsch, Volksl. der Schweden S. 93. Auch von Rosenaarten, Dichtungen B. X. S. 98 ff. und Arndt in dem Wächter B. III. S. 405 ff. Das Lied wird von den schwedischen Geschichtsschreibern auf einen Liebeshandel zwischen Waldemar's I Schwester und König Swerkers Sohn, also auf eine Begebenheit in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bezogen.

2) Percy Th. III. S. 78.

Und wer war so eilig als schön Elinor,
Lord Thomas freudig empfing.

„Was Neues, was Neues, Lord Thomas, sie sprach,
Was Neues bringst Du für mich?“
„Ich komme zur Hochzeit zu laden Dich ein
Nichts Gutes ist es für Dich.“

„O Gott verhüt es, Lord Thomas, sprach sie,
Das darf und soll nicht sein;
Ich dachte selber die Braut zu sein,
Und Du der Bräut'gam mein.“

„Komm rathe, lieb Mutter, nun rathe, sprach sie,
Nun sage und rathe Du mir,
Soll ich auf Lord Thomas Hochzeit gehn,
Oder zu Hause bleiben bei Dir?“

„Gar Viele, Kind, sind unsre Freund',
Doch unsre Feinde noch mehr,
Bei meinem Segen empfehl ich Dir,
Auf Lord Thomas Hochzeit nicht geh!“

„Gar Viele sind unsre Freunde wohl,
Doch wären der Feinde tausend und mehr,
Und bring es mir Leben und bring es mir Tod,
Ich muß zu seiner Hochzeit gehn!“

Sie kleidete sich in ein prächtig Gewand,
Die Dienerschaft all' in Grün,
Und in jeder Ortschaft, wo sie durchritt,
Sie wie eine Königin schien.

Und als sie kam vor Lord Thomas Thür,
Da klopfte sie mit dem Ring;
Und wer war so eilig als Lord Thomas,
Schön Elinor selber empfing.

„Ist dies Eure Braut, schön Elinor sprach,
Mich dünkt, sie ist schwarz verbrannt,
Und konntest doch haben die weißeste Braut,
Die Einer auf Erden fand.“

„Verachte ſie nicht, ſchön Elinor,
Verachte ſie nicht, fürwahr
Dein kleiner Finger mir beſſer gefällt
Als dieſe ganz und gar.“

Die braune Braut hatt' ein Meſſerlein,
War beides, lang und ſpitz;
Und in die Seit' es ſchön Eleonor ſtieß,
Bis tief wo das Herze ſitzt.

„O Chriſt behüt' Dich, Lord Thomas ſprach,
Was wirſt Du ſo bleich auf einmal?
Sahſt Du ſo friſch an Farbe doch aus,
Wie je was die Sonne beſtrahlt!“

„Und biſt Du blind, o Lord Thomas, ſie ſprach,
Und ſiehſt Du nicht dieſes, ſprach ſie,
Und ſiehſt Du nicht, wie meines Herzens Blut
Mir träufelt nieder ans Knie?“

Lord Thomas, er trug ein Schwerdt zur Seit',
Lord Thomas, er hatt' es zur Hand,
Vom Rumpfe hieb er der Braut ihr Haupt
Und ſchleudert' es gegen die Wand.

Und ſetzte wohl gegen den Boden den Griff,
Die Spitz' in das Herz er ſich rennt;
Nie kamen zuſammen drei Liebende,
Die eher wurden getrennt.

Der Stand des Minſtrels blieb in einem gewiſſen Grade ein ehrenwerther bis zu der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Von dieſer Zeit an, wo die Buchdruckerkunſt anfing, Bücher zum Gemeingut zu machen, begann das Gewerbe des Minſtrels raſch zu ſinken, und mit ſeinen kunſtloſen aber kräftigen Erzeugniſſen fing an, wie Peren

sich ausdrückt, ein neues Geschlecht von Balladenschreibern zu wetteifern, „eine inferiore Art von kleinen Poeten, die erzählende Lieder eigen für die Presse schrieben [1])." Gegen das Ende desselben Jahrhunderts hatten die Letzteren die alten Minstrels in England vollkommen verdrängt. Die Minstrels, welche die Periode überlebten, sanken zu gemeinen Bänkelsängern und Bierfiedlern herab; und nicht länger geschickt zur Ergötzung des Adels und Mittelstandes, waren sie gezwungen, das Bierhaus zum Theater für ihre Vorträge zu wählen. Die puritanischen Schriftsteller dieser Zeit eifern beständig gegen ihre „schmutzigen, verderbten und zotenhaften Lieder [2])"; allein obwohl schon aus den Orten, auf die sie beschränkt waren, genugsam hervorgeht, daß die meisten ihrer Lieder weder zart noch würdevoll sein konnten, so ist es doch gewiß, daß ihre Zuhörer noch gern sich die alten ächten Minstrelballaden vorsingen ließen, für die die gute Gesellschaft den Sinn verloren hatte. Sir Philipp Sydney hörte die alte Ballade von der Jagd zu Cheviot von einem blinden Bänkelsänger singen, von „some blind crowder [3])". Putenham, ein Höfling Elisabeths, indem er von den „Cantabanqui" spricht, die auf Bänken und Tonnen sitzend, vor keinem anderen Auditorium als Jungen und Landleuten, die zufällig durch die Straße gehen, singen, und von den „blinden Harfnern, oder dergleichen Wirthshaus-Minstrels, die einen Absatz (sit) Vergnügen für einen Groschen geben [4])" — bemerkt ausdrücklich, daß sie meist „Geschichten der alten Zeit" sängen, wie „das Märchen von Sir Topas, den Bericht von Bevis von Southampton, Guy vom Warwick, Adam Bell und Clymme von der Klippe und andere alte Romanzen und historische

1) p. XXXVIII.

2) Stubbs Anatomie of Abuses.

3) Defence of Poetry.

4) Who give a fit of mirth for a groat.

Reime, die eigen gemacht sind, das gemeine Volk bei Weihnachtsmahlzeiten und Hochzeiten, oder in Gast- und Bierhäusern und ähnlichen Orten niederen Vergnügens, zu ergötzen [1])."

Es geht indessen aus demselben Schriftsteller hervor, daß diese Art von Unterhaltung zu seiner Zeit doch noch nicht gänzlich von besseren Gesellschaften ausgeschlossen war, obwohl der Minstrel von Gewerbe schon zu tief gesunken war, um dort Einlaß zu finden. Gegen das Ende der Regierung der Königin Elisabeth, im Jahre 1597, sehen wir den herumziehenden Minstrel zusammen mit „Gauklern, gemeinen Interludiumsspielern, Kesselflickern, und Haussirern" in ein Parlamentsdecret „zur Bestrafung von Schelmen, Vagabonden und hartnäckigen Bettlern" eingeschlossen. Während der Usurpation Cromwells im Jahre 1656 ward die letzte öffentliche Notiz von ihnen genommen, in einer Ordonnanz die bestimmte, daß, wenn einer der „Leute, gewöhnlich Fiedler oder Minstrels genannt, im Spielen oder Fiedlen oder Musiciren in einer Herberge, einem Wirths- oder Bierhaus, oder sich dazu erbietend oder Andere auffodernd und bittend, ihrem Spiele und Gesange zuzuhören, ergriffen werden sollte", solche als „Schelme, Vagabonden und verstockte Bettler" erklärt und verurtheilt werden sollten [2]).

Obwohl der puritanische Geist der Regierung, der alle weltlichen Vergnügungen als eine Sünde erschienen, ohne Zweifel keinen geringen Einfluß auf diesen letzten Act hatte, so ist er doch hinreichend, die Stelle zu bezeichnen, welche dergleichen Sänger in der öffentlichen Meinung einnahmen; und obwohl die Strenge jenes Geistes seit lange milder

---

1) Art of English Poesie p. 69.

2) Vergleich. Percy On the ancient English Minstrels, und Ritson's Dissertation on Romance and Minstrelsy pp. 222, 223.

geworden, so sind die öffentlichen Sänger dadurch doch nicht wieder gestiegen, und stehen heut zu Tage in England auf derselben niederen Stufe tiefer Entwürdigung.

Die Periode des Unterganges der alten Minstrels war zu gleicher Zeit der Anfang der Trennung englischer gelehrter und englischer Volkspoesie. Es war der glänzend helle Morgen der englischen Literatur und die großen Dramatiker dieser Periode können noch in gewissem Maße Volksdichter genannt werden, indem sie bei ihren Dichtungen den Geschmack der großen Masse der Nation zu Rathe zogen. Die eigentliche Volkspoesie aber war jetzt ausschließlich in den Händen jener Balladenmacher, die zuerst ihre Sachen auf einzelne Blätter drucken und einzeln verkaufen ließen, genau wie es der Hergang bei anderen Nationen war, und noch ist. In allen Städten des cultivirten Europas werden noch immer Blätter dieser Art feil geboten. Im Laufe der Zeit aber wurden sie so zahlreich, daß man anfing, sie gern zu kleinen Büchlein zu sammeln; diese Büchlein wurden in England unter dem Namen von Kränzen (Garlands) gedruckt; z. B. Kranz der Freude, Kranz der Liebe und des Frohsinns, Ländlicher Kranz, des Liebhabers Kranz, Robin Hoods Kranz u. s. w. [1]).

Die Balladen dieser Periode, obwohl tief unter den alten Minstrelballaden, haben doch wenigstens noch das Verdienst, die treuen Organe des besseren Theiles des Volkes zu sein, nämlich der Mittelklassen; während in neuerer Zeit die Volkspoesie in England wenig mehr geworden als die Belustigung des Pöbels. Ein Zweck der Lieder des letzteren Theiles des sechzehnten und siebzehnten Jahrhun-

1) Garland of Delight, of Love and Mirth, Country Garland, Lover's Garland, Robin Hood's Garland etc. Ein ganzes Verzeichniß solcher Sammlungen bei Percy p. LXXVI. Nach Percy sind die ältesten Sammlungen dieser Art aus der Regierung Jakobs I, also erst aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, während eine der ältesten bekannten deutschen von 1505, demnach über hundert Jahr älter ist.

derts war der, alte Geschichten aufzubewahren; ja, da die alten wunderbaren Geschichten am meisten ergötzten, so waren die Balladenmacher beständig auf der Jagd danach. Anfänge wie der folgende kommen oft vor:

Gar manche Chronik sucht' ich durch,
Da wollt's das Glücke mein,
Daß ich ein seltsam Märchen fand,
Das prägt' ich mir wohl ein ꝛc.

Viele Gegenstände der griechischen Mythologie und römischen Geschichte wurden auch damals in Verse gesetzt, und die Balladenmacher Englands waren so eifrig, sich gelehrt und belesen zu zeigen, daß es unbegreiflich scheint, wie ihre Produktionen dennoch dem natürlichen Sinne des Volkes gefallen konnten. Aber freilich gefielen gerade die einfachsten Stücke auch immer am besten; z. B. Schön Rosamund, Die Kindlein im Walde [1]) u. s. w. Letzteres gehört zu den wenigen alten Volksliedern, die vom englischen Landvolke noch gesungen werden sollen. Der Verfasser dieses Liedes giebt nicht einmal vor, zu singen. Er beginnt ganz ehrlich:

Erwäget wohl Ihr Eltern gut
Die Worte, die ich schreibe.

Die meisten Balladenmacher dieser Zeit machen es zu einem Hauptpunkte, irgend eine Moral einzuprägen, und, um ja nicht mißverstanden zu werden, kündigen sie gewöhnlich die Lehre, die sie zu geben wünschen, gleich in der ersten Strophe an, oder fassen eine Uebersicht davon in der letzten zusammen. Eine Ballade von Heinrich dem Zweiten und seinen Söhnen beginnt:

---

1) Eine — freilich sehr schwache — Uebersetzung dieses letzteren beliebten Volksliedes (Percy Vol. III. p. 173) findet der Leser in Bodmers Altenglischen Balladen, Zürich 1780.

Ihr Eltern, deren Zärtlichkeit
An ihren Kindern gern sich zeigt,
Was ich Euch nun erzählen will,
Dem aufmerksam das Ohr hinneigt!

Und lernt aus dem Geschichtchen mein
Die Kinder stets in Furcht zu halten,
Daß sie nicht werden allzudreist
Und mit Euch nach Belieben schalten!

Auch die bekannte Ballade vom König Lear, das Grundwerk von Shakespeares unsterblichem Trauerspiel, obwohl im Ganzen in ihrer einfachen Erzählung etwas sehr Bewegliches liegt, endet so:

So seht Ihr denn des Hochmuths Fall
Und Ungehorsams Strafe.

Percy, indem er die alten Minstrelballaden mit den Volksliedern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts vergleicht, bemerkt: „Die alten Minstrelballaden sind im nördlichen Dialekte; sie haben viele veraltete Worte und Redensarten, sind im höchsten Grade incorrekt und im Versmaße bis zu gänzlicher Regellosigkeit frei; eine gewisse romantische Wildheit ist ihnen eigen, und sie sind im wahren Geiste des Ritterthumes verfaßt. — Die andere Art ist in genauerem Versmaß geschrieben; sie haben eine gewisse ordinäre Regelrechtigkeit, die manchmal an das Insipide streift; doch haben sie oft etwas Rührendes. Sie sind meist im südlichen Dialekt, in neuerer Phraseologie verfaßt und Gemälde neuerer Sitten [1])."

Diese Bemerkungen heben den Unterschied zwischen den beiden Gattungen recht gut hervor. Doch andere charakteristische Merkmale bieten sich uns dar, wenn wir die englische Volkspoesie als ein Ganzes betrachten und sie mit

1) p. XXXVIII.

der Entwickelung, die sie in Schottland genommen, und mit der anderer Nationen vergleichen.

Der erste Zug, der uns hier in die Augen springt, ist, daß sie mehr von dem professionellen Charakter haben, als die Volkslieder anderer Länder. In allen anderen Sprachen sind Volkslieder mehr oder weniger die Ergüsse gewisser Naturdichter, sie werden häufig improvisirt, und oft von Frauen gemacht. Unter den englischen sind wenige, denen man es nicht anmerkte, daß sie von Sängern von Gewerbe verfaßt sind. Sie fangen meist mit einer förmlichen Anrede an die Zuhörer an, wie z. B. die Ballade vom König Estmer:

Hört mir zu, Ihr edeln Herren!
Kommt und hört mich an [1])!

Oder das herrliche Lied vom Aufstand im Norden (Rising in the North):

Hört Ihr muntern Junker all',
Was ich Euch sing' zur Hand,
Ich sing' von einem edeln Graf,
Vom edelsten Graf in Nordland [2])!

Oder wie in einem der ältesten Erzeugnisse der englischen Sprache, wo diese noch eben im Bildungsprocesse aus den heterogenen sächsischen und normannisch-französischen Elementen begriffen war:

Sitteth alle stille and hearkneth to me!
Sitzet alle stille und höret mir zu [3])!

Selbst die lebhaften und kühnen Romanzen von Robin Hood, deren Sänger recht eigentlich als die Organe des

1) Percy Vol. I. p. 59.
2) Ebend. Vol. I. p. 259.
3) Ebend. Vol. II. p. 1.

Volkes, und nicht als seine Lehrer betrachtet werden können, beginnen häufig in demselben Marktschreiertone:

Wollt, edle Herrn, ein Weilchen still sein,
Ich sing' Euch ein Liedchen zum Lohn,
'Ne gute Geschichte vom kühnen Robin Hood,
Und seinem Gesellen, klein John [1]).

So die Ballade von Robin Hood und dem Schäfer:

Ihr edeln Herrn und freien Leut',
Ich wollt' Ihr käm't im Kreis,
Denn von dem kühnen Robin Hood
'Ne gut' Geschicht' ich weiß [2]).

Ist es nicht gerade als riefe ein Marktschreier aus der Jahrmarktsbude den neugierigen Pöbel zusammen, und versuchte seine abschweifende Aufmerksamkeit zu fesseln? Und so war es wirklich. Die Minstrels sangen und spielten für ihren Unterhalt und foderten einen Groschen zum Lohn. „Die meisten Balladen, bemerkt Percy, fangen auf eine gewisse großsprecherische Weise an, um gleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu gewinnen, und sie zu bestimmen, sich den Vortrag des Liedes zu erkaufen; und selten schließen sie den erſten Theil ohne große Versprechungen einer noch größeren Ergötzung durch den zweiten. Dieß war ein nothwendiger Kunstgriff, die Hörer zur Ausgabe eines zweiten Groschen geneigt zu machen [3])."

Ein anderer charakteristischer Zug englischer Balladen ist ihre außerordentliche Weitläuftigkeit. Denn statt, wie die Sänger anderer germanischen Nationen, und selbst die Schotten, den Zuhörer gleich auf den Schauplatz selbst, in medias res hineinzuführen, beginnen sie meist die Geschichte

1) Ritson's Rob. Hood Vol. II. p. 8.
2) Ebend. Vol. II. p. 55.
3) Vol. II. p. 168.

mit dem Ei, und führen den ungeduldigen Zuhörer Schritt vor Schritt vom Alpha zu Omega. Anfänge wie die folgenden sind häufig:

In Irland, weit über dem Meer,
Da wohnte ein König gut ꝛc.

Als König Heinrich herrscht' im Land,
Der zweite seines Namens ꝛc.

In der alten Zeit,
Als schön Frankreich blühte ꝛc. [1]).

Die Erzählung zieht sich oft durch funfzig bis hundert Verse hin, und endet mit einem genauen Bericht über das Schicksal aller Mitspielenden, und gründlicher poetischer Gerechtigkeit. Es ist schwer diese Weitschweifigkeit mit dem sonstigen Charakter der englischen Literatur, besonders ihrer lyrischen und dramatischen Poesie, der eigentlich gedrängt und z. B. ganz entfernt von der Wortfülle der Spanier und Italiener ist, zu vereinigen. Ohne Zweifel haben wir die Ursache in der geringeren Empfänglichkeit und Erregbarkeit des englischen Volkes zu suchen. Es durch ein Paar feurige Worte, durch einen Gedankenblitz, durch ein plötzliches kühnes Bild zu fesseln und zu bewegen, würde auch den Beredtsamsten nicht gelingen. Es bedarf erst einer gründlichen Bearbeitung, um die Saiten klingen zu machen, die aber dann auch lange harmonisch nachtönen, und nicht im Augenblicke verhallen, wie bei den leicht entzündlichen südlicheren Nationen, oder bei den übrigen fantasiereicheren Germanen. Den nämlichen Ursachen müssen wir auch vielleicht dieselbe Eigenschaft einer umständlicheren Breite in einem anderen Zweige der englischen Literatur, den Romanen, zuschreiben. Ihre ungemeine Umständlichkeit und die

1) Die angeführten einzelnen Verse sind sämmtlich aus Percy und aus Ritsons und Evans Sammlungen alter englischer Lieder genommen.

gewissenhafte Pünktlichkeit, mit welcher ihre Autoren von Richardson bis tief auf die Verfasser der „Romanen aus der Modewelt“ (Novels of fashionable life) herab, sich es zur Pflicht machen, den Lesern nicht allein über die Verfahren ihrer Helden die genaueste Auskunft zu geben, sondern auch am Schluß einen Bericht über das endliche Schicksal aller im Werke erwähnten Personen abzustatten, hat für den Ausländer von Geschmack und Einbildungskraft etwas Komisches, wie etwas Langweiliges. In Bezug auf unseren jetzigen Gegenstand trifft unser Vorwurf jedoch vorzüglich die Balladen der zweiten Periode, die fast alle in einer rein narrativen Form sind; während die der ersteren, in ihrem Charakter ganz mit den schottischen zusammenschmelzend, viel von jener dramatischen Lebendigkeit haben, die uns die Handlung nicht erzählt, sondern sehen läßt.

Nach dieser Betrachtung der Form, wenden wir uns nun zu den innerlichen charakteristischen Merkmalen der alten englischen Volkspoesie. Und diese finden wir in einer rührenden Einfachheit, im tiefen und zarten Gefühle für Liebe und Treue, das das Hauptthema vieler ist, in den festen, kräftigen Pinselstrichen der Charakterzeichnung, und endlich in einer eigenthümlichen Empfänglichkeit für die Schönheiten und überhaupt die Einflüsse der Natur, die sich in einer Menge kleiner, dem oberflächlichen Blick unbedeutender Züge kund thut. Die letztere Eigenthümlichkeit betrachten wir in der That als einen charakteristischen Hauptzug brittischer Poesie, da wir ihn in der keiner einzigen anderen Nation in dem Grade antreffen. Die Empfänglichkeit der Engländer für klimatische Einflüsse ist übrigens auch aus anderen Zügen bekannt; denn sie ist es hauptsächlich, die sie zu Tausenden das geliebte und geehrte Vaterland verlassen und südliche Regionen suchen läßt. Der Sinn für die Reize der Natur aber scheint in England allen Klassen gemeinsam zu sein. Er zeigt sich bei dem kleinsten Durchflug durch ein Land, wo oft die ärmlichste Hütte in einem Blumenkörbchen zu ruhen scheint; und wie

sehr er die poetische Literatur durchdrungen, geht sogar aus einer ihrer langweiligsten Ausartungen, der sogenannten beschreibenden Poesie hervor. Die alten metrischen Romanzen sind voller lieblicher Naturgemälde. In den Volksballaden ist besonders oft der Reiz der Jagdscenen lebhaft beschrieben, und in den Liedern von Robin Hood werden die Wälder mit ihrem grünenden Laub und blühenden Blumen so lockend gemalt, daß man deutlich daraus erkennen kann, in welchem günstigen Lichte das Leben eines vogelfreien Mannes (outlaw) betrachtet ward. Eine beträchtliche Anzahl beginnt mit solchen Gemälden:

Zur Sommerzeit, wenn das Laub wird grün,
Und Vöglein singen auf jedem Baum u. s. w.

oder:

Im Sommer, wenn das Laubwerk schießt,
Und Blüthen aus jedem Zweig,
So fröhlich singen die Vögelein,
So fröhlich und wonnereich u. s. w.

oder:

Wenn der Wald wird grün und die Kräuter blühn,
Das Laub wird breit und lang,
Ist's lustig im schönen Forste zu sein
Und zu lauschen der Vöglein Gesang.

Die Amsel, die singt und hört nicht auf,
Die auf dem Zweige sich wiegt,
So laut, daß Robin Hood erwacht,
Der dorten im grünen Wald liegt u. s. w.

Auch der Anfang der oben mitgetheilten Ballade gehört hierher, der die Freuden des Wonnemonds ausdrückt. Wir könnten diesen Beispielen eine bedeutende Anzahl anderer beifügen; es sei aber genug mit der Erwähnung einer Scene zwischen Robin Hood und seiner in einen Ritter verkleideten Geliebten, wo der Geächtete den vermeintlichen Gegner auffodert, sich seinem Gewerbe anzuschließen und

als ein Hauptreizmittel ihm die Aussicht vorhält, in dem grünen Wald zu leben und die Nachtigall singen zu hören [1]!

Ebenso zeigt sich die Empfänglichkeit der Britten für die Einflüsse der physischen Natur durch eine häufige genaue Angabe der Zeit und Jahresperiode, in der eine Begebenheit vorfällt. Traurige Ereignisse fallen vor

About the Martinmas
When the green leaves were a falling.

Um die Martinsmeß,
Wenn die grünen Blätter fallen.

oder:

About the Martinmas
When the wind blew shrill and could.

Um die Martinsmeß,
Wenn der Wind bläst scharf und kalt.

oder:

About Zule, quhen the wind blew cule.

Um's Weihnachtsfest, wenn der Wind kalt bläst.

Daß ein Volk, so empfänglich für die atmosphärischen Einflüsse und zu gleicher Zeit so der tiefsten und innigsten Gefühle der Liebe fähig, fruchtbar in lyrischen Ergüssen dieser Empfindungen sei, würde nun ein natürlicher Schluß sein. Denn Liebe, freudige oder wehmüthige Eindrücke der äußern Natur, und geselliger Frohsinn, sind von jeher die reichhaltigsten Quellen von Liedern gewesen. Auch haben die Schotten besonders an Liedern aller Art einen unendlichen Ueberfluß. Allein die Engländer sind kein singendes Geschlecht, und ihre Literatur, die die Lieder schwarz auf weiß aufbebt, ist daher reicher daran, als das eigentliche Volk, das sich dergleichen Produktionen meist nur lebendigen, und zwar singenden Mundes zu überliefern pflegt. Es liegt überdem nicht in der Natur eines lyrischen Er-

1) Robin Hood Vol. II p. 163.

aufbewahrt zu werden; unter keiner Nation finden wir deren so alte noch unter dem Volke lebendig, als die erzählenden Lieder oder sogenannten Balladen. Was von eigentlichen Liedern dem englischen Volksleben angehört, ist meist entweder ganz modern oder höchstens aus dem siebzehnten Jahrhundert und über alle Begriffe platt und trivial. Ritsons Sammlung alter Gesänge [1]) ist meist erisch und größtentheils schottischen Ursprungs; seine englischen Gesänge [2]) enthalten, mit Ausnahme der Balladen, kein einziges eigentliches Volkslied. Evans Sammlung, die voller lyrischer Produkte der beiden vorigen Jahrhunderte ist, eröffnet dem Leser das ganze Misère der englischen lyrischen Volksliteratur und bietet einen scharfen Contrast mit deutschen Sammlungen verwandter Art dar. Dies gilt besonders von Liedern, die zärtliche Empfindungen aussprechen sollen. Denn in solchen Liedern, wo der dem englischen Volke angeborne Humor eine Stimme haben kann, wie z. B. Trinkliedern, sind sie um Vieles glücklicher. Derb genug zwar wird man sie in der Regel finden, um so mehr, da die Sänger nicht von Traubensaft, sondern von Gerstensaft begeistert werden. Aber mit großem Geschick pflegen sie auch Lieder dieser Art häufig in die Balladenform überzuspielen. Jamieson allein theilt nicht weniger als sechs englische und schottische Lieder auf Sir Hans Gerstenkorn (Sir John Barleycorne) und Meister Allan Malz (Allan Mault) mit. Die folgende soll englischen Ursprungs sein.

Hans Gerstenkorn [3]).

Von Osten der kamen drei lustige Leut',
Herrn, edels und wohlgeboren,
Die hatten auf Hans Gerstenkorns Tod
Einen heilsam Eid geschworen.

1) Ancient Songs 1792.
2) English Songs.
3) Popular Ballads 1806. Vol. II. p. 240.

Sie nahmen einen Pflug und pflügten ihn ein,
Deckten ihn mit Erdklößen zu,
Und schworen einen heiligen Eid,
Hans Gerstenkorn sei nun zur Ruh.

Doch wie der Frühling wieder kommt,
Und Regen niederträuft,
Da springt Hans Gerstenkorn wieder heraus,
Daß keine Seel' es begreift.

Der Sommer war heiß, der bringt ihn in Schweiß,
Fing bleich zu werden an;
Hans Gerstenkorn bekam einen Bart,
Grad wie ein andrer Mann.

Sie nahmen einen Haken, war spiz und scharf,
Schnitten ihn über's Knie entzwei;
Und banden ihn auf den Kornwagen fest,
Als ob er ein Spizbub sei.

Sie nahmen zwei Stöcke, zwei mächtige Stöck',
Schlugen braun und blau sein Gebein,
Der Müller behandelt ihn ärger noch,
Der mahlt ihn zwischen zwei Stein'.

Des Brauers Weib war auch dabei,
Die sagte: mit Dir ist's aus;
Und zapft das Blut ihm aus dem Leib,
Macht Doppelbier daraus.

In einen Krug da füllten sie's,
Und tranken's im Kreise rings;
Und je mehr und mehr sie tranken davon,
Je besser und lustiger ging's.

Hans Gerstenkorn ist der mächtigste Mann,
Den Jung und Alt heut kennt,
Würf nieder einen Wallace wohl,
Wie man die Hand umwend't.

Will er's, erschießt der Jäger den Hund
Und trägt ihn als Wildpret nach Haus;
Eine kluge Jungfer, die macht er zur Gans,
Trinkt einen Schoppen sie aus.

Er schafft einen Mann zum Knaben um,
Einen Knaben zum Esel gar;
Er wandelt in Silber Dein gutes Gold,
Dein Silber in Blei fürwahr!

Derselbe Humor, der dieses und ähnliche Lieder belebt, ist in anderen Zweigen der englischen Volksliteratur bemerklich, und wenn wir ihn nicht oben zu den charakteristischen Merkmalen der englischen Volkslieder rechneten, war es, weil wir ihn in denselben nicht, wie in der englischen Literatur, mit dem Ernsten, ja Tragischen verwoben, sondern mehr als ein gesondertes Element zu entdecken glauben. Die Balladen von Robin Hood sind voller ergötzlicher, natürlich oft auch sehr derber und roher Laune. Noch roher und manchmal bis zum Zotenhaften gemein ist eine Reihe historischer alter Balladen, welche englische Könige in genauem Verkehr mit Individuen der niederen Klasse schildern z. B. Edward IV und der Gerber, der König und der Müller, Jakob I und der Kesselflicker u. s. w. Alle diese Balladen strotzen vor einer gewissen rohen sinnlichen Kraft; keine andere Nation hat Aehnliches aufzuweisen. Ein feinerer Humor herrscht in dem folgenden Stück, was wohl noch in die ältere Minstrelperiode gehört.

Beichte der Königin Eleonore [1]).

Krank lag die Königin Eleonor',
Zu sterben sehr sie bangt,
Da schickt sie eilig nach Frankreich hin,
Zwei Mönche von dort verlangt.

Der König rief seine Edlen all',
Rief einen und zwei und drei:
„Ich selbst will beichten die Königin,
Graf Marschall, Du sei dabei!"

1) Percy Vol. II. p. 158.

„Eine Gnad', eine Gnade, Graf Marschall sprach,
Hier knie ich, was es auch sei,
Was Euch bekenne die Königin,
Daß mir's nicht zu Schaden gedeih'!"

„Mein Land verpfänd' ich, der König sprach,
Meine Krone und fürstliche Treu;
Was auch bekenne die Königin,
Dir soll's nicht zu Schaden gedeih'n!

„Eine Mönchskutte, die wirf nun um,
Ich zieh eine andre an;
So sieht uns wohl die Königin
Für zwei heilige Pfaffen an!"

So zogen sie beide verkappt dahin,
Traten ein in das Schloß Whitehall,
Die Glocken klangen, die Chorknaben sangen,
Die Kerzen, die brannten all'.

Vor die Königin da traten sie hin,
Und knieten und wünschten ihr Heil;
„Hier sind wir, gnädige Königin,
Nach denen gesandt Du in Eil."

„Seid Ihr die Mönche aus Frankreich,
Nach denen ich thät verlangen?
Doch seid Ihr zwei englische Pfaffen,
So sah ich Euch lieber hangen!"

„Wir sind die Mönche aus Frankreich,
Nach denen Ihr thätet verlangen,
Wir kamen eilig über das Meere,
Eure Beichte hier zu empfangen!"

„Die erste Sünde, die ich beging,
Die soll Euch enthüllet sein!
Graf Marschall empfing meine erste Gunst
Vor dem Könige ganz in Geheim."

„Eine arge Sünde! der König sprach,
Die Gott vergeben Euch mag!"

„Amen, Amen!“ Graf Marſchall rief,
Mit ſchwerem Herzen er ſprach.

„Die zweite Sünde, die ich beging,
Die ſei Euch nicht verhehlt,
Eine Büchſe hab' ich mit Gift gemiſcht,
Für den König, dem ich vermählt.“

„Eine arge Sünde, der König ſprach,
Gott mag ſie Dir verzeih'n!“
„Amen, Amen! Graf Marſchall ſprach,
Und alſo ſoll es ſein!“

„Die dritte Sünde, die ich beging,
Die ſei Euch nun bekannt,
Schön Roſamund, die ſtarb an Gift
In Woodſtock von meiner Hand.“

„Eine arge Sünde, der König ſprach,
Gott mag ſie Dir verzeih'n!“
„Amen, Amen! Graf Marſchall ſprach,
Und alſo ſoll es ſein!“

„Seht Ihr die beiden Knaben dort,
Der Aelteſte wirft den Ball,
Das iſt des Grafen Marſchall Sohn,
Und den lieb ich vor All'n.

„Seht Ihr den kleinen Knaben auch,
Der fängt den Ball im Spiel?
Das iſt des Königs Heinrich Sohn,
Der kümmert mich nicht viel.

„Sein Kopf, der gleicht dem eines Stiers
Die Naſe wie'n Rüſſel ſo krumm —“
„Was thut's, was thut's, der König rief,
Mir iſt er nur lieber darum!“

Der König warf die Kutte ab,
Stand vor ihr in rothem Kleid.
Die Königin ſchrie und rang die Händ',
Daß ſie verrathen ſei!

Der König sich um nach dem Marschall sah,
Blickt an ihn mit grimmigem Blick:
„Graf Marschall, wär's nicht um meinen Eid
Du hingst noch heut' am Strick!"

Die alten Volkslieder mögen als die wahren Keime der reichen Pflanzen, die jetzt in dem Garten der englischen schönen Literatur gedrängt zusammen stehen, betrachtet werden. Je voller und üppiger sie aufschossen, je mehr eigneten sie sich die höheren und gebildeteren Klassen allein zu; während dem gemeinen Volke, das einst dem Hervorsprossen der Saat zusah und ihre Knospen genoß, jetzt nur das Unkraut übrig geblieben ist, das, und zwar von jeher, zwischen den edlern Gewächsen emporgeschossen. Das achtzehnte Jahrhundert arbeitete rasch und unabwendbar auf die gänzliche Zerstörung aller poetischen Tendenzen des englischen Volkes hin; und die letzten dreißig bis vierzig Jahre mit ihren gedrängten Revolutionen und Neuerungen haben nur gerade noch Spuren gelassen, um daran zu erkennen, daß der Boden einst bebaut war. Eine mehr allgemeine Verbreitung nützlicher Kenntnisse hat nach und nach die ergiebigen Quellen des alten Aberglaubens vertrocknet; denn obwohl noch hier und da fragmentarische Ueberreste gefunden werden, so sind sie doch gerade dadurch, daß sie aus ihrem Zusammenhange gerissen, in der Wurzel untergraben. Der Anwachs des Handels mit dem Auslande, und der geschäftige Verkehr im Inlande, das vorherrschende Interesse der Politik, die Fabriken, die Zeitungen und Pfennigmagazine, die selbst in der Hütte des Landmanns die abendlichen Unterhaltungen des Märchenerzählens und Singens verdrängt haben — alles dies hat dazu beigetragen, den Nationalsinn für Poesie zu unterminiren und den Volksgeist nach und nach seiner eigenen schöpferischen Kraft zu berauben. Selbst die alten Geschichtchen, die bisher noch in der Kinderstube eine schützende Heimath fanden, fangen an ver-

gessen zu werden; und wie ein englischer Schriftsteller, der mit dem Stande der Sachen vertraut ist, sich ausdrückt: der Geschmack des lesenden Publikums hat den Geschmack des buchstabierenden Publikums angesteckt. „Die Kindermuhme selber" sagt er „ist sehr mäkelerisch in ihrem Geschmack geworden, und die Bücher, die ihr jetzt gefallen, sind ganz anderer Art, wie die, über denen sie sonst zu liegen pflegte, wenn sie ihre Brille aufsetzte, und sich es so blutsauer werden ließ, uns vom A und Affen bis zum X und Xerres und Z und Zuckerhut zu führen. Die Volksbüchlein [1]) selbst, die sich ehedem die Landleute auf Messen und Märkten zu kaufen pflegten, sind nicht halb so populär mehr als sonst, und wir haben fast das Erlöschen dieses Zweiges unserer Literatur erlebt. Nagelneue Novellen und ausgeartete modern-gothische Romane, an denen nichts als der Name romantisch, haben die alten Geschichten selbst aus ihren letzten Zufluchtsörtern verdrängt. Das Küchenmädchen, die sich in die Geheimnisse des Udolpho und die Rose von Ruby vertieft, will über den Tod von „Schön Rosamund" keine einzige Thräne mehr vergießen, und „das Märchen von Troja", das in den Tagen der guten Königin Beß

> Barbarische Herzen schmolz, und Tom, den Metzger, stets
> Zu Thränen rührte —

hat alle Rührungsgewalt verloren. Locale Ueberlieferungen erhalten die Werke, die sich darauf beziehen, noch einigermaßen im Umlauf. So lange das Bildniß des Sir Bevis das Gitterthor von Southampton schmückt, wird man dort sich seiner Thaten erinnern; und Guy, der Graf von Warwick, mag es seiner Punschbohle danken, daß seine Stadt ihn noch nicht ganz vergessen hat. Allein die meisten anderen ritterlichen Helden, die ihre Posten so lang

1) Chap-books. Bücher die von Hausirern (chap-men) umhergetragen werden.

und so hartnäckig vertheidigt, haben neueren Emporkömmlingen weichen müssen. — — Politik und Sektenstreitigkeiten vollenden die Umwälzung im Geschmack. Die alten fliegenden Blätter mit „schönen neuen Geschichtchen" haben dem rothen Zeitungsstempel Platz gemacht, und wandernde Krämer verbrennen ihre „gottlosen" Märchenbücher, wie vor Alters die Hexen, und füllen ihre Körbe mit Traktatchen an, die durch das Imprimatur des Tabernakel geheiligt [1]."

Die Balladen und Lieder, die in unseren Tagen die englischen Bücherbuden füllen und von Hausirern im Lande umhergetragen, oder von den gemeinen Straßensängern einem Haufen Jungen und gaffenden Landleuten zum Besten gegeben werden, sind meistentheils von der allerniedrigsten Art, und verdienen nicht den Namen der Poesie. Manchmal trifft es sich wohl, daß irgend ein gutes neueres Lied aus einem gedruckten populären Liederbuche, oder irgend eine alte einst berühmte Ballade sich mitten unter solche Sudeleien verirren. So hörte Ritson (freilich vor vierzig Jahren) von einem blinden Geiger in einer der Londner Straßen die alte Minstrelballade von Lord Thomas und schön Elinor singen. Auch eine von den ächten Balladen auf Robin Hood findet sich wohl noch hier und dort unter einem Haufen abgeschmackter oder schmutziger Blätter. Doch dieß wäre bloßer Zufall; weder Leser noch Hörer hat den mindesten Begriff, daß zwischen diesen Erzeugnissen irgend ein Unterschied sei. Je entsetzlicher ein Ereigniß, je abscheulicher eine Handlung, je paßlicher wird sie für ein neues englisches Volkslied gehalten, und der Verbrecher, der sein Leben voller gemeinen Schandthaten am Galgen endet, wird, wie wir es irgendwo ausgedrückt gelesen, durch seinen Tod der Bürger einer poetischen Welt.

Mehr ächtes Gefühl für Natur und mehr poetischer Sinn hat auf dem Lande sich erhalten; hier und in den

1) Quarterly Review. Vol. XXI. p. 91.

abgelegeneren Fabrikſtädten hört man wohl noch gelegentlich eine alte Ballade ſingen. Beſonders ſind Yorkſhire und Lincolnſhire noch reich an Localſagen und Liedern, und auch manche alte ſchottiſche Ballade iſt dort hinübergedrungen. Die oben eingerückte Ballade von der Königin Eleonor, die von der grauſamen Barbara Allen, von der noch grauſameren Judentochter, und die wenn auch neueren doch immer wohl über zweihundert Jahr alten Stücke, das ſchöne Mädchen von Clifton [1]) und die Kindlein im Walde, ſind gelegentlich noch dort zu vernehmen, häufig nur in Bruchſtücken. Sogar das alte hiſtoriſche Lied von der Jagd bei Cheviot ward vor zwanzig Jahren dort noch gehört. Doch nur durch einen Extratrunk Bier erwärmt, entſchließen ſich die alten Leute damit herauszurücken. Bemerken ſie die Aufmerkſamkeit eines Fremden, ſo ſind ſie nicht leicht zu Wiederholungen zu beſtimmen, und immer mit der Entſchuldigung bei der Hand: „ja ſonſt, vor vierzig Jahren, da konnt' ich Wort für Wort auswendig. Da ſangen wir es bei unſeren Wachen (wahrſcheinlich Leichenbewachungen); aber nun kann ich mich nicht darauf beſinnen. Ich kann es nie wenn ich's gerade will [2]).“

Die einzige Art von Poeſie, die noch immer ſich ziemlich allgemein unter dem engliſchen Landvolk erhalten hat, ſind gewiſſe mehr provinzielle als nationelle Lieder, die ſich an beſtimmte Feſtlichkeiten knüpfen, und förmlich zum eben zu feiernden Feſttag zu gehören ſcheinen. Die anmuthige Maitagsfeier ward einſt ſogar durch die Gegenwart Heinrich's des Achten und ſeiner Käthe geheiligt [3]), und war noch zu Jakobs I Zeiten am Hofe üblich, bis nach und nach der Charakter dieſer Feier ſo tief geſunken, daß ſie jetzt in London bloß den Schornſteinfegern überlaſſen wird. Schatten davon ſind jedoch noch in allen Theilen

1) Siehe Ritson's English Songs.
2) Athenaeum 1839. No. 585. p. 30.
3) Hone's Survey of London 1605. p. 99.

des Landes zu finden, und eine Menge von Liedern knüpft sich daran. Der heilige Dreikönigs Abend, Neujahrstag, und besonders das freudige Weihnachtsfest — jedes hat seine ihm gewidmeten Lieder, meist aus grauem Alterthum stammend, und oft darum, und weil sie nur noch in Bruchstücken existiren, kaum verständlich. Das folgende Lied, Wassailers' Song genannt, wird in Gloucestershire noch am Neujahrsabend gesungen. Wassail kommt von dem sächsischen Waes hael, sei gesund! Die Wassailer, junge Männer oder Mädchen, gehen in der Stadt, umher einen mit Kränzen geschmückten und mit gewürztem Doppelbier gefüllten Becher tragend. Sie singen ihr Lied vorzugsweise dem Reichen und singen natürlich nicht umsonst [1]). Lieder dieser Art sind ein für alle Mal ganz unübersetzbar; daß jedoch auch davon eine Probe nicht fehle, um sie mit deutschen Liedern der Art so wie mit den oben eingerückten dänischen und holländischen vergleichen zu können, möge eine Uebertragung hier statt finden.

Wassailerlied.

Wassail! Wassail! all über die Stadt!
Unser Toast, der ist kräftig, unser Bier ist nicht matt!
Unser Becher, von Ahornholz ist er gemacht:
Wir sind gute Brüder — Dir sei dies gebracht!

Dies ist für Herrn ..... [2]) mit Haut und Haar!
Gott send unserm Meister ein fröhlich Neujahr!
Ein Jahr voller Freuden, wie je ihm gelacht!
Mit meinem Wassailerkrug — Dir sei dies gebracht!

Dies ist für Frau ..... vom Kopf bis zur Zeh,
Gott mag sie mit guten Weihnachtsstollen versehn!

---

1) Popular Superstitions etc. by Brand, republished by Ellis. Lond. 1813. Vol. I. p. 6.

2) Name des Hausherrn; nachdem die Wassailer unter einander getrunken, bringen sie dem Herrn, der Frau und dem gesammten Hauswesen einzeln ihr Vivat.

Die beſten Weihnachtsſtollen, die je nur gemacht!
Mit unſrem Waſſailerkrug — Dir ſei dies gebracht!

Dies iſt für Fülleimer[1]) und ihren langen Schwanz!
Gott ſend Euch Allen von Freuden 'nen Kranz!
Auf 'nen Becher gut Bier, da warten wir hier!
Dann tönt ſonder Fehl unſer frohes Waſſail!

Sind Mädchen im Haus? nach meinem Dafürhalten,
Die laſſen uns Burſchen nicht lange im Kalten!
Friſch auf, Ihr Mädchen! wir warten allhier,
Die Schönſte im Hauſe, die öffnet die Thür!

Komm, Kellner, bring uns vom Beſten 'nen Krug,
Das ſchreibt Dir der Herr Gott gewiß in ſein Buch!
Doch bringſt Du 'nen Becher mit Dünnbier heraus,
Dann pereat Kellner und Becher und Haus!

Einen höheren Schwung nehmen die alten Weihnachtsgeſänge (Christmas-Carols), die noch im Weſten von England, beſonders in Cornwallis, um die Feſtzeit viel geſungen werden. Die traditionelle Geſchichte vieler dieſer Lieder geht ſo weit als die Reformation zurück. Es iſt in der That intereſſant zu beobachten, wie ſelbſt dieſe Gattung der Poeſie die Form der ächten National-Ballade angenommen. Wir finden in ihnen alle Ausdrucksformen der alten Ritterballade, von den edeln Herren und Edelfrauen auf „lieb Jeſus und die geſegnete Marie (sweet Jesus and blessed Mary)" übertragen. Eins dieſer Lieder beginnt:

Ich ſah drei Schifflein ſegeln her,
Am Weihnachtstag, am Weihnachtstag!
Ich ſah drei Schifflein ſegeln her,
Am Weihnachtstag, am Morgen!

Und was war in den Schifflein drei?
Am Weihnachtstag, am Weihnachtstag!

---

1) Name der Kuh.

Und was war in den Schifflein drei?
Am Weihnachtstag, am Morgen!

Herr Jesus Christ und Unsre Frau,
Am Weihnachtstag, am Weihnachtstag!
Herr Jesus Christ und Unsre Frau,
Am Weihnachtstag, am Morgen u. s. w. [1]).

In anderen finden wir eine merkwürdige Mischung von Reminiscenzen aus alten Balladen und dogmatischen Predigten in einander verschlungen. Z. B.

Weihnachtslied.

Der Mond tritt hervor, in der Sterne Chor,
Wenn dem Morgen weichet die Nacht;
Der Herr, unser Gott, er ruft uns zu;
Er ruft: betet und wacht!

Erwacht, erwacht Ihr Leutchen all',
Erwacht und hört seine Lehr'!
Der Herr, unser Gott, am Kreuze starb,
Für uns, die er liebte so sehr!

O schön, o schön Jerusalem,
Wann werd' ich zu Dir eingehn!
Wann hat mein Leiden wohl ein End',
Daß ich Deine Wonnen mag sehn!

Grün wurden die Felder, so grun und schön,
Als von der göttlichen Au,
Der Herr, unser Gott, bewässert uns
Mit süßem, himmlischem Thau.

Zu retten unsrer Seele Heil
Ward Christus an's Kreuz geschla'n,
Wir nimmer thun für Jesus Christ
Was er für uns gethan.

---

1) Christmas Carols, ancient and modern, with an Introduction and Notes. By W. Sandys, Lond. 1833 — aus welchem Werke auch die beiden folgenden Beispiele sind.

Des Lebens Gang iſt 'ne Spanne lang,
In der Blüthe wird es gemäht;
Heut' ſeid Ihr hier, und morgen dort,
Seid todt, eh Ihr Euch verſeht.

O lehre Deine Kinder, o Menſch,
So lange Du hier fürwahr;
Weit beſſer wird's ſein für die Seele Dein,
Wenn Dein Leib liegt auf der Bahr.

Heut' biſt Du zwar lebendig, o Menſch,
Und reich an Geld und Gut,
Doch morgen vielleicht biſt Du todt, o Menſch,
Und unten Dein Leichnam ſchon ruht.

Ein Raſenſtück unter'm Haupt, o Menſch,
Und eines Dir zu Füßen,
Und alle Deine Thaten, ſo bös und gut,
Sich dorten begegnen müſſen.

Mein Lied iſt aus, ich muß nach Haus,
Werd' Gottes Wort an Euch wahr!
Gottes Segen mit Euch, ſo arm als reich,
Und ſend Euch ein fröhlich Neujahr!

Das Singen der **Christmas Carols** oder Weihnachtslieder iſt nicht auf Cornwallis beſchränkt; in allen nördlichen Grafſchaften, und in einigen der mittleren hat es ſich einigermaßen erhalten. Selbſt in der Hauptſtadt kann man hin und wieder einen einſamen Straßenſänger ſein „Gott geb' Euch Fried', Ihr wackern Herrn!" oder eine andere alte Ballade in einer alten, einfachen Melodie ableiern hören. Beſonders aber werden in London viele dergleichen Lieder für die Bücherhauſirer (**Chap-men**) nicht allein gedruckt ſondern auch gemacht, und die neuen miſchen ſich unbemerkt unter die alten. Sandys, der Sammler dieſer Weihnachtslieder, erwähnt eines Weihnachtsdramas, das im Weſten von Cornwallis aufgeführt wird, in welchem General Wolffe und Sankt Georg gegeneinander fechtend

vorgestellt werden, und worin auch der Herzog von Wellington vorkommt.

Was die älteren Balladen anbetrifft, so ist es überhaupt merkwürdig, daß in England, statt solcher Stücke, die des Sängers und Hörers Gemüth für ein Paar Augenblicke in eine ideale oder romantische Welt erheben könnten, nur diejenigen sich erhalten haben, die das Geistige in den beschränkten Kreis hinabziehen, der dem Verfasser allein das Wirkliche zu sein schien d. h. das Ordinare, und häufig das Gemeine. Die folgende Weihnachtsballade, mit der wir unsere Proben schließen, ist noch in Cornwallis in Umlauf und ein ergötzliches Beispiel der Neigung der niederen Klassen aller Nationen, Gegenstände heiliger Natur sich zu familiarisiren. Ein Vergleich mit verwandten deutschen und holländischen Liedern liegt nahe.

Weihnachtsballade.

Einst traf sich's an 'nem Maimorgen,
'S war ein Feiertag so schön;
Lieb Jesus fragte sein Mütterlein,
Ob er dürft' spielen gehn.

„Ja spielen soll lieb Jesulein,
Ja spielen er gehen mag!
Doch wenn zu Haus Du Abends kommst,
Laß hören mich keine Klag'!"

Lieb Jesus ging zur Stadt hinab,
Zum heil'gen Quell ging er,
Da sah er schöne Kinder spielen,
Und schönre giebt's nicht mehr.

Und sprach: „Gott segn' Euch immerdar
Und Christ öffne Euch sein Reich!
Kommt, Kinderchen, und spielt mit mir,
Und ich will spielen mit Euch!"

Allein sie sprachen zu ihm: Nein!
Wär'n Edelmanns Kinder all';

Er ſei vom niedrigſten Geſchlecht,
Ein Jungfernkind, geboren im Ochſenſtall [1]).

Lieb Jeſus wendet ſich hinweg,
Zur Mutter heim geht ſtill;
Und ſpricht: „Ich war dort in der Stadt,
Wie ich erzählen will.

„Ich ging hinab in jene Stadt,
Wohl bis zum heil'gen Quell.
Da ſah ich ſchöne Kinderchen,
Die ſpielten an der Stell'.

„Ich bot jedwedem Gott zum Gruß
Und Chriſt öffn' ihnen ſein Reich;
Kommt, Kinderchen, und ſpielt mit mir,
Und ich will ſpielen mit Euch!

„Allein ſie ſprachen zu mir: Nein!
Waren Edelmannskinder all',
Ich ſei vom niedrigſten Geſchlecht,
Ein Jungfernkind, geboren im Ochſenſtall."

„Und biſt Du auch ein Jungfernkind,
Geboren im Ochſenſtalle;
Du biſt der Chriſt, des Himmels Fürſt,
Und der Heiland ihrer Alle!

„Lieb Jeſus, geh hinab zur Stadt,
Geh bis zum heil'gen Quell,
Und nimm die ſünd'gen Seelen weg
Und tauch ſie tief in die Höll'!"

„O nein, o nein, lieb Jeſus ſprach,
O nein, das darf nicht ſein;
Der ſünd'gen Seelen ſind zu viel,
Die zu mir um Hülfe ſchrein!"

---

1) Um unſere Ueberſetzung nicht ungerechtem Tadel auszuſetzen, ſtehe hier das Original dieſes Verſes:

But they made answer to him: No!
They were lords and ladies sons,
And he the meanest of them all
Was but a maiden's child, born in an Oxstall.

Da sprach der Engel Gabriel
Zum heil'gen Stephan schnell:
„Obwohl Du bist ein Zimmermannskind,
Du bist der König der Welt!“

II. Schotten.

Wie vortrefflich hat der unsterbliche Dichter die localen Eindrücke Schottlands und den eigenthümlichen Zauber, den es auf seine Kinder übt, in den schönen Versen charakterisirt:

O Caledonia ernst und wild!
Aus Deiner Ammendrust entquillt
Dem Dichter Nahrung stark und mild!
Land zerr'ger Wälder, brauner Haiden!
Land klarer See'n und Bergesweiden!
Land meiner Väter! welche Hand
Könnt' lösen je das Kindesband,
Das eng mich knüpft an Deinen Strand[1])!

Der Reiz der schottischen Natur ist nicht sowohl absolut als relativ. Weder haucht der duftende Süden seinen balsamischen Athem über seine düsteren Berge aus, noch sind diese mit dem imponirenden Charakter des Großen und Erhabenen gestempelt. Sparsam nur brechen die Strahlen der Sonne in ihrem ganzen Glanze durch den Nebelschleier ihres Luftkreises. Alle fremde Reisende stimmen überein, daß die Schönheiten der schottischen Natur, von ihren tausend romantischen und historischen Associationen unabhängig, nur vom zweiten oder dritten Range sind. Allein die Hand der Geschichte und des Genius haben das ganze Land in ein Gewand magischer Schönheit gekleidet. Dem Freunde der Volkspoesie ins Besondere sind Stellen, unbekannt an sich selbst, und Orte, welche die Geschichte

1) Lay of the last Minstrel.

nie genannt, classischer Boden geworden; und das tiefe innerste Interesse, das sich oft an Gegenstände knüpft, welche an sich ohne Schönheit oder Wichtigkeit sind, mag als ein wahrer Triumph der Seele über die Sinne betrachtet werden.

Die Gründe, durch welche wir den Verfall der Volkspoesie in England zu erklären suchten, lassen sich in gewissem Maße auch auf Schottland anwenden. Ja, der puritanische Einfluß, der allen weltlichen Vergnügungen so eifrig entgegenstrebte, machte hier noch kräftigere Versuche, sie zu untergraben, als dort. Allein die angeborne poetische Richtung des schottischen Landvolkes, in dessen Blut die besten Säfte der gälischen und sächsischen Racen sich glücklich gemischt zu haben scheinen, haben allen Angriffen von Zeit und Umständen bis jetzt noch glücklich widerstanden. Wirklich zeigt sich die celtische Beimischung im Blute der schottischen Niederländer sehr deutlich in mehreren geistigen Zügen, besonders in den Schöpfungen des Aberglaubens, die aus germanischen und celtischen Anschauungen verschmolzen, zwar den skandinavischen nahe verwandt, allein doch auch ihr eigenthümliches, nationales Gepräge haben. Die Elfen von Schottland haben ihren ursprünglichen Charakter viel besser behauptet als die von England, und obwohl wir damit nicht sagen wollen, daß die schottischen Niederländer allen Aberglauben ihrer gälischen Landsleute theilten, so giebt es doch eine Menge von zauberhaften Ueberlieferungen und Volksvorurtheilen, die ihnen beiden gemeinsam sind. Das Beispiel des schottischen Landvolkes bietet in der That ein merkwürdiges Beispiel dar, daß selbst die Vortheile einer religiösen und geistigen Erziehung, die sie vielleicht in höherem Grade und seit länger genießen, als irgend eine andere Nation — nicht die Gewalt haben, alte abergläubische Vorurtheile zu zerstören, wenn diese von *localen Associationen* unterstützt werden. Ein Schotte im fremden Lande wird bald aufhören, an die Macht seiner heimathlichen Geister zu glauben; während zu Hause Hügel

und Wälder und Schlösser seinem Geiste die Ueberzeugung seiner Vorfahren zurückrufen. Die höchst merkwürdige Ballade vom jungen Tamlane [1], worin die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der Elfen beschrieben werden, wird noch im Ettrickforste vom Volke gesungen, und was kaum glaublich scheint, von den Sängern auch in unseren Tagen nicht bloß als eine poetische Erzählung, sondern in vollstem Glauben gegeben. Es ist dieß die Geschichte eines liebenden Mädchens, die durch Muth und Ausdauer ihren Geliebten, der zwar von Menschengeschlecht aber früh von den Elfen gestohlen, von seinem Elfenstande erlöst. Die Stellen, wo jeder einzelne Umstand sich zutrug, wo Janet zuerst den Elfen begegnete, und wo sie ihn zuletzt entzauberte, Stellen, wo das Gras nie wächst, werden dort noch immer gezeigt. „In keinem Theile Schottlands", sagt Sir Walter Scott, in seiner Einleitung zu dieser interessanten Ballade, „hat der Glaube an die Elfen sich standhafter erhalten, als in Selkirkshire. Der freidenkendste Zweifler in den unteren Klassen wird höchstens behaupten, daß sie jetzt nicht mehr erschienen und boshafte Streiche machten, oder daß sie es wenigstens nicht oft mehr thäten, seit das Licht des Evangeliums in seiner Reinheit verbreitet sei [2]."

Der Ettrickforst, die Sylvia Caledonia der Römer, war allerdings schon zu Merlins Zeiten allen Arten von Spuk- und Zauberkünsten gewidmet. „Die guten Nachbarn", wie das schottische Landvolk des Niederlandes mit euphemistischer Klugheit die vaterländischen Spukgeisterchen zu nennen pflegt, haben im Ganzen mit den Doane Shi. oder friedlichen Leuten ihrer galischen Brüder, ein und denselben Charakter. Allein die „guten Nachbarn" haben ein Paar Eigenschaften für sich allein, in denen celtische und germanische Ansichten seltsam verschmolzen scheinen. Die

1) Minstrelsy of the border, fifth edition 1821. Vol. II. p. 191.
2) Ebend. S. 189.

gälischen Elfen haben persönliche Neigungen und Anhänglichkeiten; z. B. die Banfhi, der Schutzgeist bestimmter Familien, verwandt mit der unter allen Völkern vorkommenden weißen Frau. Die germanischen Geister dagegen sind meist Local [1]). Dieß ist auch bei den niederschottischen der Fall. In dem dienstfertigen, eindringlichen Kobold, Braunchen (Brownie), scheint der Charakter beider vereinigt [2]). Dieser Hausspuk, der mit besonderem Behagen seine langen haarigten Arm' und Beine am Küchenfeuer streckt und dehnt, ist bei Allem ein ganz gutmüthiges Wesen. Auch Billy Blind zeigt sich gutherzig und zu gutem Rath bereit. Von gefährlicherer Gattung sind die Wasserniren, der Shelly-Coat und besonders der Kelpie, und der braune Moormann die sich boshafter Weise daran ergötzen, verirrte nächtliche Wanderer noch mehr irre zu leiten, und sie wohl gar ins Wasser zu ziehen. Ihre verderblichen Ränke leben noch in vielen Sagen und Erzählungen fort, und werden auch in mancher Ballade erwähnt, obwohl die Anzahl der Balladen, welche die Elfen- und Nixenabentheuer eigen zum Gegenstand haben, wenn auch größer als bei den Deutschen, doch bei weitem geringer ist als bei den Schweden [3]).

Für den Sammler von Volksliedern giebt es in Europa keinen reicheren Boden als Schottland. Die Poesie, mit dem ganzen Zauber der Musik verschmolzen, hat schon in der frühesten Vorzeit sich das Land zu einem ihrer Lieblingssitze erwählt. Unter einer großen Menge von Balladensammlungen, die kürzlich im Norden und Süden Schottlands veranstaltet sind, ist nicht eine, die nicht eine Anzahl

1) Freilich mit Ausnahmen. Hinzelmann folgte dem Herrn von Hademühlen nach Hannover. Deutsche Sagen Th. I. S. 105.

2) Ganz verwandt mit dem deutschen Kobold, Deutsche Sagen Th. I. S. 90.

3) Da der in Schottland herrschende Aberglauben sich bei den Hochländern viel vollständiger erhalten hat, werden wir bei etwaniger Fortsetzung dieses Werkes bei Gelegenheit der Volkspoesie der Nationen celtischen Stammes umständlicher davon sprechen.

alter Stücke enthielte, welche von den Lippen des Landvolkes selbst zum ersten Male niedergeschrieben worden. Aber selbst in dieser poetischen Gegend ist der Verfall der Poesie sichtlich und unaufhaltsam. Was früher das Eigenthum Aller war, allen Altern und Geschlechtern vertraut, muß jetzt aus den zähen Gedächtnissen alter Bauernfrauen zusammengesucht werden, die alle ihre Kräfte zusammennehmen, um die Enkel um ihre Spinnräder herum zu versammeln, sie dort still zu erhalten; oder von Schäfern, die bei ihrer einförmigen und einsamen Lebensweise mit Balladenversagen glücklich einen Theil ihrer Zeit durchbringen. Sie in der gegenwärtigen Zeit niederschreiben, heißt sie vom nahen Tode der Vergessenheit retten.

Der geschichtliche Anfang der englisch-schottischen Poesie ist ungefähr mit der Einführung der englischen Sprache in Schottland gleichzeitig. Im dreizehnten Jahrhundert war diese schon in den ganzen schottischen Niederlanden eingebürgert und das Gälische in die Berge gedrängt, während sie stark mit Dänischem vermischt in den südlicheren Provinzen, die zu dem sächsischen Königreich Northumberland gehörten, und halb von Dänen halb von Sachsen bevölkert waren, schon um ein Paar hundert Jahr früher Wurzel gefaßt. Merkwürdig ist, daß auch in Schottland, wo doch die englische Sprache auf friedlichem Wege eingeführt wurde, die Poesie nicht einen Theil der poetischen Eigenthümlichkeiten der Gälen annahm, sondern die dichterischen Erzeugnisse beider Sprachen in Charakter durchaus gesondert blieben. Den geringen Einfluß der brittisch-welschen Dichtkunst empfing sie erst durch das Medium der normannisch-französischen Sprache.

Thomas von Ercyldoun, berühmt als Prophet und Minstrel, wird als Verfasser des metrischen Romanes (metrical romance) Sir Tristram genannt. Thomas, obwohl der Beiname der Reimer ihm als Ehrenname gegeben ward, verdankt seinen Ruhm doch vorzüglich seinen Prophezeiungen; ohne diese wäre wohl sein Name unter-

gegangen, wie der anderer Minſtrels. Sir Triſtram rechnen wir ſo wenig zur Volkspoeſie als andere Gedichte dieſer Art [1]; allein daß Thomas, der Held ſo mancher Volkstradition, auch eigentlicher Volksdichter war, leidet keinen Zweifel. Ja ſeine Prophezeiungen ſelbſt können in gewiſſem Sinne als der Volkspoeſie des Zeitalters angehörig betrachtet werden [2].

Unter den ſchottiſchen Balladen finden ſich einige, in denen ſich deutlich verwandte ſkandinaviſche erkennen laſſen, in einer Anzahl und in einem Grade verwandt, daß es nicht durch Zufall erklärt werden kann; und wiederum zu abweichend, als daß an Ueberſetzungen gedacht werden dürfte, wenn auch ſonſt der Gedanke einer eigentlichen Uebertragung bei Volksliedern, die Jahrhunderte lang bloß von Mund zu Mund gehen, ohne je zu Papiere gebracht zu ſein, anwendbar wäre. Anzunehmen, daß dieſe Lieder durch Kaufleute und Reiſende — in einem Zeitalter, wo ſo wenig gereiſt ward, und der ausländiſche Handel ſich nicht über die Küſtenſtädte ausdehnte, — über England und Schottland verbreitet, iſt durchaus unſtatthaft. Es bleibt alſo kaum ein Zweifel, daß dieſe Balladenſtoffe, außer den Keimen, die, dem geſammten germaniſchen Stamme angehörend, ſchon die Sachſen mit nach Brittannien brachten, während der däniſchen Einfälle, und beſonders wohl während der däniſchen Herrſchaft in England dort verbreitet wurden. Northumberland ward ſchon in der letzteren Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts von Ivar Vidfadme erobert; in keinem anderen Theile Brittanniens faßten die Dänen ſo feſten Fuß wie hier, ſie machten bald den größten Theil der Bevölkerung aus, verbreiteten ſich über die benachbarten Landſchaften und über ganz England, und vermehrten ſich beſonders während der däniſchen Gewalt in den erſten vierzig Jahren des

1) Siehe oben S. 485.

2) Siehe über dieſen Gegenſtand die drei Balladen von Thomas und ihre Einleitung, Minst. of the Border Vol. III. p. 168 sq. Auch Popular Ballads and Songs etc. by Jamieson, 1806. Vol. II. p. 3.

elften Jahrhunderts. Ihre Sagen und poetischen Ueberlieferungen fanden ohne Zweifel bei [illegible] ihnen so nah verwandten übrigen Population nicht weniger Eingang als ihre Sprache bedeutenden Einfluß auf die gesammte sächsische, besonders den nördlichen Dialekt derselben, übte. Northumberland aber, das sich damals bis zur Mündung des Forth erstreckte, war und ist noch immer der eigentliche Sitz englisch-schottischer Volkspoesie. Daß die Engländer ihre Balladenform den Dänen verdankten, dafür spricht auch der oben angeführte Vers König Knuts [1]), der ganz in dem uns vertrauten Balladentone verfaßt ist, während die gleichzeitigen in Chroniken aufbewahrten sächsischen Lieder in ganz anderem Style gedichtet sind.

Wir haben schon wiederholt die Verwandtschaft schottischer und skandinavischer Lieder nachgewiesen; eines der frappantesten Beispiele geben wir hiermit, wo dem geneigten Leser selbst die Vergleichung vorliegt.

Die grausame Schwester [2]).

Es saßen zwei Schwestern im Kämmerlein,
Binnorie, o Binnorie!
Da kam ein Ritter, der wollte sie frei'n.
Bei dem schönen Mühldamm von Binnorie!

Er warb um die Aelt'ste mit Handschuh und Ring,
Zu lieben er die Jüngste anfing.

Er warb um die Aelt'ste mit Messer und Schloß,
Die Jüngste er in sein Herz einschloß.

Die Aelteste das tief, tief kränkt,
Und neidisch sie's der Schwester gedenkt.

---

1) S. oben S. 475. Dieser Balladenstil mußte doch wohl dem Könige aus den skandinavischen Volksliedern vertraut sein, und auch dieß scheint ein Beweis für das Alter der dänischen Lieder, die, älter als die Sprache, mit der Bildung derselben aus der Muttersprache in jene überflossen.

2) Minst. of the Border, Vol. III. p. 79. Vergl. oben S. 325 ff.

Die Aelt'ste, die sprach zum Schwesterlein:
„Komm, Vaters Schiffe die kommen herein."

Sie nahm sie bei der Lilienhand
Und führte sie zu des Flusses Strand.

Die Jüngste stand auf einem Stein,
Die Aelt'ste kam und stieß sie hinein.

Sie faßt sie um den Leib so schmal
Und stößt sie tief in die Fluth zumal.

„O Schwester, Schwester, Deine Hand,
Sollst erben all mein Gut und Land!"

„Nein, nimmer reich ich Dir die Hand
Und erbe doch Dein Gut und Land!"

„O reiche nur den Aermel mir,
Lieb William, o! den schenk ich Dir!"

„Sink hin, laß alles Hoffen sein,
Lieb William, der wird dennoch mein!

„Deine rothen Wang'n und gelbes Haar,
Da blieb ich Mädchen immerdar!"

Einmal sie sank und einmal schwamm,
So kam sie zu des Müllers Damm.

„O Vater, Vater, zieh den Damm,
Ein Meerweib ist's oder ein weißer Schwan!"

Der Müller eilt und zog den Damm,
Ein todtes Weib heraus er nahm.

Nicht war zu sehn ihr gelbes Haar,
Mit Perlen ganz bedeckt es war.

Nicht war der schlanke Leib zu sehn,
Ihr goldner Gürtel war so schön.

Gezogen kam ein Harfner da,
Das süße, bleiche Antlitz sah.

Sah an das Fräulein mehr und mehr
Und seufzte tief und stöhnte schwer.

Er macht 'ne Harf aus dem Brustbein:
Der Klang schmelz wohl ein Herz von Stein.

Macht Saiten aus ihrem Haar von Gold:
Die Töne, die klingen so wehmuthsvoll!

Und er ging nach des Königs Saal,
Da saßen die Höflinge allzumal.

Er legte die Harfe auf einen Stein,
Zu tönen begann die Harfe allein:

„Da sitzet der König, deß Tochter ich bin,
Da sitzt meine Mutter, die Königin!

„Da steht mein Bruder Hugo daneben,
Und oh! lieb William, mein theures Leben!"

Darauf der Ton der Harfe hinstarb:
„Weh, weh meiner Schwester, die mich verdarb!"

Eine nicht geringe Anzahl von Beispielen ähnlicher Verwandtschaft könnten angeführt werden, allein ihr Zusammenhang geht nur aus inneren Gründen hervor; an eigentlichen historischen Beweisen ihres Alterthumes fehlt es, bei der bloß traditionellen Geschichte dieser Lieder, gänzlich. Die historisch ältesten Beispiele schottischer Lieder, die in Chroniken aufbewahrt sind, stammen aus den ersten — Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, und haben durchaus den Charakter ächter Volkslieder. Einige nicht werthlose Reime auf die Schlacht bei Bannokburn im Jahre 1314 wurden zur Verspottung der besiegten Engländer gemacht, und, wie in dem naiven Tone der Zeit eigen erzählt wird, lange nachher noch in den Tänzen und Chören der Mädchen und den Liedern der Minstreis von Schottland, nebst vielen anderen

geſungen [1]). Die Verſe dieſer Periode ſind hauptſächlich politiſcher Art, ein Umſtand, welchen die Art ihrer Aufbewahrung genugſam erklärt. Barbour, Verfaſſer eines gereimten Geſchichtswerkes „the Bruce“ genannt, findet es überflüſſig, eine Beſchreibung eines gewiſſen Sieges zu geben, denn, ſagt er:

„Hören kann's, wer's hören mag,
Junge Frau'n in ihrem Spiel
Singen davon jeden Tag [2])!“

Wenn wir das lebhafte Intereſſe erwägen, das damals das Volk an öffentlichen Angelegenheiten zeigte, ſo können wir nicht bezweifeln, daß es neben dieſen politiſchen Reimen auch eigentliche Balladen gab, die die rühmlichen oder tragiſchen Ereigniſſe beſangen. Einige Bruchſtücke finden ſich hin und wieder, allein nur ſehr wenige Balladen ſind vollſtändig vorhanden, die man dem Ende des dreizehnten oder Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mit einiger Sicherheit zuſprechen kann. Sir Patrik Spence, wovon ein Bruchſtück zuerſt von Percy gedruckt und von Herder überſetzt ward, und das nachher von Scott und Jamieſon in vollkommenerer Geſtalt, zuletzt von Motherwell am vollſtändigſten geliefert [3]) ward, gehört darunter; auch die Ballade Alt Maitland [4]), obwohl ſie ſich ſehr in Form und Geſtalt verändert haben mag. Manches andere Ereigniß des vierzehnten und des Anfanges des funfzehnten Jahrhunderts wird in noch lebenden und zum Theil auch noch in Schottland geſungenen Balladen gefeiert. Daß gleich-

1) Ritson's Historical Essay on Songs etc. p. XXVII.

2) Ebend. p. XXVIII:

Quhasa liks thai may her
Young wemen quhen thai will play
Sing it amang thaim ilk day.
The Bruce Vol. III. p. 49.

3) Minst. of the Border Vol. I. p. 8. Pop. Ballads Vol. I. p. 157. Motherwell Ancient and modern Minstrelsy 1827. p. 8

4) Minst. of the Border Vol. I. p. 25.

zeitig mit der Begebenheit oder unmittelbar darauf, wenn das ganze Interesse dafür noch lebendig war, Balladen darauf gemacht, läßt sich wohl voraussetzen; ob aber die, welche uns vorliegen, noch die ursprünglichen Lieder sind oder in späteren Zeiten aus diesen entstandene, — dieß möchte schwer zu ermitteln sein. Die in Schottland sehr berühmte Ballade von Thomas dem Reimer und der Elfenkönigin bietet ein Beispiel der Veränderung dar, der ein mündlich von Generation zu Generation fortgepflanztes Volkslied unterworfen ist. Indem wir die jetzt noch volksthümliche Version mit einem Manuscripte des funfzehnten Jahrhunderts vergleichen, finden wir, daß, obwohl der Gang der Begebenheit sowohl wie Gedanken und Beschreibungen genau übereinstimmen, doch die Worte keines einzigen Verses durchaus dieselben sind [1]). Mit einem Fragmente des „kleinen, kleinen Männchens (wee, wee man), von dem ein anderes schottisches Volkslied singt, und wovon ein altes Manuscript im brittischen Museum aufbewahrt wird, ist es, nach Ritson, derselbe Fall [2]). Auf der anderen Seite bietet die Geschichte der skandinavischen Lieder eine ganz entgegengesetzte Erfahrung dar. Denn wenn sich viele derselben auch in mannichfache Versionen zersplittert haben, so finden wir andere, wo die schwedische, wie sie noch heut' zu Tage gesungen wird, fast wörtlich mit der dänischen Version übereinstimmt, die vor zwei- bis dreihundert Jahren niedergeschrieben ward [3]). Die folgende Ballade, die dem Leser ein Beispiel der historischen Anschauung der Schotten geben mag, bietet ihm zugleich ein kühnes Gemälde jener kriegerischen Zeit, und ein Seitenstück zu der bekannten Ballade von der Jagd von Cheviot, die in Herder's treff-

1) Minstrelsy of the Border Vol. III. p. 168; und Jamiesons Popular Ballads Vol. II. p. 3.

2) Scottish Songs Vol. II. p. 159, und Hist. Ess. p. XXC.

3) Z. B. Arel und Walberg, wo schw. u. dän. Recensionen nur gering abweichen.

licher Ueberſetzung dem deutſchen Publikum vorliegt. Intereſſant iſt, auch ſie mit der engliſchen Ballade auf den nämlichen Gegenſtand zu vergleichen, und die Wirkungen des Partheigeiſtes zu beobachten, in dem ſich ein und dasſelbe Ereigniß oft ſehr verſchieden abſpiegelt.

Die Schlacht bei Otterburn [1]).

Es war wohl um Hochſommerszeit,
Wenn die Moorleut' erndten ihr Heu,
Als der mächt'ge Graf von Douglas ritt
Nach England nach Beute frei.

Mit ritten die Gordons und die Grämes
Und die Lindſay's, die muntren Leut',
Doch die Jardins wollten nicht mit ihm gehn,
Und ſie bereuen's noch heut.

Die Thäler von Tyne er ſengt und brennt,
Und weit und breit im Land,
Und in die drei Thürme von Norburgfels,
Da wirft er hinein den Brand.

Auf Newcaſtell da zieht er los,
Reitet einmal herum auf die Schau:
„Wer iſt der Herr von dieſem Schloß
Und wer die geſtrenge Frau?“

Da ſprach der ſtolze Lord Percy heraus,
Hohen Tones ſprach er darauf:
„Ich bin der Herr von dieſem Schloß,
Mein Weib iſt die edle Frau.“

---

1) Minst. of the Border Vol. I. p. 57. Die Schlacht wurde 1388 geſchlagen. Percy hat aber aus mehreren Umſtänden bewieſen, daß die engliſche Ballade nicht älter als die Mitte des folgenden Jahrhunderts ſein kann. Vol. I. p. 53. Die ſchottiſche Ballade iſt viel kürzer und gedrungener; ſie hat nur 35 Verſe während die engliſche 125 hat. Die ſchottiſche hält ſich nur an die Hauptperſonen, während die engliſche Berichte von einer ganzen Anzahl von Rittern giebt, die mitgefochten, und dadurch etwas Chronikartiges bekommt.

„Und bist Du Herr von diesem Schloß,
Das steht schon recht mir an,
Dann eh ich zurück in die Berge geh,
Muß Einer von uns d'ran."

Er nahm einen Speer in seine Hand,
So lang und mit Eisen vorn,
Und ritt a'rad auf den Douglas zu
In Kampfeswuth und Zorn.

Doch oh! wie bleich stand die edle Frau
Wohl auf des Schlosses Wall!
Als nieder sie sah vor des Schotten Speer
Den stolzen Percy fall'n.

„Und wären wir beid' in freiem Feld,
Und nirgends ein Aug', uns zu sehn,
Hätt' ich Dich gefangen mit Haut und Haar,
Nun soll doch fein Schwerdt mit mir gehn [1])"

„Wohl zieh Du hinauf nach Otterburn
Und warte der Tage drei,
Und komm' ich nicht dann, so nenne mich
Einen Ritter ohne Wort und Treu!"

„Der Otterburn ist ein schöner Born,
Umher ist's gar lustiglich,
Doch nichts ist dort in Otterburn
Zu nähren meine Leut' und mich.

„Das Wild rennt frei durch Berg und Thal,
Die Vöglein fliegen von Ast zu Ast,
Doch fehlt es an Brot und Kost, daß wir
Uns könnten laden zu Gast.

„Doch will ich warten auf Otterburn,
Willkommen heiß ich Dich dort,
Und kommst Du nach drei Tagen nicht,
Hast Du geschändet Dein Wort!"

---

1) Douglas spricht. Es scheint, daß Percy, nachdem er gefallen,

„Dahin will ich kommen, ſtolz Percy ſprach,
Bei der Macht unſ'rer lieben Frau'n!“
„Da wart' ich Deiner, der Douglas ſprach,
Darauf da kannſt Du bau'n!“

Sie ziehen hoch auf Otterburn,
Auf die braune Höh' hinauf,
Sie ziehen hoch auf Otterburn,
Und ſchlagen ihr Lager auf.

Und wer einen wackern Burſchen hatt',
Sein Roß auf die Waide ſchickt' nun,
Und wer keinen wackern Burſchen hatt',
Der mußt' es ſelber thun.

Und kam und ſprach ein Edelknab',
Noch eh der Tag brach an:
„Erwacht, erwacht, mein edler Lord,
Der Percy rückt heran!“

„Das lügſt Du, lügſt Du unverſchämt,
Das lügſt Du ganz und gar,
Der Percy für mich und meine Mann
Noch geſtern gerüſtet nicht war.

„Doch hab' ich einen Traum geträumt
Dort auf der Inſel Sky,
Ein todter Mann gewann ein Gefecht,
Mich dünkt, daß ſelber ich's ſei!“

Er ſchnallt ſein Schwerdt um breit und gut
Und auf zu Roſſe ſitzt,
Doch er vergaß den guten Helm,
Der hätt' ihm ſein Hirn geſchützt.

Als Percy auf den Douglas ſtieß,
Ich glaube, 's deinet Einen ins Grab,
Die Schwerdter, die flogen, der Schweiß brach aus,
Und Blut rann wie Regen herab.

Der Percy mit ſeinem breiten Schwerdt,
Das hieb manche Wunde ſo ſcharf,
Das ſtach dem Douglas eine Wund' in die Stirn,
Die blutend zu Boden ihn warf.

Da rief er den Edelknaben herbei
Und sprach: „Nun renne geschwind
Und bei mir Sir Hugh Montgomery her,
Meiner lieben Schwester Kind."

„Mein Neffe gut, der Douglas sprach,
Was liegt an dem Tod von Ein'm?
Ich hab' einen Schreckenstraum geträumt,
Und weiß, der Tag heut' ist Dein!

„Meine Wund' ist tief, und gern ich schlief!
Statt meiner das Treffen nun leite!
Begrab' mich bei dem Farrnkrautbusch,
Dort auf der blumigen Haide!

„Begrab' mich bei dem Farrnkrautbusch,
Wohl bei dem Blüthengesträuche,
Kein lebender Mensch soll's wissen und sehn,
Daß dort eine schottische Leiche!"

Er hob ihn auf, den edeln Lord,
Im Auge die salzige Thrän',
Er barg ihn in den Farrnkrautbusch,
Daß nicht seine Leut' ihn säh'n!

Der Mond schien hell, die Nacht wich schnell,
Speersplitter die flogen umher;
Und mancher tapfre englische Mann,
Sah nimmer das Tageslicht mehr.

Die Gordon gut, in englischem Blut,
Da färbten sie Füße und Händ';
Die Lindsay's flogen wie Feuer umher,
Bis all der Strauß hatt' ein End'.

Montgomery und Percy die trafen sich so,
Daß keiner von beiden sich freut';
Sie schwangen die Schwerdter, sie stampften dabei,
Im Blute da schwammen sie beid'.

„Gieb Dich, o gieb Dich, Lord Percy, sprach er,
Sonst ist's um Dein Leben gethan!"
„Und wem denn soll ich ergeben mich,
Wenn's einmal nicht anders geht an?"

„Nicht sollt Ihr Euch geben an Herrn oder Knecht,
An mich nicht, den vor Euch Ihr seht,
Ihr sollt Euch geben an jenen Farrnbusch,
Der auf der Haide dort steht."

„Will mich nicht ergeben an Busch oder Strauch,
Noch an Andre, das schwör ich nun Dir,
Nur an den Grafen Douglas allein
Und an seinen Neffen, wenn die wären hier!"

Sobald er wußt', Montgomery sey's,
Da stieß er das Schwerdt in die Scheide;
Montgomery ein höflicher Ritter war,
Die Hand die gaben sich beide.

Also geschah's bei Otterburn
Noch eh es Tageslicht war;
Der Douglas lag im Farrnkrautbusch,
Gefangen der Percy war [1]).

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist überall der traditionellen Poesie verderblich gewesen. In Schottland im Gegentheil scheint das sechzehnte Jahrhundert das goldene Zeitalter der Volksliedeskunst gewesen zu sein. In der That tragen diese Balladen so viel wie nur die genauesten Berichte thun könnten dazu bei, den Charakter dieser merkwürdigen Geschichtsperiode darzulegen, und führen uns ein höchst sprechendes Gemälde einer Zeit vor Augen, die, gedrängt voll romantischer Ereignisse und poetischer Motive, die letzten Kämpfe des kühnen, abenteuerlichen Geistes des Mittelalters mit dem Lichte einer neuen Zeit erlebte; eines Geistes, der, während er schon hundert Jahr früher von dem übrigen Europa geschieden war, nur in Schottland

1) Die englische Ballade erwähnt noch Percy's nachherigen Tod. Douglas muß wohl nachher ausgegraben und reglmäßig beerdigt sein, denn in der Abtei von Melrose wird sein Grab gezeigt. Minst. of the Border Vol. I. p. 62.

und in Schweden noch einer besseren Ordnung der Dinge widerstrebte.

„Die geringe Wärme, sagt Sir Walter Scott, die im Mittelalter erfüllte, flackerte, ein schwaches sterbendes Flämmchen, allenfalls in den religiösen Herzen; und selbst im sechzehnten Jahrhundert, wenn ihre Strahlen sich weiter zu verbreiten begannen, drangen sie noch lange nicht in die Schluchten der brittischen Granzgebürge. Ueberlieferte Sagen, und das Lied, von der Pfeife oder Harfe des Minstrels begleitet, waren ohne Zweifel die einzigen Hülfsmittel gegen die Langeweile während dem kurzen Ausruhen von kriegerischen Abenteuern [1])."

Die Freybeuter- oder Gränzballaden (raid ballads, border ballads), die besonders eine angenehme Unterhaltung boten, sind in so hohem Grade charakteristisch für Zeit und Land, und schildern auf so höchst pittoreske Weise den ganzen furchtbaren Zustand der äußersten Gesetzlosigkeit, der frechsten Willkühr und der rohsten Selbsthülfe, und dabei mit so kecken Pinselstrichen den heroischen Muth der Betheiligten, daß die poetische Literatur keines Landes Aehnliches aufzuweisen hat. Die Freybeuterballaden sind für die Schotten, was die Balladen von Robin Hood und anderen vogelfreien Wildschützen für die Engländer sind. Diese haben ein heiteres, frisches, derbes Gepräge; jene sind wild, düster und häufig tragisch. Die deutschen Raubritterballaden, an deren Keckheit, im Vergleich mit dem Bänkelsänger- oder Chronikenstyl anderer deutschen historischen Lieder, wir uns oben ergötzten, erscheinen, wie schon bemerkt, vollkommen zahm und nüchtern dagegen. Besonders auffallend ist die aus solchen Zuständen hervorgehende Verdrehung des moralischen Gefühles. Der Sänger einer schottischen Ballade, häufig ein Clansmann seines Helden, ist immer so durch und durch in seinem Interesse, daß er die Dinge auch nur mit seinen Augen sieht, und auf diese Weise eben seiner

1) Minst. of the Border Vol. I. p. CIV.

Darſtellung ein Feuer verleiht, das eine rein objektive Auffaſſung natürlich nie haben kann. Sehen wir die Geſetze gegen einen Uebertreter thätig, ſo können wir darauf rechnen, dieſen immer als einen unſchuldig Verfolgten, den König als einen undankbaren Tyrannen, und den Sheriff oder Warden als böſe Buben vorgeſtellt zu ſehen. Ein ergötzliches Beiſpiel davon bietet die Ballade von Johnie Armſtrong dar, welche die Hinrichtung dieſes Ehrenmannes erzählt. Das ganze Geſchlecht der Armſtrongs war als ein Gränzräubergeſchlecht verrufen; außer der frechſten Willkür und Raubgier übten ſie auch Grauſamkeit und Verrath, und waren daher im ganzen Land gefürchtet und verabſcheut. Johnie Armſtrong, der Held unſerer Ballade, war beſonders berüchtigt. Der König (James V. Vater der unglücklichen Maria) zog endlich mit Heeresmacht gegen die Gränze, nachdem er die vornehmſten Adelshäupter, welche er als Beſchützer der Gränzräuber kannte, hatte gefangen nehmen laſſen, und bemächtigte ſich der Hauptübelthäter. Johnie Armſtrong zog ihm in blinder Sicherheit mit einem Gefolge von ſechs und dreißig Reitern entgegen, alle auf das prächtigſte aufgeputzt, wobei der Sänger auch mit beſonderer Vorliebe verweilt. Des Königs Frage, als er ihn kommen ſah: „Was fehlt dem Schurken, das ein König haben ſollte?“ ſowie der Hauptinhalt von Armſtrongs Worten, als er ſah, daß Flehen und Anerbietungen ihn nicht retten konnten, ſind hiſtoriſche Züge. Wir geben die Ballade hier, als vorzüglich charakteriſtiſch für die ganze Klaſſe.

Johnie Armſtrong [1]).

Der ſpricht von Lords, der ſpricht von Lairds,
Und ſolchen Herren hoch und werth;
Ich ſinge von einem Edelmann,
Der hieß von Gilnockie der Laird.

1) Ritson's Scott. Songs Vol. II. p. 7. Auch im Minst. of the Bord. Vol. I. p. 122.

Der König ſchrieb einen holden Brief
Mit eigner Hand ſo liebevoll,
Und ſendet ihn John Armſtrong zu,
Daß eilig er ihn ſprechen wollt'.

Die Eliots und Armſtrongs kamen überein,
Eine tapfre Schaar wohl waren die!
„Wir reiten entgegen unſrem Herrn,
Geleiten ihn ſicher nach Gilnockie.

„Macht Wildpret und Kapaun bereit,
Kaninchen auch bereitet mir,
Bewillkommen laßt den König uns,
Ich hoff', er ſpeiſet bei uns hier."

Sie übten die Roſſe auf Langholmfeld
Und warfen die Speere mit Kraft und Geſchick.
Die Damen aus hohen Fenſtern ſchau'n:
„Gott bring unſre Mannen ſicher zurück!"

Als Johnie vor den König trat
Mit ſeiner Schaar, wie brav ſchaut Er!
Der König an die Mütze griff,
Wähnt, daß er wie Er ein König wär!

„Mein Lehnsherr! find' ich Gnade vor Euch?
Gnade für meine Mannen und mich?
Mein Name, mein Lehnsherr, John Armſtrong iſt,
Und Euer Unterthan bin ich."

„Hinweg, hinweg, Verräther Du,
Aus meinem Angeſicht entweich!
Nie ſchenkt' ich noch Verräthern Gnad',
Und nun beginn ich nicht mit Euch!"

„Mein Lehnsherr, ſchenk mein Leben mir,
Eine gute Gab' bist ich Dir dar!
Wohl vierundzwanzig milchweiße Roſſ',
Und all' geworfen dieſes Jahr!"

„Hinweg, hinweg, Verräther Du,
Aus meinem Angeſicht entweich!
Nie ſchenkt' ich noch Verräthern Gnad,
Und nun beginn ich nicht mit Euch!"

„Mein Lehnsherr, schenk mein Leben mir,
Ich geb Dir eine Gabe schön,
Vierundzwanzig Nessen kühn,
Soll'n für Dich fechten, wenn all' auch fleh'n."

„Hinweg, hinweg, Verräther Du,
Aus meinem Angesicht entweich!
Nie schenkt' ich noch Verräthern Gnad',
Und nun beginn ich nicht mit Euch[1])!"

„Nun lügt Ihr, nun lügt Ihr, König, sprach er,
Obwohl ein König und Fürst Ihr seid!
Denn nichts hatt' ich im Leben lieb,
Ich darf's wohl sagen, als Redlichkeit,

„Außer ein fettes Pferd und ein schönes Weib,
Und zur Jagd von wackern Hunden ein Paar;
Doch England hätt' Mehl mir und Malz gezollt,
Und hätt' ich gelebt noch hundert Jahr'.

„Mehl und Malz hätt' dort ich gehelt,
Und Rinder und Hammel in Ueberzahl,
Doch nie konnt' klagen ein Schottenweib
Daß ich ihr auch nur 'ne Fliege stahl.

„Hätt' ich, als ich mein Haus verließ,
Gewußt, wie unhold Du würd'st sein,
Du hättest mich nicht in Deiner Gewalt,
Trotz Deiner Macht und den Mannen Dein!

„Wüßt' Englands König, daß Ihr mich fingt,
Ein froher Mann fürwahr würd' er sein;
Denn ich erschlug seinen Schwesterssohn,
Brach ihm an der Brust einen Baum entzwei!"

John trug einen Gürtel um seinen Leib,
All über mit gebranntem Gold gestickt,
Und Spangen darauf von selbem Metall,
Nichts Schöneres hatt' Einer je erblickt.

1) Armstrong bietet noch mehrere Gaben und erhält immer wieder dieselbe Antwort. Sechs Verse dieses Inhaltes sind in der Uebersetzung weggeblieben.

Neun Troddeln die hingen an Johnies Hut,
Dreihundert Pfund eine jede war wert.
„Was fehlt dem Schurken, was einem König gebührt,
Als nur die Kron' und ein ehrenhaft Schwert?

„Wo hast Du die Troddeln her, Johnie, sprach er,
Die glänzen so schön um die Braue Dein?"
„Im Felde fechtend gewann ich sie mir,
Wo, grausamer König, Du nimmer darfst sein!

„Hätt' ich mein Roß und Harnisch gut,
Und säß ich auf, wie ich pflegte, fürwahr!
Von dieser Zusammenkunft sprächen die Leut',
Vom König und mir diese hundert Jahr!

„Gott sei mit Dir, Christel, mein Bruder lieb,
Mögst lang bleiben Laird von Manzerioun!
Lang' kannst Du leben im Grenzgebirg,
Eh Du Deinen Bruder zu Roß wirst schau'n

„Und Gott sei mit Dir, Christel, mein Sohn,
Wo Du da sitz'st auf der Amme Knie,
Und wenn Du auch lebtest noch hundert Jahr',
Deinen Vater übertrifft Du doch nie!

„Fahr wohl, mein wackres Gilnockschloß!
Wie Du am Eskstrand so fest stehst da!
Hätt' ich gelebt noch sieben Jahr' mehr,
Vergeldet hätt' ich Dich ganz und gar!"

Der John ward ermordet in Carlinrigg
Und mit ihm seine tapfre Schaar!
Doch Schottlands Herz war nie so weh,
Als wie es die Wackern sterben sah!

Denn sie hatten wohl das Land geschützt
Vor Engländern! war keiner so kühn,
Als John noch lebte im Grenzgebirg,
Daß er gewagt sich hätte an ihn!

Wirklich waren die Geſetzgeber und ſonſtige obrigkeitliche Perſonen nur zu geringem Anſpruch auf Gehorſam berechtigt zu einer Zeit, wo ſie ſelbſt gelegentlich ſich jener Uebertreter zu bedienen pflegten, nicht allein auf ihre Weiſe die Ordnung zu unterhalten, ſondern auch ihre eigenen Privatfehden auszufechten. Noch kurz vor dem Schluß jener wüſten Raub- und Plünderungsperiode, gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Karl I. benutzte der Warden Lord Traquair die Tollkühnheit und Beſtechlichkeit eines Armſtrong, — bekannt unter dem Namen Chriſtie's Will, der letzte Raubritter — einen ſeiner Gegner, der ihm in einem Prozeß unbequem war, auf eine Zeit lang zu entfernen, indem er ihm auftrug, jenen vermummt zu entführen und ein Paar Monate gefangen zu halten. Was aber das häusliche Leben damals war, davon mögen einige Züge unſeren Leſerinnen einen Begriff geben. Die Frau des W. Scott von Harden, eines Gränzritters aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, pflegte, wenn der letzte Ochſe geſchlachtet und verzehrt war, eine bedeckte Schüſſel auf den Tiſch zu ſetzen; ward dieſe nun aufgedeckt, ſo wurden ſtatt einer kräftigen Speiſe ein Paar Sporen darin gefunden: ein Wink für die Reiter, für neue zu ſorgen. Noch war dieß ein individueller Zug; denn die Worte, Ride, Rouly, hough's i'the pot, Reite, Roland, der letzte Biſſen iſt im Topf, — die eine ſchottiſche Edelfrau bei ähnlicher Gelegenheit ihrem Sohn zuzurufen pflegte, ſind in Schottland ſprichwörtlich geworden. Manchmal wurden die Ritter auch auf andere Weiſe gemahnt, und es bedurfte der Frauen nicht. Jener Harden hörte einmal den Hirten, der das Vieh austrieb, von „Hardens Kuh" ſprechen. Hardens Kuh? rief er beleidigt. Iſt es dahin gekommen? wartet nur, bald ſollt Ihr von Hardens „Rüben" ſprechen. Und ſogleich ſaß er auf, machte ſich mit ſeinem Gefolge auf den Weg und brachte ſchon den folgenden Tag eine vortreffliche Heerde mit ſich. Nichts bedauerte er mehr, als die großen Heubaufen, die er, da gerade gemäht ward,

unterwegs traf, nicht ebenfalls mitnehmen zu können. „Hättet Ihr nur vier Füße, sagte er, so solltet Ihr mir nicht lange hier bleiben!“ — Wir bedauern, des Raumes wegen nicht mehrere Border-Balladen geben zu können: zusammen genommen bilden sie eins der kecksten, wildesten, furchtbarsten Gemälde, das die Geschichte christlicher Königreiche darbietet. Besonders charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Ballade von dem Geächteten Murray: ein getreues Bild des schottischen Mittelalters mit allen Gebrechen eines abhängigen Königs, ohnmächtiger Gesetze und unzerreißbarer Clansverhältnisse [1]).

Die gewöhnliche Eintheilung der Volkslieder in historische und romantische ist bei den Schotten kaum anwendbar. Ihre historischen Balladen sind wie ihre Geschichte selbst, aus welcher die Sänger mit richtigem Gefühl nur Momente herausgegriffen, voll der allerkühnsten Romantik, und nur wenige der romantischen sind rein erfunden. Sie gründen sich meist auf irgend einen wirklichen Vorfall, ein tragisches oder rührendes Ereigniß, ein auffallendes Verbrechen, eine wunderbare Erscheinung. Ein herumziehender Minstrel oder auch ein begabter Schäfer, ein poetisch fühlendes Milchmädchen, griff den Gegenstand auf und arbeitete ihn fast unversehens zur Ballade aus, ihn durch Zusätze und Auslassungen abrundend und sich aneignend. Schon aus diesem Grunde kann man in den Volksliedern der Schotten nicht erwarten, das professionelle Gepräge der englischen zu finden. In Serbien, beinahe das einzige Land, wo der Strom der Volkspoesie noch aus lebendiger Quelle sprudelt, und wo daher der natürliche Lauf ihrer Entfaltung sowohl beim Entstehen als beim Fortpflanzen am besten beobachtet werden kann, — in Serbien sind nur die längeren epischen Lieder von wandernden Sängern gemacht, die ihren Lebensunterhalt durch Spielen und Sin-

1) Sang of the Outlaw Murray. Minst. of the Bord. Vol. I. p. 81. Obige Züge sind aus der Introduction zu demselben Werke.

gen vor den Dorfbewohnern gewinnen; und sogar diese nicht einmal immer. Die kleineren, meist lyrischen Gedichte sind die gelegentlichen Ergüsse von Frauen, die ihre Handarbeit mit Erfinden oder Hersagen von Versen zu begleiten pflegen; oder von jungen Schäfern, deren Jugend und Geschäft sie von einem thatenreicheren Leben ausschließt. So mögen auch in Schottland — obwohl es nicht historisch bewiesen werden kann, — die größeren Balladen zum Theil von regelmäßigen Minstrels gedichtet sein, während die meisten lyrischen Lieder, an denen dieß Land nicht weniger reich ist, jenen ungelehrten Dorfsängern und Dorfsängerinnen zugeschrieben werden müßen, welche die Heerden hüten oder ihre Abende am Spinnrade zubringen.

Auffallend ist, daß aus allen Balladen jener Art die Liebe ganz ausgeschlossen ist. Der Damen wird wohl hier und da mit Galanterie gedacht, aber nie ihr Einfluß geltend gemacht; desto mehr aber waltet die Liebe in den romantischen Balladen der Schotten vor, von denen wir nun zu reden haben, und in denen kriegerische Abentheuer, wenn es nicht den Kampf um die Geliebte gilt, ziemlich selten vorkommen. Auch von diesen ist der größere Theil in dem schottischen Gränzgebürge entstanden, hat sich aber von da über ganz Schottland ausgebreitet, während die Kenntniß der Freybeuterballaden sich fast ganz allein auf die Gränzgebürge beschränkt. Jeder Theil dieses Landes besitzt aber außerdem seine eigenthümlichen provinziellen Balladen. Buchan, der bloß im Norden sammelte, fand Stoff zu einem ganzen Bande. Cromeck beschränkte seine Erndte auf Galloway und Nithesdale. Obwohl der Süden von Schottland, besonders der Ettrikforst, als der fruchtbarste Boden der Volkspoesie betrachtet werden muß, so herrscht doch dieselbe Liebe für Gesang und Lied in den Hochlanden wie in den Niederlanden.

Wenn wir diese allgemeine Neigung erwägen, so geht gleichsam von selbst hervor, daß das Gewerbe der Minstrels sich in Schottland viel länger erhalten als in Eng-

land. Dort hatten sie auch gleich von Vorn herein große Vortheile vor den englischen voraus. Diese hatten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts immer mit ihren normannisch-französischen Nebenbuhlern zu kämpfen, während die schottischen Harfner, Sänger und Recitatoren sich freier aus den gälischen Barden und Seannachies entwickeln durften. Schon im dreizehnten Jahrhundert mußten letztere, so lange sie ihrer alten Sprache treu blieben, sich auf die Zuhörer beschränken, die sie zwischen den Bergen fanden; während, wenn sie sie für die englische austauschten, Könige und Fürstinnen ihnen lauschten. Wirklich war die englische Sprache am Hofe zu Stirling Castle eingeführt, ehe sie sich in die Nähe der normannisch-englischen Könige wagte; und die schottisch-englischen Minstrels genossen alle Privilegien und Auszeichnungen, deren sich in England die normannischen troveurs erfreuten [1]).

Die frühsten metrischen Romanzen [2]) sind schottischen Ursprunges, und alle ohne Ausnahme bis auf Chaucer's Zeit sind im nördlichen, dem schottischen nahe verwandten Dialekte geschrieben. Zufolge der durchaus patriarchalischen Clansverfassung waren die Vergnügungen der Großen und die des gemeinen Volkes in Schottland viel weniger getrennt, als die des Adels und der Bauern in England. Derselbe Genius belebte die poetischen Erzüsse des gebildeten wie des Naturdichters. Die Erzeugnisse der beiden gekrönten Dichter, Jakob I und Jakob V. sind durchaus im volksthümlichen Charakter, und waren wahrscheinlich allen Klassen vertraut. Des ersteren „Christi Kirche im Grünen [3])" ist ein ländliches Sittengemälde, dessen fehlender Theil dreihundert Jahr später von einem Mann aus dem

1) Dies hat Sir Walter Scott in seiner Ausgabe des Sir Tristram aus alten Urkunden zur Genüge dargethan. Da uns das Werk nicht zur Hand ist, sehen wir uns außer Stande, die Seitenzahlen anzugeben.

2) Metrical Romances, Erzählungen in Versen; s. oben S. 483 u. 485. So wenig mit dem was die Deutschen als was die Südländer unter dem Namen Romanze verstehen, zu verwechseln.

3) Christ's Kirk in the Green.

Volk hinzugefügt ward, ohne daß irgend ein auffallender Unterschied zwischen dem Geist des königlichen und des bürgerlichen Sängers bemerkbar wäre [1]). Was die beiden Balladen anbelangt, die Jakob dem Fünften zugeschrieben werden, nämlich der Gaberlunzieman (Ränzel-, Quersackmann) und der lustige Bettler [2]), so hat der königliche Dichter den Charakter eines Volkssängers sogar bis zur Herablassung zur frechsten Gemeinheit angenommen; und wäre es nicht bekannt, wer der erlauchte und feingebildete Verfasser war, so würden jene beiden Lieder auf keine Weise von den rohen Späßen zu unterscheiden sein, welche die Wände der Schenke von wiederndem Gelächter zittern machen. Einer der ausgezeichnetsten schottischen Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, der blinde Heinrich (Blind Harry), war ein wandernder Minstrel, der seinen Unterhalt durch Hersagen seiner Verse, vor Fürsten und Herren, gewann [3]); und im sechzehnten Jahrhundert wurden die Gedichte des äußerst gebildeten David Lindsay in den Hütten der Armen abwechselnd mit den Geschichten von Bothwellbrück gesungen und hergesagt [4]).

Lange nachdem der wandernde Minstrel und seine Harfe aus England verschwunden, war er noch in dem nachbarlichen Königreich in Ansehen. Ja, die Periode der Entartung der Volkspoesie in England, die letzte Hälfte des sechzehnten und erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, gehörte zu ihrer reichsten Blüthenzeit in Schottland. Bis zur Mitte des siebzehnten ward das Gewerbe des

1) Allan Ramsay gab Christ's Kirk in the Green heraus und fügte zwei Gesänge hinzu.

2) Beide stehen in Ritson's Scottish Songs; sie sind nahe verwandt mit dem deutschen Liede: die fromme Dame und der Pilger, Bd. I. S. 406; und den Bettlerliedern, Kretschmer Heft V. S. 296 u. 298.

3) Ellis Specimens of early English poets Vol. I. p. 554.

4) Siehe die Beschreibung einer Scene in einer schottischen Bauerhütte aus Pennycuicks Poems p. 7. citirt in W. Scott's Introduction zum Minstrelsy of the Scottish Border p. CXX.

Was er von David Lindsay wußte
Der zweite Scen hersagen mußte ꝛc.

Minstrels hier, wenigstens auf dem Lande, geehrt und gepflegt. Der große Dichter des Lay of the last Minstrel läßt den letzten einsamen Sproß einer ruhmvollern Zeit am Ende desselben Jahrhunderts auftreten. Nach diesem genauen Kenner des vaterländischen Mittelalters waren die Stadtpfeifer (Town pipers) ein Stand von hohem Alterthum auf der schottischen Gränze, oft erblich, und im Allgemeinen die Fortpflanzer mündlicher und besonders poetischer Ueberlieferungen — die letzten Ueberreste des Minstrelgeschlechtes. Um die Frühlings- und nach der Aerndtezeit pflegten diese Musikanten einen Umzug durch einen gewissen Distrikt des Landes zu halten. Mit Musik und Geschichtenerzählen bezahlten sie die Herberge, und gewöhnlich wurden sie, mit einem Geschenk von Saatkorn ausgestattet, weiter geschickt [1]).

Indem wir nun dem Leser eine Reihe von Balladen vorlegen, wie wir es bei den skandinavischen und deutschen gethan, und uns dabei der möglichsten Mannichfaltigkeit befleißigen, geben wir ihm selbst die Mittel zum comparativen Urtheil in die Hand. Die Elfen- und Zauberballaden mögen auch hier den Anfang machen.

Treu Thomas und die Elfenkönigin [2]).

Treu Thomas lag am Huntliestrand,
Da thät sein Aug' ein Wunder schau'n;
Da sah er wie 'ne schöne Frau
Ritt nieder am Hollunderbaum.

1) Minstr. of the Bord. an mehreren Orten.

2) Nach einer alten Sage war Thomas der Reimer sieben Jahr von der Erde verschwunden und kam mit der Gabe der Wahrsagung, die ihm die Königin von Elfland verliehen, auf die Erde zurück. Seitdem hieß er Treu Thomas, wie er hier mit der gewöhnlichen unlogischen Naivetät eines Volksliedes schon vor der Begebenheit genannt wird, die ihm den Beinamen zuzog. Unser treu hatte sonst so gut die Bedeutung des Wahrhaftigen wie das englische true. Daher Trage-Mund, d. h. Treumund, s. oben S. 371.

Ihr Hemd das war von grünem Tafft,
Ihr Mantel war von Sammt ſo fein,
Und all des Roſſes Mähne hing
Voll Glöckchen all von Silber rein.

Treu Thomas zog die Müz' herab
Und ließ ſich nieder auf ſein Knie: –
„Heil Dir, o Himmelskönigin,
Dein's Gleichen giebt es nimmer hie!“

„O nein, o nein, Thomas, ſie ſprach,
Der Name iſt nicht mein Gebühr!
Ich bin die Elfenkönigin,
Dich zu beſuchen kam ich hier.

„Du ſpiel und ſing, Thomas, ſie ſprach,
Du ſpiel und ſinge mir zur Seit',
Und wagſt Du's, küſſeſt meinen Mund,
Gehörſt Du mir zu dieſer Zeit.“

„Und bring mir's Wohl, oder bring mir's Weh,
Das ſüße Loos, das ſchreckt mich kaum!“
Da küßt er ihren ſüßen Mund
Wohl unter dem Hollunderbaum.

„Nun mußt Du mit mir gehn, ſie ſprach,
Treu Thomas, Du mußt mit mir gehn,
Du mußt mir dienen ſieben Jahr,
Ob Wohl, ob Weh Dir mag geſchehn.“

Und ſie beſtieg ihr milchweiß Roß,
Treu Thomas hinter ſich ſie zog,
Und wenn des Zügels Glöcklein klang,
Raſch wie der Wind das Roßlein flog.

Sie ritten fort und weiter fort,
Das Roß als wie der Wind hinſtrich,
Bis ſie zur Wüſte kamen weit,
Und alles Lebende hinter ſich.

„Steig ab, ſteig ab, treu Thomas, nun
Und leg Dein Haupt auf meine Knie!
Erſt harr und ruh ein Weilchen hier
Und dann drei große Wunder ſieh!

„O ſiehſt Du wohl den engen Weg,
So dicht beſät mit Dorn und Strauch?“
Sieh, das iſt der Gerechten Pfad,
Gilt in der Welt er wenig auch!

„O ſiehſt den breiten, breiten Weg,
Der über's Lilienfeld führt grad?“ –
Das iſt der Sünde breiter Weg,
Nennt mancher ihn auch den Himmelspfad! –

„Und ſiehſt Du wohl den ſchönen Weg,
Der dort ſich lieblich ſchlingt und biegt?
Das iſt der Weg nach Elfenland,
Der Weg, der vor uns beiden liegt.

„Doch Thomas, ſei nun ſtumm und ſtill,
Was Du auch hören magſt und ſehn,
Sprichſt Du in Elfland nur ein Wort,
Wirſt Du die Heimath nie mehr ſehn!“

Sie ritten fort und ritten fort,
Durch Ströme watend bis zum Knie,
Nicht ſah'n ſie Sonne oder Mond,
Nur Meeresbrauſen hörten ſie.

'S war finſtre Nacht, kein Stern zu ſehn
Durch blut'ge Seen ging es fort,
Denn all das Blut, vergoſſen hier,
Das rinnt in Strömen nach jenem Ort.

An 'nen grünen Garten nun kamen ſie,
'Nen Apfelzweig ſie herunterbiegt:
„Nimm dies zum Lohn, Thomas, und iß,
Es giebt Dir die Zunge, die nimmer lügt!“

„Meine Zung' iſt mein, treu Thomas ſprach,
Eine ſchöne Gab' iſt die Gabe Dein!
Verkaufen könnt' ich und kaufen nichts,
Auf Meſſ' oder Markt, oder wo's mocht' ſein!

„Nicht dürft' ich mehr ſprechen zu Fürſten und Herrn
Noch Gunſt von ſchönen Frau'n erflehn!“
„Nun ſchweige ſtill, ſprach die hohe Frau,
Denn wie ich's ſagte, ſoll's geſchehn!“

Er kriegt' einen Rock von Elfentuch,
Zog Schuh von grünem Sammet an,
Und nicht sieben lange Jahre lang
Treu Thomas auf Erden sie mehr sah'n.

Die Hexenschwiegermutter [1].

Lieb Willie, er zog wohl über's Meer,
Und freit ein Weib und liebt es sehr;
Und freit sie um ihr goldnes Haar,
Doch die Mutter sein macht ihr Sorg und Gram;
Macht, daß sie vergehet in Weh und Pein,
Denn nimmer konnt sie entbunden sein!

In ihrer Kammer, da sitzt sie in Schmerz,
Lieb Willie'n dem brach um sie das Herz.
Zur Mutter ging er, 'ne Hexe sie war,
Vom schlimmsten Hexengeschlechte fürwahr!
Und spricht: „Mein Weib 'nen Gurt besitzt,
Von rothem Gold in der Mitt' er blitzt,
Und an den Säumen von Silberlahn
Hängen sechzig silberne Glöckchen daran;
Die köstliche Gabe, die sei Dein,
Läßt Du sie des Kindleins genesen sein!"

„Genesen des Kindleins soll sie nimmer,
Um mehr noch zu glänzen in Schein und Schimmer!
Nein, sterben soll sie und Asche bald sein,
Und Du sollst eine Andre frein!"

„Ein' Andre werd' ich nimmer frein,
Ein' Andre führ' ich nimmer heim!"
Und seufzend geht der Arme nach Haus:
„Ich wollt', es wär' mit mir auf ewig aus!"

---

1) Pop. ballads Vol. II. p. 367. Das Grundwerk dieser Ballade findet sich auch dänisch in Udvalgte Viser fra Midelalderen Th. III. S. 214; und schwedisch in den Svenska Folkvisor.

Und wieder zu ſeiner Mutter er kam.
Die ſchlimme Hexe vom Hexenſtamm.
Und ſpricht: „Mein Weib hat einen Krug,
Daran iſt Gold und Silber genug.
Die herrliche Gabe, die ſei Dein,
Laßt Du ſie des Kindleins geneſen ſein!“

„Geneſen des Kindleins ſoll ſie nimmer,
Um mehr noch zu glänzen in Schein und Schimmer!
Nein, ſterben ſoll ſie und Aſche bald ſein,
Und Du ſollſt eine Andre frein!“

„Eine Andre werd' ich nimmer frein,
Eine Andre führ' ich nimmer heim!“
Und ſeufzend geht der Arme nach Haus:
„Ich wollt', 's wär' mit mir auf ewig aus!“

Und wieder zu ſeiner Mutter er kam,
Die ſchlimme Hexe vom Hexenſtamm,
Und ſprach: „Mein Weib, die hat ein Pferd,
Im ganzen Land iſt keins ſo viel werth.
Mit Silber iſt es vorn beſchuht,
Und hinten da hat es gar goldne Huf',
An jedem Büſchel der Mähn' ihm hangt
Eine goldne Schling' und ein Glöcklein klingt.
Die herrliche Gabe, die ſei Dein,
Laßt Du ſie des Kindleins geneſen ſein!“

„Geneſen des Kindleins ſoll ſie nimmer,
Um mehr noch zu glänzen in Schein und Schimmer!
Nein, ſterben ſoll ſie und Aſche ſein,
Und Du ſollſt eine Andre frein!“

„Eine Andre werd' ich nimmer frein,
Eine Andre führ' ich nimmer heim!“
Und ſeufzend geht der Arme nach Haus:
„Ich wollt', 's wär' mit mir auf ewig aus!“

Da kam und ſprach der Billy Bleind [1]),
Und ſprach das wohl zur rechten Zeit:

---

1) Ein Hausgeiſt, ſ. oben S. 528.

„Nun geh Du auf den Marktplatz ſtracks
Und kauf Dir einen Klumpen Wachs,
Und form ein Kind draus kindergleich,
Setz ihm zwei gläſerne Aeuglein ein,
Und mach Dich zu der Mutter auf
Und lad' ſie zu Deines Knaben Tauf',
Und ſteh ein wenig abſeits nun
Und merke wohl, was ſie wird thun."

Drauf Willie ging zum Marktplatz ſtracks
Und kauft' ſich einen Klumpen Wachs,
Und formt' ein Kind draus kindergleich,
Setzt' ihm zwei gläſerne Aeuglein ein,
Und macht' ſich zu der Mutter auf
Und lädt ſie zu des Knaben Tauf',
Und ſtand ein wenig abſeits dann
Und merkte wohl, was ſie begann.

„Wer löſte die neun Knoten doch,
Die ich ihr in das Haar einflocht?
Wer zog heraus den Kamm der Pein,
Den ich ihr in das Haar ſteckt' ein?
Und wer erſchlug den Meiſter Bock,
Der unter ihrem Bette hockt?
Wer thät den linken Schuh ihr löſen,
Daß ſie des Kindleins konnt' geneſen?"

Und Willie löſt die Knoten auf,
Die in dem Haar der jungen Frau,
Und zieht heraus den Kamm der Pein,
Den ſie ins Haar ihr ſteckt' hinein.
Und er erſchlug den Meiſter Bock,
Der unter ihrem Bette hockt,
Und thät den linken Schuh ihr löſen,
Daß ſie des Kindleins konnt' geneſen.
Und nun hat er einen ſchönen Sohn,
Und Freud' an ihm, die ſei ſein Lohn!

Der hölliſche Liebhaber [1].

„Wo warſt Du ſo lange, mein altes Lieb,
Die langen ſieben Jahre und mehr?"
„Ich komme dem alten Schwure nach
Den Du mir einſtmals gewährt!"

„O ſtille ſei von dem alten Schwur,
Das richtet nur Unglück an!
O ſtille ſei von dem alten Schwur,
Du triffſt nun als Frau mich an."

Er wandte ſich rechts und rund herum
Und Thränen im Auge ihm ſtehn:
„Nie hätt' ich betreten iriſchen Grund,
Wär' es um Dich nicht geſchehn!

„Ich hätte können haben ein Königskind,
Weit, weit dort über das Meer,
Ich hätte können haben ein Königskind,
Doch Dich, Dich liebt ich ſo ſehr!"

„Und konnteſt Du haben ein Königskind,
So iſt das Verſehn nur Deins;
Hatteſt nehmen ſollen das Königskind,
Du wußteſt wohl, ich ſei keins."

„O falſch, o falſch ſind Weiberſchwür',
Doch reizend ſind ſie zu ſehn,
Nie hätt' ich betreten iriſchen Grund,
Wär' es um Dich nicht geſchehn!"

„Und wenn ich verließ meinen Gatten lieb
Und meine zwei Kindlein ſüß,
Wohin o wollteſt Du führen mich,
O Liebſter, ſage mir dies!"

„Ich hab' ſieben Schiffe dort auf dem Meer,
Das achte bracht' mich ans Land,

1) Minst. of the Border Vol. II. p. 428.

Mit vierundzwanzig Seglern kühn
Und Spielleut' an jeder Hand."

Sie nahm die kleinen Kindlein auf
Und küßt' sie und weinte so sehr,
„O fahret Ihr wohl, meine Kindlein süß,
Eure Mutter seht nimmer Ihr mehr!"

Sie setzt ihren Fuß wohl auf das Schiff,
Keine Segler konnte sie schau'n,
Doch alle die Segel, die waren von Tafft,
Die Masten aus Golde gebau'n.

Sie segelten nicht eine Stund', eine Stund',
Eine Stund' in das Meer hinaus;
Da ward sein Antlitz so grimmig und bös,
Das Auge, das schwoll dick heraus.

Die Maste von Golde, die schwellende See
Die Maste nicht bieget noch bricht,
Doch alle die Segel, die waren von Tafft,
Die schwellte der Ostwind nicht.

Sie segelten nicht eine Stund', eine Stund',
Eine Stund' in das Meer hinaus,
Da ward sie gewahr den Pferdefuß
Und brach in Thränen da aus.

„O still mit Deinem Geweine, sprach er,
Mit Deinem Geweine sei still!
Wo auf Welschlands Ufern die Lilie wächst,
Die Lilie ich zeigen Dir will."

„O was für liebliche Hügel sind dort,
Wo die Sonne so herrlich scheint drauf?"
„Das sind die Hügel des Himmels, sprach er,
Wo Du nicht mehr kannst hinauf."

„Und was für ein Berg ist's dort, sprach sie,
So schauria in Frost und in Schnee?"
„O das ist der Berg der Hölle, sprach er,
Wo wir zusammen hinsehn!"

Und wie ſie ſich wandte und ſchaute umher,
Da groß und größer er ſchien!
So daß die Maſte des wackren Schiffs
Nicht mehr überragten ihn.

Der Himmel ward ſchwarz, laut heulte der Wind,
Es ſpritzt in das Aug' ihr der Schaum,
Und Wehe! heulten die Nixen ſchneeweiß
Da unten im Meeresraum.

Er ſtieß den Hauptmaſt mit ſeiner Hand,
Mit dem Knie den Vordermaſt ab,
Und brach entzwei das wackre Schiff,
Und riß in das Meer ſie hinab.

Der Edelfalk als Bote.

„O leide, leide, mein wackrer Falk,
Die Federn fallen Dir aus!“
„O leide, leide, mein liebſter Herr,
Seht blaß und elend aus!

„Habt Ihr verloren im Turnier
Eu'r Schwerdt oder Euren Speer?
Oder härmt Ihr Euch um die ſüdliche Maid,
Nach der Ihr Euch ſehnet ſo ſehr?“

„O nicht verlor ich im Turnier
Mein Schwerdt, noch meinen Speer,
Doch härm' ich mich um mein treues Lieb
Mit Thränen bitter und ſchwer!

„Doch froh bin ich Deiner, mein Edelfalk,
Denn Du haſt Zung' und Schwingen,
Du ſollſt meiner Liebſten einen Brief
Und Antwort zurück mir bringen!“

„Wo aber find' ich Dein treues Lieb,
Und wie erkenn' ich ſie da?
Ich hab' eine Zunge, die nie mit ihr ſprach,
Ein Auge, das nimmer ſie ſah.“

„O leicht erkennst Du mein treues Lieb,
Sobald Dein Auge sie sieht,
Von all des schönen Englands Blüthen
Ist sie die schönste Blüth'!

„Das Roth auf meiner Liebsten Wang',
Wie Blut ist's getropft auf Schnee;
Das Weiß auf ihrer bloßen Brust,
Wie die Daunen der Möw' an der See.

„Vor meiner Liebsten Kammerthür
Eine blühende Birke steht,
Da sollst Du sitzen und singen darauf,
Wenn sie zur Kirche geht.

„Und vierundzwanzig Fräulein schön
Zur Messe werden gehn,
Doch wohl wirst Du mein Lieb erkennen,
Denn kein' ist halb so schön!"

Lord William ein Liedesbriefchen schreibt,
Unter die graue Schwing' es ihm legt,
Und fort ist er nach dem südlichen Land,
So schnell die Schwing' ihn trägt.

Und an des Fräuleins Kammerthür,
Da sah er die Birke stehn,
Und setzte sich nieder und sang darauf,
Als sie zur Kirche that gehn.

Und wohl erkannt' er das Fräulein schön
Unter all ihren edeln Jungfrau'n;
Denn die Blume, die am Maimorgen sproßt,
War nicht so lieblich zu schau'n!

Er ließ sich nieder an ihrer Thür
Und setzt auf den Riegel sich hin;
Und sang so süß ein Liebeslied,
Bis Alles war still darin.

Erst sang er 'nen tiefen, tiefen Ton,
Dann einen hoch und fein,
Und stets der Kehrreim war des Lieds:
Der Liebste muß fern Dir sein!

„Nun eßt und trinkt, meine Fräulein all,
In Fülle habt Ihr den Wein,
Indeß ich gehe und lausche des Lieds
Des Vogels am Schiebfenster mein.

„O singe weiter, lieb Vogel, Du,
Sing' weiter das Lied, das Du singst,
Wohl hör' ich's an Deinem süßen Ton,
Vom Liebsten Kunde Du bringst."

O erst sang er ein freudig Lied,
Und dann eins ernst und tief,
Dann pickt er in seine Federn grau
Und gab ihr des Liebsten Brief.

„Hier ist ein Brief von Lord William,
Den vierten schickt er durch mich;
Er kann Deiner Liebe nicht länger harr'n,
Und möcht' doch gern sterben für Dich!"

„Geh, heiß ihn backen sein Hochzeitbrot
Und brau'n das Brautbier alsbald,
Ich treff' ihn an der Marienkirch
Lang' eh' es sauer und alt!"

Das Fräulein ging in ihr Kämmerlein,
Zu ächzen und stöhnen begann;
Als ob sie plötzlich sei schwer erkrankt,
Zu sterben nun drauf und dran.

„Eine Bitt', eine Bitte, lieb Vater mein,
Eine Bitte bitt' ich von Dir!"
„Nur nicht den verschmitzten schottischen Lord,
Den kriegst Du nimmer von mir!

„Doch was Du Ehrliches sonst begehrst,
Das sollst Du von mir haben!"
„Dann, stirb' ich auch im südlichen Land,
Laß' mich in Schottland begraben!

„Und wenn an die erste Kirch' Ihr kommt,
Eine Messe laßt mir bereiten,
Und wenn an die nächste Kirche Ihr kommt,
Laßt alle Glocken läuten!

„Und kommt Ihr zur Marienkirch',
Bis Abends ſäumet dort!"
Und wohl ihr Vater es verſprach
Und gab ſein Ehrenwort.

In ihr Kloſet ſie ſich begab,
Ganz heimlich raſch und leis,
Und einen Schlaftrunk trank ſie aus,
Den ſie gemiſcht mit Fleiß.

Und bleich und bleicher ward ihre Wang',
So glänzend in roſigem Schein,
Und ſicherlich ſchien ſie ſo todt
Als Einer nur konnte ſein.

Da ihre grauſame Stiefmutter ſprach:
„Nun nehmet brennendes Blei,
Und tropft einen Tropfen auf ihre Bruſt,
Zu prüfen, ob todt ſie ſei!"

Sie nahmen einen Tropfen kochend Blei
Und tropften ihr's auf die Bruſt.
„Weh mir! weh mir! ihr Vater rief,
Ohne Prieſter ſie ſterben muß'!"

Nicht knirſchte ſie mit den Zähnen einmal,
Noch bebte ſie mit dem Kinn.
„Weh mir! weh mir! ihr Vater rief,
Da iſt kein Odem mehr drin!"

Da ſprangen ihre ſieben Brüder auf
Und hieben ihr zu eine Bahr',
Von feſtem Eichenholz ward ſie gebau'n,
Mit Silber bedeckt ganz und gar.

Dann ſtanden ihre ſieben Schweſtern auf
Und nähten ihr Leichengewand;
Und nähten mit jedem Nadelſtich
Ein ſilbernes Glöckchen daran.

Und ſie kamen zur erſten ſchottiſchen Kirch',
Da hießen eine Meſſ' ſie bereiten;
Und ſie kamen zur zweiten ſchottiſchen Kirch',
Da hießen die Glocken ſie läuten.

Doch als sie zur Marienkirch' kamen,
Lanzknechte standen allda,
Und plötzlich brach Lord William hervor,
Der Hauptmann der ganzen Schaar.

„Setzt hin, setzt hin die Bahre, sprach er,
Vergönnt mir noch einen Blick!"
Doch kaum hatt' Lord William berührt ihre Hand,
Da kam ihr die Farbe zurück.

Sie leuchtete wie die Lilie weiß,
Bis die Blässe zu schwinden begann;
Mit Rosenwang' und Rubinenmund
Lächelt sie den Liebsten an.

„Ein Bissen von Eurem Brot, Mylord,
Ein Glas von Eurem Wein!
Denn gefastet hab' ich drei Tage lang
Um Euretwillen und mein!

„Geht heim meine sieben Brüder keck
Und blast Eure Hörner anjetzt;
Geht heim, weil der doch am besten lacht,
Der, der da lachet zuletzt.

„Grüßt mir den greisen Vater von mir!
Er wünscht' ewige Ruh meiner Seel';
Doch weh meiner grausamen Stiefmutter,
Die mich zu brennen gab den Befehl!"

„Die selber wehe, leichtsinniges Weib,
Ein schlimmer Tod treffe Dich;
Wie ließen Vater und Schwestern daheim
Mit brechenden Herzen für Dich!"

Der ſchwarze Douglas [1]).

„Steh auf, ſteh auf, Lord Douglas, ſie ſprach,
Deine glänzende Rüſtung leg' an,
Daß Keiner je ſage, die Tochter Dein
Zur Nachtzeit freit einen Mann!

„Steht auf, meine ſieben Söhne kühn,
Eure Waffen nehmet zur Hand,
Nehmt beſſer die jüngſte Schweſter in Acht,
Denn die ält'ſte heut' Nacht verſchwand!"

Er ſetzte ſie auf ein milchweiß Roß,
Auf ein apfelgraues ſich ſchwang,
Ein Jagdhorn hing an der Seit' ihm hinab,
So ritten ſie munter den Weg entlang.

Lord William über die Schulter blickt,
Zu ſehn, was er kennt' erſchau'n;
Da kamen ihre ſieben Brüder kühn
Geritten über die Au'n.

„Steig ab, ſteig ab, Lady Margret, ſprach er,
Und halt' mein Roß an der Hand,
Daß ich halte Deinen ſieben Brüdern kühn
Und Deinem Vater nun Stand!"

Sie hielt ſein Roß an der milchweißen Hand,
Und keine Thräne das Auge ihr trübt,
Bis ihre ſieben Brüder ſie fallen ſah
Und den Vater hart fechten, der zärtlich ſie liebt!

„Halt ein, Lord William, halt ein! ſprach ſie,
Deine Streiche ſind wunderbar ſchwer!
Treue Liebſte ſind' ich wohl manchen noch,
Doch nimmer einen Vater mehr!"

Ihr weißes Tuch, das nahm ſie heraus,
Holländiſch Linnen ſo fein,

1) Minstrelsy of the Bord. Vol. II p. 221. Auch von Weiß überſetzt, Halle der Völker B. I. S. 76.

Ihres Vaters blutige Wunden verband.
Die waren noch röther als Wein.

„O wähle, o wähle, Lady Margret, sprach er,
O gehst Du mit mir, oder bleibst Du hier?“
„Ich gehe, ich gehe, Lord William, sie sprach,
Keinen andern Führer ja ließest Du mir!“

Er schwang sie auf ihr milchweiß Roß,
Auf sein apfelgraues sich schwang,
Das Jagdhorn ihm an der Seite hing.
So ritten sie langsam den Weg entlang.

Sie ritten weiter und weiter fort,
Der Mond schien bleich und kalt,
Bis sie kamen nach jenem klaren Quell.
Da machten sie beide nun Halt.

Sie stiegen ab, einen Trunk zu thun,
Aus dem klaren Quell, der dort rann,
Da strömt sein Herzblut fort mit dem Strom,
Und schmerzlich sie zu fürchten begann:

„Halt ein, halt ein, Lord William, sie sprach,
Ich fürchte, Du bist todeswund!“
„Nichts ist's als mein Mantel von Scharlachtuch,
Der scheint so wider aus Wassers Grund!“

Und weiter und weiter ritten sie fort,
Der Mond schien bleich und kalt,
Bis sie kamen zu seiner Mutter Thür',
Da machten sie wiederum Halt.

„Steht auf, steht auf, Frau Mutter, er rief,
Steht auf und öffnet die Thür'!
Steht auf, steht auf, Frau Mutter, er rief,
Denn heute gewann ich die Liebste mir!

„O machet mein Bett, Frau Mutter, sprach er
O machet es tief und breit,
Um desto fester wird sein mein Schlaf,
Liegt mir Lady Margret zur Seit'!“

Lord William ſtarb lange vor Mitternacht,
Lady Margret lange vor Tag,
Und jedes treue Liebespaar
Ein beſſer Glück haben mag!

In der Marienkirche begruben ſie ihn,
Und ſie im Marien-Chor;
Aus ihrem Grab' rin roth Röslein ſproßt,
Aus ſeinem ein Weißdorn hervor.

Die neigten ſich, die verzweigten ſich,
Wär'n gern einander recht nah,
Daß Jeder es gleich erkennen konnt',
Zwei Liebende ruhten allda.

Doch vorbei der ſchwarze Douglas ritt,
Der war ſo bös — o weh!
Den ſchönen Weißdorn riß er heraus
Und warf ihn in St. Marie's See [1]).

Die beiden Brüder [2]).

„O woll'n wir in die Schule, Bruder,
Woll'n wir zum Ballſpiel gehn?
Oder woll'n wir in den Wald zum Ringen,
Und wer zum Fall kommt, ſehn?"

„Nein, nicht zur Schule mag ich, Bruder,
Und nicht zum Ballſpiel gehn,
Wir wollen in den Wald zum Ringen,
Und wer zum Fall kommt, ſehn."

---

1) Von dieſer Ballade bemerkt W. Scott, daß ſie zu den wenigen gehört, die das Volk vollſtändig localiſirt; was übrigens in Schweden und Norwegen ſehr häufig der Fall zu ſein ſcheint. Blackhouſe (Schwarzhaus), einer der älteſten Sitze der Douglas in Selkirkſhire, und der Thurm, von dem Lady Margareth entführt ward, werden noch gezeigt. Auch ſieben große Steine auf einem benachbarten Hügel, als die Grabſteine der ſieben Brüder am Orte wo ſie gefallen, und der Douglasdorn, aus dem die Liebenden tranken. Das Ende der Ballade gehört bekanntlich auch mehreren andern an. S. Seite 139.

2) Jamiesons Popular Ballads Vol. I. p. 59

Sie rangen hin, ſie rangen her,
Den langen Sommertag,
Bis Willie zog ſein Schwerdt im Zorn,
Todtwund den Bruder ſtach.

„O heb' auf Deinen Rücken mich,
Trag' mich zum Brunnen gut,
Waſch' mir die blut'gen Wunden aus,
Ob ſich wohl ſtillt das Blut!

„Und zieh mir aus mein leinen Hemd',
Zerreiß es von Gehr zu Gehr [1]),
Steck's in die blut'gen Wunden mir,
Ob ſie dann bluten nicht mehr!"

Er nahm auf ſeinen Rücken ihn,
Trug ihn zum Brunnen gut,
Und wuſch die blut'gen Wunden aus,
Doch mehr noch ſchoß hervor das Blut.

Er zog ihm aus ſein leinen Hemd',
Zerriß es von Gehr zu Gehr,
Steckt's in die blut'gen Wunden ihm,
Die bluteten mehr und mehr.

„Nun nimm auf Deinen Rücken mich
Und trag nach Kirchland mich hinein,
Und grab ein Grab mir tief und breit
Und lege meinen Leib hinein.

„Die Pfeile leg zu Häupten mir,
Zu Fuß den Bogen leg',
Mein Schwerdt und Schild zur Seite mir,
Wie ich zu ſchlafen pfleg!

„Und kommſt Du zu dem Vater heim,
Fragt er nach dem Sohne ſein,
Da ſag', Du ließ'ſt in Kirchland ihn
Und gingſt zur Schul' allein.

„Und kommſt Du zu der Schweſter heim,
Die fragt wohl auch nach ihm,

1) Frae gair to gair. Gair iſt Gehr, Gierc, Zwickel.

Da ſag', Du ließ'ſt in Kirchland ihn,
Grün Gras wächſt über ihm!

„Und kommſt Du heim zu meinem Lieb,
Die forſcht wohl bang' und ſehr,
Da ſag', Du ließ'ſt in Kirchland ihn,
Und heim kommt nimmer er mehr."

Er ging zu ſeinem Vater heim
Der fragt nach dem Sohne ſein,
„Ich ließ in Kirchland ihn zurück
Und ging zur Schul' allein."

Und als er kam zur Schweſter heim,
Die fragt wohl auch nach ihm:
„Ich ließ in Kirchland ihn zurück
Und heim kommt nimmer er mehr."

„Was iſt an Deinem Schwerdt für Blut, Willie,
Lieb Willie, o ſag es mir!"
„O das iſt meines Grauhunds Blut,
Der wollte nicht folgen mir!"

„Das iſt nicht Deines Hundes Blut, Willie,
Nie war ſein Blut ſo roth;
O das iſt meines Liebſten Blut,
Du ſchlugſt meinen Liebſten todt!"

Die ſchöne Jungfrau weint und klagt,
In Herzleid will ſie vergehn:
„Sieht Jede nach ihrem Treuliebſten aus,
Ich brauch' nicht nach meinem zu ſehn!

„Nun ſage, Willie, nun ſag es mir an,
Welcher Tod wird Deiner nun ſein?"
„Ihr ſetzt mich in ein bodenlos Schiff
So ſegl' ich in's Meer hinein."

„Und ſage, Willie, o ſag mir an,
Wann kommeſt Du wieder heim?"
„Wenn Sonn' und Mond auf der Wieſe tanzt,
Und das wird nimmermehr ſein!"

Klage der Gränzerwittwe[1]).

Mein Lieb baut' mir ein schönes Haus
Und ziert' es all mit Lilien aus;
Ein schmucker Haus ward nie erschaut,
Als mir mein treues Lieb erbaut.

Da kam ein Mann um Mittag her,
Und spurt' und holt' den König her;
Den König Ler, dieselbe Nacht,
Der meinen Herrn ums Leben bracht.

Genug nicht war's an seinem Blut,
Beschlag legt' er auf Hab und Gut;
Dem Tod entflohn die Diener mein,
In höchster Noth blieb ich allein!

Ich näht' sein Grabhemd, all die Nacht
Hielt ich allein die Leichenwacht;
Stimmt' Leichenklag' an, Nacht und Tag,
Kein lebend Wesen kam mir nah!

Auf meine Schultern ich ihn lud,
Ein Weilchen ging, ein Weilchen ruht'.
Ich grub ein Grab, legt' Ihn zur Ruh,
Deckt' Ihn mit grünem Rasen zu.

Doch meint Ihr nicht mein Herz war wund,
Als Erd' ich warf auf den süßen Mund?
O meint Ihr nicht mein Herz war weh,
Als ich mich wandt' um weg zu gehn?

---

1) Diese unbeschreiblich rührende Todtenklage bezieht sich auf einen Vorfall unter Jakob V, der in derselben Expedition (1529), die John Armstrong und Andern seines Gleichen so verderblich ward (s. oben S. 543), den Freybeuter Cockburne von Henderland über der Thür seines eigenen Thurmes aufknüpfen ließ. Der Boden, auf dem es geschah, ist noch ganz lebendig voll Erinnerungen an jene Scenen: Thürme, Grabmäler u. s. w. an die sich geschichtliche Sagen knüpfen, erhalten das Andenken an jene Zeit. S. Minst. of the Bord. Vol. II. p. 319

Kein Lebender geht mich mehr an
Seit Tod traf den geliebten Mann!
Mit 'ner Locke von seinem gelben Haar
Fessl' ich mein Herz auf immerdar!

Die Kindesmörderin [1]).

Unter Blumen ein schönes Fräulein saß,
Eines süßen Kindleins je da genaß.
Und fest, fest zieht sie das Wickelband,
O! O! so greift keine Mutterhand!

O zwei Mal schlug's auf die Aeuglein klein:
„Die Blicke die stechen in's Herz mir hinein!"
Sie scharrt das Kind unterm Weißdorn ein,
Und wusch ihre Hände mit Thränen rein.

Und als sie lag vor Gott in Gebet,
Das Kindlein, das süße, stets vor ihr steht:
„O Gott, o Gott, wend ich mich zu Dir,
Steht immer das Kind zwischen Gott und mir!

„O sieh mich nicht an mit Aeuglein so feucht!"
„Solche Gnade empfange, als Du mir erzeigt!"
„Das Kindlein, süß lächelnd, nicht ein mich läßt,
„Todsünde hält mich hier unten fest!"

Lamkin [2]).

Der Lamkin war ein Maurer gut,
Wie je gebaut in Stein,
Er hat Lord Wearies Schloß gebaut,
Kriegt nicht die Löhnung sein.

---

1) Cromeck Remains of Nithsdale and Galloway Song. Lond. 1810. p. 267.

2) Jamiesons Pop. Ballads Vol. I. p. 176. — Wir geben dies Stück nicht um seiner Schönheit willen, sondern als Beispiel, wie poetisch das Volk in Schottland auch ganz gemeine Mordgeschichten zu behandeln weiß.

„Bezahle mich, Lord Wearie,
Bezahle mich!“ sprach er.
„Ich kann nicht zahlen, Lamkin,
Muß gehen übers Meer.“

„Bezahl mich jetzt, Lord Wearie,
Jetzt gleich aus freier Hand!“
„Ich kann nicht zahlen, Lamkin,
Verkauf ich nicht mein Land.“

„Und willst mich nicht bezahlen,
Geschworen soll es sein,
Eh' Du zur Heimath kehrst zurück,
Sollst Du es schwer bereun!“

Lord Wearie nahm ein wackres Schiff,
Fuhr über die salz'ge Flut,
Empfiehlt es wohl der Hausfrau sein
Das Schloß zu hüten gut.

Ein blutig Weib die Amme war
Wie je eins hing am Baum,
Mit Lamkin da verschwor sie sich,
Als er hinweg war kaum.

Mit Lamkin da verschwor sie sich;
Als fort die Diener all',
Läßt sie ihn ein zum Fensterlein,
Und bringt ihn in die Hall.

„Wo ist, die mich beim Namen kennt,
Die Dienerschaft vom Haus?“
„Sind in der Scheune dreschen,
Die bleiben lang' noch aus!“

„Wo ist, das mich beim Namen kennt,
Das Weibsvolk aus dem Haus?“
„Die sind am Brunnen waschen,
Und bleiben lang' noch aus.“

„Wo sind, die mich beim Namen kennen,
Die Kinder all' vom Haus?“
„Sind in der Schule lesen
Komm'n nicht vor Nacht nach Haus.“

„Wo iſt, die mich beim Namen kennt,
Lord Wearies ſchön Gemahl?“
„Die näht in ihrer Kammer,
Bring' bald ſie in den Saal!“

Er nahm ein ſcharfes Meſſer,
Das an dem Gurt ihm hing,
Damit das ſüße Kindlein
'Ne tiefe Wund' empfing.

Dann wiegt' und wiegte Lamkin,
Die falſche Amme ſang,
Bis aus der Wiege Spalten
Das rothe Herzblut drang.

Da rief die edle Dame,
Stand oben auf dem Flur:
„Was fehlt dem Kindlein, Amme,
Was weint's ſo kläglich nur?

„O ſtill' mein Kindlein, Amme,
O ſtill' es mit dem Brei!“
„Es will nicht ſtill ſein, Dame,
Mit nichts was es auch ſei!“

„O ſtill' mein Kindlein, Amme,
O ſtill' es mit der Ruth!“
„Es will nicht ſtill ſein, Dame,
Nicht für ſeines Vaters Gut.“

„O ſtill' mein Kindlein, Amme,
O ſtill' es mit der Schell'!“
„Es will nicht ſtill ſein, Dame,
Kommt ſelbſt Ihr nicht zur Stell'.“

Den erſten Schritt herab ſie that,
Stieß ſie an einen Stein,
Den nächſten Schritt herab ſie that,
Drang Lamkin auf ſie ein.

„Erbarm, erbarm Dich, Lamkin,
O mein erbarme Dich!
Haſt Du mein Kind getödtet,
O tödte nicht auch mich!“

„Soll ich ſie tödten, Amme,
Schenk ich das Leben ihr?“
„O tödt' ſie, tödt' ſie, Lamkin,
Nie war ſie gut zu mir!“

„O ſcheur' das Becken, Amme,
Scheur' rein das Becken aus!
Fang auf der Dame Herzblut,
Sie kam aus edlem Haus!“

„Kein Becken braucht es, Lamkin,
Laß fließen roth und warm,
Nicht beſſer iſt das Herzblut,
Von Reich als wie von Arm!“

Noch eh' drei Monden waren um
Da kam Lord Wearie heim,
Doch wehe, wehe war ſein Herz,
Als erſt er trat herein!

„O weſſen Blut iſt dieſes,
Das klebt hier auf der Schwell'?“
„S' iſt Eurer Hausfrau Herzblut,
Das iſt wie Bernſtein hell!“

„Und weſſen Blut iſt dieſes
Hier in der Halle mein?“
„S' iſt Deines Söhnleins Herzblut,
Das iſt ſo klar und rein!“

O ſüß, ſüß ſang die Droſſel
Wohl aus dem Laub heraus;
Doch mehr noch weinte Lamkin
Dort auf dem Richtplatz draus!

O ſchön, ſchön ſang die Möwe
Als ſie im Strauch ausruht;
Doch mehr noch weint die Amme
Vom Holzſtoß aus der Gluth!

Wenn jedoch aus dem verlängerten Bestehen des Minstrelgewerbes, und aus dem Umstand, daß so viele alte Volkslieder sich bloß durch mündliche Ueberlieferung sogar bis auf unsere Zeiten erhalten haben, der Leser den Schluß machen sollte, daß beides in Schottland keine Kämpfe zu bestehen gehabt, würde er sehr im Irrthum sein. Die Befehdung der Volkspoesie, ja aller profaner Ergötzungen, ging Hand in Hand mit der Reformation. Die Verfolgung der umherziehenden Minstrels durch die englische Regierung konnte natürlich auf Schottland nur in so weit Einfluß haben, als südliche Sitten und Ansichten auch immer einige Einwirkung auf die allgemeine Werthschätzung des Gewerbes haben mußten. Allein selbst noch früher als der Akt des englischen Parlamentes gegen die wandernden Minstrels, der vom Jahre 1597 ist, finden wir eine Ordonanz der Legislatur von Schottland, erlassen im Jahre 1579, in welcher diese Volkssänger mit Vagabunden und Schelmen zusammen genannt werden. Die Calvinistische Geistlichkeit, die zu dieser Zeit einen sehr entscheidenden Einfluß auf die Legislatur übte, war solchen weltlichen Liedern aufs heftigste entgegen, und verbannte sogar Instrumentalmusik und selbst die Orgel, diesen „Pfeifenkasten" (kist fu' of whistles), aus dem Gotteshaus, als zu stark nach weltlicher Minstrelkunst schmeckend. Jedoch obwohl der größere Theil der Nation in ihre Principien einging und die religiösen Ansichten von Knox und seinen Schülern annahm, so schien doch die Poesie eine zu nothwendige Ingredienz des nationalen Daseins, um selbst auf der Kirche Gebot sie aufzugeben. Es ist zum Erstaunen, zu was für absurden Maßregeln die Reformatoren griffen, als sie sich überzeugen mußten, daß all ihr Deklamiren und Eifern gegen das Lieblingsvergnügen des Volkes keinen Erfolg hatte. Es ist wahr, daß sie hierin nur dem Beispiel Luthers und anderer deutscher Reformatoren folgten; allein sie überschritten dabei so alles Maß und Ziel, daß sie darüber letzteres nothwendig verfehlen mußten. Um

die Volksballaden nach und nach zu verdrängen und ihre eigenen, oft genug abgeschmackten Hymnen dem widerspenstigen Gaumen der Patienten schmackhaft zu machen, pflegten sie wie jene nicht allein die Melodien der beliebtesten Volkslieder für ihre Machwerke zu benutzen; diese mit desto mehr Sicherheit einführen zu können, nahmen sie, ebenfalls wie jene ein halbes Jahrhundert früher thaten, den Anfang eines beliebten Volksliedes, den Kehrreim oder irgend eine hervorstechende Stelle daraus, durch welche vielleicht das Lied im Volke besonders bekannt war, und wirkten diese in die neuen Erzeugnisse ein. Wenn die deutschen und holländischen Umarbeitungen öfters etwas Komisches, häufiger noch etwas Plattes haben, so können sie sich doch mit denen der Schotten auf keine Weise messen, die die Sache mit der ihnen eigenen dogmatischen Pedanterie behandelten, und nicht wie die Deutschen und Holländer statt der romantischen, religiöse Vorstellungen unterschoben, sondern Dogmen und kirchliche Lehrsätze in die beliebte Balladenform zwangen. Diese unaussprechlich lächerlichen Parodien nannten sie Moralisationen. Es ist in der That kaum glaublich, daß diese „gottseligen Lieder" (godly ballates) in eine der poetischsten Nationen Europas gerade zu einer Zeit eingeschwärzt werden konnten, die in den deutschen und französischen protestantischen Gemeinden die schönsten, einfachsten geistlichen Lieder erzeugte. Denn Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die eigentliche Zeit der Parodien dort schon vorüber. Im Jahre 1621 ward in Edinburg die zweite Auflage eines merkwürdigen Buches gedruckt, das eine ganze Sammlung solcher Moralisationen enthält[1]). Hier lesen wir Parodien bekannter Balladen, wie folgende:

1) Der englische Titel ist: „Ane compendious booke of godly and spiritual songes, collectet out of sundrie partes of the Scripture with sundrie of other ballates, changed out of prophaine songes for avoiding of sin and barlotrie, with augmentation of sundrie gude and godly ballates not contained in the first edition. Newlie corrected and amended by the first originall copie." Vergl. damit ähnl. deutsche Sammlungen. Bragur Th. V. S. 20.

Wer iſt an meinem Fenſter, wer?
Geh, geh von meinem Fenſter, geh!
Wer ruft ſo wie ein Fremder mich?
Von meinem Fenſter weg gieb Dich!
Herr! ich bin hier! u. ſ. w.

Der Wind der ſauſt, im Sturmgebraus,
So manchen langen Tag,
Doch Chriſti Gnad' vor Sturmesmacht
Zu ſchützen uns vermag u. ſ. w.

Auf auf, zur Jagd, auf auf, zur Jagd,
Es iſt ſchon heller Tag!
Unſer König Jeſus zog zur Jagd,
Wer will der eil' ihm nach! u. ſ. w. [1]).

Die folgende Moraliſation eines bekannten gemeinen Liebesliedes ſcheint den Gipfel der Abgeſchmacktheit zu erreichen:

Hans, komm küß mich nun,
Hans, komm küß mich nun!
Komm und küß und zögre nicht,
Und mach mir, Hans, kein ſchief Geſicht!

---

1) Quho is at my windo? who? who?
Goe from my windo! goe, goe!
Quho calles there, so like ane stranger?
Goe from my windo, goe!
Lord, I am here! etc.

The wind blawis cald, furious and bald
This lang and mony day;
But Christ's mercy, we mon all die
Or keep the cauld wind away, etc.

With huntis up, with huntis up!
It is now persite day!
Jesus our King is gane a hunting.
Qua likes to speed they may? etc.

Der Herr, Dein Gott bin ich,
Der Herr, Hans, rufet Dich!
Hans ſtellt den Menſchen dar,
Durch Himmels Gnad' fürwahr!

Es rufen die Propheten mein,
Und meine Pred'ger zu Dir ſchrein:
Hans, küß und zögre nicht,
Und mach kein ſchief Geſicht u. ſ. w. [1]).

Läugnen läßt ſich indeſſen nicht, daß die heiligen Männer alle Urſache hatten, gegen den moraliſchen Effekt vieler dieſer Lieder zu eifern. In den Raubritter- und Freubeuterballaden zeigt ſich eine Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, ein trotziges Pochen auf Selbſthülfe und Rache, die auf keine Weiſe mit dem einfachen ergebenen, ächten Chriſtenſinn in Einklang gebracht werden kann; und in denen, welche die Liebe zum Hauptthema machen, gefällt ſich oft den zarteſten und innigſten Empfindungen eine ſo derbe Sinnlichkeit bei, daß nur die große Naivetät der Darſtellung ſie vor dem Vorwurf des Unanſtändigen ſchützen kann. Aber ſie ſchleuderten nicht allein die ganze Pflanze weg, weil ſie einige üppige Auswüchſe hatte. Jedoch verſchmähten ſie und ihre Anhänger ſelbſt die Waffe des Liedes nicht, um die katholiſche Geiſtlichkeit und den katholiſchen Gottesdienſt verächtlich und lächerlich zu machen. Eine Menge von burlesken oft höchſt obſcönen Liedern ward zu dieſem Zweck in Umlauf geſetzt; und ſowie die neuen geiſtlichen Lieder den beliebten Volksmelodien angepaßt wurden, um ihnen Eingang zu verſchaffen, ſo wurden jene Zotenlieder auf bekannte, im katholiſchen Gottesdienſt eingeführte Hymnenweiſen geſetzt, um dieſe dadurch in den Schmutz hinunterzuziehen. Eine Menge gemeiner unanſtändiger Verſe entſtanden auf dieſe Art; unter Andern das bekannte Lied John Anderson, my Joe, das ſpäter Robert Burns Ge-

1) John, come kiss me now etc. Sieht über obigen Gegenſtand Ritson Hist. Essay p. LII.

legenheit zu einem ſeiner innigſten Erzeugniſſe gab. Das Volk ergriff ſie begierig, und bald hörte man Melodien, die alle Ehrwürdigkeit der Aſſociation in ſich trugen, und die zum Theil aus Italien überſiedelt waren, als Gaſſenhauer durch Schottlands Straßen tönen. Zu Burns Zeiten waren ſie natürlich ſchon ſo vollſtändig eingebürgert, um nicht mehr von den urſprünglichen ſchottiſch-gäliſchen Melodien unterſchieden werden zu können. Eine bedeutende Anzahl von R. Burns Liedern verdankt ihr Entſtehen der Verwerflichkeit dieſer Zotenballaden, indem er von ſeinem Landsmann Thomſon, der eine Sammlung ſchottiſcher Geſänge beabſichtigte, aufgefordert ward, die Texte zu revidiren und zu verbeſſern [1]). Auf dieſe Weiſe entſtanden nach und nach, da dieſe oft unverbeſſerlich befunden wurden, eine Menge jener lieblichen, bald ſpielenden, bald tiefen Lieder, die, obwohl von einem gebildeten Dichter verfaßt, in jedem Sinne als ächt volksthümlich zu betrachten ſind [2]).

Doch zum Glück für Schottland that das ſchottiſche Kirchenregiment (the leading Kirk) noch andere Dinge als Balladen ändern; und das Urtheil der geiſtlichen Machthaber in Betreff der moraliſchen und geiſtigen Bedürfniſſe der Nation war von geſünderem Schlage, als ihr poetiſches Gefühl. Die geſetzliche Anordnung, die das Parlament von Schottland im Jahre 1646 machte für die Einführung einer Schule in jedem Kirchſpiel des Königreichs, in der ausſchließlichen Abſicht die Armen zu unterrichten, wird von allen Urtheilsfähigen als die hauptſächlichſte Grundlage des moraliſchen, aufgeklärten und glücklichen Zuſtandes des jetzi-

1) Dieſe vortreffliche Sammlung, deren Melodien von Pleyel und größtem Theils von Haydn in Harmonie geſetzt wurden, verdiente in Deutſchland mehr bekannt zu ſein. Ihr Titel iſt: A select Collection of original Scottish airs etc. with select and characteristic verses by the most admired Scottish poets. 4 Nos.

2) Bekanntlich ſind auch Meeres unausſprechlich ſchöne iriſche Lieder ſo entſtanden, nur daß hier der gäliſche Text verworfen ward, nicht weil er verwerflich, ſondern weil er den Engländern unverſtändlich war.

gen schottischen Landvolkes betrachtet. Diese wohlthätige Verordnung ward erst nach der Revolution vollständig ausgeführt. Unter den Königen aus dem Hause Stuart schlief sie beinah ein halbes Jahrhundert lang. Im Jahre 1698 war der Zustand des gemeinen Mannes noch so elend, daß nach der Angabe eines ausgezeichneten Staatsmannes, Fletcher von Saltoun, zweimalhunderttausend Menschen bettelnd von Thür zu Thür zogen, von denen keine Obrigkeit entdecken konnte, ob sie je getauft waren, oder auf welche Weise einer unter Hunderten aus der Welt ging. „In den guten Erndtejahren, sagt er, versammeln sich Tausende in den Bergen, wo sie zusammen Tage lang schwelgen und prassen; auf Hochzeiten, Jahrmärkten, Begräbnissen, oder wo immer sich eine Gelegenheit zeigt, sieht man Männer und Weiber in trunkenem Zustand, fluchend, gotteslästernd und sich schlagend und raufend [1])." Wen ergriffe nicht die ganze Vorstellung des Elendes das damals in Schottland herrschte, wenn wir hinzufügen, daß dieser erleuchtete Staatsmann als das einzige Mittel, ihm Schranken zu setzen, die Erneuerung der Leibeigenschaft vorschlagen konnte!

Es kann uns nicht überraschen, daß die bürgerlichen und religiösen Kriege, die Schottland im siebzehnten Jahrhundert zerrissen, eine Entwürdigung und Erniedrigung der Masse der Nation hervorbrachten; sehr ähnlich dem Zustande Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege. In Betreff auf die Zerrissenheit Schottlands sagt Langhorne in seinem Gedichte „Genius und Tapferkeit [2])" von dieser Periode:

Nicht länger tönen mehr des Schäfers Lieder
Von Enderman, von Yarrows Ufern wieder!

Jedoch wenn auch das Jahrhundert an Balladen bei weitem weniger fruchtbar war, als die beiden vorigen, so

1) Andrew Fletcher's Political Works, Lond. 1737. p. 144. S. Appendix zu Currie's Life of Burns.
2) Genius and Valour.

haben doch ſeine tragiſchen Ereigniſſe und blutigen Siege Stoff zu einer nicht kleinen Anzahl hiſtoriſcher Lieder gegeben, die wenn auch von geringerm poetiſchen Werth, doch immer dem philoſophiſchen Geiſt, ſowie überall dem Geſchichtsfreund als charakteriſtiſche Zeichen der Zeit von großem Intereſſe ſein müſſen. Auch romantiſche Balladen finden wir einige, die aus dieſer Zeit ſtammen ſollen. Die hiſtoriſchen Balladen ſind alle vom heftigſten Partheigeiſt diktirt, und bewegen ſich ſämmtlich um die Kämpfe der ſchottiſchen Puritaner oder Cameronier gegen die königlichen Truppen, erſt unter Montroſe's, dann unter des edeln Monmouth und des grimmigen Claverhouſe Anführung. Auch dem deutſchen Leſer ſind die blutigen, fanatiſchen Scenen dieſer Zeit aus Walter Scott's trefflichen Romanen vertraut geworden. Wir wählen als Probe der Balladen eine, deren ganzes Perſonal dem Leſer ſchon von daher bekannt iſt.

Die Schlacht an der Bothwellbrücke.

Den 22ſten Juni 1679 [1]).

„O Brüderchen, lieb Brüderchen,
Willſt Du gehn in den Wald mit mir?
Heim rufen wir unſer herrnlos Roß,
Denn aus iſt's ſonſt mit mir und Dir!"

„O nein, ſprach Earlsteun, nimmermehr!
Das darf nicht ſein, denn nun thut's Noth!
Mein Wort gab ich, nach der Bothwellhöh
Muß ich auf Leben oder Tod [2])!"

---

1) Minstrelsy Vol. II. p. 89.

2) Alexander Gordon von Earlsteun, der Merten des Walter Scott'ſchen Romans Old Mortality, war kein eigentlicher Cameronier, ſondern gehörte zu der gemäßigten Claſſe von Presbyterianern, die nur Gewiſſensfreiheit verlangten. Sein Vater, William, der derſelben Partei zugehörte, von dem er in der Ballade noch Abſchied nimmt, war ſchon vor der hier beſchriebenen Schlacht von engliſchen Dragonern niedergehauen. S. Minstrelsy Vol. II. p. 86.

Am Morgen brach der Earlstoun auf,
Vor Tagesanbruch ritt er fort,
Schloß sich der schott'schen Mannschaft an,
Wie sie zum Hügel zogen dort.

„Leb' Vater wohl, leb' wohl lieb' Mutter,
Und lebt Ihr wohl, Ihr Schwestern drei!
Und leb' Du wohl, mein Earlstoun auch,
Denn nie mehr werd' ich bei Euch sein!"

So ritt er fort nach Bothwellhéh;
Ei, wie so herrlich ritt er da!
Der Monmouth kam sie zu beschau'n,
Als er die Schaar so kommen sah.

„Willkommen Burschen, Monmouth sprach,
Willkommen, wackre schott'sche Mann!
Und so seist, tapfrer Earlstoun Du,
Der Du da reit'st der Schaar voran!

„Doch übergebt die Waffen all',
Gebt, Kinder, sie in meine Hand;
Habt Ihr die Waffen fortgelegt,
Kehrt sicher heim nach Eurem Land [1])!"

Von Lenner sprach ein wackrer Bursch,
Wie brav und wacker sprach er da!
„Nicht meine Waffen liefe' ich aus,
An Keinen, den ich jemals sah!"

Und er steckt auf die rothe Fahn',
All rings mit schönem Blau besetzt.
„Nun, wenn Ihr denn nicht hören wollt,
So seht zu Eurer Sache jetzt!"

Sie stellten auf die Höh' Geschütz,
Und schossen in die Schlucht hinab;
Todt fielen unsre Schotten hin,
Und jeder Erdwurf ward zum Grab!

---

1) Der Herzog von Monmouth vergoß mit bitterem Schmerz das Blut seiner Landsleute und suchte sie zu bestimmen, die Waffen niederzulegen.

Wie Ihr den Regen fallen ſeht,
So wie [illegible] Pfeil vom Bogen ſchnellt,
So fielen unſre Schotten hin
Und Leichen deckten Höh' und Feld.

„O haltet ein, der Monmouth rief,
Um meinetwillen gebt Quartier!"
Allein der grimme Clavers [1]) ſchwor,
Des Neffen Tod, den rächt' er hier!

„O haltet ein, der Herzog rief,
Das fordr' ich von Dir auf der Stell',
Halt ein nun, Du verfluchter Gräme,
Sonſt biſt Du ſelber ein Rebell!"

Der grimme Clavers wandt' ſich um,
'Nen wüth'gen Blick er blicken that;
Den Hut, den hob er hoch und rief:
„Gott ſegne ſeine Majeſtät!"

Dann ritt er gleich nach London fort,
Und ſpann da an ſein bös Getreib,
Und falſche Zeugen nahm er mit
Und trennte Monmouth's Kopf vom Leib.

Am Abhang dort und in der Schlucht
Blieb mancher kalt und bleich zurück,
Lang' denken wir mit tiefem Schmerz
Des blut'gen Tag's bei Bothwellbrück [2])!

---

1) Clavers iſt die populäre Verkürzung von Claverhouſe, Name des Befehlshabers der engliſchen Cavallerie, eines grauſamen Verfolgers der Cameronier. Sein Neffe ward in der Schlacht bei Loudonhill von den Cameroniern getödtet, wie dieß den Leſern Walter Scott'ſcher Schriften wohl bekannt iſt.

2) Der edle Herzog von Monmuth ward wirklich des Verraths angeklagt und enthauptet, jedoch nicht gerade in Folge dieſer Schlacht. Der geſchickte Volksdichter drängt hier nur die intereſſanteſten Motive und Fakta zuſammen.

In sanfteren Tönen spricht der Zeitgeist aus folgendem rührenden Liebeslied, ebenfalls aus den Tagen der blutigen Verfolgung. Wir behalten die Uebersetzung von Wolf bei, die uns so gelungen scheint, daß der Versuch einer neuen uns unnütz vorkommt.

* Ein puritanisches Brautpaar [1]).

Du schwurst bei Deinem Gott, Jeanie,
Bei dem weißen Händchen Dein,
Bei den Sternen allen am Himmelszelt,
Du wolltest bleiben mein!
Und ich schwur bei meinem Gott, Jeanie,
Und bei dem Herzen Dein,
Bei den Sternen reich am Himmelszelt,
Du solltest werden mein!

Fluch treffe die Hand, die da löst solch Band,
Und das Herz, das uns möcht' entzwei'n,
Aber keine Hand kann lösen das Band,
Als Gottes Finger allein.
Ob niedrig auch mein Hüttchen ist,
Und mein Kleid weder zierlich noch fein,
Ich hülle in den Mantel der Liebe mich
So reich in den Armen Dein!

Ihr weißer Arm wär' ein Kissen für mich,
Weich wie das weichste Vließ;
Ihre Flügel über uns Liebe schwingt
Da schlaf ich fest und süß.
Maid meiner Liebe, komm her zu mir,
Komm her und knie bei mir,
Der Morgen ist voll von Gottes Sein,
Und ich kann nur beten mit Dir!

---

1) Cromeck Remains of Nithsdale and Galloway Song, Lond. 1810. Halle der Völker von D. L. B. Wolf, Frankf. am Main 1837. Band I. S. 85. Am nämlichen Ort findet der Leser vierzig bis funfzig Uebersetzungen schottischer Volkslieder, worunter auch sehr viel lyrische.

Der Morgenwind ſpielt mit den Blüthen ſo lind,
Die Vögel ſingen ſo traut!
Der alte Herr lehnt an dem Gartenzaun
Die gute ehrliche Haut!
Wir nehmen die Bibel, wenn er kommt heim,
Dann ſingen die Pſalmen wir,
Du ſprichſt von mir zu Deinem Gott,
Und ich, ich ſpreche zu Dir!

Der vergleichungsweiſe ruhige Zuſtand, den Schottland während des achtzehnten Jahrhunderts genoß, und beſonders die vortrefflichen Maßregeln, die für den Volksunterricht getroffen wurden, ſcheinen in der großen Maſſe der Nation hinſichtlich ihrer moraliſchen und geiſtigen Entwickelung einen ſehr günſtigen Wechſel bewirkt zu haben. Der ſehr ſcharfſinnige Biograph Burns, Currie, findet es wahrſcheinlich, daß die Einrichtung von Parochialſchulen auch auf die ländliche Muſe von Schottland Wirkungen hervorbrachte, die man bis dahin noch nicht geahnet hatte, und die, obwohl weniger glänzend ihrer Natur nach, doch keineswegs als unbedeutend betrachtet werden müſſen, wenn man das Glück und die Sitten des Volkes im Auge hat [1]). Die bürgerlichen und religiöſen Kriege im ſiebzehnten Jahrhundert, in welchen die Nation als ein Ganzes auftrat und handelte, hatten endlich die Privat- und Partheifehden der Edelleute unter ſich gänzlich verſchlungen, und eine Hauptquelle des Balladenſtoffes war ſomit verſiecht. Indeſſen erzeugte das achtzehnte Jahrhundert in den Jahren 1715 und beſonders 1745 noch eine eigenthümliche Art von politiſch-heroiſchen Geſängen, die wir vielleicht als das letzte kräftige Aufathmen der ſchottiſchen Volksmuſe betrachten müſſen. Wir meinen die ſogenannten Jakobitiſchen

1) Curries Life of Burns. Liverpool 1800. Vol. I. p. 276. etc.

Lieder, die durch die Versuche der Stuarts, den brittischen Thron wieder zu erobern, hervorgerufen wurden.

Ritson, indem er von dem letzten dieser beiden Versuche durch den ritterlichen Prinzen Carl Eduard spricht — die Lieder von 1715, die Cromeck mittheilt, scheint er nicht gekannt zu haben — bemerkt, daß der junge Fürst von der schottischen Muse mit ihren glänzendsten Ergüssen empfangen worden sei, und daß nie zu irgend einer Zeit Schottland eine solche Anzahl von Liedern hervorgebracht habe, von denen einige zu den schönsten Beispielen lyrischer Dichtkunst gehörten [1]). Die Dichter waren von allen Klassen, und vielleicht gehörten comparativ nur Wenige dem geringeren Volke an, obwohl eine beträchtliche Anzahl der Lieder in kurzer Zeit allen Klassen und Ständen gleich vertraut wurde. Spott und Verachtung, bald witzig, bald grob sich äußernd, der enthusiastischste Preis und das rührendste Mitleid mit den vertriebenen Fürsten — alles ward wechselsweise gebraucht, ihnen Freunde und Beistand zu erwerben. Wenn wir es wagen, auch von diesen ächt nationalen Liedern dem Leser ein Paar Proben mitzutheilen, so thun wir es nicht ohne Zaghaftigkeit, denn nie bewährt sich die Wahrheit des Spruches Dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae mehr, als bei diesen lyrischen Ergüssen des Gefühles oder der Laune, die recht eigentlich der Sprache selbst in Mark und Bein gewachsen und daher in ihrer ganzen idiomatischen Kraft oder Lieblichkeit eigentlich unübersetzbar sind. Die Schwierigkeit wächst noch bei humoristischen Erzeugnissen, und wird fast unübersteiglich bei politischen Liedern, in denen es meist an Anspielungen auf locale Zeit-Umstände nicht fehlt. Die folgenden Uebersetzungen mögen daher mit Nachsicht beurtheilt werden.

---

1) Hist. Essay p. LXIII.

Spottlied auf Georg I.

Bei ſeiner Thronbeſteigung [1]).

Was Teufel, das will König ſein,
Ein winzig deutſches Junkerlein?
Als Ihr ihn heim zu holen kamt,
Grub er in ſeinem Kohlgärtlein!
Er pflanzte Kohl und Lauch dazu,
Ging ohne Strümpf' und ohne Schuh',
Deckt ſich mit Bettlerlumpen zu,
Das winz'ge deutſche Junkerlein!

Klotzt ſich in unſres Wirthes Stuhl
Das winz'ge deutſche Junkerlein!
Bringt hundert fremde Zwiebeln mit
Und pflanzt ſie in ſein Gärtchen ein.
Entreißt die Roſe dem engliſchen Wicht,
Dem iriſchen Lümmel die Harf' er zerbricht,
Doch unſre Diſtel in den Daum ihn ſticht,
Das winz'ge deutſche Junkerlein!

Komm nur in unſre Berg' hinein,
Du winzig deutſches Junkerlein!
Beſieh Dir Charlie's langen Kohl,
Pflanzt gern ihn in ſein Gärtchen wohl!
Reißt Du nur eine Staud' aus hier,
Und nur ein Blatt, ſo brechen wir
Den Scepter vor der Naſe Dir,
Du winzig deutſches Junkerlein!

Unſre Höh'n ſind ſteil, unſre Thäler tief,
Nicht paſſen ſie zum Kohlgärtlein,
Und nord'ſche Diſteln ſtechen ſcharf,
Du winzig deutſches Junkerlein.
Doch ſchärfer iſt unſres Schwerdtes Schneid',
Zerfetzen ſoll's Dein deutſches Kleid,
Daß Dir Dein Kommen wohl thut leid,
Erbärmlich deutſches Junkerlein!

1) Cromeck p. 144.

Hochlands Harry [1].

Auf Karl Edward, nachdem er beliebt und vertrieben war.

Mein Harry iſt ein tapfrer Knab',
Wie ſchritt er hin voll Muth im Blick!
Doch nun iſt er ſo fern verbannt,
Und nimmer kehret er mehr zurück!

Chor: O kehrt' er doch zurück!
Nockhaspies Land, das gäb' ich d'rum,
Wenn Hochlands Harry käm' zurück!

Wenn alle Leute geh'n zu Bett,
Da ſchleich' ich auf und ab im Thal,
Und ſetz' mich hin und wein' mich aus,
Und wünſch', ich ſäh' ihn noch einmal!

Chor: O ſäh' ich ihn noch 'mal!
Nockhaspies Land, das gäb' ich d'rum,
Säh' Hochlands Harry ich noch 'mal!

O hingen ein Paar Schelmen hoch,
Und jeder hätte ſein Gebühr!
Dann würd' der freud'ge Anblick mir,
Daß Hochlands Harry wäre hier!

Chor: O wäre Harry hier!
Nockhaspies Land, das gäb' ich d'rum,
Daß Hochlands Harry wäre hier!

Außer dem heroiſchen Charakter, den wir in vielen der Jacobitiſchen Lieder finden, nahmen die poetiſchen Ausbrüche des ſchottiſchen Volksgeiſtes in dieſem Jahrhundert einen durchaus friedlichen, ja ländlichen Charakter an, und wir fühlen bei dieſen ſüßen Klängen, daß wir uns nicht mehr hauptſächlich unter Rittern und Fräulein, ſondern un-

1) Ritsons Scottish Songs Vol. II. p. 109.

ter frischen Landburschen und Landmädchen bewegen, auf die allein der kräftig natürliche Ausdruck der Volkspoesie übergehen konnte, da eine feinere und fremdartige Bildung den höheren Ständen eine zartere, aber auch verstecktere und darum weniger sagende Sprache an die Hand gab. „Die Einwohner des Gränzlandes, bemerkt ein scharfsichtiger Beobachter der schottischen Sitten [1]), die früher Krieger aus Wahl, und Ackersleute aus Nothwendigkeit gewesen waren, verließen entweder das Land oder wurden zu wirklichen Schäfern, die sich in guten Umständen befanden und zufrieden mit ihrem Loose waren. Einige Funken jenes ritterlichen Geistes, den Froissart an ihnen rühmt, blieben zurück; genug, um ihnen eine gewisse edlere Gesinnung und Galanterie gegen das schöne Geschlecht einzuflößen. Die Liebe, die sich sonst mit Ruhm und Ehrgeiz in die Herrschaft theilen mußte, ward nun die einzige Leidenschaft des Herzens. Die Furcht eines liebenden Gemüthes mit lebhaften, zarten Farben zu malen, wenn auch oft nur mit eiliger Hand, war nun des ländlichen Dichters Geschäft. Liebeslieder, deren Tibull sich nicht zu schämen brauchte, können manchmal von einem wohlerzogenen Landmann gedichtet sein, der nur einen geringen Anstrich von Bildung besitzt; oder, wenn in diesen Liedern der Charakter des Bauers geflissentlich angenommen wird, so bleibt ihnen doch immer die Sprache der Natur und die innere Wahrheit eigen. Mit der natürlichsten Einfachheit und Herzlichkeit wird oft alles aufgeboten, um das Herz einer spröden Schönen zu rühren, oder einen wankelmüthigen Liebhaber wieder zu gewinnen. Ein Strahl von Hoffnung blitzt selbst durch die melancholischsten Lieder, und erhellt die schwarze und dauernde Nacht, welche die süßesten der hochländischen Lieder oder Gesänge charakterisirt. Auch sind nicht alle schottische Lieder elegisch. Viele sind munter und humori-

1) Ramsay von Ochertyre in einem Brief an Currie, den Herausgeber des Works Burns, Vol. I. p. 277.

stisch, und andere erscheinen uns gemein und unzart. Alle aber sind werthvoll als Sittenschilderungen eines abgelegenen, energischen Volkes, wenn letztere auch uns manches Bild vor Augen bringen, was ein delikater erzogener Maler lieber in den Schatten gestellt hätte."

Wir haben uns diesen langen Auszug erlaubt, weil der Verfasser die neuere schottische Volkspoesie so gut charakterisirt, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Die neuere sagen wir; vielleicht müßten wir sagen die lyrische überhaupt. Denn von den meisten erotischen und ländlichen Volksgesängen der Schotten, die im Allgemeinen für ziemlich neu gehalten werden, würde es schwer sein, genau die Zeit ihrer Entstehung zu bestimmen. Von vielen sind die Melodien älter als die Worte, andere wo Worte und Weisen von gleichem Alter sind, stammen erweislich aus dem sechzehnten Jahrhundert, und mehr noch sind aus derselben Periode ohne Melodien aufbewahrt. Der größte Theil der lyrischen Lieder aber ist unzweifelhaft neuer als die narrativen Balladen. Der Genius der Lieder des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts ist jedoch wesentlich derselbe. Derselbe innerliche, tiefe überwältigende Schmerz athmet aus „Waly, waly up the bank", dasselbe unaussprechliche Weh zittert in „My Love he built a bonny ship[1])", das in neuer Zeit Burns in seiner Highland Mary begeisterte und aus Auld Robin Gray[2]) uns so herzlich einfach entgegen klagt.

Liebe, Liebe ist das Thema aller dieser Lieder. „Der Ursprung dieses verliebten Charakters, sagt Currie, indem er von den schottischen Liedern, — nicht den schottischen Balladen — spricht, der ländlichen Muse von Schottland oder der größeren Anzahl dieser Liebeslieder selbst, möchte schwer aufzufinden sein. Sie haben sich im Laufe

1) S. weiter unten: O weh, o weh — und: die Niederungen von Holland.

2) Ritson Scottish Songs Vol. I. p. 135; von Lady Anna Lindsay, doch ganz im Volkston und dem Volke vertraut.

der Zeit stillschweigend aufgehäuft, und es ist gegenwärtig vielleicht unmöglich, sie nach dem Datum zu ordnen, wie werthvoll eine solche Chronik des Geschmackes und der Sitten auch sein müßte. Ihr jetziger Einfluß auf den Charakter der Nation ist aber entschieden und auffallend. Ihnen müssen wir vorzüglich die romantische Leidenschaft zuschreiben, die so oft die Neigungen der Niedrigsten unter dem Volke in Schottland charakterisirt, in einem Grade, wie es, wenn wir nicht irren, selten in der nämlichen Klasse der Gesellschaft in anderen Ländern gefunden wird. Die Gemälde der Liebe und des Glückes, welche ihre ländlichen Gesänge enthalten, prägen sich frühe in das Gemüth des jungen Bauerburschen ein, und werden noch anziehender durch die Musik, die sie begleitet. Sie verschmelzen unwillkürlich mit seinen eigenen jugendlichen Regungen, sie erheben sowohl den Gegenstand als die Natur seiner Neigung und geben den Eindrücken der Sinne die schöne Färbung der Einbildungskraft. Ein schottischer Bauer zeigt im Laufe eines Liebeshandels oft einen so kühnen abentheuerlichen Geist, daß ein spanischer Cavalier sich dessen nicht zu schämen brauchte. Wenn die Tagesarbeit vorüber ist, macht er sich nach der Wohnung seiner Geliebten auf, die vielleicht viele Meilen entfernt ist, ohne sich um die Länge oder Beschwerlichkeit des Weges zu kümmern. Er naht sich ihr im Geheim, unter dem Mantel der Nacht. Ein Zeichen an Thür oder Fenster, vielleicht verabredet und von niemandem als ihr verstanden, unterrichtet sie von seiner Ankunft, und muß manchmal oft wiederholt werden, ehe die launenvolle Schöne dem Rufe folgt. Wenn sie aber eine Werbung begünstigt, entgeht sie aller Beobachtung und empfängt di. Schwüre ihres Liebhabers unter dem Schleier des Zwielichtes, oder den tieferen Schatten der Nacht. Zusammenkünfte dieser Art sind die Gegenstände vieler schottischer Lieder [1])."

1) Life of Burns Vol. I. p. 17.

Die Lieder verrathen uns jedoch, daß der Umgang schottischer Liebende nicht immer so rein bleibt, als er hier beschrieben wird. Namentlich zeigen die alten Balladen uns die edeln Fräulein oft in dem allervertrautesten Umgang mit ihren Liebhabern, oder gar verheirathete Frauen in unerlaubtem Verkehr, ohne daß es gerade vom Dichter als eine Verirrung dargestellt wird. Scenen dieser Art verschlingen sich oft mit den heiligsten Momenten, mit den innigsten Empfindungen, und machen daher oft die nothwendigen Ingredienzien der allerschönsten Balladen aus. Wenn wir die Abbildungen der üppigen Auswüchse einer überkräftigen Pflanze mit der Darstellung verwandter Scenen in den alten dänischen und schwedischen Balladen vergleichen, so können wir nicht anders als manche Stellen der brittischen und deutschen Lieder — denn in dieser Hinsicht gleichen letztere sich ganz — unsittlich, ja fast lüstern finden; jene berühren Momente dieser Art nur immer kurz und malen überhaupt nie aus, während diese oft mit Wohlgefallen dabei verweilen; unter den deutschen besonders die Wächterlieder. Aber keusch und unschuldig erscheinen sie, wenn wir sie mit den tausend giftigen Pflanzen vergleichen, die überall auf den Beeten der neueren Literaturen wuchern. Daß übrigens auch die Volksmoral nicht ohne Strenge ist, kann der Leser schon aus einigen der oben mitgetheilten Balladen, namentlich „der Kindesmörderin", ersehen [1]). Wir finden auch viele Lieder verlassenen Mädchen in den Mund gelegt, von denen einige die schmerzlichste Zerrissenheit der Reue ausdrücken.

Die humoristischen Liebesballaden der Schotten sind, wie es nicht anders zu erwarten, äußerst derb; und da wir hier nur ihre sittliche Seite würdigen, oft grob sinnlich.

---

1) S. oben S. 571. Man vergleiche dieses Lied mit dem deutschen Volkslied gleiches Namens S. 423, dem die Ausübung der weltlichen Gerechtigkeit einen gewissen versöhnenden Charakter giebt, während das schottische mit einem Schmerzenslaut der Gewissensfolter endigt.

Häufig rücken die Liebhaber gleich beim erſten Begegnen mit den gröbſten Anfoderungen heraus. In mehreren Stücken, es iſt wahr, führt die Schöne den Ritter waidlich an der Naſe herum; allein zu welchen derben, unanſtändigen Reden dieß oft Veranlaſſung giebt, kann ſich nur der recht vorſtellen, der mit der älteren italieniſchen und franzöſiſchen Literatur, z. B. dem Decameron des Boccaz und den Erzählungen der Königin von Navarra bekannt iſt. Wer dieſe Ergötzungen der vornehmen Geſellſchaft der damals gebildetſten Länder Europas kennt, muß im Vergleich damit die ſchottiſchen Volkslieder, die ähnliche Liebesſcenen enthalten, ſicherlich noch zart und zurückhaltend finden.

Indem wir nun dem Leſer einige Beiſpiele ſchottiſcher Lieder geben, müſſen wir ihm unſere obige Bemerkung über die Unüberſetzbarkeit des eigentlichen Liedes von Neuem vor die Seele rücken. Und doch dürfen Lieder zur Charakteriſtik eines Volkes, zumal eines muſikaliſchen, nicht fehlen. Denn, wie Görres ſich ausdrückt [1]), „nirgends ſpricht das Selbſt (der Zeit) ſich in ganzer Eigenthümlichkeit ſo ſcharf und klar und gediegenen Gepräges aus, als eben in der lyriſchen Poeſie, die, wie Pulsſchlag, Zeichen und Maß des innerſten Lebens iſt, und wie der Lichtträger das Licht, das er am Tage eingeſogen, in die Nacht ausſtrömt, ſo die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in ſich aufbewahrt und ſie auf die Ferne überträgt. Während die großen epiſchen Ströme den Charakter eines ganzen weitumfaſſenden Flußgebietes in Zeit und Geſchichte ſpiegeln, ſind dieſe lyriſchen Ergüſſe die Brunnen und die Quellen, die mit ihrem Adernnetz das ganze Land durchtränken, und die Geheimniſſe ſeiner innerſten Eingeweide zu Tage bringen und in den Liedern ſein wärmſtes Herzblut ausſprudeln.“

1) Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder. Frankfurt am M. 1817. S. IV.

Die Niederungen von Holland [1]).

„Mein Liebſter baut' ein wacker Schiff und führt' es in das Meer,
Mit ſieben mal zwanzig Seglern kühn, wie ſteg es ſtolz daher!
Ach! drei mal zwanzig ſanken tief, drei ſtarben auf der See,
Die Niederung von Holland gab mir bitt'rer Trennung Weh!

„Mein Liebſter baut' ein ander Schiff, fuhr's in die Fluth hinaus,
Nur zwanzig Segler blieben ihm, zu bringen es nach Haus;
Da macht der wilde Sturm ſich auf, hoch, hoch das Meer that ſchwellen,
Und riß mein Lieb mit ſeinem Schiff hinab ins Grab der Wellen.

„Nicht Haube deckt ſeitdem mein Haupt, noch Kamm kommt in mein Haar,
Ohne Licht und Kohl im Kämmerlein will ſitzen immerdar!
Noch nehm' ich je ein andres Lieb nicht bis zur Sterbeſtund',
Denn Einen Liebſten liebt' ich nur, der liegt im Meeresgrund!"

„O ſchweig, o ſchweig, mein Töchterlein, o traure nicht ſo ſehr,
Sei ſtill, giebt's doch in Galloway noch andre Burſchen mehr!"
„O keinen giebt's in Galloway! für mich giebt's keinen, weh!
Denn Einen Liebſten liebt' ich nur und der liegt in der See!"

O wär' mein Lieb das Röslein roth [2])!

O wär' mein Lieb das Röslein roth, das auf dem Schloßwall dorten ſteht,
Und ich, ich wär' ein Tropfen Thau, gleich nieder auf ſie fallen thät.

---

1) Ritson Scottish Songs Vol. I. p. 133.
2) Minstrelsy of the Border Vol. III. p. 106.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön, ſo ſchön,
So lieblich iſt ſie anzuſehn!
Fällt auf ihr friſch Geſicht mein Blick,
Ein Lächeln giebt ſie mir zurück!

O wär' mein Lieb ein Waizenkorn, das auf dem Felde wächſet dort,
Und ich ein ſchönes Vögelein, weit flög' ich mit dem Körnchen fort!

Mein Liebchen iſt ſo ſchön, ſo ſchön,
So lieblich iſt ſie anzuſehn!
Fällt auf ihr friſch Geſicht mein Blick,
Ein Lächeln giebt ſie mir zurück!

O wär' mein Lieb eine Kiſt' von Gold, das Schlüſſelchen, das wäre mein,
Säh' drinn das Gold, ſo oft ich wollt und legt mich ſelber mit hinein.

Mein Liebchen iſt ſo ſchön, ſo ſchön,
So lieblich iſt ſie anzuſehn!
Fällt auf ihr friſch Geſicht mein Blick,
Ein Lächeln giebt ſie mir zurück!

---

* Treue Liebe [1]).

„Und Du ſollſt gehn im Prachtgewand
Von Seid' und Silber ſchwer,
Reichſt Du dem Andern Deine Hand,
Denkſt nicht an Donald mehr!"
„Ach was ſoll mir ein ſeiden Kleid
Und ein zerriſſen Herz,
Was Silber mir und Goldgeſchmeid
Für bitt're Trennung Schmerz!

---

1) Ritson Scottish Songs Vol. I. p. 126. The Scottish Minstrel Vol. II. p. 26. Die Ueberſetzung dieſes und des folgenden Liedes iſt von D. L. B. Wolf, Hauſe der Völker Th. I. S. 86 u. 87.

„Viel lieber iſt mir Donalds Sinn,
Sein Herz ſo rein und brav!
Eh' ich ihn laß, leg' ich mich hin
Zu ew'gem Todesſchlaf!
Sieh, ich verſprach ihm treu zu ſein,
Zu theilen ſein Geſchick,
Denn Donald legt in meine Hand
Sein ganzes Lebensglück.

„Und ſo gewann er ſich mein Herz,
Und nahm es dankbar an,
Nähm' mein Gelübd' ich nun zurück,
Das wäre ſchlecht gethan!
Das längſte Leben nicht erſetzt
Die Liebe, die er bot;
Und eh' ich meine Treu verletzt',
Da wär' ich lieber todt."

---

* Der gefallene Geliebte [1]).

Mild ſtrahlte auf die Wangen Dein,
Als wir uns trennten, Mondenſchein.
Die Blumen blühten luſtig fort,
Wo Lebewohl Dein letztes Wort.

Man zählte zu den Todten Dich
Eh' noch der Mond vom Himmel wich,
Und eh' die Blüthen fielen ab,
Sank Thau der Nacht Dir auf das Grab.

Ich ſah Dich nicht, als Feindeshand
Den Weg zu Deinem Herzen fand,
Ich hörte nicht den Seufzer Dein,
Der Dir entquoll in Todespein!

Weh mir, daß ich nicht bei Dir war,
Als Du lagſt auf der Todtenbahr',

---

1) The Scottish Minstrel Vol. III. p. 26. Halle der Völker, Th. I. S. 87.

Wo Staub ſie ſtreuten über Dich,
Weh mir! da war kein Platz für mich!

Das wärmſte Herz, das jemals ſchlug,
Liegt kalt jetzt unter'm Leichentuch,
Und ach, die lieblichſte Geſtalt
Verſchwand wie Seufzerlaut verhallt!

---

* O weh! o weh [1])!

O weh, o weh! hinab in's Thal,
Und weh, und weh, den Berg hinan!
Und weh, weh jenem Hügel dort,
Wo er und ich zuſammenkam!
Ich lehnt' mich an einen Eichenſtamm,
Und glaubt', ein treuer Baum es ſei,
Der Stamm gab nach, der Aſt, der brach,
So mein Treulieb iſt ohne Treu!

O weh, weh, wenn die Lieb' iſt wonnig
Eine Weile nur, weil ſie iſt neu!
Wird ſie erſt alt, ſo wird ſie kalt,
Und iſt wie Morgenthau vorbei!
O, wofür kämm' ich nun mein Haar?
O, wofür ſchmück' ich nun mein Haupt?
Mein Lieb hat mich verlaſſen,
Hat mir mein Herz geraubt!

Nun Arthurs Siz ſoll ſein mein Bett,
Kein Kiſſen mehr mir Ruhe ſein!

---

1) Percy Th. III. S. 143. Die Ueberſezung iſt von Herder, die einzige, die wir aufnehmen, da der ganze Herder den meiſten Gebildeten bekannt iſt, und es allen ſein ſollte. Allein wir kennten uns dieß ſchöne Lied, dieſen unausſprechlichen ſchmerzlichen Angſtlaut eines zerriſſenen Herzens, nicht entziehen laſſen. — Arthurs Siz iſt ein Fels, Antons Brunn ein Born bei Edinburg in einer wild romantiſchen Gegend.

Sankt Antons Brunn ſoll ſein mein Trank,
Seit mein Treulieb iſt nicht mehr mein!
Martinmeßwind, wann willt Du weh'n,
Und weh'n 's Laub von den Bäumen her?
Und lieber Tod, wann willt Du komm'n,
Denn ach! mein Leben iſt mir ſchwer!

'S iſt nicht der Froſt, der grauſam ſticht,
Noch weh'nden Schnees Unfreundlichkeit,
'S iſt nicht die Kält', die macht mich ſchrei'n,
'S iſt ſeine kalte Härtigkeit.
Ach, als wir kam'n nach Glasgoſtadt,
Wie wurden wir da angeſchaut!
Mein Bräutigam gekleid't in Blau,
Und ich in Roſenroth, die Braut!

Hätt' ich gewußt bevor ich küßt',
Daß Liebe bringet den Gewinn,
Hätt' eingeſchloſſen im Goldenſchrein
Mein Herz und's feſt verſiegelt drinn!
O! o! wär' nur mein Knäblein da
Und ſäß auf ſeiner Amme Knie,
Und ich wär' todt und wär' hinweg,
Denn was ich war, werd' ich doch nie!

Es iſt auffallend, daß alle neueren Ergüſſe des ſchottiſchen Volkgeiſtes mehr oder weniger vom lyriſchen Charakter haben. Die Quellen, aus denen einſt ſo reichlich Balladen floſſen, ſowohl hiſtoriſche als ideale, ſcheinen gänzlich vertrocknet zu ſein, und ſelbſt Burns, der in ſeinen Unvollkommenheiten wie in ſeinen Schönheiten als der rühmliche Repräſentant der neueren ſchottiſchen Volkspoeſie betrachtet werden kann, hat nicht eine einzige eigentliche Ballade geſchrieben.

Allein heroiſche und romantiſche Balladen, obwohl es natürlich iſt, daß ein weniger heroiſches und romantiſches Zeitalter weniger hervorbrachte, wurden darum nicht vergeſſen, oder weniger bewundert. „Vor vierzig bis funfzig

Jahren, erzählt Mr. Ramsay [1]), hing das geringe Volk nicht allein außerordentlich an seinen Liedern und Balladen, es liebte auch gereimte Geschichtswerke. Oft habe ich am heiteren Morgen meiner Jugend mit Ergötzen zugehört, wenn die Kriegsthaten von Wallace oder Bruce gegen die Südländer vorgelesen oder hergesagt wurden. Lord Hailes pflegte „den blinden Harry" ihre Bibel zu nennen; denn nach der Schrift war Er ihr großer Liebling." Die Zeit aber will ihr Recht haben; und kräftig wie der Gegenstand sein mag, der endliche Sieg wird doch ihr sein. Es ist der Lauf der Natur, daß das Alte sterbe und das Neue seine Stelle einnehme. Schon zur Zeit als Ramsay seinen Brief schrieb, hatte die Vorliebe des Volkes nicht allein für heroische Lieder, sondern überhaupt für Erzeugnisse aus seiner Mitte heraus sehr abgenommen, und in den vierzig Jahren, die seitdem verstrichen, hat fast jedes einzelne mehr vom Verfall der Volksliedeskunst gesehen, als die ganzen vierzig oder funfzig vorhergehenden. Die alten Lieder sind nach und nach vergessen worden, und während die Zeit nicht verfehlt hat, Materialien für neue Gedichte aufzuhäufen, scheint die Fähigkeit diese Materialien zu benutzen, verloren gegangen zu sein. Seine Liebe zum Gesang und geistiger Unterhaltung zu befriedigen, scheint das Volk gegenwärtig zu ein paar besonders begabten Individuen emporblicken zu müssen.

So lebt denn auch das, was einst die Gemüther Aller beseelte, jetzt nur im Gedächtnisse einiger Weniger. Unter die vorzüglichsten Werkzeuge der Aufbewahrung müssen vor Allem die schon oben genannten Stadtpfeifer (Town pipers) gerechnet werden, von denen bis vor Kurzem Einer gesetzlich zu jedem angesehenen Ort des Gränzlandes gehörte. Sir Walter Scott erwähnt einen gewissen Robin Hastie, Pfeifer von Jedburgh, der vor neun bis zehn Jahren starb,

1) In seinem eben citirten Briefe an Currie, der im Jahre 1799 geschrieben ist. Life of Burns Vol. I. p. 286.

als vielleicht den letzten dieſes Standes. Seine Familie ſoll dieſes Amt ſeit ungefähr dreihundert Jahren bekleidet haben. „Das Alter, ſagt W. Scott, hatte Robin zu einem elenden Spieler gemacht, allein er wußte viele Lieder und Melodien, die wohl mit ihm geſtorben ſein mögen. Auch andere Wanderer, bemerkt Ebenderſelbe, konnten ſich leicht eine gute Aufnahme und Herberge durch einige Kenntniſſe alter Geſchichten und Lieder erkaufen [1])."

Als eines ſolchen erwähnt er eines herumziehenden Uhrenreinigers, John Graeme von Sawport, gewöhnlich der lange Quäker genannt, der vielleicht der letzte war, der Balladenherſagen zum Gewerbe machte. Schäfer auch, die in Schottland beinah ſtationär ſind, Schneider, die in den Häuſern der Herrſchaften arbeiten, und beſonders alte Weiber, die von äußeren Geſchäften ausgeſchloſſen und auf den Heerd beſchränkt ſind, mögen als die hauptſächlichſten Depoſitarien poetiſcher Ueberlieferungen betrachtet werden. Eine der Hauptquellen W. Scott's und Jamieſon's war das vortreffliche Gedächtniß und die Handſchrift der Mrs. Brown von Falkland. Dieſe aber hatte dieſe Lieder theils auswendig gelernt, theils niedergeſchrieben, wie ſie dieſelben von einer Tante gehört, welche, wie W. Scott ſich ausdrückt, den beſten Theil ihres Lebens unter Schaf- und Kuhheerden zugebracht hatte. Allein die Kenntniß der alten Balladen iſt keineswegs auf die oben beſchriebenen Perſonen, die es ſich zum Geſchäft machen ſie andern herzuſagen, beſchränkt. In allen Balladen-Sammlungen finden wir einige, die den Lippen von Individuen abgelauſcht ſind, die ſie zu ihrem eigenen Vergnügen ſangen, als Milchmädchen, Stallknechte, Dienſtmägde u. dergl.

Kaum wiſſen wir, ob es nöthig iſt, nach ſo vielen mitgetheilten Beiſpielen, die ſämmtlich für ſich ſelber ſprechen, die ſchottiſche Volkspoeſie noch als ein Ganzes zu charakteriſiren. Currie, indem er von den ſchottiſchen Lie-

1) Einleitung zum Minstrelsy etc. p. CXXVIII.

dern ſpricht, ſagt: „Liebe iſt der Gegenſtand der meiſten. Ohne daß aus ihnen die höhere Kraft der Phantaſie ſpräche, geht aus ihnen eine vollkommne Kenntniß des menſchlichen Herzens hervor; auch athmen ſie ein Gefühl und oft eine ſo zarte und romantiſche Zärtlichkeit, daß kein Produkt neuerer Poeſie ſie hierin übertrifft und die gefeiltesten Verſe des Alterthums ſie nur ſelten erreichen [1])."

Dieß — mit Ausnahme des letzten Satzes, denn die „gefeiltesten Verſe des Alterthumes" konnten nie uns zur Genüge ein Gefühl ausdrücken, das die Alten nie kannten, — mag richtig ſein in Bezug auf die ſchottiſchen Lieder, die rührend und eindringlich, wie viele davon ſind, mit wenigen Ausnahmen am Ende doch ihren höchſten Reiz von ihren Melodien borgen. Allein in Betreff auf die Balladen, beſonders einige der älteren, ſagen Curries Worte offenbar nicht genug. Denn einige davon zeigen wirklich die Einbildungskraft des Dichters in ihrer ganzen Stärke; z. B. die Ballade Edward und ſeine Mutter, die zuerſt von Percy, dann von Ritſon gedruckt ward, ohne nur einen Wink über ihre hiſtoriſche Beziehung zu geben, und die unſer Herder ſo köſtlich in das Deutſche übertrug [2]). Wir rechnen ſie zu dem Gewaltigſten, das die tragiſche Dichtkunſt je hervorgebracht. In der That bietet dieſe Ballade einen entſchiedenen Beweis von der ungeheueren tragiſchen Kraft dar, die in einer faſt an Nacktheit ſtreifen-

---

1) Life of Burns Vol. I. p. 15.

2) Percy Vol. I. p. 47. Ritson Scottish Songs Vol. II. p. 141. In Motherwells Ancient and Modern Minstrelsy findet ſich eine andere ſehr ähnliche mit dem Refrain My Son Davie, die er für das eigentliche Original hält, da der Name Edward im Schottiſchen nur vorkomme, wo von engliſchen Königen die Rede iſt. Percy empfing ſie von Lord Hailes. Jene Originalballade ſteht deutſch in der Halle der Völker Th. I. S. 22. Die Schweden und Finnen haben Balladen, die der ſchottiſchen zu Grunde zu liegen ſcheinen. S. Svenska Folkvisor Vol. III p. 3. Deutſch in Mohnikes Volksliedern der Schweden S. 3. Eine andere Weiſen in Forns-anger. Vergleiche auch Finniſche Runen von Schiefner 1854. S. 151.

den Darſtellung liegt. Sie iſt dramatiſch von Anfang bis Ende; kein einleitendes, erzählendes Wort, wir ſehen die Scene; warum ſollte der Dichter ſie durch Beſchreibung ſchwächen? Durch das ganze Zwiegeſpräch nicht ein einziges Bild, nicht ein einziger Vergleich, und dennoch ſteht ein ganzes Gemälde vor unſern Augen. Wo jedes Wort einen lebendigen Begriff giebt, iſt jedes Wort ein Bild. Nicht die Wirkung der erhabenſten Tragödie, auf der Bühne dargeſtellt, könnte erſchütternder ſein, als wir einſt erlebt, daß dieſe Ballade auf ein paar Individuen von tieferem Gefühl und tieferer Bildung, als die Maſſe, hervorbrachte, als unſer genialer Loewe ſie in ſeiner eigenen, den Worten ſich ſo vollkommen anſchließenden Compoſition vortrug [1]). Sechzehn Jahre ſind darüber vergangen und doch hören wir noch das furchtbare Oh! in all' ſeinen ſchauerlich ſchattirten Tönen — jetzt der herzzerreißende Schrei der Verzweifelung, jetzt in düſtere Melancholie hinſchmelzend beim Gedanken an Weib und Kind; endlich ausſtürmend in ſchäumender Wuth, das Echo des „Fluches der Hölle", den der Sohn auf die Mutter ſchleudert. Eine todte, geiſterhafte Stille herrſchte noch im Zimmer, als die ſchauervollen Töne ſchon längſt verklungen waren, und jeder Hörer fühlte, ohne an Ariſtoteles zu denken, daß tragiſche Empfindungen die Leidenſchaften reinigen und die Seele erheben.

Dieſe Ballade, wenn auch vielleicht einzig an trauriger Gewalt, ſteht doch nicht iſolirt in Betreff abſoluter Schönheit. Es wäre leicht, aus einer bedeutenden Anzahl Balladen einzelne Verſe von der allerhöchſten Schönheit zuſammenzuſtellen; aber auch als Ganzes betrachtet, könnten wir wohl eine anſehnliche Sammlung zuſammenbringen, lauter Stücke enthaltend, die unter den Produkten gebildeter Dichter nur wenig ihres Gleichen finden. Die ſchottiſchen Volks-

1) Drei Balladen von Goethe, Herder, Uhland; für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte, komp. von C. Loewe, Berlin, Schleſinger.

balladen ſind im Ganzen frei von der Breite der engliſchen, obwohl meiſt länger und umſtändlicher als die deutſchen und ſkandinaviſchen erzählenden Lieder. Die Darſtellung iſt meiſt dramatiſch. Die ſchöne Ballade Lieb Williams Geiſt [1]) hat einen oder zwei erzählende Verſe, alles übrige iſt Dialog der beiden Liebenden. In Little Musgrave and Lord Barnard [2]) ſind nicht weniger als vier Perſonen redend eingeführt; aber mit Ausnahme einiger verbindender Strophen wird die Handlung ausſchließlich durch dieſe Reden vollkommen verſtändlich gemacht. Indem wir die Handelnden *hören*, *ſehen* wir die Handlung. Die oben angeführten Beiſpiele ſprechen für ſich ſelbſt. Andere ſind ganz dramatiſch, wie wir aus der Beſchreibung von Eduard und ſeiner Mutter geſehen haben. Dieſelbe Form gehört auch den ſchottiſchen humoriſtiſchen Balladen an, und trägt viel zu ihrer Lebendigkeit bei. Die ehelichen Streitigkeiten, die den Gegenſtand einer ganzen Anzahl ausmachen, ſind natürlich immer im dramatiſchen Styl; ſo ſind es auch gewiſſe neckende Liebesgeſpräche, in denen dem Mädchen allerlei Proben des Scharfſinnes geſtellt werden, wie wir ſie auch im Deutſchen haben, ja wie ſie in allen Sprachen exiſtiren; ſo auch die vielen anderen, in denen die Mädchen ſich gewandt allerlei Schlingen und Verſuchungen entziehen, wie z. B. das bekannte Lied Capitán Wedderburns Werbung [3]) ꝛc.

Im Ganzen theilen die ſchottiſchen Volkslieder die Vorzüge der engliſchen, ohne ihre Gebrechen d. h. ihre Breite und eine gewiſſe Bänkelſängermanier zu haben, die gleich des Sängers Abſicht zeigt, einen entſchiednen Effekt hervorzubringen. An Einfachheit und glücklicher Charakterzeichnung ſind ſie den engliſchen gleich und wie dieſe drücken ſie eine tiefe Empfänglichkeit für Naturſcenen auf dieſelbe

1) Sweet Willies Ghost, Percy Vol. III. p. 126.
2) Ebend. p. 63.
3) Jamiesons Pop. Ballads Vol. II. p. 154.

innige, bedeutsame Weise aus. Allein die Natur spricht in verschiedener Sprache zu den Schotten und Engländern, und kann in beiden Ländern auch nur verschiedene Echos hervorrufen. Der Genuß der Natur ist bei den Engländern mehr von der heiteren Art, während ein Nebelschleier die schönsten Landschaften Nordbritanniens verdüstert, und die süße, an Melancholie streifende, Wehmuth, welche aus seinen Liedern tönt, im genauesten Einklang mit der äußeren Welt umher steht. In engem Zusammenhang damit sind die zahlreichen Anspielungen der schottischen Balladen auf eine unsichtbare Welt. Geister erscheinen häufig; der Herenglaube in seinen düstersten Zügen scheint oft hervor, und der finstere Einfluß unter- und überirdischer Wesen ist nicht selten. Die Volkspoesie Schottlands ist allerdings auch voll der lieblichsten Gemälde ländlichen Glückes; allein der größere Theil der älteren, wie überhaupt der romantischen Balladen endet tragisch.

Kein Land in Europa hat solche finstere Fanatiker hervorgebracht als Schottland. Der Schotte pflegt sich nicht aufflackernden Leidenschaften oder einem gedankenlosen Enthusiasmus hinzugeben. Er denkt über die Lehren seiner geistlichen Führer nach; und lange und eifrig darüber brütend wurzeln sich seine Irrthümer oder mißverstandenen Begriffe tief ein, und werden auf diese Weise unbesiegbar. Sein Enthusiasmus lodert nicht wie eine wilde Flamme auf, die nach und nach verlöscht, wenn sie ihr Maß von Zerstörung erfüllt hat. Er ist das heimlich schleichende Feuer, das langsam aber sicher verzehrt, und das, in einer Richtung gehemmt, sich eine andere Bahn bricht, und nicht gänzlich gelöscht werden kann, da der Ort wo es auskam nicht mehr gefunden werden kann. Dasselbe tiefe, heimliche Gefühl charakterisirt die schottischen Lieder. Der Ausdruck der Liebe ist selten entschieden leidenschaftlich; sie sprechen auch die wilden Begierden nicht aus, die wir in einigen Oden des Alterthumes und in den glühenden Liebesliedern des Südens und Ostens finden. Jedes Wort athmet die

innigeren, tieferen Regungen des Herzens, die nur mit dem Herzen ſelbſt ſterben; aber wir ſehen ſie eher zurückgedrängt als hervorgerufen, nur dann und wann bricht das verhaltene Gefühl in einigen tiefen langen, todeswehen Seufzern aus.

Der einzige Punkt, in welchem die Schotten ihren ſüdlichen Landsleuten vielleicht weichen müſſen, iſt in Betreff ihrer humoriſtiſchen Lieder. Die ſchottiſchen komiſchen Geſänge beſitzen zwar eine unvergleichliche Naivetät und ſind gewöhnlich weniger grob und unanſtändig wie die engliſchen, allein ſie ſtehen ihnen zugleich an Witz und originellem Humor nach und haben wenig von der eigenthümlichen Friſche, welche die engliſche komiſche Muſe charakteriſirt. Wir haben oben bemerkt, daß eheliche Streitigkeiten ein Lieblingsthema ſchottiſcher Volksdichter ſind. Die Gemeinheit, die man von ſolchen Scenen unter dem Volke erwarten könnte, wird dadurch beträchtlich gemildert, daß die Frauen immer den Sieg davon tragen. Eins der gelungenſten Stücke dieſer Art, das, obwohl es zuerſt als ein engliſches erſchien, doch auch urſprünglich ſchottiſch iſt, hat Voß in einer glücklichen Uebertragung dem deutſchen Publikum vertraut gemacht. Es iſt unter ſeinem Endreim „Zieh nur den alten Flausrock an!“ bekannt [1]). Ein anderes hat Goethe zu überſetzen nicht verſchmäht [2]). Wir geben hier ein paar Beiſpiele ſchottiſchen Humors:

* Der gefügige Ehemann [3]).

Hat mein lieb Weibchen Luſt zu geh'n
Zur Stadt in dieſer Zeit,
So bring' ich in einen Laden ſie,
Kauf ihr ein neues Kleid.

---

1) Percy: take thy old cloak about thee Vol. I. p. 188.

2) Unter dem Namen Gutmann und Gutweib. Nachgelaſſene Werke T. A. Bd. 7. S. 84. Das Original ſteht in Ritsons Scottish Songs.

3) Chambers Scottish Songs. 1829. Vol. II. p. 487. überſetzt von Weiſſ, Haus der Völker, Th. I. S. 107.

Doch wenn lieb Weibchen ſparſam thut,
— Ich warte d'rauf im Stillen —
Und ſpricht: das alte iſt noch gut,
So laß ich ihm ſeinen Willen.

Hat mein lieb Weibchen Luſt zu geh'n
Zu einem Staatsbeſuch,
Seh ich mich nach einem Wagen um,
'S giebt deren ja genug.
Doch wenn lieb Weibchen mit ſparſamem Sinn
— Ich warte d'rauf im Stillen —
Spricht: ei, ich geh zu Fuße hin!
So laß ich ihm ſeinen Willen.

Wenn Liebchen mir ein Söhnchen ſchenkt,
Sie ſcheint mir ſo geſinnt,
Beſorg' ich Wein und Kuchen gleich,
Und eine Amme für's Kind.
Doch hat lieb Weibchen zu ſparen Luſt,
— Ich warte d'rauf im Stillen —
Und ſpricht: ich reich' ihm ſelbſt die Bruſt,
So laß ich ihm ſeinen Willen.

Hänschen und Hannchen [1]).

Hänschen ſprach zu Hannchen: „Hannchen, willſt Du's thun?"
„Nimmermehr, ſprach Hannchen, laß das Ding nur ruh'n!
Und gält's mein Heirathsgut, Dich möcht' ich doch nicht frei'n!"
„Wie's beliebt, ſprach Hänschen, kannſt es laſſen ſein!

„Ich hab' Geld und Gut, ich hab' Land genug,
Ich hab' ſieben Ochſen, die gehen dort im Pflug.
Dort im Pfluge, ſiehſt Du? dort am grünen Rain,
Wenn Du mich nicht haben willſt, kann ich's laſſen ſein.

„Ich hab' Haus und Hof, 'nen Kuhſtall und 'ne Scheuer,
'Ne Schober vor der Thür' und drinn ein luſtig Feuer!
O ein luſtig Feu'r! da woll'n wir fröhlich ſein!
Doch wenn Du mich nicht nehmen willſt, kann ich's laſſen ſein!"

---

1) Ritsons Scottish Songs Vol. I. p. 186.

Hannchen ſprach zu Hänschen: „Unter uns geſagt,
Willſt Du ſo es gerne, mir's ganz wohl behagt,
Biſt ein hübſches Bürſchchen, ich ein Mägdlein frei,
Beſſer doch Du nimmſt mich, als Du läßt es ſein."

Alle Poeſie empfängt von ihrer directen individuellen Richtung einen beſondern Reiz. Im Allgemeinen verſchwimmt der dichteriſche Gedanke nur zu leicht. Abſtraction gehört in das Gebiet der Philoſophie, der Wiſſenſchaft, nicht der Einbildungskraft. Viele begabte Dichter ſind ſchon an dieſer Klippe geſcheitert. Die ſchottiſchen Volksgeſänge haben mehr von dem, was wir Subjectivität nennen, als die Volkslieder irgend einer andern Nation. Denn im Ganzen hält ſich die Volkspoeſie immer in dem breiten Strome allgemein menſchlicher Gefühle. Um von der Maſſe verſtanden und empfunden zu werden, kann ſie nicht bloß individuelle und iſolirte Gemüthszuſtände ſchildern; in jeder Bruſt muß ſie ein Echo finden. Allein wie Kontraſte ſich immer berühren, ſo erreichen die ſchottiſchen gerade durch den hohen Grad ihrer Subjectivität dieſelben Wirkungen. Freilich kann dies nur bei der großen Menge dieſer Lieder, die nicht zehn individuelle, immer ächtnationelle Zuſtände, ſondern vielleicht hundert ſolche ſchildern, möglich ſein. Eine andere Eigenthümlichkeit fällt hier nicht weniger in's Gewicht; dies iſt, daß die Vorfälle, welche ſie erzählen, ſich auch ſehr häufig auf ein beſtimmtes Local beziehen. Dieſer Zug trägt in der That viel dazu bei, dieſe Gattung von Poeſie dem Eingebornen lieb, und dem ausländiſchen Freunde der engliſchen Literatur ganz Schottland zum claſſiſchen Boden zu machen. In Deutſchland giebt es nur wenige durch Poeſie häufig gefeierte Landſchaften, wenige locale Gedichte, die zugleich ein Nationalintereſſe hätten. Allenfalls wird der Rheinländer, der Schweizer uns hier verſtehen. Die Wildniſſe von Roslin

aber, Ettrikforst, die Ufer des Yarrow, die Heide von Cowden-Knowes, der Wald von Enterman sind jedem englischen Leser vertraut. Indem gewisse individuelle Orte als der Schauplatz gewissen individuellen Glücks oder Unglücks bezeichnet werden, steigt ein Bild vor unseren Augen auf, und wir fühlen die ganze Wahrheit von Horaz's ut pictura poesis.

Ein anderer Vorzug der schottischen Volkslieder besteht darin, daß sie Hand in Hand mit ihren Melodien gehen. Die Geschichte der schottischen Musik ist noch in Dunkel gehüllt. Während Tytler, der Verfasser einer gelehrten Dissertation über die schottische Musik in den Edinburger Transactions[1]), nicht wenigen bekannten Melodien ein sehr hohes Alterthum zuschreibt, und Ramsay von Ochertyre glaubt, daß zu den schönsten schottischen Melodien erst nach der Vereinigung der beiden Kronen, also im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, neue Worte gedichtet seien, hält es der gelehrte, doch immer skeptische Ritson für zweifelhaft, ob selbst die ältesten der jetzt noch existirenden Volksmelodien älter sind als der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Den Hauptbeweis ihres Alters findet Tytler in ihrer außerordentlichen Einfachheit. „Ihre Einfachheit und Wildheit, bemerkt er, bezeichnen sie als die Produkte einer Hirtenzeit und eines Hirtenlandes, ehe man noch andere musikalische Instrumente, als die, die sich auf wenige natürliche Töne beschränken, und die Regeln der künstlichen Musik kannte.“

Wenn wir den großen Unterschied zwischen Engländern und Schotten in Betreff auf musikalisches Talent und musikalischen Geschmack erwägen, so kann der Einfluß, welcher der gälischen Beimischung der letztern zuzuschreiben ist, keinen Zweifel leiden. Denn gerade der Stamm der Germanen, der zur Bevölkerung Britanniens beitrug, ist

1) Vol. I. 1792.

weniger musikalisch als die übrigen. „Die Ehre der Erfindung schottischer Musik, sagt der Engländer Campbell, muß Irland, dem alten Scotia, zugesprochen werden [1]." Die Einwendung, daß, nach allen Musikverständigen, die irischen und gälischen Melodien von den eigentlich schottischen, d. h. niederländisch-schottischen, sehr verschieden seien, ist hier von wenig Gewicht. Diejenigen schottischen Melodien, die jetzt noch gesungen werden, sind freilich nicht zu der Zeit erfunden, als der Süden von Schottland noch von Einwohnern von rein gälischem Blut und rein gälischer Sprache bevölkert war; sondern, wie Ritson sich ausdrückt, sie sind „wirklich von schottischen Niederländern komponirt, die englisch dachten und sprachen — obwohl gälisches Blut in ihren Adern floß; von Hirten bei ihren Heerden, von Mädchen bei ihren Schaafen, kurz von ganz ungebildeten und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, von der Kunst unverdorbenen Leuten, die allein dem Geheiß der reinen, einfachen Natur folgten [2]." Oben aber haben wir gesehen, auf welche Weise auch manche alte italienische Weise zur schottischen Volksmelodie geworden [3].

Was für Zweifel aber auch über den Ursprung und das Alter der schottischen Melodien herrschen mögen, niemand, der sie von Eingebornen gehört, kann an ihrer Lieblichkeit und süßen Gewalt zweifeln. Sie sind trotz dem, daß Haydn sie seiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt und sie in Harmonie gebracht, in Deutschland wenig bekannt und geschätzt, und doch wäre gerade Deutschland geeignet sie zu würdigen. Dem, was wir oben [4] über die Volksmusik im Allgemeinen sagten, fügen wir noch Tytlers Worte hinzu, die schottische insbesondere zu charakterisiren.

---

1) Philosophical Survey of the South of Ireland 1777. p. 455.

2) Hist. Essay XC.

3) Siehe oben S. 578, 579.

4) S. 536.

„Die schottischen Melodien, sagt er, enthalten starke Ausdrücke der [illegible]nschaft, besonders von der melancholischen Gattung, worin die Musik oft mit dem Liede auf das schönste übereinstimmt. — — Liebe, in ihren verschiedenen Situationen von Hoffnung, Gelingen, Täuschung und Verzweifelung, ist schön in den natürlichen Melodien der alten schottischen Lieder ausgedrückt. — — Es wäre endlos, alle die vielen schönen Weisen durchzugehen, welche die Schotten besitzen, und die, wenn sie nur auf die rechte, natürliche Art gesungen werden, das Herz jedes Menschen von Gefühl, dessen Geschmack nicht durch Mode und Neuigkeitskrämerei ganz verderbt ist, rühren müssen."

Die Macht der Musik über das schottische Landvolk wird als ungemein groß beschrieben. Und in der That, der beste Beweis ihrer angeborenen und entschiedenen Liebe dafür ist, daß sie den strengen Geist des Puritanismus, der allem, was nach weltlicher Minstrelkunst schmeckte, so feindselig war, besiegt hat. Currie in seinem vortrefflichen Aufsatz über das schottische Landvolk bemerkt, indem er von den Dorftanzschulen spricht, die durch das ganze Königreich den Lehren der Puritaner zum Trotz errichtet sind: „Nachdem die Arbeiten des Tages vorüber, gehen junge Männer und Mädchen oft in kalten und finsteren Winterabenden Meilen weit nach diesen Tanzschulen; und den Augenblick, daß die Violine ertönt, scheint alle Ermüdung zu verschwinden; der arbeitskrumme Rücken wird gerade, die Augen leuchten vor Antheil; jede Nerve scheint von Empfindung zu beben, jeder Pulsschlag sich zu neuem Leben geschwinder zu regen [1])."

„Diese ländlichen Tänzer, fügt ebenderselbe hinzu, sind freilich weniger wegen Grazie als wegen Beweglichkeit und Lebendigkeit zu bewundern, und immer beobachten sie

1) Life of Burns Vol. I. p. 19.

Takt und Zeitmaß auf das Genaueste.“ Wir führen diese letztere Bemerkung an, weil wir sie gewissermaßen auch auf die Art des Vortrages anwendbar halten, der unter Volkssängern gebräuchlich ist. Wir haben häufig süße und kräftige Stimmen unter ihnen gefunden, aber kaum je jene feineren Schattierungen des Vortrages, die den Sänger als vollkommenen Meister seines Gegenstandes zeigen. Ein trockener, unbekümmerter Vortrag schickt sich oft recht gut zu einem komischen Liede und kann wohl seine Wirkung noch erhöhen; aber auch rührende Verse werden von ungebildeten Sängern meist auf fast instinktmäßige Weise gesungen, wie Meinert die Kuhländchenlieder singen hörte, „mit mehr Stimme als Gefühl.“ Ein solcher Gesang gleicht dem der Vögel, die auch die Luft mit melodischen Tönen erfüllen, vielleicht ohne sich der tieferen Bedeutung bewußt zu sein, nur von ihrem Schöpfer verstanden. Ausnahmen finden natürlich statt. „Genius und Gefühl, sagt Tytler, sind an kein Land, an kein Klima gebunden; — und an keinen Stand, fügen wir hinzu — „ein Mädchen an ihrem Spinnrade, die keine Note lesen konnte, hat mit einer süßen Stimme und der Gewalt des angeborenen Genius oft Thränen in meine Augen gelockt. Kurz, diese Himmelsgabe kann nicht definirt werden, sie will gefühlt sein.“

Nachtrag zu den deutschen Liedern.

Aus dem Munde der Sachsen in Siebenbürgen aufgenommen.

Der Dialekt nachfolgender, noch nie gedruckter Lieder ist zwar dem Grunde nach plattdeutsch, doch sehr abweichend von den bekannteren niederdeutschen Mundarten und in seinen Corruptionen einigermaßen verwandt mit dem Kuhländchendialekt, obwohl weniger roh und gemein. Andere Lieder haben weder Reim noch eine Spur von Assonanz, sind aber in ziemlich regelmäßigen Metren verfaßt. Krünen ist Kronstadt.

Männertreue.

Zu Krünen, zu Krünen vor'm Burgerthor
Da stand eine schöne grüne Linde davor.
Die war oben breit und unten schmal [1];
Drauf saß eine schöne Nachtigall.
„Willst Du mir nicht ein Frau'chen sein?"
„Wie sollt ich Dir ein Frau'chen sein?
Ich bin ein schönes Vögelein."

1) Diese Beschreibung der Linde ist mehreren deutschen Volksliedern eigen. S. oben S. 419.

Sie flog der Schönsten aufs Fensterlein:
„Guten Tag, guten Tag, schön Jüngferlein!
Was Dir Dein Geliebt'ster entboten hat?
Er hat Dir entboten einen guten Tag,
Er wolle kommen am Weihnachtsabend,
Und wolle Dich haben.“

Der Sommer verging, Weihnacht thät kommen,
Der Geliebte, der wollte nimmermehr kommen.
„Geh weg, geh weg, Du weißer Schnee,
Meiner Tage betrügt mich keiner mehr!
Meiner Tage hat mich nur einer betrogen,
Auch der hat sichs in den Hals gelogen!“ —

Abschied.

Wie viel sind wir mit einander gegangen,
Ach einziges Herzchen mein!
Und sind uns um den Hals gehangen,
Geschieden muß es sein,
Ach einziges Herzchen mein!

Wie viel sind wir mit einander gelegen,
Ach einziges Herzchen mein!
In Treu und Ehrenwegen,
Geschieden muß es sein,
Ach einziges Herzchen mein!

Wie viel sind wir mit einander gesessen,
Ach einziges Herzchen mein!
Gar manchen Schlaf haben wir vergessen,
Geschieden muß es sein,
Ach einziges Herzchen mein!

Was giebst Du mir nun für meinen Dienst allein?
Ach einziges Herzchen mein!
„Den Mühlstein gestoßen klein.“
Geschieden muß es sein,
Ach einziges Herzchen mein!

Ach lebe nun, lebe nun wohl vermutlich!
Ach einziges Herzchen mein!
Gleichviel ob barfuß oder beschuhet,
Geschieden muß es sein,
Ach einziges Herzchen mein!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 35 Note 1 lies Narrative statt Narratio.
" 63 " 1 " Vol. X. statt Vol. V.
" 108 Zeile 17 " der Barden der Celten, statt der Barden, der Celten,
" 112 " 7 " Lobpreisungen statt Lobpreißungen.
" 120 " 1 " den Ihr hier vor Euch seht statt den Ihr vor Euch seht.
" 122 Note 1 " geworden statt geworbene.
" 205 Zeile 10 von unten lies und das Angelsächsische statt und Angelsächsische.
" 207 Note 1 lies Riimkrönike statt Rümkrönike.
" 241 " 1 " Svenska statt Svenske.
" 241 " 4 " Svenska statt Svenske.
" 305 Zeile 8 " im statt am.
" 403 " 21 " neuer statt älter.
" 500 Note 4 " a fit statt afit.
" 507 Zeile 14 " englischen statt englischen.
" 508 " 2 " Remane statt Remainen.
" 549 " 9 von unten lies zu zwei ganzen Bänden statt zu einem ganzen Bande.
" 577 oben, lies Moralisationen statt Moralisatien

Die Unächtheit der Lieder Ossian's.

Die Unächtheit

der

Lieder Ossian's

und des

Macpherson'schen Ossian's

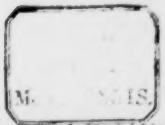
insbesondere.

Von

Talvj.

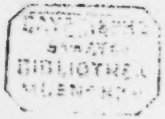
Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1840.



... Wir glauben, daß kein Wohlunterrichteter jetzt noch behaupten wird ... daß irgend eine Sammlung gälischer Gedichte existirt, von denen Macpherson's Version als eine treue, oder auch nur als eine ganz freie Uebersetzung betrachtet werden kann; die natürlich ausgenommen, die er selbst in einem gänzlich unauthentischen Zustande geliefert hat.

W. Scott im Edinb. Rev. Vol. VI. p. 429.



Einleitung.

Wenige literarische Erscheinungen haben wol eine solche Erschütterung in der Lese- und Autorenwelt erregt, als Macpherson's Ossian. Das erste Bekanntwerden dieses Werkes fiel in eine Zeit, in welcher der Druck der Fesseln der ältern französischen Schule auf das Empfindlichste gefühlt zu werden begann; besonders aber in Deutschland, wo der Boden bereits durch den Einfluß von Rousseau's Schriften, und namentlich durch Lessing's scharfkritisch sondernde Hand bearbeitet, und die eingeborne, volle, jugendliche Zeugungskraft vorbereitet war, alles was unmittelbares Gewächs der Natur selbst schien, wiedergebärend zu empfangen. Wessen poetisches Gefühl sich bisher durch Boileau's und Batteux's Theorien und Principien nicht befriedigt gefunden, der hatte hier sich ausschließlich an die Alten halten müssen; denn Shakspeare ward nur eben erst und zwar unvollständig den Deutschen zugeführt [1]). Aber selbst Homer und die Tra-

1) Wieland's Uebersetzung Shakspeare's erschien 1762—66; die ersten Lieder Ossian's 1760, die frühsten deutschen Uebersetzungen einzelner Stücke 1764; die erste vollständige Uebertragung von Denis erst 1768.

giker kannten Alle, denen sie nicht in den Originalen zugänglich waren, nur noch aus unvollkommenen Uebersetzungen: und wenn sie auch den absoluten Schönheitssinn befriedigten und einem gewissen gemäßigten, gesunden Gefühle zusagten, das moderne und christliche Gemüth ging doch ein für allemal ganz leer bei den Alten aus; noch konnte die Phantasie Nahrung finden an den ernstheitern Bildungen ihrer epischen Schöpfungen, an den strengen, kalten Umrissen ihrer tragischen Gestalten. In einer stockenden, thatarmen Zeit war eine gewisse poetische literarische Sehnsucht in den jungen Strebenden rege geworden, von der unser politisches, praktisches Jahrhundert sich kaum einen Begriff mehr zu bilden vermag, und die man sich nur durch ein vollkommnes Eintauchen und Verlieren seiner selbst in die Literatur jener Tage vergegenwärtigen kann. In keinem Lande ward daher auch Macpherson's Ossian mit solchem allgemeinen, ungemessenen Enthusiasmus begrüßt, als in Deutschland. Hatten in England sich gleich die bedeutendsten kritischen Stimmen, z. B. die Hume's und Johnson's u. s. w., zweifelnd oder ganz wegwerfend gegen die Enthusiasten erhoben, und schloß sich ihnen nach und nach fast Alles an, was nicht durch einen falschen Patriotismus auf der Seite der Kämpfer für Ossian gehalten ward, so fanden dagegen Adelung's Einwendungen nur wenig Gehör [1]). Hier waren doch einmal ächte Naturlaute; hier doch ein-

1) Aelteste Geschichte der Deutschen S. 392. Auch im zweiten Theile des Mithridat in einem Aufsatze, der schen im deutschen Merkur gestanden.

mal die wahren, unverkünstelten Vorstellungen des primitiven Menschen! Uebersetzung folgte auf Uebersetzung: Denis, Harold, Petersen, Rhode, Schubert, Jung, Huber, Stolberg suchten Einer nach dem Andern den geliebten Natursänger auf deutschen Boden zu verpflanzen; Herder und Göthe erklärten sich laut für ihn; die Besten und Edelsten der Nation nannten ihn ihren Lieblingsdichter. Auch in den andern Ländern Europas fand er zahlreiche Bewunderer; Cesarotti theilte mit dem vollsten Glauben die Gesänge einer vierzehnhundertjährigen Vorzeit Italien mit; Ortin Spanien; für die Franzosen übertrugen sie Le Tourneur, Lombard und Jangurs; in das Polnische übersetzte sie Krasitzky, in das Holländische noch in unserm Jahrhundert Bilderdyk.

In Großbritannien hatten sich unterdessen die heftigsten Streitigkeiten erhoben, die sogar zu groben Persönlichkeiten wurden, aber, obwohl sie weitläuftige Entdeckungsreisen, gesellschaftliche Verhandlungen, Einsetzung von Untersuchungscommissionen und einen öffentlichen Bericht derselben von mehreren Hundert Seiten veranlaßten, doch nur die ungenügendsten Resultate gaben. Denn der ganze Krieg ward von der einen, d. h. der englischen Seite mit einer so gänzlichen Unkenntniß der Natur des Volksliedes und der lebendigen Ueberlieferung überhaupt geführt; auf der andern, der schottischen, aber mit einem so blinden, thörichten, falschen Patriotismus, daß sich die Frage fast unauflösbar verwickelte, und daß wir jetzt, wo wir die Sache in gehöriger Sehweite als ein Ganzes überschauen, und da die Forschungen und Entdeckungen unserer Tage theils den Blick in die eigne Vorzeit gelichtet, theils die

Aussicht in die alten Berge Nordlands eröffnet, die noch widerhallen vom Flügelrauschen des Genius der Volksdichtkunst; oder nach den südöstlichen Slavenländern, wo wir den Quell der ächten Naturpoesie noch in seinem üppigsten Hervorsprudeln belauschen können, — daß wir jetzt, wiederholen wir, nur mit lächelnder Verwunderung auf jenen Federkrieg zurückblicken können. So viel war bald ausgemacht, daß Macpherson seine Originale, die ächten, allen Bergschotten vertrauten Lieder Ossian's, des caledonischen Barden nicht ganz wörtlich treu wiedergegeben; daß er willkürlich bisweilen mehrere kleinere Lieder zu einem größern verschmolzen, sich manche moderne Einmischung erlaubt, und vor Allem aus Mangel gründlicher Kenntniß des Gälischen oft falsch übersetzt habe. Macpherson durften die Schotten unbeschadet ihres Patriotismus wol fallen lassen, aber nicht Ossian, den schottischen Barden, den Sohn Fingal's, Königs von Morven; das Echo der caledonischen Vorzeit. Eine Menge verwandter Lieder ward nun plötzlich, zur Bestätigung der Aechtheit desselben zu Tage gefördert, zum Theil aus jugendlichen Reminiscenzen zusammengesetzt, zum Theil wirklich nach der Recitation irgend eines hochländischen Volksdichters, eines Schmidts, Schneiders oder dergl. niedergeschrieben. Alle diese Produkte bewiesen mehr oder weniger, daß die schottischen Hochländer alte Lieder singen, die sie dem Ossian zuschreiben; durch die wunderlichste Verdrehung der Frage aber wurden sie für Beweise der Aechtheit jener durch Macpherson publicirten Lieder genommen, und in dieser Rücksicht Irlands Ansprüche an den Sänger und seine Helden, die natürlich

bald laut wurden, entweder verächtlich zurückgewiesen, oder sophistisch umgangen.

Das Ausland hatte wenig Antheil an diesen stürmischen Verhandlungen genommen und sich ziemlich unbekümmert dem Genusse der melancholischen Schönheiten des Macpherson'schen Ossian hingegeben. Als endlich im Jahre 1807 die hochländische Gesellschaft zu Edinburg das sogenannte Originalmanuscript von elf jener Gedichte herausgab, von einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung begleitet, so schien die ganze Frage beseitigt, um so mehr als die, unterdeß vielfältig bewegte Zeit das erste warme Interesse für den alten Sänger bereits verloren hatte. Aus diesem sogenannten Originalmanuscript, das von einer lateinischen Version begleitet erschien, übersetzte nun Roß von Neuem das Gedicht Fingal ins Englische, Ahlwardt den ganzen publicirten Vorrath ins Deutsche. Aber die neuen Uebersetzungen, obwol sie als die treuern anerkannt wurden, wollten Niemand recht munden. Die Theilnahme erstarb jetzt vollends. So kam es auch, daß was ferner geschah, die Sache ins Reine zu bringen, in Deutschland ganz unbeachtet blieb. Nur so in der That ist es zu erklären, daß nach den Verhandlungen der irländischen Akademie, welche im Jahre 1829 den Gegenstand noch einmal aufnahm und einen Preis auf die Untersuchung der Authenticität Ossian's und der unter seinem Namen publicirten Gedichte setzte, in Deutschland im Jahre 1839 die Ahlwardt'sche Verdeutschung noch für eine Uebersetzung ächter gälischer Volkslieder gelten kann. Denn vermittelst zweier, durch jene Preisfrage hervorgerufener Aufsätze ausgezeichneter irischer Gelehrten und

gründlicher Kenner der gälischen Sprache, liegt es nun ganz unwidersprechlich am Tage, daß Macpherson's sogenannte englische Uebersetzung ein, aus Jugenderinnerungen hochländischer Liederbrocken mannichfacher Lecture, besonders aber irischer Volkssagen und Liedermärchen zusammengesetztes Original, die sogenannten 1807 publicirten gälischen Originale aber eine von ihm im heutigen corrumpirten erisischen Dialekte verfaßte Uebersetzung des englischen Originals ist.

Ehe wir nun zu den Beweisen schreiten, wird der Leser gern den Macpherson-Ossian'schen Streit sich übersichtlich vorlegen lassen und ein flüchtiger Blick in die schottische Vorzeit wird ihm zum bessern Verständniß der Verhältnisse derselben zu Irland nicht unwillkommen sein.

I. Historisches.

Es ist von jeher angenommen worden, daß Großbritannien zuerst von Gallien und Belgien her bevölkert worden sei; und die jetzige Insel scheint mit diesem Theile des Continentes einst unmittelbar verbunden gewesen zu sein. Die Einwohner des südlichen Theiles waren unter dem Namen Briten bekannt, die der nördlichen Gegenden hießen Gaelen, d. i. Fremde, oder Caledonier, ursprünglich ein und derselbe Name, denn Caledonia, Gaele Doane bedeutet fremde Männer, Fremdland [1]).

1) Ueberall, wo Kelten wohnten, finden wir einzelne Länder als Wohnorte der Fremden bezeichnet: Gallien, Galoway, Donegal, Gallicia u. s. w. In den deutschen Zungen hatte sich derselbe Urlaut für den nämlichen Begriff in geringer Verschiedenheit gestaltet; überall, wo Deutsche wohnten, bezeichneten sie irgend eine Gegend als die der Fremden: Wallis, Wallonen, Wales, Walschland u. s. w. Die Buchstaben G oder H und W oder F sehen wir bekanntlich sehr häufig sich verschmelzen und verwechseln; z. B. in dem Namen Fernandez und Hernandez, Wodan und God, Wilhelmus und Guilelmus, Waiblinger und Ghibellinen, Welfen und Guelfen u. s. w. Der Gal der Kelten war jedoch immer ein Stammverwandter, selbst Kelte, was bei dem Wal der Deutschen nicht der Fall war.

Wenn der Irländer Fin manchmal in hochschottischen Gedich-

Beide gehörten zu der großen Völkerfamilie der Kelten (Celten), die zuerst in der Geschichte deutlich als die Population von Westeuropa erscheinen, die aber einst sich nach Osten bis an den Ob ausgedehnt haben sollen. Die nordöstlichen Gegenden von Großbritannien wurden zur Zeit der Römer von den Picten bewohnt, ein Volk von sehr zweifelhafter Abkunft, das nach Einigen von dem kimmerischen Chersones, nach Andern von Scandinavien oder, wie die nordöstlichen Länder damals genannt wurden, Scythien stammen sollte. Sie scheinen ein keltisch-germanischer Stamm gewesen zu sein, dessen Nationalität nach Einigen im Laufe der Zeit in der beträchtlichern keltischen Bevölkerung unterging, nach Andern noch in den Wallisern erhalten ist. In der Mitte des dritten Jahrhunderts landeten die Scoten zuerst in Nordbritannien. Diese kamen von Irland, das damals Scotia hieß und abwechselnd mit diesem Namen oder Hibernia genannt wird. Von ein und demselben Stamme mit den keltischen Bewohnern Schottlands mögen sie sich mit diesen frühzeitig vermischt haben. Der erste Einfall der Scoten unter Cairbar Riada scheint sich auch anfänglich auf zahlreiche Colonien an der Westküste beschränkt zu haben, die ohne Zweifel genug mit den Nachbarn zu kämpfen hatten und beständigen Zufluß von Irland be-

---

ten Fingal genannt wird, so ist dies ein Beweis mehr, daß er als ein Fremder betrachtet und darum Fin Gal, d. i. Fin der Fremde genannt ward. Uebrigens kommt diese Form vor Macpherson nur in einigen seltenen Fällen war. Transactions of the Irish Academy. Vol. XVI. p. II. polite Lit. p. 128. 142.

durften. Im sechsten Jahrhundert sehen wir sie in größerer Anzahl wiederkommen und ein eignes Königreich in Argyleshire gründen, aus dem das Königreich Schottland erwuchs [1]).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Tradition von Fin dem Irländer und seinem Geschlecht, die so tiefe Wurzeln in den schottischen Hochlanden schlug, dorthin in dieser frühen Zeit verpflanzt worden. Die wunderbaren Erzählungen von diesen gigantischen Helden des dritten Jahrhunderts waren damals vergleichungsweise noch neu und von allem Feuer lebendiger Erinnerung erwärmt. Es scheint sogar natürlich, daß die kriegerischen Scoten diese ihre Lieblingsüberlieferungen mit in die Fremde hinübergenommen und, wie ja, nach Grimm's Ausdruck, die Sage sich überall anbaut, daß sie sich auf diese Weise vollständig auf Schottlands Boden übersiedelt und in seine Localitäten verwebt habe. Jedoch ist kein historischer Beweis dafür vorhanden; der älteste schottische Schriftsteller, welcher Gol Mak Morn's und Fyn Gal's erwähnt, ist Barbour, der Verfasser des Bruce, der im Jahre 1375 schrieb. Indessen könnte der Ruhm dieser Helden immer Jahrhunderte lang unter den schottischen Hochländern gelebt haben, während er bei den schottischen Niederländern nur in einzelnen Stimmen vernehmbar war. Denn diese hatten sich schon seit ein Paar

1) *Moore's* History of Ireland. Vol. I. p. 128. 249; auch *Ritson's* Historical Essay, vorgedruckt seinen Scotish Songs, p. XV. und die in beiden Werken angeführten Autoritäten.

hundert Jahren durch Vermischung mit Sachsen und Dänen und Einführung der Sprache derselben von ihren nördlichen Brüdern gesondert, und ohne Zweifel war ihnen mit der ursprünglichen Sprache auch manche nationelle Tradition damals schon verloren gegangen.

Ob nun im Lauf der Zeit das Reich der Picten mit jenem der Scoten in Argyleshire vereinigt ward, oder ob die erstern von diesen mehr und mehr südwestlich gedrängt, nachdem sie eine Zeitlang ihre Unabhängigkeit im Königreiche Cambrien oder Strath Clyde behauptet, endlich ihren Namen im Königreiche Wallis verloren — ist dieses nicht der Ort zu untersuchen. Für beide Meinungen fehlt es nicht an guten Gründen. Genug für unsern Zweck, daß ihr Name im eilften Jahrhundert gänzlich aus der Geschichte verschwindet. Der Name Scotia aber ward, vermittelst dieses scotischen Königreichs, von Hibernien auf das jetzige Schottland übergetragen, das früher Alba oder Albany genannt ward, und nach kurzem durch den Gebrauch diesem Lande ausschließlich angeeignet [1]).

So mochte der in Nordbritannien gesprochene Dialekt des Gälischen durch den Einfluß der Picten schon in frühesten Zeiten die Einwirkung anderer Sprachen erfahren haben; in der Mitte des eilften Jahrhunderts aber fing er an mit noch ernstlichern Gefahren, ja mit gänz-

---

1) Ehe Irland durch Verfall des Gebrauchs den Namen Scotia verlor, ward es auch zur Unterscheidung Scotia major, Schottland Scotia minor genannt. Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XVI, p. II. polite Lit. p. 197.

licher Vernichtung bedroht zu werden. Denn zu dieser Zeit begann die sächsische Sprache, die schon längst in dem Königreiche Northumberland, zu dem auch die Provinzen Schottlands bis an den Frith von Forth gehörten, Fuß gefaßt hatte, sich über den ganzen Süden dieses Reichs auszubreiten. Malcolm III., mit dem Beinamen Cean-more (Großkopf), derselbe, den unsere Leser aus Shakspeare als den verwaisten jungen Prinzen Dunkan's kennen, lebte während der Usurpation Macbeth's viele Jahre lang am Hofe Eduard des Bekenners. Ueberdem war er an eine angelsächsische Prinzessin verheirathet, und der angelsächsische Clerus stand hoch in seiner Gunst. Als die Normannen in England einfielen, flohen Scharen sächsischer Edelleute in sein Gebiet und wurden gastfreundlich empfangen. Ein halbes Jahrhundert lang vermehrte sich die angelsächsische Bevölkerung Schottlands, mit reißender Schnelle, durch englische Colonisten und englische Gefangene. Ihre Sprache, die vergleichungsweise literarisch gebildet war, gewann leicht ein entschiedenes Uebergewicht über das Gälische, das in diesem Theile seiner Heimath zu keiner Zeit die mindeste Cultur gehabt zu haben scheint. Häufige Heirathen der schottischen Könige und Edlen mit anglo-normannischen Prinzessinnen und andern Fräulein und die Erziehung mehrerer schottischen Prinzen am Hofe der englischen Könige trugen dazu bei, die beiden Nationen mehr und mehr zu vermischen. Die englische Sprache war nach und nach die Sprache des Hofes, der Häuptlinge, des Volkes, und in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zur eigentlichen

Landesſprache in den ſchottiſchen Niederlanden geworden. Das Gäliſche aber war in die Gebirge und auf die benachbarten weſtlichen Inſeln zurückgedrängt [1]).

---

1) Es iſt vielleicht nicht unnüz, zu bemerken, daß wir in der Geſchichte der Einführung der engliſchen Sprache Ritſon, nicht Pinkerton folgen, obwol auch ſeine Theorie einige Lücken hat.

II. Oſſianiſcher Streit.

Daß die Hochländer alte Lieder ſangen und produktiv an neuen waren, mag ihren niederländiſchen Nachbarn wol ſeit Alters bekannt geweſen ſein; aber nie noch war die Aufmerkſamkeit der Literaten darauf gerichtet worden, bis im Jahre 1756, — alſo vier Jahre vor dem erſten Erſcheinen von Macpherſon's Oſſian, — ein Schulmeiſter zu Dunkeld, ein junger Mann, Namens Stone, in einer ſchottiſchen Zeitſchrift [1]), als Probe einer von ihm gemachten Sammlung, die Ueberſetzung eines gäliſchen Gedichtes drucken ließ, das er **Bhas Fhraoich**, d. h. den Tod des Fraoch nannte. Die Ueberſetzung war ganz paraphraſtiſch und nicht geeignet Eindruck zu machen. In einem ſie begleitenden Briefe aber ſpricht der Verfaſſer viel von den im Iriſchen befindlichen herrlichen Gedichten. Oſſian's und Fingal's Namen kommen weder in Brief noch Lied vor.

Ungefähr zur nämlichen Zeit ging auch ein Prediger, Namens Pope, zu Reay in Caithneß, der als ein gründ-

1) The Scot's Magazine, January.

licher Kenner des Gälischen bekannt war, mit dem Gedanken um, eine Sammlung alter hochländischer Lieder zu veranstalten. Er schrieb mit einem Gehülfen nach der mündlichen Ueberlieferung einige nieder, die dem Ossian zugesprochen wurden. Von irgend einem in Schottland befindlichen Manuscript solcher Lieder konnten sie nichts erfahren. Der Tod des Gehülfen hinderte die weitere Ausführung [1]).

Im Jahre 1760 erschienen zu Edinburg die „Fragmente alter Dichtkunst, gesammelt in den Hochlanden und aus der gälischen oder erisischen Sprache übersetzt" [2]), — die solch unendliches Aufsehn in der gebildeten Welt machen und, nach Walter Scott's richtigem Ausdruck, der Poesie durch ganz Europa einen andern Ton geben sollten [3]). Es waren dieser Bruchstücke funfzehn an Zahl. Aber der rauschende, enthusiastische Beifall, den sie gleich bei ihrem ersten Erscheinen fanden, machte, daß eine in Edinburg eröffnete, höchst liberale Subscription den Herausgeber befähigte, von Neuem eine eigentliche Entdeckungsreise in die Hochlande anzutreten, um mehr Schätze zu sammeln. Und während, wie die Erfahrung seitdem

---

1) S. Report of the Committee of the Highland Society of Scotland, appointed to inquire on the nature and authenticity of the poems of Ossian; drawn up etc. by *Henry Mackenzie*. Edinb. and London 1805.

2) Fragments of ancient Poetry, collected in the Highlands and translated from the Gaelic or Erse language by *James Macpherson*. Edinburgh 1760.

3) Edinburgh Review. Vol. VI, p. 462.

mannichfach gelehrt, ſonſt ähnliche Unternehmungen äußerſt mühſelig und langwierig ſind, gelang es Macpherſon ſo ſchnell dergleichen in Menge zu finden, daß er ſchon im folgenden Jahre eine neue, ſehr vermehrte Ausgabe ſeines Werkes beſorgen konnte, die ſeinen Ruhm beträchtlich ſteigerte und bald in aller Händen war. Unter den Bewunderern dieſer ſogenannten Naturpoeſie, die Macpherſon's Berichte darüber den unbedingteſten Glauben ſchenkten, glänzten die Namen Adam Smith, Home (Lord Kaimes) und Hugo Blair. Hume nur, obwohl er als Schotte geneigt war, an die Aechtheit derſelben zu glauben, erhob ſeine zweifelnde Stimme und drang auf genaue Unterſuchung und überzeugende Beweiſe. Da Macpherſon ſelbſt jede Rechtfertigung verſchmähte, und jede Aufforderung zu einer ſolchen Beweisführung mit Verachtung zurückwies, ſo wendete Hume ſich an Blair, der ihm ſeine Diſſertation über Oſſian [1]) zugeſchickt hatte, ein Aufſatz, der blindes Lob, ſtatt geſunder Kritik enthielt und ſich, ſtatt auf Zeugniſſe, auf Gründe ſtützte. Ihm machte er die Beweisführung gewiſſermaßen zur Pflicht, „denn das Kind, bemerkt er, iſt das Ihre durch Adoption geworden, da Macpherſon aller Sorge für daſſelbe gänzlich entſagt hat." — „Ich wende mich, ſchreibt er, an Sie im Namen aller Literaten dieſes, und ich möchte ſagen jedes Landes, es zur Entſcheidung zu bringen, nicht ob dieſe Gedichte ſo alt als das Zeitalter des Severus, ſondern nur, ob ſie nicht in den letzten fünf Jahren von

1) Dissertation on the authenticity of Ossian by *Hugh Blair* 1763.

James Macpherson fabricirt sind. Diese Beweise müssen nicht in Gründen bestehen, sondern in Zeugnissen. Der Leute Ohren sind gegen erstere verbollwerkt; letztere mögen noch ihren Weg finden, ehe die Gedichte in gänzliche Vergessenheit verfallen. Die Zeugnisse nun können, nach meiner Meinung, zweierlei Art sein. Macpherson behauptet, daß sich, ich glaube in der Familie Clanronald, ein altes Manuscript befinde, das einen Theil von Fingal enthalte. Machen Sie, daß dies durch mehr als einen glaubwürdigen Mann zur Gewißheit komme. Es müssen mit dem Gälischen vertraute Personen sein. Lassen Sie das Original mit der Uebersetzung vergleichen und sie die Treue der letztern bezeugen."

„Aber der Hauptpunkt, um den Sie sich zu bemühen haben, ist, bestimmte Zeugnisse zu erhalten, und zwar von mehreren Seiten, daß diese Gedichte wirklich in den Hochlanden unter dem Volke recitirt werden und seit lange dessen Unterhaltung ausgemacht haben. Dies Zeugniß muß so genau als bestimmt sein. Es ist nicht genug, daß irgend ein Geistlicher oder anderer Hochländer von Erziehung mündlich oder schriftlich versichere, daß er solche Gedichte gehört habe. Niemand zweifelt, daß es in jenen Gegenden traditionelle Gedichte gebe, in denen die Namen Ossian und Fingal, und Oskar und Gaul in jeder Stanze erwähnt werden. Der einzige Zweifel ist, ob jene Gedichte mit denen von Macpherson publicirten noch sonstige Aehnlichkeit haben. Burke, ein Irländer von Geist, Verfasser einer Schrift über das Erhabene und Schöne, sagte mir, daß beim ersten Erscheinen von Macpherson's Buch alle Irländer gerufen: wir kennen alle diese Gedichte! wir

haben sie seit unserer Kindheit gehört! — wenn er sie jedoch weiter befragte, so wußte nie Einer das Original irgend eines Satzes der vorgeblichen Uebersetzung zu wiederholen, noch konnte er sich erinnern, es je gehört zu haben. Gegen diese Allgemeinheit muß man sich also besonders hüten; denn sie ist keine Autorität [1])."

Im Laufe des Briefes erwähnt Hume noch, daß Becket, einer der Verleger Macpherson's, ihm ebenfalls bestätigt, daß in England die Zahl der an die Aechtheit Glaubenden immer mehr abnähme Unter diesen Umständen konnte es Macpherson nicht lange vergönnt sein, auf seinen Lorbern auszuruhen. Lange hatte er alle Angriffe und Zweifel mit einer so unverschämten Verachtung zurückgewiesen, daß es nur unbegreiflich scheint, daß seine eignen Freunde sich nicht dadurch verletzt fühlten, da ihnen nicht an seiner Person, sondern an der Sache gelegen war; sowie auch, daß sie sich selbst mit den kleinen Bruchstücken, die er in gälischer Sprache mittheilte, genügen ließen, die sie oft nur halb oder gar nicht verstanden. Aber die Sache war nun einmal zur Nationalsache geworden: was die Engländer angriffen oder verwarfen, mußten die Schotten als ihr Eigenthum vertheidigen und stützen. So konnte Macpherson seine Sache dem patriotischen Eifer seiner Landsleute ruhig überlassen. Als jedoch der furchtbare Johnson, einer der schärfsten und vielgeltendsten Kritiker seiner Zeit, öffentlich als sein

1) Report of the committee of the Highland Society, p. 6—8.

Gegner auftrat [1]), glaubte er denn doch nicht länger müßig zuschauen zu dürfen, sondern vielmehr den Hauptkämpfer gleich mit dem allerderbsten Schlage zu Boden werfen zu müssen. Dem zufolge schrieb er ihm einen Brief, der zwar selbst nie dem Publikum vorgelegt worden ist, dessen Inhalt wir aber aus folgender wörtlichen Antwort Johnson's, die so ganz in seinem Charakter ist, abnehmen können.

Herrn James Macpherson.

Ich habe Ihren thörichten und unverschämten Brief erhalten. Was von Gewaltthat an mir versucht werden wird, denk ich nach besten Kräften abzuwehren, und was ich nicht selbst kann, sollen die Gesetze für mich thun; denn die Drohungen eines frechen Raufbolds [2]) sollen

---

1) In der Tour to the Western Isles, 1774, wo es heißt: „Ich glaube, daß die Gedichte Ossian's nie in einer andern Gestalt existirt haben, als in der, in welcher wir sie gesehn. Der Herausgeber oder Verfasser konnte nie die Urschrift zeigen, noch kann dies irgend Jemand sonst. Sich für eine vernünftige Ungläubigkeit durch Verweigerung von Beweisen zu rächen, ist ein Grad der Unverschämtheit, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat; und hartnäckige Keckheit ist die letzte Zuflucht der Schuld. Wenn er die Urschrift hätte, wie leicht könnte er sie zeigen. Wo sollte er sie aber herbekommen? Die Gedichte sind zu lang, um im Gedächtniß zu haften, und die Sprache hatte früher nichts Geschriebenes. Er hat ohne Zweifel Namen angebracht, die in Volkserzählungen vorkommen, und vielleicht auch ein Paar Bänkelsängerlieder übersetzt, wenn es dergleichen gibt; und die Namen und ein Paar der Bilder, die man behalten hat, machen nun mit Hülfe einiger caledonischer Gläubigkeit einen unaufmerksamen Zuhörer glauben, er habe das Ganze früher gehört."

2) Im Original: ruffian. Ein ganz unübersetzbarer Begriff.

mich nicht abhalten, das für einen Betrug zu erklären, was ich dafür halte. Was soll ich widerrufen? Ich habe Ihr Werk eine Betrügerei genannt, und nenne es noch so; für meine Meinung habe ich Gründe gegeben, die ich Sie hiermit herausfordere, zu widerlegen. Ihre Geistesgaben sind, nach Ihrem Homer, eben nicht fürchterlich [1]), und was ich von Ihrer Moralität höre, macht mich geneigter, zu glauben, was Sie beweisen, als was Sie sagen.

S Johnson.

Als Macpherson auf diese Weise gewahr ward, daß in literarischen Streitigkeiten der Stock nicht als gültiger Beweisführer anerkannt wird, veranlaßte er den Buchhändler Becket, in mehreren Zeitschriften bekannt zu machen, „daß sechs Wochen lang nach dem ersten Erscheinen der Uebersetzung das Original zur Befriedigung der Neugierigen in seinem Laden gelegen habe." — Keiner aber erinnerte sich, je dies Manuscript gesehen zu haben. Natürlich war während der ersten sechs Wochen nach dem Erscheinen auch nie Nachfrage darnach gewesen, und im Falle dies ja geschehen wäre, so hätte bei der geringen

1) Macpherson ward durch den glänzenden Erfolg seines Ossian verführt, sich an eine Uebersetzung des Homer zu wagen (1773), womit er aber gänzlich durchfiel. Schon früher hatte er eine Introduction to the history of Great Britain and Ireland herausgegeben, und zwei Jahre nach dem Homer (1775) publicirte er History of Great Britain from the Restoration to the Accession of the House of Hannover. Beide Werke sollen mit großem Leichtsinn verfaßt, sonst aber nicht ohne Verdienst sein. Seine poetischen Gaben hatten auch früher wenig Anerkennung gefunden.

Kenntniß der gälischen Sprache, die unter den Engländern herrschte, und bei der Ungewohnheit der Schotten, den ersischen Dialekt geschrieben zu sehen [1]), wie Shaw meint, die Genealogie irgend einer irländischen adligen Familie dazu dienen können, für die Urschrift der Ossian'schen Gedichte zu gelten.

Shaw, der Verfasser einer ersischen Sprachlehre und eines ersischen Wörterbuchs, und also wenigstens in sprachlicher Hinsicht als competenter Richter zu betrachten, anfänglich ein Verfechter des Macpherson'schen Ossian's, stand im Jahre 1781 als entschiedener Gegner desselben auf. Er hatte eine Reise durch die Hochlande gemacht, um die Originale zu finden. „Manchen Berg habe ich überstiegen", schreibt er, „manches Thal erforscht; in manche demüthige Hütte bin ich auf allen Vieren gekrochen, um ihre Einwohner auszufragen. Ich wanderte von Insel zu Insel, naß, ermüdet, unbehaglich. Keine Mühe schien mir zu viel, keine Ausgabe zu groß, wäh-

---

1) Im Jahre 1754 ward das erste ersische Buch gedruckt und zwar eine Uebersetzung von *Baxter's* Call to the Unconverted von Mac Farlane. S. *Shaw's* Inquiry into the authenticity of the poems ascribed to Ossian. 1781. p. 26–27. Die wenigen gälischen Bücher, die früher dort gedruckt wurden, wie z. B. eine Uebersetzung der Psalmen von Kirk im Jahre 1684, waren im irisch-gälischen Schriftdialekt verfaßt worden. Früher bedienten sich die Hochländer auch dazu der irischen Lettern, allein im Jahre 1690 ward die irisch-gälische Uebersetzung des neuen Testaments (verfaßt zwischen 1609 und 1628 von dem Irländer O'Donnel) mit römischen Buchstaben für dieselben umgedruckt, ein Zeichen, daß die irischen ihnen nicht mehr geläufig waren. Irish Transactions. Vol. XVI. P. II. pol. Lit. p. 310.

rend ich mir ſchmeichelte, den ungläubigen Dr. Johnſon zu bekehren, in der Hoffnung, etwas von der Poeſie Oſſian's zu entdecken und Herrn Macpherſon's Stirn von den, wie ich ſie damals nannte, „geſtohlnen Lorbern" zu entkleiden. Denn ich glaubte zu der Zeit, es könnte ein Original vorhanden ſein, und er wünſche, lieber für den Verfaſſer, als den Ueberſetzer zu gelten." — Er hatte häufig lange Unterredungen mit Greiſen, Blinden und Lahmen; „doch ich fühlte mich", fährt er fort, „nicht wenig niedergeſchlagen, als Alles, was ſie mir herſagen konnten, auf einige wenige fabelhafte und wunderſame Lieder und Geſchichten von Fin Mac Cumhal alias Fingal hinauslief; worin ſeine Finnier, d. h. ſeine Krieger einander von einem Eiland zum andern jagten, von Berg zu Berg ſchreitend, und mit Hülfe ihres Speers mit einem Sprunge über eine Meerenge ſetzend. Es war viel Zauberei darin, Elfen, Kobolde, Zauberinnen und Doppelgeſicht (second sight). Wenn ich die Lieder und Sagen Eines Landestheils hörte, wußte ich die aller, denn ſie wiederholten im Allgemeinen dieſelben Geſchichten, und wenn ich die Erzählung einiger mit angehört, ſo hatte ich Alles [1])."

Nicht weniger unglücklich war er beim Suchen nach Manuſcripten. Einer wies ihn zum Andern, und einmal ward ihm eine iriſche Genealogie in iriſcher Mundart und Schrift und den gebräuchlichen Zuſammenziehungen der letztern als Urſchrift des Oſſian vorgewieſen.

---

1) Inquiry into the authenticity of the poems ascribed to Ossian etc. 1781.

Shaw's Abfall von einer Sache, die seltsamerweise als eine Sache des Vaterlandes betrachtet ward, bei welcher dessen Ehre auf dem Spiele stand, weckte neue Vertheidiger und verursachte neue Kämpfe. Clarke, einer der muthigsten Vorfechter, hatte bereits durch eine ganze Sammlung von gälischen Gedichten [1]), zwar nicht von Ossian, aber von andern alten schottischen Barden, die Aechtheit der Macpherson'schen zu unterstützen gesucht. Waren die Lieder von geringerm Werth, wie er selbst anerkannte, so diente dafür eine andere Sammlung von John Smith, einem Prediger in Argyleshire und Kenner des Ersischen, zur besten Parallele [2]). Auch sie sollte Lieder von Ossian und den gleichzeitigen Barden Ullin und Owan enthalten, und diese waren ganz im Geiste des Macpherson'schen Ossian gedichtet, stehen, nach W. Scott's unverwerflichem Urtheil, jenen an Schönheit nicht nach, ja sind durch größere Einfachheit geeigneter für ächte alte Volkslieder zu gelten [3]). Der englischen Uebersetzung folgten die Originale [4]) Schon ein Jahr früher, 1786, war in Perth durch den Buchdrucker Gillie ein Band Lieder herausgegeben, in erfischer Sprache, wie sie unter den Hochländern in Umlauf waren [5]). Sogar in Deutschland

1) The works of the Caledonian Bards. 1778.

2) Gaelic Antiquities etc. and a Collection of Ancient Poems etc. translated from the Gaelic by *John Smith*. Deutsch von Weiße. Leipz. 1781.

3) Edinb. Review VI, p. 449.

4) Sean Dana, Le Oisian, Owan, Ullin etc. ancient poems collected in the western Highlands by *J. Smith*. 1787.

5) Die vollständigste Sammlung erfischer Volkslieder, allein

kam eine Sammlung gälischer Lieder in englischer Sprache zu Stande, die großentheils von Ossian herrühren, zum Theil aber aus noch höherm Alterthume stammen sollten, und die nun Baron Harold, ein schottischer Edelmann in pfälzischen Diensten, aus jugendlichen Erinnerungen niedergeschrieben hat. Der Verfasser ging wenigstens bei allem Patriotismus redlich zu Werke; denn während die Herausgeber aller bisher erschienenen Lieder sorglich bemüht waren, was nur irgend darin auf irischen Ursprung deutete, auszulassen oder umzuändern, um den Ruhm Schottlands auf keine Weise schmälern zu lassen, ließ Baron Harold seinen Ossian und Fingal immerhin für Irländer gelten.

Die Irländer, wie man sich wohl vorstellen kann, hatten den Kampf keineswegs ruhig mit angesehen. Nie war vor Macpherson ihr Recht auf die Finnianischen Helden und Barden bestritten worden. Theilten sie die Sage von den Thaten der erstern und die Erzeugnisse der letztern mit ihren gälischen Brüdern in Schottland, so gehörten sie ihnen doch historisch allein ursprünglich, jenen nur durch Adoption an; und sollte ihnen das auf einmal entrissen und europäischer Ruhm daran geknüpft werden, worauf in der That die Gelehrten unter ihnen nie großen Werth gelegt hatten, was aber nun als Eigenthum bedeutende Geltung zu gewinnen schien! Von diesem Gesichtspunkte allein sahen leider die Irländer die Sache an. O'Connor, O'Halloran, O'Flanagan — Namen von Be-

aus mißverstandenem Patriotismus in ihren Beziehungen auf Irland vielfältig corrumpirt.

deutung in der irisch-englischen Literatur, und gründliche Kenner der gälischen Sprache — klagten Macpherson laut des Betrugs und der Verfälschung an. Fin war aus einem irischen Milizenführer in einen schottischen König verwandelt, während doch, wenn er wirklich in den Hochlanden Fin Gal genannt ward, schon dieser Name andeutete, daß er dort ein Fremder war[1]); der irische Filea Disin war in einen schottischen Barden Ossian, Fin's Sitz in Leinster, Almhuin (sprich Alwin) in Albin oder Albion verwandelt; St. Patrick in den irischen Liedern, wenn auch nicht in der Geschichte, der beständige Gefährte des greisen Ossian, hatte seinen Namen verloren und war ein Culden des dritten Jahrhunderts geworden, während die Geschichte keine Culdens vor dem Anfang des neunten Jahrhunderts kennt[2]). Ein so gewaltthätiges, betrügerisches Betragen durfte nicht geduldet werden. Dagegen erhoben sich die Irländer. Was sonst noch Macpherson geändert und hinzugefügt, ging ihnen für jetzt weiter nichts an. Dr. Young, ein gelehrter Irländer, unternahm eine Reise nach den Hochlanden und sammelte mit Treue die dort im Umlauf stehenden Ossianischen Lieder; d. h. die, die dort den alten Barden zugeschrieben werden. Schon einige Jahre früher hatte der Engländer Hill eine ähnliche Reise unternommen und beide brachten

1) S. oben S. 7. Der Name Fingal kommt übrigens vor Macpherson nur in Barbour's Gedicht: The Bruce vor, s. oben S. 9. Sonst heißt der Held auch bei den Hochländern immer Finn, Fion.

2) Irish Transactions. Vol. XVI. Part. II. p. 176.

genau dieſelben Reſultate hervor. Sowohl Young als Hill fanden nämlich eine gewiſſe Anzahl dem Oſſian zugeſchriebener Lieder unter dem Volke, weniger, wie es ſcheint, im Munde profeſſioneller Sänger, deren Geſchlecht ſchon beinahe ausgeſtorben war, als durch alte Leute im Allgemeinen, beſonders ſitzender Handwerker aufbewahrt [1]). Dieſe Lieder erzählten Geſchichten, verwandt mit denen des Macpherſon'ſchen Oſſian, aber im Tone verſchieden „wie Oſten von Weſten“ [2]). Sie erkennen auch alle die iriſche Abkunft der Helden an und ſind zumeiſt in Irland ebenfalls unter dem Volke bekannt, finden ſich aber zum Theil in reinerer Geſtalt und Sprache in Handſchriften des 13ten bis 16ten Jahrhunderts unter dem Namen der Finnianiſchen Gedichte, unter einem Haufen anderer Manuſcripte auf den Bibliotheken zu Dublin aufbewahrt. Wären dieſe Dichtungen zum Theil in Proſa, zum Theil in Verſen, von einem tüchtigen Sprachkenner in einer treuen Ueberſetzung ſogleich dem Publikum mitgetheilt, oder nur irgend eine Sammlung iriſcher Volkslieder veranſtaltet worden, die daſſelbe befähigt hätte, ſelbſt Vergleiche anzuſtellen, und die geborgten oder entwendeten Stücke von den eignen Zuthaten Macpherſon's zu unterſcheiden, ſo hätte es ſich vielleicht eher zurecht gefunden. Aber keines von beiden geſchah [3]). Die Ein-

1) Die von Young geſammelten Lieder ſind mit den Originalen abgedruckt in den Transactions of the Irish Academy. Vol. I. Antiquities p. 43. Die von Hill gefundenen erſchienen zuerſt in Gentleman's Magazine, nachher in einer eignen Sammlung.

2) Edinb. Rev. VI. p. 439.

3) Im Jahre 1789 erſchien zwar allerdings eine Art Ueber-

wendungen der Irländer, die doch das unbezweifeltste Recht hatten, mitzusprechen, indem sie solches auf ihre ältesten historischen Annalen stützen konnten, wurden soweit übersehen, daß sogar professionelle Geschichtsschreiber sich auf Macpherson's Ossian als auf eine historische Autorität beriefen [1]): eine Verirrung, die fast Macpherson selbst zu viel war [2]), obwohl er zuerst den Ton dazu angegeben hatte. Gleich von vorn herein war dieser in der That gewitzigt worden, mit den historischen Beziehungen seines Ossian ein wenig vorsichtig zu sein. Denn als er, um zu beweisen, daß seine Ossianischen Gedichte gegen das Ende des dritten Jahrhunderts entstanden, Fingal's Feinde für die Römer erklärte, deren Führer aber, „Caracul, den König der Welt", für Caracalla, und seinen „Caros, den König der Schiffe", für Carausius, den Sieger der Briten, ward ihm nicht allein nachgerechnet, daß Fingal, der nach den irischen Annalen und nach Macpherson's eignem Zugeständnisse im Jahre 282, und zwar

---

setzung mehrerer Finnianischen Gedichte (von den Originalen begleitet) von Miß Brooke unter dem Titel: Relics of Irish Poetry: allein so paraphrastisch und so ganz im englischen Balladenton, daß jene kaum darin zu erkennen waren.

1) Nicht allein Suhm, was wenig sagen wurde, auch Whitaker beruft sich auf Ossian, History of Manchester. Vol I. p. 24. Vol. II. p. 214. und der sonst sehr treue und genaue Henry, History of England. Book I. c. 5. In Deutschland Münter, Die älteste britische Kirche, in Theologischen Studien und Kritiken. Bd 6.

2) Wenigstens sagt er in seiner Introduction to the history of Great Britain and Ireland, daß er das Zeugniß Ossian's verschmähe. Aber, fügt Pinkerton hinzu, sie ist so falsch, als stütze sie sich darauf.

im vollen Beſitz ſeiner Kräfte, ſtarb [1]), es zu einem vorſündfluthlichen Alter gebracht haben würde, wenn er in den Jahren 209—211, wo der römiſch-caledoniſche Krieg ſtattfand, Führer der Schotten geweſen wäre; ſondern ſogar nebſt ſeinem Enkel Oskar vom Tode erſtanden ſein müßte, um Carauſius zu bekämpfen, der erſt 288 nach Britannien kam [2]); da nun der Enkel in den Liedern von dem Großvater beweint wird, alſo vor ihm ſtarb, ſo ſteigt Fingal's Alter immer höher. Ueberdem fand Gibbon es „erſtaunenswürdig, daß der Sohn des Severus, der im caledoniſchen Kriege nur unter dem Namen Antoninus bekannt war, in dieſen Gedichten mit einem Beinamen bezeichnet ward, der erſt vier Jahre ſpäter erfunden, und von den Römern kaum vor dem Tode des Kaiſers gebraucht worden ſei." — Ein noch ärgerer chronologiſcher Irrthum war, daß Cuchullin, ein iriſcher Held, der ſiebenundzwanzig Jahre alt im zweiten Jahre nach Chriſti Geburt ſtarb, alſo beinahe dreihundert Jahre vor Finn [3]), nun plötzlich als König von Irland zu deſſen Zeitgenoſſen gemacht wird. Vom hiſtoriſchen Boden mußte er demnach weichen. Dennoch fuhren einige ſeiner Freunde fort, ihn auch auf dieſem Grunde zu vertheidigen [4]).

---

1) Nach Andern gar erſt im Jahre 294.

2) Nach Schottland aber, ſo weit die Geſchichte davon weiß, gar nicht.

3) Nach den Annalen des Tigernach citirt Irish Trans. Vol. XVI. P. II. polite Lit. p. 192.

4) Niemand blieb vielleicht dem Glauben an den hiſtoriſchen Oſſian mit mehr Beharrlichkeit treu als Rhode, einer der beſten

Ein Hiſtoriker eben ſollte es auch ſein, der ihn mit ſeiner orcadiſchen Streitart die allerempfindlichſten Schläge beibrachte. Dies war Laing im Anhang zu ſeiner Geſchichte von Schottland und ſpäterhin in den Noten und Erklärungen zur neuen Ausgabe des Oſſian [1]). In beiden Werken legt er die Unächtheit des Macpherſon'ſchen Oſſian auf das Unwiderſprechlichſte dar. Allein es geht ihm, wie es denen, die mit Leidenſchaft kämpfen, häufig geht: er überſchießt ſein Ziel. Im Eifer zu zeigen, wo eigentlich Macpherſon ſeinen Oſſian herholte, glaubt er manchen literariſchen Diebſtahl an alten und neuen Autoren zu entdecken, wo die Uebereinſtimmung genugſam durch die der menſchlichen Natur erklärt wird und der phyſiſchen, aus der des Dichters Gemüth in allen Regionen und Zeitaltern ſeine Bilder und Gleichniſſe nimmt. Ueberhaupt läßt er Macpherſon's unzweifelhaftem Genius nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Es geſchah dies zu einer Zeit, als Macpherſon ſich nicht mehr vertheidigen konnte, wenn er auch ſonſt nicht alle Rechtfertigung verſchmäht hätte. Denn dieſer war bereits im Jahre 1796 geſtorben, und

---

deutſchen Ueberſetzer der Macpherſon'ſchen Dichtungen. Noch 1817, in der Vorrede zu der zweiten Auflage ſeines Werkes, vertheidigt er mit wahrhaft wunderbarer Gläubigkeit den ſchon längſt aufgegebenen Boden.

1) *Laing* History of Scotland with a Dissertation on the Poems of Ossian. 1804, und The Poetical Works of James Macpherson etc. the Poems of Ossian containing, with Notes and Illustrations. By *Malcolm Laing*. 1805. Nach Walter Scott's Bemerkung ſollte das Werk eigentlich heißen: The Poetical Works of J. Macpherson, containing the Poems of Ossian etc.

zwar ohne mit den vielbesprochenen Originalen herauszurücken. Ganz unbegreiflich, wir müssen es wiederholen, erscheint das Betragen seiner Freunde, daß sie nicht auf die Herausgabe derselben drangen; daß sie nicht ihm mit Fragen zu Leibe gingen: „wo hast du dieses Stück her? wo erhieltest du jenes? wer gab dir das hier? wo hörtest du das andere?“ Bruchstücke von ein Paar Versen, erstsch recitirt, eine alte Rolle in seiner Hand gesehen, bestäubt oder von Schnupftaback beschmuzt, genügte ihnen. Es bleibt kaum ein Zweifel übrig, daß sie betrogen zu werden wünschten. Ueberdem waren sehr wenige eigentliche Sprachkenner darunter, denn die Hochländer von Stande scheinen schon damals das Erstsche nur nothdürftig gelernt zu haben, ungefähr genug um gegen Leute aus dem Volke gelegentlich ihre Bedürfnisse ausdrücken zu können. Bald nach dem ersten Erscheinen des englischen Werkes war jedoch vielfach die Herausgabe der Originale gewünscht worden. In diesem Bezuge hatte Macpherson vor der zweiten vermehrten Auflage 1762 folgende Ankündigung drucken lassen:

„Der Uebersetzer glaubt es nöthig, das Publikum mit den Motiven bekannt zu machen, die ihn bewogen, von seinen Vorschlägen in Betreff der Originale abzugehen. Einige Männer von Geist, die er die Ehre hat, unter seine Freunde zu rechnen, riethen ihm den Vorschlag, die sämmtlichen Originale auf Subscription zu drucken, bekannt zu machen, als einen bessern Weg, das Publikum wegen der Aechtheit der Gedichte zu befriedigen, als die Manuscripte in einer öffentlichen Bibliothek niederzulegen. Dies that er. Da aber keine Subscribenten sich meldeten, hält er

es für die Entscheidung des Publikums, daß keines von beidem nöthig ist. Es ist jedoch ein Plan im Werke, die Originale drucken zu lassen, sobald der Uebersetzer Zeit haben wird, sie zum Behuf der Presse zu copiren; sollte aber die Herausgabe nicht stattfinden, so sollen Abschriften in einer der öffentlichen Bibliotheken niedergelegt werden, daß ein so altes Denkmal des Genius nicht verloren gehe."

Diesem Versprechen zum Trotz und obwohl er sechsunddreißig Jahre Zeit zu dieser Abschrift hatte, und überdem zu verschiedenen Zeiten von der hochländischen Gesellschaft zu London Geld zum Druck, einmal 1000 Pf. St., ein anderes Mal 200 Pf. St. empfing [1]), geschah keines von beidem.

Im Jahre 1805 endlich erschien der Bericht der Commission der hochländischen Gesellschaft von Schottland [2]), welche diese schon vor acht Jahren zur Untersuchung der Sache niedergesetzt. Waren die ächten Originale zu Macpherson's Uebersetzungen noch unter dem Volke zu finden, oder irgendwo in Manuscripten vorhanden, so schien die Zeit von acht Jahren wol hinreichend, dergleichen zu entdecken. Zwischen den sechziger und neunziger Jahren zwar mochte sich auch unter den Hochlän-

1) *O'Reilly*, Irish Transact. Vol. XVI. Part. II. p. 166.

2) Report of the committee of the Highland society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the Poems of Ossian. Drawn up etc. By *Henry Mackenzie*; with a copious appendix etc. Edinburg, Constable. London, Longman 1805.

dern viel geändert haben, manche Erinnerung unter ihnen erſtorben ſein. Aber die Commiſſion fand wol alte Lieder von den Finniern, die dem Oſſian zugeſchrieben werden (und außerdem eine Menge andere), allein kein einziges, was ſelbſt dem eifrigſten ſchottiſchen Patrioten für das Original eines der Macpherſon-Oſſianiſchen Gedichte gelten konnte. Kaum daß aus einer Anzahl von neuen Manuſcripten, welche der Commiſſion zugekommen waren, von dem dazu beauftragten Hochländer Donald Smith ſo viele Phraſen, Bilder und einzelne Stellen herausgeſucht werden konnten, um daraus etwas zu conſtruiren, was vermittelſt der Ueberſetzung ungefähr wie eine Skizze des Macpherſon'ſchen Fingal's ausſieht. Und welches Aufwandes von Mühe dies bedurfte, möge der Leſer ermeſſen, wenn wir ihm ſagen, daß, um dies zu Wege zu bringen, in einem Falle zu einer einzigen Seite (S. 248) von zweiundzwanzig Zeilen funfzehn verſchiedene Seiten aus zehn verſchiedenen Manuſcripten nöthig waren!

Außer den in den Hochlanden gefundenen Liedern, die nichts beweiſen, denn nie war es Jemand eingefallen, zu leugnen, daß die Hochländer traditionelle Gedichte haben, und daß ihre Sgealaichies oder profeſſionellen Sänger, deren bis zur Schlacht von Culloden noch jede Familie unterhielt, viele Lieder theils aufbewahrt, theils erfunden — enthält der Appendix des Commiſſionsberichtes auch eine Menge von Briefen, zum Theil von namhaften Männern verfaßt, die alle die Aechtheit des Macpherſon'ſchen Oſſian zu beweiſen ſuchen, aber meiſt gerade das Gegentheil darthun. Denn wie Viele auch früher ver-

ſichert, dieſe Gedichte ſchon gehört zu haben, ſobald es galt ein förmliches Zeugniß abzulegen, zog ſich Einer nach dem Andern zurück, oder motivirte ſeine Anerkennung jener Gedichte. Man hatte oft Lieder gehört, in denen ähnliche Namen vorkamen, ähnliche Thaten beſungen worden, aber meiſt in früher Jugend. Man glaubte, daß es die nämlichen Gedichte geweſen ſeien, verſichern konnte es Niemand. Kurz, lauter ſolche Zeugniſſe, und in der That nur ſolche Zeugniſſe bietet dieſer Appendix dar, wie ſie Hume in ſeinem oben mitgetheilten Briefe ausdrücklich für nicht gültige Beweiſe erklärt. So geſchickt hatte Macpherſon die Bruchſtücke ſogenannter Oſſianiſcher Lieder benutzt, die ſich ſeit Jahrhunderten in den Hochlanden angeſiedelt, ſo künſtlich ſie in ſeine Dichtungen verwoben, daß dieſe dadurch allen dort Erzogenen einen bekannten Klang bekamen, ohne daß Einer, wenn er recht zuhörte, behaupten konnte, ſie ſeien mit jenen Gedichten identiſch, die er ſelbſt im Volke gehört, und die ohne allen Zweifel keine andern waren, als die, welche Young und Hill unter den Hochländern fanden, und jetzt die einzige Ausbeute der hochländiſchen Geſellſchaft geweſen waren. Genau zu demſelben Reſultate führten auch die Zeugniſſe einiger Männer aus dem Volke, die förmlich über die Aechtheit der Lieder abgehört wurden. Einer davon, auch ein Macpherſon, hatte ſogar Oſſianiſche Lieder für ihn geſammelt; aber ob es dieſelben Lieder geweſen, deren Ueberſetzungen Macpherſon nachher drucken ließ, geht keineswegs hervor. Ueberhaupt ward die Frage ſo vielfach verdreht, der eigentliche Punkt, auf den es ankam, ſo ganz außer Acht gelaſſen, daß die Neigung, das

Resultat zu Macpherson's Gunsten zu finden, unverkennbar ist. „Die hochländische Gesellschaft, sagt Walter Scott in einem Briefe an Miß Seward [1]), hat sich kürzlich daran gemacht, die Sache zu untersuchen, oder vielmehr, sollt' ich sagen, Materialien zur Vertheidigung der Authenticität Ossian's aufzusuchen." — Wie sehr Leidenschaft und Nationalvorurtheil bei dieser Untersuchung thätig war, geht z. B. aus einem Briefe eines Predigers Galle an die Commission hervor, in welchem er behauptet, Laing habe Macpherson und Ossian's Aechtheit nur deshalb so angegriffen, weil er (Laing) ein Orcadier sei, die die schweren Schläge, welche ihre räuberischen scandinavischen Vorfahren von den Caledoniern erhalten, noch immer nicht vergessen könnten [2])! oder aus dem Umstande, daß die hochländische Gesellschaft, indem sie ein Circular mit mehreren zweckdienlichen Fragen an alle Sachverständige erließ, geflissentlich vermied die Irländer mit hineinzuziehen, indem sie kein einziges Exemplar nach Irland sandte, da ihr doch wohl bekannt war, daß Irland und Schottland die Ossianischen Dichtungen gemeinschaftlich besaßen, und die irischen Sprachgelehrten, im Besitz anerkannt alter Manuscripte, vielleicht am besten Auskunft über den Ursprung jener Gedichte geben konnten; aber gerade diese Auskunft sollte vermieden werden, da Nationaleifersucht von beiden Seiten sie verdächtig machte.

Der ärgste Vorwurf aber, der die Commission trifft,

1) Memoirs of the life of Sir W. Scott, by *Lockhardt*. Paris 1837. Vol. I. p. 271.

2) Report p. 39.

iſt die Unredlichkeit einiger ihrer Ueberſetzungen, die jedoch den meiſten Mitgliedern der Geſellſchaft, bei ihrer Unkenntniß oder halben Kenntniß des Gäliſchen, wahrſcheinlich ſelbſt unbemerkt blieb, den tiefern iriſchen Sprachkennern aber nicht entgehen konnte. Es galt nämlich hauptſächlich zur Rettung der Nationalehre, zu beweiſen, daß Oſſian und Fingal Schotten, nicht Iren geweſen. Alle Stellen der in den Hochlanden aufgefundenen Gedichte, in denen ſie als Iren bezeichnet werden, — denn, wie wiederholt bemerkt, nie iſt es vor Macpherſon einem Hochländer in den Sinn gekommen, ſie nicht als Irländer zu betrachten — mußten kleine Aenderungen erfahren, nicht im Original, denn man ſcheint die ſparſamen gäliſchen Leſer wenig gefürchtet zu haben, ſondern nur in den Ueberſetzungen. So wird z. B. in einer Stelle, wo Fergus — Bard of the Finnians of Erin genannt wird, dieſer Bard from Erins heroes genannt [1]). Ein anderes Mal iſt in einem der drei Gedichte, welche die Geſellſchaft nach einem zwiſchen den Jahren 1527–1529 verfaßten Manuſcripte mitgetheilt, aus denen freilich deutlich genug hervorgeht, daß die Finnier Irländer waren, wobei aber doch eine andere Deutung möglich iſt, gefliſſentlich der Vers ausgelaſſen, der ſich in allen übrigen iriſchen Abſchriften deſſelben Gedichtes findet, in dem Finn entſchieden „Haupt der Finnier von Erin“ genannt wird [2]). Auch ſind überall in den Ueberſetzungen der abgedruckten

1) Oreilly a. a. O. S. 253. 254.

2) Ebend. S. 251.

Proben von aufgefundenen Liedern ſtatt der ächten gäliſchen Namenformen die wohllautendern Macpherſon's gebraucht, ſichtlich um die aufgefundenen Volksdichtungen den fraglichen Oſſianiſchen mehr anzuſchmiegen.

Es könnte unbegreiflich ſcheinen, daß eine Geſellſchaft von Ehrenmännern, aus denen der Ausſchuß der hochländiſchen Geſellſchaft ohne allen Zweifel beſtand, ſich zu ſo kleinlichen Unterſchleifen, zu ſolchen unverantwortlichen Umgehungen hergeben ſollte. Aber erſtlich verſtanden, wie ſchon oben erwähnt, die meiſten Mitglieder der Geſellſchaft die gäliſche Sprache nur halb oder gar nicht, und die Sache war gänzlich dem Dr. Donald Smith übergeben; und dann — wir müſſen wieder und wieder darauf zurückkommen: es war eine Ehrenſache, eine Sache des Vaterlandes geworden. Es war, als würde dem Selbſtgefühle der ganzen Nation etwas vergeben, wenn man Oſſian fallen ließe. Schon Johnſon hatte geſagt: der Schotte müßte ein ſtörriger Moraliſt ſein, dem Schottland nicht lieber wäre als die Wahrheit; und Walter Scott, ſelbſt ein Schotte, und ein Mann, deſſen tiefer, klarer, milder Geiſt ihn über alle unedeln Vorurtheile ſtellte, geſteht: „es iſt etwas in dem ſtrengen Urtheile über meine Landsleute, daß ſelbſt wenn ſie Schottland nicht der Wahrheit vorziehen, ſie es doch allemal den Unterſuchungen vorziehen werden. Sobald die Hochländer die Gedichte Oſſian's einmal als einen Artikel des Nationalglaubens angenommen hatten, würde man ſie eher dahin gebracht haben die heilige Schrift zu verleugnen, als nur eine Zeile von den beſtrittenen Erzählungen fahren zu

lassen. Blos daß sie zugestehn, Macpherson's Uebersetzung sei sehr untreu, und einige sogar behaupten, sehr unter dem Original. Hiermit können sie blos meinen — wenn sie nämlich irgend etwas meinen — daß sie den Reiz des Rhythmus und der Muttersprache vermissen, der dem gebornen Gälen gefällt; denn in den wirklichen Eigenschaften der Poesie steht Macpherson's Version hoch über alle den Bruchstücken, die er gebraucht zu haben scheint, welche ich je gesehen [1])."

Der Bericht der Commission hatte den Ossianischen Streit keineswegs zu Ende gebracht. Er hatte die widersprechendsten Resultate gehabt, und darum eigentlich gar keine. Während Walter Scott gesteht, daß ihm dieser Bericht ganz um die Hoffnung brachte, daß doch wenigstens die Hälfte der Uebersetzung auf ein authentisches Original gegründet sei [2]), erklärte Sir John Sinclair in seiner später erscheinenden Dissertation, von der weiter unten die Rede sein wird, „daß die durch die Commission gesammelten Beweise für die Authenticität des Macpherson'schen Ossian unfehlbar jedem genügen müssen. Und Rhode, der deutsche Uebersetzer desselben, der überhaupt auf das Wundersamste alles, was er aus dem Berichte des Ausschusses nicht heraus lesen konnte, hinein gelesen zu haben scheint, versichert, daß dem unparteiischen Forscher nun nicht mehr der leiseste Zweifel bleiben könnte,

1) *Lockhardt's* Life of Scott. Vol. I. p. 271.

2) Edinb. Rev. VI. p. 461, siehe auch den Brief von Miß Seward, *Lockhardt's* Life of Scott. Vol. I. p. 270, der ebenfalls nach dem Erscheinen des Berichts geschrieben ist.

und ist nun erst seiner Sache recht gewiß geworden [1]). Ein neuer Vertheidiger stand auch in Dr. Graham auf. Aber o weh! Macpherson, wenn er noch gelebt, hätte hier wohl mit Recht rufen können: o Herr! schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selbst wahren!" Denn Graham stützt eines seiner Hauptargumente für die Aechtheit der Ossianischen Dichtungen auf Macpherson's Unfähigkeit, solche Schönheiten selbst hervorzubringen, die er durch seine schlechte Uebersetzung Homer's und die Mittelmäßigkeit seiner sonstigen Produktionen bewiesen [2]). Und doch war nichts ungerechter. Die frühern poetischen Produktionen Macpherson's waren keineswegs ohne Werth, das Urtheil Walter Scott's, indem er von dem Gedichte „Der Highländer" spricht, das der Verfasser in sehr früher Jugend schrieb [3]), mag auch hier dafür zeugen. „Die Sprache dieser der Erfindung nach gewöhnlichen Erzählung ist voll von jenen Beschreibungen von Naturscenen, die während eines Aufenthaltes in einem romantischen, bergigen Lande sich Macpherson's Gemüthe tief einprägten, und die wenige Dichter je so warm in sich aufnahmen und so glücklich malten. Was das Uebrige betrifft, so ist die Versification sehr mittelmäßig und die Sprache immer schwülstig. Dasselbe Talent für Naturbeschreibungen läßt sich in einem

1) Ossian's Gedichte, rhythmisch übersetzt von Rhode. 2te Aufl. 1817. Vorrede XIV.

2) Essay on the Authenticity of Ossian's Poems etc., by *Patrick Graham*. 1807.

3) The Highlander. 1758.

andern von Macpherson's Jugendgedichten erkennen, mit dem Namen: Die Höhle. Dies setzen wir ganz hierher, als eine günstige Probe seines Talentes für englische Poesie, und als Beispiel, wie frühe er der Ossianischen Tendenz empfindsamer Naturmalerei nachhing [1])." Hier folgt das Gedicht, das der Leser an Ort und Stelle nachlesen mag.

Endlich sollte das Jahr 1807, durch die langersehnte Bekanntmachung der Macpherson'schen Originale, die Sache ganz zum Schluß bringen [2]). Sie waren zum Theil in Macpherson's eigner und seines Schreibers Handschrift in seinem Nachlaß gefunden, zum Theil schon vor seinem Tode Herrn John Mackenzie, den die hochländische Gesellschaft von London dazu beauftragt, in den nämlichen Handschriften übergeben worden. Kein altes Manuscript war zu entdecken gewesen. Hätte Macpherson etwas davon besessen, und nach der Versicherung seiner Freunde hatte man dergleichen häufig in seiner Hand ge-

---

1) Edinb. Rev. VI. p. 458. — Auf ähnliche Weise, wie Graham, äußern sich auch Roß in seinen Noten zu der Uebersetzung des gälischen Fingal, und Ahlwardt in Vorrede und Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der sogenannten Originale, wie auch früher schon in Zeitschriften.

2) The Poems of Ossian in the original Gaelic, with a literal translation into Latin by the late *Robert Macfarlane* A. N. together with a dissertation on the authenticity of the poems by *Sir John Sinclair*, Bart., and a translation from the Italian of the Abbé *Cesarotti's* dissertation on the controversy etc. published under the sanction of the Highland Society of London. 1807.

ſehen, ſo mußte er es vor ſeinem Tode ſorgfältig vernichtet haben. Jetzt erſchienen nun elf gäliſche Gedichte — darunter die großen epiſchen Fingal und Temora — begleitet von einer wörtlich lateiniſchen Ueberſetzung des Ganzen, und einer engliſchen Fingal's, und außerdem von einer Menge von Diſſertationen zu Gunſten des Werkes. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders die von Sir John Sinclair durch den hohen Standpunkt, den ſie einnahm, aus. Sir John gründete ſeinen Beweis beſonders auf die Behauptung, daß ein altes Manuſcript der Oſſianiſchen Dichtungen, die ſchon im Jahre 1745, alſo *funfzehn Jahre* vor Macpherſon, geſammelt worden, ſich viele Jahre in Douay in Flandern, wo die Schotten eine Lehranſtalt und einen Biſchof hatten, befunden, aber endlich durch Nachläſſigkeit vernichtet worden ſei. Daß ein ſolches Manuſcript einmal vorhanden geweſen ſei, ſcheint unleugbar, da es von mehreren ehrenhaften Männern beſtätigt wird; ganz unhaltbar iſt aber Alles, was Sir John als Beweis anführt, daß es das Manuſcript des Macpherſon'ſchen Oſſian geweſen. Der ganze Beweis dafür beruht auf Behauptungen und zwanzig- bis dreißigjährigen Erinnerungen von Perſonen, die zum Theil nicht einmal mehr am Leben waren, und der Umſtand, daß die Beſitzer dieſes Manuſcripts, das 1777 noch vorhanden war, den ganzen Oſſianiſchen Streit ruhig mit angeſehen, während ſie den ſchlagendſten Beweis für die Aechtheit der Gedichte in Händen hatten, macht es vollends ganz unwahrſcheinlich, daß es das Manuſcript des Macpherſon'ſchen Oſſian geweſen ſei. Dagegen iſt Alles, was der iriſche Gelehrte Drummond anführt, um es

glaublich zu machen, daß dies ein Exemplar der iriſchen finnianiſchen Erzählungen geweſen ſein möge, durchaus überzeugend [1]).

Ein zweites Beſtreben Sir John's geht dahin, zu beweiſen, daß die Oſſianiſchen Helden Schotten geweſen, nicht Iren, und hier geht die Unredlichkeit, mit welcher er blos ſolche Stellen citirt, die ihm günſtig ſcheinen, und andere, dicht daneben ſtehende, die die Sache wieder aufheben, ausläßt, zugleich aber auch die Verblendung, mit der er ſeinen Gegnern ſelbſt Waffen in die Hände gibt, in das Unglaubliche. Denn alle von ihm angeführten Stellen älterer Hiſtoriker beweiſen entweder gar nichts, oder gerade das Gegentheil von dem, was er beweiſen will. So citirt er z. B. unter ſeinen Zeugniſſen für der Helden ſchottiſchen Urſprung einen Vers aus Biſchof Douglas' Palice of Honour:

Der große Gow-Mac-Morne und Finn Mac-Cowl,
Die Götter ſind in Irland, wie man ſagt —

indem er hinzufügt: „Dieſe Helden mochten ſicherlich in Schottland geboren ſein, wenn ſie auch in Irland als Götter betrachtet wurden!" — Noch abſurder iſt der Beweis, daß Colgan, ein gelehrter Irländer, deſſen Ausſpruch von Gewicht war, von „Finnius filius Cuchalli" in einer Note zu einem von ihm herausgegebenen Werke [2])

1) In ſeiner Preisſchrift Irish Transactions Vol. XVI. Part. II. pol. Literat. p. 27.

2) Nach Sir John zu ſeinem Leben St. Patrik's in einem Werke Colgani Triades Thaumaturgae, Lovaniae. 1647. Nach dem beſſer unterrichteten O'reilly aber zu einem Leben von St.

ſagt, er ſei berühmt „inter suos“ geweſen; denn, fügt Sir John[1]) hinzu, hätte er ihn als einen Irländer betrachtet, ſo würde er ohne Zweifel geſagt haben „inter nostrates“!! — Es bleibt demnach ebenfalls zweifelhaft, wie auch Drummond anführt, ob der Heiland in Judäa geboren war, denn Johannes ſagt ausdrücklich: „er kam zu den Seinen und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Hätte er Ihn für ſeinen Landsmann gehalten, ſo hätte er ja ſchreiben müſſen: „zu den Unſrigen.“

Zum Beweis der hiſtoriſchen Exiſtenz des caledoniſchen Barden Oſſian führt ferner Sinclair die däniſchen Hiſtoriker an. Und wen darunter? keinen andern als den bekannten Fabuliſten Suhm. Aber das Lächerliche der Sache ſteigt, wenn wir die angeführte Stelle nachſchlagen und finden, daß Suhm, indem er von Swaran, König von Norwegen, erzählt, ſich auf Macpherſon's Oſſian beruft. Suhm alſo ſtützt ſich auf Oſſian, und Sinclair, zur Vertheidigung Oſſian's, ſtützt ſich auf Suhm.

Mit ſolchen Waffen der Verzweiflung kämpften die Verfechter der Aechtheit des Macpherſon'ſchen Oſſian, und das in eben dem Zeitpunkte, wo ſie die ſogenannten Urſchriften deſſelben zu Tage gefördert ſahen, die doch noth-

---

Columb-kill, das Manus O'Donell, Prinz von Tircenaill, verfaßt. Irish Trans. Vol. XVI. P. II. pol. Lit. p. 277. Zeigt dieſes Citat den Leichtſinn Sir John's, ſo beweiſt dafür manches Nicht-Citat ſeine Unredlichkeit. Denn in demſelben Werk, das er anführt, den Triades etc., p. 215, erklärt der nämliche Golgan Oſſin, Fin und Goilte (Gaelt bei Macpherſon) mit beſtimmten Worten für Irländer. S. Oreilly a. a. O. S 279.

1) Ebend. S. 133.

wendig die unverwerflichſten Spuren der Aechtheit in ſich ſelbſt tragen, im Fall ſie wirklich ächt waren, und alle Zweifel niederſchlagen mußten. Von Macpherſon war ſchon lange kaum mehr die Rede. Aber es galt ja in ihren Augen Schottlands Ehre zu verfechten, Schottlands, das doch ſeine Fülle von poetiſcher Glorie hat, auch ohne dieſe Gedichte. Waren ſie ſelbſt mißtrauiſch geworden und wollten die vermeintliche Sache Schottlands nur nicht fahren laſſen? Warum ließen ſie nun nicht endlich die Originale der ehrwürdigen, mehr wie vierzehnhundertjährigen Lieder für ſich ſelbſt ſprechen?

Möge dem nun ſein, wie ihm wolle, gewiß iſt es, daß es nur der Anſicht dieſer Originale bedurfte, um in allen gründlichen Kennern der gäliſchen Sprache und des gäliſchen Alterthums die Ueberzeugung zu verſtärken, daß ſie eine moderne Fabrikation ſeien, und zwar eine Ueberſetzung der engliſchen Macpherſon-Oſſianiſchen Dichtungen, ſo treu als es eine unvollkommene Kenntniß eines vielfältig corrumpirten Dialektes zuließ [1]).

Nach dem Erſcheinen des Berichtes der hochländiſchen Unterſuchungscommiſſion hatten die meiſten, die nicht leidenſchaftliche Verblendung oder misverſtandener Patriotismus auf der andern Seite hielt, ihren Glauben

---

1) Drummond a. a. O. S. 25—160. Oreilly S. 172, 329, 330. Schon früher hatten *Shaw* (Inquiry, p. 102, 104), *Vallancey* (*Shaw* Inquiry, p. 34), *O'Conor* (Dissertations on the History of Ireland und Vorrede zu *O'Flaherty's* Ogygia vindicated), *O'Halloran* (in *Wilson's* Dublin Magazine und in ſeiner Introduction zu History of Ireland die einzelnen bisher producirten Stücke für Macpherſon's Fabrikation erklärt.

an die Authenticität des Werks aufgegeben. Als jedoch die „Originale" herausgegeben wurden, mußte das Publikum sich natürlich überzeugen, daß es sich übereilt hatte. Macfarlane's und Roß' Uebersetzung in England, Ahlwardt's Uebersetzung in Deutschland gaben nun Macpherson den Ruf eines zu freien, verfeinernden, verschönernden Uebersetzers, der sich manchen Zusatz, manche Auslassung erlaubt. Ossian selbst aber war nun wieder authentisch geworden, und wir finden, daß er sogar noch im Jahre 1825 als eine historische Autorität für die frühesten Sitten und Gebräuche angegeben wird [1]). Im Jahre 1829 nahm endlich die irische Akademie die Sache vor ihren Richterstuhl, indem sie einen Preis auf die Untersuchung der Authenticität Ossian's setzte. Dies rief zwei vortreffliche Aufsätze der irischen Gelehrten Oreilly und Drummond hervor, deren tiefe Kenntniß des keltischen Alterthums und der keltischen Sprache keinem Zweifel unterworfen sein konnte. Ihre scharfsinnigen und gelehrten Abhandlungen legen die Sache klar zu Tage und geben die überzeugendsten Beweise für die Behauptung, daß die sogenannten „gälischen Originale" des Macpherson'schen Ossian eine neue Composition und zwar eine Uebersetzung seines englischen Originals jener Dichtungen sind. Nur der Umstand, daß jene Aufsätze in den dicken Quartbänden der Akademie begraben liegen, die dem größern Publikum überall wenig zugänglich, nach Deutschland aber höchstens in einigen Exemplaren gedrungen sind,

1) Ben Armstrong in seinem gälischen Leriton; siehe *Moore's* History of Ireland. London 1835. Vol. I. Note zu S. 142.

erklärt es, daß man hier noch immer an die Authenticität jener „gälischen Originale" glaubt. Daß dies der Fall ist, bezeugt der Wiederabdruck der Ahlwardt'schen Uebersetzung derselben. Wir halten es daher nicht für überflüssig, der deutschen Lesewelt den Stand der Sache ebenfalls vorzulegen, und zwar indem wir uns hauptsächlich auf jene beiden eben erwähnten Aufsätze stützen.

III. Alterthum der Macpherſon-Oſſianiſchen Dichtungen.

Wir wiſſen nicht, ob es in Deutſchland noch irgend ein Individuum giebt, das behaupten möchte, die beſprochenen Gedichte ſeien wirklich ſo alt, als Macpherſon ſie ausgegeben, d. h. Erzeugniſſe des hiſtoriſchen Oſſin (Oſſian's), Sohn Finn's (Fingal's), eines Sängers des dritten Jahrhunderts. Zahlreiche Anachronismen bezeugen das Gegentheil, Anachronismen, wie ſie in der That ſich in allen Volksliedern finden, eben weil ſie Produkte verſchiedener Zeiten und Verfaſſer ſind, die aber nie eine hiſtoriſche Perſon, die gleichzeitige oder eben vorgefallene Ereigniſſe beſingt, begehen kann. Der Oſſian des dritten Jahrhunderts mußte wohl wiſſen, daß ſein Vater nicht Cuchullin's Zeitgenoſſe war, denn dieſer, den die iriſchen Annalen von Tigernach als einen ihrer ſtärkſten Helden ſchildern und von dem manches alte iriſche Lied ſingt, ward ſchon im zweiten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung getödtet [1]). Ebenſo hätte er auch nicht von den Einfällen

1) Oreilly a. a. O. S. 196.

der Lochlyner oder Dänen in Irland erzählen können, unter Umständen, die erst am Schlusse des achten Jahrhunderts stattfanden [1]). Er hätte auch wissen müssen, daß es weder in Irland noch in Schottland im dritten Jahrhundert „Schlösser" und „bemooste Thürme" gab. Denn nach dem Zeugnisse aller englischen Schriftsteller hatte man in Irland, mit Ausnahme einiger Kirchen, erst kurz vor der englischen Invasion im zwölften Jahrhundert angefangen, in Stein zu bauen, und der Einrichtung des Schlosses von Tuam, durch Roderich O'Conor, König von Connaught, im Jahre 1161, als des ersten steinernen Wohngebäudes, wird ausdrücklich von den irischen Annalisten gedacht [2]). Sollte das verwandte, und sonst in der Cultur so weit hinter Irland zurückstehende Schottland in der Architektur so weit vorgewesen sein? sollten die Iren, die die Stahlrüstungen der Dänen zu Ende des achten Jahrhunderts als etwas Neues und Außerordentliches beschreiben [3]), diese nicht an ihren schottischen Brüdern bereits fünfhundert Jahre gekannt haben? Und wenn Macpherson, der Historiker, selbst erzählt, daß die Verbindung zwischen Schottland und Irland vermittelst elender Böte oder Curraghs unterhalten wäre, die nur in den schönsten Sommertagen hätten gebraucht werden können [4]),

---

1) Oreilly a. a. O. S. 212. 213.

2) Ebend. S. 204.

3) Ebend. S. 208.

4) Introduction to the history and antiquities of Great Britain and Ireland.

hatte er ganz die „weißen Segelſchiffe und Maſtenhaine" des Dichters Macpherſon vergeſſen?

Kurz die Anachronismen der Macpherſon-Oſſianiſchen Dichtungen ſind ſo ſchreiend und in die Augen ſpringend, daß es kaum begreiflich ſcheint, daß ſie auch als geſchichtliche Autorität jemals haben vertheidigt werden können. Einen hauptſächlichen innern Grund ſelbſt gegen die Möglichkeit eines ſo hohen Alterthums führen wir in Hume's Worten an: „Es iſt in der That ſeltſam, ſchreibt er an Gibbon[1]), daß irgend ein verſtändiger Menſch es für möglich gehalten haben kann, daß über zwanzigtauſend Verſe, zuſammen mit einer Menge von hiſtoriſchen Thatſachen ſich durch funfzig Generationen vermittelſt mündlicher Ueberlieferung erhalten haben könnten; und das unter dem rohſten vielleicht aller europäiſchen Völker, dem bedürftigſten, dem unruhigſten und nomadenhafteſten. Wenn eine Hypotheſe ſo ganz der geſunden Vernunft widerſpricht, ſo können poſitive Beweiſe nicht berückſichtigt werden." —

Es gibt in der That kein Beiſpiel in der Geſchichte der Volkspoeſie, durch das eine ſolche Behauptung zu ſtützen wäre. Was wir von vorchriſtlichen Gedichten, oder Gedichten aus den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung beſitzen, iſt alles, wenn es vielleicht auch einige Jahrhunderte lang blos mündlich gelebt, zuletzt nur durch ſchriftliche Fixirung der Vergeſſenheit entriſſen worden. Einzelne ſlaviſche Hochzeitlieder, die nicht

1) *Gibbon's* Memoirs of his own life and writings.

viel jünger ſein mögen, beſtehen nur aus einigen wenigen Verſen, die bei beſtimmten Gelegenheiten regelmäßig wiederholt, ſich auf dieſe Weiſe leicht dem Gedächtniß einprägten und von Vater auf Sohn vererbten. Das einzige, was vielleicht zum richtigen Vergleichungspunkte dienen könnte, ſind die Lieder aus dem Nibelungenſagenkreiſe, welche noch heut zu Tage unter den Faröern leben [1]). Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die frühſten Anſiedler die Sage, auf die ſie gegründet, mit von Norwegen herübergebracht. Keiner aber wird behaupten wollen, daß es noch dieſelben Lieder ſeien, in welchen jene Begebenheiten zuerſt beſungen, oder nur genau die nämlichen, die ſie im neunten Jahrhundert mit herübergebracht, obwohl ſie ſich nur aus dieſen letztern, und dieſe letztern aus jenen, entwickelt haben können, von Geſchlecht zu Geſchlecht auslaſſend, hinzufügend, ändernd, wie Gedächtniß und Laune es eingaben. Ein Vergleich derſelben mit den handſchriftlich bewahrten Eddaliedern nämlichen Inhalts zeigt, wie verſchieden ſich die poetiſche Sage im Laufe der Zeit geſtaltet. Macpherſon aber behauptete die Identität der von ihm herausgegebenen Dichtungen mit denen des Oſſian, des Sgealaichie des dritten Jahrhunderts.

Ein dritter Hauptgrund gegen die Aechtheit derſelben liegt in ihrer Sprache, doch müſſen die Einwendungen der iriſchen Sprachgelehrten hier ſehr modificirt werden, denn ſie beweiſen nur, daß ſie nie die mindeſte Aufmerk-

1) Färöiske Qvæder om Sigurd Fofnersbane og hans Ætt. Samlede og oversatte af Chr. Lynngbe. 1822.

samkeit auf die Natur eines traditionellen Volksliedes gerichtet haben, welches sie genau so behandeln, wie ein Manuscript. Die tüchtigsten gälischen Gelehrten, sagt Drummond, würden unfähig sein, die Dichtungen des Enkel Gomhal's vollkommen zu verstehen, wenn wirklich solche existirten [1]), sowie die Fragmente der Brehongesetze den gelehrtesten irischen Antiquaren nur halb verständlich sind. O'Conor erzählt, daß sich in der Stowebibliothek die Handschrift eines rhythmischen Gedichtes befinde, welches dem Oliol-Olam, einem Dichter des dritten Jahrhunderts, zugeschrieben werde. Obgleich es keineswegs gewiß ist, ob es wirklich so alt, fand doch schon O'Conor's Großvater es nöthig, darauf zu schreiben: „ich verstehe das Gedicht nicht recht" [2]). Eben so wenig verstanden es O'Flaherty und Keating, obwohl ersterer es nicht einmal für so alt hält [3]). Auch Oreilly bemerkt, daß, wenn die wirklichen Dichtungen Ossian's vorhanden wären, sie den meisten Lesern des Gälischen fast ganz, dem gemeinen Volke aber ganz unverständlich sein würden [4]). Denn das Irische war im Laufe der Zeit, besonders aber seit der englischen Invasion, bedeutenden Veränderungen unterworfen gewesen [5]), und daß der in den

1) Färöiske Qvæder a. a. O. S. 98.

2) Ebend. S. 100.

3) Ogygia Vol. II. p. 228.

4) Chronological account of nearly four hundred Irish writers. p. XXIII. Die nämliche Bemerkung findet sich bestätigt in desselben gelehrtem Aufsatz über die Authenticität des Ossian a. a. O. S. 290, 329, 334 u. a. m. a. O.

5) Drummond a. a. O. S. 100.

Hochlanden geſprochene Dialekt der gäliſchen Sprache demſelben Looſe nicht entgangen iſt, — wenn auch nicht die Geſchichte aller Sprachen dafür zeugte, — geht aus einem alten Manuſcript hervor, das die Commiſſion der hochländiſchen Geſellſchaft bei ihrer Unterſuchung der Sache auffand [1]) und deſſen Sprache, nach Oreilly's Urtheil, nur eine ſchwache Aehnlichkeit mit dem heutigen, corrumpirten Dialekt des Erſiſchen hat [2]). Die Macpherſon'ſchen ſogenannten „gäliſchen Originale" aber ſind nach dem einſtimmigen Gutachten aller keltiſchen Sprachkenner, Vallancey's, O'Conor's, O'Flanagan's, Oreilly's und Drummond's, im jetzigen Dialekte der Hochlande, hier und da mit einigen veralteten, mehr noch mit fremdartigen Wörtern durchſpickt. Wie unfähig die von der hochländiſchen Geſellſchaft niedergeſetzte Commiſſion geweſen, die Sache ſprachlich zu unterſuchen und wie unbekannt mit den keltiſchen Alterthümern die hochländiſchen Gelehrten waren, denen dies vorzugsweiſe übergeben ward, geht aus einigen wahrhaft lächerlichen Beiſpielen hervor, die Oreilly anführt. So war der Geſellſchaft das Bruchſtück einer Handſchrift übergeben, das als Hauptbeweis dienen ſollte, daß die gäliſche Sprache ſchon in alter Zeit eine gelehrte Pflege erfahren. Denn die Vertheidiger der Authenticität des Oſſian behaupteten bald, daß die Dichtungen darum ſo treu, weil ſie mündlich unter einem abgeſchloſſenen, durch Kunſt unverdorbenen Volke auf-

1) Report of the Committee of the Highland Society etc. p. 305.

2) Oreilly a. a. O. S. 293.

bewahrt ſeien; bald, daß ſie blos darum ſo unverfälſcht, weil Macpherſon ſie aus uralten Handſchriften genommen habe. Als Titel jenes Manuſcripts nennt Dr. Mac-Arthur, der für einen Kenner des Gäliſchen galt, den Namen Emanuel. Nun erklärt aber Oreilly, daß es wohl hundert iriſche Manuſcripte gebe — und jenes Bruchſtück war allem Anſchein nach iriſch, — auf deren Rändern der Name Emanuel geſchrieben ſtehe; wie auf andern „Josa Christ“, und wieder auf andern „Mo shlánaighteoir“, „Jeſus Chriſtus“, und „Mein Erlöſer“. Die klöſterlichen Schreiber pflegten dieſe heiligen Namen bei der Arbeit auf den Rand zu ſetzen, theils ſich ſelbſt, theils ihre Leſer immer an die Nähe des Heilands zu erinnern. Nur eine gänzliche Unbekanntſchaft mit alten gäliſchen Manuſcripten konnte Mac-Arthur und die Verfaſſer des Berichts verführen, Emanuel für den Titel zu halten [1]). Noch ſchreiender ſind die Irrthümer und Verwechſelungen, die derſelbe gelehrte Sprachkenner dem Dr. Donald Smith nachweiſt, den die hochländiſche Geſellſchaft doch gleichſam ſtillſchweigend für ihren beſten gäliſchen Sprachforſcher erklärte, indem ſie ihn vorzugsweiſe mit der Unterſuchung ihrer Manuſcripte beauftragte [2]).

1) Oreilly a. a. O. S. 293. 294.

2) Dieſer Donald Smith iſt nicht mit John Smith zu verwechſeln, dem Verfaſſer einer Geſchichte der Druiden, der Sean Duana und mehrerer ſchönen, ganz im Macpherſon'ſchen Geiſte geſchriebenen Gedichte. Er hat ſich nie beſtimmt gegen die Behauptung, ſie ſelbſt gemacht zu haben, vertheidigt, obwohl er ſie anfänglich auch für alte Volkslieder erklärte und dadurch eine Hauptſtütze für die Vertheidiger der Aechtheit des Macpherſon'ſchen Oſſian ward.

Denn sie zeigen, daß er weder mit den gewöhnlichsten Contractionen der alten gälischen Manuscripte bekannt war, noch daß er veraltete Wörter richtig verstand. Da wir für deutsche Leser schreiben, übergehen wir das Weitere, und verweisen den, der sich darüber zu unterrichten wünscht, auf Dreilly's Aufsatz [1]). In solchen Händen war also auch die sprachliche Untersuchung der Macpherson-Ossianischen „Originale".

Dennoch gehen die irischen Gelehrten offenbar zu weit, wenn sie die Modernität der Sprache dieser Dichtungen als ein untrügliches Kriterion der Modernität derselben betrachten. Daß die Sprache sich seit dem dritten Jahrhundert gänzlich umgestaltet, kann keinem Zweifel unterworfen sein, trotz Macpherson's wahrhaft albernen Behauptungen des Gegentheils. Mit unwidersprechlicher Wahrheit singt Horaz:

> Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
> Prima cadunt; ita verborum interit aetas,
> Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.
> *Ars poetica* 60 – 62.

So wie die Wälder das Laub mit den eilenden Jahren verändern,
Voriges welkt; so vergehn absterbender Worte Geschlechter,
Und gleich Jünglingen blühn die neugebornen, voll Lebens.
Voß [2]).

---

1) Dreilly a. a. O. S. 260—271.

2) Villemarqué, der Herausgeber der merkwürdigen Barzas Breiz. Chants populaires de la Bretagne (Par. 1839), behauptet allerdings, daß die Sprache der heutigen bretagnischen Bauern noch ganz die Taliesin's oder des sechsten Jahrhunderts sei, und sucht dies durch ein Gedicht dieses Barden zu beweisen, dem

Aber mit den Worten der Sprache geſtaltet ſich auch das lebendigen Mundes bewahrte Lied um, und bleibt doch daſſelbe, wie ja auch die Sprache trotz allen Wortveränderungen dieſelbe bleibt. Von Generation zu Generation wird es mit den nämlichen Veränderungen, die der Sprachgebrauch unterdeß eingeführt, überliefert werden, nur daß die Umgeſtaltung langſamern Ganges geht, da das zu Ueberliefernde aus ſeinen feſtern Formen nur allmälig herauskann. An hiſtoriſchen Beiſpielen dieſes Proceſſes fehlt es kaum in einer Sprache. Die merkwürdigſten aber liefern die däniſchen und ſchwediſchen Balladen, die ſich offenbar in ihrer jetzigen Geſtalt mit der Sprache gebildet haben. Wenn dieſes bei denjenigen Liedern, die ſich in der alten nordiſchen Sprache nicht finden, geleugnet werden ſollte, wie ja überhaupt die Meinungen über das Alter der merkwürdigen ſchwediſchen und däniſchen Volkslieder getheilt ſind — ſo wird doch ſchwerlich ein Zweifel obwalten können, daß die Lieder von Torkar und von Thord von Havsburg (Thor von Asvard), die beide Nationen beſitzen, ſich aus dem alten Eddaliede von Thor und dem Hammer entwickelt haben [1]). Denn ſie beobachten den Gang von deſſen

eine moderne Verſion zur Seite ſteht, welche in der That nur höchſt unweſentlich abweicht. Allein es fragt ſich ſehr, ob die Handſchrift, von der Tarlefin's Gedicht zuerſt abgedruckt war, auch aus dem ſechsten Jahrhundert ſtammte und ob es nicht ſchon im Laufe der Zeit bedeutende Veränderungen und Modernirungen erlitten (

1) S. Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen u. ſ. w. Leipz. 1840. S. 164, 165, 217, 283 u. ſ. w.

Begebenheit genau und es ließe ſich Vers für Vers vergleichen. Hier haben wir alſo ein Beiſpiel, auf welche Weiſe ſich ein Volkslied durch eine Reihe von Jahrhunderten erhalten kann. Nicht in denſelben Worten, aber in denſelben Gedanken, Vorſtellungen und Begebenheiten. Daß in den Macpherſon-Oſſianiſchen Dichtungen der Geiſt »ſpiorad (spirit) genannt wird, die Halle halla, der Sturm »toirm, die Thräne deur (tear), die Thür dorsa (door), der Körper corp, der Weg roda (road), die Berge Muinaidh (mountains) u. ſ. w. iſt daher keineswegs ein unumſtößlicher Beweis, daß jene Dichtungen erſt, nachdem die Sprache durch den Einfluß des Sächſiſchen und Normanniſchen verunreinigt war, entſtanden. Denn der Sänger wird, ſobald er bemerkte, daß die urſprünglichen gäliſchen Wörter für dieſe Begriffe ſeinen Zuhörern nicht mehr vertraut oder endlich nicht mehr verſtändlich waren, dieſe unwillkürlich für die zur Zeit gebräuchlichen vertauſchen und ſo ein Geſchlecht neuer Wörter ſich nach und nach auch in alte Dichtungen einſchleichen. Er wird ferner auch, ſobald ihm für einzelne Stellen ſein Gedächtniß verläßt, dies mehr oder minder geſchickt durch Einſchiebungen zu verbergen wiſſen, und dieſe Interpolationen werden nicht verfehlen, das Gepräge der Zeit zu haben, in der ſie entſtanden. Traditionelle Volkslieder ſind in dieſem Sinne den Schiffen zu vergleichen, die immer und immer mit neuem Zimmerholze ausgebeſſert werden, bis kaum Ein Theil in ihnen genau derſelbe iſt, der er urſprünglich war. Freilich läßt ſich zuletzt noch immer die Frage aufſtellen, ob bei einer ſolchen Umformung dieſe Lieder wirklich noch als identiſch

zu betrachten seien? Und allerdings waren die irischen Gelehrten auch insofern berechtigt, sich hauptsächlich an die Sprache zu halten, als Macpherson mit einer wahrhaft verwundernswürdigen Keckheit sich wiederholt auf die innern Merkmale dieser Lieder durch ihre Sprache, berufen hatte. So sagt er in den Noten zu dem Gedichte Cath Loda: „die Interpolationen (der neuern Barden) sind so leicht von den ächten Ueberresten Ossian's zu unterscheiden, daß es mir sehr wenig Zeit genommen, sie herauszufinden und zu verwerfen." Und in einer frühern Note zu dem nämlichen Stück äußert er, von einem andern Gedicht sprechend: „es ist nicht von Ossian. Seine Phraseologie verräth es. Es ist gleich jenen flachen Dichtungen, welche die irischen Barden im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert unter dem Namen Ossian's zusammenschmiedeten." Für welchen gründlichen Sprachkenner müssen wir einen Mann halten, der sogleich aus der Sprache eines Volksliedes das Jahrhundert seiner Erzeugung heraushören kann! Wie es aber mit Macpherson's Sprachkenntniß stand, davon nachher.

Außer den vielfältigen Anachronismen und der durchaus modernen Sprache der Macpherson-Ossianischen Dichtungen gibt es noch einen andern Hauptbeweis, daß sie nicht aus dem dritten Jahrhundert sein können. Dies ist nämlich ihre gänzliche Verschiedenheit sowohl in Inhalt als Form von allen sonstigen Ueberresten gälischer Poesie, die man historisch als Produktionen der frühesten Jahrhunderte kennt. Die ältesten irischen Gedichte sind nichts mehr als rhythmische Chroniken, und wenn sie auch wunderbare Begebenheiten erzählen, und Beispiele

von Zaubereien und magiſcher Kunſt, ſo war es nur, weil die Berichterſtatter dies für hiſtoriſche Fakta hielten. Sie ſind, nach Drummond's Urtheil, gänzlich entblößt von Poeſie, und unterſcheiden ſich von Macpherſon's hochtönendem Schwulſt ungefähr wie ein nackter Wilder von einem gepuderten parfümirten Hofmann [1]). Ebenſo verſchieden ſind Macpherſon's Dichtungen in der Form von den zum Geſang beſtimmten Liedern. Zwar exiſtirt kein einziges, das die Kritik mit Wahrſcheinlichkeit dem dritten Jahrhundert zuſchreiben könnte; allein mehrere Hymnen aus dem fünften ſind vorhanden, zum Theil in gäliſcher, zum Theil in lateiniſcher Sprache geſchrieben, aber auch letztere in Versmaß und Form den alten gäliſchen nachgeahmt. Denn obwohl die Geſchichte der älteſten gäliſchen Poeſie von hundert verſchiedenen Versarten ſpricht, ſo findet man doch in allen dieſen älteſten Gedichten nur die eine. Sie beſteht aus einem langen Verſe von etwa funfzehn bis ſechszehn Silben, gleichviel ob lang oder kurz, aber mit einem gewiſſen rhythmiſchen Falle, mit einer Cäſur in der Mitte. Der erſte Abſchnitt des Verſes reimt mit dem letztern, ſo daß dieſer eigentlich für das Ohr in zwei zerfällt [2]). Adhelm, der erſte Angelſachſe, der lateiniſche Verſe ſchrieb, machte ein gereimtes Gedicht auf die Jungfrau und ſcheint dieſe Art des Reimes und vielleicht den Reim überhaupt von den Iren gelernt zu haben [3]). Ein

1) Drummond a. a. O. S. 116.

2) Ebend. S. 110—113.

3) Ebend. S. 110.

Beiſpiel dieſer ältern gäliſchen Reimart iſt folgender lateiniſcher Vers:

Christus in nostra insula — quae vocatur Hibernia
Ostensus est hominibus — maximis mirabilibus etc. [1]).

Das viel künſtlichere Versmaß, welches ſich in den iriſchen, dem Oſſian zugeſchriebenen Liedern, ſowie überhaupt in den Erzeugniſſen des Mittelalters findet und das die ſogenannten Macpherſon'ſchen Originale nachzuahmen ſuchen, — ſpäter werden wir ſehen, wie — kommt in den hiſtoriſch älteſten Dokumenten gäliſcher Poeſie gar nicht vor. Auch dem Inhalt nach unterſcheiden ſie ſich durchaus von jenen Zauber- und Heldenmärchen, denn ſie ſind, wie erwähnt, entweder chronikaliſch trockene und doch fabelhafte Berichte, oder Hymnen, zum Geſang zur Harfe beſtimmt, die in den allerfrüheſten Zeiten in Irland cultivirt ward [2]).

1) Aus einer Ode auf die heilige Brigitte nach Einigen von St. Columkill, nach Andern von St. Ultan von Ardbraccan. S. *Moore's* History of Ireland. Vol. I. p. 312. Gewiß iſt es indeſſen, daß, da die Poeſie in den früheſten Zeiten als Kunſt betrieben und in Schulen gelernt ward, es noch andere Metren gegeben haben muß, wenn es auch mit den hundert Arten, die der alte Dichter Forthern in ſeinen „Vorſchriften für Dichter" hergezählt haben ſoll, nicht ſeine Richtigkeit gehabt hätte.

2) Siehe darüber *Walker's* Memoirs of the Irish Bards, beſonders den Appendix.

IV. Ob sie Produkte des Mittelalters sind.

Wenn aber auch, hören wir unsere Leser fragen, bewiesen werden kann, daß die Gedichte, welche Macpherson publicirt, nicht wirklich von Ossian, dem Barden des dritten Jahrhunderts, oder in den ersten Jahrhunderten nach demselben gedichtet sind, wie folgt daraus, daß sie von Macpherson selbst zusammengesezt seien? können sie nicht mit den verwandten Dichtungen gleichzeitig entstanden sein, von denen die Irländer noch immer eine so große Anzahl, sowohl in alten Manuscripten als traditionell unter dem Volke erhalten, besitzen sollen und von denen eine Menge Young, Hill und Andere auch unter den schottischen Hochländern verbreitet fanden?

Gewiß liegt der Gedanke, daß sie zu diesen Gedichten gehörten, am nächsten, und es ist auch nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß sich Macpherson's englischer Ossian auf diese Grundlage stützte. Aber wie er verfuhr, um sie gleich von vorn herein durch offenbare Verstellung des Geschichtlichen und betrügerische Ver-

drehung des Beſtehenden hiſtoriſch zu untergraben, mag der Leſer aus Folgendem erſehen.

Seit vielen Jahrhunderten waren in Irland zahlreiche Sagen in Erzählungen und Liedern von Finn, Mac Cubhail (ſpr. Cumhal), dem Führer der iriſchen Miliz, und ſeinem Heldengeſchlecht in Umlauf geweſen: zaubervolle, mährchenhafte Erzeugniſſe einer rohen Phantaſie, voll gigantiſcher Heldenthaten, wunderbarer Verwandlungen und kriegeriſcher Begebenheiten, die von verſchiedenen Dichtern beſungen, aber zumeiſt entweder in Fergus' erzählenden Liedern oder in Oiſin's (Oſſian's) Klage wiedertönen. Neben dieſem ausgedehnten Sagenkreiſe beſtand ein anderer Cyklus oder vermiſchte ſich auch zum Theil mit demſelben. Dieſer bezog ſich auf die noch frühern Heldenthaten eines Kriegerordens in Ulſter, deren Mitglieder Croabh Ruad, die Ritter vom rothen Zweige, genannt wurden. Unter dieſen glänzte beſonders Connal Cearnach, ihr Großmeiſter, und Cuchullin oder Cuthullin, die auch in Macpherſon's Oſſian vorkommen. Aus beiden Sagenkreiſen iſt eine bedeutende Anzahl von Liedern vorhanden, die zum Theil in handſchriftlichen Sammlungen auf den Bibliotheken der Univerſität und der Akademie in Dublin aufbewahrt werden, zum Theil noch immer unter dem iriſchen Volke in Umlauf ſind [1]). Und nicht allein in Liedern und Sagen leben die Namen dieſer Helden des erſten und dritten Jahrhunderts. Sie ſind an Berge, Höhlen, Seen und andere Localitäten geknüpft. Gewiſſe rohe Steinmonumente, die man noch

1) Drummond a. a. O. S. 134.

in verſchiedenen Diſtrikten Irlands findet, Kiſt-vaen und Trilithon genannt, werden noch der baumeiſterlichen Kunſt ihrer Rieſenhände vom Volke zugeſchrieben. „Wo iſt der Fleck in Irland, fragt Drummond, von Finn Mac Cumhal's quoit am Hügel von Howth bis zu Cuchullin's Sprung an der Mündung des Shannon und von da nach Luirgeadan und dem ſchönen Thale von Glenariff in der Grafſchaft Antrim, dem ſolche Benennungen nicht vertraut ſind?[1])" — In der Grafſchaft Meath wird ein großer Felſen gezeigt, unter deſſen Schutze Finn und ſein großer Wolfshund Bran einſt ausruhten nach ermüdender Jagd[2]); und oben auf dem Hügel Shantamon in der Grafſchaft Cawan kann man noch in der Geſtalt von fünf ungeheuren Steinen die Finger Finn's ſehen, jeder ungefähr fünf Fuß hoch und achtzig Centner an Gewicht[3]). Um einen in die Wolken ragenden Berg in Donegal, Alt Oſſoin, liegen die Landſchaften, die Macpherſon ſo ſchön beſchreibt, und nördlich vom Lough Derg die Berge, Höhlen und Seen Finn's[4]). Der Ort auf Almhuin (ſprich Alwin) in Leinſter, wo deſſen Haus ſtand, die Ufer des Boyne, wo er fiel, der Gipfel des Slieve Gullen, wo er begraben ſein ſoll[5]), — Alles ſpricht noch in lebendiger Erinnerung von dem Helden.

---

1) Drummond a. a. O. S. 115.

2) Transactions etc. Vol. XV. Antiq. p. 167.

3) Gesnd. Vol. XIII. Antiq. p. 127.

4) *Walker's* Memoirs of the Irish Bards p. 40.

5) Drummond a. a. O. S. 135.

Aber nicht allein Irland gehören ſeine Thaten und deren Erinnerungen, auch mit Schottlands und der benachbarten weſtlichen Inſeln Boden ſind ſie eng verwachſen und eine Menge der Lieder, die ſie feiern, ſind dem Hochländer und Hebridenbewohner, wie dem Iren vertraut. „Ueber alle Hochlande — ſagt Sinclair in der Diſſertation über den Oſſian, welche die Herausgabe der ſogenannten Originale derſelben begleitet — ſind die Namen Oſſian, Fingal, Gombal, Trenmor, Cuchullin und die der andern Helden verbreitet und in großer Verehrung gehalten. Klüfte oder Thäler, Berge, Felſen, Flüſſe werden nach ihnen genannt. Es gibt hundert Orte in den Hochlanden und Inſeln, die ihre Namen von den Feinne (gäliſche Benennung der Helden Finn's) und von mit ihrer Geſchichte verknüpften Umſtänden ableiten." — Alle Hochländer beſtätigen dies. Doch muß man auch bei dieſen Localitäten wohl unterſcheiden, welche Bezeichnungen vor Macpherſon üblich geweſen und welche es erſt nachher geworden. So iſt z. B. eine der berühmteſten ſcheinbar nach Finn getauften Stellen, die ſogenannte Fingalshöhle auf der Inſel Staffa. Nach den gäliſchen Etymologen heißt dieſe Höhle nämlich von dem muſikaliſchen Echo darin, Uagh-na-bhine, d. h. die Höhle der Muſik; erſt in neuerer Zeit ward, Macpherſon's Fiktionen zu begünſtigen, das bh (das wie ein m ausgeſprochen wird) in ein f verwandelt, und die Grotte hieß nun bei den Touriſten und Führern Uagh-na-Fin, die Höhle Fingal's [1]).

1) Drummond a. a. O. S. 135.

Daß die Sagen von Finn und den Finnianern seit Jahrhunderten unter den Hochländern, besonders in Argyleshire in Umlauf und sogar den schottischen Niederländern bekannt waren, dafür sprechen mehrere Zeugnisse der Geschichte. Schon oben bemerkten wir, daß Barbour im Jahre 1375 seiner erwähnt. Auch in nicht viel spätern, meistentheils komischen Versen der Schotten kommen Fin Mac Cumhal und Goll Mac Morn beiläufig vor und wird darin von ihnen etwa wie bei uns im vorigen Jahrhundert vom hörnernen Siegfried und alten Hildebrand mit einer Art possenhafter Uebertreibung gesprochen [1]). Im Jahre 1567 eiferte Bischof Carlswell gegen die „eiteln, verführerischen, lügenhaften, weltlichen Geschichten, die Tuatha de Dannan betreffend, nebst Krieger und Helden, und Fion, den Sohn Cumhal's u. s. w. [2])." Alles dies beweist allerdings, daß der Sagenkreis Finn's den Hochländern schon vor Jahrhunderten vertraut war, keineswegs aber, daß jene Helden geborne Schotten waren, noch daß die Lieder von ihnen auf schottischem Boden entstanden. Diese Behauptung war es, die Macpherson und seine Freunde besonders bemüht waren, durchzusetzen, und die Frechheit und Lügenhaftigkeit, mit der Ersterer, der ohne allen Zweifel über den wahren Stand der Sachen wohl unterrichtet war, die Geschichte verstellte, sich falsche

1) Z. B. wenn in einem Interludium vom Jahre 1525 ein Zwerg sich prahlerisch für den Enkel des Riesen Fin Mac Gowl's ausgibt. S. Drummond a. a. O. S. 130, und Edinb. Rev. VI. p. 431.

2) Edinb. Rev. VI. p. 431.

Citate erlaubte und mit ſophiſtiſcher Schlauheit einfachen Stellen doppelte Deutungen unterſchob — iſt es, die ihm bei der ganzen Sache am meiſten zum Vorwurf gereicht.

Während nämlich die Geſchichte Schottlands gänzlich von Finn und ſeinen Helden ſchweigt, weiſen die Annalen von Irland ihnen ihren beſtimmten Platz an, ganz unabhängig von der poetiſchen Mährchenwelt, die ihre Perſonen und Thaten zum Rieſenhaften geſteigert. Nie gab es einen König Fingal, nie ein Königreich Morven im Weſten von Schottland; nie einen Ort dort, Namens Selma [1]). Buchanan, der begierig alle poetiſchen Sagen der Vorzeit geſammelt und ſie zum Grundwerk der Geſchichte macht, enthält dennoch nicht ein Wort von Fingal und Oſſian, von Morven und Selma. Nie ward es vor Macpherſon beſtritten, daß die erſtern Iren waren. Walter Scott's Bemerkung, daß ſie manchmal in den Liedern für Eingeborne von Schottland ausgegeben würden, beruht auf dem Irrthume, daß unter Albin, wonach Fin und Oskar häufig genannt werden, Schottland gemeint ſei [2]). Aber Alba (im Genitiv Alban, im Dativ Albain), nicht Albin, war der gäliſche Name für Schottland [3]). Almhuin, auch manchmal geſchrieben Aibhuin und in beiden Fällen Alwin ausgeſprochen, war das Erbgut Finn's in Leinſter, das heutige Allen in der irländiſchen Graf-

1) *Shaw's* Inquiry into the authenticity of Ossian p. 63, und Drummond a. a. O. S. 143 ff.

2) Edinb. Rev. Vol. VI. p. 430.

3) O'reilly a. a. O. S. 186.

schaft Kildare, wovon noch heute der berüchtigte Bog of Allen, der Moor von Allen. Diese Verwechselung der Namen Alba und Albin oder Alwin scheint häufig stattgefunden zu haben und machte wahrscheinlich die meisten hochländischen Sänger irre. Young, der die in den Hochlanden befindlichen Finnianischen Lieder gesammelt, klagt, „daß die hochländischen Seculaiches sehr geschäftig gewesen seien, die Gedichte zu verderben, zum Theil wohl unabsichtlich, weil es ihnen an schriftlichen Urliedern gefehlt, zum Theil aus dem eiteln Verlangen, Fin Mac Cumhal und seine Helden Schottland anzueignen [1])." Absichtlich wurden diese Verdrehungen indessen wohl erst nach Macpherson, wo man, wie wiederholt bemerkt, die Sache zur Nationalehrensache machte [2]). Im Allgemeinen wurde Finn und die Seinen in den Hochlanden immer für Irländer erklärt. „Wenn ein Hochländer, sagt Shaw, gefragt wird: wer war Finn? so antwortet er: ein Irländer, wenn überhaupt ein Mensch", denn sie halten ihn

---

1) Ancient Gaelic poems collected in the Highlands etc. by *A. Young* in 1784. S. Transactions of the Irish Academy. Vol. I. Antiquities. p. 43.

2) Nach Macpherson schien allerdings den Hochländern jede Verdrehung zu ihren Gunsten erlaubt; z. B. in einem Gedichte von dem Sohne Cu's und Gaul's, das Young bei den Hochländern fand, kommt Fon dem Fremden, Cu, seinen Barden entgegen, der ihn fragt: „was führt dich nach Irland?" — In der Sammlung aber, die Gillie, der Buchhändler von Perth, während Macpherson's Streit veranstaltete, lautet diese Frage: „was führt dich in dieses Land?" S. Irish Trans. Vol. I. Antiq. p. 64. Dies ist eins aus hundert Beispielen.

bisweilen für einen Riesen und erzählen, er habe in Irland gelebt und sei nur bisweilen nach den Hochlanden gekommen, um dort zu jagen. Dies ist die allgemeine Stimme unter den Hochländern, mit Ausnahme solcher, die Geschicklichkeit genug besitzen, um Macpherson's Werk zu lesen, und durch Nationalität verführt werden einen eiteln Streit zu unterhalten [1])." Auch an historischen Beweisen, daß die Hochländer von jeher Finn als einen irischen Helden betrachtet, fehlt es nicht. In einer Geschichte der Familie Buchanan vom Jahre 1723 ist von einem irischen Heere die Rede; „dieses Heer, fügt der Verfasser hinzu, ward die Feans (Finns) genannt, denn dies ist der alte irische Name für Riesen, und ihr General ward König der Feans genannt, und die Iren gebrauchen in ihrer Sprache noch immer kein anderes Wort für General. Ungefähr um die Mitte des fünften (des dritten) Jahrhunderts erzählen die Iren und einige unserer schottischen Schriftsteller, daß Finn Macoel General dieser Truppen gewesen sei, dessen ungeheure Gestalt und Thaten gegen die Dänen und Andere über die Maßen in verschiedenen rohen Liedern in ihrer eignen Sprache erhoben werden, die noch jetzt unter den Irländern und einigen unserer schottischen Hochländer erhalten sind [2])."

1) Inquiry p. 65.

2) Historical and genealogical essay upon the family and surname of Buchanan, by *W. Buchanan* (neu herausgegeben im Jahre 1775) S. 16. Daß die Verfechter von Ossian's Aechtheit, besonders Sinclair, der historische Zeugnisse sammelte, dies Werk nicht gekannt, läßt sich auf keine Weise voraussetzen. Aber er unterdrückte es wohlweislich.

Nach den iriſchen Annalen war Finn, der Sohn Cubhals, der Führer der iriſchen Milizen unter den Königen Cormac und Cairbar im dritten Jahrhundert. Milizen wurden im Gäliſchen Fianna oder Fionna genannt (Genitiv Feinne). Jede Provinz hatte eine ſolche Miliz; aber die, welche Finn führte, hieß vorzugsweiſe Fionna Eirionn, das Heer Erin's (Irlands) oder Fionna Fhinn, das Heer Finn's [1]). Sein Sohn Oſſin war ebenfalls der Führer einer Abtheilung des Heeres und zugleich ein berühmter Sänger, während Fergus ebenfalls ein Sohn Finn's deſſen eigentlicher Filea oder Dichter war. Finn war mit Grania, — Macpherſon's Roscrana — der Tochter König Cormac's, Schweſter Cairbar's, verheirathet, und als dieſe ihm ungetreu ward und ihn verließ, mit Albha, ihrer Schweſter. Innere Spaltungen und Anfälle von Außen gaben zu tauſend Heldenthaten Finn's und ſeiner Krieger, theils ſeine Söhne und Enkel, theils Milizenführer unter und neben ihm, Anlaß. Aber Finn war nicht blos ſeiner Tapferkeit wegen berühmt, auch um ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe, ſowie um ſeiner Prophezeiungen und um ſeiner Rechtskunde willen [2]). Unter demſelben Cormac, deſſen Eidam Finn war, ward auch Argyleſhire zuerſt durch die Iren, — damals Scoten genannt — coloniſirt, und es läßt ſich alſo vollkommen erklären, wie ſelbſt gleichzeitige Sagen von Finn's Heldenthaten ſchon

1) Creillo a. a. O. S. 230.

2) Die Ogygia Vol. II. p. 242. Dubl. 1793 erzählt ſogar, daß ſeine Diſſertationen über letztere noch vorhanden ſeien! — S. Drummond's Aufſatz über Oſſian a. a. O. S. 138.

nach Schottland ſich verpflanzen konnten, um ſo mehr, da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er ſelbſt ebenfalls einen Zug nach dem weſtlichen Schottland oder den Inſeln machte. Er fiel in einer Schlacht bei Rathbrea an den Ufern des Boyne, bei Duleek, nach Einigen im Jahre 282, nach Andern 294. Die Annalen von Inisfallen dagegen, eines der älteſten iriſchen Geſchichtsbücher, erzählen, daß er, als er mit dem Vorſatz, ein friedlich ruhiges Leben zu führen, ſich zurückgezogen, von einem Fiſcher meuchlings erſchlagen worden ſei [1]). Wie Arthur und ſeine Tafelrunde für die Briten und ſpäter für alle weſtlichen Völker, Dietrich und ſeine Recken für die Deutſchen, Carl und ſeine Pairs für Franken und Spanier, Wladimir und ſeine Bojaren, Laſar und ſeine Woiwoden für Ruſſen und Serben, Dſchangar und ſeine zwölf Kriegsführer für die Kalmücken — ſo blieben Finn und die Finnier der Mittelpunkt des großen gäliſchen Sagenkreiſes, der in allen ſeinen Eigenthümlichkeiten in die örtlichen Züge des Landes einwurzelte [2]). Daß Lieder gleichzeitig

1) Zeugniſſe für die obigen hiſtoriſchen Notizen in Ortelii's und Drummond's oft angeführten Aufſätzen, und in *Walker's* Memoirs of the Irish Bards. p. 37. 38.

2) Die folgende Stelle aus dem Buche Howth, einem der älteſten iriſchen Geſchichtswerke, berichtet dieſergeſtalt über die Finnier: „In Irland gab es Soldaten, Fyn Erin genannt, die verpflichtet waren, die Seeküſten zu hüten, weil man fremde Einfälle und den Eintritt fremder Fürſten ins Land fürchtete. Die Namen dieſer Soldaten waren Fin M'Cuil, Goiſten, Keilte, Oscar Mac Oſſyn, Dermet, O'Dyny, Gollamagh Meyne, und mehrere andere. Dieſe Soldaten wurden übermüthig, wie ſogleich erzählt werden wird, und

auf ihn gemacht, leidet keinen Zweifel, und dreizehn Jahrhunderte lang blieb er der Lieblingsheld gälischer Volks-

---

so mächtig, daß sie gegen die Befehle und Einrichtungen der Könige von Irland, ihrer Häupter und Regenten, zu handeln begannen, so kräftig und stark wurden und endlich mehr Dinge ohne Erlaubniß zu thun pflegten, als die Könige des Landes selbst. Ein Theil ihres üblen Betragens bestand darin, daß sie allen Gemeinen von Irland auferlegten, nicht ohne ihre besondere Erlaubniß zu jagen; und wenn sie es thäten, sollten sie nach folgendem Werthe dafür bezahlen: für das Tödten eines Hasen XX d, für das eines Wasserhundes zweimal so viel, und so nach dem Maße fort, je nachdem das Wildpret wäre, als Fuchs, Wolf, Reh und alle andere Zeitvertreibe. Solche Unruhe machten sie, daß die Könige sich versammelten und sie aus dem Königreich zu verbannen beschlossen, und so sandte man ihnen Botschaft; die aber antworteten, sie wollten nicht, es sei denn, man vertriebe sie durch Schlacht. Und so schickten diese Soldaten nach Dänemark nach ihres Königs Sohne, mit einem Tausend so wackerer Soldaten, wie nur immer je vor dieser Zeit das Meer nach Irland zu durchkreuzt hatten. Und so ward der Tag der Schlacht angesetzt. Zu welcher Zeit all die Könige von Irland sich zum Schlachttag bereiteten, an Zahl an M und fünf. Die Zahl der Soldaten und Fremden war XXVIII M und VII Dänen von Norwegen. Der Ort der Schlacht war zu Burne-vegein in Maugarben, in Meath festgesetzt. Doch diese Fremden hielten sich selbst für stark und geschickt zur Schlacht, daß sie zu fechten eilten und zu Ardrath gegen die Könige kamen, die auch eilten und nach Gaveston kamen; und sie, indem sie ihre Feinde so nahe gewahrten, fochten dort mit ihnen, und nachher küßten sie den Grund und stießen einen großen Schrei aus, wie es ihr Gebrauch war, nach welchem Schrei Balligana der Namen gegeben ward. Die Schlachtordnung war diese: jene Soldaten stellten sich im Südwesten des Hügels Ardrath auf u. s. w. Der Ausgang war, daß alle die Fremden erschlagen wurden, außer einem, Namens Ossein, der zu St. Patrick's Zeit noch am Leben war und dem heiligen Mann von allen ihren Thaten erzählte" — Irish Transact. Vol. I.

ſänger. Zahlloſe der Art ſind unter dem Volke ſelbſt erhalten worden. Ein iriſcher Literat, Namens Hardiman, ſelbſt als Schriftſteller rühmlichſt bekannt, wird als Beſitzer einer reichen handſchriftlichen Sammlung von Liedern genannt, aus dem Munde eines Bauern in Connaught aufgenommen [1]). Andere finden ſich in Manuſcripten auf den Bibliotheken Dublins. Während die in Schottland umlaufenden Lieder von den Finniern alle unter dem Namen Oſſian's gehen, werden ſie von den Iren verſchiedenen alten Sängern, meiſt aber doch dieſem letztern zugeſchrieben. Wenige davon ſind noch dem Publikum durch Ueberſetzungen mitgetheilt, einige in Miß Brooke's freien paraphraſtiſchen [2]), andere in den treuen und wörtlichen O'Flannagan's [3]).

Weder unter den Liedern, die der Ueberlieferung ihre Erhaltung verdanken, noch unter den handſchriftlichen

---

Antiq. 119. Hieraus geht hervor, daß es in Irland eine Sage gab, die die Finnier zu Normannen machte, womit wahrſcheinlich auch ihr Name (Finn, Rieſe) zuſammenhing.

1) Drummond S. 117. Wir können nicht ſagen, ob das unlängſt erſchienene Werk Irish Minstrelsy von Hardiman dieſe Gedichte enthält. Walker erzählt, daß eine junge Dame, auf deren Wahrhaftigkeit er ſich ganz verlaſſen könne, ihm von einem Arbeitsmanne ihres Vaters geſagt, den ſie in ihrer Kindheit oft hatte mitten auf dem Felde den übrigen Bauern aus zwei handſchriftlichen Bänden vorleſen hören. Als Macpherſon's Oſſian erſchien, glaubte ſie anfänglich alle ihre Helden darin wiederzuerkennen, wunderte ſich aber, wie ſie ſo zierlich geworden. Was aus dem Manuſcript geworden, wußte ſie nicht. Mem. of the Bards. p. 41.

2) Reliques of Irish poetry. 1789.

3) Transactions of the Gaelic Society of Dublin. 1808.

Dokumenten jener Heldenzeit ist eines, das mit einigem Recht für ein Erzeugniß des wirklichen Ossian gelten könnte. Mehrere dieser Lieder stellen den greisen Sänger, der sein Geschlecht überlebt und beweint, im Gespräch mit dem heiligen Patrick vor. St. Patrick, der Bekehrer Irlands zum Christenthum — der Sohn Alpin's, sowie der Culden Macpherson's — der mit eigner Hand dreihundert Bardenbücher verbrannte, lebte um das Jahr 430[1]. Bisweilen erscheint er als der theilnehmende Freund Ossin's, bisweilen in Streit mit ihm, ein paar Mal sogar über die christliche Religion, die Ossian verschmäht, während er nur seine Helden und deren Kraft heidnisch vergöttert. Auch außerdem beziehen sie sich wiederholt auf christliche Gebräuche, und so ist gewiß, daß der ganze Cyclus, wie er jetzt existirt, nicht der Sprache nach, nach der er viel neuer ist, nicht *älter* sein kann als die Einführung des Christenthums. Wiederum muß die Erfindung der Finnianischen Lieder *vor* die englische Invasion fallen, da sie nicht die entfernteste Anspielung auf die verhaßten *Saffenach* enthalten, wozu doch bei der Beschreibung der extravaganten Heldenthaten so viel Veranlassung war, und von deren Verwünschung so viele irische Volkslieder des dreizehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage wiedertönen[2]. Der Zeitraum zwischen dem fünften und zwölften Jahrhundert muß demnach als die Periode betrachtet werden, in der diese merkwürdigen

---

1) *Pinkerton.* Essay on the origin of Scotch Poetry. p. XII

2) Drummond a. a. O. S. 119. 125. 126.

Volkslieder entſtanden. Walker hielt die meiſten für Erzeugniſſe des eilften und zwölften Jahrhunderts, da ſie Wörter enthalten, die früher im Iriſchen unbekannt geweſen ſeien [1]). Hier kann natürlich nur von denen die Rede ſein, die durch Handſchriften aufbewahrt werden, weil nur auf dieſe Weiſe die Sprache eines Liedes ſich unverändert erhält. Die Handſchriften ſelbſt ſind nach O'Conor's und Oreilly's Urtheil nicht älter als das vierzehnte und funfzehnte, höchſtens das dreizehnte Jahrhundert; die meiſten neuer [2]). An Gelegenheit zu Vergleichungen fehlt es nicht, da die iriſchen Bibliotheken viele ungleich ältere Handſchriften aufbewahren, worunter einige von ſo hohem Alterthume, daß ſie nur durch ſpäter hinzugefügte Gloſſarien zu verſtehen ſind, wieder andere noch ganz unentziffert da liegen [3]).

Die Finnianiſchen Gedichte ſind voller Zaubereien und Verwandlungen. Walker hält dies für die Folge orientaliſchen Einfluſſes, beſonders der durch die frühe Verbindung zwiſchen Galway und Spanien herbeigeführ-

1) *Walker's* Memoirs of the Irish Bards. p. 109. 110.

2) Oreilly a. a. O. S. 334. 335. Oreilly wirft ſogar den Gedanken hin, daß die Lieder ſelbſt vielleicht nicht älter ſeien als das vierzehnte Jahrhundert. S. 334. Auch Shaw nennt ſie geradezu Produktionen des funfzehnten Jahrhunderts. — Dagegen ſpricht aber entſchieden der oben angeführte Grund, daß nichts von dem Haſſe gegen die Engländer verlautet, der nachher durch alle irländiſchen Volkslieder durchbrach und, nach Drummond's Ausdruck, „der Kehrreim ſo manches Zorn- und Wehklagens ward". S. 119.

3) *Walker's* Memoirs of the Bards. p. 40 und die dort angeführten Autoritäten.

ten Einwirkung der Mauren. Er hebt eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen einem iriſchen Zaubermärchen, Conloch, und der bekannten Geſchichte von Ruſtan heraus, wie ſie Firduſi erzählt; in einem andern Gedichte, Moira Borb, will er Taſſo's Armide erkennen, und ein drittes, die Jagd benannt, eines der berühmteſten der Oſſianiſchen Gedichte, glaubt er genau auf demſelben Grunde erbaut, wie die Geſchichte vom Ringe in Triſſino's Italia liberata. „In beiden, ſagt er, gewahren wir das magiſche Colorit, womit die Sarazenen des Mittelalters, damals Adepten in der Chemie, alle ihre Fabeln färbten."

Allein der lebhafte Glaube an Zauberkünſte war bei den Iren viel älter. Er findet ſich, wie ſchon oben bemerkt, in ihrer früheſten Geſchichte. Die Tuatha-de-Danano, die Vorgänger der Mileſiſchen Eroberer von Irland und Beſieger der Firbolgs oder Belgier, waren furchtbare Zauberer. Sie brachten vier Talismane mit, an die der Sieg geknüpft war, ein meſſingenes Kohlenbecken, einen Speer, ein Schwert und den berüchtigten Liagh fail oder Schickſalsſtein. In der Urgeſchichte Irlands finden wir auch mit einiger Veränderung die Geſchichte des Königs Midas wieder; das verrätheriſche Wort tönt hier nicht aus dem Rohr, ſondern aus einer Harfe, die aus dem vertrauten Weidenbaume verfertigt worden [1]). Oreilly berichtet in ſeinem Chronological account of Irish Writers von einem Barden des ſechſten Jahrhunderts, Beg Mac De, der ein Gedicht gegen Zau-

1) Drummont a. a. O. S. 118

berei geſchrieben. Iſt alſo der Glaube daran vom Orient eingeführt, ſo muß es doch viel früher geſchehen ſein, als der Einfluß der Mauren begann. Uebrigens findet ſich keine Nation, wo er nicht mehr oder minder herrſche, und er bedarf keiner andern Erklärung als aus der menſchlichen Natur.

Auch in den Liedern aus dem Sagenkreiſe Finn's waltet das Zauber- und Märchenhafte ſtark vor. Der ganze Inhalt eines der Hauptgedichte: **Laoi na Seilge**, d. h. das Lied von der Jagd, beruht darauf. Hier ſehen wir Finn ſeine Helden zum Gaſtmahl nach ſeinem Hauſe in Alwin einladen. Während ſie ſchmauſen, ſchleicht er ſich ſelbſt von der feſtlichen Tafel und ſchweift im Felde umher, von ſeinen beiden Hunden Bran und Sgeolan begleitet. Ein Reh verlockt ſie weiter und weiter nach dem Hügel der Zauberin Guilin und an die Ufer eines Sees. Hier findet er ein ſchönes Fräulein weinend um einen Ring, den ſie hat ins Waſſer fallen laſſen. Es iſt die Zauberin. Der Held, voll ritterlicher Galanterie, wirft ſeine ſchwerſten Kleidungsſtücke ab, ſpringt ins Waſſer und holt mit großer Anſtrengung den Ring wieder. Zum Dank ſieht er ſich von dieſer Circe plötzlich in einen ganz entkräfteten alten Mann verwandelt. Zum Glück kommen ſeine Gäſte, die ihn unterdeſſen vermißt, herbei, ihn zu ſuchen. Sie legen ihn auf ihre Schilde, tragen ihn in die Höhle der Zauberin und nöthigen ſie durch Bitten und Drohungen, dem Helden ſeine vorige Geſtalt wiederzugeben.

Wir haben uns dieſen Auszug erlaubt, um dem Leſer einen Begriff davon zu geben, wie verſchieden die

irischen Volkslieder, die dem Ossian zugeschrieben werden, von den Macpherson'schen sind. Freilich kommen in ersteren auch Verse vor, die etwas von dem elegischen, wehmüthigen Charakter der letztern haben, da auch in ihnen der alte, blinde Ossian als Klagender, sein Geschlecht Ueberlebender erscheint. Auch haben Schlacht- und Kampfesscenen einen gewissen Schwung, der sie von selbst jenen durchaus edeln, reinen Dichtungen näher bringt. Aber im Ganzen wird man sie als ächte Volkslieder gänzlich fern von der Erhabenheit und Würde des Pseudo-Ossian finden. Die Sprache ist höchst einfach. Gleichnisse und Bilder kommen nicht häufig vor. Wo sie stehen, sind sie meist treffend, aber keineswegs immer edel. Gol Mac Morne fliegt dahin, nicht wie Macpherson's Gaul thun würde, wie ein Adler sich aus dem Geklüft schwingt auf den Fittichen des sausenden Windes, nein, mit der Eile eines Jagdhundes. Er fällt auf seinen Feind wie — ein Wiesel auf ein Kaninchen. Der auffallendste und charakteristischeste Zug der Diktion dieser Lieder ist eine Aufhäufung von Beiwörtern, die meist gut und sinnig gewählt, aber offenbar zu überladen sind. Sowol die poetischen als prosaischen Volkserzeugnisse der Gälen strotzen davon. In einem alten Volksmärchen wird ein Paar edler Rosse folgender Gestalt beschrieben: „Eins dieser Rosse war grau, rasch, schnellspringend, verständig, zerstörend, mit vier starken Schuhen, mit Hufen zugleich, feuerauschlagend durch das Gebiß des Zügels. Das zweite der Rosse war schlankbeinig, leichtfüßig, dichthaarig, raschbeweglich, stattlich, sanft, schlankgeschwänzt, krausmähnicht, langgehauptet mit reinen weißen

Ohren [1])." — In einem andern wird der Kampf zweier Helden so beschrieben: „Diese beide fielen einander an und streckten ihre schnellverwundenden, raschbeweglichen, starkschlagenden Hände aus, mit den blauköpfigen, breitschneidigen, scharfgespitzten Schlachtspeeren. Und sie versetzten Einer des Andern Körper tiefe, unheilbare Wunden, so daß sie ihre Speere zerbrachen und ihre Waffenröcke und ihre Schilde spalteten; und dann griffen sie zu ihren schweren, starkschlagenden Schwertern und machten aufeinander einen Ausfall, mächtig, verletzend; so daß die schwergeklumpte Erde unter ihnen bebte, bis Con Crither dem Könige von Spanien einen verzweifelten Schlag gab, der sein Haupt abhieb von seiner schönen Leibesgestalt [2])."

In einem schönen elegischen Liede, auf den Tod Carril's im Zweikampf mit Gol, das die hochländische Gesellschaft in ihrem Berichte mittheilt, kommen folgende von Epitheten strotzende Verse vor:

Carril, der milde, starke und schöne,
Athemlos lag er unter der gewaltigen Rechten;
Sühnungslos, furchtbar, verderblich der Schlag fiel,
Der nieder ihn warf in der Helden Gefechte ꝛc.

Der Held, der kraftvolle, mächtige, große,
Nun liegt er ohn' Regen, Waffen, Gewande;
Enge, eben die Statte der Ruhe,
O Wunde des Wehs! an der Wiese Rande ꝛc.

---

1) Oreilly a. a. O. S. 220.

2) Ebend. S. 223. Vergl. damit Fingal und Swaran-Kampf, die Macpherson selbst so homerisch findet.

O Held, du milder, freud'ger, thatkräft'ger, lieber,
Beredter, gewalt'ger, Verwundung geübter!
Ein mächtiger Strom durch die Feinde brachst du —
Leb wohl, der scharfen Klingen Geliebter [1])!

So viel, um den Ton dieſer Volkslieder zu charakteriſiren. Was ihren Inhalt anbelangt, ſo wird man finden, daß die Helden in ihnen im Ganzen einen nicht weniger edeln Charakter haben als die Macpherſon'ſchen, allein ſie tragen das Gepräge ihrer Zeit. Sie ſind nicht Schatten, die in Mondlicht ſchweben, ſondern Menſchen von Fleiſch und Gebein. Sie werden oft vorgeſtellt, wie ſie miteinander ſchmauſen und zechen, einander Geſchenke geben und Schach ſpielen. Streit kommt häufig vor. Ein Fauſtſchlag fällt an das Ohr eines Andern, daß es tönt, als fiele der Hammer auf den Ambos. Der Schlagende wird wiederum mit einem Schlage geſtraft, von noch größerer Gewalt, der drei Zähne zerbricht und durch die Kraft des Falles zwei Rippen [2]). — Das Lieblingsgericht Finn's und Gol's, die Mircorra oder Mirmorra, gehackte Fleiſchſtücken, mit Mark und Kräuterſamen gemiſcht, iſt der Hauptgegenſtand des Gefechtes zweier Hel-

---

1) Report, Appendix p. 536. Oreilly ſagt von dieſem Liede: „Obwohl dies Gedicht ſicherlich viel älter iſt, als eins derer, welche als die Originale des Oſſian publicirt ſind, ſo iſt es doch nicht von ſehr hohem Alterthum .... Das Galiſche iſt ungrammatiſch verderbt und neu .... Die erſte und dreizehnte Stanze zeigen, daß das Gedicht aus Irland ſtammt." A. a. O. S. 272. 273.

2) Dieſer Streit iſt der Gegenſtand eines Gedichtes in M. Hardiman's obenerwähnter handſchriftlichen Sammlung. Drummond a. a. O. S. 120

den. Oſſin und St. Patrick ſagen einander eben nicht im würdevollen Tone ziemlich harte Dinge. Die Frauen, obwol ſie im Ganzen als ſchön und reizend beſchrieben werden, haben doch keineswegs die durchſichtigen Geſtalten der Macpherſon'ſchen „Töchter des Schnees". Naim Nuadh Crothach, als ſie vom König von Griechenland, ihrem Verfolger, ſpricht, bricht zornig aus: „Verflucht ſei er!" [1]) und das junge Weib, an das Oſſin die Erzählung von ſeiner Werbung um Evirallen richtet, nennt, als ſie ſich für beleidigt hält, den ehrwürdigen Barden ohne Umſtände „einen alten Hund" [2])!

Wir haben in der That bei all unſerer Vorliebe für ächte Volkslieder nicht Enthuſiasmus genug, um ſolche Züge für Schönheiten zu halten. Allein wir würden auch bei dem ſchönſten Bauermädchen nimmermehr erwarten, die glatte Lilienhaut einer vornehmen Dame zu finden. Wir vergeben es leicht ihren friſchen blühenden Wangen, daß ſie ſich im Eifer der Arbeit bis zur Gluth rötheten, und daß manche Sommerſproſſe durch die Roſen ſcheint. Wir glauben auch nicht, daß die männliche Schönheit eines Helden durch ein Paar Narben auf der Stirn und durch eine Farbe, die die Lebensſonne bräunte, verringert wird. So denken wir auch nicht, daß der wahrhafte poetiſche Werth der gäliſchen Dichtungen dadurch beeinträchtigt wird, daß ſie das Gepräge ihrer Zeit an ſich

1) Drummond a. a. O. S. 120.

2) In einer poetiſchen Erzählung, die auch in den Hochlanden in Umlauf iſt, wo ſie Young fand. Irish Transact. Vol. I. Antiq. p. 96

tragen, ſelbſt wenn Homer nicht Ajax mit einem Eſel verglichе, und Penelopeia nicht ihren Mägden noch häßlichere Schimpfwörter in das Geſicht würfe [1]).

Und wirklich die erhabene, reine, verſchwimmende Sprache, der durchaus vornehme Charakter des Macpherſon'ſchen Oſſian allein hätten beweiſen können, daß die Dichtungen nicht ächt waren. Die Volkspoeſie iſt oft roh und unzart, aber ſie iſt immer friſch, direkt, ſinnlich-maleriſch. Ihre Bilder, mit ihren ſtarken Lichtern und ſtärkern Schlagſchatten, mit ihrer ſcharfen kräftigenden Atmoſphäre gleichen dem Anblick einer Morgenlandſchaft; während die, welche Macpherſon uns vor Augen führt, mit all ihrer Schönheit wie ferne Ausſichten verſchwimmen, welche die Dämmerung des ſinkenden Tages verdeckt, oder wie Mondſcheinſcenen, deren Züge dem Gemüthe erkennbarer ſind als den Sinnen.

Dieſe iriſchen Erzählungen ſind es, welche wir als das Hauptfundament betrachten müſſen, auf dem Macpherſon den wunderbar ſeltſamen Bau errichtete, welcher ganz Europa in Erſtaunen ſetzte, und zehnfach, weil dieſer Bau aus dem grauеſten Alterthume ſtammen ſollte. Gillie, Hill, Young und die hochländiſche Geſellſchaft haben diejenigen ſogenannten Oſſianiſchen Lieder, die unter dem Volke in Schottland in Umlauf waren, geſammelt. Sie ſind nach dem Urtheil der tüchtigſten Sprachkenner ziemlich verderbt in Sprache und Metrum, aber keineswegs Produkte des heutigen erſiſchen Dialekts und finden ſich

1) Odyſſ. 19, 91. 154.

auch größtentheils, nur reiner in Sprache und Form, in irischen Manuscripten wieder, auch, wie das bei Volksliedern unvermeidlich ist, in abweichenden Recensionen unter den irischen Landleuten. Bei der so alten Uebersiedelung der Sagen von den Finniern nach dem Westen von Schottland und dem poetischen Geiste des Volkes dort ist es höchst auffallend, daß nicht dort andere Lieder von ihnen entstanden. In der That, nichts würde natürlicher scheinen, als daß die hochländischen Gaelaichter ganz unabhängig von den irischen, die alten Sagen zu Liedern verarbeitet hätten. Allein die Hochländer scheinen die eigne poetische Kraft auf andere, rein vaterländische Gegenstände verwandt und von Irland nicht nur die Sagen, sondern auch in spätern Jahrhunderten die metrischen Bearbeitungen derselben, d. h. die Lieder, überkommen zu haben. Kaum ist eins unter den in den Hochlanden aufgefundenen Liedern von den Finniern und den Rittern vom rothen Zweig, dessen Original nicht noch irgendwo in Irland, schriftlich oder mündlich anzutreffen wäre. Von jeher fand ein lebhafter Verkehr zwischen den beiden verwandten Völkern statt. In den frühern Jahrhunderten war Schottland in literarischer Hinsicht durchaus von Irland abhängig; welcher Gäle irgend etwas mehr lernen wollte als Kriegskünste, ging nach Irland, wo mitten unter wildem Kampf und Blutvergießen in den Klöstern und Bardenschulen die Wissenschaften blühten. Nach der englischen Invasion, besonders aber in dem funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte, als Irland immer ohnmächtiger ward, England zu widerstehen, hielten die irischen Fürsten ersche Hülfs-

truppen (Bonaght's) [1]), die, nachdem ſie eine Zeitlang in der Fremde gedient, nach ihrer Heimat zurückkehrten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie es waren, die die iriſchen Lieder von den ihnen vertrauten Finniern mit nach Schottland brachten, wo die ältern Lieder deſſelben Gegenſtandes bereits ausgeſtorben ſein mochten, das Andenken der Helden aber zu feſt in das Local verwachſen war, um mit ihnen zu ſterben.

Die Proſodie der gäliſchen Dichtkunſt iſt in ſo hohem Grade complicirt, daß nur ein gründlicher Kenner der Sprache ſie ganz zu bemeiſtern fähig iſt. Die Barden lernten ſie in den Schulen, und die bloßen Naturſänger — denn ohne Zweifel gab es deren immer, wie jetzt in Irland und den Hochlanden — ahmten ſie inſtinktartig nach. Ihr Reimſyſtem z. B. verbindet auf eigenthümliche Weiſe Aſſonanz und Alliteration, aber beide ſind auf regelmäßige Klaſſeneintheilungen der Buchſtaben gegründet, z. B. die weich genannten Buchſtaben C, P und T, die hart genannten B, D und G, die rauhen Ch, Th und F u. ſ. w. gelten für gleichbedeutend und alliteriren zuſammen. Nur das S findet nie einen concordirenden Laut. Die Aſſonanz, die allein eine Art Reim für unſer Ohr bildet, ſteht meiſt am Ende des Verſes; die Alliteration oft auch in der Mitte. Das Versmaß, in welchem die mittelalterlichen Heldengedichte der Gälen gebildet ſind, heißt Dan direach. Je vier und vier Verſe, die immer einen vollſtändigen Sinn geben, jeder von ſieben oder acht Sylben,

1) Irish Transact. IV. Antiq. p. 54.

machen einen Rann aus [1]). In diesem letztern Worte (rinn, riomh, rimh) finden wir unser Reim wieder [2]). Nicht allein in den handschriftlich bewahrten Gedichten, auch unter den in Irland traditionell erhaltenen findet man diese Formen mit ziemlicher Reinheit bewahrt. Weniger regelmäßig haben sich die Lieder im irischen Dialekte erhalten; sie sind nach dem Urtheile der ächten Sprachkenner in ihren grammatikalischen Formen corrumpirt, und durch Zusatz oder Weglassung einzelner Verse ist die regelrechte Eintheilung in abgerundete Ranns in mehreren derselben verloren gegangen. Besonders steht auch die Assonanz oder der Reim oft nicht mehr am rechten Orte, obwohl dieser Schmuck sich durch das Ganze hinzieht. Im Allgemeinen ist jedoch ihre Uebereinstimmung mit den irischen Originalen auch in ihren Versmaßen durchaus unverkennbar. In den sogenannten Macpherson'schen Originalen ist aber keine Spur weder von vierzeiligen, in sich abgeschlossenen Ranns, noch von Assonanzen, weder von Alliteration, noch von irgend einer Art von Reimsystem. Die Verse haben, wie es sich gerade fügt, sieben, acht oder neun Sylben; sogar viersylbige kommen vor und, nach O'reilly's, Drummond's und anderer Sprachkenner Ausspruch, haben sie auch keineswegs den rhythmischen Fall der ächten alten irisch-gälischen, oder schottisch-gälischen Verse.

Um nun den Leser selbst urtheilen zu lassen, inwie-

1) O'reilly a. a. O. S. 301—303. Wer sich über die gälische Prosodie gründlich zu belehren wünscht, lese den Aufsatz selbst.

2) Drummond a. a. O. S. 110.

fern Macpherson die in den Hochlanden unter dem Volke erhaltenen Ossianischen Lieder benutzt und in welchem Maße man sie als die Grundlage zu seinen Ossianischen Dichtungen betrachten könne, möge hier die Schlacht von Lora, eins der kürzern Gedichte stehen, das von allen durch Macpherson mitgetheilten dem in den Hochlanden bekannten Volkslied von Ergon's Einfall in Irland am nächsten kommt. Nicht nur finden wir den allgemeinen Gang der Begebenheiten, wir stoßen auch auf einzelne übereinstimmende Redensarten. Ob aber Macpherson's Version mit Recht eine Uebersetzung jenes Volksliedes genannt werden könne, möge der Leser selbst beurtheilen, wenn er sie neben einer wörtlichen Uebertragung desselben sieht.

Macpherſon's Schlacht von Lora[1]).

Sohn des fernen Landes, Bewohner der heimlichen Zelle, hör' ich das Säuſeln Deines Haines oder die Stimme Deiner Lieder? Der Waldſtrom iſt laut in meinem Ohre, aber ich höre eine tonvolle Stimme! Preiſeſt Du die Fürſten Deines Landes oder die Geiſter des Windes? Aber, einſamer Bewohner des Felſen, blick' auf die haidige Flur! Grüne Gräber erblickſt Du mit hohem liſpelnden Graſe und ihren Stimmen der mooſigen Häupter. Du ſiehſt ſie, Sohn des Felſen, doch Oſſian's Augen ſind erblindet!

Ein Bergſtrom rauſcht herab und ſendet ſeine Fluten um einen grünen Hügel. An dem Gipfel lehnen vier mooſige Stein ihre Häupter, von dürrem Graſe umgeben. Zwei Bäume vom Sturme gebeugt, breiten die ſäuſelnden Zweige umher. Dies iſt Deine Wohnung, Erragon, dies Dein enges Haus! Der Ton Deiner Muſcheln iſt im Sora vergeſſen, ſchwarz iſt Dein Schild in der Halle geworden! Erragon, König der Schiffe, Fürſt des entfernten Sora! Du biſt gefallen auf unſerm Gebirge! Der Mächt'ge iſt todt! — Sohn der heimlichen Zelle, findeſt Du Freude in Liedern? Höre die Schlacht von Lora! Der Klang ihres Stahles iſt lange verſchwunden! So brüllt der Donner am dunkeln Hügel und iſt

1) Die Ueberſetzung iſt von Rhode.

Das Volkslied von Ergon's Einfall.

Einſt als Patrick Pſalmen nicht ſang
Und Zeit zur Luſt hatt' und Geſpräch,
Ging er zu Oſſian, Sohn des Finn,
Deſſen Worte ſüß ſeinem Ohr.

„Grüß Euch, freud'ger, alter Mann,
Kam ich jetzt zu Deinem Haus,
Held mit röthlichem Geſicht,
Der Du Bitten nie verſagſt!"

„Hören möcht' ich gern von Dir
Enkel Cumbal's ſtarken Schwerts,
Was der Finnier größte Noth,
Seit Du ihnen Dich geſellt."

„Offen künd' ich dies Dir jetzt,
Patrick, lieblicher Pſalmen Mund,
Was der Finnier größte Noth,
Seit gelebt die Helden Finn's."

nicht mehr! Die Sonne kehrt mit ihren ſchweigenden Strahlen, die ſchimmernden Felſen, die grünen Häupter der Gebirge lächeln!

Die Bai von Kona empfing unſere Schiffe von Erins rollenden Wogen. Unſere weißen Segel hingen los' an den Maſten, und die ſtürmigen Winde brauſten hinter den Wäldern Morvens. Das Horn des Königs ertönte und aufſprangen von ihren Felſen die Hirſche. Unſere Pfeile flogen in den Wäldern, und auf dem Hügel wurde das Mahl bereitet. Unſere Freude war groß auf unſern Felſen über den Fall des ſchrecklichen Swaran.

Zwei Helden waren bei unſerm Mahle vergeſſen und der Zorn ihres Buſens entbrannte. Heimlich rollten ſie ihre rothen Augen und Seufzer erſtiegen aus ihrer Bruſt. Man ſah ſie zuſammen gehen und ihre Speere zur Erde werfen. Sie waren zwei ſchwarze Wolken in der Mitte unſerer Freude, ähnlich zwei Nebelſäulen auf dem beruhigten Meere; ſie ſchimmern wohl in der Sonne, aber die Schiffer fürchten den Sturm! — „Erhebt meine weißen Segel, ſagte Morannan: erhebt ſie im weſtlichen Winde; laß uns eilen, o Aldo, durch den Schaum der nördlichen Wellen. Wir ſind vergeſſen beim Mahle, obwohl unſere Waffen vom Blute roth ſind. Laß uns die Hügel Fingal's verlaſſen und den König von Sora dienen! Sein Antlitz iſt wild und der Krieg dunkelt rund um ſeinen Speer! Laß uns berühmt ſein, o Aldo! in den Schlachten anderer Länder!"

Sie nahmen ihre Schwerter und häutigen Schilde und eilten zu Rumars hallender Bai. Sie kamen zu Soras ſtolzem König, dem Fürſten der reißenden Roſſe.

Finn, einſt in der Helden Zeit,
Bei dem Mahl er zwei vergaß,
Finnier auf dem rothen Berg;
Weckt in ihnen Grimm und Zorn.

„Läßt Du uns nicht zu des Feſtes Ehr',
Sprach Maronnan mit der ſüßen Stimm',
Ich und Aldo verlaſſen wir
Auf ein Jahr den Dienſt des Finn."

Schweigend nahmen ſie Schild und Schwert,
Trugens auf ihre Schiffe hin,
Zogen die Führer nach Lochlin fort,
Lochlin der glänzenden Zügel Reich.

Die ſchönen Helden wurden ein Jahr
Die Freunde des Königs, der tapfre Sohn
Des fürſtlichen Connchar vom ſcharfen Schwert
Und Aldo, der Bitten nie verſagt.

Erragon war gekehrt von der Jagd, ſein Speer war roth von Blute. — Er neigte ſein ſchwarzes Antlitz zur Erde und pfiff, da er ging. Er lud die Fremdlinge zu ſeinem Mahle. Sie kämpften und ſiegten in ſeinen Schlachten! — Aldo kehrte in ſeinem Ruhme zu Soras luſtigen Mauern. Von ihrem Thurme blickte die Gattin Erragon's, das feuchte ſpähende Auge Lorma's; ihr blondes Haar floß im Winde des Meeres; ihr weißer Buſen wallte wie Schnee auf der Haide, wenn ſanfte Winde ſich heben und langſam ihn im Lichte wogen. Sie ſah den jugendlichen Aldo, gleich einem Strahle der ſinkenden Sonne in Sora. Ihr ſanftes Herz ſeufzte. Thränen füllten ihr Auge, ihr weißer Arm ſtützte das Haupt. Drei Tage ſaß ſie in der Halle und verbarg ihren Gram unter Freude. Am vierten floh ſie mit dem Helden über das wogende Meer. Sie kamen zu Konas mooſigen Thürmen, zu Fingal dem Könige der Speere! —

„Aldo, Du Herz des Stolzes, ſagte Fingal im Zorn ſich erhebend, ſoll ich Dich vertheidigen gegen die Wuth von Soras beleidigtem König? Wer wird ferner mein Volk in ſeinen Hallen empfangen, wer die Fremden laden zum Mahle, ſeit Aldo mit der kleinen Seele meinen Namen in Sora entehrt hat? Geh zu Deinen Hügeln, Du ſchwache Hand, und verbirg Dich in Deinen Höhlen! Trauervoll iſt die Schlacht, die wir müſſen mit Soras trübem Könige kämpfen! Geiſt des edeln Trenmor, wann wird Fingal aufhören, zu kämpfen? Mitten in Schlachten bin ich geboren und meine Schritte wandeln im Blute zum Grabe! Doch meine Hand beleidigt den Schwachen nie — mein Stahl berührt der Feigen Waffen nicht!

Heiße Liebe die Königin
Des braungeſchildeten Lochlins ergriff
Für Aldo der Waffen, langen Haars:
Mit ihm führte ſie aus den Betrug.

Um ihn verließ ſie des Königs Bett,
Dies war die That, wo Blut drum floß'
Mit ihm nach Alwin, der Finnier Sitz.
Ueber das Meer entflohen ſie.

Ich ſeh Deine Stürme, o Morven, welche meine Halle verwüſten, wenn meine Kinder ſterben im Kampfe und Niemand übrig bleibt, in Selma zu wohnen! Dann werden Schwache kommen, aber nicht kennen mein Grab' Mein Ruhm iſt im Geſange! und meine Thaten werden gleich einem Traume künftigen Zeiten erſcheinen!"

Um Erragon verſammelte ſein Volk ſich, wie die Stürme um einen Geiſt der Nacht, wenn er ſie ruft von den Gipfeln Morvens und ſie bereitet zu ſtrömen in der Fremdlinge Land. Er kam zu den Ufern von Kona und ſandte ſeinen Barden zum König zu fordern den Kampf der Tauſende, oder Land vieler Hügel.

Fingal ſaß in ſeiner Halle und um ihn die Gefährten ſeiner Jugend; die jungen Helden waren auf der Jagd, und weit entfernt in der Wüſte. Die grauen Helden ſprachen von andern Zeiten und von den Thaten ihrer Jugend, als der bejahrte Narthmor kam, der König des ſtrömigen Lora. Der Fürſt begann: „Es iſt nicht Zeit, zu hören die Lieder von andern Jahren. Erragon zürnt an der Küſte und ſchwingt zehntauſend Schwerter! Trüb iſt der König unter den Fürſten, gleich dem verfinſterten Monde unter den Feuerbildern der Nacht!"

„Komm, ſagte Fingal, von Deiner Halle, Du Tochter meiner Liebe, komm von Deiner Halle, Bosmina, Du Mädchen des ſtrömigen Morven! Narthmor, nimm die Roſſe der Fremdlinge und begleite die Tochter Fingal's, daß ſie lade den König von Sora zum Mahle in Selmas ſchattige Mauern. Biet ihm, o Bosmina, den Frieden der Helden und die Schätze des edeln Aldo; unſere Jünglinge ſind fern und das Alter iſt in unſern zitternden Händen!"

Der König von Lochlin war ein Mann,
Sieg gewann er in jedem Streit,
Ergon, Annir's der Schiffe Sohn,
Ein König erfahren in Waffenthat.

Der König versammelte Lochlins Heer,
Die Flotte von Schiffen, wohlversehn,
Neun mächt'ge Fürsten vereinten sich,
Lochlin's Mannen, ein herrlich Heer.

Und einen Eidschwur thaten sie drauf,
Nicht wollten sie kehren je zurück,
Ohne Finn zu führen mit sich.
Doch kein Schwert taugt, eh' die Schlacht es geprüft.

Sie steuerten ihre Flotte kühn
Nach Erins Küsten steuerten sie
Und ihre Streitkraft lagerte dicht,
Wo Finn umgeben von Kriegern war.

Botschaft zu Finn kam, Schreckensmähr,
Ursach für manchen zu Gram und Schmerz:
Kampfesaufruf am Norderstrand
An die Helden von Inisfail.

Wir sandten des Königs Tochter zu ihm
Blauäugig, mit weißen Zähnen, die Maid
Und sandten hundert Rosse mit ihr,
Die besten, die je ein Zügel gelenkt.

Und hundert Reiter saßen darauf
In Seide schimmernd wie Sonnenstrahl
Und als sie kam zum Ufer hinab,
Da ließ sie Roß und Reiter zurück.

Sie kam zu Erragon's Heere, wie ein Strahl des Lichts zu einer Wolke. In der rechten Hand ſah man die funkelnde Muſchel, in der linken einen Pfeil von Gold. Die erſte das freudige Zeichen des Friedens, der zweite das Zeichen des Krieges! Erragon glänzt in ihrer Gegenwart, wie ein Fels von plötzlichen Sonnenſtrahlen, die durch gebrochne Wolken fallen, wenn der brüllende Wind ſie theilt. Das holderröthende Mädchen begann: „Sohn des fernen Sora! Komm zum Mahle des Königs von Morven, zu Selmas ſchattigen Mauern! Nimm den Frieden der Helden, o Krieger, laß ruhen an Deiner Seite das ſchwarze Schwert! Wählſt Du Schätze der Könige, höre die Worte des edeln Aldo: er gibt Erragon hundert Roſſe, die Kinder des Zaumes, und hundert Mädchen aus fernen Landen, hundert Falken mit flatternden Flügeln, welche den Himmel durchkreuzen. Hundert Gürtel gibt er Dir, zu gürten hochbuſige Mädchen, Freunde der Heldengeburten und Geneſung der Söhne des Schmerzes. Zehn Muſcheln beſetzt mit Steinen, ſollen in Soras Thürmen ſchimmern. Auf ihren Sternen erzittert das blaue Waſſer und ſcheint funkelnder Wein. Sie erfreuten einſt die Könige der Welt in ihren tönenden Hallen. Dies, o Held, ſoll Dein ſein, oder Deine weißbuſige Gattin! Lorma ſoll wieder in Deinen Hallen mit glänzenden Augen um ſich blicken, ob Fingal gleich den edeln Aldo liebt, Fingal, der nie einen Helden beleidigt, obgleich ſein Arm in Waffen ſtark iſt."

„Sanfte Stimme von Kona, entgegnete der König, ſag ihm, daß er umſonſt ſein Mahl bereitet. Laß Fingal mir ſeine Beute geben, laß ihn ſich beugen unter meiner

Und vorwärts zu dem Heere ſie ſchritt,
Zwei goldne Aepfel in rechter Hand,
An des Gewandes Schultern Schmuck
Und eingewoben Baumesgeſtalt.

„Was Neues bringſt Du vom Volke Finn's,
Jungfrau mit lockigem Haar?"
„Gebrochen den Ehſchwur hat Dein Weib,
Und ſchuldig iſt ſie ſchandvoller That.

„So bietet Dir ſeine Freundſchaft Finn,
Als Geißel bleib ich bei Dir zurück.
Und hundert Roſſe ſind Dein Theil,
Die beſten, die je ein Zügel gelenkt.

„Und hundert Reiter die ſitzen darauf,
In Seide ſchimmernd in Sonnenſtrahl,
Die ſollſt Du haben und Gürtel auch,
Hundert an Zahl, wunderreich.

„Den, wen ſie binden, nicht Krankheit trifft,
Qualen und Schmerzen ſtillen ſie.
Willkommnes Geſchenk der Gebärerin,
Die ſollſt Du haben und mehr!

Hundert Schüſſeln, die einſtmals
Vor den Kön'gen ſtanden der Welt.
Er, der Speiſe von ihnen ißt,
Ewiger Kraft und Jugend genießt.

„Die ſollſt Du haben und hundert Schiff,
Die Wellen durchſchneidend in ſchwellender Flut,
Und ein herzhaftes Schiffsvolk darauf,
Das in jeglicher Schlacht geſiegt.

„Die ſollſt Du haben und hundert Führer,
Tribut zu erringen in hartem Kampf,
Die ſollſt Du haben und hundert Geier,
Siegreich ſtets in der Luft.

„Die ſollſt Du haben und hundert Stuten,
Trächtige und ſo viel weißes Vieh,
Als zu füllen ein ganzes Thal.
Dies Alles ſollſt haben, Du Held!

Macht! Er gebe mir die Schwerter ſeiner Väter und die Schilde der Vorzeit, daß meine Kinder in meinen Hallen ſie ſehen und ſagen: dies waren Fingal's Waffen!"

„Sie werden ſie nie in Deinen Hallen ſehen, ſagte der erwachende Stolz des Mädchens. Sie ſind in der Hand mächtiger Helden, die nimmer im Kriege gewichen. König des hallenden Sora! Der Sturm ſammelt ſich auf unſern Hügeln. Siehſt Du den Fall Deines Volkes nicht voraus, Du Sohn des fernen Landes"? Sie kam zu Selmas ſchweigenden Hallen. Der König ſah ihr niedergeſchlagenes Auge. Er ſtand auf in ſeiner Stärke und ſchüttelte ſeine grauen Locken. Er nahm den tönenden Panzer Trenmor's und den ſchwarzbraunen Schild ſeiner Väter, Dunkel füllte Selmas Halle, da er die Hand zu ſeinem Speere ſtreckte. Die Geiſter von Tauſenden umgaben ihn und ſahen den Tod des Volks voraus. Schreckende Freude erwacht im Antlitz der grauen Helden, ſie eilten zu treffen den Feind. In ihren Gedanken waren die Thaten anderer Jahre und der Ruhm des Grabes! — Jetzt erſchienen an Trathal's Grabe die Hunde der Jagd. Fingal wußte, daß ihnen die jungen Helden folgten, und ſtand in der Mitte ſeines Laufs. Oskar erſchien zuerſt; dann Morei's Sohn, dann zeigte Ferkuth von Nemis Geſchlecht ſeine düſtere Geſtalt; Dermid's ſchwarze Wolken floſſen im Winde, Oſſian kam zuletzt. O Sohn des Felſen, ich ſang ein Lied von andern Zeiten! Mein Speer trug meine Schritte über kleine Ströme; ich dachte an mächtige Männer. Fingal ſchlug ſeinen gewölbten Schild und gab das ſchreckliche Zeichen des Krieges. Tauſend Schwerter wurden mit einmal ge-

„Nimm die Geſchenke und nimm Dein Weib
Und mache Frieden mit uns!“ —
„Nicht mach ich Frieden mit Aldo je,
Frieden nicht mit den Edeln Finn's!“

„Nicht bis Finn mein Gefangener ward
Und ich zum Ufer treibe ſein Vieh!“
„Ich ſage Dir, Held, wenn Du mich hörſt,
Nie wird Finn Dein Gefangener ſein!“

„Nie, was auch Deine Streitkraft ſei,
Nie treibſt Du zu den Ufern ſein Vieh,
Doch, da Du unklug ab mich weiſt,
So geh ich zurück — und lebe wohl!“

„Geh nicht, Jungfrau mit lockigem Haar,
Milde Fürſtin mit ſüßer Stimm';
Herrliche Edelſteine nimm
Und Dir zur Seite bind' ich mich ſelbſt.“

„Wohl geh' ich, Führer dieſer Schar,
Da ich Deine Wuth nicht ſänft'gen kann,
Da Du Vergebung mir nicht gewährſt
Für die Beiden, die raſch gefehlt.“

Des Königs Tochter ging zurück
Und nach ihres Vaters Haus.
Viel ſeidne Fahnen erhoben ſich,
Die Finnier ſtanden zur Schlacht gereiht.

zogen, ſchimmernd auf der wogenden Haide. Drei grau-lockige Söhne des Geſanges erhoben die tonvolle, traurige Stimme! Hoch und düſter mit tönenden Schritten eilten wir, eine dunkle Reihe, dahin, gleich dem Regenſchauer eines Sturmes, der ſich in ein enges Thal ergießt!

Der König Morvens ſaß auf ſeinem Hügel, im Winde floß der Sonnenſtrahl der Schlacht. Mit ihren wogenden Locken des Alters umgaben den König die Gefährten ſeiner Jugend. Freud' erwachte in den Augen der Helden, da ſie ihre Söhne im Heere ſahen, uns ſahen umgeben vom Blitz unſerer Schwerter, eingedenk der Thaten unſrer Väter! Erragon kam in ſeiner Stärke heran gleich dem Gebrauſe des Winterſtroms; um ſeine Schritte erhebt ſich die Schlacht und düſter wandelt an ſeiner Seite der Tod.

„Wer kommt, ſagte Fingal, gleich dem hüpfenden Reh, gleich dem Hirſch des wiederhallenden Kona? Der Schild ſchimmert an ſeiner Seite, und trauervoll iſt der Klang ſeiner Waffen. Wer beut Erragon im Kampfe die Stirn? Seht die Schlacht der Fürſten! ſie gleichen kämpfenden Geiſtern in einem Sturm! — Aber fällſt Du, Sohn des Hügels, iſt Dein weißer Buſen mit Blut beſtrömt? — Weine, unglückliche Lorma! Aldo iſt nicht mehr!“ — Der König ergriff den Speer ſeiner Stärke, denn er trauerte um Aldo's Fall. Er warf ſein todtvolles Aug' auf den Feind. Aber Gaul traf den König von Sora! Wer kann den Kampf der Fürſten beſchreiben? Der mächtige Fremdling fiel!

Siebenmalzwanzig vom Heldengeſchlecht,
Alle die Unſern und Aldo voran,
Fielen von Errgon's mächtiger Hand,
Gegen welchen das Heer auszog.

Schweigend im Zorne ſtand Finn und ſah's,
Wie er die Finnier niederſchlug,
Wer beut Errgon im Kampf die Stirn?
Wer von den Finniern rächt unſre Schmach?

„Goll erwidert, der wackerſte Held,
Der am ſchwerſten wohl unterlag:
Mich laß Errgon prüfen im Kampf,
Mich verſuchen des Helden Kraft!"

„Mac-ann-Luth und der braune Dermod,
Mac-ann-Leigh und der ſchöne Ciaran,
Sollen mit Dir zu ſchützen Dich,
Dir auf beiden Seiten ein Schild!"

Acht Tage lang ohne Innehalt
Dauerte unſrer Heere Gefecht.
Den König von Lochlin, der braunen Schild',
Am neunten Tage erſchlug ihn Goll.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„Söhne von Kona, rief Fingal laut, hemmt die Hand des Todes! mächtig war er, der jetzt gefallen, und sehr wird er in Sora betrauert! Der Fremdling wird zu seiner Halle kommen und sich wundern, daß sie so still ist! Der König ist gefallen, o Fremdling, und die Freude seines Hauses verstummt. Horch in dem Rauschen seiner Wälder, vielleicht ist im Gemurmel sein Geist! Aber er ist fremd auf Morven unter dem Schwert eines fremden Feindes!"

Dies waren Fingal's Worte, da der Barde den Friedensgesang erhob. Wir hemmten unsre gehobnen Schwerter und schonten den schwachen Feind. Wir legten Erragon in ein Grab und ich erhob die Stimme des Grames. Die Wolken der Nacht sanken wallend herab, und Einigen erschien Erragon's Geist. Sein Antlitz war wolkig und finster, es stiegen halbgebildete Seufzer aus seiner Brust. Gesegnet sei Deine Seele, o König von Sora! Dein Arm war schrecklich im Kriege!

Lorma saß in Aldo's Halle beim Licht einer flammenden Eiche. Die Nacht kam, aber er kehrte nicht wieder. Die Seele Lorma's war traurig. „Was hält Dich zurück, Du Jäger von Kona? Du versprachst zu kommen! War das Wild so fern, oder seufzen schwarze Winde um Dich auf der Haide? Ich bin im Lande der Fremdlinge, wer ist hier mein Freund, als Aldo? Komm von Deinen hallenden Hügeln, o Du mein Inniggeliebter!"

Ihr Auge war gegen das Thor gewandt, sie horcht auf das Rauschen des Windes, sie glaubt, es sei Aldo's Fußtritt, und Freude erwacht auf ihrem Antlitz; aber die Sorge kam wieder wie die dunkle Wolk' auf dem Monde.

Nicht einer entging der Schneide des Schwerts,
Nicht einer entfloh dem Kampf erfreut.
Nicht einer von Lochlins Königs Heer
Kehrte zurück zum eignen Land.

Viermalzwanzig und fünftausend Mann
Die fielen von Gara's Hand und Goll's.
Zwei von der Hand Oskar's von tapferer That,
Und Carriol's mit weißer Haut.

Doch bei dem Namen, den Du mir gabst,
Patrick, lieblicher Pſalmen Mund,
Minder nicht fielen durch Finn und mich,
Minder nicht, als durch die andern vier.

Von den Finniern in dieſer Schlacht
Fiel die Hälft' auf dem Südweſtſtrand,
Doch als die Sonne unterging,
Nur ein Drittheil war übrig noch. —

„Wirſt Du nicht kehren, mein Geliebter? laß mich Dein Angeſicht ſehn auf dem Hügel! Der Mond iſt im Oſten, ruhig und glänzend iſt der Buſen des Sees! Wann werd' ich ſehn ſeine Hunde wiederkehren von der Jagd? Wann werd' ich Deine Stimme hören laut und fern auf dem Winde? Komm von Deinen rauſchenden Hügeln, Du Jäger des waldigen Kona!"

Sein dunkler Geiſt erſchien auf einem Felſen, gleich dem wäſſerigen Strahle des Mondes, wenn er durchbricht zwiſchen Gewölken und mitternächtliche Schauer auf der Flur ſind. Sie folgte der leeren Geſtalt über die Haide. Sie wußte, daß ihr Held gefallen. Ich hörte im Winde ihr nahend Geſchrei, gleich der trauernden Stimme des Lüftchens, das im Graſe der Höhle ſeufzt.

Sie kam, ſie fand ihren Helden. Man hört ihre Stimme nicht mehr: ſchweigend rollte ſie ihr trauerndes Auge, ſie war bleich, wie eine wäſſerige Wolke, welche vom See im Strahl des Mondes emporſteigt. Wenig waren ihre Tage in Kona. Sie ſank ins Grab. Fingal befahl ſeinen Barden und ſie beſangen Lorma's Tod. Die Töchter Morvens trauerten um ſie einen Tag im Jahre, wenn die dunkeln Stürme des Herbſtes kehrten.

Sohn des fremden Landes, Du wohnſt im Gefilde des Ruhms! Laß zu Zeiten Dein Lied ſich erheben zum Lobe derer, die fielen! daß ihre dunkeln Geiſter Dich umjauchzen und wenn Du ruhſt und der Mond in Deine Höhle blickt, auf ſeinem Strahl Dir Lorma erſcheine! Dann wirſt Du ſie lieblich erblicken. Aber die Thräne iſt noch auf ihrer Wange!

V. Ob sie in alten erſiſchen Manuſcripten enthalten waren.

Wenn nun aus Obigem hervorgeht, daß Macpherſon weder unter den alten iriſch-gäliſchen Handſchriften noch unter den traditionell erhaltenen Volksliedern, ſowohl der Iren als der Schotten, ſeine Oſſianiſchen Dichtungen gefunden haben konnte, ſo entſteht die Frage, ob er vielleicht im Beſitz alter erſiſcher, d. h. ſchottiſch-gäliſcher Handſchriften war, die ihm zu Originalen gedient.

Macpherſon behauptete allerdings einen Theil der Dichtungen in alten erſiſchen Handſchriften gefunden zu haben. Auch geht aus der durch die hochländiſche Commiſſion angeſtellten Unterſuchung hervor, daß er wirklich Manuſcripte in Händen gehabt, die alt und beſtaubt ausſahen. Ob dies aber erſtens, wirklich Manuſcripte von einigem Alterthume, zweitens, ob es erſiſche, drittens, ob es überhaupt Handſchriften der Oſſianiſchen Dichtungen waren, viertens, inwiefern Macpherſon befähigt war alte Manuſcripte zu entziffern, iſt eine andere Frage. In ſeinem Nachlaß hat ſich durchaus kein Manuſcript gefunden, was nicht von ihm ſelbſt oder von einem Schreiber in

in seinem Auftrage geschrieben gewesen wäre. Es ist jedoch wiederholt von einer Handschrift gälischer Gedichte die Rede, welches in der Familie Clanronald aufgehoben und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts von dem Barden derselben, Paul Mac Mhusich gesammelt worden sei. Dies Manuscript, aus mehreren kleinen Octavbänden bestehend, soll Macpherson von einem der Clanronalds erhalten haben. Kein Mensch kann sagen, was daraus geworden [1]).

Iren und Schotten, und unter letztern die eifrigsten Patrioten stimmen überein, daß die gälische Sprache in Schottland hinsichtlich ihrer Ausbildung sich immer auf Irland zu stützen hatte. Irland war schon in den frühesten Jahrhunderten, anfänglich durch seine Bardenschulen, später durch seine Klöster, der Sitz der Gelehrsamkeit gewesen. Es hatte seine eigne Schrift, die auch immer noch nicht von der lateinischen gänzlich verdrängt ist. Vom vierten Jahrhundert bis zur Reformation pflegten die jungen hochländischen Häuptlinge auf den Klosterschulen Irlands erzogen zu werden. In den Paar Klöstern und Schulen, die es in den Hochlanden gab, waren Iren Aebte und Vorsteher. Die hochländischen Geistlichen studirten nicht allein in Irland, sie wurden auch dort ordinirt, und die an der Westküste und auf den Inseln waren sogar meist Iren von Geburt. Daher sind alle hochländischen dichterischen Compositionen von einigem

1) Die Untersuchungscommission bezeugt, daß nur ein Band davon gefunden worden, der zum Theil englische, zum Theil gälische Gedichte enthalten; kein Wort von Ossian.

Alterthum im iriſchen Gäliſch geſchrieben; die Volksſänger ahmten dieſem Dialekt nach, ſo gut ſie konnten. So kommt es, daß ein Vers von beſonderer Schönheit und bildlicher Dunkelheit **Gaelic Dhomhain Eirionach**. d. h. tief iriſch, genannt wird. Dies gilt noch mehr von der iriſchen Schrift, deren ſich alle Hochländer, die ihre Sprache ſchreiben konnten, bis zur Reformation bedienten [1]). Das Erſiſche ward als eine bloße Volksmundart betrachtet. So viel uns bekannt, ward es nie zu Schrift oder Druck gebraucht, bis Macfarlane, ein Prediger, im Jahre 1754 ſich ſeiner zur Ueberſetzung einer religiöſen Volksſchrift bediente [2]). Die iriſchen Lettern waren jedoch ſchon gleich nach der Reformation, wo überhaupt Schottlands literariſche Abhängigkeit von Irland aufhörte, mit den lateiniſchen vertauſcht. So ließ z. B. die Kirche von Schottland im Jahre 1684 eine gäliſche Verſion der Pſalmen mit lateiniſchen Lettern drucken.

Aus Obigem geht hervor, daß, wenn Macpherſon alte Manuſcripte beſaß, dieſe hätten iriſch-gäliſche ſein müſſen. Wie es aber mit ſeinem gelehrten Verſtändniß der ältern gäliſchen Sprache ſtand, ergibt ſich aus dem Umſtande, daß, als ihm Price, der Bibliothekar der Bodleiſchen Sammlung zu Oxford, ein iriſches Manuſcript des vierzehnten Jahrhunderts mit den damals üblichen

---

1) Die Autoritäten für obige hiſtoriſche Angaben findet man in *Shaw's* Inquiry und in Drummond's und Oreilly's oft angeführten Aufſätzen.

2) *Baxter's* Call to the Unconverted. *Shaw's* Inquiry. p. 26. 27.

Contractionen zeigte, er bekannte, daß er nicht im Stande sei, es zu entziffern [1]). Und doch sind nach Oreilly's Ausspruch selbst ganz gewöhnliche irische Leser befähigt, die Sprache des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts zu verstehen [2]). Macpherson war ein Hochländer von Geburt und hatte vermuthlich früher erisch wie englisch gesprochen. Aber seine Unwissenheit des Altgälischen geht ferner aus seinen etymologischen Erklärungen hervor, die ihm Oreilly als vollkommene Absurditäten nachweist, z. B. seiner Erklärung der Benennung Culdee, welches, wie er sagt, eine abgesonderte Person (a sequestered person) bedeutet, während es nach jenem Sprachkenner von den gälischen Ceile De herkommt und einen „Bräutigam Gottes" oder einen ganz Gott Geweihten bedeutet, wie es auch schon mit einer Nachahmung des Klanges von mehreren Geschichtschreibern des Mittelalters Cultor Dei übersetzt worden [3]). — Wie wenig also Macpherson befähigt war alte Manuscripte zu übersetzen, liegt am Tage, und nach den Blößen, die selbst diejenigen gegeben, welchen die hochländische Gesellschaft die sprachliche Untersuchung anvertraut [4]), läßt sich kaum voraussetzen, daß einer seiner Freunde ihn darin hätte bedeutend unterstützen können. Was er von ältern Manuscripten in Händen hatte, waren ohne Zweifel irische, und namentlich

1) Drummond a. a. O. S. 106, und Oreilly a. a. O. S. 334.

2) Oreilly S. 334. 335.

3) Ebend. S. 145—157.

4) S. oben S. 51. 52.

wohl eine Abſchrift vieler Finnianiſchen Gedichte, vielleicht auch in erneuten Exemplaren, oder von den Sachverſtändigen, die ſie copirten, mit erklärenden Gloſſen verſehen. Die meiſten ſeiner Oſſianiſchen Dichtungen ſind auf dieſelben gegründet, d. h. ſo daß ſich der Gang der Begebenheiten darin erkennen läßt, und da ihm Alles daran lag, gerade das zu verbergen, und erſtere für ächte ſchottiſche Nationalprodukte gelten zu laſſen, ſo wird jeder natürlich finden, daß er die Manuſcripte ſorglich vernichtete.

VI. Macpherson Verfasser des Ossian.

Haben wir uns nun überzeugt, daß die Macpherson-Ossianischen Dichtungen weder Produkte des wirklichen Ossian des dritten Jahrhunderts sein, noch überhaupt aus jener ältesten Zeit stammen können; daß sie ferner nicht zu den mittelalterlichen Volksliedern gehören, wie sie noch in großer Menge in Irland und in verschiedenen, meist corrumpirten Recensionen zu Macpherson's Zeiten in Schottland existirten, und ebenso wenig in alten Manuscripten gefunden sind, so bleibt nur noch übrig, zu diesen negativen Beweisen den positiven hinzuzufügen, Macpherson habe die sogenannte englische Uebersetzung des Ossian selbst verfaßt und in den sogenannten gälischen Originalen diese Dichtungen nur übersetzt oder übersetzen lassen.

Psychologisch unerklärlich erscheint das Betragen Macpherson's in dieser Sache auf den ersten Blick allerdings. Ohne Zweifel war es auch anfänglich keineswegs seine Absicht gewesen, so weit zu gehen. Sein „Hochländer", in dem sich seine Empfänglichkeit für die Eigenthümlichkeit der Naturscenen Schottlands und sein vorzügliches Talent,

ſie zu ſchildern, ſchon ſo entſchieden ausgeſprochen hatte [1]), war äußerſt kalt vom Publikum aufgenommen worden. Seine Phantaſie, von Jugend auf durch die rohen, aber grandioſen Volksgeſänge genährt, mochte Manches hineingetragen haben, was nicht darin war, und wollte ausführen, was jene nur ſkizzirten. Indem er ſeine Gebilde aus dem dritten Jahrhundert herleitete, war er wenigſtens ſicher, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf eine ſo außerordentliche Erſcheinung ſogleich zu feſſeln. So entſtand ſein Oſſian. Merkwürdig iſt, daß ſich für alle Gedichte ſeines erſten Bandes eine Art von Autorität finden läßt; ſo iſt z. B. das große Epos „Fingal" hauptſächlich auf ein iriſches Gedicht, **Laoidh Mhaghnuis mhoir**, d. h. das Lied von Magnus dem Großen, gebaut. Dieſes erzählt in funfzig Stanzen, jede von vier Verſen, den Einfall Magnus des Barfüßigen, Königs von Lochlin (Norwegen) in Irland und ſeine Beſiegung durch Finn. Die Epiſoden in „Fingal" ſind auf andere iriſche Gedichte gegründet [2]). Aber nur der Gang der Begebenheiten und die Namen ſtimmen überein; Colorit, Sprache, Bilderſchmuck gehören durchaus Macpherſon an. In der „Schlacht von Lora" läßt ſich das oben mitgetheilte Stück von Ergon's Landung in Irland erkennen, in „Carthon" die iriſche Erzählung **Conloch** [3]); in **Darthula** die Ge-

1) S. oben.

2) Die einzelnen Nachweiſungen derſelben ſ. in O'reilly's Aufſatz S. 220–227.

3) In **Miss Brooke's Reliquies of Irish Poetry.**

schichte der Kinder von Uisneach [1]; von dem Kampf Ullan's und Oskar's wird eine rohe Skizze auch in Schottland als Volkslied gesungen [2]; der Tod Oskar's im ersten Buche von Temora ist aus einem der irischen Gedichte auf die Schlacht bei Gabhra genommen, wovon ein Bruchstück als ein eignes Lied in den Hochlanden in Umlauf war.

Dagegen können für die Gedichte, welche im zweiten Theile erschienen, gar keine, oder fast keine Autoritäten gefunden werden, mit Ausnahme des Tod Oskar's, der als Fragment von Temora schon im ersten Bande erschien. Denn nun hatte Macpherson sein Glück und steigender Ruhm kühner gemacht, und während er früher für nöthig gehalten, seinen Gedichten so viel Autorität zu geben, als er konnte, glaubte er nun seinem eignen Dichtergenius freien Lauf lassen zu dürfen. Indessen versäumte er doch nicht, außer einer Menge von Reminiscenzen aus alten und neuen Dichtern, besonders mannichfache Bruchstücke gälischer Poesie, namentlich gewisse stereotype Wendungen und Bewörter, wie alle Volkspoesie sie besitzt, in seine Dichtungen zu verweben, so daß ein Hochländer nicht leicht die Gedichte hören konnte, ohne irgend eine Sage, einen Vers, einen Ausdruck darin zu erkennen, ihm von Jugend auf vertraut und lieb, wo denn natürlich ein Gefühl des Stolzes sich hineinmischte,

1) Uebersetzt von O'Flannagan in Gaelic Transact. 1808. Auch in Schottland unter dem Namen Deirdre bekannt.

2) Irish Transact. Vol. I. Antiquit. p. 74. Im irisch-gälischen Originale Moighre Borb. Creilly a. a. O. S. 327.

dieſe nationellen Jugendeindrücke nun die Gegenſtände der Bewunderung Europas geworden zu ſehen. In der That, das Gewebe von Wahrheit und Falſchheit war auf ſolche Weiſe verſchlungen, daß es faſt unmöglich ſchien, die einzelnen Fäden noch zu unterſcheiden.

Als ob er geahnet, daß er ſich in dem Patriotismus ſeiner Landsleute den ſicherſten Bundesgenoſſen verſchaffe, war Macpherſon beſonders bemüht, Alles aus den Gedichten wegzuſchneiden, was an den iriſchen Urſprung derſelben mahnte. Darum ward der Geburtsort ſämmtlicher Helden nach Schottland verlegt und die fabelhaften Morven und Selma geſchaffen, wenn auch die Scene manchen Gedichtes in Irland blieb; darum ward kein Vers aufgenommen, der Finn und Oſſian Iren nannte; darum Albin und Alba verwechſelt, und hauptſächlich St. Patrick, Mac Alpin, an dem Oſſian ſo häufig ſeine Lieder richtet, ſchlechtweg Sohn Alpin's genannt und zu einem Culdee gemacht. Denn daß die Culdees nicht vor dem neunten Jahrhundert vorkommen [1]), war, darauf konnte er ſicher rechnen, ein weniger bekanntes Factum, als daß St. Patrick im fünften die Iren zum Chriſtenthum bekehrte. Die übrigen Anachroniſmen ſind auch leicht zu erklären; zum Theil fand er ſie in ſeinen Originalen, die aus verſchiedenen Jahrhunderten ſtammten, vor, z. B. der Verkehr mit den Normannen, in ſo frühen Zeiten, die ſtählernen Rüſtungen, die prächtigen Häuſer und mächtigen Flotten, und er hielt die Mehrzahl ſeiner Leſer für

1) O'reilly a. a. O. S. 175. 209.

unwiſſend genug, ſie nicht zu bemerken; theils legt er ſie ſelbſt in die Gedichte, um dem verfeinerten Gefühle der Leſer zu ſchmeicheln. Durch den Verſuch, ſeine Helden mit den Römern in Verbindung zu bringen, der ihm ſo übel bekam, bezweckte er wohl nur das Intereſſe für ſie durch eine ſo merkwürdige hiſtoriſche Aſſociation zu erhöhen.

Dieſe Verdrehung geſchichtlicher Facta, die ihn zu tauſend lügenhaften Behauptungen und Auslegungen, ſowie zu falſchen Citaten zwang, iſt in der That der gehäſſigſte Theil der ganzen Begebenheit. Literariſche Täuſchungen in der Art, wie Macpherſon begann, ſind keineswegs etwas Unerhörtes, und in England namentlich hatte man deren vor nicht gar langer Zeit durch Lauder und im Verlauf des Oſſianiſchen Streites durch Chatterton erlebt [1]). Allein ein ſolches künſtliches Gewebe von Falſchheiten, Lügen, Verdrehungen und unbegründeten Anführungen, eine ſolche Verwirrung und Verwiſchung hiſtoriſcher Angaben war noch nie in der Literaturgeſchichte irgend eines Landes vorgekommen, und ſie iſt's eigentlich, wir wiederholen es, die Macpherſon, bei allem Ruhme ſeines Dichtertalentes, immer zum Vorwurf gereichen wird [2]).

---

1) Lauder machte lateiniſche Verſe, die er für die Originale von Milton ausgab. Chatterton verfaßte Gedichte, die er mit großem Glück als die Produktionen des funfzehnten Jahrhunderts in die Literatur einführte.

2) John Smith ſcheint ſich in ſeinen Antiquities und den nachher publicirten gäliſchen Liedern ein ganz gleiches Verfahren erlaubt zu haben; d. h. er machte Lieder und gab ſie für alte Volkserzeugniſſe aus. Allein er ließ die Sache bald ganz fallen.

Der Zug, der in diesen Dichtungen fast am meisten frappirte, war der gänzliche Mangel an religiösen Beziehungen, der gerade in Erzeugnissen eines primitiven Volkes doppelt unnatürlich war. Und doch nennt Blair gerade diesen Zug einen Beweis ihrer Authenticität! Die wirklichen Ossianischen Dichtungen, d. h. solche, die Ossian in beiden Ländern zugeschrieben werden, sind in der That voll religiöser, und zwar christlich religiöser, Anspielungen. Aber dergleichen mußte er aus doppelten Ursachen ausscheiden. Erstlich hätte das bewiesen, daß die Dichtungen nicht von dem alten heidnischen Ossian herrühren konnten; und zweitens konnte die seichte Theorie der Poesie zu Macpherson's Zeit auch dem Christenthume nicht viel Poetisches abgewinnen. Dagegen führte er eine gewisse Geistermythologie ein, die ganz besondern Beifall fand. Wenn irgend etwas Verdienstliches in der Bildung dieser Geisterwelt ist, so gehört es Macpherson ganz an, denn es findet sich keine Spur davon in den gälischen Volksliedern, und er hatte dafür keine Grundlage, als den allgemeinen Geisterglauben der Hochländer überhaupt, der, wenn er unter allen Völkern lebendig ist, in einem nördlichen Gebirgsland durch aufsteigende Dünste und Nebelgebilde besonders genährt wird.

Wahrscheinlich hatte Macpherson nicht gefürchtet, daß man ihm wegen der Originale so stark zusetzen würde, da er, einzelne Proben ausgenommen, mit denen er die Zweifelnden abzufinden hoffte, erst sehr spät dazu schritt, dergleichen zu produciren. Aber seine Gegner forderten sie laut, seine mehr und mehr bedrängten Freunde und Vertheidiger konnten nur darin ihre endliche Rettung finden.

Die berüchtigten Manuscripte wurden weder gedruckt noch, dem frühern Versprechen gemäß, auf einer öffentlichen Bibliothek niedergelegt. Immer hieß es: die Reinschrift für den Druck ist noch nicht fertig. Aber siebenunddreißig Jahre waren bis zu Macpherson's Tode vergangen und sie war noch nicht fertig. Und doch mußte die Geduld der hochländischen Gesellschaft von London längst erschöpft sein, denn sie hatte bereits eine Summe von 1200 Livre zum Druck hergegeben, und noch war nicht einmal die Abschrift gemacht! Ein Proceß und die Rückgabe des Geldes stand drohend in der Ferne. Aber freilich wollte eine Uebersetzung mehr Zeit haben als eine Abschrift. Nur von acht Gedichten hatte er, darüber fand sich ein Memorandum von Macpherson's Hand in seinem Nachlaß, „die gälischen Originale" Herrn Mackenzie, dem die Besorgung der Herausgabe von der hochländischen Gesellschaft ursprünglich anvertraut worden, übergeben. Wo die drei andern Stücke, die nachher gälisch publicirt worden, hergekommen, ob sie in Macpherson's Nachlaß gefunden, oder von seinen Executoren in das Werk gestellt, bleibt ganz unentschieden. Genug, von den zweiundzwanzig Macpherson-Ossianischen Dichtungen sind nie mehr als eilf gälisch zu Tage gefördert worden; warum aber die Herausgabe derselben bis zum Jahre 1807 verschoben ward, nachdem Macpherson bereits zehn Jahre gestorben, darüber verlautet nichts.

Das Erscheinen der „Originale" mußte unter den Gegnern alle Nichtkenner oder Halbkenner des Gälischen zu Boden schlagen. Dem ächten Kenner dienten sie zur Bestätigung seiner Ueberzeugung, daß die Gedichte Pro-

dukte der neueſten Zeit und wahrſcheinlich von Macpherſon ſelbſt verfaßt waren, der den Volksdialekt ſeines Landes wohl fertig ſprach und ohne Zweifel ihn ſo gut handhabte wie irgend Einer, aber keineswegs die gäliſche Sprache gründlich verſtand. Wäre dies der Fall geweſen, ſo hätte es ihm nicht ſchwer fallen können, ſeinen Ueberſetzungen ſprachlich ein gewiſſes alterthümliches Colorit zu geben, das auch den Kenner hätte täuſchen können, wie Chatterton es mit ſo viel Glück verſucht und wie wir es noch in unſern Tagen an den anmuthigen Denkwürdigkeiten der „lieben Dorel" erlebt haben [1]). — Allein dazu ſcheint er weder Zeit noch Geſchick gehabt zu haben. Und ſo geſchah es, daß, während Sir John Sinclair in ſeiner Einleitung zu den ſogenannten Originalen verſichert, daß dieſe vollſtändige innere Beweiſe ihrer Aechtheit in ſich trügen, die wahrhaften Kenner der gäliſchen Sprache gerade in ihnen die vollſtändigſten innern Beweiſe ihrer Unächtheit erkannten. Es würde ganz nutzlos ſein, für deutſche Leſer hier abzuſchreiben, wodurch Oreilly und Drummond darthun, wie wenig das Metrum derſelben ſowohl mit den älteſten ächten, als mit den mittelalterlichen Liedern übereinſtimmt und wie unvollſtändig es den letztern nachgeahmt iſt, als auch wie ſie aus den vielen ſprachlichen und grammatikaliſchen Fehlern und modernſten Ausdrücken beweiſen, daß die ſogenannten Oſſianiſchen Dichtungen nicht die Erzeugniſſe irgend eines ächten gäliſchen Sgeulaich, ſondern das Machwerk unſerer Tage und zwar nach dem engliſchen Oſſian entſtanden ſind. Wer

1) Denkwürdigkeiten der Herzogin Dorothea Sybille von Liegnitz.

ſich ganz von der Wahrheit ihrer Gründe überzeugen will, mag die gehaltreichen Aufſätze ſelbſt nachleſen. Die vielfältigen Abweichungen, die wir in dem gäliſchen Oſſian (nach Roß und Ahlwardt) vom engliſchen Oſſian finden, laſſen ſich leicht theils durch Macpherſon's innerſte Natur, die ihm zu freier, leichtſinniger Arbeit trieb, theils dadurch erklären, daß ſogar ein gründlicherer Kenner des Gäliſchen als er es vielleicht ſchwer gefunden haben würde, die ganz modernen Empfindungen des engliſchen Originals im Gäliſchen auszudrücken, wie viel mehr die vielen metaphyſiſchen Vorſtellungen deſſelben in einem ganz rohen Volksdialekt.

Dieſen Bemerkungen freuen wir uns durch die verwandten, die wir in einem Briefe Walter Scott's an Miß Seward finden, einiges Gewicht geben zu können. „Macpherſon, ſchreibt er, war ein Hochländer und hatte ſeit ſeiner früheſten Jugend ſeine Einbildungskraft mit den Reizen celtiſcher Poeſie angefeuert. Wir wiſſen aus beſtändiger Erfahrung, daß die meiſten Hochländer, auch nachdem ſie vollkommen Meiſter des Engliſchen geworden, fortfahren in ihrer eignen Sprache zu *denken*; und es iſt mir klar, daß Macpherſon jedes Wort ſeines Oſſian erſt gäliſch *dachte*, ehe er es engliſch niederſchrieb (?). Die Proben ſeiner erſten Poeſie, die wir noch haben, ſind ebenfalls ganz mit den Eigenthümlichkeiten celtiſchen Dichtens und Seins durchdrungen, ſo daß man ihn als einen hochländiſchen Dichter betrachten könnte, ſelbſt wenn er uns nicht einige erſiſche Ueberſetzungen hinterlaſſen (die Originale des Oſſian), die er ohne alle Frage ſelbſt geſchrieben. Dies gab ihm große Vortheile bei der Bildung des Styles ſei-

nes Ossian, der, obwohl erhoben und modificirt nach Macpherson's eignen Ideen neuern Geschmacks, doch großentheils nach dem Muster der Erzählungen der Sennachies und Barden zugeschnitten ist. Bei der Uebersetzung Homer's verlor er diese Vortheile; die Umstände, die sie ihm gaben, thaten ihm vielmehr bei seinem Unternehmen großen Schaden. Denn obwohl solch ein Kleid für Ossian paßte und ihm gut stand, so mochte doch nicht leicht Einer seinen alten griechischen Freund in einem Tartan-Plaid und einem Philabeg angeputzt sehen. Kurz, Macpherson, wie sehr man seinen Styl auch in hochländischen Geschichten bewunderte, war nicht geeignet Homer zu übersetzen, und es war ein großer Irrthum, in den ihn der Beifall, den sein erstes Werk erhalten, versetzt, daß er glaubte, es sei irgend etwas Homogenes in seinen Ideen und denen Homer's. Macpherson war auf seine Weise sicherlich ein Mann von hohem Talent und seine Dichterkraft machte seinem Lande ebenso viele Ehre als der Gebrauch, den er davon machte, und, ich fürchte, sein persönlicher Charakter auch, in anderer Hinsicht, ihm zur Unehre gereichte [1]).“

1) *Lockhardt's* life of Scott. Vol. I. p. 272.

VII. Jetziger Zustand der gälischen Volkspoesie in Schottland.

Wenn es demnach auch nie einen caledonischen Barden Ossian gegeben und die Produkte, die ihn so berühmt gemacht, von Macpherson selbst verfertigt worden, so nimmt dieses den Hochländern doch nichts von dem allgemeinen poetischen Geiste, der sie von jeher beseelt und besonders reich an Gesängen gemacht. Bis zur Schlacht von Culloden im Jahre 1746 hielt jede adlige Familie in den Hochlanden ihren Hausbarden, dessen Hauptgeschäft war, die Thaten der Ahnen zu erzählen und zu preisen. Ein solcher Sgeulaich gehörte natürlich nicht blos dem Hause des Häuptlings, er gehörte dem ganzen Clan an. Als dies Geschlecht ausstarb, fiel die traditionelle Poesie in die Hände der alten Großmütter und solcher Handwerker, deren sedentäre Lebensart ihnen verstattete, genug Aufmerksamkeit darauf zu wenden — gerade wie dieselbe Art von Leuten in den schottischen Niederlanden die erblichen Nachfolger der Minstrels wurden; z. B. Schneider, die in ganz Schottland und im Norden von England im Hause ihrer Kunden zu arbeiten pflegten und bei ihrer

Arbeit die Familie mit Liedern und Geſchichten unterhielten. Hill hörte mehrere alte Lieder von einem Schneider, Namens Maclauchan, der wegen ſeiner Kenntniſſe in dergleichen Dingen berühmt war. Andere ſagte ihm ein Zimmermann her. Noch mehr, namentlich Oſſianiſche Lieder, hörte er von einem Schmied, Namens Mac Nab, zu Dalmaly, wo ſeine Vorfahren bereits ſeit vierhundert Jahren Schmiede geweſen waren. Auch unter den Leuten, nach deren Recitation Kennedy ſeine Sammlung niederſchrieb, waren mehrere Schmiede [1]). Mrs. Grant, die lange in den Hochlanden lebte, kann nicht genug davon erzählen, wie groß die Vorliebe für die Seana Dana — alten Geſänge, unter dem ganzen Volke ſei. „Die heroiſchen Handlungen, die weiſen und launigen Bemerkungen, die Unternehmungen, die Arbeiten, die Gaben und die Leiden ihrer Vorfahren waren von jeher der einzige Gegenſtand ihrer Unterhaltungen. Da, wo die ganze Welt draußen verſchloſſen war, wurden ſie ſo oft und ſo gern beſprochen, und die geringſten Umſtände durch ihre Verehrung für die Dahingeſchiedenen ſo geheiligt, daß ſie mit unglaublicher Treue und Genauigkeit von Vater zu Sohn gingen." — „Selbſt in den niedrigſten Klaſſen pflegte ein Mann ſeine Söhne und Töchter an den langen Winterabenden damit zu unterhalten, daß er ihnen das traurige Lied herſagte oder den Klageſang vorſummte, den ſeine Großgroßmutter gemacht, als ihr Gatte ſtarb,

1) Eine Sammlung im Beſitz der hochländiſchen Geſellſchaft, übrigens ziemlich verdächtig und wahrſcheinlich von Kennedy, einem Schulmeiſter, großentheils ſelbſt verfaßt oder zugeſtutzt.

der ſein Leben verloren, als er einſt in Kriegszeiten ſeinem Häuptling eine wichtige Botſchaft bringen ſollte und über einen geſchwollenen Strom ſetzte; — oder von ihrem Sohne, der umkam, als er das Neſt eines Adlers zerſtören wollte, der die Lämmer der kleinen Gemeinde anfiel — oder im Moore verſank, als er aus Menſchlichkeit nach den Schafen des kranken Nachbars ſuchte. Dies und romantiſche Geſchichten von treuer überſchwenglicher Liebe und von ſelbſtaufopfernder Uneigennützigkeit machten die Gegenſtände der Lieder und Ueberlieferungen des Volkes in den Hochlanden aus [1])."

Aber nicht allein die Vergangenheit war es, die ſie beſchäftigte und ihre poetiſchen Kräfte übte. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts blieben dieſe auch noch für die Gegenwart rege. Mrs. Grant theilt ein wahrhaft wunderbares langes Lied mit, das in den Hochlanden unter dem Namen: „das Lied von der Eule" bekannt war, eine barocke Miſchung von Wehmuth und Humor, das ein greiſer Jäger ihrer Zeit gemacht, der in ſeinen alten Tagen von zwei unverſchämten Viehtreibern aus ſeiner Hütte gedrängt ward und ſich in eine Scheune flüchtete, wo er lange hauſte und eine Eule ſeine einzige Gefährtin war. „Weder in Irland noch in den Hochlanden, ſagt Hieronymus Stone, der Schulmeiſter von Dunkeld und erſte Sammler gäliſcher Gedichte [2]), iſt es etwas Seltenes, einen Schäfer hinter ſeiner Heerde hergehen zu

1) Superstitions of the Highlanders by Mrs. *Grant*. p 23 etc. 157 etc.

2) S. oben S. 13.

ſehen, oder ein Mädchen mit einem Milcheimer auf dem Kopf zu treffen, wie ſie ſich mit Liedern, die ſie ſelbſt gemacht, ergötzen, Lieder, die es werth wären, bekannt zu werden, theils wegen der Reinheit ihrer Diktion, theils wegen der Erhabenheit ihrer Bilder und aller der weſentlichen Eigenſchaften der Dichtkunſt [1]." Beſonders aber nährte der durch das ganze Land verbreitete Elfen- und Geiſterglaube den poetiſchen Hang ihrer Gemüther. Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — wir wagen nicht zu behaupten, wie es damit gegenwärtig ſteht — herrſchte im Süden von Irland, in Wales, in den ſchottiſchen Hochlanden und beſonders auf den weſtlichen und nördlichen Inſeln der Glaube an Elfen und Geiſtermacht mit unerſchütterlicher Gewalt. Das Treiben der **Doane Shi** und **Shefro** (guten, friedlichen Leute) mit ihren Verwandten, die Banſhi, dem Clauricann, der Phuka u. ſ. w. iſt ſeit langer Zeit auf das Innigſte mit dem häuslichen Leben dort verwoben geweſen. Der Glaube an Himmel, Hölle und Fegefeuer iſt nicht feſter in Irland als der an das Land unter dem Waſſer, **Thierna na Oge**, das Land der Jugend, genannt, wo die guten Elfen wohnen. Die kleine Inſel Man in ihrer Abgeſchiedenheit hebt allein einen wahren Schatz von wunderbaren Ueberlieferungen auf, groß genug ein ganzes Buch zu füllen; und die kleinen Kreiſe im Gras, die Spuren winziger Füßchen im Schnee, das Pfeifen in der Luft an einſamen Plätzen halten in dem Mank wie in dem ächten

1) S. *Ritson's* Historical Essay on Scottish Songs p. XXIV.

Bergschotten noch immer die innerliche Ueberzeugung rege, daß sie nicht die einzigen Bewohner ihres Landes sind. In den Hochlanden werden die kleinen regelmäßigen kegelförmigen Hügelchen, die man über ganze Landstrecken verbreitet findet, Elfenhügel genannt, denn sie gelten für die Wohnungen der kleinen Geister. Mrs. Grant beschreibt einen Ort am Fuß des Berges Carryarik, der berüchtigt ist, weil darin schon mancher Wanderer im Schnee umgekommen. „Längs dem ganzen Wege, sagt sie, erheben sich zahlreiche kegelartige Hügel auf trockenem Kiesgrunde und ganz mit Haide bedeckt; während sie zu Lochan Uvie von bedeutenderer Größe und bis zu acht bis zehn Fuß aufsteigen und mit kleinen Birken bewachsen sind. Ihre vollkommene Regelmäßigkeit, ihre Aehnlichkeit untereinander und das leichte Blätterwerk, das immer um sie herumspielt, gibt der Landschaft ein seltsam fantastisches Ansehen. Die Elfen sollen hier wohnen und die Ammenmärchen sind voller Wundersagen von diesen Tomhans oder Elfhügeln [1])."

Alle Volkssagen und Lieder, die sich an das Local knüpfen, halten sich länger als die davon unabhängigen. Wir glauben daher gern, daß der Untersuchungsausschuß der hochländischen Gesellschaft kein leichtes Amt hatte, als es galt die alten Lieder zu sammeln. Denn besonders während des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts

---

1) Superstitions of the Highlanders p. 139 etc. S. auch *Crofton Croker's* Fairy Mythology of the South of Ireland und Grimm's treffliche Einleitung zur Uebersetzung dieses Werkes. *Waldron's* Works. Fairy Mythology by *Keightley* etc.

war eine bedeutende Veränderung der Sitten unter den Hochländern bewerkſtelligt worden und zunehmender Fleiß und wachſende Induſtrie hatte ihnen weniger Zeit gelaſſen, die theuern alten Lieder und Sagen zu pflegen. Doch fehlt es jenem Volke noch nicht an einer gewiſſen poetiſchen Regenerationskraft und für die Erzeugniſſe der Väter ſind die Herzen immer noch offen. Vor zehn Jahren gab der ſchottiſche Prediger Mackay die Gedichte eines alten Naturſängers aus ſeinem eignen Clan heraus, die voller Schönheiten ſind und mit Liebe aufgenommen wurden. Robert Mackay, bekannter unter dem Namen Rob Donn (Braun-Robert), lange Hausbarde des Lord Reay, iſt der hochſchottiſche Robert Burns; eine Vergleichung beider liegt in der That ſehr nahe, obwohl ihre Aehnlichkeit mehr in ihren Situationen als in ihrem Charakter liegt [1]). „Keine Zeit iſt zu verlieren, ſagt ein engliſcher Recenſent dieſer Gedichte, wenn die noch ungedruckte Literatur dieſes unglücklichen Volkes noch gerettet werden ſoll. Trotz allem, was von Clubs und Geſellſchaften gethan werden kann, muß die Sprache der Gälen, wie ihre eigenthümlichen Sitten vor lange von dieſer Inſel verſchwinden. Selbſt von ihrem Blute wird, wenn die Dinge ſo fortgehen wie in den letzten vierzig Jahren, bald mehr in Canada als in Schottland ſein. Aber es läßt ſich nicht denken, daß irgend etwas von ihrem alten Geſellſchaftsſyſtem in den transatlantiſchen Wüſten, nach

1) Orain le Rob Donn etc. — Songs and Poems in the Gaelic Language by *Robert Mackay*, the celebrated bard of Lord Reays country with a Memoir of the Author. Inverness 1829.

denen ſie ſo reißend ſchnell ſich hinziehen, wird wieder aufgebaut werden, und wir fürchten, nur wenig von dem poetiſchern Theile ihres Charakters wird mehr als eine einzige Generation die Bande patriarchaliſcher Anhänglichkeit und Ergebung überleben, die fremde Gewalt nie brechen konnte, Eitelkeit und Habſucht aber nicht angeſtanden haben zu löſen. Die kurzſichtigen Häuptlinge, die um Vermehrung ihrer Renten willen ſyſtematiſch ihre liebenden Angehörigen verbannt haben, fangen jetzt ſchon an, das Loos ihrer Opfer zu theilen. Die rächende Gerechtigkeit drückt auf ſie „nec pede claudo“ Für die verſchwenderiſchen Gebräuche, um deren willen ſie das Volk opferten, iſt der Boden nicht ausreichend befunden. Ihre Güter verfallen nach und nach unter ihren Händen und neue Menſchen, Mäkler und Wucherer, drängen Jahr auf Jahr ſelbſt die hochmüthigſten von ihnen von ihren Stühlen [1]).“

1) Quarterly Review Vol. 45. p. 374.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heloiſe.

Heloiſe.

Eine Erzählung

von

Talvj.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erster Abschnitt.

Das Wiederſehen.

Es war vor zehn bis zwanzig Jahren, im Spätherbſt und der Abend dämmerte ſchon, als die junge Heloiſe in die Thore der Königſtadt einfuhr. „Nein, ſehen Sie, ſehen Sie, gnädiges Fräulein!“ rief ein über das andere Mal die neben ihr ſitzende Zofe, „nein, ſehen Sie, die großen Häuſer! und die ſchönen Damen dort! und den prächtigen Officier!“ — Des Fräuleins Blicke folgten mechaniſch dem Zeigefinger Liſettens; aber nur ihr Auge ſah, nur ihr Ohr hörte; Geiſt und Herz waren mit ganz andern Dingen beſchäftigt. Die Vorübergehenden lachten, blieben ſtehen und beluſtigten ſich an den neugierigen Mädchen, an der altmodiſchen Kutſche und an dem Bauer auf dem Bocke, der, ſcheltend und fluchend über die Menſchenmenge, die ihm den Weg verſperrte, und über die langen Gaſſen, die kein Ende nahmen, von Zeit zu Zeit in fremdartigem Dialekt nach Straße und Hausnummer ſeines Reiſezieles fragte. Manches Lachen aber ward ein wohlgefälliges Lächeln, wenn

sein Blick auf das blühendschöne Gesicht Heloisens fiel, das, anmuthig contrastirend, aus schwarzen Trauerflören herausah. Das Fräulein bemerkte, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, zog den Schleier vor, drückte sich in eine Ecke, und während der Wagen sich dumpf und langsam weiter bewegte, überließ sie sich, ohne mehr auf Lisettens Ausrufungen zu achten, den freudig-wehmüthigen Empfindungen ihres Herzens.

„Felix, mein Felix", sprach sie zu sich selbst, „endlich seh' ich Dich wieder! Nach einem langen Jahr so schmerzlicher Trennung finden wir uns, ach! und wie so verarmt, endlich wieder zusammen! Was habe ich Dir zu entdecken! Wie wirst Du es aufnehmen? Wirst Du erschrecken? — Wirst Du Dich freuen? — Nein, nein, freuen wirst Du Dich nicht", fuhr sie erröthend fort, „freuen kannst Du Dich nicht; denn wie sehr Du mich auch liebst und was ich Dir künftig auch einmal werden mag, mehr, das fühl' ich im innersten Herzen, mehr kann ich Dir nie werden, mehr Du mir nie, als wir bisher einander waren. Mein Freund, mein Bruder, mein — Alles! Aber wie ich Dich auch einst nennen werde, Bruder, ja Bruder wird meiner Seele stets der theuerste, der heiligste Name sein; war es doch der erste, unter welchem ich Dich lieben lernte!"

Endlich hielt der Wagen vor einem großen Hause. „Hier muß es sein", sagte der Kutscher und stieg ab.

„Ob wol der junge Herr schon bei der Frau Generalin sind?" fragte Lisette.

„Da er nicht weiß, daß wir gerade heute kommen, so wäre es ein besonderer Zufall", erwiderte Heloise. Sie

bemerkte nicht, daß Liſette dieſe Frage heute ſchon dreimal gethan. Wie hoffte ſie heimlich auf dieſen Zufall!

Die Generalin, eine Jugendfreundin von Heloiſens Mutter, kam der Reiſenden bis in das Vorzimmer entgegen, und die Thränen traten ihr in die Augen, als ſie die junge Waiſe umarmte.

„Es iſt nicht die Geſtalt meiner Amalie“, ſagte ſie, Heloiſen aufmerkſam betrachtend, „aber gewiß, es iſt ihr Herz.“

Heloiſe neigte ſich auf ihre Hand. „Freundin der theuern Seligen“, — hob ſie mit bewegter Stimme an. Allein ihre Wirthin unterbrach ſie:

„Erweichen Sie ſich nicht, mein Kind“, ſagte ſie, „die Zeit wird Sie tröſten! Es iſt in der Natur, daß die Mütter vor ihren Kindern ſterben.“

Heloiſens Thränen ſtanden, als ſie dieſe wohlwollenden Gemeinſätze hörte. Die Generalin wendete ſich unterdeſſen zu ihrem Bedienten: „Packt des Fräuleins Sachen ab, weiſet der Jungfer ihr Zimmer an, geht ihr zur Hand; und wenn Ihr mit Allem fertig ſeid, ſo geht und meldet dem Herrn von Waldeck, daß ſeine Fräulein Schweſter angekommen ſei.“

Liſette, die hinter ihr ſtand, ſah Heloiſen an: „Ach, gnädige Frau Generalin“, ſagte ſie dreiſt, „nehmen Sie es nicht übel: laſſen Sie doch den Mosjö eher zum Junker gehen, ehe wir abpacken. Mein Fräulein ſind unterwegs vor Ungeduld faſt vergangen.“

Heloiſe erröthete und die Generalin ſah die Jungfer etwas vornehm an. „Nun gut“, verſetzte ſie, „ſo geht ſogleich. Kommen Sie, mein Kind“, fuhr ſie gegen

Heloisen gewendet fort, indem sie sie unter den Arm faßte. „Treten Sie ein! Sie werden meine Tochter bei mir finden. Sie ist schon seit mehrern Jahren verheirathet, wie Ihnen wol bekannt ist. Sie besucht heute eine Assemblée in der Nachbarschaft und kam vorher, mich einen Augenblick zu sehen.“

Als sie in das Wohnzimmer der Generalin traten, kam ihnen eine Dame in modischem, geschmackvollen Putz entgegen. Es war eine zarte, kleine Gestalt, deren Magerkeit geschickt durch Puffen und Falten versteckt war, und ein feines, geistvolles Gesichtchen, das trotz der hochrothen Wangen etwas Aetherisches hatte.

„Muß ich nicht stolz werden“, sagte sie mit angenehmem Lächeln zu ihrer Mutter, „indem ich mir prophetisches Vermögen zutrauen lerne? Heute morgen hat mir es mein kleiner Finger geweissagt, daß unsere junge Freundin heute kommen werde, trotz der Behauptungen des Bruders, den die Sympathie doch hätte besser unterrichten sollen. Aber sie sind zu grob organisirt zu dergleichen, die Männer.“

„Mein Bruder erwartet mich also heute nicht?“ fragte Heloise bescheiden.

„Er hatte sich es heute Vormittag fest in den Kopf gesetzt, Sie kämen erst morgen. Schicken Sie doch nach ihm, Mama, er kann noch nicht fort sein. Wahrscheinlich ist er gerade bei der Toilette. Ihre Ankunft, mein Fräulein, gibt ihm die glückliche Veranlassung, aus einer Gesellschaft wegzubleiben, wo er, vernünftigerweise wenigstens, auf nichts hätte rechnen können, als auf Langeweile und eine schlaflose Nacht.“

„Wird Dein Mann dort sein?“ fragte die Generalin ihre Tochter.

„Ich kann es nicht sagen“, erwiderte diese gleichgültig. „Ich habe ihn seit gestern Mittag nicht gesehen.“

Die Mutter machte ein bedenkliches Gesicht. Jene aber fuhr in demselben Tone fort:

„Sie wissen ja, das ist nichts Neues. Er kam gestern Abend zwei Stunden nach Mitternacht nach Hause. Ich schlief schon, und als ich heute aufstand, lag er noch in tiefster Ruhe. Von dem Morgenspaziergange mit den Kindern laß ich mich durch nichts abhalten, und als ich zurückkehrte, war er schon auf sein Bureau gegangen. Heute Mittag aß er beim russischen Gesandten oder beim Präsidenten von Netzer — oder — ich weiß selbst nicht wo. So kam Alles ganz natürlich.“

Beide Damen schwiegen ein Weilchen. Die Generalin unterbrach die Pause, indem sie Heloisen nach ihrer Reise fragte. Diese aber hatte nicht Zeit, Bericht abzustatten; die Thür flog auf, ein schöner, großer, junger Mann stürzte herein, Heloise stieß einen Schrei aus und lag, vor Freude und Wehmuth bebend, in Felix' Armen.

„Herzensmädchen, bist Du's endlich!“ rief er, sie kräftig küssend und drückend. „Hab' ich Dich wieder, mein trautes, holdes, schönes Schwesterchen! Du bist doch wohl? Du bist mir doch noch gut?“ — so drängten einander Fragen, Ausrufungen und Liebkosungen, bis es der glühenden Heloise endlich gelang, sich von ihm loszuwinden. Sprachlos deutete sie auf die beiden Damen,

die mit lachenden Augen daſtanden. Er verbeugte ſich erröthend:

„Verzeihen Sie, meine Damen!“ ſagte er — —

„Von Herzen“, unterbrach ihn Iſabelle, — ſo wollen wir die Tochter nennen. „Ich verſichere Sie, daß mir nie eine Ihrer Höflichkeiten ſo gut gefallen hat, als dieſe Unhöflichkeit. Kommen Sie, Mama! Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen; hier ſind wir ohnehin ganz überflüſſig.“

Kaum hatten die Frauen das Zimmer verlaſſen, als Felix von Neuem ſich dem Taumel ſeiner Freude überlaſſen wollte. Allein Heloiſe ſah ihn mit einem ernſten Blicke an und ſagte bedeutend: „Felix, o wahrlich nicht der Freude allein gehört der Augenblick des Wiederſehens!“

Felix' lachende Züge trübten ſich, Thränen drangen in ſeine Augen: „o Heloiſe“, ſagte er, „halte mich nicht für gefühllos, weil ich mehr des gegenwärtigen Glückes mich freue, als mich über das vergangene Unglück gräme.“

„Vergangenes Unglück, mein Lieber?“ erwiderte Heloiſe traurig. „Der Tod eines geliebten Weſens iſt nie ein vergangenes Unglück. Den Augenblick der Trennung nur kannſt Du höchſtens ſo nennen. Aber das ewige Vernichten der Abgeſchiedenen, das, ach! ſind gegenwärtige Leiden, und für das ganze Leben.“

„Du haſt Recht, Schweſter“, ſagte Felix ernſt, „es iſt ein großes Unglück, daß wir ſo früh unſere gute, theure Mutter verloren, unſere beſte Freundin, unſere klügſte Rathgeberin. Du weißt es, ich habe ihr viel Thränen geweiht und nie werd' ich ohne die innigſte

Rührung ihrer gedenken können. Aber — laß mich offen ſein, wie immer — ich kann es einmal nicht wehren, daß ich weniger an ſie denke, als vor einem halben Jahre; kann es einmal nicht wehren, daß ich wieder glücklich bin; Heloiſe, glücklicher als je! — unendlich glücklich. Gewiß, die Selige verzeiht mir; ſie freut ſich daran. Und nun hab' ich Dich ja wieder, Du liebes, treues Schweſterchen!"

Wie viel Verletzendes in dieſen Worten für Heloiſens Gefühl lag — die Treuherzigkeit, die Ehrlichkeit der Erklärung rührte und verſöhnte ſie, und ſie konnte nicht umhin, die Umarmung, mit der er die letzten Worte begleitete, mit Innigkeit zu erwiedern. Eine Viertelſtunde ungefähr war unter wehmüthig-herzlichen Geſprächen vergangen, als Iſabella leiſe eintrat.

„Es iſt Zeit zum Aufbruch", ſagte ſie entſchuldigend, „und ich muß mir Shawl und Handſchuhe holen."

„Schon ſo ſpät?" fragte Felix beſtürzt.

„Daß Sie dispenſirt ſind, lieber Waldeck, verſteht ſich von ſelbſt. Ich übernehme Ihre Entſchuldigung bei dem Kammerherrn."

„Sie ſind ſehr gütig", erwiderte er mit einiger Verlegenheit; „allein es wird doch nicht gut angehen, daß ich ganz wegbleibe."

„Was fällt Ihnen ein? Sie werden doch Ihre Schweſter nicht gleich am erſten Abend Ihres Wiederſehens verlaſſen wollen."

„Meine Schweſter bedarf der Ruhe", antwortete er mit ſteigender Verwirrung. „Sie iſt müde. Vor zehn Uhr gehe ich nicht hin, wo ſie ſich ohnedem niederlegen muß."

„Wie besorgt! Ihre Schwester müde? Sehen Sie sie doch an, sind das müde Augen?“

„Meine Verhältnisse — —“

„Das klingt verdächtig! In was für geheimen Verhältnissen stehen Sie wol mit unserm Kammerherrn, Herr Legationssecretair?“

„Ich habe es dem Hause schon mehrere Male abgesagt, wenn man mich auch heute vermißte — — —“

„Vermißte? Waldeck, sind Sie kleinstädtisch oder eitel? In solchen Assembleen, wo sich die Masse drängt und treibt, wird kein Einzelner vermißt. Deshalb seien Sie unbekümmert, lieber Waldeck, ich entschuldige Sie!“

„Bemühen Sie sich nicht, meine Gnädige!“ entgegnete Felix kalt und verstimmt. „Ich werde um zehn Uhr selbst erscheinen.“

„Nun“, sagte sie lächelnd, „wenn Sie sich denn für so unentbehrlich halten! — Ihnen, mein liebes Fräulein, wünsch' ich eine bessere Nacht, als ich sie haben werde! Wenn Ihnen Ihre Liebe zu Ihrem Bruder erst Zeit lassen wird, auch auf Andere zu merken, werd' ich mich um Ihre Freundschaft bemühen, die ich für ein unschätzbares Gut halte, und — ich fühle es — ich habe die Fähigkeit, dies Gut zu erwerben.“ Mit diesen Worten drückte sie ihre Hand herzlich und sah sie mit einem seelenvollen Blicke an. Heloise erwiderte unwillkürlich den Druck.

„Au revoir, Monsieur!“ fuhr Isabella gegen Felix gewendet fort, verbeugte sich mit Grazie und verließ das Zimmer.

Die Geschwister saßen eine kleine Weile still.

„Eine liebenswürdige Frau“, hob endlich Heloiſe an.

„Sehr klug und gewandt“, erwiderte Felix. „Wenn ſie nur ihre Superiorität nicht durch den fatalen, hofmeiſternden Ton geltend machte, den ſie anzunehmen pflegt, beſonders gegen junge Männer.“

„Aber, lieber Felix! mußt Du denn durchaus in Deine Geſellſchaft?“

„Wenn Du wünſcheſt, liebe Heloiſe, daß ich länger als bis zehn Uhr bei Dir bleibe, ſo thue ich es herzlich gern.“

„Nicht doch, Felix, geh nur, wenn es Dir Vergnügen macht!“

„An Vergnügen iſt dabei gar nicht zu denken, es iſt eine kalte, langweilige Partie. Ich meinte nur, daß es Dir ohnehin gut ſein würde, Dich zeitig niederzulegen.“

„Ja wol, lieber Felix! gehe ja hin. Wir ſehen uns ja morgen wieder!“

„Und dann alle Tage, beſtes Kind! — Aber wünſcheſt Du, daß ich hier bleibe —“

„Nicht doch, nicht doch, gehe ja hin! — Laß uns von etwas Anderm ſprechen, — ſage mir, die junge Frau iſt wol recht glücklich mit ihrem Manne?“

„Ich glaube nicht, daß ſie ſich eben unglücklich fühlt, obgleich er ein unerträglicher Menſch iſt, ſeicht, kalt und, wie man ſagt, auch ſeiner Frau nicht treu.“

„Dieſer klugen, reizenden Frau?“

„Hm! reizend nur bei Abend. Sie ſoll ſehr ſchön geweſen ſein; jetzt hilft ſie ſich durch die Kunſt. Sie legt auf, wie Du haſt ſehen können.“

„Um es zu entſchuldigen, Felix, brauchen wir nur an unſere Mutter zu denken, die, wie ſie uns oft erzählt, während ihres Hoflebens es auch hat thun müſſen.“

„Ich habe auch nichts dawider“, verſetzte er lächelnd, „aber Du doch hoffentlich auch nicht, wenn ich Dir verſichere, daß mir Deine ungeſchminkten Wangen bei Weitem beſſer gefallen?“

Hierbei küßte er die Erröthende herzlich. Die Generalin trat nun wieder herein und ſetzte ſich zu ihnen. Das Geſpräch führte ſie zu den alten Zeiten zurück, in denen die gute Dame, wie Felix' Mutter, Hofdame bei der jungen Prinzeſſin Antonie war, und ſie wußte von den beiden letztern ſo viele kleine Züge zu erzählen, daß die Geſchwiſter mit inniger Rührung zuhörten. Beſonders bewegten Heloiſen dieſe Erinnerungen ſichtbar. Die Erzählungen der Generalin gingen übrigens nur bis zum Zeitpunkt ihrer Verheirathung, die ſie vom Hofe entfernt und hierher geführt hatte. Sie war mehrere Jahre älter als jene beiden, die in der innigſten Freundſchaft lebten. Eine geraume Anzahl Jahre ſpäter war ſie zum Beſuch nach dem vaterländiſchen Hof gereiſt und hatte ſich an der aufgeblühten Schönheit der Prinzeſſin erfreut. Damals hatte gerade die Vermählung der jungen Gräfin Staden mit dem Herrn von Waldeck ſtattgefunden, einem ältern, aber trefflichen und ſehr reichen Mann, deſſen Felix ſich nur dunkel erinnerte und den Heloiſe nie gekannt hatte. Zu dieſer Hochzeit war auch der Bruder der Braut, eine prächtige, ſtolze Erſcheinung, der eben den Freiheitskrieg mitgemacht und ſich im Felde ſehr ausgezeichnet hatte, am Hofe erſchienen.

„Mein Beſuch“, ſagte die Generalin, „friſchte meine Correſpondenz mit Ihrer Mutter wieder etwas auf. Aber wie es ſo zu gehen pflegt, die Briefe wurden ſelten und ſeltener. Das Unglück der Prinzeſſin ſchien nach und nach das ganze Herz Ihrer guten Mutter in Anſpruch genommen zu haben. Ich weiß nicht genau, wie die Sache zuſammenhing. Allein es bewegte mich ſehr, als ich endlich durch Reiſende erfuhr, die Prinzeſſin ſei ſo gut als exilirt, Ihre Mutter von ihr getrennt, und als man mir nichts Gewiſſes von dem Schickſale Ihres Oheims, des Grafen von Staden, ſagen konnte, von dem damals ein dunkles Gerücht meldete, er ſei nach Rußland gegangen. Nach langer Zeit hab' ich öfters von einem ruſſiſchen General Staden ſprechen hören, der ſich im Türken- und Perſerkrieg hervorgethan. Wahrſcheinlich iſt das Ihr Oheim. Iſt dem ſo, nun ſo ſind wol, während er neue Wunden empfangen, die ältern ſeines Herzens vernarbt.“

„Allerdings iſt es unſer Oheim“, erwiderte Felix, „von dem die Zeitungen ſo viel geſprochen haben. Unſere Mutter gedachte ſeiner nur ſelten, aber that ſie's, ſo war es mit der innigſten Liebe. Ich erinnere mich ſeiner noch ſehr wohl: es war ein ſchöner, feuriger Mann, und wenn ich mir ſeine kräftige, kriegeriſche Geſtalt vergegenwärtige, ſo begreif' ich kaum, was ihn zum Kammerherrn hat machen können.“

„Die Sache hatte auch ihren eignen Zuſammenhang“, antwortete die Generalin. „Als ich ihn ſah, war ihm bald anzumerken, daß ihm, obwol ein Landeskind, an ſeines Fürſten Hofe Alles zu klein war. Er kam nur

zum Beſuch und mit der Abſicht, ſich in den Dienſt meines Monarchen zu begeben. Als ich hierher zurückgekehrt, war mir die Nachricht nicht wenig überraſchend, daß er dort Kammerherr geworden."

„Ich weiß durchaus nichts Näheres davon, die Mutter beobachtete ein ſtrenges Stillſchweigen darüber. Es ſcheint indeſſen, nicht gegen Heloiſen, denn wie ich eben bemerke, ſitzt dieſe mit hochrothem Geſichte und niedergeſchlagenen Augen da."

„Wir wollen nicht in ſie dringen", ſagte die Generalin und fuhr in ihren Erzählungen fort. Während derſelben rückte die zehnte Stunde heran, und je mehr ſie ſich näherte, je unruhiger ward Felix. Heloiſe bemerkte es.

„Es iſt nun wol Zeit, daß Du gehſt, Bruder", ſagte ſie.

„Biſt Du müde, liebes Kind?" fragte er gezwungen.

„Das nicht, und doch — ja, ich bin müde. Ich werde mich bald von der Frau Generalin beurlauben. Ueberdem wird es ſonſt zu ſpät für Dich."

„O, mit mir hat es keine Eil', ich komme zeitig genug", ſagte er, indem er aufſtand und jede ſeiner Bewegungen andeutete, daß er ſeine Ungeduld zu zügeln ſuchte.

Eine zärtliche Gute-Nacht und ſie trennten ſich.

Die Generalin führte bald darauf Heloiſen in das ihr beſtimmte Zimmer. Es war ein kleines, freundliches Gemach, daneben ein Cabinet, in welchem ſie mit ihrer Jungfer ſchlafen ſollte. Dieſe war noch mit Aus-

packen und Einräumen beſchäftigt, und voller Bemerkungen über das Hausgeſinde, von denen ihr Mund überfloß. Während ihres Geſchwätzes entkleidete ſich Heloiſe und mancherlei Betrachtungen drängten ſich mitten in die ſeligen Empfindungen ihres des Wiederſehens frohen Herzens.

„Er hätte doch nicht gehen ſollen“, ſagte ſie für ſich; „allein — bin ich nicht unbillig, ihn zu tadeln? Hier in der großen Stadt, in dem höfiſchen Treiben iſt's ja nicht wie bei uns auf dem Lande, wo man den Neigungen ſeines Herzens ungezwungen folgen kann. Wie oft 'hab' ich's von der Mutter gehört, von welcher Wichtigkeit Umſtände, Verhältniſſe in der großen Welt ſind. Und wie liebevoll, wie herzlich war er doch! Wie war er doch ſo ganz der Alte! — Nein, hat mir ein Zug ſeines Betragens verletzend ſein dürfen, ſo war es wol eher der geringe Schmerz, den er der herrlichen Mutter Andenken widmete. Und doch — ſoll ich mich nicht freuen, daß er glücklich iſt? Ach! und bin ich es nicht mit ihm? Morgen, morgen will ich ihm in einer ſtillen Stunde vom Tode der theuern Seligen erzählen, ihn wiederholen, was ich ihm geſchrieben, und mit ihm weinen. Dann thut er wol die Frage, die ich ſchon ſo lange erwartet habe: ob ſie gar nichts Schriftliches an ihn habe hinterlaſſen können; ich gebe ihm die theuern Zeilen — und — er weiß Alles!“

Unter ſolchen Gedanken, von mancher Thräne begleitet, entſchlummerte ſie. Das arme Kind! Die erſte Nacht in der Fremde ſollte für lange Zeit ihre letzte glückliche ſein. Mit einem Herzen voll Hoffnungen und

einem durch die Reise ermüdeten Körper schlief sie sanft und fest. Wir aber wollen unterdessen dem geneigten Leser Bericht erstatten von ihren frühern Verhältnissen und von denen, die sie hierhergeführt. Wir sind genöthigt, weit auszuholen.

Zweiter Abschnitt.

Heloisens frühere Geschichte.

Auf einem einsam gelegenen Rittergute, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, lebte vor einiger Zeit die verwittwete Amalie von Waldeck, ganz der Erziehung zweier liebenswürdiger Kinder, eines Knaben und eines vier Jahre jüngern Mädchens. Sie erfüllte diese süßen Pflichten mit einem Verstande, mit einer Herzlichkeit, die sie gleich achtens- und liebenswerth machte. Vielfache Beschäftigung und die reizende Wildniß der Natur, die sie umgab, tröstete sie leicht darüber, daß ihr der Zorn des Fürsten den Hof verboten, für den sie gebildet war und an dem sie den größten Theil ihres Lebens zugebracht hatte.

Vor mehrern Jahren nämlich, als ihr Sohn Felix gerade sieben, ihr Töchterchen Heloise aber eben drei Jahre alt war, entdeckte der alte Fürst, daß seine Tochter, die Prinzessin Antonie, deren Weigerung, sich zu vermählen, ihm schon seit lange verdrießlich gewesen, seit ungefähr vier Jahren mit ihrem Kammerherrn, dem

Grafen von Staden heimlich verheirathet war, und daß die Schwester des letztern, die seit drei Jahren verwittwete Frau von Waldeck, die Vertraute des Liebeshandels gewesen sei. Der Graf entzog sich dem gerechten Zorn des Landesherrn, indem er dessen Staaten verließ. Er ging nach Rußland, nahm Kriegsdienste, suchte verzweifelnd den Tod und fand Ehre und Ruhm; ja im allmäligem Vergessen ein neues, wenn auch bedingtes Lebensglück.

Die Prinzessin setzte ihres Vaters Toben eine ehrfurchtsvolle Standhaftigkeit entgegen. Ihre Ehe ward, auf ihre Versicherung, keine Kinder zu haben, für ungültig erklärt. Keine Bitten, keine Drohungen aber konnten sie bewegen, einem benachbarten Fürsten, der sich um sie bewarb, ihre Hand zu reichen. Fürchtend durch Zwangsmittel das ehrenrührige Geheimniß offenkundig zu machen, ließ er endlich von ihr ab und vergönnte ihr auf einem Landsitze, ohnweit der Residenz, den Verlust ihrer Liebe zu beweinen. Vergebens aber bemühte sie sich, die Frau von Waldeck, die vom Hofe verwiesen war, mit sich ziehen zu sehen. Sie legte ihrem Vater Briefe vor, aus denen unumstößlich bewiesen ward, daß jene nicht allein die heimliche Heirath nicht gebilligt, sondern auch Alles, was in ihrer Macht war, gethan hatte, sie zu verhindern, und erst als die Sache ohne ihr Wissen dennoch geschehen, sich zur Vertrauten der Liebenden herzugeben. Umsonst! Die moralische Superiorität der jungen Wittwe hatte sie einigen einflußreichen Dienern des alten Fürsten längst verhaßt gemacht. Sie zog sich auf die Güter zurück, welche ihr verstorbener Gemahl ihrem kleinen Sohne

hinterlaſſen, deſſen Vormünderin ſie war. Heloiſe war erſt mehrere Monate nach des Herrn von Waldeck's Tode geboren, als ſeine Witwe, das Trauerjahr in der Stille zuzubringen, ſich auf ihr entlegenſtes Gut zurückgezogen hatte und die Prinzeſſin, die ebenfalls viel kränkelte, gerade bei ihr zum Beſuch war. Weinend ſchieden jetzt, durch des beleidigten Fürſten Zorn getrennt, die Freundinnen von einander, und gewaltſam mußte die gefaßtere Waldeck die kleine Heloiſe aus den Armen der Prinzeſſin reißen. In ſpätern Jahren erhielten es die Thränen dieſer Letztern, von der Freundin alljährlich einen Beſuch empfangen zu dürfen. Und nie verfehlte dieſe, die Kinder mitzubringen, die dann mit Liebkoſungen und Geſchenken überhäuft wurden und ſich Monate lang vorher auf dieſe Reiſe freuten.

Die vielwiſſenden Hofleute mochten Recht haben, wenn ſie meinten, die Fürſtin habe ein näheres Intereſſe an der lieblichen Heloiſe. Indeſſen hätte ſie ihre Pflichten und Rechte keinen beſſern Händen anvertrauen können, als denen der Frau von Waldeck. Die Kinder wurden mit einer Weisheit erzogen, deren man ſonſt eine junge am Hofe gebildete Dame kaum fähig hält. Felix, die Hinterlaſſenſchaft eines verehrten Gemahls, Heloiſe, das Vermächtniß eines geliebten Bruders, waren ihrem Herzen gleich theuer. Dreißig Jahre alt, wohlgebildet, reich, bot ihr die Welt ſich dar mit ihren Genüſſen und Schätzen. Allein ſie opferte ſie freudig dieſen beiden Kindern. Ihr Glücksſtern hatte ihr in dem Prediger des Ortes einen höchſt tüchtigen Gehülfen und zugleich einen edelmüthigen Freund zugeführt, in deſſen Umgang ſie ſelbſt ſich noch

auszubilden und zur Erzieherin ihrer Kinder erſt recht zu erziehen befähigt ward. Es war ein Lieblingswunſch ihres Herzens geworden, die beiden ſüßen Geſchöpfe nicht allein mit, ſondern auch für einander zu erziehen. Sowol ihr ferner Bruder, als die Prinzeſſin willigten freudig in dieſen Plan. Der Graf hatte kein Vermögen, Heloiſe demnach keine Erbſchaft zu erwarten; denn ihrer Mutter Schmuck und was ſie ſonſt noch beſaß, fiel nach deren Tode an den alten Fürſten zurück. Von ſeines Nachfolgers mildern Geſinnungen hoffte man indeſſen, die Erlaubniß zur Zurückkunft des Grafen zu erhalten, und in der Gewißheit, auf ſeinen Charakter gegründet, daß er ſeiner Schweſter Tochter nicht haſſen werde, durfte man ſich ſchmeicheln, dann die Liſt enthüllen zu dürfen. Bis zu des alten Fürſten Tode, welcher nicht mehr fern zu ſein ſchien, beſchloß alſo Frau von Waldeck, die Kinder als Geſchwiſter zu erziehen, theils zu Heloiſens Sicherheit, theils um ſie in einem vollkommen unbefangenen Verhältniſſe zu einander zu erhalten.

Die Umſtände, mehr aber noch die zärtliche, faſt beiſpielloſe Liebe der Kinder zu einander, begünſtigten ihren Plan. Schloß Waldeck lag im höchſten Grade einſam und abgelegen und die wenigen Nachbarn, die es hatte, Amtleute und Krautjunker, eigneten ſich wenig zum Umgang der Beſitzerin. Jahre vergingen und Felix ſah kein anderes Kind als Heloiſen, Heloiſe kein anderes als Felix.

Der Knabe benutzte die Erlaubniß, manchmal mit den Bauernjungen Soldat zu ſpielen, nur ſelten, weil er ſich dann von der Schweſter trennen mußte, und der

ſtille, feſte und zärtliche Sinn derſelben gewann bei Zeiten einen bedeutenden Einfluß auf den leichtſinnigen, muthwilligen Burſchen. Oft despotiſirte er ſie durch ſein ungeſtümes Weſen und kränkte ſie in ſeiner wilden Laune, aber ſtets wußte er die Willige mit ſchmeichelnden Worten und Verſicherungen der Reue ſchnell zu verſöhnen. Bei ſeinem für jeden Eindruck empfänglichen Gefühl, bei ſeinem verwegenem Muthe und leicht auflodernden Feuergeiſte ſah Frau von Waldeck mit Zagen dem Zeitpunkte entgegen, wo er, dem Unterrichte des Predigers und Hauslehrers entwachſen, die Univerſität beziehen ſollte. Die Vorſehung hatte ſie auch in der Wahl des letztern ungemein begünſtigt, indem ſie ihr in ihm einen wackern und gelehrten jungen Mann zuführte, der außerdem fähig war, Felix in den ritterlichen Künſten zu unterrichten, welche die Zierde eines Mannes ausmachen, und zu welchen Felix, obwohl er einen offnen Kopf hatte und tüchtig im Lernen wie in Allem war, ganz beſondere Neigung zeigte. Bald war er dem Meiſter im Reiten, Fechten und Schießen überlegen; zu letzterm war er durch ein ſcharfes Auge und eine feſte Hand beſonders befähigt. Die Geſchicklichkeit, welche er darin erlangte, ſollte ihm ſpäter in einem der bedeutendſten Augenblicke ſeines Lebens von der größten Wichtigkeit ſein.

Der Zeitpunkt der Trennung kam endlich heran. Achtzehn Jahre alt, reich, ſchön, ein Brauſekopf — welchen Gefahren war er nicht ausgeſetzt! Felix ſelbſt zwar hatte ſchon lange mit heimlicher Sehnſucht an dieſen erſten Ausflug gedacht, ſah er aber Thränen in ſeiner Schweſter Augen aufſteigen, ſo ward ihm wehmüthig ums

Herz und er ſuchte unter ungeſtümen Poſſen die Weichheit zu verſtecken, deren er ſich ſchämte. Wenn jedoch dann Heloiſe ſeine Hand ergriff und mit Taubenaugen ihn anblickend bat: „Ach, Felix, ſcherze nicht, wenn ich weine!“ — ſo warf er ſich ſelbſt ſchluchzend an das ſchweſterliche Herz und verſprach ihr und ſich, alle Wochen zu ſchreiben und ſie regelmäßig während der Ferien zu beſuchen. Die Paſtorin, die nicht wie ihr Gatte mit im Geheimniſſe war, ſah einmal einen ähnlichen Auftritt mit an. „Nun, mein kleines Fräulein“, ſagte ſie lachend, „ewig kann es ja doch nicht ſo bleiben. Wenn einmal ein ſtattlicher Junker kommt nnd Sie heim holt, müſſen Sie ſich doch von Ihrem Bruder trennen.“ Aber: „nein“, rief die Kleine lebhaft, „nein! ich will nimmermehr heirathen! Ich könnte nie einen Mann ſo lieb haben wie Felix!“ Die Freundin lächelte und ſagte: „Laſſen Sie nur noch ein paar Jahre hingehen.“ Aber Frau von Waldeck betrachtete die Zärtlichen mit innerer Freude.

Ernſter als je verließ Felix endlich das Haus, wo er ſolche Liebe zurückließ. Aber er glaubte bald, ſich überzeugen zu dürfen, daß er nicht weniger in dem Kreiſe ſeiner Brüder fand, der ihn erwartete. Er ſchloß eine ſo große Anzahl von Freundſchaftsbündniſſen, daß Heloiſe entzückt darüber war und Frau von Waldeck nicht wußte, ob ſie lächeln oder beſorgt ſein ſollte. Unter den Frauenzimmern hingegen fand er ſich nicht ſo leicht heimiſch. „Die Mädchen hier“, ſchrieb er in ſeiner bündigen Weiſe an Heloiſe, „gefallen mir alle nicht; wenigſtens mit Dir verglichen, taugen ſie alle nicht viel. Keine iſt ſo hübſch,

keine ſo klug und beſonders keine ſo gut wie Du!“ Die Schweſter las es mit ſüßem Erröthen und bewies ihm in ihrer Antwort, daß ſie weder hübſch noch klug, daß ſie blos gut ſei, beſonders aber ihm über Alles in der Welt gut ſei. Die Mutter, da ſie ihn ſo günſtig geſtimmt ſah, hütete ſich wol, durch unzeitige Warnungen vor Liebeshändeln ihn neugierig zu machen, ob verbotene Früchte wirklich ſo ſüß ſchmecken, als man ſagt.

Felix, nachdem er ein halbes Jahr entfernt geweſen und mit ſeiner Geliebten ſich des Wiederſehens innig gefreut, ward im darauffolgenden Frühlinge zum zweiten Male mit Ungeduld zu Hauſe erwartet, als auf einmal ein Brief von der Kammerdame der Prinzeſſin Antonie eintraf, der Frau von Waldeck von dem ſehr bedenklichen Zuſtande ihrer erlauchten Freundin unterrichtete und ſie in ihrem Namen dringend zu ihr einlud. Der Gram hatte ſchon lange mit ſchnell arbeitenden Händen ihre Geſundheit untergraben; einige äußere Umſtände hatten ihren Zuſtand plötzlich lebensgefährlich gemacht. Als ſie, längſt mit einer krankhaften Schwärmerei den Tod erſehnend, ihn ſich nun mit einem Male ſo nahe treten ſah, begehrte ſie die Freundin zu ſehen und ihr Liebſtes auf dieſer Welt, Heloiſen an ihr Herz zu drücken, ehe ſie ſchied.

Die Frau von Waldeck, von einem heftigen Schmerz ergriffen, warf ſich ſogleich in den Wagen. Heloiſe weinte an ihrer Seite; denn ſie liebte die hohe, bleiche Frau innig, deren melancholiſcher Blick ſich zärtlich aufheiterte, wenn er auf ſie fiel. Als die Reiſenden ankamen, war für die Prinzeſſin ſchon keine Hoffnung mehr da. Der

Erbprinz war gegenwärtig; die Prinzessin hatte ihm Alles entdeckt, und, als eine Sterbende, das Versprechen gefodert und erhalten, dem Grafen Staden die Rückkehr zu erlauben, sobald es in seiner Macht stände, und die junge Heloise als sein und ihr legitimes Kind anzuerkennen. Jetzt glaubte Frau von Waldeck dieser Letztern nicht mehr das traurige Geheimniß vorenthalten zu dürfen. Denn es erschien ihr grausam, sie um den köstlichen Augenblick zu bringen, ihre Mutter zum letzten Male zu umarmen. Von dem weinenden Mädchen umfaßt, schied die Fürstin dahin, sie inniglich segnend, sie ermahnend, ihrer Pflegemutter in Allem gehorsam zu sein und ihren verbannten, unglücklichen Vater zu lieben.

Wie unsäglich elend saß die arme Heloise neben der Frau von Waldeck im Wagen, als sie Tages darauf — denn zum feierlichen Begräbniß ward der Fürstin Leichnam in die Residenz gebracht und Tochter und Freundin durften ihm nicht folgen — in ihre Heimat zurückfuhren! In einem Augenblicke hatte sie zwei Mütter und einen Bruder verloren. Wie allein stand sie plötzlich in der Welt; denn ihr Vater war viele hundert Meilen weit entfernt, sie hatte ihn nie gesehen, er hatte ihr nie etwas Liebes erzeigt. Frau von Waldeck ließ sie ungestört weinen. Als sie aber, nachdem sie wieder in ihrer Heimat waren, sie sich einer unerklärlichen Schwermuth hingegeben sah, redete sie ihr ernst und liebreich zu und fragte sie, ob ihre Jahre lange Pflege und Sorgfalt sie nicht des Mutternamens würdig gemacht habe? Heloise warf sich ihr hastig weinend um den Hals und sagte:

„Ach, meine Mutter! — Du bist es, ja! ich hab'

es tauſend Mal im Innerſten des Herzens gefühlt, daß Du's biſt. Wachteſt Du nicht all mein Leben lang über mich mit mehr als mütterlicher Sorgfalt? Pflanzteſt Du nicht durch tauſend Segnungen und Wohlthaten die kindlichſten Gefühle in mein Herz? Und ich wäre Deine Tochter nicht?"

„Du biſt es", ſagte Frau von Waldau gerührt und drückte ſie an die Bruſt. „Denn die Liebe iſt die innigſte Verwandtſchaft. Deine Hülfloſigkeit feſſelte mich einſt an Dich. Deine Liebenswürdigkeit, die Reinheit Deines Gemüthes machte die Bande unauflöslich. Was anders könnte eine Mutter Dir ſagen? Blut, ſagen ſie? — fließt nicht das Blut des geliebteſten Bruders in Deinen Adern, und iſt es nicht das meine? Ja, meine liebe Heloiſe, die beiden Weſen, die mir der Himmel am Nächſten geſtellt hat, gehören Dir an. Dein Vater iſt der älteſte Freund meines Herzens und Dein Bruder — —"

Heloiſe wendete ſich erblaſſend ab: „Mein Bruder!" wiederholte ſie. „Ach, er iſts nicht mehr! Ach Mutter, laß es ihn nie erfahren! O meine theuerſte Mutter, laß mich ihm ewig ſeine Schweſter, laß mich ihm nie eine Fremde ſein!"

„Mein Kind", verſetzte Frau von Waldau mit einer Stimme, die unmerklich feierlicher ward; „er ſei Dir ſtets der geliebteſte Freund, Du ihm ſtets die theuerſte Freundin! Dies iſt mein, iſt Deines Vaters Wille. Es iſt das Gebot Deiner ſeligen Mutter. Einen Bruder haſt Du verloren, um einen Bräutigam wiederzufinden. Erröthe nur, meine Heloiſe! Ich preiſe Dich als eine

der Glücklichſten Deines Geſchlechts, denn Du biſt Deines Geliebten erſte und einzige Liebe. Keine romaneske Verblendung, keine nach Beſchäftigung dürſtende Phantaſie, keine begehrliche Sinnlichkeit hat ihn Dir zu eigen gemacht. Er kennt Dich ganz und liebt Dich ganz, weil er Dich ganz kennt. Er liebt Dich mit der ganzen Kraft eines unſchuldigen Gemüths. Und ich, meine Heloiſe, bin ich nicht die glücklichſte der Mütter, daß ich meinem Sohne eine Gattin geben kann, deren Mutter ich dann zweifach bin, und die mir ſeine Sohnesliebe zweifach zuwendet?“

Heloiſe lag an ihrer Bruſt, das glühende Geſichtchen mit beiden Händen verbergend: „O meine Mutter“, ſtammelte ſie. Aber ihre Bewegung ließ ſie nicht weiter ſprechen. Die Mutter drückte ſie noch ein Mal an ſich, bat ſie dann, ſich zu faſſen, und ließ ſie dann allein mit einem ſtürmiſcher als je aufgeregten, zärtlichen, dankbaren Herzen.

Die Reiſe an das Krankenbette der Prinzeſſin war in die Zeit von Felix' Ferien gefallen und hatte ſeinen Beſuch gehindert. Der Herbſt, die dritte Vacanz, kam nun heran und mit ihm die Erwartung, ihn zu ſehen. Mutter und Schweſter bereiteten ſich auf ſeinen Empfang vor, erſtere, indem ſie überlegte, auf welche Art ſie ihm ihr Geheimniß beibringen ſollte, Heloiſe, indem ſie ihre Aengſtlichkeit zu bekämpfen ſuchte. Da lief ſtatt ſeiner ganz unerwartet ein Brief ein. Seine Freunde, ſchrieb er, hätten ihm ſo dringend zugeredet, die glückliche Muße in dieſer ſchönen Jahreszeit zu einer Schweizerreiſe zu benutzen, daß er nicht widerſtehen könne. Die Hoffnung

eines innigen Naturgenuſſes, welche er mit auf den Weg nehme, werde ihn gewiß bei Mutter und Schweſter entſchuldigen. Im nächſten Frühjahr denke er ſich deſto länger des Wiederſehens zu erfreuen.

Frau von Waldeck war unzufrieden, Heloiſe empfindlich. Die Briefe voll Entzücken, die wiederholt darin ausgeſprochnen Wünſche ſie mit genießen zu laſſen, die Liebe, von der ſein ſeliges Herz überſtrömte, verſöhnten beide bald und ſie dankten es zuletzt den Freunden, die dem Theuren ſolche Luſt bereiteten und durch ihre Genoſſenſchaft erhöhten. Die Jünglinge, wenn auch nicht alle genialen Geiſtes, doch romantiſch geſtimmt, fantaſtiſch gekleidet und fröhlich-ſtolz im kräftigenden Gefühle der Freiheit, erlebten tauſend Abenteuer, die der Eine in Verſe brachte, der Andre mit der Feder zeichnete und Felix poſträglich ſeiner Schweſter berichtete. Das gute Kind ergötzte ſich von ganzem Herzen daran: „er iſt glücklich, meine Mutter“, ſagte ſie, „was will ich mehr?“

Der Winter ging unter ſüßen Hoffnungen hin. Gegen den Frühling überfiel ihr armes Herz wieder jene Angſt und nahm mit jedem Tage zu. Als ſie aber, einen Tag früher, als ſie ihn erwarten konnte, Felix auf den Schloßhof ſprengen ſah, größer und ſtärker als vor anderthalb Jahren, aber ſonſt noch ganz der vorige, frohe, liebevolle Felix — da war im Moment auch ihr Herz wieder plötzlich das alte. Mit Jubelgeſchrei flog ſie die Treppe hinab, lag an ſeinem Halſe und rief das ganze Haus zum Zeugen ihres Glückes herbei. Felix konnte ſich nicht ſatt ſehen an der ſchönen, blühenden

Schweſter. Wie reizend Du geworden biſt! ſagte er zwanzigmal und ſie hörte es mit Erröthen, aber ohne Aengſtlichkeit an. Abends ſagte ſie zu ihrer Mutter: „Kaum kann ich es glauben, daß er nicht mein Bruder iſt; mein Herz wenigſtens kann ſich nicht davon überzeugen. Einem Liebhaber, ſo glaubt' ich ſtets, könne ein ſittſames Mädchen nur mit Erröthen einen Kuß zugeſtehen; aber wenn Felix mich küßt, ich verſichre Dich, liebe Mutter, ſo iſt es grade, als thätſt Du es!"

„Gott ſegne Dich mein Kind!" erwiderte die Mutter, „und möge es ſo bleiben!"

Und es blieb ſo. Frau von Waldeck, von der Unbefangenheit der beiden geliebten Kinder gerührt, ſchob es von Tage zu Tage auf, ihm ihr Geheimniß zu entdecken. Das innige Verhältniß, in welchem ſie ihn zu einem Kreis von leichtſinnigen jungen Männern ſah, die hohen Begriffe, die er von der Freundſchaft und ihren Verpflichtungen hatte, unter welche er die, einander nichts zu verbergen, für eine der vornehmſten erklärte, bewog ſie endlich, es ihm fürs Erſte ganz zu verſchweigen und das Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn abzuwarten, von welchem ſie die Auflöſung mancher dieſer Verbindungen hoffte.

Während vier Jahren beſuchte Felix mehrere Univerſitäten und bildete ſich zu einem feinen, trefflichen und kenntnißreichen Manne aus. Mit jedem Beſuch fand er ſeine Schweſter reizender, liebenswürdiger und verſtändiger und die genaue Bekanntſchaft mit einem ſo vollkommnen Mädchen war es ohne Zweifel, was ihn während dieſer vier Jahre für die Vorzüge andrer Frauenzimmer

ziemlich unempfänglich machte; und wenn er ſich auch auf einige unbedeutende Galanterien einließ, ſo blieb doch ſein Herz ganz ungerührt. Heloiſe hingegen machte ſich mit dem Gedanken, dermaleinſt ſeine Gattin zu werden, immer vertrauter; Jahre lang ihn nährend und pflegend, nahm ihre Zukunft vor ihrer Seele eine beſtimmte Geſtalt an, die weder durch äußere Anregung noch durch ſchwärmende Phantaſie im mindeſten verändert ward. Die Zärtlichkeit, die Verehrung, die er ihr fortdauernd bewies, befeſtigte die Vorſtellung; es fiel ihr nicht ein, mehr zu wünſchen, denn in ihr ſelbſt ſchlummerte noch jedes leidenſchaftliche Gefühl. Der Ruf ihrer Schönheit zog nach und nach einige jüngre Edelleute in die Gegend, aber die Huldigungen keines Einzigen machten den mindeſten Eindruck auf ſie. Frau von Waldeck erfreute ſich dieſer Gleichgültigkeit herzlich. Doch dachte ſie nun ernſtlich daran, die Liebenden einander zu nähern und Felix mit in das Geheimniß zu ziehen, obwohl bei Lebzeiten des alten Fürſten, deſſen nahen Tod man ſchon vor zehn Jahren als höchſt wahrſcheinlich betrachtet hatte, an eine eheliche Verbindung nicht gedacht werden durfte. Sie beſchloß demnach ihr Gut zu verlaſſen und Heloiſe in die Welt einzuführen. Zum Aufenthalt wollte ſie diejenige Stadt wählen, in welcher Felix eine ihm angemeſſene diplomatiſche Anſtellung finden würde.

In Erwartung einer ſolchen war dieſer jetzt in der Reſidenz und der alte Fürſt und Diejenigen, welche ihn umgaben, dachten denn doch nicht unbillig genug, um mehr die Ungnade zu berückſichtigen, welche ſich ſeine Mutter zugezogen, als die Verdienſte ſeines verſtorbenen Vaters

und ſeine eignen empfehlenden Eigenſchaften. Bald meldete er ſeinen Lieben, daß er bei der Geſandtſchaft, die eben an einen großen norddeutſchen Fürſten abgeſendet werden ſollte, als Secretär angeſtellt ſei, freute ſich auf das Wiederſehen und lud ſie mit zärtlichen Worten ein, ihm zu folgen. Frau von Waldeck wußte in jener großen Stadt glücklicherweiſe eine Jugendfreundin wohnen, eben jene Generalin, die wir im Anfange unſrer Erzählung unſre Heloiſe empfangen ſahn. Sie ſchrieb alſo an dieſe und kündigte ſich und ihre Tochter bei ihr an. Denn unter dem Vorwand einer bloßen Vergnügungsreiſe glaubte ſie die Staaten ihres Fürſten, der ſtets ein wachſames Auge auf ſie hatte, ohne Aufſehen verlaſſen zu können. Zu einem längern Aufenthalt, meinte ſie, würde die Annehmlichkeit des Ortes Veranlaſſung genug bieten.

Die Wahrheit des Volkswortes: der Menſch denkt und Gott lenkt, hat Jeder wohl ſchon tauſendmal in Beziehungen des täglichen Lebens erfahren. Auf das Bitterſte ſollte die arme Heloiſe ſie jetzt empfinden lernen. Alles war bereit. Die Koffer ſtanden gepackt. Heloiſe tanzte händeklatſchend um ſie herum. Frau von Waldeck bückte ſich um noch etwas hinein zu legen; ein Schrei entfuhr ihr und bewußtlos ſank ſie zu Boden. Aerztliche Hülfe war weit; auch wurde den Hausgenoſſen bald klar, daß ſie hier nichts ausrichten konnte, daß ein Schlagfluß die verehrte Herrin getroffen. Sie kam zwar nach einigen Stunden wieder zu ſich, aber die Sprache war ihr geraubt und ſie vermochte nur mit matten, liebevollen Augen der jammernden Heloiſe Troſt zuzuwinken,

die todtenbleich, in Thränen aufgelöst, vor ihrem Bette kniete. Durch Geberden deutete sie ihr an, daß sie nun allein zur Generalin gehen und Felix sie abholen solle. Als ihr der Name des theuren Entfernten genannt ward, gab sie zu erkennen, daß sie ihm schreiben wolle, und mit bebender Hand setzte sie in kaum leserlichen Zügen folgende Zeilen auf:

„Mein Felix! Deine sterbende Mutter schickt Dir ihren Segen. Habe in allen Dingen Gott vor Augen! Heloise wird Dir Alles sagen. Sie werde Deine Gattin! Dies ist mein letzter Wille!"

Die Anstrengung hatte sie erschöpft. Bald darauf verließ das Bewußtsein sie von Neuem und sie erwachte nicht wieder.

Wir sagen nichts von Heloisens zerreißendem Schmerz; wer schon das Unglück erfuhr, die theuerste Freundin auf Erden zu verlieren, kann ihr ihn nachempfinden; dem, welchem die Vorsehung noch nicht dies harte Loos zutheilte, werden keine Worte eine Vorstellung davon geben können. Im Prediger stand ihr ein treuer Freund, eine zuverlässige Stütze zur Seite. Allein das Einzige was ihr hätte wenigstens einen schwachen Trost gewähren können, wäre Felix' Gegenwart gewesen. Aber auch diese sollte ihr versagt sein. Denn noch ehe des Predigers Brief, der ihm seinen unersetzlichen Verlust anzeigte, ihn erreicht haben konnte, meldete einer von ihm Heloisen, daß er bereits auf dem Wege nach England sei, wohin ein Auftrag seines Fürsten, der die schleunigste Ausführung erheische, ihn geschickt. Er bat sie und die Selige demnach, ihre Abreise einige Zeit aufzuschieben,

da ſein Commiſſion ihn wohl einige Monate lang in London aufhalten könne. Die ganze Laſt der unſeligen Geſchäfte, welche ſich nach einem Todesfalle den unglücklichen Hinterbliebenen aufdrängen, ruhte nun auf Heloiſen. Sie entſetzte ſich anfänglich davor; aber das Vierteljahr, das darüber hinging, entwickelte Seelenkräfte in ihr, die weder ſelbſt ſie ſich früher zugetraut, noch Diejenigen, mit denen ihre Geſchäfte ſie zuſammenführten, an ihr gekannt.

Sehr vereinfacht wurden indeſſen ihre Erbſchaftsangelegenheiten dadurch, daß das Vermögen, und auch das Capital, das beim Tode des Vaters an die Mutter gekommen war, ausſchließlich Felix zufiel. Er war vor Kurzem mündig geworden. In einem früheren Teſtament der Frau von Waldeck hatte ſie ihren Schmuck, ihre Kleider und eine Menge von perſönlichen Dingen, Heloiſen vermacht und Felix die Pflicht auferlegt, dieſer letztern ein gewiſſes, ſehr mäßiges Jahrgeld auszuzahlen. In eben dieſem Teſtament war der Pfarrer, der väterliche Freund Heloiſens, ihr zum Vormund eingeſetzt. Das Document war vor dem Tode der Prinzeſſin niedergelegt und daher kein Bezug auf den Erbprinzen genommen, der noch nicht in das Geheimniß gezogen war. Der Umſtand, daß Heloiſen kein Capital ausgeſetzt war, fiel Felix anfänglich ſehr auf. Allein leichtſinnig und edelmüthig wie er war, beſonders in Geldſachen, machte er weiter keine Folgerung daraus, als daß es nun doppelt ſeine Pflicht ſei, für ſeine Schweſter zu ſorgen.

Ein halbes Jahr war verfloſſen und Felix war endlich wieder zu der Geſandtſchaft zurückgekehrt. Heloiſe

aber hatte ſich unterdeſſen an ihre Einſamkeit gewohnt. Sie war an die Stelle der Verſtorbenen getreten, war die Wohlthäterin der Armen, die Patronin der Schulen geworden. Entſchloſſen, wenigſtens das Trauerjahr auf Waldeck zuzubringen, beſtimmten ſie nur die dringenden, ja endlich ſtürmiſch werdenden Bitten Felix', es ſchon nach neun Monaten zu verlaſſen. Die Generalin hatte ihr, als ſie die Todesbotſchaft erfuhr und nachher wiederholt von Neuem, ihr Haus angeboten. Der geneigte Leſer hat ſchon aus dem Anfang dieſes Buches erſehen, daß Felix noch immer nicht von dem Geheimniß unterrichtet war. Eine leicht erklärliche Scheu hielt Heloiſen zurück. Wäre er ſelbſt gekommen, ſo hätte ſich wol ein Augenblick gefunden, aber der Geſandte konnte ihn nach ſo langer Abweſenheit durchaus nicht wieder entbehren. Der zufällige Umſtand, daß Felix in ſeinen Briefen nie fragte, ob die Mutter nichts Schriftliches für ihn hinterlaſſen, diente ihr zur Rechfertigung bei ſich ſelbſt, daß ſie ihm die letzten Züge der theuren Hand ſo lange vorenthielt. Mit ängſtlich bewegtem Herzen trat ſie die Reiſe an. Liſette, die ihr und ihrer Mutter ſchon mehrere Jahre gedient, begleitete ſie. Wir haben ſie ankommen und Felix bewillkommen ſehen und verließen ſie in friedlichen Schlummer verſenkt.

Dritter Abschnitt.

Bruder und Schweſter.

Von Jugend auf an ſorgliche Benutzung ihrer Zeit gewöhnt, erwachte Heloiſe früh, als noch das ganze Haus in tiefer Ruhe lag. Liſette allein war ſchon leiſe im anſtoßenden Zimmer mit Ordnen und Aufräumen beſchäftigt. Das Fräulein ſtand auf und kaum war ſie mit Ankleiden fertig und eben dabei, ihrer Jungfer zu helfen, als es leiſe an ihrer Thüre pochte und Felix hereintrat.

„Lieber Felix, ſchon ſo früh?“ rief ſie freudig überraſcht, aber mit großer Unruhe ſetzte ſie hinzu, als ſie, ihn näher betrachtend, ſeine bleiche Geſichtsfarbe und verſtörte Miene bemerkte: „Mein Himmel! Wie ſiehſt Du aus! Was iſt?“

„Es iſt nichts“, ſagte er lächelnd, „ich bin erſt gegen Morgen nach Hauſe gekommen, und da ich Dich gerne noch, ehe Du vielleicht bei der Generalin frühſtückſt, ſprechen wollte, habe ich mich gar nicht niedergelegt.“

„Du kommſt jetzt erſt aus Deiner Geſellſchaft?“

„O nein, ich habe ſie ſchon vor einigen Stunden verlaſſen. Aber über dem Umkleiden kam die Zeit heran, wo ich Dich ſprechen konnte. Außerdem ging mir Mancherlei im Kopfe herum, was mich doch nicht hätte ſchlafen laſſen.“

„Was haſt Du, beſter Bruder?“ fragte Heloiſe mit zärtlicher Beſorgniß.

„Laſſen Sie uns allein, Liſette“, ſagte er zu der Jungfer. Dieſe ging. Heloiſe ward immer unruhiger.

„Liebes Kind“, fuhr Felix fort, „ängſtige Dich nicht. Iſt es nicht natürlich, daß wir nach ſo langer Trennung Manches mit einander zu ſprechen haben, was nicht für der Jungfer Ohren taugt?“

„Du haſt Recht!“ verſetzte Heloiſe ernſt. „Setze Dich hier neben mich. Wir haben uns Mancherlei zu ſagen.“ Ihr Herz klopfte hörbar bei dieſen Worten und eine leiſe Stimme flüſterte ihr zu: „Die Stunde iſt nun gekommen; jetzt muß er es erfahren, daß ich nicht ſeine Schweſter, daß ich — ſeine Braut bin.“

Felix ſaß eine Weile ſchon nachdenklich neben ihr. Er hatte ihre Hand ergriffen und, ſtumm mit den kleinen Fingern ſpielend, zog er ſie auf einmal zum Munde und drückte zärtliche Küſſe darauf, indem er ſein Wohlgefallen über die niedliche, weiße Hand ausdrückte. Sie entzog ſie ihm erröthend und mit einigem Unmuthe, denn während der ernſten Pauſe mit den letzten heiligen Momenten der verſtorbenen Mutter, nach denen ſie mit jedem Augenblicke eine Frage erwartete, beſchäftigt, fühlte ſie ſich durch des Geliebten Galanterie mehr verletzt als geſchmeichelt. Er verſank von Neuem in tiefes Stillſchweigen.

„Felix!“ ſagte ſie endlich, Muth faſſend, „ich weiß nicht ob unſre Gedanken ſich wohl in dieſer Stunde begegnen?“

„Schwerlich!“ antwortete er und ſie fuhr fort:

„Haſt Du mir denn gar keine Fragen zu thun?“

„Fragen genug. Aber ich habe jetzt die Bruſt ſo voll, daß ich ſie erſt erleichtern muß, ehe ich etwas Neues in ſie aufnehmen kann. Liebſte Schweſter! Ich habe Dir Etwas anzuvertrauen.“

„Etwas anzuvertrauen?“ fragte ſie beſtürzt. „Auch Du?“

„Auch ich? Liebe Heloiſe, hätteſt Du auch ein ähnliches Geheimniß auf dem Herzen?“ ſagte er, ebenfalls nicht ohne Unruhe.

„Ein ähnliches? Kann ich wiſſen, von welcher Beſchaffenheit das Deine iſt?“ antwortete ſie mit gezwungenem Lächeln. „Allerdings habe ich Dir Vieles zu ſagen, mitzutheilen, und wie könnte es anders ſein, da ich den wichtigſten Moment meines Lebens während unſerer Trennung erlebt?“

„Liebe Schweſter“, hob Felix von Neuem an, „zweifle nicht, daß er auch mir von gleicher Wichtigkeit iſt. Aber die geliebte Selige mag es mir vergeben, daß ich, ehe ich Dich zu Erzählungen auffordre, von denen jedes Wort mir heilig und bedeutend ſein wird, wie es Alles mir war, was ich ſchriftlich von Dir über ihr Ende erfahren — daß ich eher, ſage ich, meine Bruſt von einem Geheimniß zu erleichtern ſuche, das mich nun ſchon ſeit mehreren Wochen drückt, weil ich Dir es noch nicht mitgetheilt, meine geliebte Heloiſe, die Du ein Recht haſt, es von mir zu fodern.“

Heloiſe ſaß ſprachlos da und ihn mit ängſtlich geſpannter Aufmerkſamkeit anhörend, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Wäre es möglich? Sollte er es ſchon wiſſen?“

„Theuerſte Heloiſe!“ fuhr Felix fort, indem er näher an ſie rückte und zärtlich den Arm um ſie ſchlug, „es ſchien, als hätte ich Dich geſtern verletzt durch die Worte: »ich bin glücklicher als je, ich kann's nicht wehren, daß ich's bin.« Heute ſetz' ich hinzu: »oft möchte ich mich unglücklicher nennen, als ich je zu werden fürchtete.« Du wirſt mich nicht mehr verkennen, wenn Du das Eine vernommen — ich liebe!“

Bei dieſen Worten durchzuckte Heloiſen ein Gefühl, welches keine Feder beſchreibt. Eine eiskalte Hand ſchien ſich plötzlich auf ihr heißes Herz zu legen; der Athem ſtand und ein Flor umzog ihr Auge. Ohne zu wiſſen, was ſie that, entzog ſie ſich mit Heftigkeit Felix' Armen, der, lediglich mit dem was er ihr ſagen wollte, beſchäftigt, die Veränderung ihrer Geſichtsfarbe und ihrer Mienen nicht bemerkte und weiter ſprach:

„Ich liebe mit aller Leidenſchaft, mit aller Innigkeit, deren mein Herz fähig iſt, das reizendſte, hinreißendſte Geſchöpf unter der Sonne; und was mehr iſt, ich bin ſo glücklich mit gleicher Zärtlichkeit wieder geliebt zu werden. Die unausſprechliche Wonne dieſes Bewußtſeins, dieſer Ueberzeugung läßt mich oft alle Hinderniſſe überſehen, die unſrer Verbindung entgegenſtehen.“ Er hielt inne.

„Sage mir Alles“, ſprach Heloiſe ſo leiſe, daß er das Beben ihrer Stimme nicht bemerken konnte.

„Allein, ich darf ſie nicht überſehen, wenn ich ſie wegräumen will. Und dazu bin ich feſt entſchloſſen,

denn es gibt kein Glück mehr für mich, als in dem Besitz meiner süßen, reizenden Emma."

„Emma heißt sie?"

„Emma von Willingen. O liebe Heloise! welch ein holdseliges, bezauberndes Geschöpf! Du wirst sie sehen! Ihr werdet, ihr müßt Freundinnen werden. Sie kennt Dich schon lange. Oft bist Du der Gegenstand unsrer Gespräche gewesen. Alles hat sie von Dir wissen wollen, bis auf die Farbe Deiner Augen. Das unwiderstehlichste, entzückendste, kleine Geschöpf unter der Sonne!"

„Kennst Du sie schon lange?"

„Heute sinds gerade acht Wochen, seit ich sie zuerst sah. Sie kam aus der Kirche, vor welcher ich mit mehreren Freunden und Bekannten stand. Arme und Unglückliche aller Art hatten die Kirchthüre umlagert. Mitleidig blieb sie stehen, sprach leutselig mit Allen, theilte ihre ganze Baarschaft aus und gab zuletzt, als sie nichts mehr hatte, das zierlich gearbeitete Börschen einem alten Manne, der eben herzukam. Mit ihrem Silberstimmchen hörte ich sie die Worte sagen: „verkaufe es, guter Vater! ich habe es selbst verfertigt!" Aber kaum hatten ein Paar rüstige Pferde, die des göttlichen Mädchens warteten, sie davongeführt, als ich eilig hinzusprang und von dem Alten die Börse für ein Reichliches eintauschte. Ich steckte sie ein und wollte sie zu kleinen milden Gaben benutzen; aber als ich Emma wieder sah und sie mir theurer und theurer ward, da fürchtete ich, das kleine Liebespfand durch den Gebrauch zu verderben, und seitdem trage ich es auf meinem Herzen."

„Und wie ſahſt Du ſie wieder?“

„Als die glänzende Königin eines Balles, wo Alles ihr huldigte, wo ihre Reize Alles überſtrahlten. Tanzen mußt' ich ſie ſehen, die kleine zephyrleichte Grazie, um ganz bezaubert zu werden. Hier ward mir auch die ſelige Hoffnung, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei, und bald darauf die ſeligere Gewißheit, daß ſie mich liebe.“

„So ſchnell?“

„Gute Schweſter! Die Liebe fragt nicht nach Uhr und Kalender; ſie macht ſich ihre eignen Geſetze für Zeit und Stunden. Ein Blick, von ihr gelenkt und von ihrem Jünger verſtanden, ſagt ihm mehr, als eine ganze Ewigkeit ihn lehren könnte. Emma, liebevoll und zärtlich, that oft was ſie vermochte, dieſe Gewißheit in mir zu erhalten; aber ſie iſt zu ſehr der Gegenſtand der Anbetung, der Huldigung, als daß ſie mir nicht nur allzuoft durch die bitterſten Qualen der Eiferſucht erſchüttert werden ſollte. Gott! was hab' ich nicht erſt noch geſtern gelitten! was machte ſie aus mir! und wie ſehr verſteht ſie, die wunde Stelle meines Herzens zu treffen!“

„Du ſaheſt ſie geſtern?“

„Ihretwegen eben mußt' ich in die Geſellſchaft des Kammerherrn. Nimmermehr hätte ich um einer andern Urſache willen Dich ſo bald nach unſrem Wiederſehen verlaſſen, liebſte Schweſter! Sie allein konnte Dich verdrängen. Sie wußte, daß mir ihr Dortſein bekannt war, ſie ſelbſt hatte mich es wiſſen laſſen. Dem Vergnügen ſie zu ſehen, hätte ich allenfalls Deinetwegen noch entſagt, allein ihrem Zorne zu trotzen — Du ſiehſt“, ſetzte er lächelnd hinzu, „Deinen ſtolzen, heroiſchen Felix,

der Deine Geduld, Du ſanfte Taube, ſo oft gemißbraucht, in einen armen, demüthigen Sklaven verwandelt. Ihr Lächeln macht mich zum Glücklichſten, ihr Böſethun bringt mich außer alle Faſſung, und geſtern hat es mir eine ſchlafloſe Nacht gemacht."

„Du kamſt und ſie zürnte Dir dennoch?"

„Ich verdiente Strafe", erwiederte er etwas verlegen, und gezwungen lächelnd, „daß ich ſo ſpät kam. Sie hatte mich drei Stunden früher erwartet. Sie hatte keinen Blick für mich. Sie ſtrahlte von Anmuth und Schönheit, aber ſie ſchien nur für den Kreis von Gecken, von Unverſchämten ſchön und anmuthig zu ſein, der ſie umringte. Schweſter! Ich litt furchtbar und wenn Du mich blaß und verſtört fandeſt, ſo ſahſt Du die Spuren davon noch auf meinem Geſicht. Endlich gelang es mir, mich ihr zu nähern, unbemerkt mit ihr zu reden. Ich machte ihr heftige Vorwürfe, ſie ſagte mir die bitterſten Worte. Sie liebt mich, und die Liebe iſt mißtrauiſch und wacht über ihre Rechte. Kurz, am Ende war ich es doch allein, der gefehlt hatte, und ich glaube gar, zuletzt habe ich ſie förmlich um Verzeihung gebeten. Sie hat die anmuthigſte, holdſeligſte Art zu verzeihen; dennoch blieb ich verſtimmt. — Schweſter! ſei nicht unbillig — Emma iſt gut und zärtlich, aber ſie iſt ein Weib."

„Du biſt äußerſt artig, Bruder! Gewiß, ich bin Dir für die Aeußerung ſehr verbunden."

„Nimm mir ſie nicht übel, gute Heloiſe! Du biſt die Sanftmuth und Güte ſelbſt; Du haſt nie geliebt und kannſt nicht — wie, oder wäre es anders?" ſetzte

er beſtürzt hinzu, als er plötzlich das zarte Geſicht, welches während des Geſprächs durch die ungeheure Anſtrengung, alle ſchmerzlich aufgeregten Empfindungen in die Bruſt zurückzudrängen, bläſſer und bläſſer geworden war, dunkle Glut überziehen ſah — „wäre es anders? Bei Gott!“ fuhr er unruhig fort, „Du ſagteſt vorhin: „auch Du — das Geheimniß —“

„Laß' das — was fällt Dir ein? Wahrhaftig“, ſagte ſie nicht ohne Bitterkeit, „keine Liebesgeſchichte hatte ich Dir zu entdecken. Laß das jetzt! Mein Geheimniß iſt eben nicht ſo wichtig und es findet ſich wohl eine gelegnere Zeit davon zu reden. Sage mir jetzt Alles! Du erwähnteſt vorhin, Du ſäheſt ſie nicht oft?“

„Leider nicht oft genug. Sie lebt bei ihrem Großvater, einem alten Manne, dem jeder Beſuch zur Laſt iſt, außer der, der zur gewöhnlichen Whiſtpartie kommt, zwei ſteinalte Kameraden; die Großmutter macht den Vierten dabei aus. Alle meine Verſuche, Eingang im Hauſe zu erhalten, ſind vergeblich geweſen. Ich ſehe das ſüße Mädchen nur in großen Geſellſchaften, im Theater, Conzert oder an dergleichen Orten. Allein ſehe ich ſie nur, wenn ich ſie von dort Abends nach Hauſe bringe, wo denn freilich mancher Umweg genommen und die Zeit wohl benutzt wird. Die pedantiſche Ordnung im Hauſe des alten Oberſten und die alberne Neugierde der alten Dame verſtatten Emma nicht, mir heimliche Beſuche zu gewähren. Außer dem Hauſe kann ſie thun was ſie will, beſuchen kann ſie, wen ſie mag; aber im Hauſe darf ſie nichts thun, was die Ordnung der Alten ſtört, die ihre Ruhe über Alles lieben.“

„Beſucht ſie denn die Geſellſchaften und Luſtbarkeiten ganz allein?“

„Sie geht bald unter dem Schutze dieſer, bald jener Bekanntin. Leider iſt ſie aber mit keiner Einzigen genug befreundet, daß ſie uns ihr Haus liehe, uns bisweilen allein zu ſehen. Ich habe Emma oft dringend gebeten, dies zu bewerkſtelligen; allein ſie hat keine Vertraute unter ihren Freundinnen. Die Jüngern ſind alle neidiſch, und die Aeltern haben Töchter oder Nichten, die es ſind. Emma ſelbſt war ſo unbeſchreiblich liebevoll, mir vorzuſchlagen, daß wir uns in einem von den öffentlichen Gärten zu einer Zeit, wo er unbeſucht iſt, ſprechen wollten. Aber ich zitterte für ihren Ruf. Beſorgt, daß uns da Jemand ſehen möge, hatte ich die Enthaltſamkeit, es abzulehnen. Unſre einzige Hoffnung beruht jetzt auf Dir, gute Heloiſe! Du wirſt ſie beſuchen, ſie Dich — Ihr werdet Freundinnen werden; nichts iſt natürlicher, und ich kann ſie nun alle Tage bei Dir ſehen. Wie ſehr, liebſte Heloiſe, habe ich mich darum nach Deiner Ankunft geſehnt! Wie dringend habe ich Dich darum gebeten, ſie zu beſchleunigen!“

„Darum!“ dachte Heloiſe. Ihr Herz war zerriſſen, ihre Stimme bebte krankhaft, aber ſie nahm die ganze Kraft zuſammen, welche ihr verletzter jungfräulicher Stolz ihr gewährte, um mit gleichgültigem Tone die Frage zu thun:

„Warum aber, lieber Felix, gehſt Du dabei nicht zu Werke, wie es einem redlichen Manne ziemt? Warum ſuchſt Du heimliche Wege auf? Was hält Dich ab, geradezu zu Emmas Großeltern zu gehen und um ihre

Hand anzuhalten, da Du der Enkelin Liebe verſichert biſt? Was ſollte ſie beſtimmen, ſie Dir zu verweigern?"

„Ach! liebſte Schweſter!" erwiderte Felix, „das eben iſt's, was mir noch zu ſagen übrig bleibt. Emma iſt Braut."

Die gemiſchteſten Empfindungen durchſtrömten bei dieſen Worten Heloiſens Bruſt. „Braut?" wiederholte ſie.

„Sie iſt ſeit ihrem vierzehnten Jahren mit ihrem Vetter verſprochen; eine Familienübereinkunft, einen langwierigen Rechtsſtreit niederzuſchlagen. Dem Frieden, der häuslichen Bequemlichkeit der Alten ſoll das holde Geſchöpf geopfert werden. Der Vetter iſt ſechzehn Jahr älter als ſie; ſie kennt ihn nur noch aus ihren kindiſchen Erinnerungen, denn ſeit den ſieben Jahren, daß ihre Großeltern ſie an ihn verkuppelten, iſt er auf Reiſen."

„Wenn die Sachen ſo ſtehen", verſetzte Heloiſe mit Zwang, „ſo läßt ſich auch von ſeiner Seite wohl keine eigentliche Liebe vorausſetzen, und er würde ſich, wenn er Emma's Geſinnung kennen lernte, vielleicht beſtimmen laſſen, zurückzutreten."

„Darauf gründet ſich meine Hoffnung. Es befindet ſich in dem Vertrage eine Art von Klauſel, daß nämlich Emma's Neigung nicht unbefragt bleiben ſollte. Doch kann nichts geſchehen vor des Vetters Ankunft. Die Großältern ſind zähe, eigenſinnig und unzugänglich. Ich würde mich ohne allen Zweifel einer abſchlägigen Antwort ausſetzen. Mit ihm ſelbſt muß ich ſprechen, mit ihm ſelbſt unterhandeln. Zu ökonomiſchen Opfern bin ich bereit. Bis dahin muß ich mich leider begnügen, Emma heimlich zu ſehen."

„Kommt er bald?“ fragte Heloiſe zaghaft.

„Er hat ſeit lange nichts von ſich hören laſſen. Wüßte ich nur ſeinen jetzigen Aufenthalt! Er kann morgen da ſein, und kann noch ein Jahr ausbleiben, Er ſchreibt von Zeit zu Zeit, aber höchſt ſelten an den Oberſten.“

„So hat er in den ſieben Jahren von ſeiner Braut ſo wenig gehört?“

„Er hat hier eine Correſpondentin, die ihn vielleicht nicht ununterrichtet gelaſſen hat. Es iſt dies die junge Baronin, welche Du geſtern kennen lerntest. Sie ſollen einander ehemals geliebt haben und eine Art von zärtlicher Verbindung beſteht noch unter ihnen, die ſich Freundſchaft nennt. Dieſe reine Frenndſchaft ſcheint aber doch nicht rein genug zu ſein, um ſich von Eiferſucht frei zu halten, denn es iſt ganz offenbar, daß die Baronin Emma anfeindet, weil ſie ihre Nachfolgerin werden ſoll. So kannſt Du Dir auch den wunderlichen Ton erklären, den ſie geſtern gegen mich annahm; denn ſie wußte, daß Emma mein Kommen eigen von mir verlangt hatte.“

„Vielleicht biſt Du ungerecht, Felix“, entgegnete Heloiſe, „wenn ſie ihres Freundes wegen Emma beneidete, würde ſie nicht vielmehr die Verbindung derſelben mit einem Andren zu befördern ſuchen?“

„Das iſt wohl wahr“, erwiederte der junge Mann, etwas nachdenklich. „Indeß iſt's mir nur zu gewiß, daß ſie Emma nicht leiden mag. Ich habe tauſend Proben davon, und ſie iſt mir herzlich verhaßt darum. — Aber die neunte Glocke ſchlägt; die Generalin wird Dich

zum Frühſtück rufen laſſen. Heute Mittag ſehe ich Dich wieder, ſie hat mich eingeladen. Doch ſage mir erſt — wann willſt Du meine Emma beſuchen?“

„Für's Erſte, lieber Bruder, dachte ich gar nicht auszugehen. Indeſſen — wenn Du es — vielleicht wünſcheſt —“ Sie war in der höchſten Verwirrung und wußte kaum, was ſie ſprach.

„Ob ich es wünſche?“ rief er höchſt erſtaunt — „nach Dem, was ich Dir von meiner Hoffnung geſagt, ſie auf Deinem Zimmer täglich zu ſehen?“

„Es ſei!“ erwiderte ſie haſtig — „morgen — morgen — mit dem Früheſten; nur heute nicht, heute nicht!

„Liebe Schweſter“, verſetzte Felix befremdet, „ich verkenne Dich ganz, Du biſt die Vorige nicht mehr.“

„Lieber Bruder“, antwortete ſie, ſich ſchnell zuſammennehmend, „ſoll ich nicht ein wenig empfindlich darüber ſein, daß Du mir, die ich Deine Vertraute von Kindheit auf war, ſo lange ein Geheimniß aus Deiner Liebe machteſt?“

„Du biſt nicht billig, Heloiſe! Bedenke, daß ich Dich täglich zu ſehen hoffte.“

„Nun, nun“, fiel ſie ihm, gezwungen lächelnd, in's Wort — „ich bin auch nicht mehr böſe. Geh' aber doch lieber jetzt, die Generalin wartet gewiß auf mich.“

„Leb' wohl“, ſagte er, ſie umfaſſend, und wollte ſie, wie er ſonſt zu thun pflegte, auf die Wange küſſen; ſie entzog ſich ihm aber durch eine geſchickte Bewegung und begleitete ihn mit haſtigen Schritten zur Thür.

„Welch' ſeltſames Betragen!“ ſprach Felix kopfſchüttelnd im Weggehen zu ſich ſelbſt. „Sichtlich verdroß es

ſie, daß ich ohne ihre vorher eingeholte Zuſtimmung, ohne ihren Rath gewählt. Von Heloiſen, dieſer uneigennützigen, liebreichen Seele, überraſcht es mich. O Despotismus weiblicher Launen! Auf alle Weiſe quälſt Du mich! Aber nur getroſt! Lange wird's bei ihr nicht dauern. Und frag' ich mich ſelbſt, würde mir ein ſolches Geſtändniß von ihrer Seite noch vor acht Wochen willkommen geweſen ſein? Und vielleicht jetzt noch . . ." Plötzlich fiel ihm Heloiſens Geheimniß ein, und obwohl er den Gedanken weit von ſich wies, da ſie ihm eigen verſichert hatte, es ſei nicht von ähnlicher Art, ſo konnte er ſich doch einiger Unruhe bei der bloßen Vorſtellung nicht erwehren, nicht mehr die erſte Stelle in dem Herzen dieſes herrlichen Mädchens einzunehmen. Er nahm ſich vor, ſie beim nächſten Alleinſein darum zu befragen, und bald beſchäftigte ihn wieder ausſchließlich ſeine Emma.

Heloiſe ſchloß die Thüre hinter Felix ab, ſchob, ohne zu wiſſen, was ſie that, mechaniſch noch einen Riegel vor und ging dann ſchweigend durch das Zimmer, aber ihre Kraft war erſchöpft. Ihre Knie brachen. Sie ſank vor dem Sopha nieder und das Geſicht in den Kiſſen verbergend, entſtürzte ein heißer Thränenſtrom ihren Augen. „O meine Mutter! meine Mutter!" rief ſie endlich laut und jammernd, daß ſie vor ihrer eignen Stimme erſchrak. „Iſt es möglich!" ſetzte ſie mit zitternden Lippen, leiſe hinzu. „Was habe ich gehört? Iſt all' mein Leben ein Traum geweſen? Was ſoll nun aus mir werden! Bin ich ganz allein auf der Welt? Keiner, der mich liebt, in der ganzen, weiten

Welt, Keiner: O meine Mutter! Meine Mutter! Warum haſt Du mich verlaſſen!"

Sie verbarg von Neuem ihr Geſicht. Eine ſchmerzliche Empfindung verjagte die andre: gekränkte Liebe, verletzter Stolz, Eiferſucht, das Bewußtſein ihrer Verwaiſtheit, — Alles vereinigte ſich, ſie einige Augenblicke lang zu einem der unglücklichſten Geſchöpfe auf der Welt zu machen. Plötzlich ſprang ſie auf:

„Und in was für unwürdige Hände iſt ſein Herz gefallen!" rief ſie. „Was iſt dieſe Emma für ein Mädchen! Almoſen theilt ſie aus, im Angeſicht einer Schar von jungen Leuten, deren Augen auf ſie gerichtet ſind. Und welche Ziererei mit der Börſe! Konnte ſie den Greis nicht in ihr Haus beſtellen, wo es anſtändiger war, zu geben? War es nicht lächerlich, ihm zu ſagen, daß ſie ſelbſt ſie verfertigt, und muß man nicht ganz verblendet ſein, zu verkennen, daß ſie die Worte für Felix ſprach? — Welches ſittſame Mädchen giebt einem Liebhaber beim zweiten Male, daß ſie ihn ſieht, Hoffnung? Welches ſpinnt in dem Zeitraum von acht kurzen Wochen einen Liebeshandel bis zu dieſer Vertraulichkeit? Hinter dem Rücken der Eltern! Auf der Straße! Und eine Braut! — Und welches Betragen, geſtern Abend! Was iſt das für eine Liebe, welche die natürlichſten, ehrwürdigſten Empfindungen unterdrücken will? Dieſe Emma — —." Sie war bei dieſen Worten mit Heftigkeit auf und niedergegangen. Zufällig fiel ihr Blick auf den Spiegel, und ſie fuhr, vor ſich ſelbſt erſchreckend, zuſammen, als ſie ihre zornglühenden Wangen, ihre Augen ſah, aus denen eine ihnen fremde Leidenſchaft leuchtete.

Eine noch dunklere Gluth überzog ihr Geſicht, aber jetzt war es die Röthe der Scham; ihre Augen ſenkten ſich und langſam die Hände faltend, ſtand ſie ein Weilchen. „Großer Gott!“ ſagte ſie endlich, tief niedergeſchlagen, „welche unwürdige Empfindung nimmt mir Herz und Sinne ein! Wie klein, wie elend macht mich unedle, demüthigende Eiferſucht! Ja, verſchweige Dir den Namen nicht, überlaß Dich ganz der Beſchämung, daß Du ihr die Gewalt ließeſt, Dich zu erniedrigen. Wie liebloſ, wie unweiblich habe ich Emma's unſchuldigſte Handlungen ausgelegt! Iſt etwa ein Almoſen austheilen eine ſo tugendhafte That, daß man ſie zu verſtecken braucht? Sie liebt ihn, und ſollte ſpröde und falſch mit ihrer Liebe zurückhalten? — O Emma, Felix, und Du, meine Mutter! Verzeiht mir! Emma! Ich ſollte Dich haſſen, weil er Dich liebt? Unnatürliche Liebe! Nein, nein! nur auf einen Augenblick konnte mein Herz ſo tief ſinken. O ſeid glücklich! Ich, ich ſelbſt will Euch glücklich machen! Hier ſollt Ihr Euch ſehen, Euch lieben, hier ſollt Ihr glücklich ſein. Mit dieſen Augen will ich es anſehen, Euch ſegnen und — ſterben!“

Ein Strom von Thränen erleichterte ihr noch einmal die gepreßte Bruſt, aber die Thränen floſſen ſanfter und das Herz klopfte weniger ſtürmiſch.

Vierter Abſchnitt.

Ein Mädchenherz.

Heloiſe fuhr auf, als leiſe am Schloſſe gedreht ward und Liſettes Stimme um Einlaß bat. Sie trocknete ihre Augen, ſuchte ſich zu ſammeln und öffnete. Die Frau Generalin, hieß es, erwarte ſie zum Frühſtück. Gern hätte ſie Unwohlſein oder die Ermüdung von der Reiſe zur Entſchuldigung genommen, noch ein paar Stunden allein ſein zu dürfen; aber die innre Redlichkeit ihres Weſens hatte ſie von jeher alle leeren Vorwände vermeiden gelehrt und ihre Mutter hatte ſie um ſo mehr darin beſtärkt, als die frühe Kenntniß des durch und durch verſchlungnen Trugſyſtems eines kleinen Hofes ſie von dem unvermeidlich demoraliſirenden Einfluß deſſelben überzeugt hatte. Sie ſuchte ſich demnach zu faſſen und ging, obwol noch verſtörten Geſichts, zur Generalin.

Sie ſchwieg, als dieſe, nachdem ſie ihren jungen Gaſt mit Güte und Artigkeit begrüßt, ihr erſchüttertes Weſen bemerkend, von freien Stücken daſſelbe, den Strapazen der Reiſe und dem Wiederſehen zweier Geſchwiſter nach

einem ſolchen Trauerfalle zuſchrieb. Ihre Thränen aber brachen von Neuem gewaltſam hervor, als plötzlich das beſchämende Bewußtſein ihr Herz einnahm, wie ſehr dieſe natürlichen tochterlichen Empfindungen in den Hintergrund ihrer Seele getreten ſeien und wie viel eigenſüchtigere Regungen die Wirkung hervorgebracht, welche ſelbſt eine ſo laue und gemäßigte Frau, wie die Generalin ihr ſchien, für die natürliche, ja nothwendige ihres kindlichen Schmerzes hielt.

Ihre Wirthin befand ſich bei dieſem Ausbruch von Kummer in einiger Verlegenheit, und wir wiſſen nicht ob ſie nicht ein wenig Reue gefühlt hätte, die junge Waiſe zu ſich eingeladen zu haben, wenn ihr nicht zum Glück eingefallen wäre, wie die Zerſtreuungen und Vergnügungen der Reſidenz nothwendig den beſten Einfluß auf die trübe Gemüthsſtimmung derſelben haben müßten. Sie ſäumte daher nicht, indem ſie anſcheinend den Thränen des Fräuleins gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ihr von alle den vornehmen und intereſſanten Bekanntſchaften, die ſie machen ſolle, zu erzählen. Sie nannte eine lange Reihe von adlichen Namen und Würden her und bezeichnete ihr diejenigen Familien, in denen es erwachſene Tochter und Söhne gab, erwähnte auch ſonſt manche heirathbare Männer; die jungen Herren wurden beiläufig faſt ſämmtlich mit irgend einem Beiwort beehrt, als vortrefflich, intereſſant, allerliebſt und beſonders herausgehoben, ob ſie reich oder gute Tänzer wären.

Dann ging ſie zum Theater und anderweitigen Kunſtgenüſſen über, die in Ausſicht ſtanden, und obwol es, als ſie zur Kritik ſchritt, den einzelnen Mitgliedern der

Bühne und ſonſtigen Jüngern Apollos nicht zum Beſten erging, ſo zweifelte ſie doch nicht, daß Heloiſen Alles über die Maßen gefallen würde und wußte mehrere Fremde aus der Provinz zu nennen, die davon entzückt geweſen wären.

Heloiſe hörte ſchweigend zu. Während jene ſprach, entfaltete ſich das Bild ihrer nächſten Zukunft vor ihr, jedes Wort der Erzählerin zeichnete einen neuen Zug daran, bis es endlich in grauſenhafter Deutlichkeit vor ihr ſtand. Ausgeſtoßen ſah ſie ſich in eine fremde, geräuſchvolle Welt, mitten im Gewühl von unbekannten, kalten Geſichtern; kein einziges Herz, das für ſie ſchlug, keine einzige Hand, die ſich ihr bot, kein Auge, das mit ihr weinte! Geſtalten bewegten ſich rings um ſie; ſie wollte ſie faſſen, wollte ſich an ſie hängen, im verzweifelnden Gefühl ihres Alleinſeins: aber wie Schatten ſchwanden ſie ihr unter den Händen und ſchwebten laut- und liebelos bei ihr vorüber. Ach, einen wohlbekannten, theuern Freund gewahrte ſie im Gedränge, allein er ſah ſie nicht. Ohne ſie zu bemerken, ohne mit einem herzlichen Blick ſie zu tröſten, verlor er ſich im Gedränge der Fremden.

So ſaß ſie in die ſchmerzlichſten Gedanken vertieft, das naſſe Auge ſtarr auf den Fußboden gerichtet, regungslos da und hörte kaum mehr der Generalin Worte, als der eintretende Bediente die Letztere unterbrach. Er meldete Heloiſen, der Kutſcher, der ſie hergebracht, ſei da und warte auf ſie in ihrem Zimmer. Es ſchiene, ſetzte er mit verbiſſnem Lachen hinzu, ihm eben nicht hier zu gefallen; er klage ſehr und wolle, glaube er, ſchon heute wieder fort.

Heloiſe ſprang auf. Wie ein Blitz durchzuckte ſie der Gedanke, daß ſie mit ihm wieder zurück nach ihrer Heimat könne. Heute noch! Die Vorſtellung ergriff ſie mit ſolcher Gewalt, daß ein darauf hindeutendes Wort ihr unwillkürlich entfuhr. Ohne auf die befremdete Miene der Generalin zu merken, eilte ſie zur Thür hinaus, nach ihrem Zimmer, wo ſie den ehrlichen Menſchen, den ſie von frühester Kindheit gekannt hatte, auf ſich warten fand. Er erklärte ihr auf die naivſte Weiſe, hier möchte es ein Anderer aushalten, er könne es nicht. Er würde gehänſelt und gefoppt ohn' Ende, doch dazu wollte er noch lachen; aber er werde auch unbarmherzig geprellt, und wenn er nicht bald von hier fortkomme, zögen ſie ihn ganz aus. Darauf nannte er ihr mit der größten Genauigkeit, was er in dem Gaſthof, in dem er eingekehrt ſei, geſtern zum Abendeſſen und heute zum Frühſtück verzehrt habe, und verweilte dann noch länger bei der unbilligen Rechnung, die man ihm dafür gemacht habe, wobei er waidlich auf Städter, Spitzbuben und Gaſtwirthe ſchimpfte, welche Worte er für ſononyme Begriffe zu halten ſchien.

Während er ſprach, ſtand Heloiſe da, wie das Bild der Unentſchloſſenheit. „Fort von hier!“ flüſterte ihr unaufhörlich die Stimme ihres beleidigten Mädchenſtolzes zu. „Fort von hier! heute noch, jetzt gleich — daß ſeine Augen Dich nie wieder ſchauen; ihm iſts ja doch gleichgültig, ob ſie Dich ſehen! Und doch — vermiſſen wird er Dich immer, wundern wird er ſich, vielleicht beſtürzt ſein über das ſchnelle Verſchwinden. Traurig vielleicht, wenn er nie, nie wieder ein Wort von Dir erfährt! Ja,

dann erwachen wieder in ihm die alten, angeborenen Empfindungen gegen Dich, die eine Fremde Dir raubte, und fern, verſchwunden, todt biſt Du ihm näher als in ſeiner nächſten Nähe — indeſſen, wer weiß —"

Wir wagen nicht zu entſcheiden, ob es die ſich heimlich aufdringende unbewußte Furcht war, in Falle der Entfernung gänzlich von ihm vergeſſen und hoffnungslos zu werden, oder das Gefühl der Unſchicklichkeit des Schrittes, den ſie zu thun im Begriff ſtand, was endlich ihren ſich überſtürzenden Gedanken Einhalt that. Genug, ſie fing an einzuſehen, daß eine ſo übereilte Abreiſe eben ſo beleidigend für ihre gütige Wirthin wäre, als ſie ſich ſelbſt dadurch lächerlich machen würde. Sie antwortete daher dem wartenden Kutſcher, der mit mitleidiger Verwunderung ihre verweinten Augen bemerkte, endlich, indem ſie ihn mit freundlichen Worten tröſtete, ihn aufmerkſam machte, daß ſie es ja ſei, welche die Rechnung bezahle, und ihn bat, ſich das nicht kümmern zu laſſen. Sie redete ihm zu, er ſolle noch ein paar Tage hier bleiben; er ſei, meinte ſie, ſeinen müden Pferden dieſe Raſt ſchuldig; ſie erkundigte ſich nach jedem einzelnen, was dem guten Manne, der ſeine Pferde wie ſeine Kinder liebte, ſichtlich freute. Gern ließ er ſich bereden, noch zu bleiben, und es ſchien faſt, er habe durch die Erklärung, er wolle ſchnell wieder fort, nur einen Vorwand geſucht, „die liebe gnäd'ge Frohlen" zu ſprechen und ihr ſeine Noth zu klagen. Heloiſe ermahnte ihn darauf, ſich in der prächtigen Stadt herumführen zu laſſen, nannte ihm alle Merkwürdigkeiten, von denen ſie meinte, ſie könnten ihn intereſſiren, und als er die vielen

Namen nicht behalten zu können erklärte, ſchrieb ſie ihm Alles auf ein Blättchen, ohne in dieſer Herablaſſung im Mindeſten etwas Beſonderes zu finden. Unter dem Bemühen, den alten, guten Mann zu beruhigen, hatte ſie ſich ſelbſt erheitert und ſie ſagte, als er endlich ging, wehmüthig ſcherzend: „Wer weiß, guter Heinrich, wenn Ihr noch ein paar Tage hier bleibt, ſo kehre ich vielleicht ſelbſt wieder mit Euch um.“ Sie ward indeſſen etwas beſtürzt, als er ſie nachdenklich anſah und ernſthaft ſagte: „Das wäre am Ende auch das Allerbeſte. Wie ſoll's in Waldeck mit der Schule werden, die der gnäd'gen Fröhlen ſo ſehr am Herzen lag? In Waldeck wird Alles rückwärts gehen. Und wenn ich's frei herausſagen ſoll, Sie ſehen mir gar nicht aus, als wenn Sie hier gedeihen könnten, liebe gute gnäd'ge Fröhlen!“

„Kommt nur hübſch alle Morgen zu mir“, erwiderte ſie gezwungen lächelnd, „wir wollen es ſchon miteinander verabreden.“

Der Kutſcher ging. Zum Glück war bis zur Mittagstafel, wo ſie Felix wiederſehen ſollte, noch Zeit genug, daß ſie verſuchen konnte, ſich zu ſammeln und den Verlauf des heutigen Morgens zu überdenken. Sie beſtrebte ſich, Wort für Wort ihres Geſpräches mit Felix zurückzurufen, und zuletzt wußte ſie kaum mehr, ob der Schmerz über die gemachte Entdeckung oder die Beſchämung über ihr eignes Betragen, welches ſie und ihre Empfindungen ſo ſchmählich bloßgeſtellt, größer ſei. Sie fing an, ſich bittere Vorwürfe zu machen. „Was“, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „was wird, was muß er von Dir denken! Wie lieblos, wie unſchweſterlich mußt Du ihm erſcheinen! Und

wie, wenn er es nun endlich erfährt, daß Du nicht ſeine Schweſter biſt, — und ewig verſchweigen kann ich es ihm ja doch nicht — wird er nicht Dein ganzes Herz durchſchauen? Wird er nicht jedes Deiner Worte, jede Deiner Mienen zurückrufen und allen die beſchämendſten Beweggründe unterlegen? Und wird er nicht Recht haben? O bis jede Spur der Erinnerung davon ihm entſchwunden, bleibe es ihm ein ſtrenges Geheimniß! Beſtrebe Dich, armes Herz, ſie in ihm zu verlöſchen, und nimm die ganze Kraft Deines Stolzes zuſammen!“

Auch an die wunderliche Eile, mit der ſie ihre Wirthin verlaſſen, dachte ſie jetzt, indem ſie ſich ſelbſt tadelte und ſich vornahm, zu verſuchen, es durch alle mögliche Freundlichkeit und Ehrerbietung gut zu machen. Als ſie ſie ſich kurz darauf zum Mittageſſen wieder zu ihr begab, gelang dies ihrer natürlichen, kindlichen Liebenswürdigkeit bald; auch Felixen empfing ſie mit Faſſung und einigen herzlichen Worten, indem ſie ihn gefliſſentlich mehrere Mal „lieber Bruder“ nannte, als hätte ſie ihre Gefühle für ihn vor ſich und vor ihm rechtfertigen wollen. Sie ergriff mit einiger Haſt eine Gelegenheit, ihn in ein Fenſter zu ziehen, wo ſie ihm etwas gezwungen, aber doch ohne merkliche Verwirrung fragte:

„Hat Dich vielleicht heute früh etwas in meinem Betragen befremdet, guter Felix?“

„Allerdings“, antwortete er offenherzig.

„Rechne es mir nicht zu, lieber Bruder“, verſetzte ſie. „In der That war ich, die ich mich ſeither mit den ernſteſten und trübſten Gedanken beſchäftigte und Dich in gleichem Gemüthszuſtand wähnte, wenig vorbereitet auf

ein solches Geständniß, das in einem Augenblick mir den einzigen Theilnehmer meiner Schmerzen, den einzigen Mitfühlenden entzog. Wolle Dich nicht vertheidigen, lieber Bruder", setzte sie hinzu, als er sie zu unterbrechen versuchte. „Ich sehe jetzt ein, daß ich nicht billig gegen Dich war; denn", fuhr sie stockend fort, „die Liebe ist etwas Unwillkürliches und man kann ihr nicht gebieten, zu welcher Zeit sie kommen und wegbleiben soll."

Wußt' ich's nicht, beste Heloise", sagte er gerührt, „daß Du die Güte selbst bist, und daß Du nur eines Augenblickes bedarfst, um Dich zurecht zu finden?"

Bei diesen Worten wollte er sie umfassen; aber sie entzog sich schnell seinen umschlingenden Armen und um seiner Befremdung darüber zuvorzukommen, sagte sie unbedacht:

„Laß nur gut sein! Ich will auch Deine Emma nun recht bald besuchen!"

„Willst Du das, bestes Kind? Wann denn? Morgen?"

„Ja, ja", versetzte sie, indem ein glühendes Roth ihr schönes Gesicht überzog, und gleichsam um sich an ihrem eignen Herzen zu rächen setzte sie hastig hinzu:

„Und dann will ich Euch zu Allem die Hände bieten. So oft Ihr wollt, sollt Ihr Euch bei mir sehen, so lange Ihr wollt, bis alle Hindernisse gehoben sind und Ihr — —"

Hier umfaßte der Freudige sie schnell und drückte, ehe die Widerstrebende es verwehren konnte, seine Lippen auf die ihren. Unmuthig riß sie sich los und sagte mit mühsamem Zwang lachend: „Wahrhaftig, Du bist so durch

und durch Liebhaber geworden, daß Du ganz vergessen, daß Du auch etwas beiher bist."

Ehe er antworten konnte näherte sich ihr die Generalin. Man ging zu Tische und sprach von gleichgültigen Dingen. Der Mittag verfloß leidlich. Felix mußte viel von England erzählen, wo er, wie wir wissen, vor Kurzem gewesen war, und Heloise zerstreute sich. Nach Tische mußte Felix an seine Geschäfte zurückkehren. Die Generalin schlug Heloisen vor, mit ihr ihre Tochter zu besuchen; aber ehe sie noch ihren Vorsatz ausführen konnten, kamen zwei Freundinnen der Generalin, ältliche Damen, die den Abend über da blieben. Der Whisttisch ward zurecht gesetzt; Heloise, welche wenigstens die Karten kannte, mußte aus Höflichkeit sich zur Vierten hergeben und ertrug die häufigen Zurechtweisungen ihrer Mitspielerinnen mit unerschöpflicher Geduld.

Wir sind indessen nicht gesonnen, die unserer gütigen Leser zu ermüden, indem wir, wie es bisher geschehen, unsere junge Freundin Schritt für Schritt durch ein Leben begleiten, dem nur das Herz Bedeutsamkeit gab. Bis hierher war Genauigkeit nothwendig, ja vielleicht auch einige Weitläuftigkeit zu entschuldigen, weil durch die, an sich ganz unwichtigen Ereignisse, die wir geschildert, das Fundament zu dem ganzen Bau von Schmerzen, Mißverständnissen und Kränkungen gelegt ward, zu welchem sich eine Zeit lang ihr Leben bilden sollte. Auch für einen der folgenden Morgen müssen wir noch die Nachsicht unserer Leser in Anspruch nehmen, an welchem sie zwei Besuche machte, von welchen der eine, bei Emma, von entschiedenem Interesse für sie war.

indem er ihr eine Perſon gegenüber ſtellte, die den wichtigſten Einfluß auf ihr Schickſal übte; der andere aber ihr den erſten wohlthätigen Eindruck gewährte, deſſen ſie ſich, ſo lange ſie in ihrem neuem Aufenthalt war, zu erfreuen hatte, indem er ſie näher mit der jungen Baronin bekannt machte.

Die Generalin wollte ſie hinbegleiten, ward aber durch einen Katarrh am Ausgehen gehindert und bat ſie demnach, allein zu gehen, ihr Bediente ſolle ſie hinführen. Heloiſe entſchloß ſich ungern hierzu, denn, obwohl die Dame ihr im Ganzen ſehr gefallen, hatte doch die große Gewandtheit ihres Weſens und die imponirende Kürze ihres Geſpräches dem jungen Mädchen einige Scheu eingeflößt. Von Iſabellen wollte ſie, ſo hatte ſie mit Felix verabredet, ſogleich zu Emma gehen, die nur einige Häuſer weit von jener wohnte, wie Felix ihr genau beſchrieben hatte. Mit klopfendem Herzen rüſtete ſie ſich zu dieſem Beſuch. Die Trauerkleidung, die ſie noch nicht abgelegt hatte, erſparte ihr eine langwierige Toilette; dennoch verweilte ſie, mehr als es ihre Gewohnheit war, vor dem Spiegel, und mit Beſchämung überraſchte ſie ſich bei dem Gedanken, daß ſie Emma ihre Nebenbuhlerin gern auf das Vortheilhafteſte zu zeigen wünſchte, während dieſe doch keine Ahnung davon haben konnte, daß diejenige, die ſich als Schweſter ihres Freundes bei ihr einführte, ſich nicht ihr im Herzen als ſolche gegenüberſtellte.

Fünfter Abschnitt.

Zwei Beſuche.

Ein Dienſtmädchen öffnete Heloiſen Iſabellens Thür, und es ſchien faſt, als ſei ſie in einem dringenden Geſchäfte unterbrochen worden; denn als die Eintretende ſie zu melden bat, antwortete ſie ihr, ſie möchte nur durch die Zimmer gehen, im letztern werde ſie die gnädige Frau finden. Heloiſe ging darauf nicht ganz ohne Zagen durch eine Reihe eleganter Gemächer, bis ſie vor einer Thür ſtand, die angelegt war und hinter welcher ſie zarte Kinderſtimmchen ſprechen hörte. Auf ihr beſcheidenes Klopfen öffnete Iſabelle ſelbſt ihr die Thür. Kaum hätte ſie die Modedame von vorgeſtern Abend erkannt. In ihrem einfachen, wenn auch zierlichen Ueberrock, in ihrem ſchlichten Morgenhäubchen war ſie nicht zur Hälfte ſo ſchön, ſo jugendlich, und doch lag ein namenloſer Reiz in ihrem Geſicht, ein Blick voll Seele, der herzgewinnender war, als aller Glanz, welchen Schminke, Putz und Lichter verleihen könnten. Mit dem

anmuthigſten Lächeln von der Welt begrüßte ſie Heloiſen, indem ſie ſcherzend ſagte:

„Siehe da, Sie dringen in mein Allerheiligſtes ein! Aber die Natur hat ſchon bei Ihrer Geburt Ihre Füße geweiht, und man braucht Sie nur einmal geſehen zu haben, um zu wiſſen, daß Sie eine geborene Prieſterin nicht allein des Schönen, ſondern auch des Guten ſind.“

„Ich würde glauben“, erwiderte Heloiſe freundlich, „für meine Dreiſtigkeit um Vergebung bitten zu müſſen, wenn nicht der Erfolg auswieſe, daß ich nichts Uebles begangen. Denn ein Vergehen belohnt ſich nicht durch etwas ſo Herzerfreuendes, als es iſt, eine Mutter unter ihren Kindern zu ſehen.“

Bei dieſen Worten richtete ſie ihren Blick voll Liebe auf die drei kleinen Mädchen, die, im Kreiſe auf niedrigen Stühlchen ſitzend, alle drei gleich in roſenfarbenen Gingham gekleidet, mit Handarbeiten beſchäftigt, ſie mit beſcheidener Neugier betrachteten.

„Ein arger Fehlſchluß, meine Liebe“, verſetzte Iſabelle, indem ſie ihr gaſtlich Hut und Mantel abnahm, „und mehr Sophismus, als ich von einem neunzehnjährigen Landmädchen erwartet hätte. Wir beſprechen das ſchon ein andermal. Jetzt ſetzen Sie ſich zu mir, und ihr, liebe Kleinen, begrüßt dieſe ſchöne Tante und dann nehmt eure Arbeit und vollendet ſie im Nebenzimmer.“

„Soll ich dieſen lieben Kreis zerſtören, theuerſte Frau?“ fragte Heloiſe, bedauernd. „Ich bitte, laſſen Sie mich der Gegenwart dieſer holden Kinder mich erfreuen!“

„Darf ſich ihre Mutter nicht ein kleines Vorrecht anmaßen?“ fragte Iſabelle. „Ich hoffe, Sie oft bei mir zu ſehen, da ſollen Sie unter den kleinen Schwätzerinnen ſitzen, ſo viel Sie mögen; heute aber gehören Sie mir!“

Die beiden älteſten der kleinen Mädchen, von denen die eine nicht viel über ſechs, die andere fünf Jahre alt ſein mochte, nahmen ihre Strickſtrümpfchen auf und gingen in das anſtoßende Schlafzimmer; die kleinſte, ein wunderſchönes Kind von kaum drei Jahren, die auch ſchon eine Aufgabe zu erfüllen hatte, indem ſie ein feines Läppchen in Charpie zerzupfte, folgte zögernd und nicht ohne ſich noch einen Kuß von der Mutter ausgebeten und Heloiſen einen gewährt zu haben. Bald hörte unſere Freundin ſie durch die halb offen ſtehende Thür ſchäkern und kichern.

Die wahre Höflichkeit — und ſo war diejenige, welche Iſabelle beſaß — hat ſtets einen Anſtrich von Herzlichkeit. Echte Höflichkeit will wohl thun, angenehme Empfindungen erregen und Den, gegen welchen ſie geübt wird, durch ſchmeichelnde Aufmerkſamkeit in behagliche Stimmung verſetzen, und dies vermag ſie nicht, ohne ſich den Anſchein von einigem Wohlwollen, von guter Geſinnung zu geben. Iſabelle, wie ſchon bemerkt, war Meiſterin in dieſer feinen Kunſt und hatte ſie ſchon oft zu ihrem Vortheil geübt; aber das Vertrauen, welches ihr Heloiſe vom erſten Momente an eingeflößt hatte, ſowol durch den unſchuldsvollen Blick ihrer großen Augen, als durch ihre kindlich-beſcheidene Miene, die ihr bei dem natürlich-vornehmen Anſtand, der alle ihre Bewegungen

charakterisirte, ganz besonders gut stand, das Mitleiden mit ihrer vereinzelten Stellung und das Wohlgefallen an ihrer Schönheit machten, daß sie nicht allein jene Kunst heute übte, ohne einmal an ihre Wirkung zu denken, sondern ihr auch eine Aufrichtigkeit beimischte, die wenigstens die Mehrzahl der Menschen irrig von der Feinheit auszuschließen pflegt. Unsere junge Freundin sah sich, ehe sie es gewahr ward, in ein trauliches Gespräch mit ihr verwickelt, fühlte sich aufgefodert, von den heitern Tagen ihrer Kindheit zu erzählen und scheute sich nicht, der Erinnerung in Gegenwart einer Fremden einige Thränen zu widmen. Isabelle hörte sie mit gerührter Theilnahme an und sagte:

„Ich beneide Ihnen diese köstlichen Erinnerungen. Sie haben daran einen Schatz für das ganze Leben. Wer einmal recht glücklich gewesen ist, und zwar lange genug, um sich dessen bewußt zu werden, der hat einen mächtigen Trost in Kummer und Leid, und es gibt keinen stärkern Schild gegen die Verzweiflung, die der hoffnungslose Gedanke uns gibt: nicht mehr glücklich sein zu können, die Fähigkeit verloren zu haben, es zu werden, — als das Bewußtsein, es wenigstens einmal im Leben gewesen zu sein und die vielen Mühen und Lasten nicht umsonst getragen zu haben."

„Gewiß", sagte Heloise, „wir tragen sie nicht umsonst."

„Beste", unterbrach sie Isabelle mit halbem Scherz, „lassen Sie das Paradies aus dem Spiele; ich finde nichts anmaßender, als daß wir Menschen uns Alle Rechnung machen, dort oben belohnt zu werden. Wofür denn?

Etwa für die Opfer, die uns hienieden alle abgenöthigt wurden? Abgenöthigt durch die Umstände, durch unsere Weichlichkeit, unsere Thorheit. Gestehen Sie selbst, wie wenige Opfer wir ganz von freien Stücken bringen, wie wenige Entsagungen wir auf uns nehmen, zu denen wir uns nicht entschließen müssen! Was aber den Ersatz für jene unfreiwillige Opfer anbelangt, so müssen wir auf der Erde den Lohn dafür zu erringen streben, wenn wir Lohn dafür haben wollen. Beleidigen diese Worte Ihre Frömmigkeit? Nun gerade meine Frömmigkeit ist's, die den Gedanken nicht ertragen kann, daß Gott gegen uns Menschen in Rest stehe."

„Ich glaube", versetzte Heloise, „wir würden uns wol vereinigen können, aber es würde uns zu weit führen. Sie reden die Sprache einer Glücklichen — —"

Isabelle unterbrach sie und sagte rasch und nicht ohne Wehmuth: „Halten Sie mich im Ernst für so glücklich?"

„Ich sollte meinen", erwiderte Heloise mit innigem Antheil, „die Mutter so liebenswerther Kinder kann wenigstens nicht unglücklich sein."

„Sie haben Recht", entgegnete Isabelle ernst, „ich bin eine glückliche Mutter. Und einmal bin ich auch glücklich als Frau gewesen, als Mensch. Aber es war nur ein Blitzstrahl, und Sie wissen, Blitzstrahlen machen die schwarze Nacht noch schwärzer. Allein die Geburt meines ältesten Kindes war die Morgenröthe, welche die Nacht verscheucht. Seitdem ist es Tag, und wenn sich auch Wolken am Himmel sammeln, so verdecken sie doch nicht ganz die Sonne, die, aus holden Kinderaugen leuchtend, mein Herz erwärmt."

Isabelle zerdrückte eine Thräne, indem sie diese Worte sprach. Ihr Auge begegnete dem Heloisens, das in diesem Momente mit dem innigen Ausdruck herzlicher Liebe auf ihr ruhte. Hand in Hand saßen sie schweigend. Isabelle sammelte sich zuerst wieder, indem sie ablenkend fragte:

„Sahen Sie heute schon Ihren Bruder?"

„Er war heute früh bei mir."

„Ihr Bruder hat mir mit Enthusiasmus von Ihnen gesprochen. Sie sind ein seltnes Geschwisterpaar. Er liebt und bewundert Sie, und ich bin aus Allem, was ich von Ihnen weiß, überzeugt, daß Sie ihn nicht weniger zärtlich und bei weitem uneigennütziger lieben. Schade, daß dieses schöne Verhältniß in Gefahr ist, zerstört zu werden."

„Von welcher Gefahr reden Sie?" fragte Heloise mit Herzklopfen.

„Wissen Sie wirklich von nichts? Und darf ich auch seinem Vertrauen vorgreifen?"

„Mich dünkt, ich errathe Sie. Aber sollte die Liebe durchaus die Empfindungen des Herzens zerstören müssen?"

„Wenn schon eine edle Liebe denselben gefährlich ist, wie sie es ohne Zweifel ist, weil die Liebe ein Gefühl von so despotischer Art ist, daß sie Anspruch auf das ganze ungetheilte Herz macht; so muß die Neigung zu einem unedeln Gegenstand, der in dieser Alleinherrschaft einen unwürdigen Triumph findet, Ihnen verderblich sein. Ja, meine Gute! Ihr Bruder ist hier in die Netze einer kleinen Kokette gefallen, Sie kommen zu spät, ihn daraus zu erlösen, und das einzige Mittel, ihm die Binde

von den Augen zu nehmen, wird sein, sie ruhig seine Frau werden zu lassen."

„Es wäre ein grausames Mittel", sagte Heloise. „Allein, wie ich höre, ist Emma bereits die Braut eines Andern."

„Ich glaube nicht, daß diese Partie zu Stande kommt", versetzte Isabelle, indem ein leichtes Roth ihre Wangen überflog. „Diese Andere ist scharfsichtig und nicht so unerfahren wie Ihr Bruder. Er wird bald übersehen, wie die Sachen stehen. Jedoch, wer weiß", fuhr sie fort, indem sie unmerklich immer lebhafter wurde; „in diesem Punkte sind die Männer Alle sich gleich! Man geräth in Gefahr, jeden Ueberrest von Achtung gegen sie zu verlieren, wenn man es tagtäglich mit ansieht, wie der Allerverständigste, mit wie richtigem Maßstabe er auch immer den Werth der Frauen im Allgemeinen mißt, wenn es die Beurtheilung der Einzelnen gilt, nur immer den anlegt, den ihm Selbstsucht, Eitelkeit oder Sinnlichkeit gerade in die Hand gibt. Ein nur mittelmäßig schlaues Mädchen kann sich dem Allerklügsten geben, für was sie will, wenn sie nur diese Bundesgenossen zu Hilfe ruft, und diese Emma ist Kennerin der Männer und Meisterin in den kleinen Künsten, sie zu fesseln."

Wenn auch in Isabellens Worten etwas lag, das Heloisens verwundetem Gefühl schmeichelte — der Eifer und die Schärfe, womit jene sprach, machte sie ein wenig mißtrauisch und sie erinnerte sich, daß Felix sie eine Feindin seiner Emma genannt, und was er von ihrem Verhältnisse zu dem Bräutigam derselben gesagt; sie fragte daher zweifelnd:

„Kennen Sie wol auch Emma genau? Iſt ſie wirklich ſo verderbt?“

„Sie iſt nicht böſe; aber ſie iſt ſelbſtſüchtig, leidenſchaftlich, ſchlecht erzogen und von einer ganz unbegrenzten Eitelkeit befangen. Ich kenne ſie durch und durch. Beſondere Umſtände lenkten frühzeitig meine Aufmerkſamkeit auf ſie. Ich beobachtete ſie genau. Aber es gehört nicht einmal ein beſonderer Scharfblick dazu, ſie zu durchſchauen. Alle Frauen kennen ſie. Denn ſie beſitzt nicht jene univerſelle Koketterie, die jedes Geſchlecht, jedes Alter erobern will; zu dieſer gehört eine gewiſſe Berechnung, eine gewiſſe Selbſtbeherrſchung, zu welcher Emma nicht kalt genug iſt: ſie hat ihre Geſchoſſe nur auf die Männer gerichtet; darum durchſchauen ſie die Frauen. Und zwar nur gegen die jungen Männer, die ältern langweilen ſie. Die Königin aller Bälle zu ſein, einen Abend um den andern ein Ständchen unter ihrem Fenſter zu hören und wegen eines verfagten Tanzes ein paar Duelle zu verurſachen — das iſt ihr Ehrgeiz. Ich zweifle, ob ſie weiter hinaus denkt. Kurz, ſie iſt eine gemeine Kokette.“

„Was ſagen Sie mir!“ ſeufzte Heloiſe. „Mein Bruder zu den Füßen einer ſolchen Unwürdigen! Welche unbegreifliche Verblendung! O Sie wiſſen nicht, mit welchen Sorgen Sie meine Bruſt belaſten!“

„Es wäre Grauſamkeit von mir geweſen, Ihnen dies zu ſagen, wenn Sie es nicht früh oder ſpät doch erfahren müßten. Sie ſind auf dem Lande erzogen. Dennoch werden Sie ſie bald durchſchauen, denn in dieſer Kunſt ſind wir Frauen geborene Kennerinnen.“

„Sie muß doch Eigenſchaften haben", verſetzte Heloiſe unruhig, „welche auch edle Männer feſſeln können. Ich kenne Felix, ich kenne ihn von Jugend auf; er iſt frei von allem Niedrigen, Unreinen. O lächeln Sie nicht! Sie thun mir weh!"

„Liebes Kind", erwiderte Iſabelle, „Ihr Bruder mag ſo rein, ſo vortrefflich ſein, als er wolle; er iſt ein Mann, das erklärt ſchon Vieles. Er iſt zweitens ein Enthuſiaſt; das erklärt noch mehr. Wahrſcheinlich ſah er ſie zuerſt in einer rührenden Situation; vielleicht in der Kirche, wohin ſie alle Sonntage auf Befehl der Großältern gehen muß; denn ſie ſind ſehr orthodox, beſonders die Mutter. Er ſah ſie, wie ſie im Gebete die großen ſchwarzen Augen gen Himmel richtete. Wir Andern ſehen nieder, wenn wir in der Kirche dem Gebete des Predigers folgen. Aber ſie — ſie hat eine katholiſche Andacht, wenn ſie ſchon als Calviniſtin erzogen iſt, und weiß ſich zu geberden wie eine Nonne."

„Sie iſt wol ſehr ſchön?" fragte Heloiſe ſchüchtern.

„Nicht eigentlich. Sie hat eins von den Geſichtern, die oberflächlich Urtheilende für intereſſant erklären, die aber nur pikant, auffallend, ſind. Augen voller Glut und Leben, aber ohne Seele, ein Näschen keck und zierlich, aber nicht edel, Lippen, ſo ſchwellend, wie Sie ſie an keiner Antike ſehen, die einer Niederländerin anzugehören ſcheinen, nur daß ſie faſt immer lächeln und Zähne zeigen, deren blendende Weiße faſt verletzend iſt. Züge, beweglich und fein, aber ohne alle Regelmäßigkeit. Ein kleiner, zierlicher Wuchs, dem man es indeſſen anſieht, daß er ſeine außerordentliche Schlankheit größtentheils

der Schnürbruſt und dem Contraſt abſtehender Röcke verdankt: kurz, mehr modiſch als ſchön."

„Sie ſind eine vortreffliche Malerin", entgegnete Heloiſe, die, ohne es ſich recht bewußt zu werden, ſich heimlich freute, daß Emma nicht ſchöner war. „Ohne Zweifel", ſetzte ſie hinzu, „iſt ſie ſo liebenswürdig, daß man nicht danach fragt, ob ihrer Schönheit etwas mangelt."

„Wie Sie wollen. Sie hat den mittelmäßigſten Verſtand, aber eine Art von Schlauheit, die manche Lücke ausfüllt. Statt der Bildung beſitzt ſie einige Talente, ſtatt des Witzes Lebhaftigkeit und Dreiſtigkeit, und ſtatt der Kenntniſſe echt weibliche Unwiſſenheit. Lachen Sie nur über dieſen Erſatz. Aber glauben Sie mir, den Männern erſcheint ein weiblicher Mund, wenn er fragt, noch einmal ſo ſchön, als wenn er belehrt. Es gibt keine reizendere Miene, als die einer Schülerin. Emma iſt das nicht entgangen, und ſie weiß Manches, was ſie nicht wiſſen will."

„Mein Herz iſt voller Unruhe", ſagte Heloiſe ängſtlich. „Wie verlegen werd' ich einer ſo gekünſtelten Perſon gegenüberſtehen! Aber vielleicht iſt ſie mit Frauenzimmern natürlicher."

„Im Allgemeinen, ja. Gegen Sie aber wird ſie es nicht ſein. Geben Sie Acht, ſie wird Ihnen um den Hals fallen und Sie mit tauſend Thränen um Ihre Freundſchaft bitten; aber ſie iſt falſch, lieben kann Emma Sie nie. Denn erſtlich ſind Sie ſchöner, kluger und beſſer als ſie, und dann behaupten Sie immer noch eine Stelle in Felix' Herzen, über das ſie gern ausſchließlich herrſchen möchte."

„O ſchmeicheln Sie mir nicht“, fiel ihr Heloiſe in ſchmerzlicher Bewegung in's Wort. „Daß Felix mich über ſie vergeſſen, iſt ja Beweis genug, daß ſie unendlich mal ſchöner und liebenswürdiger iſt, als ich!“

Iſabelle ſah ſie erſtaunt an, während Heloiſens Geſicht ſich mit Glut überzog. „Beſte“, ſagte ſie, „was fällt Ihnen ein? Hat jemals der Bruder einer ſchönen Schweſter aus Dankbarkeit gegen die Natur dem Vergnügen entſagt, ſich eine Geliebte zu ſuchen? Sind Sie in Utopien geboren, wo die Männer ſich mit äſthetiſchem Wohlgefallen genügen laſſen mögen?“

„Gott!“ rief Heloiſe, „aber ſie iſt ſeiner unwürdig! Als ſeine Schweſter, als ſeine beſte Freundin bin ich es ihm ſchuldig, Alles zu thun, was in meinen Kräften ſteht, daß dieſe unſelige Verbindung ſich löſe! Was ſoll ich thun? Was rathen Sie mir? Ich bitte Sie — —“

„Wollen Sie mich in ein Complot verwickeln, Kind? Hören Sie, um aufrichtig zu ſein, muß ich Ihnen ſagen: das Intereſſe *meines* Herzens befiehlt eigentlich, dieſe Heirath zu befördern, ſtatt ſie zu hintertreiben. Demohngeachtet bin ich, glaube ich, zu redlich, als daß ich es nicht ärgerlich finden ſollte, daß das Glück und am Ende auch die Moralität eines ſo guten Menſchen, wie Felix iſt, das Spiel eines herzloſen Mädchens werden ſollte. Denn es gibt nichts Verderblicheres für einen jungen Mann, als die Leidenſchaft für einen unwürdigen Gegenſtand, beſonders wenn es ſeine erſte Liebe ſein ſollte, wie es hier der Fall zu ſein ſcheint. Sie gibt ihm höchſtens ſelige Minuten, aber ſie raubt ihm den innern Frieden, indem ſie ihn mit ſeinen Grund-

ſätzen entzweit; ſie erniedrigt ihn, indem ſie ein Geſchlecht in ſeinen Augen herabſetzt, das zu ehren des Mannes Stolz iſt und einen Theil ſeines Werthes ausmacht. Und dann iſt mir auch dieſe Emma zu verhaßt, als daß ich ihr eine ſo glänzende Heirath gönnen ſollte. Wenn wir nur in der Geſchwindigkeit ein anderes Mädchen für Felix wüßten! Gefühle werden am beſten durch Gefühle vertrieben, und der Arzt, der an ſolchen Kranken eine glückliche Cur vornehmen will, muß ſich vor Allem dem homöopathiſchen Syſteme zuwenden."

„Noch eins", ſagte Heloiſe. „Glauben Sie, daß Emma wirklich Neigung zu meinem Bruder hat? Aber kann auch ein ſolches Herz lieben?"

„Es liebt auf ſeine Weiſe", entgegnete Iſabelle. „Felix iſt ſchön, wacker, reich, verliebt bis zur Blindheit — Urſachen genug, um ihn Emma zu einer wünſchenswerthen Partie zu machen. Doch beſitzt der Bräutigam nicht geringere Vorzüge."

„Nun denn — —" ſagte Heloiſe.

„Sie will einen Roman ſpielen, das iſt für jetzt Alles", antwortete Iſabelle. „Ich glaube nicht, daß ſie ſich ſchon für etwas entſchieden hat."

Heloiſe verließ nun die Freundin, um ſich zu Emma zu begeben. Mit jedem Schritt wuchs ihre Aengſtlichkeit. Jedoch war ſie im Ganzen ruhiger als heute früh und während des geſtrigen Tages. Wir getrauen uns nicht zu entſcheiden, ob die Genugthuung, ihre Nebenbuhlerin ſo tief unter ſich zu wiſſen, oder ob das wohlthätige Gefühl daran größern Antheil hatte, irgend ein befreundetes Weſen gefunden zu haben, das ſie von der

Pein gänzlicher Vereinzelung befreit hatte. Beides wirkte wahrscheinlich bedeutend auf sie, und wenigstens äußerlich gesammelt kam sie zu Emma.

Nur mit Zagen unternehmen wir es, den Lesern von einer Zusammenkunft Rechenschaft zu geben, deren Eindruck auf beide Theile so gemischt war, daß wir besorgt sind, uns in einem Chaos widersprechender Empfindungen zu verlieren, die jedoch in der menschlichen Brust nur allzunah neben einander wohnen. Was Emma, wie wir sie aus Isabellens Schilderung kennen — und wir finden, daß diese die charakteristischen Züge Emma's so gut bezeichnet, daß wir uns nicht getrauen, etwas hinzuzufügen, sondern dem Verlauf der Geschichte eine nähere Entwickelung ihrer Sinnesweise überlassen — was Emma beim Anblick eines Frauenzimmers empfinden mußte, das nicht allein an Schönheit sie überstrahlte, sondern in welcher sie auch eine genaue Beobachterin zu fürchten hatte, dieses zu erwägen, überlassen wir der verständigen Leserin. Die anspruchlose Bescheidenheit, ja Schüchternheit Heloisens, die sanfte Trauer ihres Wesens würde jedoch vielleicht selbst Emma eingenommen haben, wenn es ihr möglich gewesen wäre, zu glauben, dies sei mehr als ein Mittel zu gefallen. Wir sind nicht allein besonders geschickt, unsere Fehler in Andern zu entdecken, wir sind auch geneigt, sie in ihnen vorauszusetzen. Dem Ehrsüchtig-Eiteln, dem weltliche Aeußerlichkeiten viel gelten, wird es schwer, an die Philosophie eines Andern zu glauben, der diese Dinge zu verachten behauptet. Der Zurückhaltende zweifelt leicht an der Offenheit seiner Bekannten, der Mißgünstige hält alle Welt für neidisch.

Hauptsächlich aber macht uns jedwede Künstlichkeit des eignen Betragens gegen die Natürlichkeit Anderer mißtrauisch. Daher glauben Heuchler nicht an Wahrhaftigkeit, Kokketten weder an den weiblichen Stolz, der es verschmäht, sich um der Männer Beifall zu bewerben, noch an die kindliche Unbefangenheit, die gar nicht an diesen Beifall denkt.

Daß ein so ausgezeichnetes Mädchen, wie Heloise, sich ihrer Vorzüge nicht bewußt sein sollte, noch mehr aber, daß sie nicht gesonnen sei, die Vorzüge nach Kräften zu benutzen, kam Emma gar nicht in den Sinn. Sie wußte daher nicht, ob sie sie für sehr fein oder für sehr einfältig halten sollte, und ward mehr und mehr zum letzterm geneigt, als sie die wachsende Verlegenheit derselben bemerkte.

Was in Heloisens Brust vorging, war von sehr verschiedener Art. Hatte Isabelle ihren Muth etwas aufgerichtet, so machte sie nun Emma's modisch-glänzende Erscheinung doppelt bestürzt. Das Graziöse, Leichte, Zuversichtliche ihres Betragens verblendete und verwirrte sie; sie hätte es sich nie träumen lassen, daß man so selbstsüchtig sein könne und so liebreizend; sie fand sie tausendmal schöner als sich selbst. Zwar hatte Isabelle Recht: Emma war nicht regelmäßig gebildet, kein hoher Geist sprach aus diesen Zügen; aber dafür entdeckte Heloise auch beim zweiten und dritten Blick Schönheiten an ihr, die jene ganz unerwähnt gelassen hatte: bezaubernde Händchen, die niedlichsten Fußchen, eine Fülle glänzender Locken — und Alles durch geschmackvolle Kunst in's beste Licht gesetzt. „Wie könnt' ich es wagen, mich

mit ihr zu meſſen! Wie könnt' ich die Kühnheit haben, ſie verdrängen zu wollen", dachte ſie und ihr eignes ſchönes Bild ſchwebte ihr vor, bis zur Häßlichkeit verzerrt. Ihr Muth ſank mehr und mehr; ſie ward immer ſtiller, befangener und ſprach die gewöhnlichſten Dinge ſtockend und nichts anderes, als um was ſie von der Großmutter oder Emma befragt wurde.

Ihre Verwirrung ſtieg indeſſen noch mehr, als die Erſtere von einem Geſchäft abgerufen ward und ſie ſich nun mit Emma allein befand. Sie fühlte, daß ſie von Felix reden müſſe, daß ſie den Anfang eines vertrauten Geſpräches billiger Weiſe nicht von jener erwarten könne, fühlte, daß ſie ſie ihrer Freundſchaft verſichern müſſe, ihres Beiſtandes, wenn Emma ſie nicht für ihre Gegnerin halten ſollte. Sie mußte ſie einladen, ſie zu beſuchen, mußte ihres Bruders Hoffnung erwähnen, ſie bei ihr zu ſehen, — was ſollte Felix denken, wenn ſie es nicht that? Was Emma? — Und doch — wie empörte ſich vor dieſer Falſchheit ihr edles Herz! — Ja, wie unnatürlich würde ihr dieſer Schritt, wie wenig würde ſie zur Begünſtigung von Felix' Liebe geneigt geweſen ſein, und wenn ſie wirklich ſeine Schweſter geweſen wäre! Denn unwillkürlich wuchs die geringe Meinung, welche ſie von Emma's Innern hatte, je mehr der Glanz ihres Aeußern ſie blendete. Es war ein Mangel von Herzlichkeit, von wohlwollender Güte, von echter Höflichkeit an ihr, und trotz der Grazie ihres Weſens ſchien dieſem doch die Harmonie zu fehlen, die nur die Seele verleiht. Auch als Schweſter würde ihr daher Emma nicht willkommen geweſen ſein; aber mißtrauiſch gegen die Quelle

dieſes Gefühls, nannte ſie es, tief beſchämt, Neid, gekränkte Eitelkeit, und glaubte ihm trotzen zu müſſen.

Daß Heloiſe dieſen Zwieſpalt nicht mit der Klarheit empfand, mit welcher wir ihn hier ausſprechen, brauchen wir nicht zu erwähnen. Dunkle, ſchmerzliche Gefühle durchſtrömten ihre Bruſt einige Minuten lang, während Emma die Augen niederſchlug und in einiger Verlegenheit mit ihren Ringen ſpielte. Endlich brachte Heloiſe die abgebrochenen Worte hervor:

„Mein Bruder, liebes Fräulein — ich hoffe, wir werden — ich werde das Glück haben, Sie näher — Sie öfters —“

Emma richtete einen forſchenden Blick auf ſie. Dadurch gereizt, fuhr Heloiſe muthiger fort:

„Mein Bruder hat mir geſagt, wie theuer Sie ihm ſind, und Sie werden auch der Schweſter Freundſchaft nicht verſchmähen.“

„Ihre Freundſchaft“, erwiderte Emma mit dem Ausdruck des Gefühls, indem ſie Heloiſens Hand ergriff und ſie drückte, „Ihre Billigung iſt mir unſchätzbar, und ich werde Alles thun, um ſie zu verdienen.“

Heloiſe erwiderte den Druck nicht ganz ohne Rührung. Sie kam ſich in dieſem Augenblicke klein neben Emma vor, und in dem Gedanken, daß ſie dieſer Unrecht thue, zeigte ſie ihr im Verlauf ihres kurzen Geſprächs eine Wärme, die ſie nicht empfand. Emma redete nun mit einer Offenheit und mit einer Stärke des Ausdrucks von ihrer Leidenſchaft für Felix, die Heloiſe einige mal erröthen machte. Sie klagte ſehr über ihre Lage und ſchien von dem entfernten Bräutigam eine ſehr

ſchwarze Vorſtellung zu haben. Doch hoffte ſie, ſeine Ankunft werde ſich noch eine Zeit lang verziehen. Als die alte Obriſtin wiederkam, brach Heloiſe auf, heimlich erfreut über die Unterbrechung; denn eben hatte ſie es ſich zur Pflicht gemacht, Emma'n von Felix' Wunſche zu ſprechen, ſie auf ihrem Zimmer zu ſehen. So ſchieden ſie ohne Verabredung von einander.

Sechster Abschnitt.

Heloiſe faßt ſich.

Einige Wochen waren ſchnell vorüber gegangen. Es konnte nicht fehlen, daß die vielen neuen Gegenſtände, welche die Hauptſtadt Heloiſen darbot, zum Theil ihr Intereſſe in Anſpruch nahmen; daß unter der Menge von Menſchen, welche ſie ſah, einige ihr zuſagten. Eben ſo wenig konnte die günſtige Wirkung dieſer Eindrücke ausbleiben.; ihr Gemüth erholte ſich nach und nach von den ſchweren Schlägen, die es betroffen. Weit entfernt, glücklich zu ſein, lernte ſie wenigſtens ſich faſſen, und zwar ſich innerlich faſſen. Ihr Aeußres gewann wieder jene ruhige Würde, jene edle Haltung des Betragens, die ſelbſt den modiſchen Cirkel den feinern und gewandtern Welten nicht vermiſſen läßt. Die Generalin, welche anfangs die Aufführung ihrer jungen Schutzbefohlnen ſehr wunderlich gefunden hatte, ward immer mehr von ihrem freundlich-kindlichen Weſen eingenommen; alle ältern Frauenzimmer fanden ſie ungemein liebenswürdig; unter den jüngern fühlten die beſten ſich zu ihr

hingezogen, und ſelbſt wenige unter den ſchlimmren mißgönnten ihr Vorzüge, deren ſie ſich kaum bewußt war und die den Männern mehr zu imponiren als ſie anzuziehen ſchienen. Denn trotz ihrer ungewöhnlichen Schönheit und der freundlichen Weiblichkeit ihres Betragens ward ihr von dem andern Geſchlecht mehr Ehrfurcht gezollt als Huldigung. Alle behandelten ſie mit Achtung und Auszeichnung, aber den Hof machte ihr kaum ein Einziger. Während andre Mädchen, die weder den hundertſten Theil ihrer Reize noch ihres Geiſtes beſaßen, von Anbetern umringt, ſich und den ſie umgebenden Kreis ergötzten, ſaß Heloiſe nur von einem Einzigen unterhalten, oder im Geſpräch mit den andern unbemerkten Mädchen, ja — o Wunder! — oft mit den ältern Damen da. Theils flößte ſie den jungen Tonangebern zu viel Achtung ein, als daß ſie hätten hoffen können, fade Schmeicheleien würden ihr willkommen ſein, theils erſchwerte ihre entſchieden vornehme Haltung und ihre beſcheidne Schweigſamkeit jede unberufne Annäherung. Die Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, läßt nur oberflächliche Geſpräche zu; wer ihr tiefe Gefühle und Gedanken zum Beſten gibt, geräth in Gefahr ſich lächerlich zu machen. Heloiſe hatte zu viel Takt um dieß nicht zu empfinden; allein den gewöhnlichen Geſprächen über die Begebenheiten des Tages durch médisance Würze zu geben, dazu hatte ſie weder Gewandtheit noch Liebenswürdigkeit genug; auch kannte ſie das Perſonale noch zu wenig und war überdem zu ſehr mit ihrem Innern beſchäftigt, um einen lebhaften Wunſch zu haben, es durch dergleichen Geſpräche näher kennen zu lernen. Sie war daher in größern Verſamm-

lungen faſt immer ſtill und zurückhaltend und nur im häuslichen Kreiſe beredt, lebhaft und unterhaltend. Ein Mädchen, wie Heloiſe, iſt mehr geeignet lebhafte Gefühle einzuflößen, als diejenigen Huldigungen abzunöthigen, die allein in der Geſellſchaft Glanz verleihen.

Emma hätte demnach nicht Urſache gehabt zu fürchten, in der ſchönen Fremden eine Nebenbuhlerin auftreten zu ſehen; wenigſtens nicht wo es den Beifall der Männerwelt im Allgemeinen galt. Sie raubte ihr keinen Einzigen ihrer Anbeter, obwohl kaum Einer in dem großen Kreiſe dieſer war, der nicht im Herzen Heloiſen hoch über Emma geſtellt. Trotzdem ſchien dieſe Letztere ganz und gar nicht geneigt, ſich an die Schweſter ihres Freundes anzuſchließen, und Felix gab ſich umſonſt Mühe, die gehofften Zuſammenkünfte zu bewerkſtelligen. Heloiſe verweigerte ihren Beiſtand dazu nicht, ja ſie gewann es ſogar einmal über ſich, als Felix klagte, daß er Emma ſo ſelten allein ſähe, ihn an ſeinen Plan, ſie auf ihrem Zimmer zu ſehen, zu erinnern. Allein Emma ſelbſt war es, die ſich ihnen immer geſchickt zu entziehen und unter tauſend Vorwänden, Verabredungen darüber zu vermeiden oder Mittel zu finden wußte, ihnen nicht Folge leiſten zu können. Heloiſe war nicht mit ſich einig, was ſie davon denken ſolle, aber ſie konnte Iſabellen nicht widerſprechen, als dieſe ſagte:

„Sie fürchtet Ihre ſittliche Würde. Sie ahnet wohl, daß Sie andere Künſte gebrauchen würden, einen Liebhaber zu feſſeln, als ſie Ihnen zeigen kann.“

Beide junge Frauenzimmer ſahen ſich indeſſen bisweilen am dritten Orte. Sie waren ſtets ſehr höflich

und aufmerkſam gegen einander, aber ſie hielten ſich von einander entfernt, was durch die verſchiedene Stellung, welche ſie in der Geſellſchaft einnahmen, begünſtigt ward.

Schwerer war die Rolle, welche Heloiſe gegen Felix zu ſpielen hatte. Dieſer beſuchte ſie täglich und der Hauptgegenſtand ſeines Geſpräches war immer Emma. Wie verletzend derſelbe für unſre junge Freundin war, ſie konnte wenigſtens daraus erſehen, daß ſie ihre Rolle mit Glück ſpiele, daß es ihr gelungen ſei, die Empfindungen ihres Herzens vor Felix zu verbergen. Wirklich beobachtete ſie im Ganzen ein gleichförmiges, liebreiches Betragen gegen ihn. Sie war nicht heiter, nicht geſprächig im Alleinſein mit ihm, aber der große Verluſt, den ſie vor Kurzem erlitten, rechtfertigte dieſe Schwermuth genugſam und er kannte die ungewöhnliche Innigkeit und Tiefe ihrer Gefühle. Der Umſtand, daß ſie ihm keine thätlichen Aeußerungen der brüderlichen Zärtlichkeit mehr geſtatten wollte, war anfangs ein ſtreitiger Punkt unter ihnen geweſen; aber endlich mußte er ſich doch mit der Erklärung genügen laſſen, Liebkoſungen und zärtliche Tändeleien ſeien dem ernſten Charakter der geſchwiſterlichen Freundſchaft ganz unangemeſſen; ſie geziemen ſich bloß für Verliebte oder für Kinder und kleiden Erwachſene ſchlecht.

Daß Heloiſe nicht ganz mit ſeiner Wahl — wenn man ſeine Leidenſchaft für Emma Wahl nennen konnte — zufrieden war, konnte Felix nicht entgehen, obgleich ſie viel und preiſend von Emmas Reizen ſprach, als er ſie, nach dem erſten Beſuch, um ihr Urtheil fragte. Von Jugend auf gewohnt auf ſeiner Schweſter Meinung viel

Gewicht zu legen, ja stets geneigt, sie zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen, wirkte ihre Mißbilligung in diesem Falle doch nur verletzend, nicht störend auf ihn.

„Sie passen einmal nicht für einander", sagte er entschuldigend zu sich selbst; „mit der Zeit werden sie gewiß Freundinnen werden!" — Für jetzt war es ihm genug, daß Heloise ihm wenigstens ihre Meinung nicht offenherzig sagte. Er vermied, sobald er es sich nicht länger verbergen konnte, daß sie nicht ganz günstig für Emma gestimmt sei, Gespräche über die Denkungsart der Letztern eben so sorgfältig als Heloise, ein Umstand, der uns schließen läßt, daß er weniger verblendet war, als er schien, daß er sich aber verblenden wollte, im Gefühl, die Liebe habe ihm die Willenskraft geraubt, der bessern Einsicht zu folgen.

So war es denn unvermeidlich, daß nach und nach die gegenseitige Vertraulichkeit der Geschwister abnahm, und beide einander oft verstimmt und schweigsam gegenüber saßen. Heloise bemerkte es mit schmerzlichem Gefühl. Meine Leser könnten vielleicht ihr Betragen in Widerspruch mit ihrer von uns gerühmten Redlichkeit finden und nicht recht daran glauben, daß ein so natürliches Mädchen mehr als einige Stunden lang Verstellung üben konnte. Man erwäge aber, daß sowol gekränkte Liebe als gedemüthigter Stolz ihr zu Hülfe kam, und daß das allereinfachste Frauenzimmer theils in den Eigenthümlichkeiten ihres Geschlechts, theils in der Stellung desselben in der Gesellschaft, die ihr ein entschieden negatives Verhalten erlaubt, Mittel genug findet, eine unerwiederte Liebe zu verbergen, so bald sie nur ernstlich

will. Man bedenke ferner, daß Felix nicht die entfernteste Ahnung von der eigentlichen Urſache deſſen haben konnte, was ihm allerdings oft an ihrem Betragen auffiel, Worte, die ihr entſchlüpften, Mienen, die ſie nicht gehörig bewachte, und die er dann, mit andern Dingen beſchäftigt, entweder gar nicht bemerkte oder auf ſeine Weiſe auslegte.

Heloiſen war dies Verhältniß im höchſten Grade drückend. Sie war in ſtetem Kampfe mit ſich ſelbſt. „Ich will ſeine Schweſter ſein, und nicht mehr!“ rief ſie oft, und dachte ſich es aus, wie ſie handeln wollte, wenn ſie es wäre. Sie wollte frei über Emma mit ihm reden, ſie wollte Mittel ſuchen und finden, ihm ihre ganze Unwürdigkeit zu enthüllen. Sah ſie es doch ſo deutlich, daß ſelbſt jetzt ſchon dieſe Liebe ihm kein eigentliches Glück gewähre, Stunden des Entzückens, aber keine heitern Tage, einen momentanen Vorſchmack der Seligkeit, aber keine dauernde Zufriedenheit. Was war von der Zukunft zu erwarten? „Wäre ich ſeine Schweſter!“ ſeufzte ſie, und erröthete über ſich ſelbſt, daß ſie mehr als brüderliche Liebe von ihm begehre. „Und kann ich nicht wenigſtens als ſeine Schweſter handeln?“ fragte ſie ſich. Allein der Gedanke, daß ſie ihm doch nicht mehr lange verbergen könne, ſie ſei es nicht, und wie er dann ſo ſchnell die Beweggründe errathen werde, aus welchen ſie, zum Theil wenigſtens, ſeiner Verbindung mit Emma entgegen geweſen ſei — und vielleicht trotz aller ihrer Bemühungen noch mit einem Herzen für Emma — die beſchämende Vorſtellung, wie er dann ſo ſchnell die Deutung finden werde von allen ihren, jetzt überſehenen unvorſichtigen Aeußerungen, ſich zum

Gegenstand seines Mitleids, ihres Hohnes herabsinken zu sehen — —.

Sie schauderte. „Nein, nein", rief sie. „Ehe ich nicht ohne Stocken, ohne Erröthen sagen kann: Felix, ich bin Deine Schwester nicht, unsre Aeltern bestimmten mich zu Deiner Braut, aber ich liebe Dich nur wie eine Schwester — ehe ich ihm dies nicht sagen kann, soll er das Geheimniß nicht erfahren. Die Zeit wird ja kommen! Dann will ich meinen Vater aufsuchen. Zu ihm, in die öde Fremde will ich gehen. Ach! er war ja auch unglücklich, er wird mich verstehen und mir wird wenigstens noch das Glück, an dem einzigen Herzen, das noch mein ist auf dieser weiten, leeren Erde, mein armes Leben auszuweinen!"

Heloise gestand sich nicht, daß noch eine Hoffnung in ihrer Brust lebte, die sie fest hielt in der Nähe des Geliebten; ihre schmeichelnde Stimme flüsterte ihr zu, er werde, er müsse mit verdoppelter Liebe zu ihr zurückkehren; Liebe, die nicht auf Achtung gegründet sei, könne nicht dauern. Aber wie sollte er erfahren, daß Emma seine Achtung nicht verdiene? Ein dunkles Gefühl wies sie jedesmal auf den Bräutigam hin, wenn sie sich diese Frage vorlegte, und so sah sie, zwar mit aller der Bangigkeit, aber doch auch mit aller der Ungeduld, mit welcher wir einen entscheidenden Moment nahen sehen, — der Ankunft des Herrn von Angern entgegen. So hieß Emmas Verlobter.

Unterdessen überließ sie sich dem Schmerze über ihre Täuschung so wenig, als es die Stärke dieses Gefühles zuließ. Sie hatte der Generalin einen Theil ihrer wirthschaftlichen Sorgen abgenommen; sie las viel, beschäftigte

ſich mit zierlichen Handarbeiten und benutzte mit Eifer die Gelegenheit, welche ihr jetziger Aufenthalt ihr bot, ſich in den ſchönen Künſten zu vervollkommnen. In der Muſik hatte ſie ſchon unter der Leitung des Hofmeiſters, der glücklicherweiſe ein trefflicher Pianoſpieler und ein tüchtiger Theoretiker war, Bedeutendes geleiſtet. Ein berühmter Clavierlehrer und unabläſſige Uebungen bildeten ſie im Laufe des Winters zu einer der beſten Spielerinnen der Reſidenz aus. Sie hatte die Kunſt immer um ihrer ſelbſt willen geliebt; aber wir wollen nicht dafür ſtehen, daß der Umſtand, daß Emma für eine ſehr glänzende Sängerin galt, nicht ihren jetzigen Eifer verdoppelte. Ihre eigne Stimme war rein und ſüß, aber von unbeträchtlichem Umfang und konnte ſich an Fülle und Stärke mit Emmas durch jahrelangen ausgezeichneten Unterricht ausgebildeter nicht meſſen. Sie trug ihre Liedchen mit einem Gefühl, einer Lieblichkeit vor, die einen kleinen Kreis von Zuhörern entzückte; aber es konnte ihr nicht einfallen, mit Emma in den großen Bravourarien wetteifern zu wollen, mit denen dieſe in den Aſſembleen glänzte. Vielleicht war es hauptſächlich darum, daß ſie, ohne ſich des Motivs recht bewußt zu werden, vorzog, ſich in der Inſtrumentalmuſik auszubilden. Vielleicht — ſagen wir; denn das menſchliche Herz iſt ſo wunderlich geformt, daß es eine beſtändige Wechſelwirkung des Guten und des Schlimmen zuläßt, des Lautern und des Unreinen. Ihre liebſte Erholung aber fand Heloiſe im Umgang mit Iſabellen, der ſie zum Theil aus ſich ſelbſt herauszog, ihren Geiſt bildete und ihrem Herzen wohl that.

Siebenter Abſchnitt.

Iſabella.

Eines Morgens endlich meldete Felix ſeiner Schweſter nicht ohne Gemüthsbewegung, daß der erwartete Bräutigam angekommen ſei. Man hatte ihm ſchon faſt eine Woche lang täglich entgegengeſehen, da er vor Kurzem an den Oberſten geſchrieben und ihm im Allgemeinen ſeine nahe Ankunft angekündigt hatte. Ihm zu Ehren ſollte heute Abend bei Willingens eine große Geſellſchaft ſein, ſeit vielen Jahren die erſte. Seit Ankunft des Briefes waren Vorbereitungen dazu gemacht und die Einladungen auf den ſpäteſten Tag, daß man ihn nach demſelben erwarten konnte, geſtellt. Auch unſre Geſchwiſter waren geladen. Beide ſahen dem Abende mit Unruhe entgegen. Felix war kaum fort, als Heloiſe zu ihrer Freundin eilte.

Sie fand ſie in einer Aufregung, wie ſie ſie noch nie ähnlich geſehen hatte. Der Ton ihrer Stimme war ungewöhnlich weich, ein liebliches, natürliches Roth deckte ihre Wangen und Thränen glänzten in ihren Augen.

„Eben iſt er fort“, ſagte ſie, Heloiſen umarmend. Ja, liebſtes Kind! Er wird ſtets meinem Herzen der theuerſte Freund bleiben! Sie darf ihn nicht beſitzen, dieſe armſelige Emma! — Sie nur, liebe ſüße Heloiſe, Sie nur ſind ſeiner werth, und Sie ſollen und müſſen die Seine werden!“

In Heloiſens Beſtürzung über der Freundin Worte miſchte ſich etwas von Unwillen.

„Sein Sie mir nicht böſe, liebſtes Kind, fuhr jene fort, mein Herz iſt bis zur Geſchwätzigkeit erweicht. Ja, ich liebe ihn noch, das heißt, ich will ihn glücklich ſehen! Seit ſieben Jahren ſah ich ihn nicht Er iſt verändert ſeitdem, und doch auch ſo ganz der Vorige. Er iſt ſo liebenswürdig, ſo ſtark, ſo männlich, wie ſonſt. Sein Sinn iſt auf das Höchſte geſtellt, ſtatt Iſabellen iſt die Menſchheit, das Volk ſeine Geliebte geworden.“

„Sie überraſchen mich auf das Aeußerſte“, ſagte Heloiſe endlich. „Nie verriethen Sie mir Ihr Herz!“

„Wollen Sie jetzt, jetzt, liebſte Heloiſe, die Geſchichte dieſes armen Herzens hören? — oft wollte ich ſie Ihnen mittheilen, aber es war mir, als ſcheute ich mich vor Ihrer Kindesreinheit. Aber in dieſem Augenblicke, meine Heloiſe, in dieſer Stunde fühl' ich, ich bin gut; verderbt war ich nie, nur im Irrthum, und jetzt bin ich gut, gut wie Sie, meine Heloiſe!“

Sie drückte die junge Freundin feſt an ſich. In inniger Umarmung hielten ſie ſich lange umfaßt, bis endlich ruhiger geworden, auf dem Sopha behaglich niedergelaſſen, Iſabella der mit Ohr und Seele Hörenden ihr ſchönes Herz enthüllte.

„Sie wiſſen ſchon", begann ſie, „daß ich in einer großen Mädchenpenſion erzogen ward. Ich ſprach manchmal davon. Ich befand mich im Ganzen ziemlich wohl dort. Die groben Fehler unſrer Erziehung ſtörten unſer momentanes Glück eben nicht. Während man ziemlich läſſig unſre Köpfchen mit lückenhaften Kenntniſſen füllte, ließ man unſren jugendlichen Herzen freien Spielraum; wir hatten unſre Freundſchaften unter uns, unſre Liebeleien mit den Brüdern der Gefährtinnen, mit den Vettern, die uns von Zeit zu Zeit beſuchen durften, oder mit den Kornets und Gymnaſiaſten, die vor unſern Fenſtern vorbeigingen und uns auf unſern ſonntäglichen Kirch- und Spaziergängen fleißig zu begegnen wußten. Wir wurden ſtreng gehalten; kein Liebeshandel ging über einen Austauſch von Blicken und Worten hinaus. Unſer innerſtes Selbſt blieb ganz unangebaut, ja ungeweckt; kein Menſch dachte daran, uns aus unſrem Innern herauszubilden. Wie in allen ſolchen Anſtalten konnte nur die Maſſe berückſichtigt werden und mit dem Maßſtab, der für dieſe taugte, ward jede Einzelne gemeſſen. So konnte es nicht an Verkehrtem, Verletzendem fehlen. Wir wurden erzogen, aber wir blieben unentwickelt."

Im ſiebzehnten Jahre kehrte ich in das väterliche Haus zurück. Die Stellung meines Vaters nöthigte ihn zu einem gewiſſen Aufwand. Er mußte die Offiziere ſeines Regiments oft bei ſich verſammeln; viele andre geſellten ſich dazu. Meine Mutter war natürlich auch noch nicht die alte würdige Dame, welche ſie jetzt iſt, ſie legte noch Roth auf, übernahm auf einem Liebhabertheater die Anſtandsrollen und mochte einen Anbeter,

der in gehöriger Ferne blieb, nicht gern entbehren. So kam ich gleich zu Anfang in einen Strudel von Zerſtreuungen. Keine Modethorheit ging ungenoſſen an mir vorüber. Es war an keine innere Sammlung zu denken. Der Baron war einer der glänzendſten Männer unſres Cirkels. Er war dreizehn Jahre jünger, folglich auch noch nicht der kalte, ausgetrocknete Egoiſt, als welchen Sie ihn jetzt kennen; der Tonangeber in der Mode, auf einem anſehnlichen Poſten und — verliebt in mich. Als er ſich um mich bewarb, beneideten mich meine ſämmtlichen Freundinnen, meine Aeltern fanden die Partie vortheilhaft; ſo ward ich, noch nicht 20 Jahr alt, ſeine Frau.

Die Begriffe, mit welchen ich in den Eheſtand trat, waren aus Romanen geſchöpft, alſo ideal genug. Ueber den Baron hatte ich mich ſelbſt getäuſcht; ich kann ihm kaum vorwerfen, daß er mich getäuſcht hätte. Kaum war ich ein paar Monate mit ihm verheirathet, als er mir wie ein ganz Andrer erſchien. Ich war wie aus einem Traume erwacht. Bei der Entdeckung ſeiner vielfältigen Untreuen ging ich die ganze Stufenleiter der Empfindungen eines guten, weiblichen Herzens durch. Die erſte ſetzte mich in Verzweiflung, die zehnte ließ mich gleichgültig, denn man gewöhnt ſich an Alles. Ich war zu ſtolz um Erſatz zu ſuchen, auch gefiel mir Keiner von denen, die ſich um meine Gunſt bemühten, denn Sie können wohl denken, daß es einer jungen Frau in meiner Lage, nicht häßlich und von ihrem Gatten vernachläſſigt, an Bewerbern nicht fehlte. Allein mein Herz darbte. Jahre vergingen und der Himmel hatte mir

das Mutterglück noch nicht gewährt. Mein Geist war nur halb ausgebildet; so ließ ich mich aus Langeweile auf ein paar Intriguen ein. Mein Herz hatte keinen Theil daran, bloß die Phantasie fand eine flüchtige Nahrung.

„Wie anders, wie ganz anders, meine Heloise, war es, als Angern erschien und sich mir näherte. Liebe Heloise! Sie werden ihn kennen lernen; er ist nicht den tausendsten Theil so schön wie Felix, allein nie sahen Sie eine edlere vornehmere Haltung, nie einen geistreichern Blick. Er war viel in der Welt gewesen, kannte das Herz und die Frauen. Zuerst glaubte ich ihn nur zu fürchten. Ich erkannte nicht, was mich in seiner Gegenwart schüchtern, ängstlich machte. Seine Neigung ehrte mich. Ihm eine angenehme Gesellschafterin zu werden, das ich, lernt' ich. Sein Rath leitete mich, beherrschte mich. Doch bekam nur zu bald unser Verhältniß etwas Leidenschaftliches, etwas Zerstörendes. Es schien nicht so bleiben zu können. Er wollte mich besitzen, und weil er mir keine Unwürdigkeit zumuthen mochte noch durfte, drang er auf Scheidung. Ich willigte ein.

„Ehe die Sache zur Sprache kam, mußte Angern eine Reise thun, eine wichtige Angelegenheit zu ordnen. In acht Wochen sollte er wieder hier sein, und im Gefühl, daß ich seines Beistandes bedürfen konnte, beschlossen wir die Eröffnung meiner Gesinnungen bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. Da ich grade damals meinen Mann weniger als je sah, denn er lag eben einer gewissen Opersängerin zu Füßen, die alle seine Zeit, die er nicht nothwendig seinem Amt widmen mußte, in Anspruch

nahm, ſo glaubte ich es ohne großen Zwang durchführen zu können.

„Heloiſe! Ich war nie bös, ich war gut und wohlwollend von Natur, die Liebe hatte mich veredelt, ich hätte große Opfer bringen können. Aber ich war nicht fromm, ich dachte nicht an Gott. Ich glaubte an ihn, weil ich von Kindheit auf ihn hatte nennen hören, allein keine Empfindung ſeines Daſeins war in meiner Seele. Liebe Heloiſe! Ich war ſechs Jahr verheirathet — jetzt entdeckte ich, daß ich Mutter werden würde. — Heloiſe! Sie ſtarren mich an und nun fragen mich Ihre niedergeſchlagnen Augen, wie es möglich war, daß es ſo fein konnte, mit dem Bilde eines Andern im Herzen! Gutes, unſchuldiges Kind! Mögen Sie den Zwang einer Legalität nie erfahren, dem keine Frau ſich heimlich ganz entziehen kann, ehe ſie feſt entſchloſſen iſt, es auch öffentlich und für immer zu thun, und indem ſie mit ihr bricht, auch mit der Welt zu brechen. Keine Worte ſprechen aus, was bei jener Entdeckung in meinem Innern vorging! Ich hatte es tauſendmal gehört, Gott *ſtrafe* um zu *beſſern*, er läutre unſre Herzen mit dem Feuer der Schmerzen, waſche ab unſre ſündhaften Neigungen mit der Flut unſerer Thränen. Dies wußt' ich, meine Heloiſe! Jetzt aber, jetzt *empfand* ich es tief, das müſſe ein gutiger, ein unausſprechlich liebevoller Vater ſein, der durch Wohlthaten vor dem Böſen warne, der die Thür zur Sünde durch ſeine ſchönſten Segnungen verbaut. Nun hatte mein armes Herz einen Gegenſtand der Liebe; als meinen Gemahl verachtete ich den Baron, als den Vater meines Kindes mußt' ich ihn ehren. Ich erſchrak vor

meinem Vorſatz und als Angern zurück kam, fand er mich, eine Andre, wieder.

„Ich hatte einen harten Kampf zu beſtehen. Angern zeigte ſich mir leidenſchaftlicher als je, allein es mochte doch ein Gefühl in ihm ſein, das mich endlich den Sieg erringen ließ. Freunde wollten wir einander ſein, unzertrennliche innige Freunde, aber nie mehr. Angern behauptete, dieſe Rolle nur entfernt übernehmen zu können und doch konnte er nicht fort; ein Rechtsſtreit mit Emmas Großältern hatte ihn hergeführt und machte ſeine Gegenwart nothwendig. Um ſich dieſer Feſſeln zu entledigen entſchloß er ſich kurz und gut zu einem Vergleich, der ihn zu des dreizehnjährigen, reizenden Kindes Bräutigam machte. Das Weitausſehende dieſer Verbindung ließ ihm die viel drückendern Feſſeln, die er ſich dadurch auferlegte, leicht erſcheinen. Seines Herzens glaubte er gewiß zu ſein, und mit Recht, denn noch heute hat mich ſein Mund verſichert, daß er, ſeitdem er von mir ſich geriſſen, nicht wieder geliebt hat. Er durchſtreifte Europa, Aſien, ging nach Amerika, ſein Herz iſt geheilt und ſein Geiſt hat die Welt in ſich aufgenommen.

„Was mich anbelangt, ſo ruhte des Himmels Segen ſichtlich auf meiner Entſagung. Drei Kinder ſchenkte er mir ſchnell hinter einander, drei Mädchen, daß ſie ganz mein ſein ſollten. Ihre Liebe beglückt mich, ihre Erziehung beſchäftigt mich, mein Herz und mein Geiſt ſind befriedigt.“

Heloiſe war tief gerührt. Sie drückte der Freundin innig die Hand und ihre Lippen ſprachen die liebevollſte Zuſtimmung ſolcher ächt weiblichen Geſinnungen

aus. Endlich fragte ſie: „Sah Herr von Angern Emma ſchon?“

„Nein, die erſten Stunden gehörten wie billig der Freundin. Aber er kennt ſie ſchon aus meinen Briefen; und wäre das nicht, ein Blick dieſes ſcharfſichtigen Mannes würde hinreichen, ſie zu durchſchauen. Aber es könnte ſein, daß er ſie durchſchaute und doch gefangen würde.“

„Nicht möglich!“ meinte Heloiſe.

„Der Gedanke iſt mir unerträglich. Sie, liebe Heloiſe, Sie müſſen ihn beſitzen. Ihnen gönn' ich ihn, ſonſt keiner Andern!“

Umſonſt wehrte ſich Heloiſe gegen dieſe Vorſtellung. Iſabella kam gern wieder darauf zurück und Alles, was ihre junge Freundin von ihr erhielt, war, daß die Sache nicht mehr erwähnt werden ſollte. Noch theilte ſie ihr mit, daß ſie abſichtlich Angern nichts von dem Abenteuer mit Felix geſagt habe. „Ich will“, ſetzte ſie hinzu, „es Ihrem Bruder überlaſſen, darin das Seinige zu thun. Die Rolle einer Zwiſchenträgerin wäre meiner unwürdig und nicht dieſe, nur die Beurtheilerin ſoll Emma in mir zu fürchten haben. Denn daß ſie, wenn ſie auch vielleicht Felix' Hand vorzieht, doch Angerns Eroberung nicht verſchmäht, davon ſollen Sie heute Abend ſich überzeugen!“

Achter Abschnitt.

Der Bräutigam.

Es war spät, als Heloise an der Seite der Generalin in den Saal des Obersten von Willingen trat, und die übrigen Gäste waren bereits versammelt. Die Generalin hatte die Einladung mit großer Nichtachtung behandelt, Zweifel ausgesprochen, ob sie überhaupt gehen solle oder nicht, sich aber gern zuletzt Heloisens Wünschen gefügt; denn sie war neugierig zu sehen, wie die beiden alten, hochmüthigen, nur für ihr eignes Behagen lebenden Leute sich der ungewohnten Arbeit, eine glänzende Gesellschaft bei sich zu bewirthen, entledigen würden.

Heloisens Herz dagegen hatte dem Abend in erhöhter Unruhe entgegengeschlagen, wie einer endlichen Entscheidung ihres Geschickes. War es eine geheime, von ihr selbst unerkannte Hoffnung, daß der berechtigte Bräutigam seine Ansprüche nicht aufgeben würde, war es die, daß seine Ankunft Gelegenheit geben werde, Felix über Emmas Unwürdigkeit aufzuklären, oder, daß Emma selbst jenem den Vorzug geben, und Felix mit erneuter Liebe

zu ihr zurückkehren werde — dunkel wogte der Gedanke in ihrem Gemüthe hin und her, daß von des Bräutigams Erſcheinung auch ihr eignes Loos abhänge. Wer hätte nicht, wenn er die beſondere Sorgfalt beobachtet, die ſie heute Abend, ohne es ſelbſt zu wiſſen, auf ihr Toilette wendete, den Schluß machen ſollen, daß ſie auf Iſabellas hingeworfene Idee eingehe und ihn für ſich zu erobern wünſche? und doch war nichts ihrer Seele fremder. Allein ein dunkles Gefühl ſchien ihr zuzuflüſtern, daß ſie heute mit Emma verglichen werden, daß heute Felix eine neue Wahl treffen ſolle.

Dem ſchwarzen Kleide, das in ſchweren, reichen Seidenfalten um den ſchlanken Leib fiel, blieb ſie auch heute getreu — noch hatte ſie zwar die tiefe, aber nicht die Halbtrauer abgelegt — allein eine koſtbare ſchwarze Blondenberthe, die von dem modiſchtiefen Ausſchnitt herabfiel und die ſchöngeformte Büſte mit den anmuthig geneigten Schultern im günſtigſten Lichte zeigte, und die kurzen Aermel, von denen breite Blonden hingen, die im Verein mit den halblangen, weißen Glanzhandſchuhen die ſchönſten Arme, die je geſchaffen waren, nur halb verhüllten — näherten ſie um einige entſchiedene Schritte der Welt und ihren Freuden. Stillſchweigend ließ ſie es geſchehen, als ihr Liſette, deren größter Genuß es war, ihr ſchönes Fräulein putzen zu können, eine weiße Roſe in das Haar ſteckte, das in ſeiner graublonden herrlichen Farbe und ſeiner reichen Fülle bis jetzt immer ſich ſelber Schmuck genug geweſen war. Zum erſten Male auch ſeit ihrer Mutter Tode öffnete ſie ein Käſtchen, ihr von jener hinterlaſſen, das außer vielen Ringen, Ohrgehängen

und andrem bunten Schmuck ein Paar diamantene Tuchnadeln enthielt, klein und einfach gefaßt, aber die Steine von so besonderer Reine und Schönheit, daß sie den ganzen übrigen Inhalt des Kästchens an Kostbarkeit übertrafen. Diese nahm sie heraus, befestigte mit der einen die Berthe, und mit der andern ein schwarzes Sammetband um den schneeweißen Hals. Heloisens Hals war von besonderer Schönheit; es war der Hals einer Königin; wie denn überhaupt ihre ganze Erscheinung bei aller ländlichen Einfachheit etwas entschieden Vornehmes hatte. Als sie zur Generalin kam, brach diese und ihre Jungfer in Ausrufungen der Bewunderung aus; denn die Aufregung des Abends hatte ihre Wangen höher als gewöhnlich gefärbt und ihre Augen strahlten, als wollten sie sich von dem erborgten Schmuck nicht beschämen lassen.

Dennoch trat sie jetzt still und von Wenigen bemerkt in den Saal. Für die Generalin stand schon ein Spieltisch bereit. Heloise nahm Platz unter den übrigen jungen Mädchen, die in langen Reihen längs der hintern Saalwand saßen.

„Wir sitzen hier wie im Schauspiel", sagte, nachdem sie sie begrüßt, ihre Nachbarin, ein kluges, muntres Mädchen. „Das Stück heißt die kleine Kokette. Dort ist die Bühne." Ihre Blicke deuteten auf die ihnen gegenüberliegende Fensterwand des Saales, wo Emma in Gespräch mit einem Fremden stand. Sie war auf das Allereinfachste, in gänzlich unverzierten, weißen Muslin gekleidet, auch das glänzend braune Haar, außer einen paar Rosenknospen ohne allen Schmuck. Heloise

dachte mit einer kleinen Beſchämung an ihre ungewöhnlich ſorgſame Toilette. Ihr unſchuldiges Herz ahnete nicht, daß Emma's heutige Einfachheit tauſendmal ſtudirter war, als ihre eigne ängſtliche Sorgſamkeit. Die kleine Geſtalt nahm ſich gar anmuthig aus, die wohlgeformten Umriſſe gegen die niedergelaßnen dunkeln Fenſtervorhänge wie ein Bild gehoben, den Blick aufwärts gerichtet, mit dem unſchuldig fragenden Ausdruck, der ihr ſo gut ſtand.

Die Figur des Fremden, die ſeine edle Haltung höher als ſie eigentlich war, erſchienen ließ, ward durch den dunkeln Hintergrund ebenfalls in das vortheilhafteſte Licht geſtellt. Sein Geſicht war gutgebildet, ohne im Mindeſten ſchön zu ſein. Ein ſcharfer, durchdringender Blick war Alles, was es auszeichnete. In ſeiner freundlichen Miene war eine gewiſſe Herablaſſung kaum zu verkennen. Das Geſpräch hatte ſchon den ganzen Abend gedauert, und Emmas Fragen nach den Anden, nach den Urwäldern und den Indianern wollten gar kein Ende nehmen.

Heloiſens Auge ſuchte Felix. Endlich entdeckte ſie ihn in dem entfernteſten Winkel des Saales. Er ſtand über das ſchmale Ende des Flügels gelehnt, in ein Notenbuch vertieft, wie es ſchien; aber die Heftigkeit ſeines Blätterns, die convulſiviſche Haſt, mit der er es hinwarf und nach einem andern griff, mehr aber noch die dunkele Glut ſeines Geſichtes und die zornſchleudernden Blicke, die ſein Auge von Zeit zu Zeit quer über den Saal ſchoß, ließen auf die leidenſchaftlichſte Gemüthsbewegung ſchließen.

Heloiſe hatte ſchon längſt errathen, daß der Fremde Angern ſei, als Iſabella am Arme eines Bekannten im Saale auf und ab ſpazierend, vor ihr ſtehen blieb und ihr den andern Arm bot. Heloiſe nahm ihn gern an. Sie litt unbeſchreiblich und fühlte ſich innerlich dankbar, als die ältere Freundin, von ihrer Schönheit betroffen, und von mannichfachen Gedanken bewegt, ſie mit einem langen, liebevollen Blick anſah. Der Blick meinte: „Du Gute, Schöne! Du allein biſt werth, daß ich ihn Dir abtrete!“ — Heloiſe aber verſtand ihn nicht ſo; ſie ſah nur die Liebe darin, nach der ihr dürſtendes Herz ſich ſehnte.

Von der Erſchütterung des Morgens war jede Spur in Iſabellens Geſicht verſchwunden. Sie war zu ſehr Weltdame, um in gemiſchten Geſellſchaften irgend einem Gefühle Raum zu geben. Sie ſetzte das Geſpräch mit ihrem Begleiter unbefangen fort. Aber nachdem ſie ein paarmal im Saale auf- und abgegangen, lenkte ſie mit einer geſchickten Wendung nach der Ecke des Zimmers hin, wo Felix ſtand und flüſterte Heloiſen zu: „Sprechen Sie mit Ihrem Bruder! Sein Betragen iſt zu auffallend!“ Zugleich blieb ſie wie im Eifer des Geſpräches von ihm abgewendet ſtehen, ließ Heloiſens Arm los und wußte den Begleiter mit einer nur ihr eignen Gewandtheit immer tiefer zu verwickeln.

Heloiſe trat dicht zu ihm hin. „Guten Abend, Felix!“ ſagte ſie, gezwungen lächelnd.

Felix fuhr auf: „So biſt Du doch gekommen! Ich habe Dich noch nicht geſehen. Es iſt entſetzlich heiß hier!“

Heloiſens Herz bebte ſtärker: „So hat er Dich doch wenigſtens vermißt“, dachte ſie. „Was iſt Dir, Felix?“ fragte ſie leiſe, indem ſie ihn, ſeit lange zum erſten Male von innigem Mitleiden mit ihm ergriffen, mit dem alten herrlichen treuen Blick tief anſah.

„Ich bitte Dich, Heloiſe“, ſagte er mit einer Stimme, die verhaltne Wuth unnatürlich heiſer machte, „treib mich nicht auf das Aeußerſte! Es iſt Alles aus! Du haſt Recht! Ihr habt alle Recht. Jetzt laß mich!

„Wer hat Recht?“ fragte Heloiſe beſtürzt. Felix wollte, ohne ihr zu antworten und kaum wiſſend, was er that, an ihr vorbeifchießen, als plötzlich die umſtehende Menge ſich theilte und Emma am Arme Angerns von dem entgegengeſetzten Ende des Saales nach dem Flügel zuſchritt. Sie ſtrahlte von Jugend und Glück; manchen ſüßlächelnden Blick warf ſie im Daherſchweben hierhin und dorthin, ſicher, jeden von irgend einem Verehrer erhaſcht zu ſehen. Nun ſah ſie vor dem offnen Fortepiano und der Blick, den ſie über das Inſtrument warf und der dem zornglühenden Auge des aufgeregten Jünglings begegnete, ſagte um nichts mehr. In vollkommener Unbefangenheit, ihres Sieges gewiß, griff ſie mit den kleinen, weißen Meiſterhänden in die Saiten. Um das Pianoforte hatte ſich unterdeſſen, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, ein dichter Kreis von Zuhörern gezogen. „Was meinen Sie, das ſie zum Beſten geben wird?“ fragte Iſabella die neben ihr ſtehende Heloiſe.

„Wahrſcheinlich eine von ihren italieniſchen Bravourarien, die ſie ſo ſchön ſingt“, erwiederte Heloiſe.

„Bei weitem gefehlt! Sie ist klug genug zu wissen, daß Angern dergleichen besser gehört hat und auf den ist heute das Geschütz doch einmal gerichtet.“

Jetzt fing Emma mit heller, melodischer Stimme an ein allerliebstes Liedchen zu singen, das Heloisen, die es in früher Jugend oft Felixen vorgesungen, bis in's Innerste durchfuhr; ein Volkslied aus ihrer Gegend, das Felix, eben weil es ihm so gefiel, vor einiger Zeit mit ihrer Hülfe in Noten gesetzt und Emma'n gegeben. Es war eine von den herzigen, innigen, deutschen Melodien, die aus der tiefsten Brust hervor wiederum in's Herz des Hörers tönen. Aus den Worten aber klang, wie häufig in diesen Liedern, mehr naives Gefühl als Poesie heraus. Sie lauteten ungefähr so:

Soldate, die ziehe mit klingendem Spiel,
Die wisse mit Federn und Schwertern sich viel.

Die Dirne, die laufe hinaus auf die Gaff',
Das Eine nickt diesem, das Andere grüßt das.

Ja, laufe Eurem Schatze nur nach bis vor's Thor
Im Kämmerle sitz i, all' still als zuvor.

Was kümmert es mich, daß Ihr rennet und gafft?
Mei Liebster, der sitzt in der Werkstatt' und schafft.

Zu Land und zu Wasser, in all' weiter Welt
Der einzige, herzige Bu' mir gefällt!

Und rühr i mich auch bis spat in die Nacht,
Hab' i nie kei' andre Gedanke gedacht.

Spazier i auch manchmal mit 'nem Andern vor's Thor
Sein Bildniß das glitzert und flitzert mir vor.

Und wenn i mit 'nem Andern auch freundlich 'mal thu'
Im Herze da sitzt mir der einzige Bu'!

Ein unendlicher Beifallsrauſch lohnte die Sängerin, die in der That das Liedchen mit der reizendſten Unſchuld der geſchickteſten Komödiantin vorgetragen hatte. Heloiſens Auge ruhte auf Felix, deſſen Geſicht der Spiegel ſeiner wechſelnden Empfindungen war: er ſah beſtürzt aus, ſuchte Zorn und Schmerz eine Zeit lang gewaltſam feſtzuhalten, bis endlich die leidenſchaftliche Bewegung in eine unendliche Wehmuth dahinſchmolz. Während des Geräuſches der Beifallgebenden flüſterte er, indem er eine gewiſſe Beſchämung unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen ſuchte, ſeiner Schweſter zu: „Die Zauberin! Mein Herz iſt Wachs in ihrer Hand!“ und wollte, raſch ſich umwendend, durch das Gedränge unbemerkt hinaus. Allein im Augenblicke trat Emma, als wolle ſie unter dem Pack Noten, das vor ihm lag, etwas ſuchen, dicht zu ihm heran. Heloiſe ſchlug bebend die Augen zu Boden; ſie konnte den Tauſch der Blicke nicht ſehen, der den Verliebten verſöhnte, aber ſie hörte deutlich Emma's leiſe Worte: „Auf den Knien ſollen Sie mich morgen um Vergebung bitten!“ — Felix blieb, Emma trat an das Klavier zurück und ſang eine glänzende Opernarie, für die Angern ihr bei weitem verbindlicher dankte als für jenes Liedchen.

Nun ſollte auch Heloiſe ſingen. Aber ſie ſchlug die Bitte auf das Entſchiedenſte ab; es war ihr, als wären ihre Lieder durch Emma entweiht. Dagegen war ſie zum Spielen bereit und ſie war Meiſterin genug, um ihre Gemüthsbewegung keinen ſtörenden Einfluß auf ihr Spiel üben zu laſſen. Sie ſtreifte ſtillſchweigend die Handſchuhe von den ſchönen Armen und ſpielte mit aller

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

der ihr eignen Präcision und Fertigkeit eines der kunſtreichen, glänzend-kalten Geſellſchaftsſtücke, an denen die moderne Compoſition ſo reich iſt. Sie bemerkte nicht, um die geſchickte Löſung ihrer Aufgabe bemüht, daß Angern, deſſen Beobachtung ſchon früher ihre reine, würdevolle Schönheit nicht entgangen war, ſie mit der tiefſten Aufmerkſamkeit betrachtete. Als ſie geendet, verwickelte, noch ehe Iſabelle ihr ihren Freund vorgeſtellt, eine Bemerkung deſſelben über die Muſik ſie ſogleich in ein Geſpräch mit ihm; erſt als jene herautrat, fielen Heloiſen plötzlich die Worte ein, die ihr im heutigen Morgengeſpräch entfallen; allein die Gewandtheit der Beiden ließ die in ihr aufſteigende Verwirrung keinen Raum gewinnen. Das Geſpräch glitt anmuthig dahin, mehr von Iſabelle und Angern, als von ihr ſelbſt geführt, und doch immer ſo artig gegen ſie gerichtet, daß ſie, als der Mittelpunkt deſſelben erſchien. Als ſie ſpät nach Hauſe fuhr und in ihrem ſtillen Gemache die Bilder des Abends überſchaute, würde ſie die angenehme Befriedigung gefühlt haben, die uns der Genuß in geiſt- und liebreicher Geſelligkeit verlebter Stunden hinterläßt, wenn nicht die Wunde ihres Herzens wieder friſch geblutet hätte. Denn der heutige Abend hatte das arme Kind von Neuem von der unbegreiflichen Gewalt überzeugen müſſen, die eine unwürdige Kokette über Den gewonnen, an den ſie ſich ſelbſt mit allen Banden gefeſſelt fühlte, welche einem guten weiblichen Herzen theuer und ehrwürdig ſind. Deutlicher als je war ſie heute gewahr geworden, daß Felix Emma wider ſeine eigne beſſere Ueberzeugung liebe, und daß er auch ihre und ihrer Freundin Misbilligung

von Emma's Betragen deutlich erkannt habe. Denn was anders hätte er durch sein: „Du hast Recht, Ihr habt Alle Recht", meinen können? „Wie wenig muß mein Urtheil ihm gelten", seufzte sie, „oder wie stark muß seine Liebe sein, daß sie ihn das, was sonst ihm so viel galt, so ganz übersehen und vergessen läßt!" — Mit solchen Gedanken und ohne auch nur einen einzigen an Angern schlief sie endlich unter tausend Thränen ein.

Neunter Abschnitt.

Die Geschichte steht still.

Uebrigens war Angern nicht der Mann, der ein Mädchen, welchem er Aufmerksamkeit bezeigte, lange ganz gleichgültig lassen konnte. Er war so ausgezeichnet an Geist und Denkungsart, daß der Werth eines jungen Frauenzimmers fast nach dem Grade, in dem sie seine Auszeichnung zu schätzen wußte, hätte abgemessen werden können. Erst jetzt lernte Heloise den Reiz einer geistvollen, anregenden Unterhaltung ganz kennen, erst jetzt aus dem Austausch der Gedanken bedeutender Menschen einen stillen, unschätzbaren Vortheil ziehen. Seit Angern's Ankunft blieb Isabelle fast jeden Abend zu Hause und der Freund ward wieder heimatlich an ihrem Theetisch. Drei bis vier andere Männer von Geist — selten mehr — gesellten sich meist dazu und Heloise war ein für alle mal eingeladen, „ihr das Theemachen abzunehmen", wie Isabelle lächelnd sagte. Heloise, wißbegierig und bildungsfähig wie sie war, fühlte die Auszeichnung mit inniger Dankbarkeit gegen Isabellen. Die

Unterhaltung ſchweifte in mannichfachen Gebieten des Wiſſens umher; ſchöne Literatur, Philoſophie, Geſchichte, Induſtrie, vor allem aber die großen Fragen des Tages — über Alles hörte ſie bedeutende Perſonen die verſchiedenſten Anſichten austauſchen und vertheidigen. Heloiſe ſelbſt blieb, wie es ſich für ihre Jugend ziemte, faſt immer nur Zuhörerin. Aber die ſorgſame Erziehung, die ſie empfangen, hatte ihren Verſtand genug entwickelt, um mit der Prinzeſſin von Eſte ſagen zu können:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.“

Eine neue Welt ſchien ihr aufzugehen, beſonders in den Prüfungen der umfaſſenden Fragen über Menſchen- und Völkerrechte. Unter den Hausfreunden war einer, der gutmüthigſte, mildeſte Mann von der Welt, der aber dennoch, wie Caligula dem römiſchen Volke, ſämmtlichen Journaliſten gern nur einen Kopf gewünſcht hätte, und ſich die Macht, ihn mit einem Schlage herunterzuhauen. Er war ein ſtrenger Ariſtokrat, aus der conſequenteſten hiſtoriſchen Schule, pflegte Leo und Görres zu citiren und kaum gab es eine Verletzung des Zeitgeiſtes, die Heloiſe ihn nicht hätte vertheidigen hören, blos weil ſie „geſchichtlich begründet“ war.

Ein intimer Freund des Ariſtokraten war der Liberale, der den Freiheitskrieg mitgemacht und das eiſerne Kreuz auf der Bruſt trug. Er wollte den Fortſchritt, aber er war zu gleicher Zeit conſervativ und ein ſolcher treuer Königsfreund, daß er ſich oft in nicht geringer Verlegenheit befand, wenn er auf legalem Grunde den neuen Bau aufzurichten ſuchte, der ſo voll Schutt und Ruinen

lag, daß er keinen Raum dazu finden konnte. Allein er war edel und geistreich und Isabelle stimmte ihm meistens bei. Denn Frauen besserer Art sind nur bei unnatürlicher Verkehrtheit revolutionär; auch wenn sie die Freiheit lieben, so halten sie die Sitte noch höher, die der Schutz und Schirm ihrer würdigen Stellung ist und sich auf das Bestehende lehnt. Auch Heloisen waren diese Ansichten am vertrautesten. Denn es waren im Grunde die, nach welchen, bei aller aristokratischen Würde, ihre Pflegemutter gelebt, indem sie gern auf ihren Gütern alle diejenigen Neuerungen beförderte, die ihren Unterthanen ersprießlich sein konnten, und manches verjährte Adelsrecht willig opferte, wenn das allgemeine Beste dadurch gefödert ward.

Viel weiter ging Angern. Auch er hatte, als Knabe, mit dem reinsten Enthusiasmus den Feldzug gegen Deutschlands Dränger mitgemacht. Er hatte in seinen Universitätsjahren im schwarzen Buche der Regierung angemerkt gestanden und lange das Ideal eines Staates mit sich umhergetragen, von dem schon frühe sein guter Verstand ihm gesagt, daß dessen Realisirung unmöglich sei. Seine entschieden liberalen Ansichten hatten ihn vom Staatsdienst — wie er nun einmal war — ausgeschlossen; ein mehrjähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten Amerikas hatte ihm erst recht über die unendlichen Gebrechen zu Hause die Augen geöffnet. Doch war er viel zu klug und umsichtig, den Grund derselben in der Monarchie zu suchen oder etwa das Proletariat von den Fehlgriffen der Regierung abzuleiten; und zu rechtlich, um durch plötzlichen Umsturz, durch frevelhafte Zerstörung

den Platz machen zu wollen, den ſein Freund nicht finden konnte. Aber er gewahrte in den Ruinen ſelbſt, ja oft tief im Schutte vergraben, die allerfeſteſten Bauſteine, ein dauerhaftes Fundament zu gründen, daß es ihm nur auf das Wegräumen dieſes Schuttes und auf das Weghauen einzelner Steine anzukommen ſchien, die ſchon ſo locker ſaßen, daß ihr plötzlicher Abfall nur Gefahr gebracht hätte. Reform wollte er, entſchieden Reform; Umbildung, nicht Umwälzung. Oft erſchrak Heloiſe vor der Kühnheit, mit der er das Meſſer da anſetzte, wo ſie eine heilige Stelle zu ſehen wähnte. Hatte ſie doch an dem göttlichen Rechte der Könige nie gezweifelt und ſich frühzeitig daran gewöhnt, heimlich auch etwas von „Gottes Gnaden“ auf den Adel überzutragen. Aber ſie hörte geſpannt und ſinnend dem edeln Sprecher zu und unwillkürlich ward es in ihr heller und heller.

Auch ein rother Republikaner geſellte ſich häufig zu den Freunden, deſſen weiße Weſte und Glanzhandſchuhe gar nicht recht zu ſeinen blutigen Theorien zu paſſen ſchienen. Er pflegte ſpöttiſch zu lächeln, wenn von den Thaten von 1813 und 1814 die Rede war, und gern „dem deutſchen Michel“ einen Hieb zu geben. Heine war ſein Liebling, die Franzoſen aber vergötterte er. Heloiſe mochte ihn nicht leiden, doch hielt ihn Iſabelle für einen Ehrenmann, und die Freunde ließen ihn gewähren und ihn ruhig ſein vollſtändiges Umwälzungs- und Zerſtörungsſyſtem entfalten.

Nur der fanatiſche Traum des Socialismus und das giftige Unkraut des Communismus fanden keine Vertreter in Iſabellens edelm und geſittetem Freundeskreiſe.

Isabelle hatte seit jenem ersten Morgen mit keiner Silbe noch Miene wieder ihres Wunsches in Bezug auf Angern gegen Heloisen gedacht. Aber die Neigung desselben trat bald entschieden hervor, wenn auch nicht in Worten, d. h. durch eine offene Erklärung, doch in der besonders zarten Hochachtung, mit welcher der ältere so hochstehende Mann die junge Heloise behandelte. Seine Stimme ward weicher, wenn er mit ihr sprach; mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit wußte er ihr Verhältnisse deutlich zu machen, die ihr fremd waren, ihr Bücher zu empfehlen und ihr diejenigen Neigungszeichen zu geben, die ein junges Frauenzimmer in der Gesellschaft annehmen kann, ohne durch die Annahme etwas zurückzuversprechen. Die Steigerung dieser Aufmerksamkeiten war so nach und nach gekommen, daß unsere junge Heldin sich im Vollgenuß derselben sah, ehe sie es einmal merkte. Als sie endlich an die natürlichen Folgen dachte, schien es zu spät zu sein, um sich ihnen, ohne einen auffallenden Schritt zu thun, zu entziehen.

Bei alle dem hatte Angern Emma und die Familie von Willingen keineswegs vernachlässigt. Er brachte von Zeit zu Zeit ein langweiliges Mittagsmahl bei ihnen zu und pflegte oft noch, nachdem er Isabellen Abends verlassen, auf einen Ball oder in eine Assemblée zu gehen, wo er Emma, als Königin des Festes von Anbetern umringt, antraf und es an kleinen Höflichkeiten ohne Consequenz gegen sie nicht fehlen ließ. Er schien keine ihrer gewohnten Koketterien zu bemerken, schien Felix, obwol er immer in Emma's Nähe war und sich durch sein launisch-veränderliches Wesen oft höchst auffallend machte,

kaum zu sehen, behandelte ihn jedoch, wo er ja mit ihm in Berührung kam, mit so ausgezeichneter Höflichkeit, daß die aufgeregte Stimmung des Andern keinen Ausbruch finden konnte.

So war seit Angern's Ankunft beinahe ein voller Monat vergangen, ohne daß ein Einziger von den Betheiligten mit einer offenen Erklärung herausgetreten wäre. Was Angern zu dieser vorsichtigen Zurückhaltung bestimmte, ist leicht zu errathen. Sein scharfes Auge sah bald, wie die Sachen standen. Er durchschaute Emma auf einmal und kein Gedanke hätte ihm fremder sein können, als eine Kokette voller Eigensucht und ohne Geistestiefe zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Aber die Familie Willingen sah in ihm den Bräutigam Emma's; er selbst hatte ihnen in einer Stunde, wo ihn, durch Isabellens Verlust tief verletzt, mit der Hoffnung auf ein häusliches Lebensglück auch seine gewöhnliche Vorsicht verlassen, das Recht dazu gegeben. Emma's große Jugend und die Naivetät ihrer vierzehn Jahre hatten ihn hoffen lassen, nachdem er die Welt durchstreift und ihre Wunder in sich aufgenommen, an der Seite einer hübschen, gefälligen und bildsamen Gattin, im Besitz eines unabhängigen Vermögens einen Hafen der Ruhe zu finden. Außerdem wollte er fort um jeden Preis. Die Ferne des Zieles hatte ihn gehindert, es recht in's Auge zu fassen. Nun stand er dicht daran und die Bande fühlten sich wie schwere Ketten. Aber freiwillig hatte er sie sich anlegen lassen; nur Emma's etwaige Abneigung dagegen, wenn sie reif genug wäre, für sich selbst zu urtheilen, solle zu Rathe gezogen werden; auf

einen möglichen Rücktritt seinerseits war gar kein Bedacht genommen. Das Verhältniß, in dem er seine Braut zu Felix sah, war daher eine wahre Erleichterung für ihn; Emma hatte ihre Ansicht von ihrem Verlöbniß nicht deutlicher erklären können, als indem sie einem andern Bewerber Gehör gab. Er war ungewiß, ob ihre Großeltern darum wüßten? Auf jeden Fall war es an Emma, sich jetzt gegen sie oder ihn zu erklären. That er den ersten Schritt, so konnte er kaum dem Vorwurf entgehen, den Contract gebrochen zu haben. Er aber kannte die eigennützige Gesinnung der alten Willingen's zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Umstand bei der nunmehr von Neuem nothwendig gewordenen Auseinandersetzung wegen der bewußten Erbschaft gegen ihn gebraucht werden würde, um ihn zu Opfern zu zwingen, zu denen er sich weniger als je geneigt fühlte, da seine langen, kostspieligen Reisen gar bedeutende Lücken in sein väterliches Erbtheil gebrochen hatten.

Er beschloß demnach, als Vetter und Hausfreund den Umgang mit Emma fortzusetzen, ohne die Familie zu weitern Erwartungen zu berechtigen, als der frühere Vertrag ihnen gab, sonst aber Emma's oder Felix' Erklärung ruhig abzuwarten. Das Betragen des Letztern, den sein Reichthum befähigte, Emma in jedem Augenblicke seine Hand zu bieten, und wie er — Angern — die Alten zu kennen glaubte, durch denselben den Bräutigam bei ihnen auszustechen, war ihm ganz unerklärlich. Er kannte die Menschen zu gut, um nicht deutlich zu sehen, daß der leidenschaftliche Jüngling Emma redlich liebte und eine Heirath bezweckte. Warum denn sprach er nicht?

Und so könnten auch unsere Leser fragen, die Felix haben den Entschluß aussprechen hören, nur des Bräutigams Ankunft abzuwarten, um sich gegen ihn zu erklären und sich offen um Emma zu bewerben. Und die Erläuterung über die Ursachen seiner Zurückhaltung möchten schwerer zu geben sein, als die Gründe Angern's für die seinige. Denn sie ist nur durch den unbegreiflichen Einfluß zu verstehen, den Emma gegen seine eigne bessere Ueberzeugung auf ihn gewonnen hatte. Scenen, wie wir sie im vorigen Abschnitt geschildert, wiederholten sich tagtäglich. Felix, von Eifersucht und einem dunkeln Gefühl von Emma's Falschheit hin- und hergeworfen, schwor tausendmal, sich von ihr loszureißen. Allein es kostete ihr einen Blick und er lag zu ihren Füßen — lag in ihren Armen; denn sie fühlte wohl, daß sie die Stunden der Versöhnung ihm zu den seligsten machen müsse, um ihn wieder versöhnen zu können. Nach solchen Augenblicken nun wollte er zu Angern, wollte ihm Alles einfach enthüllen und mit vollkommener Großmuth in Emma's Namen dem Anrecht auf den streitigen Theil der Erbschaft entsagen, den er ihr zweifach zu ersetzen versprach. Aber Emma hielt ihn auf das dringendste zurück. Sie beschwor ihn, durch voreilige Entdeckung nicht Alles zu verderben. Ihre Großältern, starrköpfig wie sie wären, würden nie in ihre Verbindung mit ihm willigen, wenn sie durch ihn die Erbschaft verlieren sollte, die sie einmal sich seit Jahren gewöhnt, als ein sicheres Eigenthum zu betrachten, und auf welche sie bereits, wie sie zufällig erfahren, um ihren kostspieligen Unterricht zu bestreiten, ein Capital aufgenommen. Angern müsse

zurücktreten, sagte sie, Angern müsse der Erbschaft entsagen, um die Großältern gutwillig zu stimmen. Sie sei gewiß, er werde bald einsehen, daß sie nicht zu ihm passe und sich einer Andern zuwenden. Bewürbe sich Felix jetzt um sie, würde eine abschlägige Antwort die unvermeidliche Folge sein und für sie ein Befehl, fügte sie weinend hinzu, dem verhaßten Angern zum Altare zu folgen!

Emma war unendlich eloquent in solchen Ueberredungen und entließ Felix nie, ohne das bestimmte Versprechen, keinen Schritt in dieser Sache ohne ihr Mitwissen zu thun. Während sie sich so bemühte, ward gemeiniglich ein geheimer Argwohn in Felix ihr Bundesgenosse, der erst ganz leise erwachend, endlich wie ein langsam fressendes Gift durch seine Adern schlich; nämlich, ob nicht am Ende Emma die Verzögerung wünsche, um selbst Zeit zu haben, zwischen ihren beiden Liebhabern wählen zu können? So kam er selbst unter Emma's Liebesversicherungen zu keinem rechten Genusse des Glückes. Er war innerlich im höchsten Grade verstimmt, vernachlässigte, ganz gegen seine Natur und Sitte, die fast soldatisch pünktlich war, seine Geschäfte bei der Legation, so daß er darüber einen Verweis seines Gesandten hinnehmen mußte, der ihn tief verletzte, eben weil er fühlte, er habe ihn verdient, und brachte seine Tage im Aerger über sich selbst und innerer Zerrissenheit zu. Heloisen sah er seltener als früher und immer nur auf kurze Zeit. Vertrauliche Mittheilungen vermiedenBeide mit gleicher Scheu. So blieb Felix auch unbekannt, daß Heloise Angern täglich sah; es hieß, Isabelle, die unter diesem Vorwande

faſt alle Einladungen ablehnte, kränkele, und Heloiſe, welche die Generalin ſeltener, als im Anfange des Winters, in Geſellſchaften begleitete, die ihr geringen Genuß gewährten, leiſte ihr Geſellſchaft. Felix, nur von Einem Gedanken beſchäftigt, fragte nicht weiter.

Genauer beobachtete Emma und es iſt kaum zu bezweifeln, daß die Befürchtung ſich ſo ſchnell erſetzt zu ſehen, und zwar durch Heloiſen, durch ihre ſittliche Superiorität und als Felix' Schweſter der Gegenſtand ihrer beſtändigen Eiferſucht, eine Haupttriebfeder ihres Widerwillens war, Angern ſo ohne Weiteres fahren zu laſſen. Wir glauben nicht, daß ſie daran dachte, Felix für jenen aufzuopfern; Felix war viel reicher, jünger und ſchöner als Angern; er war blind in ſie verliebt und von ihren Launen zu leiten, während Angern, ſelbſt wenn er ſie liebte, doch wol eine Art Mentorrolle mit ihr geſpielt haben würde. Schwerlich hatte ſie einen förmlichen Plan. Sie hatte ſich ſehr um Angern's Beifall bemüht, war ſeinetwegen naiv, ſentimental, literariſch geworden. Hätte ſie es nun unthätig dulden ſollen, daß er ſo ohne allen Kampf ſie aufgebe? Es war ihr ein unerträglicher Gedanke, daß ſich dies Verhältniß, das ihr lange ſo romantiſch erſchienen, nun auf einmal ſo ganz platt entwickeln ſolle. Sie hoffte auf eine Scene, auf irgend einen éclat; ſie wußte ſelbſt nicht, wie es enden ſollte; nur nicht ſo ganz im Stillen, wenigſtens ein Duell, eine Entführung oder dergleichen. Auch mochte ſie die Geſinnung ihrer Großeltern nicht unrichtig beurtheilen. Für den Augenblick wollte ſie wenigſtens Aufſchub.

Auch war ihr Köpfchen gerade mit ganz andern Dingen beschäftigt und die Prosa einer Heirath mit einem der hunderttausend deutschen Edelleute wollte nicht recht in die Romantik derselben passen. Schon längst hatten die Kämpfe zwischen den beiden Parteien in Spanien die schönen Politikerinnen der Königsstadt in zwei Theile gespalten. Emma hatte es bisher mit den Liberalen gehalten; denn ein Bild von Muñoz, das sie bei einem Kupferstichladen vorbeigehend am Fenster stehen sah, entzückte sie so, daß ein Exemplar desselben, in zierlichen goldenen Rahmen gefaßt, in ihrem Zimmer aufgehängt ward. Als aber Don Carlos gezwungen ward, nach England zu fliehen, und seine Anhänger, waffen- und brotlos, sich hier- und dorthin zerstreuten, war einer derselben, dessen Name als einer der Adjutanten Zumala Carégui's in den deutschen Zeitungen öfters genannt worden, nach der Residenzstadt des Königreichs gekommen. Die jungen Mädchen waren ziemlich gespannt, den berühmten spanischen Helden zu sehen. Aber — die Carlistinnen sahen sich in einiger Verlegenheit. Don Perez de Collado — so hieß der interessante Fremde — hatte stumpfe, plumpe Züge; er war klein von Gestalt, sehr mager und von gelber, mehr als blasser Gesichtsfarbe. Doch machten ein Paar große, melancholische Augen, so schwarz und glühend, daß man im Norden noch gar nichts dem Aehnliches gesehen hatte, von dickbuschigen gleich schwarzen Brauen kühn überwölbt, viel wieder gut. Wenigstens meinte dies Emma, der ein gegenwärtiger Carlist am Ende tausendmal interessanter war, als ein ganzes Heer ferner Christinos, besonders einer im Un-

glück. Collado war von allen Geldmitteln entblößt. Um sich auf rechtliche Art durchzubringen, kündigte er in einer kurzen Anzeige in den Zeitungen an, daß er, um nicht betteln oder verhungern zu müssen, Unterricht in der spanischen Sprache zu geben wünsche. Die Anzeige machte Aufsehen; sie hatte etwas Rührendes im Munde eines Helden. Eine Classe junger Damen aus den reichern Familien, willig ein doppeltes Honorar zu zahlen, bildete sich gleich. Unter ihnen war Emma eine der eifrigsten. Sie brannte vor Begier, den Calderon im Original zu lesen. Bald blieb es nicht beim Sprachunterricht. Collado verbiß sich das Lachen, wenn deutsche Damen am Clavier ihm spanische Romanzen zum Besten gaben. Er lehrte Emma, die reizende, gelehrige Schülerin, castilische Romanzen und andalusische Chansonetas zur Guitarre mit dem wilden hinreißenden Feuer des Südländers vortragen. Alles das war so interessant. Und sollte sie nun, da sie eben im besten Zuge war, sich durch eine neue Verlobung unterbrechen lassen, mit allen Berechtigungen eines anerkannten Bräutigams, allen Vorbereitungen zur Hochzeit u. s. w.? Es war Zeit dazu, wenn sie des Spanischen überdrüssig war.

Zehnter Abschnitt.

Die Geschichte rückt weiter.

So war es ihr denn eben so unerwartet als unerwünscht, als die Sache doch auf einmal durch eine gleichgültige, zufällige Begebenheit zur Sprache kam. Es war spät im Märzmonat, der Frühling athmete schon in den Lüften und Heloise sehnte sich auf ihr heimatliches Dorf zurück, als nach einer stürmischen Nacht die breiten Straßen der Königsstadt sich eines Morgens plötzlich mit dreifußhohem Schnee bedeckt sahen. Der schneidende Winter schien durch reichliche Gaben noch einmal zu guter Letzt zum Genusse seiner Freuden einzuladen. Rasch war unter der männlichen Adelsjugend der Plan zu einer Schlittenfahrt im Mondschein gemacht, ein unferner Ballsaal gemiethet, und nachdem man sich einige vornehme verheirathete Frauen als Patroninnen des Impromtu-Unternehmens gesichert, zerstreuten sich die jungen Männer durch alle modischen Theile der Stadt, um die jungen Damen zur Theilnahme einzuladen. Felix' Herz schlug dem Abend entgegen; zwar hatte er seit Kurzem Emma's gütigem

Vorſchlag, ihn bei ihrer Putzmacherin, die ein nettes oberes Zimmer zu ihrer Diſpoſition geſtellt, zu ſehen, nicht länger widerſtehen können. Allein er ſchämte ſich dieſer Heimlichkeit. Er ſehnte ſich danach, das Mädchen, das er liebte, öffentlich und berechtigt die Seine zu nennen, und obwol eine ſolche Schlittenfahrt ganz ohne Conſequenzen blieb, war es ihm doch eine Art Genugthuung, nach ſo langen Heimlichkeiten einmal öffentlich mit Emma erſcheinen zu können.

Gern hätte er der Geliebten vorher einen Wink gegeben. Allein dazu war nicht Zeit. Er ließ ſich daher ohne Weiteres bei ihrer Großmutter melden, theilte ihr den Plan mit und bat in den höflichſten Formen, Emma fahren zu dürfen.

Die alte Dame ſchwieg bedenklich. Endlich ſagte ſie: „Ich fürchte, Herr von Waldeck, dies wird nicht gut angehen.“

Felix ward dunkelroth. „Warum nicht, meine Gnädige?“

„Es wird beſſer paſſen“, erwiderte Frau von Willingen trocken, „daß meine Enkelin mit ihrem Vetter, dem Herrn von Angern, fährt.“

Felix hielt ſich mühſam zurück. „Herr von Angern“, ſagte er gezwungen, „gehört, ſo viel ich weiß, nicht zu unſerer Geſellſchaft.“

„Nicht?“ verſetzte die Großmutter wie vorher. „Nun ſo wird es ſich doch beſſer ſchicken, daß Emma nicht fährt, ohne ihn darüber zu befragen, denn der Herr von Angern iſt mit ihr verſprochen.“

Felix ſtand auf. Sein Geſicht brannte.

„Nun“, sagte er, sich tief verbeugend, „so bleibt mir fur's Erste nichts hinzuzufügen, bis ich Herrn von Angern befragt, ob er dies Recht in Anspruch nimmt.“

Er ging, entschlossen, auf der Stelle mit Angern zu sprechen. Im Vorzimmer fragte er den Bedienten, ob Fräulein von Willingen zu Hause sei?

„Ja“, antwortete dieser mit einem Tone, der etwas Nichtachtung in sich hatte, „aber der spanische Sprachmeister ist wieder da. Da darf sie Niemand unterbrechen.“

„Wahrhaftig“, dachte Felix, als er mit großen, hastigen Schritten durch die Straßen ging, „ich bin dieser demüthigen Rolle auf immer satt. Jetzt oder nie. Nicht länger will ich sie mit anmaßenden Vettern und spanischen Glücksrittern zu theilen haben.“

Angern empfing ihn mit achtungsvoller Höflichkeit. Er errieth, was ihn zu ihm führte und Felix ließ ihn nicht lange in Zweifel. Er eröffnete ihm mit kurzen Worten, daß er Emma liebe und zu heirathen wünsche, bisher nicht gewußt habe, wie viel er von dem Gerücht, daß sie mit ihm versprochen sei, glauben solle, jetzt eben aber die Bestätigung von Frau von Willingen selbst erfahren habe. Er sei gekommen, um ihn freimüthig zu fragen, in wie fern er damit einverstanden sei?

„Erlauben Sie mir gütigst erst die Gegenfrage: weiß Fräulein Emma um ihren Besuch?“

„Nein“, erwiderte Felix ohne Zögern.

„Und haben Sie Ursache zu hoffen, daß sie ihn billigen würde, wenn sie ihn wüßte?“

„Hängt Ihre Antwort auf meine Frage von meiner auf die Ihrige ab?“ fragte Felix.

„Allerdings“, verſetzte Angern.

„Nun ſo glaub' ich ohne Indiscretion ſagen zu können, daß ich Urſache habe, zu hoffen, daß das Fräulein meine Bewerbungen nicht verſchmähen würde, wenn ſie frei wäre.“

„In dieſem Falle iſt ſie frei“, erwiderte Angern. „Emma möge ſelbſt entſcheiden, ob ich meine Anſprüche aufzugeben habe, ob nicht.“

Und mit mehr Freimüthigkeit, als ihm dieſe Worte eingegeben, fing er an, ihm genau die Umſtände zu entwickeln, die ihn an das Fräulein knüpften. Nur ſein Urtheil über Emma und die Ueberzeugung, daß er auch ohne Felix' Dazwiſchentreten ſich nicht zum Opfer eines unvorſichtigen Vertrags gemacht haben würde, hielt er ſorgfältig zurück.

Felix dagegen, offen wie immer, ſprach ſeine Hoffnung aus, daß Emma's Großvater, ihr Vormund, durch eine neue Uebereinkunft zufriedenzuſtellen ſein werde, die den Neigungen beider Theile gemäß wäre. Was er dazu beitragen könne, ſolle geſchehen; nicht die Erbin liebe er in Emma und eine Theilung ſcheine ihm das Billigſte.

Angern bat ihn, für's Erſte die Erbſchaftsangelegenheit ganz ruhen zu laſſen. Er ſelbſt ſei entſchloſſen, die Wiederaufnahme des Proceſſes zu vermeiden, und weit entfernt, aus Emma's veränderter Geſinnung einen unedeln Vortheil ziehen zu wollen. Darauf ward verabredet, daß Felix ſich ſogleich um Emma bei ihren Großeltern bewerben und berechtigt ſein ſolle, auf Angern's Aeußerung, daß Emma ſelbſt darüber entſcheiden ſolle, ſich zu berufen.

Felix hatte die Schlittenfahrt längst vergessen. Er ging sogleich nach Hause und schrieb einen förmlichen Werbebrief an den Obersten, indem er sich, einer abschlägigen Antwort vorzubeugen, auf die vorher mit Angern gehabte Unterredung berief.

Unterdessen saß Emma zu Hause in der allerübelsten Laune. Sie hatte von einer vorsprechenden Freundin von der beabsichtigten Schlittenfahrt gehört und in stündlicher Erwartung gelebt, daß Felix kommen würde, sie dazu einzuladen. Da die übrigen jungen Herren wußten, daß Waldeck mit der Absicht, das Fräulein Willingen zu fahren, zu ihr gegangen, so fand sich kein Anderer ein, sie dazu einzuladen. Stunde auf Stunde verstrich, kein Felix ließ sich sehen. Ihr Verdruß stieg immer höher. Die Großmutter erwähnte nichts von seinem Besuche; die schlaue Alte hatte das Verhältniß schon halb und halb übersehen und ungeduldig über Angern's langes Schweigen das erste, beste Mittel gewählt, die Sache zur Sprache zu bringen. Emma, gewöhnt nie wahr gegen sie zu sein, ließ nichts von ihrem Verdrusse merken, that als wüßte sie nichts von der Schlittenfahrt und erbitterte sich, ihre Stimmung mühsam verbergend, im Laufe des Tages mehr und mehr gegen Felix.

Als die Familie Abends beim Thee saß, brachte der Bediente dem Obersten einen Brief mit den Worten: „Von dem Herrn von Waldeck." — „Was kann das sein?" dachte Emma, „Sollte er doch — —? Trotz meiner Bitte?" — und ihr Verdruß stieg höher.

Unterdessen hatte der Alte das Siegel besehen, dann die Adresse, dann wieder das Siegel. Endlich erbrach

er den Brief, legte ihn bei Seite, holte ſeine Brille aus der Taſche, dann noch langſamer aus dem Futteral, ſetzte ſie auf die Naſe und ſtreckte die Hand nach dem Briefe aus, um zuerſt die Unterſchrift zu leſen. Darauf legte er den Brief noch einmal fort, befahl dem Bedienten ein Licht anzuzünden, da er bei der Lampe nicht leſen könne, hielt den Brief hinter das herbeigebrachte Licht und las endlich.

Unterdeſſen war Emma vor Ungeduld faſt vergangen. Plötzlich tönten Schellen die Straße entlang, die große Schlittenfahrt hatte begonnen und ward, um die beſſere Bahn in der Stadt zu benutzen, ehe ſie ihrem Ziele zuging, in allen Hauptſtraßen der Stadt herumgelenkt. Emma's Zorn auf Felix ſtieg auf das Höchſte. Sie nahm ſich vor, ſich zu rächen.

Der Oberſt hatte den Brief eingeſteckt und ſchlürfte bedächtig ſeinen Thee. Endlich ſchickte er den Bedienten hinaus.

„Höre, Emma", fing er an, „wie ſtehſt Du denn jetzt eigentlich mit Angern?"

„Wie ich mit meinem Vetter ſtehe, lieber Großvater?" fragte Emma, als verſtände ſie ſeine Meinung gar nicht. „Nun, wie immer, wir ſind gute Freunde."

„Ich meine, Emma, hat er Dich, ſeitdem er zurück iſt, je merken laſſen, daß er Dich noch zu heirathen wünſcht?"

„Hat er etwa das Gegentheil gegen Sie merken laſſen?" erwiderte Emma ſchnippiſch.

„Das nicht gerade, aber daß er gar nichts merken läßt, iſt nicht viel beſſer. Was meinſt Du, wenn ſich

ein anderer Bewerber für Dich fände, möchteſt Du wol Angern fahren laſſen?“

„Ich werde mich in Allem in Ihre Wünſche fügen, lieber Großvater,“ verſetzte Emma und eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht.

„Schnickſchnack! So machen's die Mädchen! Am Ende thuſt Du doch, was Du willſt. Was meinſt Du zu Waldeck, Täubchen? He?“

„So leicht“, dachte Emma, „ſoll der es denn doch nicht haben.“ Darauf ſagte ſie: „Aber der Proceß?“

„Ja, das iſt eine verdammte Geſchichte! Der frißt Geld über Geld und bringt Verdruß ohn' Ende. Wahrhaftig, Emmchen, die Advocaten ſagten, der Vertrag wäre das Geſcheuteſte geweſen, Deine Sache ſei nicht viel länger haltbar geweſen.“

„Und ſo wollen Sie alſo eine Erbſchaft aufgeben, welche die Hälfte des Vermögens Ihrer armen Emma ausmacht?“

„Wer ſagt denn das? Kann nicht an eine Theilung gedacht werden? — Höre, Emmchen, für ein junges Mädchen biſt Du gewaltig geldgeizig. Andere ſolche junge Dinger überlaſſen dies ihren Eltern oder Vormündern.“

Emma brach in Thränen aus: „Wie Unrecht thun Sie mir! O Himmel, wie werd' ich verkannt! Und das muß ich von Ihnen hören, um zweier Männer willen, aus denen beiden ich mir nichts mache!“

„Nun, nun“, verſetzte der Oberſt, der, wie die meiſten eigenſüchtigen Männer, keine Thränen ſehen konnte, ohne ärgerlich zu werden. „Sie ſind beide nicht zu verachten, Emmchen! Aber Du weißt ſchon, ich laſſe Dir

Deinen freien Willen. Nimm Keinen von Beiden, wenn Du sie nicht magst. Du hast Geld genug, um allein davon zu leben! Eine alte Jungfer kommt mit Wenigem aus."

Der Oberst hatte Emma's schwächsten Fleck getroffen. Das bloße Wort «alte Jungfer» in Bezug auf sie selbst empörte sie. „Was hülf' es, wenn ich sagte, ich zöge Waldeck vor; Sie würden doch nur sagen, ich sei geldgierig?"

„Wär' gar nicht so übel", versetzte der Oberst.

„Aber Angern", wendete Emma ein, „wird der es sich so ruhig gefallen lassen?"

„Wenn der sich was aus Dir machte, hätt' er nicht längst gesprochen? Der weiß, die schönen Güter können ihm doch nicht entgehen, wenn's noch einmal losgehen sollte."

Der Gedanke, daß ihre Großeltern, und mit ihnen die Welt, glauben könne, Angern verschmähe sie, war Emma unerträglich. „Und woher wissen Sie denn", fragte sie mit empfindlicher Miene, „ob Angern nicht vielleicht blos darum schweigt, weil er glaubt, mein Herz gehöre einem Andern?"

„Aha!" rief der Großvater, „sieht das Ding so? Ja, ja, es sieht ganz so aus, als wäre der Waldeck seiner Sache ziemlich gewiß. Der würde sich nicht um eine offenkundige Braut bewerben, wenn Du's ihm nicht gesteckt hättest, daß Du gerne umsattelte."

„Da könnten Sie und er sich doch geirrt haben", erwiderte Emma aufgebracht. „Sie können ihm nur schreiben, daß ich ihn nicht mag — oder", setzte sie zögernd hinzu, „daß ich mir Bedenkzeit ausbäte."

Am folgenden Morgen erhielt Felix einen Brief vom Obersten, der ihm in seiner Enkelin Namen für die ehrenvolle Auszeichnung dankte und hinsichtlich der Antwort für sie um einige Tage Bedenkzeit bat.

Felix, nicht ahnend, daß dieser Bescheid von Emma selbst ausging, war nicht dadurch überrascht; denn er wußte wohl, daß kein Schritt darin ohne eine Uebereinkunft mit Angern geschehen könne. Angern aber, dem er den Brief sogleich mittheilte, ahnte die Nothwendigkeit, die Sache unverzüglich zur Sprache zu bringen, damit nicht etwa, durch eine endliche Abweisung des neuen Freiers den an ihn gemachten Ansprüchen doppelte Kraft gegeben werden möchte.

Demzufolge ging er am Abend des nämlichen Tages nach dem Hause des Obersten Willingen und zwar spät genug um die beiden Großeltern schon fest an ihrem Spieltisch zu finden. Emma, die im andern Zimmer den Thee machte, empfing ihn auf das Holdseligste. Er setzte sich zu ihr. Es war ein Zug von schüchterner Wehmuth in ihrem Gesichte, der Angern fast irre machte, und den er sich durch ihre etwaige Furcht, er möchte auf seinen Ansprüchen bestehen, zu erklären suchte. Großmüthig nahm er sich vor, sobald der Bediente entfernt war, offen mit ihr zu sprechen. Allein der Thee wollte kein Ende nehmen; eben kamen die Tassen zur dritten Füllung zurück. So gewann er Zeit Emma genau zu beobachten. Die Grazie und die Zierlichkeit, mit der sie dem häuslichen Amt vorstand, hatte er längst bewundert, das Gespräch ließ sich dabei nur in unbedeutenden Worten führen, aber in eben diesen, wie in Blicken und

Mienen ward gar mancher Pfeil der kleinen Kokette auf ihn abgeſchoſſen. „Sie glauben nicht, lieber Vetter“, ſeufzte ſie, „wie ich dieſes ewigen Geſellſchaftslebens überdrüſſig bin! Nun, da der Frühling wieder kommt, ſehn' ich mich doppelt auf's Land!“ — Und dann wieder: „Wie arm muß Ihnen nach Ihren Reiſen hier unſer ewiges Einerlei erſcheinen! Wie ſchal muß Ihnen unſer ewiges Theetrinken vorkommen! Ich wollte, Sie hätten mich damals als Ihren Pagen nach den Cordilleren oder auf den Himalaya mitgenommen. Meinen Sie nicht, die kleine Emma würde ſich ganz erträglich ausgenommen haben? Wie ſah ich damals aus? (mit einem allerliebſten Lächeln:) ſo häßlich wie jetzt?“ — Dann fragte ſie ihn nach ein paar bedeutenden Büchern, von denen ſie ihn hatte reden hören. „Wie unwiſſend bin ich“, rief ſie, „wie oft hab' ich es ſchmerzlich empfunden, daß ich eine Waiſe bin! Wenn ich meine Mutter nicht ſo frühe verloren, ſie hätte meine Schritte geleitet, mich meine Zeit benutzen gelehrt! Wie ſehr bedarf meine Jugend eines Führers!“ — Sie wendete ſich ab und ſchien eine Thräne zu zerdrücken.

Angern fühlte ſich verwirrt. „Was will ſie nur eigentlich?“ fragte er ſich. Und gewiß durfte er ſo fragen; nur daß Emma eigentlich ſelbſt nicht recht wußte, was ſie wollte. Ihr Zorn auf Felix war über Nacht gelinder geworden. Sie fühlte wohl, daß ſie keine Heirath thun könne, die ihr, nach ihren Anſichten, mehr Lebensglück bot. Aber Angern ſollte und mußte vorher die Macht ihrer Reize anerkennen lernen. Der Großvater that ihr Unrecht, ſie, jung wie ſie war, für beſon-

ders geldgierig zu halten. Es fiel ihr wohl ein, daß Angern, wenn er in sie verliebt, zum Opfer ihrer Person genöthigt werden sollte, ohne Zweifel sich viel schwerer zu irgend einem Opfer hinsichtlich ihrer gemeinsamen Erbschaft bewegen lassen würde, als wenn er selbst wünschen sollte, von ihr loszukommen; allein diese Stimme ward gänzlich von der viel lautern ihrer beleidigten Eitelkeit übertönt.

Endlich war das Theegeschirr weggeräumt. Ehe noch Angern eine Einleitung zu seiner beabsichtigten Erörterung gefunden, hatte Emma schon nach der Guitarre gegriffen, um ihn durch den, von Collado erlernten, echtspanischen Ausdruck von „Madre mia, amores tengo" zu entzücken. Angern hörte zerstreut zu. Die südländische Glut mißfiel ihm an einem deutschen Mädchen. Als sie geendet, nahm er ihr ohne Weiteres die Guitarre aus den Händen, legte sie bei Seite und sagte, indem er sich neben sie, die ihn ungewiß ansah, niedersetzte:

„Sie singen wunderschön, liebe Emma! Dies köstliche Talent ist allein genug um einen Mann zu entzücken und ihm dereinst das Leben zu versüßen. Allein jetzt verzeihen Sie mir, wenn ich die seltenen Augenblicke unseres Alleinseins benutze, um mit Ihnen zu einem Verständniß zu kommen. Sie wissen, liebe Cousine, was wir Alten einst über Sie, damals ein Kind von noch nicht vierzehn Jahren, beschlossen haben?"

„Und wenn ich es wüßte?" fragte Emma mit dem lieblichsten Lächeln.

„So wissen Sie", erwiederte Angern, so vollkommen ruhig, als spräche er von den gleichgültigsten Dingen,

aber ohne sie anzusehen, „daß wir eine Thorheit begangen haben. Die Sache läßt sich anders ausgleichen. Ich bin offenbar zu alt für Sie. Um ihre Neigung zu gewinnen, hätte ich wenigstens hier bleiben sollen. Aber zu hoffen, daß Sie dieselbe dem Abwesenden zuwenden sollten, war höchst unweise. Ich kann daher nur billigen, daß Sie unterdessen den Bewerbungen eines andern würdigen jungen Mannes, eines Mannes, den die Natur selbst für Sie bestimmt zu haben scheint, Gehör gegeben haben."

„Wer sagt Ihnen", flüsterte Emma, von Ueberraschung betäubt und kaum ihrer Stimme mächtig, „daß ich ihnen Gehör gegeben?"

„Sicherlich nicht Ihr Betragen vor der Welt", erwiderte Angern, und setzte, das menschliche Herz kennend, hinzu, „aber erstlich, die Kälte, mit der Sie mir seit meiner Ankunft blos Freundschaft gezeigt haben; zweitens der Umstand, daß Herr von Waldeck sich nicht um eine verlobte Braut bei deren Eltern bewerben, am wenigstens sich aber gegen den Verlobten selbst erklärt haben würde, wenn er nicht einige Hoffnung auf Erhörung gehabt hätte."

Die vollkommne Ruhe und Einfachheit, mit der Angern sprach, überzeugte Emma, daß sie für jetzt von dieser Seite Nichts mehr zu hoffen hatte, und die Feinheit, mit welcher er in ihrem Betragen nur Freundschaft gesehen zu haben erklärte, erleichterte es ihr, die innere Bewegung zu verbergen. Sie faßte sich schnell und sagte: „Ihre Aufrichtigkeit, lieber Vetter, macht auch mir Offenheit zur Pflicht. Allerdings scheint es mir, als

passe ich nicht recht zu Ihnen und wenn Sie ein anderes Ausgleichungsmittel in unserer Erbschaftssache wissen, so würde ich es vorziehen."

„Verlassen Sie sich auf mich", erwiderte Angern sehr erleichtert, „und lassen Sie mich Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Verbindung mit Herrn von Waldeck abstatten."

Emma erwiderte nichts. Als aber am folgenden Morgen beim Obersten der Herr von Angern sich melden ließ, und jener ehe er zu ihm in das andere Zimmer ging, sie noch einmal fragte, wen sie eigentlich von den Beiden wohl lieber möchte, mit dem Zusatz, daß Waldeck mehr Geld habe, sagte sie: „Ich mag Angern nicht. Wenn Sie nichts dawider haben, so können Sie Waldeck mein Jawort geben."

Angerns Edelmuth, seine ungewöhnliche Geschäftskenntniß und die Einfachheit, mit welcher er auch die verwickeltsten Verhältnisse behandelte, brachten Alles bald in Ordnung. Die oftерwähnte Erbschaft bestand meist in liegenden Gründen, die vortheilhaft verpachtet waren. Da der frühere Rechtsstreit drei Jahre lang gedauert hatte und man in dem nachherigen Vergleiche übereingekommen war, den Ertrag bis zu Emmas Mündigkeit unberührt zu lassen, so war er in den zehn Jahren zu einem so ansehnlichen Capital angewachsen, daß es dem Werth der Güter beinahe gleich kam. Angern schlug nun vor, diese an sich zu nehmen, und jenes Emma zu überlassen, indem er außerdem zu jeder etwaigen Ausgleichung bereit war. Der Oberst Willingen hatte Mühe seine Freude zu verbergen, denn seines Advokaten War-

nungen ließen ihn von der Erneuerung des Rechtſtreites nichts Gutes hoffen. Er dachte bei ſich: „Ich hätte den Angern doch für klüger gehalten“, that aber doch, als ließe er ſich die Sache blos aus Liebe zum Frieden gefallen. Angern ließ weiter nicht merken, daß er ihn durchſchaute.

Am folgenden Tage erhielt Felix das feierliche Jawort Emmas und ward im Beiſein ihrer Großeltern mit ihr verlobt.

Felix war nun an dem Ziele, dem er acht Monate lang mit dem raſtloſeſten Eifer nachgeſtrebt — die reizende Emma war vor Gott und Menſchen ſeine Braut; dennoch war er weit davon entfernt, glücklich zu ſein. Die ganze Wendung der Dinge, ſo demüthigend für ihre nie zu ſättigende Eitelkeit, hatte Emma in üble Laune geſetzt. Sie empfing ihn um vieles kälter, als er als angenommener Bewerber hoffen durfte empfangen zu werden, und konnte, als ihr der Großeltern Zurückziehen keinen Zwang mehr auferlegten, einige ſcharfe Worte, daß er gegen ſein gegebnes Verſprechen, ohne ſie zu Rathe zu ziehen, gehandelt, nicht unterdrücken. Felix an ihre Launen gewöhnt, ſuchte die Vorwürfe von ihren Lippen zu küſſen, und machte ſie durch ſein Entzücken, ſie nun ganz zu beſitzen, bald liebenswürdiger; aber der Dorn blieb ihm im Herzen und als er eine Stunde darauf zu ſeiner Schweſter ging, fieberiſch aufgeregt, ohne heiter zu ſein, hätte keiner in ihm den glücklichen Bräutigam erkannt.

Er fand Heloiſen unter ihren Papieren kramend. Ihre Seele war bei ihm. Des Bild ihrer glücklichen

Kindheit, aus der ſo manches Andenken ihr auch ſchriftlich geblieben, ſeine Briefe von der Univerſität — die ſie von neuem durchgeleſen — Alles hatte ſie innig gerührt und in Wehmuth faſt aufgelöſt. Sie ſah aus wie eine Heilige, als er in das Zimmer trat, und ſie ihm, den Schooß voll Papiere, mit einem ſanften Lächeln die Hand entgegenſtreckte. Nach einer kurzen Einleitung, während welcher Heloiſe, die Papiere auf ihrem Schooße wieder zuſammen bündelte und in ihren Schreibtiſch legte, eröffnete er ihr, daß er ſich vor einigen Tagen um Emma bei den Großeltern beworben, daß Angern zurückgetreten, und er ſo eben von dem Oberſten von Willingen, Emmas Vormund, mit ihr verlobt worden ſei.

Heloiſe war aufgeſtanden. Das Blut ſchoß ihr an das Herz, wie er ſprach; ſie ſah wunderſam bleich und verklärt aus. „Nun dann", ſagte ſie, als er geendet und hob beide Hände gefaltet, feierlich zum Himmel auf, „gütiger Vater im Himmel! Segne ihn, ſegne ihn und ſeine Emma!" — Sie fühlte, daß ihre Kraft wich und griff raſch nach einem Stuhl, aber ehe ſie ihn noch erreichen konnte, fing ſchon Felix, auf das Aeußerſte beſtürzt und erſchrocken, die Ohnmächtige in ſeinen Armen auf. Liſette kam herbeigeſtürzt. Sie war jammernd mit Felix um Heloiſe bemüht, die auch nur wenige Augenblicke ohne Bewußtſein blieb. „Sehen Sie, liebſtes gnädiges Fräulein", rief Liſette, als kaum Heloiſe die Augen aufgeſchlagen, „das kommt von den naſſen Füßen, die Sie ſich ſchon wieder geholt! Ach! gnädiger Herr, das Fräulein wollen gar nicht hören! In Geſellſchaft wollen Sie nie, wenn es regnet, da muß das Wetter immer

zum Vorwand dienen; aber für die armen Leute, da iſt Ihnen kein Wetter zu ſchlecht. Da ſind Sie nun heute wieder in der Vorſtadt geweſen, um nach den kranken Kindern zu ſehen!"

Heloiſe ergriff dankbar den geſchickten Vorwand, den ihr Liſette unbewußt an die Hand gab. „Es iſt wahr", ſagte ſie, „ich habe mich erkältet, lieber Felix! Ich hätte fahren ſollen. Noch einmal, Gott ſegne Dich!"

Felix, ängſtlich beſorgt, ihre weiche, weiße Hand tauſendmal an ſeine Lippen drückend, ging nicht eher als bis er die Farbe wieder hatte in ihre Wangen treten ſehen. „Welch' ſeltſamer Zufall!" ſagte er bei ſich. „Die naſſen Füße mögen den Grund gelegt haben; aber kein Zweifel, daß es die Nachricht von meiner Verlobung mit Emma war, welche ſie ſo ſehr erſchütterte. Welches tief eingewurzelte Vorurtheil! Sie liebt Emma nicht. Sie fürchtet für mein Glück an Emma's Seite. O! — die Gute, Theure! O ſie muß, ſie wird Emmas Freundin werden, wenn erſt Emma ihre Schweſter iſt. Ihr Einfluß wird auch Emma heiligen. Emma iſt gut, iſt liebevoll. Die Geſellſchaft hat ſie verzogen. O Heloiſe! Dein Beiſpiel wird auch ihr das häusliche Leben liebenswürdig machen. Wie ſchön ſie war, die bleiche, herrliche Geſtalt! und o welche blühende Roſe ſie einſt war! Was kann ihr nur fehlen? Die Stadtluft ſcheint ihr nicht gut zu bekommen. Sie ſollte zurück auf das Land — aber nur jetzt nicht — wie könnt' ich ſie jetzt entbehren?"

So bewegt und beunruhigt kam er zu ſeinem Geſandten, dem er ſein Verlöbniß mitzutheilen für ſeine

Pflicht hielt. „Ich gratulire vielmals", sagte der Gesandte, „Fräulein von Willingen ist ein reizendes Mädchen und singt himmlisch. Ich höre, daß auch Ihre Fräulein Schwester Braut ist."

Felix war bestürzt: „Meine Schwester? Nicht daß ich weiß."

„Nicht? Nun dann! die Welt schwatzt viel. Meine Frau sagte neulich, daß sie den Herrn von Angern heirathen werde. Ein wackerer Mann, aber ein Demagog."

Man ließ die Sache fallen, aber eine unbeschreibliche Unruhe blieb in Felix' Innern zurück. Heloise Braut? Er gönnte sie Keinem. Und Angern? Er war zu alt für sie. Und doch — war dieser darum vielleicht so bereitwillig zurückgetreten? Sollte Heloise, die Gute, Reine, verwaist durch's Leben gehen, während er ein anderes Band geknüpft? Aber Keiner war ihrer würdig. Er kannte keinen Mann der ein so vollkommenes Mädchen verdiene. Indessen — Angern war ein Ehrenmann — er wollte ihn, wollte sie beobachten.

Allein den armen Felix ward von Emma wenig Zeit gelassen, Andere zu beobachten. Auch während des Brautstandes gelang es ihr, ihn durch abwechselnde Launen — heute ein Ueberfluß von Lieb' und Zärtlichkeit, morgen ein stundenlanges Maulen um Beleidigungen, deren er sich nicht bewußt war — in einem beständigen Fieberrausch zu erhalten. Namentlich aber wußte sie ihn seiner Schwester mehr und mehr zu entziehen; für die kleinste, Heloisen erzeigte Aufmerksamkeit, war er sicher durch eine Entfremdung Emma's und durch die Anhörung von Vorwürfen, „er liebe sie nicht; sie opfere ihm

Alles, aber er liebe alle ſeine Verwandten mehr als ſie!" zahlen zu müſſen. Da nun auch Heloiſe ſeine Geſellſchaft nicht ſuchte und Emma'n ſichtlich vermied, ſo kam es gleichſam von ſelbſt, daß ſich die Geſchwiſter wenig mehr ſahen.

Der kleine Kreis um Iſabellens Theetiſch beſtand noch immer; aber Heloiſe, die in ihm ihre beſte Geiſtesſtärkung gefunden, fing an zu fühlen, daß auch daraus ihr Beunruhigung zu erwachſen drohe. Angerns Neigung trat offener und offener hervor. Mit dem edelſten Vertrauen theilte er ſeinen beiden Freundinnen ſeine Lebensplane mit. Der Beamtenſtand war ihm zuwider; er ſah in dem Grundbeſitzer, dem Ackerbauer den wahren Freien, die Stütze des Staats. Er wollte ſich auf die neu gewonnenen Güter zurückziehen, für ſeine Bauern im Kleinen thun, was er gern für ſeine ganze Nation im Großen gethan hätte: ihre Erziehung, ihre Freiheit, ihr Glück ſollte ſein Lebensziel ſein. Er ſprach den Wunſch aus, eine Gefährtin zu finden, die ſeine Anſichten theile, die ſeine Wirkſamkeit unterſtütze. So mancher Blick ſagte Heloiſen, in wem er dieſe Gefährtin zu finden hoffte. Und konnte ſie für ſich ſelbſt ein würdigeres Loos wünſchen? Wie oft hatte ſie die Leere des Daſeins der meiſten Frauen beklagt, deren Ziel nur ihr eigenes Lebensglück iſt, deren Gedankenkreis ſich höchſtens um die eigene Familie drehen darf, und auch in dieſem beſchränkten Kreiſe meiſt nur um die Befriedigung ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe. Und wenn ſchon eine Hausmutter ehrwürdig iſt, in der Mitte einer zahlreichen Familie, ſämmtlich durch ihre Sorgſamkeit rein und zierlich ge-

kleidet, heilsam gespeiset und pünktlich in die Schule geschickt, wie beneidenswerth ist die Frau, die eine solche Wirksamkeit dem ausgedehnteren Kreise ganzer Dorfschaften widmen kann und in das glücklich bearbeitete Erdreich den Samen einer veredelten neuen Generation legen darf? Und als Mitschöpfer, als Stütze, ein Mann wie Angern, in allen Beziehungen des Lebens so ganz geeignet, einem edlen Mädchen Muster und Führer zu sein. Angenehm von Person, liebenswürdig von Sitten, gleichmäßiger Stimmung, großmüthiger Denkungsart — nichts mangelte ihm, das beste Frauenherz zu beglücken.

Alles das fühlte, alles das sagte sich Heloise, und doch hielt sie mit einem unbegreiflichen Eigensinn des Herzens das Bild des Einen Mannes fest, der ihr nicht gehören sollte. Wie hätte sie sich darüber verblenden können, daß Angern geistig hoch über Felix stand? Aber nur diesen liebte sie; nur diesem konnte sie Gattin werden. Ihr Herz ward von widersprechenden Gefühlen durchkreuzt. Was sollte sie thun, um sich diesem Kampfe zu entziehen? Sie wollte auf das Land zurück, in die Einsamkeit, zu ihren Jugendfreunden. Aber konnte sie die Stadt vor Felix' Hochzeit verlassen, ohne den auffallendsten Schritt zu thun und Felix auf das Empfindlichste zu kränken? Sie wollte zu ihrem Vater, wollte sich an das einzige Herz werfen, das ihr geblieben. Aber wo war er? Er hatte ihren Brief nicht beantwortet. Seit ihrer Pflegemutter Tode hatte sie nicht von ihm gehört. Sollte sie wie eine Abenteurerin in fremden Landen umherstreifen um ihn aufzusuchen? —

Was ſollte ſie thun? In der Stadt bleiben und den Tag abwarten, der ihr den Dolch vollends in's Herz ſtoßen wird?

Und dieſer Tag, Emmas Hochzeitstag war auf den letzten Mai angeſetzt. Eine ſchöne Wohnung, das junge Paar zu empfangen, ſtand bereit. Unterdeſſen war aber beinahe das Ende des Aprils herangekommen, als Felix auf kurze Zeit nach Hauſe reiſte, um vor ſeiner Heirath ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. In drei Tagen ward er zurück erwartet. Heloiſens Gedanken waren mit ihm in die geliebte Heimat gezogen. Sie fühlte ſich faſt erleichtert, als er dort war; ſeiner Zurückkunft ſah ſie nur mit Beben entgegen. Da zeigte ſich ihr ganz unverhofft ein Ausweg.

Heloiſe hatte gleich nach ihrer Ankunft die Bekanntſchaft der Familie des Präſidenten von Grönau gemacht und ſich durch ihre herzliche Häuslichkeit und durch das feſte Familienband, das ſich unter den verſchiedenen Gliedern erhalten, immer ſehr angezogen fühlt. Fünf bis ſechs Söhne und Tochter, alle mit reichlichen Nachkommen geſegnet, lebten glücklich verheirathet am nämlichen Orte und es war der heiterſte Anblick, (wie allwöchentlich zweimal an beſtimmten Tagen geſchah), die ſtattlichen Männer und blühenden Frauen mit Scharen von lieblichen Enkeln jedes Alters um die ehrwürdigen, vollkommen geſunden Eltern verſammelt zu ſehen. Die jüngſte Tochter allein — ein Spätling, zehn Jahre nach ihrer letzten Vorgängerin geboren — lebte im Hauſe, obwol auch ſie vermählt und Mutter zweier allerliebſten Kinder

war. Vor vier bis fünf Jahren nämlich hatte ein livländischer Edelmann, der bei der russischen Gesandtschaft angestellt war, sich um sie beworben und Gehör gefunden. Da aber die Aeltern sich nicht von der einzig übriggebliebenen Tochter zu trennen wünschten, so blieb Herr von Rosen mit ihr im älterlichen Hause wohnen, ohne daß er dadurch die Annehmlichkeit eines eignen Hausstandes vermißt hätte; denn der Präsident war reich, und die Präsidentin, voller Verstand und Discretion, sorgte für Alles, was junge Eheleute beglücken kann. Aber kaum war das zweite Jahr vergangen, als Rosen durch einen kaiserlichen Befehl nach Hause gerufen ward, mit dem Bedeuten, daß man ihn im Inland brauchen wolle. Er war, so lange er als Civilbeamter diente, bei den deutschen Legationen verwendet worden; er hatte deßhalb eine solche Zurückberufung sehr unwahrscheinlich gefunden, seine junge Gattin aber hatte nie an deren Möglichkeit gedacht. Sie war außer sich, sie versicherte, fern von den Ihren, fern von der Mutter nicht leben zu können. Rosen, in Verlegenheit um so mehr, da sie eben in einem Zustande war, der sie bald der Pflege der Mutter mehr als je bedürftig machte, beschloß endlich allein zu reisen. Auch hoffte er an Ort und Stelle einen Widerruf oder wenigstens seine Anstellung bei der Legation an einem andern deutschen Hofe bewirken zu können. Allein zwei Jahre waren seitdem vergangen und keine solche Aussicht hatte sich ihm eröffnet. Wiederholt hatte er seine Gattin, seit dem Anfang des zweiten Jahres umsonst zu sich eingeladen. Theodore war gut; sie liebte ihren Gatten, aber charakterlos und ganz unbehülflich ohne die

Mutter, glaubte ſie nicht ohne ſie leben zu können. Die Eltern wußten, was ihr Lieblingstöchterchen in der Fremde leiden würde. Sie redeten ihr nicht zu, zu bleiben, denn ſie fühlten, es war ihre Pflicht zu gehen; aber ſie fanden tauſend Entſchuldigungsgründe dafür. Bald konnte der empfängliche Körper Theodorens die Sommerhitze Petersburgs nicht vertragen; bald war der Winter vor der Thür und der Frühling abzuwarten. Dann war eins der Kinder krank, dann kam der Präſidentin Geburtstag dazwiſchen und es ſchien gar zu hart, dieſen, an dem die ganze Familie mit Kränzen und Liedern ſich verſammelte, ach! den letzten vielleicht, nicht mit zu feiern. Kurz der zweite Winter war vergangen, und Theodore fand es noch immer ſo unmöglich zu ſcheiden, als vor zwei Jahren.

Im heitern, ſangreichen Kreiſe dieſer Familie hatte Heloiſe ſeit ihrem Aufenthalt in der Reſidenz manche genußvolle Stunde zugebracht. Sie war für der Präſidentin beſonderen Liebling erklärt und ſchon darum von der ganzen Familie mit beſonderer Auszeichnung behandelt worden. Was dieſe aber Heloiſen ganz in Geheim noch außerdem intereſſant machte, war gerade das, was in der Familie als ein entſchiedenes Unglück betrachtet wurde, nämlich ihre Verbindung mit Rußland. Roſen nämlich war früher während ſeines eignen Soldatenlebens mit ihrem Vater ſehr befreundet geweſen; ſeine Schwiegermutter erinnerte ſich deutlich ihn von ihm haben ſprechen zu hören. Sie wußte manche Anekdote aus dem Perſerkriege zu wiederholen, und obwohl die Bekanntſchaft in längſt vergangene Jahre

fiel — denn Rosen hatte zehn Jahre in Deutschland gelebt —, so gab es ihr doch die einzige Gelegenheit von ihrem Vater oder ihrem Oheim, wie sie ihn nannte, zu sprechen und mit einigem Antheil sprechen zu hören.

Von dieser Familie bekam nun Heloise eines Tages eine Botschaft, durch welche sie dringend um einen Besuch gebeten ward. Sie ging sogleich. Mit Ueberraschung sah sie im Vorzimmer einige Reisekoffer stehen. Sie ward in Frau von Rosens Zimmer geführt. Auch da standen halbgepackte Koffer, Alles lag zerstreut umher, einige der Schwestern Theodorens waren mit Falten von Kleidern, mit Zusammenstecken von Bündeln beschäftigt. Theodore selbst lag weinend auf dem Sopha, den Kopf im Schooße der tröstend zusprechenden Mutter. Ein Brief von Rosen war heute morgen angelangt, der auf das Dringendste auf Theodorens Kommen bestand. Er hatte auch an den Präsidenten geschrieben und empfindlich gefragt, ob es recht sei, ihm seine Gattin, seine Kinder zu entziehen? Er war zum Gouverneur von einer der östlichen Provinzen ernannt, mußte Mitte Mai dorthin abreisen und beschwor seine Frau, wenn sie die mindeste Liebe für ihn hätte, die Schlittenfahrt in den baltischen Provinzen sogleich zur Reise zu benutzen, um ihn noch in Petersburg zu treffen. Ließe sie diese Gelegenheit vorbeigehen, so müsse sie bis zur Eröffnung der Dampfschifffahrt noch mehrere Monate warten und dann durch das Innere von Rußland allein reisen. Der Brief war mit der höchsten Zärtlichkeit und doch auch wieder mit dem Tone ehemännlicher Autorität geschrieben. Theo-

dore zerfloß in Thränen, denn Vater und Mutter entſchieden, ſie müſſe gehen.

Heloiſe, ſo herzlichen Antheil ſie nahm, unterdrückte mühſam ein Lächeln, als ſie Alles gehört; denn ihr erſter Gedanke, als ſie den allgemeinen Schmerz gewahr ward, war geweſen, Roſen läge am Tode, und ſeine Gattin rüſte ſich, den letzten Abſchied von ihm zu nehmen. Sie fühlte, daß auch Familienliebe in undisciplinirten Gemüthern eine Extravaganz werden kann. Theodore weinte und ſchluchzte. Weib und Mann ſollen Vater und Mutter verlaſſen und an einander hängen, ſagte die Präſidentin mit gebrochner Stimme. Die Schweſtern, häufig in ihren Geſchäften von ihren Thränen unterbrochen, nahmen den zwiſchen den Koffern hin und herlaufenden Knaben Theodorens auf und das Kleinſte von der Wärterin Armen, um weinend ſie noch einmal recht abzuküſſen. „Ihr armen Kinder!“ ſeufzte die eine Tante.

„O nein, nein!“ rief Heloiſe, „ihr glücklichen Kinder, die ihr zu eurem Vater reiſt! O es ruht ſich ſicher in Vaters Armen. Ich wollte, ich könnte wie ſie, zu meinem Vater reiſen — zu meinem Oheim mein ich, der mir an Vaterſtatt geblieben iſt.“

Theodore fuhr auf. „Und was hindert Sie daran?“ rief ſie. „Reiſen Sie mit mir! Kommen Sie mit mir zu Ihrem Oheim!“

Die Mutter, die Schweſtern ergriffen mit Lebhaftigkeit den Einfall. „Heloiſe“, riefen ſie, „Sie ſind frei, Sie ſind unabhängig! Seien Sie Theodorens Stütze! Reiſen Sie mit ihr!“

Der Gedanke durchzuckte Heloisen wunderbar. „Zu meinem Vater gehen!“ dachte sie, und ihr Inneres bebte. „Den Tag, den Hochzeitstag nicht hier erleben! Es nicht mit ansehen müssen, daß Er vor den Altar mit einer Andern tritt!“

Alles drang in sie. Die Mutter sah sie innig, vertrauensvoll an. „Heloise“, sagte sie, „es wäre mir ein wahrer Trost, wenn ich dieses Kind, — denn ein Kind ist sie an Unerfahrenheit und Hülfsbedürftigkeit — an Ihrer Seite, auf Sie gestützt, die schwere Reise machen wüßte.“

„Aber ich weiß nicht, wo mein Oheim ist. Vielleicht an der türkischen Grenze. Wie soll ich ihn finden?“

„Dafür lassen Sie Rosen sorgen!“ erwiederte die älteste Schwester. „Vielleicht finden Sie ihn in Petersburg, wenn nicht, in Rußland reist es sich schnell. Auf jeden Fall können Sie dort von ihm hören.“

„Rosen wird das Alles besorgen. Er wird Ihrem Oheim melden, daß Sie im Lande sind, und vielleicht steht er ganz in der Nähe von Rosens Gouvernement“, sagte eine Andre.

„O Heloise“, seufzte die Mutter, „wenn Sie es thäten!“

„O Heloise!“ rief Theodore, „stoßen Sie mich nicht so ganz allein in die Welt. Was soll aus meinen Kindern werden? Wie kann ich für sie sorgen, mit so verwirrtem Kopfe, mit so zerrißnem Herzen?“

Heloise sah die Kleinen mitleidig an. „Wohlan“, rief sie, „ich gehe mit Ihnen. Und nicht allein“ setzte sie etwas beschämt hinzu, als Alles mit Dank sie überschüt-

ten wollte, „um Ihnen einen Freundschaftsdienst zu thun, arme Theodore! Ich gehe, um meinen Oheim aufzusuchen. Auch ich brauche einer Stütze in dieser Welt.“

Heloisens Entschluß hatte eine wunderbare Veränderung in Theodorens augenblickliche Stimmung hervorgebracht. Zu morgen in aller Frühe waren die Pferde bestellt und man kam überein, daß die junge Frau am folgenden Tage um 5 Uhr vor dem Hause der Generalin und Heloise zu dieser Zeit bereit sein sollte.

Heloise eilte nach Hause. Es war 5 Uhr, ungefähr Mittagszeit. Wie sollte sie diesen abenteuerlichen Entschluß der Generalin beibringen? „Was wird sie, was wird Isabella davon denken, daß ich so während Felix' Abwesenheit verreise? Und Er? — O fort! nur fort! Ich will ihn nicht wiedersehen, bis ich aufrichtigen Sinnes ihm sagen kann: Felix, ich bin Deine Schwester nicht, aber ich habe das Herz einer Schwester für Dich!“

Zu Hause war es ihr eine wahre Erleichterung zu hören, daß die Generalin ausgefahren sei, um bei einer alten Freundin, die außerhalb der Stadt wohnte, zu Mittag zu speisen, und erst um 9 oder 10 Uhr Abends zurück erwartet werde. „So erfährt Isabella auch Nichts von meinem Plan, dachte Heloise; ihrem scharfen Auge zu stehen, ist mir oft schwer genug geworden. Vielleicht hätte sie Angern benachrichtigt und mein plötzlicher Entschluß ihn zu einer Erklärung gebracht, die ich, o wie froh bin zu vermeiden!“

Der guten Lisette ihren Vorsatz mitzutheilen, war noch eine schwere Sache, besonders da die Enge des Wagens der Frau von Rosen sie hinderte, diese ihre treue Freundin seit ihrer Kindheit mit sich zu nehmen. Lisette konnte sich kaum fassen; nur das Vertrauen, das ihr Heloise zeigte, war ihr einigermaßen tröstlich, denn sie machte sie zu ihrer Executorin. Ein mäßiger Koffer mit dem Nothwendigsten war bald gepackt. Alles Andre sollte Lisette nach ihrer Abreise ordentlich einpacken und damit gleich nach Felix' Zurückkunft nach Waldeck reisen, wo Heloise, nachdem sie sich darüber mit Lisette selbst berathen, ihre Versorgung auf sich nahm. Dann gab sie dem weinenden Mädchen noch manchen Auftrag in Bezug auf ihrer Mutter Grab, auf alle ihre Lieblingsplätzchen und tausend Grüße an den theuren väterlichen Freund, den trefflichen Pfarrer. Endlich entließ sie Lisetten, mit dem Auftrag bei einem Bankier, den sie kannte, einige hundert Thaler, die sie, mäßig in ihren persönlichen Ausgaben wie sie war, sich ohne Mühe von ihrem Nadelgeld abgespart, in russisches Geld umzusetzen.

Als sie nun allein war, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb an Isabella einen Brief, in welchem sie sie wegen ihrer Abreise ohne Abschied tausendmal um Verzeihung bat und ihr endlich ihr Verhältniß zu Felix entdeckte. Sie fühlte Isabellen dies schuldig zu sein — hätte sie es gleich zu Anfangs gethan, wie anders wäre Alles gekommen! Sie schrieb in kurzen Worten, gab keinem ihr innersten Gefühle Ausdruck; sie wußte, Isabella werde sie nur zu schnell verstehen. „Ich gehe nun

zu meinem Vater", ſchrieb ſie, „er hat geliebt und gelitten, er wird ſein Kind nicht von ſich ſtoßen. Der Himmel ſegne Sie, Iſabelle, Sie weiße Roſe — nannte nicht Angern Sie einſt ſo? — und die lieblichen Knospen all' am Mutterſtamm! Was ich ſeit meiner Mutter Tode von Glück genoß, verdanke ich Ihnen, meine Iſabella, und Angern! O das Mädchen iſt glücklich zu preiſen, das von ihm geführt auf das wahre, edelſte Ziel des Lebens zuwandern lernen darf! Aber der Edle verdient ein ganzes Herz. Das Herz kann ſeinem nicht gnügen, das mit allen Faſern ſeines Daſeins in ein drittes verwachſen iſt. O erhaltet mir Eure Freundſchaft, Ihr Theuren! Ihr beide habt ſtarke Herzen! Zürnet mir nicht, verachtet mich nicht, daß ich ſo feig fliehe!"

Dann ſchrieb ſie unter tauſend Thränen folgenden Brief an Felix:

Theurer Felix!

Ich weiß, daß Du erſchrecken wirſt, wenn Du hörſt, daß ich fort bin, und ich ſelbſt erſchrecke vor dem Gedanken, Dich, den älteſten Freund meines Lebens, ſo ohne Abſchied und vielleicht für immer zu verlaſſen. Denn ein fremdes, wüſtes Land liegt vor mir, dunkel wie meine Zukunft! Allein ich kann Deine Rückkunft nicht abwarten. Die Familie Grönau dringt in mich, Frau von Roſen nach Rußland zu begleiten, nnd ich benutze die Gelegenheit gern meinen Oheim — meinen Vater aufzuſuchen.

Ja, mein geliebter Bruder! — denn ich weiß, Bruder wirſt Du mir auch noch ſein, wenn ich Dir ent-

decke, daß ich Deine leibliche Schweſter nicht bin, daß der Graf Staden mein Vater iſt, daß die Prinzeſſin Antonie meine Mutter war. Verzeihe mir, daß ich die letzten Zeilen der geliebten Hand, die ich hier einlege, Dir ſo lange vorenthielt. Du hatteſt bereits anders beſchloſſen, mein theurer Bruder! Hätteſt Du Deiner Mutter Wunſch erfahren, ſo würde Dich dies nur beunruhigt haben, ohne ihr willfahren zu können, denn der Menſch iſt nicht Herr ſeines Herzens. Auch würde die geliebte Todte nie den Wunſch gehabt haben, hätte ſie gewußt, Du hätteſt bereits gewählt. Tadle mich daher nicht, ſo lange geſchwiegen zu haben. Zürne mir auch nicht, daß ich gehe; Du haſt ein Herz gefunden, auch mein Vater bedarf wol eines Herzens. Vielleicht, daß er das ſeiner armen Heloiſe nicht verſchmäht. Gott ſegne Dich, Felix! Denke bisweilen an Waldeck, an unſere Kinderjahre denke, Felix, und vergiß Heloiſens nicht, Deiner verwaiſten Schweſter."

Sie hatte den Brief ſchon dreimal umgeſchrieben. Das überſtrömende Herz hatte ſich jedesmal verrathen; endlich ſchien der Brief kalt genug. In einer Nachſchrift bat ſie ihn für Liſetten um die Stelle einer Lehrerin in weiblichen Arbeiten an ihrer lieben Schule zu Waldeck und um fernere Verſorgung des treuen Mädchens.

Um zehn Uhr kam endlich die Generalin nach Hauſe. Heloiſe ſcheute ſich ſie zu ſehen. Wie übel belohnte ſie die Jugendfreundin ihrer Mutter für die Gaſtfreundſchaft, die ſie ihr ſo lange bezeigt! Auch war ſie ſtets gewohnt

geweſen, den Rath des Alters hoch zu halten. Sie ging ihrer Wirthin entgegen, und dieſe hatte kaum Hut und Mantel abgethan, als ſie ihre freundlichen Entſchuldigungen, daß ſie ihr heute Mittag, ſo ohne ſie vorher davon zu benachrichtigen, davon gelaufen, unterbrach, indem ſie ſie umarmend, den Kopf an ihre Schulter lehnte: „Ich habe Sie für viel Größeres um Verzeihung zu bitten, theure mütterliche Freundin! Was werden Sie von mir denken, wenn ich heute Abend ſchon von Ihnen Abſchied nehme, und Sie morgen in aller Frühe verlaſſe?“

Die Generalin traute ihren Ohren kaum. Heloiſens Liebkoſungen beſchwichtigten ihren Unmuth. Für ſie mußten die dringenden Bitten der Familie Grönau ausreichen. „Aber Ihr Bruder?“ fragte ſie. „Er bedarf meiner für's Erſte nicht“, erwiederte Heloiſe, mit abgewandtem Geſicht. „Aber wie wollen Sie zurückkommen?“ — Kurz die Generalin hatte ſo viel und ſo mütterlich theilnehmend zu fragen, denn ſie hatte Heloiſen in einem Zuſammenleben von ſechs Monaten ſehr liebgewonnen, daß dieſe ſie endlich weinend auf den Brief an Iſabellen verwies, wohl wiſſend, daß die Freundin ihr Zartgefühl ſchonen würde. Endlich nahmen ſie einen zärtlichen Abſchied; Heloiſe mußte verſprechen, morgen früh noch einmal vor das Bett der Generalin zu kommen. Als ſie, nach einer in Thränen durchwachten Nacht, den folgenden Morgen, den Reiſewagen ſchon vor der Thür wiſſend, leiſe in das Schlafzimmer ihrer Wirthin trat, lag dieſe in feſten, erquickenden Morgenſchlummer verſenkt. Sie trat dicht an das Bett; die ehrwürdige

Geſtalt, mit den blaſſen Wangen und der tiefen, alterlichen Schlafhaube mahnte ſie ſo ſchmerzlich an die verſtorbene Pflegemutter. Ihr Herz wollte brechen. Ein Kuß auf die herabhängende Hand der Schlafenden und dann raſch in den Reiſewagen, in die weite, öde Welt hinaus.

Eilfter Abſchnitt.

Die Reiſe.

Von einer Winterreiſe mit einer verzogenen, nach dem Mutterſchooße ſeufzenden jungen Frau, faſt eben ſo hülflos, als die beiden Kinder, die ſich bald gewöhnten, ſich mehr auf Heloiſen zu verlaſſen, als auf die Mama, konnte unſere junge Heldin ſich freilich nicht viel Angenehmes verſprechen. Weder Theodore noch die Wärterin hatten je vorher die Mauern der Königſtadt verlaſſen. Die junge Dame fand das Eſſen in den Wirthshäuſern kaum genießbar, die Betten abſcheulich, die Kiſſen wurden mit Taſchentüchern beſteckt, und alle Geräthſchaften mit ſpitzen Fingern angefaßt. Die Wärterin glaubte in allen Dingen ihrer Herrſchaft nachahmen zu müſſen, denn Theodorens Unzufriedenheit kam ihr viel vornehmer vor, als Heloiſens Beſtreben, Alles im beſten Lichte zu ſehen. Dieſe, wie ſchwer auch ihr Herz war, bemühte ſich, Theodoren zu zerſtreuen, und ihr Gefühl nicht nur für Das, was ſie ihrem Manne, der ihr ſtets ein liebevoller Gatte geweſen war, ſondern auch für Das,

was ſie ſich ſelbſt ſchuldig war, zu wecken. Allein mit geringem Glück. Deſto beſſer gelang es ihr, einen entſchiedenen Einfluß auf den Knaben zu gewinnen. Bis jetzt war ihm der ferne Vater durch die Unvernunft der Mutter, die nicht zu zärtlich aber zu ſchwach war, ſelbſt zu ſtrafen, nur als ein Zuchtmeiſter erſchienen. Nun erſt hörte er von dem armen Vater, der ſich ſo lange nach ſeinem Fritz geſehnt. Wenn es ſonſt bei allen Unarten hieß: warte nur, laß nur den Vater zurückkommen, der wird Dich ſchon dafür abſtrafen! — ſo hörte er jetzt zum erſtenmal von der Hoffnung ſprechen, nun bald auf Papas Knie reiten zu können, und ward zum erſtenmal dringend ermahnt, recht artig zu ſein, um dem guten Papa, der ſo lange ſich nach ihm geſehnt und ſo oft für ihn gebetet, nun auch rechte Freude zu machen. Theodore ſagte wol einmal empfindlich dazwiſchen: „Wenn er die Kinder auf eine uneigennützige Weiſe liebte, ſo hätte er ſie wol bei ihren Großeltern gelaſſen, bei denen ſie beſſer als irgendwo aufgehoben waren!“ — Ihr Gatte erſchien ihr als ein Barbar, ſeitdem er ſie von ihrer Familie trennte.

Für Heloiſen war die Reiſe in ſofern heilſam, als ſie ihr ganz neue Sorgen aufbürdete, die den Vortheil hatten, ſie zu zerſtreuen. Denn nach dem erſten Verſuche, das Geſchäft des Abrechnens und Zahlens ſelbſt zu übernehmen, der gleich einen bedeutenden Geldverluſt veranlaßte, übergab Theodore Heloiſen die Kaſſe, mit dem Bedeuten, ihr Herz ſei zu ſehr zerriſſen, als daß ſie an ſolche Dinge denken könne, und Heloiſe übernahm ſofort, mit Hilfe eines treuen Dieners, alle Geſchäfte der

Reiſe. Sie beſtimmte die Stunde der Abfahrt, beſtellte die Pferde, trieb Theodoren, weckte die Kinder und half ſie anziehen. Es war ihr demnach keine kleine Erleichterung, als ſie endlich die Kaiſerſtadt vor ſich liegen ſah. Theodorens Herz hatte ſich nach und nach, als ſie dem lang entfernten Gatten näher kam, etwas gegen ihn erweicht. Sie ſehnte ſich nach einer neuen Stütze. Nun ſind wir bald bei dem Vater! rief ſie und die Wärterin den Kindern zu. Ach, ſeufzte Heloiſe, auch ich?

Unterwegs hatte ſie Zeit gehabt, die ganze Abenteuerlichkeit ihres Planes zu bedenken. Konnte ihr Vater nicht in einem Landestheile ſein, wo ſie ihn nicht erreichen konnte? Als ſie zum letzten Male von ihm gehört, war er in Gruſinien, aber gewärtig, bald von dort abgerufen zu werden. Sie dachte mit Schrecken daran, bei Frau von Roſen bleiben zu müſſen. Und wie, wenn ihr Vater ihr Kommen nicht billigte? Wenn er ſie tadelte, daß ſie ſeine Erlaubniß dazu nicht abgewartet?

Die herzliche Freude Roſens, als er Frau und Kinder in ſeine Arme ſchloß, und darunter das zarte kleine Weſen, das erſt nach ſeiner Abreiſe das Licht der Welt erblickt, verſöhnte Theodorens weiches Gemüth für den Augenblick ganz mit ihrem Geſchick. Durch einen Brief des Präſidenten, der den Reiſenden zuvorgeeilt, wußte er bereits, daß Heloiſe ſie begleite. Er war indeſſen nicht wenig überraſcht, als ſie ihm ihre Abſicht eröffnete, ihren Oheim, den Grafen von Staden, aufzuſuchen.

„Sie ſchwärmen, liebes Fräulein“, ſagte Roſen mitleidig lächelnd. „Der Graf von Staden ſteht am Kaukaſus.“

„Iſt der nicht für mich erreichbar?“ fragte Heloiſe.

„Ich zweifle, ob ſchöne junge Damen dort am Platze ſein würden. Sie würden im Lager ihres Oheims gar ſchlechtes Quartier finden.“

„Ich bin mit Wenigem zufrieden.“

„Auch mit einem Marketenderzelte?“

„Warum nicht, wenn mein Oheim ſich ein Soldatenzelt gefallen läßt?“

„Wollen Sie etwa Pagenkleider anziehen und Kriegsdienſte nehmen, mein ſchönes Fräulein?“

So verlachte der praktiſche Mann, was er für nichts weiter, als eine romantiſche Grille hielt. Für eine Nichte kam ihm dieſer Enthuſiasmus doch gar zu ſeltſam vor. Er meinte, es müſſe ein Liebhaber im Spiele ſein. Allein er fühlte her und hin und konnte nichts entdecken, wo in der That nichts war. Heloiſe konnte ihn zu keinem Verſprechen bringen, ſich für ſie nach einer Gelegenheit, nach dem Kaukaſus zu reiſen, umzuſehen. „Es wäre gegen mein Gewiſſen“, ſagte er, „Sie in einer ſolchen Thorheit zu unterſtützen.“

Heloiſe, tief gekränkt, bat ihn darauf, ſie wenigſtens mit dem Geſandten ihres Fürſten bekannt zu machen, der ſich ihrer annehmen werde. Roſen fuhr ſogleich zum Geſandten. Die Miene, mit welcher er zurückkam, war ganz verändert. „Wollen Sie etwas Neues aus Ihrem Vaterlande wiſſen?“ fragte er. „Der Geſandte hat ſoeben Depeſchen erhalten. Ihr Fürſt iſt geſtorben. Nach dem, was mir Ihr Geſandte eben eröffnet, verändert das Ihre Angelegenheit einigermaßen. Er wird Sie ſelbſt morgen beſuchen.“

Heloiſe ſchlug die Augen nieder. Der Geſandte war von jeher ein Vertrauter des Erbprinzen geweſen. Er war, wie in der That nicht Wenige, in Heloiſens Heimat ſchon lange in das Geheimniß gezogen. Sie konnte für einen Großvater, der ſie nicht anerkannte, der ſie verſtieß, keine kindliche Liebe fühlen, und erkannte dankbar die glückliche Wendung ihres Schickſals. Der Tochter, hoffte ſie, werde als ein Act kindlicher Liebe vergönnt werden, was in der Nichte eine Extravaganz ſchien.

Als der Geſandte ſie am folgenden Morgen beſuchte, kam die Sache offen zur Sprache. Er kannte die Anſichten ſeines nunmehrigen Herrn zu gut, um längere Verſchwiegenheit für nöthig zu halten. Auch er ſuchte ſie anfänglich von der Reiſe zurückzuhalten, wenigſtens bis ſie von ihrem Vater gehört, und erbot ſich, da Roſen's in wenig Tagen fortmußten und er ſelbſt keine Familie hatte, ſie unterdeſſen bei einer Freundin unterzubringen. Heloiſe, obwol ungern, willigte ein und beſchloß, ſogleich an ihren Vater zu ſchreiben. Da aber die Poſt nur zweimal in der Woche des Weges ging, ſo lagen noch drei Tage vor ihr, ehe ſie ihren Brief abſenden konnte, und zum wenigſten vier traurige Wochen, ehe ſie auf eine Antwort hoffen durfte.

Die erſtere Verzögerung war ihr günſtig. Denn ſchon am zweiten Morgen kam Roſen mit der Nachricht heim: „Wagen gewinnt, ſchöne Gräfin! Wirklich findet ſich außer einer Tochter auch eine Mutter, die zu den Tſcherkeſſen will. Die Fürſtin Gawriloff, eine Dame aus der Provinz, iſt ſeit einiger Zeit hier, um Nachrichten über ihren Sohn einzuziehen, der unter Ihrem

Vater gegen die wilden Horden am Kaukasus ficht. Nun hat sie endlich ermittelt, er sei blessirt und sie will hin, ihn zu pflegen. Eine langweilige Närrin; aber gut genug, um Ihnen auf der Reise ihre Flügel zu leihen. Sie will der Tochter des großen Feldherrn gern ein Plätzchen in ihrem Reisewagen geben und eins ihrer Menschen — so werden unter den Deutsch-Russen die weiblichen Dienstboten genannt — Ihnen zur Aufwartung überlassen. Nun, Sie sehen in der That aus, als wären Sie froh, von uns fortzukommen, Gräfin! Können Sie bis morgen früh fertig sein?"

„In jedem Augenblick, wenn es gilt, zu meinem Vater zu gehen", erwiderte Heloise erfreut.

Und wirklich saß sie schon am folgenden Morgen im Reisewagen und ihr armes Herz, das bisher vor Aufregung und Spannung fast zu springen gedroht, fing endlich an, etwas ruhiger zu schlagen. Ging sie doch nun gerades Weges auf ihr Ziel los, das, jemehr sie sich ihm näherte, an Abenteuerlichkeit zu verlieren schien. Bis jetzt hatte nur das eine Gefühl der gekränkten, getäuschten Liebe und der dringende Wunsch, sich der innern Beschämung zu entziehen, ihre Brust erfüllt; nun erst zog eine sanfte Freudigkeit wohlthätig heilend in ihr Herz ein, als die Erfüllung des langgehegten kindlichen Wunsches ihr näher trat, in des Vaters, des nie erblickten, theuern Verbannten Armen zu ruhen.

Es war ihr wohlthätig, daß dieser Gedanke gleichsam Besitz von ihrem Innern nahm; denn von ihrer jetzigen Lage konnte sich das arme Kind in der That wenig Annehmlichkeit versprechen. Die Aussicht, wenigstens zwölf

bis dreizehn Tage und Nächte lang mit zwei unbekannten ältlichen Frauen zuzubringen, mit denen sie kein Wort sprechen und deren keine sie verstehen konnte, in einem engen Reisewagen eingezwängt, an dessen Fenster, wegen des Augenleidens der armen Mutter, die grünen Vorhänge zugezogen waren — diese Aussicht war gewiß eben nicht tröstlich. An ihrer Seite saß die Fürstin: eine hagere, zusammengefallene Gestalt, ein gelbes, verschrumpftes Gesicht mit scharfen und dennoch charakterlosen Zügen; ein eingesunkener Mund mit lückenhaften, von der nationalen Unsitte des Schminkens zerstörten Zähnen; Augen, vom übermäßigen Weinen glanzlos und verschwollen, kaum über die mittlern Jahre hinaus, aber durch langes Leben auf dem Lande, in der Mitte von Untergebenen, von ihrem Wink Abhängigen, längst aller Aufmerksamkeit auf Mienen und Haltung entwöhnt; der äußern Erscheinung nach mehr einer grämlichen Alten aus den untern Classen der Gesellschaft, als einer erlauchten Dame von einigen fünfzig Jahren gleichend. Dem Gemüthe nach aber gehörte die Fürstin vollkommen ihrem Stande an; denn sie war eine von den engen Seelen, die, von Jugend auf in der ungestörtesten Selbstsucht befangen, Alles, was sie umgibt, nur als Werkzeug benutzend, sich nie auf das Entfernteste träumen lassen, daß auch sie nur eines der Millionen Räder seien im unermeßlichen Getriebe des Weltganges. Nie hatte es ihr geahnet, selbst nicht wenn einen flüchtigen Moment lang in der Kirche das zu Gott aufschreiende „Herr, erbarme Dich!“ der Chorknaben ihr durch die Nerven fuhr, daß sie zu etwas Anderm geschaffen sei, als sich anzuziehen, ihre Mahlzeiten einzu-

nehmen, Besuche zu machen und Karten zu spielen; eine Frauenart, wie wir sie in dieser verknöcherten Selbstsucht kaum anderswo, als in den höhern Kreisen finden.

Auf den Gütern ihrer gräflichen Eltern im Gouvernement Kostroma war sie unter Leibeigenen aufgewachsen, von denen viere, d. i. zwei Kammerfrauen und zwei Gespielinnen, ihr von ihrer Mutter geschenkt wurden, als sie eben fünf Jahre alt war, mit dem Bedeuten, daß sie nun mit diesen vieren schalten dürfe, wie ihr eben gut dünke, und der strengen Weisung an die vier Mädchen, die kleine Erlaucht, die sehr zart und schwach sei, ja nicht etwa durch Widerspruch zu reizen, denn der Aerger schade ihrer Gesundheit. Die Mädchen dachten: „Mit einem Kinde läßt sich schon auskommen, wenn wir es nur durch Schmeicheln und Schönthun und durch dem Koch entwendete Lieblingsbissen in guter Laune erhalten.“ Dazu thaten sie denn auch ihr Möglichstes, ohne dadurch der Erfahrung zu entgehen, daß die kleinen Hände der anwachsenden Gräfin nicht allein eben so gut Ohrfeigen austheilen, ihre zarten Füßchen eben so gut Tritte versetzen könnten, wie die kräftigern der Frau Mama, sondern daß sie auch außerdem zu kratzen, zu kneifen und zu beißen verstehe. Kinder sind die grausamsten Tyrannen.

Verheirathet ward übrigens die Fürstin Gawriloff so jung als nur irgend ein russisches Fräulein; bei der tödtlichen Langeweile aber, in der sie aufwuchs, noch lange nicht früh genug für ihre Wünsche. Hatte sie doch seit ihrem elften Jahre an jedem Sylvesterabend mit den vertrauten Dienerinnen Blei gegossen und ein paar Minuten vor Mitternacht sich erwartungsvoll zwischen zwei

Spiegel gestellt, um in dem vordern, ihr gegenüber, aus dem, welcher ihr im Rücken hing, mit den Glockenschlägen des scheidenden Jahres die Gesichtszüge des künftigen Bräutigams herausstrahlen zu sehen! Hatten doch weise Frauen für sie im Beisein der Mutter Karten gelegt, ihr künftiges Geschick zu erfahren! Und war sie nicht in den Weihnachtsfeiertagen, seit ihrer frühen Kindheit, Jahr aus Jahr ein von der Amme in die große schwarze Stube*) geführt, wo alle Dienerinnen des Hofes zusammen um den verdeckten Napf umhersaßen und „Schüssellieder"**) sangen, und hatte ihre Pfänder mit hineingesteckt. Und wie begierig lauschte sie, wenn eben das prophetische Liedchen „Hochzeit" bedeutete, oder „Glück in der Ehe", oder „einen vornehmen Mann", ob wol der entscheidende Griff eins ihrer eignen Pfänder herausbringen werde?

Als sie fünfzehn Jahr alt war, d. h. in dem Alter, wo auch Vater und Mutter eine Heirath wünschenswerth fanden, ward sie von ihrem Vater nach der Gouvernementsstadt geführt, wo die Edelleute der Umgegend sich zu versammeln pflegen, das Product ihrer Heerden zu verkaufen, und nebenbei die töchterreichen sich nach Freiern, die unbeweibten sich nach Bräuten umzusehen. Catharina

*) „Die schwarze Stube" wird in Rußland die Gesindestube genannt.

**) Pobljudnaja pjessni, Schüssellieder — eine andere beliebte Art des Wahrsagens. Jedes der Mädchen legt ein Pfand oder mehrere Pfänder in eine bedeckte Schüssel. Eine der Spielinnen, die vorher dazu auserkoren, nimmt einen Gegenstand aus der Schüssel, ohne sie mehr als nöthig aufzudecken, und das unmittelbar vorher gesungene Lied weissagt der Eigenthümerin ihr Geschick.

Michailowna, so hieß die Fürstin, erschien hier zum ersten Male öffentlich, roth wie immer, aber heute zur Einführung in die Damenwelt auch weiß geschminkt, auf dem großen Balle, den die Gouverneurin dem versammelten Adel gab. Der Fürst Gawriloff, nachdem er, als Capitain bei der Semenoff'schen Garde in Petersburg stehend, in ein paar Jahren voll Saus und Braus sein ganzes Vermögen durchgebracht und kaum ein einziges kleines Gütchen mit fünfhundert Seelen gerettet, war eben in seine Heimat zurückgekehrt, um durch eine Heirath sein treulos gewordenes Glück zu verbessern. Die glänzende grüne Uniform, der silberverbrämte blaue Kragen, die Brust mit dem Wladimirkreuz und dem St. Anneorden vierter Klasse geschmückt, die wespengleiche, zusammengeschnürte Taille — Alles das war genug, die schönen Kostromerinnen zu entzücken.

Von Allen, die hier auf die Schau geführt waren, war Catharina Michailowna die reichste und daher die Glücklichste. Eine Mitgift von 2000 Seelen, eine Anwartschaft auf 20,000 war sicherlich nicht zu verachten. Der Graf ließ sich bereden; nur daß der Fürst den Abschied nehmen und dann ihre Tochter ewig eine bloße Capitainfrau bleiben solle, gefiel den Eltern nicht ganz; denn der seit Jahrhunderten vererbte hohe Adelstand gilt den Russen im Innern des Landes geringer, als der vom Kaiser verliehene Dienstrang. Indessen blieb der Fürst, der seine Begriffe in Petersburg ein wenig europäisirt hatte, eigensinnig dabei, ein bloßer freier Landedelmann sein zu wollen. In wenigen Monaten waren von den 2000 Seelen von seiner Gattin

Mitgift 1500 im Hazardſpiel mit den benachbarten Edelleuten verloren. Nun kamen harte Zeiten. Der Graf war nicht zu bewegen, bei ſeinen Lebzeiten mit mehr herauszurücken. Die ſtrengſte Oekonomie war nothwendig. Die übriggebliebenen 500 mußten mit für die verlorenen 1500 arbeiten und zahlen. Sagt nicht das Sprüchwort überdem: „Ein reicher Bauer iſt ein gehörnter Ochſe?“ Die [illegible]in, an ihrem Stickrahmen und beim Patiencelegen [illegible]aufe, oder am Whiſttiſch beim Beſuchaustauſch mit den Edelfrauen des Kreiſes, merkte die Veränderung im Grunde nicht viel; es blieben ihr noch immer genug Pferde übrig, damit in die Nachbarſchaft auf Beſuch zu fahren; genug Leute, ihr beim Ausnähen und Einmachen zu helfen, ihr zu ſchmeicheln und an ihnen ihre Launen auszulaſſen.

Aber die Fürſtin war' ein Weib. Sie hatte bei einem Kopfe, deſſen Leere ſie nicht gewahr ward, auch ein leeres Herz, das ſie ſich auszufüllen ſehnte. Fünf junge Knaben hatte ſie nach und nach, trotz aller Medicin des deutſchen Kreisarztes, der doch in Göttingen einer der geſchickteſten Barbiergeſellen geweſen war, und trotz aller ſympathetiſchen Curen der weiſen Frauen des Dorfes, dahinſterben ſehen. Sie hatte unendlich viele Thränen um ſie vergoſſen und die roſenrothen Särge der kleinen Lieblinge mit Kränzen und Trauerkronen verziert; denn ſie liebte dieſe kleinen Theile ihres Ichs nach Kräften, hatten ſie ihr doch ſo wenig Sorge gebracht; die Ammen hatten ſie genährt, gewaſchen, an- und ausgekleidet und in den Schlaf geſungen — und wie viel Freude! Eins oder das Andere hatte ſchon gelernt ein Kreuz zu

machen und Maminka zu rufen, wenn es auf dem Arm der Njänka in das Zimmer der Fürstin getragen ward. Sie glaubte mit der Vorsehung hadern zu müssen, die sie so ungerecht behandelt, sie wurde griesgrämisch und Niemand konnte es ihr nun vollends mehr recht machen.

Da schenkte ihr der gütige Gott, der sich der Thorheit wie der Sünde erbarmt, einen Spätling, einen schönen, kräftigen Knaben, des Vaters Stolz wie der ihre. Er ward wiederum Alexander, nach dem Kaiser, genannt; ein Name, den schon drei ihrer Kinder getragen. Sie hatte ja nur ihre Kinder in ihnen geliebt, nicht die Individuen der verstorbenen Kinder. Sie nannte jeden der neugeborenen Knaben Alexander, in der Hoffnung, den vorigen über den neuen vergessen zu können. Der Knabe wuchs heran, angebetet von der ganzen Hausgenossenschaft, vergöttert von Mutter und Amme. Kein Opfer, das nicht dem kleinen Schreihals gebracht ward, um ihn zu begütigen, kein Gefäß so kostbar, das er nicht zerschmettern, kein Haarputz der Mädchen so zierlich geflochten, daß er ihn nicht zerraufen durfte. Als er drei Jahre alt war, sprach die ganze Nachbarschaft über den kleinen Hausthrannen; und die Wärterinnen und Kammerfrauen, wie sehr sie immer zur Verehrung des jungen Herrn angehalten wurden, fingen an, sich manchmal zu beklagen, Fürst Saschinka*) geruhte gar zu derb zu schlagen **).

*) Russische Abkürzung für Alexander.

**) Der Russe übertrifft in respektvollen Redensarten noch den Deutschen. Er sagt von einem vornehmen Manne „izwolit spatj" (er geruht zu schlafen) u. s. w.

Als er acht Jahre alt war, ſtarb der Fürſt, der trotz ſeiner Zärtlichkeit ihm noch zuweilen in Fällen, wo die Intereſſen des Vaters und Sohnes ſich durchkreuzten, die Zügel etwas ſtraff gehalten. Die Pathen und Freunde wollten nun durchaus Saſchen in eins der großen Cadettenhäuſer nach Petersburg gebracht wiſſen und welcher ruſſiſchen Mutter Ehrgeiz würde nicht durch den Gedanken befriedigt, ihre Lieblinge unter des Kaiſers Oberaufſicht zu ſeinen unmittelbaren Dienern heranwachſen zu ſehen? Allein weder die Fürſtin noch Marfa, die Amme, konnten ſich von Saſchen trennen. Die Kreisſchule und ein deutſcher Hofmeiſter, der als Bedienter eines Kaſaniſchen Profeſſor in das Land gekommen war, mußten ſeine Erziehung vollenden. Die ganze ſchrankenloſe Selbſtſucht der Fürſtin hatte ſich gleichſam in ihm, der gewiſſermaßen ihre Perſon fortſetzte, aufgelöſt, war gleichſam von ihrer Vergangenheit auf ihre Zukunft übertragen, deren Repräſentant der Knabe war. Dieſer ließ ſie gewähren, ohne viel danach zu fragen; nur wenn ſie dies, ſein Gebühr, ihm entzogen hätte, würde er es zornig genug empfunden haben; denn der Mutter Eigenſucht und des Vaters Leidenſchaftlichkeit waren in ihm vereinigt.

Im achtzehnten Jahre, als eben die trotzigen Tſcherkeſſen gerade viel zu ſprechen machten, erklärte er plötzlich, er wolle auch nach dem Kaukaſus, er wolle Cavallerieoffizier werden und den Rebellen, die ſich ſo viel auf ihr Reiten und Schießen zu Gute thäten, zeigen, daß ein Ruſſe auch reiten und ſchießen könne. Umſonſt floſſen der Mutter Thränen, umſonſt die der treuen Amme, deren

listige Argumente und schlauen Schmeicheleien so manchmal schon den wilden Knaben vor Thorheiten geschützt hatten; denn sie hatte, als unermüdliche Gehülfin und Beratherin der Fürstin, ihn mit jener aufgebracht und verzogen.

„Bleib zu Hause, Täubchen", sagte sie liebkosend, „an der Sonne, da ist's warm und bei der Mutter dem Sohne wohl!*) Wo kannst Du's besser haben, als zu Hause, wo Dir nach Gottes Willen Alles gehorchen muß? Höre auf mich, Großväterchen, auf Deine alte Amme! Die Nachtigall ist klein, aber groß ihre Stimme!"**) Alles vergebens! Saschа war längst schon nicht blos der Augapfel, er war auch der Tyrann der beiden liebenden Frauen. Und in diesem Falle hatte er vielleicht den besten Theil erwählt.

Die Amme ergab sich zuerst in das Unabänderliche. „Was hilft's?" sagte sie. „Haben nicht schon unsere weisen Vorfahren es gesagt: «Der Sohn, der ist mein, aber der Verstand, den er hat, der ist sein?»"***) — Und als die Fürstin ihren Liebling in der prächtigen Uniform sah, die ihn so herrlich kleidete, und die Freunde und Nachbarn über hundert Werst weit hergefahren kamen, um ihn darin zu sehen und zu bewundern, wie herrlich er zu Pferde saß, fand auch sie sich darein. Saschа war als kaiserlicher Offizier auf einmal viel vornehmer geworden, als der gesammte Landadel des Gouvernements Kostroma. Selbst der Kreismarschall, der sonst kaum

*) Russisches Sprüchwort.
**) Desgleichen.
***) Desgleichen.

ſeine Verachtung des jungen Fürſten Gawriloff verhehlt und einſt bei Gelegenheit etwas von einem unbärtigen Mutterſöhnchen hatte einfließen laſſen, war auf einmal ganz höflich geworden und wünſchte ihm Glück zu der ehrenvollen Laufbahn.

Nun ging es an ein Nähen und Wattiren atlaſſener Unterjacken, die verrätheriſchen Kugeln abzuhalten; an ein Packen von Koffern und Reiſetoiletten. Das gab Beſchäftigung. Wenn dann und wann auch ein paar mütterliche Thränen floſſen, wußte die gute Amme, erfindungsreich und theilnehmend wie ſie war, ſie bald zu trocknen. „Still, ſtill, Seelchen!“ tröſtete ſie; „Gott ſei gelobt, ſo Mancher kommt mit heiler Haut davon! Und kann er nicht General werden? Kann er nicht den St. Georgenorden bekommen oder den St. Wladimir, wie Stephan Platonowitſch, der immer die Finger an dem Bändchen hat, das ihm aus dem Knopfloch baumelt? Und iſt's denn ſo gewiß, daß er zur Schlacht kommt? Können ſie ihn nicht eben ſo gut zur Reſerve brauchen? — Und will nicht auch der Kaiſer, unſer Herr, — Gott ſegn' ihn! — auch hinreiſen und nachſehen, ob's die Truppen auch recht machen? Und wird dann nicht unſer Herr unſern Saſcha kennen lernen? Und iſt nicht in ſeiner Hand das Glück ſeiner Unterthanen? — Und wenn der Kaiſer ſelber kommt — Gott ſei mit ihm! — da werden ſich die Rebellen ſchon unterwerfen und dann wird Friede und unſer Saſcha kommt zurück, die Bruſt ganz voll Orden! — Was meinen Sie, Catharina Michailowna, was wird denn wol Natalie Kyrillowna ſagen, die ſo oft gehechelt hat auf das liebe, feurige, junge Blut? Und Proskowia

Andrewna, wird sie nicht grün werden vor Neid, weil ihr Mischa nun schon so lange dient und es doch zu so gar nichts bringen kann?"

Solche und ähnliche Trostgründe mußten anschlagen. Als nun gar der erste Brief kam, der des Muttersöhnchens glückliche Ankunft im Lager meldete, entstand ein Freudentaumel im Hause. Die Fürstin befahl, zur fröhlichen Feier den Leuten die doppelten Sonntagsportionen von Branntwein zu reichen. Sie setzte sich an das Fenster, das nach dem großen Hofe ging, und das Taumeln der Betrunkenen und die Segenswünsche, die von den lallenden Lippen derselben über sie und ihren Sohn ausgeschüttet wurden, brachten sie seit der Abreise des Letztern zum erstenmale zum Lachen. Aber ein Monat und noch einer verging und kein zweiter Brief kam. Nicht ohne einige Mühe hatte die Fürstin sich eins von den fünf Exemplaren der Petersburger Zeitung verschafft, die im Gouvernement Kostroma cursirten; da standen sie nun, die langen pomphaften Berichte von den glorreichen Siegen der noch nie bezwungenen russischen Waffen, von der Unterwürfigkeit der Abasaken und der treuen Anhänglichkeit der Kabardiner. Dazwischen aber schlich leise flüsternd manches dunkle Gerücht umher, von gefallenen Tausenden, vom Aufgeben von Festungen, von überfüllten Lazarethen. Umsonst mischte die treue Amme, mit schwerem Herzen Abends und Morgens vor dem Bette der Fürstin sitzend, die wahrsagenden Karten; kein Heil war darin, wie sie der Fürstin kopfschüttelnd eingestehen mußte; immer kam der Coeurbube ganz unten zu liegen, als läg' er begraben, und der Pikbube obendrauf, der schwarze Bösewicht!

Und die Träume, die Träume! Welche Russin könnte ihren Orakelsprüchen mistrauen? Lange Hochzeitzüge gingen der armen Mutter mit Sang und Klang vorüber, wenn sie auf dem nächtlichen Lager im Halbschlaf sich hin- und herwarf. Die Amme sah eines Nachts plötzlich ihren ganzen Schooß voll Perlen und alle verschwanden, als sie erwachte; der Fürstin glitt jede Nacht — wie allerdings auch manchmal am Tage — der goldene Trauring von den abgemagerten Fingern. Wer weiß nicht, daß alle diese ängstlichen Erscheinungen auf Leichen deuten?

So von Angst und Sorge gequält, drang die energischere Marfa endlich der alten Fürstin den Entschluß ab, selbst nach Petersburg zu gehen, um dort aus den Quellen Nachrichten zu schöpfen. „Auf eine gute Ansprache eine gute Antwort" heißt's im Sprüchwort, sagte sie. In Rußland reist man auch ohne Eisenbahn rasch. Dennoch war es kein kleines Unternehmen für eine bejahrte Landedelfrau, die noch nie aus ihrer Provinz gekommen, eine Reise von mehr als tausend Werst zu machen, um wo möglich eine Einsicht in Papiere zu gewinnen, deren lange Todtenlisten und Blessirtenverzeichnisse dem Publicum eine nutzlose Kenntniß vom wahren Stand der Dinge gegeben hätten. Zum Glück kannten beide Frauen den Schlüssel, der seit Alters her die Thüren aller Cabinete Rußlands geöffnet, das des Kriegsministers so gut wie jedes andern. „Hab nicht hundert Rubel, hab lieber hundert Freunde!"*) rieth die kluge

*) Russisches Sprüchwort.

Amme. Ein dick von Banknoten vollgestopftes Taschenbuch kam daher der Fürstin wohl zu statten. In Petersburg ward der armen Geängstigten bald Aufschluß über Fürst Alexander's Schweigen. Er lag im Hospital zu Jekatrinodar, den linken Arm zerschmettert, am Nervenfieber darnieder.

„Jetzt gilt es, Gott sei gelobt! Catharine Michailowna!“ rief Marfa unter Thränen und Schluchzen. „Wir müssen hin und unsern Sascha pflegen! Gott sei gelobt, daß er mir die Glieder ganz ließ, seinen theuern, lieben, schönen Arm zu verbinden! Kein Pfuscher von einem Physikus soll ihn anrühren! Gott verhüt's! Gott sei gelobt, daß er meinem einfältigen Kopf das Licht gab, das Klukwagelee mitzunehmen! Das wird ihn einmal erquicken!“ Sie packte emsig, ordnete an und ließ sich von den beiden Mädchen zureichen, während sie, von Schluchzen unterbrochen, so redete. Die Fürstin ließ ihr in Allem den Willen. Der Schreck hatte ihr schlaffes, stumpfes Wesen vollends gelähmt. Sie saß im Reisewagen, ehe sie sich es versah, halb erblindet von mehrmonatlichem, anhaltenden Weinen. Heloise blickte die gebeugte Mutter mit innigem Mitleid an. Aber es war etwas in dem zergrämten, verknöcherten Gesichte, das sie zurückstieß. Sie fühlte es ihr an, daß sie ihre ganze Liebesfähigkeit an ihrem Kinde erschöpft habe, daß diese zusammengeschrumpfte Seele für die Tochter des commandirenden Generals allenfalls eine gewisse höfliche Aufmerksamkeit, für die Fremde aber nicht einmal die flüchtigste Theilnahme übrig hatte. Wenn Heloise in Augenblicken der Erinnerung — und wie oft kamen diese

auf der langen, langweiligen Reise! — sich ihren wehmüthigen Empfindungen überließ und, ihr unbewußt, Thräne auf Thräne über die schönen Wangen rollte, so verdroß es die Fürstin. „Was kann das junge Ding wol für Kummer haben", dachte sie. „Reist sie doch zu ihrem Vater, der jetzt der mächtigste Mann in Neu-Rußland ist, und wo sie besser behandelt werden wird, als eine Prinzessin." Ueberhaupt schien ihr kein Schmerz gegründet, als der ihre, und dicht neben ihr über etwas Anderes zu weinen, als Sascha's Wunde, eine Art Anmaßung. Vergaß sich aber Heloise zu Zeiten nach der glücklichen Weise der Jugend; lachte sie über die Purzelbäume der Dorfkinder, die neben dem Wagen herliefen, oder schlug sie, wenn sie während der Pfingstfeiertage, in die ihre Reise fiel, vor dem Posthause neben der Dorfschenke hielten, einen der grünen Vorhänge halb zurück, um sich an den anmuthigen Tänzen und sinnreichen Spielen der Bauern zu erfreuen, dann war es noch schlimmer. „Ja, sie kann leicht lachen", dachte die Fürstin dann; „sie hat keinen Sohn zu beweinen! Ihr kann's ganz gleich sein, ob mein Sascha lebt oder stirbt. Das ist mein Lohn, daß ich mir die Last, solch ein junges Ding mitzunehmen, habe aufschwatzen lassen."

Mit wie ganz andern Blicken sah die gute Amme, der Fürstin gegenüber, aus ihren schmalen, graublauen Augen die junge Reisende an! Eine eigenthümliche Schlauheit gab dem gutmüthigen Ausdruck des breiten, fetten, aufgefaucht en Gesichtes, dem eine platte Nase und dicke, aufgeworfene Lippen eine unschöne Nationalität aufdrückten, eine gewisse einnehmende Lebendigkeit. Mittlerer

Größe, aber von bedeutendem Umfang, war sie gar stattlich anzusehen, in ihrem dunkelblauen, goldgerändertem Sarafan und schneeweißem an Hals und Handwurzeln in Bündchen gefälteten Hemde, den reichgestickten Kokoschnik auf dem Kopfe! Denn keine Aussicht auf die glühende Sonne des Kaukasus hätte sie bestimmen können, diesen stattlichen Kopfschmuck mit einem Reisehut zu vertauschen. Hätte sie ein Stück ihrer Ammentracht abgelegt, hätte man sie leicht auf der Reise mit einem der niedern Dienstmädchen verwechseln können, die als Kammermädchen dem Wagen der Fürstin in der Britschka folgten, in der ihre Betten und der größte Theil ihres Reisegepäckes ihr nachgefahren ward. Marfa hatte, außer dem lebenden Fürsten Gawriloff, zwei der verstorbenen Kinder der Fürstin gesäugt und genoß daher ein dreifaches Ansehen in der Familie. Die Milchbrüder der fürstlichen Kinder, von denen der älteste dem Vater der letztern zugeschrieben ward, ohne daß die Fürstin darüber Eifersucht gezeigt, dienten sämmtlich auf dem Hofe und wurden mit besonderer Rücksicht behandelt, an ihren Namenstagen so wie an dem ihres fürstlichen Milchbruders beschenkt und vor dem Soldatendienst sicher gestellt.

Marfa war die zärtlichste Mutter; ob sie ihren Abgott Alexander Borissowitsch noch mehr liebte, als ihre eignen Kinder, ist ungewiß; genug, daß sie schlau genug war, mehr Liebe für ihn zu zeigen, denn von ihrer Liebe zu ihrem jungen Herrn hing gewissermaßen das Geschick ihrer Kinder ab. Seit siebenundzwanzig Jahren war sie die Vertraute der Fürstin gewesen und hatte, ihr weit überlegen an Verstand und Charakter, einen Einfluß im

Hauſe erlangt, der den gewöhnlichen des verzogenen Geſchlechts der ruſſiſchen Ammen noch bedeutend überſtieg. Obwol ſie weder leſen noch ſchreiben konnte, war ſie doch zu einer Art von Haushälterin, einer Aufſeherin der Dienerſchaft erhöht worden, die ſich wohl dabei befand, weil ihr Regiment, ganz entgegengeſetzt dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, ſanfter war, als das der Fürſtin. Uebrigens hielt ſie ſehr auf ihr Anſehen und es war eine Beleidigung, die ſie nicht leicht verzeihen konnte, wenn eine ihrer Mitleibeignen ſich einmal ſo gemein mit ihr machte, ſie Marfa ſchlechtweg zu nennen, ſtatt Marfa Pawlowna, wie ſogar ihre Gebieterin ſie vor Andern oft nannte, um ihnen ein Beiſpiel zu geben. Jetzt auf der Reiſe war ſie fortdauernd um die Fürſtin beſchäftigt, wenn dieſe wach war. Sie hatte eine Art aus ſteifer Pappe geſchnittener Tiſchplatte auf ihrem Schooße, die den Damen auch bei ihren Mahlzeiten diente; denn man war zu eilig, um anzuhalten, und an Mundvorrath fehlte es nicht — auf welcher ſie dreimal am Tage für die Fürſtin Karten legte. Und wie gut ſie es verſtand! Wie geſchickt ſie die verhängnißvollen Blätter zu miſchen wußte, ſo daß der armen Mutter, wenn auch dann und wann ein böſes Omen ſie betrübte, doch immer wieder ein Lichtchen der Hoffnung darausſchimmerte. In der Zwiſchenzeit legte die Fürſtin Patience, wozu die Pappenplatte auf ihren eignen Schooß geſchoben ward, während die Amme erzählte und über die kaum verlaſſene Nachbarſchaft klatſchte. Zog ſich endlich die Gebieterin in eine Ecke zurück, um zu ſchlafen, ſo wendete die immer Thätige ihre ganze Aufmerkſamkeit Heloiſen zu. Zwar anfänglich

war sie etwas scheu gegen die Fremde, die vornehme Generalstochter; aber die kindliche Miene Heloisens flößte ihr bald Vertrauen ein, ihre jugendliche Schönheit herzliches Wohlgefallen, ihre stille Trauer die gutmüthigste Theilnahme.

Heloise verstand nicht viel von allen den freundlichen Reden, die sie an sie richtete; aber viele der lieblichen Schmeichelworte, an denen die russische Sprache so reich ist, Duschinka, Golubuschka, Matuschka, Milinka, Jachodinka (Seelchen, Täubchen, Mütterchen, Liebchen, Beerchen) hörte sie bald heraus, und der Austausch freundlicher Blicke war überdem verständlich genug. Sie benutzte die Zeit, das russische Wort für alle Gegenstände zu erfragen, auf die sie mit dem Finger deuten konnte, und Marfa war unermüdlich, sie die rechte Aussprache zu lehren und ihre Versuche gutmüthig zu meistern, indem sie immer dazwischen ihre Gelehrigkeit pries. Daß Heloise so wenig aß, war ihr eine wahre Kränkung; sie nöthigte ihr um so dringender die mitgebrachten Leckerbißchen auf, als es sie ängstigte, daß die Fürstin in ihrer stumpfen Gleichgültigkeit diese vornehmste Pflicht der russischen Gastfreundschaft ganz versäumte.

Bei allem Wohlgefallen Marfa's an dem deutschen Fräulein war doch ein Punkt, um dessentwillen sie dies mit unerschöpflicher Verwunderung betrachtete; dies waren nämlich die pfirsichblütenen Wangen Heloisens, die, wenn lang verhaltene Gemüthsbewegung sie während des letzten Winters hatte etwas bleichen lassen, jetzt Luft und Reise wieder zu ihren schönsten Flor gefärbt hatten. Daß diese Rosen, die auf keinem russischen Beete in solcher Frische

blühen, keine künſtlichen ſeien, war der guten Marfa ſo ganz neu und unbegreiflich, daß ihre Zweifel darüber oft der Gegenſtand ihrer Unterhaltung mit ihrer Gebieterin wurden, ohne daß die Inhaberin und rechtmäßige Beſitzerin dieſer Roſen es ahnete. Es genügte den beiden Frauen nicht, zu wiſſen, daß die Reiſe nicht Zeit zur künſtlichen Toilette ließ und Heloiſe überdem keinen Augenblick von ihrer Seite kam. Unter dem Vorwande, etwas angeſprützten Staub davon abzuwiſchen, fing Marfa eines Morgens mit einem Handtuche ſo derb ihre Wange zu reiben an, daß Heloiſe ſich verwundert zurückzog; als ſie aber ſah, wie die Neugierige halb überraſcht, halb triumphirend der Fürſtin das rein gebliebene Tuch vor die Augen hielt und Beide ſie nun mit einer gewiſſen Bewunderung anblickten, da ging ihr plötzlich ein Licht auf und eine ſo holde Glut der Scham überzog ihr beſcheidenes Geſichtchen, daß die beiden Frauen ſich für vollſtändig überführt bekennen mußten.

Während die Fürſtin ſchlief, pflegte die Amme auch wol auf Heloiſens künftiges Geſchick Karten zu legen, die, nachdem ſie es wiederholt umſonſt zu hindern geſucht, es lachend geſchehen ließ. Ausrufungen der Beſorgniß, des Schreckens ließen ſich leicht verſtehen. Doch beruhigte ſich die Kartenſchlägerin bald und kicherte freudig in ſich hinein, als ihre kunſtvolle Conſtellation wie gewöhnlich ſich mit einer Hochzeit endete. Heloiſe, mädchenhaft neugierig, ſchlug in ihrem kleinen Reiſegehülfen, einem ruſſiſchen Taſchenwörterbuch, die oft wiederholten Wörter, Nasboinick und Ispawitel nach und brachte nun glücklich heraus, daß ihr bevorſtand, von einem

Straßenräuber entführt zu werden, daß aber ein prächtiger Offizier ihr Retter werden und sie ihm aus Dankbarkeit ihre Hand schenken werde. Heloise lächelte wehmüthig. „Keinem, keinem je", flüsterte sie vor sich hin.

Die Reise ging Tag und Nacht vorwärts, denn die Sehnsucht der Fürstin ließ sie nicht rasten. Heloisens lernbegierigem Geiste würde die Beobachtung eines fremden Landes, in dem Alles ihr neu war, von nicht geringem Interesse gewesen sein; aber die grünen Vorhänge und die ungeheuere Schnelle der Bewegung ließen sie nicht viel von Gegenden sehen, die überdem in ihrer wenig pittoresken Fläche dem Auge nur geringen Reiz boten. Durch das anmuthige Waldaische Gebirge kamen sie des Nachts. In Nowgorod, so voller historischer Associationen, berührten sie nur die Vorstadt. Selbst in dem gewaltigen Moskau verweilten sie nicht längere Zeit als der Pferdewechsel erforderte. Und diesen so schnell als irgend möglich zu bewerkstelligen, hatte sich in Petersburg die Fürstin mit einem kaiserlichen Befehle, der nur den Begünstigten zugetheilt wird, versehen, ihr ohne Zögerung die Mittel zum Weiterkommen zu liefern. In einer Kibitke, die dem Wagen der Fürstin voranfuhr, saß außer einigen Bedienten, Andrei Ossippowitsch, der Reisemarschall, ein Mann, dessen pockenzerfetztes grimmiges, einäugiges Gesicht und heisere, schreiende Stimme Heloisen, wie sie ihn zum erstenmale erblickte, einen leisen Schauer einflößte, der durch sein herrisches und rohes Betragen gegen Untergebene und seine knechtische Kriecherei gegen die Fürstin und sie selbst während der Reise und besonders auch durch den Umstand, daß die Leibeigenen, sie

wußte nicht warum, ihn „den Executor“ nannten, zum äußersten Widerwillen vermehrt ward. Er war jung in das Haus des Fürsten gekommen, viel sorgfältiger als andere sonst begünstigte Leibeigene im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet worden, und die besondere Vorliebe, die jener ihm zuwandte, schien die allgemeine Voraussetzung zu bestätigen, daß er ein Sohn desselben sei. Wechselsweise geliebkost und gemishandelt, wuchs er zum gefährlichsten Tyrannen seiner Mitknechte auf. Der Fürst hatte ihn zum Haushofmeister und Verwalter seiner Güter bestimmt und um ihm durch einen Dienstrang mehr Ansehen zu geben, nachdem er ihm einen Freibrief geschenkt, eine Stelle an einer Kanzelei in Moskau für ihn gekauft, wo er bis zur zwölften Classe, d. h. bis zum Gouvernementssecretair, diente und dadurch Capitainsrang erwarb, woher er noch immer von Denen, deren Vortheil es erheischte, ihn mit besonderer Höflichkeit zu behandeln, „Herr Capitain“ genannt ward. Um ihn noch besser für seine Bestimmung zu erziehen, verschaffte ihm der Fürst jetzt bei der Universitätspolizei einen Platz als Executor, der ihm während einiger Jahre Praxis Gelegenheit gab, den Arm in Strafgeschäften bis zur Meisterschaft zu üben. Die Leute des Fürsten, die an diesen Theil der Verwaltung am häufigsten erinnert wurden, nannten ihn noch immer „den Executor“, ein Name, den er in der ganzen Nachbarschaft führte.

Seit des alten Fürsten Tode war sein Ansehen bedeutend gestiegen; denn die Witwe fand es bequem, ihm die Führung aller Geschäfte zu überlassen und hielt viel auf ihn, weil er von Alexander sprach, wie von einem

Gott. Besonders hatte er sich ihr in Petersburg als tüchtiger Geschäftsführer gezeigt; sie fühlte, die Reise zu ihrem Liebling ohne ihn gar nicht machen zu können und sah hier, wie zu Hause, sein ewiges Schelten und Zanken, auf den Posten wie mit ihren Leuten, als Beweise seines Diensteifers an.

Wie anders war seine Herrschaft als die der guten Marfa! Sie war die Einzige der Untergebenen, die er mit vertraulicher Höflichkeit behandelte; denn er fühlte wohl, ihr Einfluß war nach Allem größer als der seine. Der Umstand, daß er als Courier vorausfuhr, und die Pferde darum schon meistentheils für die drei Fuhrwerke bereit standen und nur vorgelegt werden durften, ersparte Heloisen häufig die Kenntniß, wie sie herbeigeschafft worden. Denn die armen Postbauern, die sie hatten liefern müssen, zogen so freundlich und unterthänig die Mützen, wenn ihre Kutsche endlich herbeigerollt kam; der Postillion, der sie fuhr, stimmte so wohlgemuth sein Liedchen an; die ihm zugeworfene Kupfermünze ward mit so demüthigem Dank aufgenommen — gerade als hätten ihre Rücken nicht noch eben des Executors Stock oder seine blanke Klinge gefühlt. Gewohnheit wird zur zweiten Natur. Nur die Faulen prügeln uns nicht, sagte jener treuherzige Gesell zu dem edeln Verbannten Turgueneff.

Einige Mal aber waren die weidenden Pferde doch auf zu weit entfernten Wiesen, oder sie waren zu oft schon vom Pfluge getrennt worden, als daß die Postbauern sie so schnell schon hätten bei der Hand haben können, und dann ward Heloise Zeugin von Scenen, die ihre tiefste Seele empörten. Schimpfworte und Hiebe

regneten auf die unſeligen Bauern herab, die dem vermeinten kaiſerlichen Offizier — denn der Executor trug auf der Reiſe ſeine geſtickte Civiluniform mit dem Degen an der Seite, um ſich ein Anſehen zu geben — ſich nicht zu widerſetzen wagten. Sogar dem Poſthalter wurden abwechſelnd Fußtritte und ein halber Rubel geboten, um ihn zu beſtimmen, ſogleich einige Ackerpferde aus dem Pflug nehmen zu laſſen, und durch eins der beiden Mittel gelangte man ſicherlich zum Zweck. Heloiſe, mit der Wärme eines edeln Herzens, konnte mehrere Mal nicht unterlaſſen, dem Executor zuzurufen, ſich zu mäßigen, und die Fürſtin, die mit ſtumpfer Gleichgültigkeit zuſah, zur Verhinderung ſolcher Gewaltthätigkeit aufzufodern.

„Was hilfts?“ erwiderte dieſe. „Wir müſſen doch Pferde haben!“ — Auch die Amme ſagte:

„Sachte, ſachte, Täubchen! Sie kennen unſere Ruſſen nicht! Beruhigen Sie ſich, Seelchen! Ein geprügelter Menſch iſt zwei nicht geprügelter werth!*) Der ſelige Fürſt Boris Andrewitſch geruhten es gerade ſo zu machen, wenn Sie reiſten. Freilich das war auch ein vornehmer Herr! Geduld, Geduld! Andrei Oſſipowitſch! — Nun ſehen Sie, Liebchen, da kommen ſchon die Pferde!“ —

*) Ruſſiſches Sprüchwort.

Zwölfter Abschnitt.

Die Ankunft.

Endlich, nach eilf durchreisten langen Tagen und Nächten, kamen sie in das Steppenland, das die Schwarzen-Meer-Kosaken bewohnen, für Heloisen gleichsam die letzte Station zur Wiedervereinigung mit dem geliebten Vater. Sie hatte unterwegs einen kurzen Brief an den Grafen geschrieben, worin sie ihm ihre Ankunft gemeldet, und denselben von Asoff aus, wo die Fürstin ein paar kurze Stunden zu ruhen gedachte, durch einen Courier in das Lager gesandt. Der Brief mußte ihren Vater einen halben Tag vor ihr erreichen, ein Gedanke, der ihr einige Beruhigung gewährte. Denn, wie sicher sie sich gefühlt, von den Armen der Liebe empfangen zu werden, je mehr sie sich dem Augenblick näherte, je mehr quälte sie die Besorgniß, ob ihr Vater auch den Schritt, den sie eigenmächtig, ohne seine Erlaubniß abzuwarten, gethan, ihn auf dem Kriegstheater aufzusuchen, nicht misbilligen werde? „Aber nein, nein", sagte sie zu sich selbst, „er wird mir nicht zürnen! Mein Anblick wird ihm den

seligen Traum seiner Liebe, wie er die kurze Periode seines Glückes einmal in einem seiner Briefe selbst bezeichnete, zurückrufen, ihn verwirklichen! Sagte mir nicht die theure Pflegemutter, und noch neulich der Gesandte in Petersburg, ich sei meiner seligen Mutter Ebenbild? Wie wird es den theuren Exilirten erquicken, der so lange gedarbt unter liebeleeren Fremden, die vaterländischen Klänge wieder zu hören von den Lippen seines Kindes! O der theure, arme, arme Vater! Ganz, ganz will ich von jetzt an ihm angehören. Er soll nicht mehr seinen langjährigen Gram in seine einsame Brust vergraben müssen. An seiner Tochter Busen soll das theure Haupt ausruhen!" — Sie stellte sich ihn blaß und leidend vor, durch das zerrissene Liebesband im Innersten zerknickt, wie die fürstliche Gattin, deren Leben seit der gewaltsamen Trennung von dem ewig Geliebten nur ein langsames, zehnjähriges Hinsterben gewesen war.

Sie zog das Bild des schönen, blühenden Mannes hervor, ein Medaillon, das sie von ihrer Mutter geerbt, und seitdem an einem feinen goldnen Kettchen hängend, im Busen trug. Es war für Frau von Waldeck gemalt, als der Graf kaum zwei und zwanzig Jahre zählte, und von ihr der Prinzessin abgetreten worden. Es sprach ein frischer, lebensfroher Muth aus dem schöngebildeten Gesicht. Die hohe Stirn, von kastanienbraunem Haar umlockt, war blendend weiß; auch um den Mund herum lag ein Zug fast mädchenhafter Weichheit. Das Bild ähnelte Felix sehr, nur daß dieser viel kräftiger und männlicher aussah. „Guter Gott!" dachte Heloise. „Wie mag der arme Vater sich verändert haben!" Aber sie dachte

dabei nicht an das, was das Leben, nur an das was der Gram aus ihm gemacht haben mochte! — „O" flüsterte sie und drückte das Bild an ihre Lippen, „welch' weiches, warmes Herz spricht aus diesen Zügen! Oh! Ich weiß es, es ruht bei der Todten! Aber was davon noch dieser Erde gehört, das gebührt Deinem Kinde, das sein ganzes, ja, sein ganzes Herz Dir widmen will!"

Das Steppenland, im Norden des Kuban, das sie jetzt durchfuhren, ist eigentlich nur der breite Fuß des hohen kaukasischen Gebirges, das Asien von Europa trennt. Ein felsiger Kalkboden von einem dünnen, unfruchtbaren Erdreich sparsam bedeckt, baumlos und nur nothdürftig angebaut, bietet dem kräftigen Geschlecht, das Katharinens schlaue Politik aus dem blühenden Dniepergegenden hierher lockte, als Gränzwächter zu Rußlands Vortheil ihr angeborenes kriegerisches Handwerk zu üben, nur spärliche Nahrung dar. Kein Lächeln der Natur erfreut hier den Reisenden; es müßte denn der kecke, wagehalsige, gesangreiche Frohsinn der Bewohner sein, den alle Gräuel eines Vertilgungskrieges, welcher das Opfern ihrer jungen, blühenden Mannschaft fodert, noch nicht gedämpft hat. Heloise war befangenen Sinnes, doch sah sie mit Wohlgefallen die pittoresken Gestalten der alten Saporoger und würde, hätte sie die Sprache verstanden, gern ihren herrlichen, gereimten Liedern gelauscht haben, die sie mit vom Dnieper gebracht, aus denen der Haß gegen den Polen glüht, jetzt der Unterdrückte, einst der Unterdrücker. In einer wehmüthigen, ahnungsvollen Stimmung fuhr sie rastlos der Pforte eines fremden Welttheils zu.

Jetzt waren sie dem Kriegsschauplatz ganz nahe. Vor ihnen lag die flache Abdachung des letzten Bergrücken des Kaukasus, welcher die nördliche Wand des Kubanthales bildet. Es ist, als raffe der Geist des Urgebirges hier an der Grenze seines Gebietes noch einmal seine ersterbende Riesenkraft zusammen; denn vom Thalgrund aus gemessen steigt die südliche Bergwand auf der russischen Seite an einigen Stellen zu vierhundert Fuß auf. Waldung und bebaute Felder bedecken die Abhänge nach dem Strome zu. Die Heerstraße erhebt sich etwas, indem sie sich durch den Paß windet, der in das breite Kubanthal führt; die Felsrücken treten mehr und mehr zurück, so daß der Eingang in das Thal einer weiten, offenen Ebene gleicht. Dort lag, dicht von Waldung umgeben, die Stadt Jekaterinodar mit ihrer Feste; westlich, nicht viel über eine halbe Meile davon, auf dem offenen Wiesengrunde zogen sich in langen, regelmäßigen Linien die weißen Zelte des russischen Lagers hin. Das Herz in Heloisens Busen schlug höher. Sie bog sich zum Wagen hinaus und überblickte das breite von der Natur reichlich gesegnete Thal. Dort floß der mächtige, reißend schnelle Strom, der täglich so viel Leichen dem Meer zuspült, zu seinen beiden Seiten morastiger Anger, mit Reihen hoher, herrlicher Bäume geschmückt, die wie von Gärtnerhand neben einander hingepflanzt, den Lauf des Flusses, der schimmernd zwischen dem üppigen Grün hervorglänzt, auch dem fernen Beschauer bezeichnen. Mehrere Meilen weit dehnte am südlichen Ufer, jenseits der Moräste, sich das blühendste Acker- und Weideland aus. Tausenden schien die Natur

hier reiche Nahrung zu bieten, aber der Mensch hatte auf diesen Feldern seit Jahrhunderten schon Blut gesäet; jetzt war eine üppige Saat aufgeschossen. Im fernen Hintergrund erhob sich amphitheatralisch das Waldgebirge, aus dem eine Unzahl kleiner glänzender Ströme dem Kuban zustürzen, heimliche, lieblich versteckte Thäler ahnen lassend. Aus der dicken Waldung auf den niedreren Bergflächen stiegen von allen Seiten den südlichen Himmel verdunkelnd, dicke, schwarze Rauchwolken empor, einst eng bevölkerte, tscherkessische Dörfer, jetzt verödete Brandstätten.

Schon lange hatten ausgestellte Soldatenposten, Marketender, die mit ihren Karren des Weges zogen und dann und wann ein auf raschem Roß vorbeischießender Kosak die Frauen erinnert, daß sie dem Ziele ihrer Reise nahe seien. Jetzt ward plötzlich der Schauplatz lebendiger. Ein ansehnlicher Truppe Infanterie kam auf sie angerückt, in seiner Mitte zwanzig bis dreißig Mann, waffenlos, die Hände gefesselt. An ihrer orientalisch kriegerischen Tracht erkannte Heloise sie für gefangene Tscherkessen. Der Zug kam näher; einige Offiziere, augenscheinlich im Dienst ritten voran und zur Seite. Andere sprengten beid[illegible], wie es schien, geschäftlos und nur durch Schauluft hierher geführt. Die Fürstin ließ dem Postillon befehlen, ganz zur Seite zu fahren und still zu halten, bis die Truppen vorbei seien. Gleich beim Eintritt in das Thal hatten sie einen offnen Platz bemerkt, der von Schildwachen umstellt war, und dessen Eingang ein paar Kanonen drohend hüteten. Als jetzt die Soldaten bei ihnen vorbei marschirten und die jungen

Offiziere mit neugieriger Keckheit nach den verſchleierten Damen und ihrer Reiſeequipage blickten, betrachtete Heloiſe mit ſchmerzlichem Mitleiden die edeln Züge, die mächtigen Geſtalten der jugendlichen Tſcherkeſſen, die mit der eigenthümlich ſtoiſchen Ruhe des Aſiaten, die faſt der Verachtung gleicht, in gefeſſelter Kraft ihrem Schickſal entgegenzugehen ſchienen. Sicherlich, dachte Heloiſe, werden die Armen in das Innere von Rußland gebracht, und müſſen dort, ohne länger für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen zu können, bei irgend einem Straßenbau für den Feind arbeiten, während ihre Mütter und Gattinnen ihnen nachweinen. Wie entſetzlich iſt doch der Krieg!

Auf einmal rief die Amme: „Sieh da, Catharina Michailowna! Iſt das dort nicht unſer Neffe, Waſſilei Iwanowitſch! Gott ſei geprieſen, er iſt's!“ Und nun ging es an ein Grüßen und Winken und der junge Offizier, der nicht im Dienſt war, flog herbei.

„Gott ſei geprieſen, Neffe, daß ich Dich hier finde“, ſagte die Fürſtin und ihre Stimme zitterte, als ſie hinzuſetzte: „Was macht Alexander Boriſſowitſch?“

„Er iſt beſſer, Gott ſei geprieſen! Seien Sie ruhig, liebe Tante“, ſagte der junge Offizier. „Sein Arm iſt noch nicht ganz geheilt, drum iſt er noch im Hoſpital, aber mit dem Wundfieber iſt's vorbei. Was für eine gute Mutter Sie ſind, Catharina Michailowna, fuhr er fort, indem er einen Seitenblick auf Heloiſen warf, deren blühende Schönheit durch den grünen Schleier ſtrahlte. Eine Geſellſchafterin dacht' er und begrüßte die Amme freundlich, die er ſeit lange kannte.

Beide Frauen priesen Gott laut für die guten Nachrichten; dann fragte die Fürstin:

„Aber was geht hier vor, Wassilii Ivanowitsch?"

„Eine tägliche Scene", antwortete der Gefragte, indem er sein Schnurrbart glättend strich. „Es wird ein Haufen Kriegsgefangener auf den Richtplatz geführt, um dort als Deserteure erschossen zu werden."

„Erschossen?" riefen beide Frauen, und Heloise sah entsetzt den Sprecher an.

„Es sind Kabardiner", sagte dieser gleichgültig, „die der Kaiser hat anwerben und unter eins unserer Cavallerieregimenter stecken lassen. Die Kabarda ist unser, und ihre sogenannten Fürsten haben dem Kaiser schwören müssen. Aber es ist kein Verlaß auf diese Straßenräuber; kaum sind sie einen Augenblick unbewacht, so laufen sie scharenweise den rebellischen Notachaizen und Schapsuken zu, die uns jetzt zu schaffen machen. In der Nacht schleichen sie sich aus dem Lager, schwimmen über den Kuban als wären sie Fische, ohne die Waffen abzulegen. Verwünschte Kerle! Diese nun sind gestern von den Kosaken wieder eingefangen und Graf Staden hat befohlen, sie sämmtlich niederzuschießen."

Heloise schrie auf. „Mein Vater!" rief sie mit einem Schmerzenslaut.

Der Offizier blickte sie verwundert an. „Ach! ich vergaß", sagte die Fürstin erläuternd. „Es ist die Tochter des Oberfeldherrn. Sie versteht nicht russisch; sprich französisch zu ihr!"

Der junge Mann griff respektvoll an seinen Hut; er war auf das Aeußerste erstaunt, nahm aber sogleich

einen galanten Ton an, und ſprach in erträglichem Franzöſiſch von dem unendlichen Glück, ihre Bekanntſchaft zu machen.

„Iſt es möglich“, unterbrach ihn Heloiſe, in eben der Sprache, „iſt es möglich, daß mein Vater dieſe Unglücklichen erſchießen läßt? Ach! mein Herr, können Sie dem nicht Einhalt thun, nur bis ich meinen Vater geſprochen! Er wird ſeiner Tochter nicht die erſte Bitte ihres Lebens verſagen.“

„Sie thun mir die Ehre, mich für mächtiger zu halten, als ich bin“, erwiederte der Lieutenant mit verbiſſenem Lächeln. „Aber glauben Sie mir, Mademoiſelle, wenn das Lager ſo glücklich iſt, Sie einige Zeit zu behalten, ſo werden Sie noch oft Gelegenheit haben, Ihr gütiges Fürwort einzulegen. So etwas erleben wir hier alle Tage.“

„Wäre es möglich“, rief Heloiſe ſchmerzlich, „daß mein Vater ſo grauſam wäre!“

„Kriegsrecht, Kriegsrecht, Mademoiſelle! Sie machen es mit den Unſeren da drüben nicht beſſer. Aber erlauben Sie mir die Frage: weiß Se. Excellenz von dem Glück Ihrer Ankunft. Wollen Sie mir die Ehre vergönnen, Ihr Bote zu ſein?“

Schon wendete er voll Dienſteifer ſein Pferd und als Heloiſe leiſe ſagte: „Sie werden mich verbinden mein Herr“, blitzten ihm die Augen vor Vergnügen, ein ſo ſchönes Mädchen, und obendrein die Tochter des oberſten Feldherrn ſich zu verbinden.

„Ich möchte Ihnen aber doch rathen, liebe Tante“, ſagte er, ehe er fort nach dem Lager ſprengte, „nicht

länger hier zu verweilen. Ich ſehe, ſie ſind auf dem Richtplatz angelangt, und die Sache wird bald losgehen. Es möchte Ihnen die Nerven angreifen."

„Fahr zu, vorwärts, Poſtillon", riefen die drei Frauenzimmer mit einer Stimme. Als der Lieutenant fortſprengte, ſagte ihm, die Pferde in ſcharfem Galopp, die Reiſekutſche nach. Aber umſonſt! Ein Schuß fiel und wieder einer, endlich Schuß auf Schuß. Der Wiederhall erklang donnerd in den Bergen. Die Fürſtin und die Amme ſchauderten, doch ſagte die letzte zum Troſte: „Es ſind nur Tſcherkeſſen; ſie haben keine Religion, ſind Heiden und Türken." Der Fürſtin fiel ein, daß Einer von dieſen vielleicht der nämliche Böſewicht ſei, der Saſchas Arm zerſchoſſen. Heloiſe aber, blaß und bebend, hielt die Hände vor die heißweinenden Augen. Sie zuckte zuſammen bei jedem Schuſſe. „Wieder, wieder" dachte ſie, „ſteigt eine Seele zum Himmel auf, zur Ewigkeit! Und o Gott, mein Vater iſt's, der ſie eigenmächtig zur letzten Rechenſchaft ſendet."

Unterdeſſen war der Executor in der Kibitke voran nach Jekaterinodar geeilt, und hatte in der Stadt bereits ein Haus, das zu vermiethen war, für ſeine Gebieterin in Beſitz genommen. Es war ein langes, einſtöckiges Gebäude, auf ruſſiſche Weiſe von Holz leicht aufgerichtet; über den Hof ſtanden einige kleinere Häuſer für Küche und Vorrathkammern. Heloiſen ward eins der beſten Zimmer überlaſſen, das einen eigenen Eingang hatte. Ein breiter Divan, der an der Wand hinlief, ſollte ihr nächtlich zum Bette dienen, und Proskowia, das ihr von der Fürſtin zugetheilte Mädchen, dem

Gebrauche nach, auf einer Matratze ihr zu Füßen schlafen.

Die Fürstin, von der Amme und einigen Bedienten begleitet, ging sogleich nach dem Hospitale. Heloise blieb allein, auf Nachricht von ihrem Vater wartend. Proskowia bat um den Schlüssel zum Koffer, ein anderes Kleid und reine Wäsche herauszunehmen. Sie ließ sie gewähren, allein so schmerzlich, bewegt, wie sie war, konnte sie nicht an ihre Toilette denken. Sie begnügte sich den Reisestaub aus ihren Kleidern bürsten zu lassen, das verweinte Gesicht, die brennenden Augen mit frischem Wasser zu erquicken, und die schöne Haaren glatt zu streichen. Dann setzte sie sich still in traurige Gedanken versunken, zitternd vor Erwartung, in eine Ecke des Divans.

Das Mädchen der Wirthin, die das Waschwasser gebracht, war ihr durch ihre besondere Kleidung sogleich aufgefallen. Jetzt trat sie von Neuem, etwas zu besorgen herein, und Heloise betrachtete sie mit Verwunderung, wie die hohe, schlanke Gestalt bei ihren Magdgeschäften wie eine Königin daherschritt. Das Gesicht war mit vollkommener Regelmäßigkeit gebildet, die Nase griechisch, aber das Untergesicht etwas länger, als es die antike Schönheit verlangte. Ueber den langgewimperten großen, melancholischen Augen, so dunkel, daß der Augenstern sich fast mit der Pupille verschmolz, zogen sich in hohen, scharfen Bogen, die schwärzesten Augenbrauen, die Heloise je gesehen. Der sehr kleine, wohlgeformte Kopf war mit einem runden, sechstheiligen, bunten Mützchen versehen, unter dem das reiche, schwarze Haar

in sieben kunstreiche Flechten gewunden, lang über den Rücken herunter hing.

Die Figur war nach unseren Begriffen kaum schön zu nennen. Den Busen hielt ein rothcorduanenes, eng zusammen geschnürtes, Corset, vorn mit zwei Brettern versehen, ganz flach darnieder. Es war das Zeichen ihres jungfräulichen Standes. Breite silberne Haken gingen außerdem vorn herunter bis zur Taille hinab. Erst in der Brautnacht darf der junge Gatte den Schnürriemen des Panzer lösen, der auch beim Schlafen nicht abgelegt wird und das Wachsthum der Brust unnatürlich hemmt. Bis auf diesem Mißwachs war die Figur herrlich! Die vollen weiten Bauschhosen von gelbem Kattun, über den rothen Schuhen zusammengebunden, glichen in ihrer Fülle fast einem Weiberrocke. Ein hellblaues Unterkleid mit engen Aermeln fiel bis über die Knie hinab. Darüber gab ein langes, wallendes Oberkleid, von dunkelviolettem dicken Zeug, vorn offen, die fliegenden Aermel etwas kürzer als die anliegenden, hellen des Unterkleides, der Gestalt erst ihre rechte Würde. Still und traurig vor sich hinblickend, mit einem Federwisch die alten Möbeln abstaubend, bewegte sich die hohe Gestalt langsam hin und her.

Jetzt rief eine schrille, weibliche Stimme: Guascha! Das Mädchen wandte sich sogleich der Thüre zu, und die eintretende Wirthin, eine hübsche, blonde Oesterreicherin, bedeutete sie in gebrochenem Russisch, daß sie selber die Geschäfte im Zimmer vollenden wollte. „Ich hab' da draußen von Ihr' Gnaden Leuten gehört", sagte sie freundlich, indem sie Heloisen respectvoll die

Hand küſſen wollte, welche dieſe zurückzog, „daß Ihr' Gnaden auch aus dem lieben deutſchen Lande ſind, und da verlangt mich's einmal wieder mit dem gnädigen Fräulein ein's Deutſch zu ſchwätzen.“

Freilich war Heloiſe eben nicht in der Stimmung „eins zu ſchwätzen“; allein es gab doch auch ihr ein freudiges Gefühl nach ſo langer Entbehrung wieder Deutſch zu hören, wenn auch das Deutſch darnach war. Doch gab ſie auf die neugierige Fragen der Madame Terlaitſch, ſo hieß die Wirthin, nur einſylbige Antworten, fragte aber dagegen freundlich:

„Wie kommen denn Sie ſelbſt an dieſe Gränze Europas?“

„Ja ſchaun's, Ihr' Gnaden“, ſagte die Frau lachend, „das iſt halt eine curioſ' Geſchicht'! Es iſt mir nit an der Wiege g'ſungen worde, daß ich ſo bei Tartaren und Kalmucken verwittere ſollt'! Um kurz zu ſein, ich bin von Wien mit einer Herrſchaft nach Conſtantinopel gange; da hat mir eine ruſſiſche Fürſtin hohen Lohn g'bote und eine Penſion wenn ich mit ihr nach Petersburg gehe wollt'; und ich ließ mich richtig verleite und ging. S' war eine Schmach und Schand', Ihr' Gnaden! Schauen's, da verliebt ſich nun auf einmal meine neue Herrſchaft, die eine Wittib war, und hält es in Petersburg nit länger aus und will nach ihren Gütern in die Krimm und nach Taganrog und ich muß halt immer mit ihr unter die Tartaren. In Taganrog, unterbrach ſie ſich, ſchelmiſch lachend, hat ſie Geſchäft' gehabt. Genug, da findet ſich eine Art Landsmann zu mir, ſo ein Slowake oder Rußniake aus Ungarn, der

hat dort einen Bandladen g'habt; denn Taganrog, müſſe Ihr' Gnaden wiſſe, iſt eine große Handelsſtadt. Nun, ich hab' manchmal Handſchuh oder ſo Etwas für meine gnäd'ge Fürſtin kaufen g'mußt, und da macht' es ſich halt ſo. Aber ich will mit meiner G'ſchicht Ihr' Gnaden nicht weitläufig incommodire. Nur das noch; kaum hat mich der Terlaitſch zum Weib, ſo hat er Malheur im Geſchäft, und will es hier von Neuem verſuche. Aber es iſt ein wüſter Ort, Ihr' Gnaden, es wird Ihnen nimmer hier g'falle."

„Aber wer iſt das Mädchen, die Sie Guaſcha riefen?"

„Gelt, ſie hat Ihnen g'falle? Das arme Ding! Es iſt ein ſauberes Maderl! S' iſt eine Tſcherkeſſerin, die von den räuberiſchen Koſacken halb wegg'ſchleppt iſt aus dem Lande der Schapſuken. Das iſt ein Krieg! Da falle ſie über einander her, wie die Raubvögel und morde und brenne! Dem armen Kinde iſt Vater und Mutter und die Geſchwiſter all' vor den Augen nieder-g'metzelt. Schaun's Ihr Gnaden, ihr Vater iſt ein Work geweſe, ſo heiße ſie dort die Edelleut'. Aber Ihr' Gnaden müſſe nicht glaube, daß ihr darum die Arbeit ſauer wird. O nein, die Prinzeſſinnen müſſe bei den Tſcherkeſſen härter arbeite, als bei uns die Mägde. Ich braucht gerad' eine, und hab' ſie einem Koſaken abgekauft. Bei mir hat ſie's halt gut g'nug, Ihr' Gnaden.

„Und die Arme trägt noch immer ihre Landestracht?" fragte Heloiſe, „das Einzige was ihr geblieben."

„Freilich!" antwortete die Wirthin, die Tracht iſt gar ſauber. „Sie iſt wie für eine Maskerad' gemacht.

Meine Fürstin ging als Tscherkesserin gekleidet, aber Alles von Sammet und Seid' und Edelsteine, wo die Guascha die plattirten Haken hat, auf dem Maskenball, den die Stadt Taganrog zu Ehren des Grafen von Staden gegebe hat. Wahrhaftig sie hatt' es nicht besser anfange könne, ihn zu erobern. Sie sah aus wie eine Sultanin vom Burgtheater."

„Des Grafen — wie?" fragte Heloise verwundert.

„Ja so", lächelte die Wirthin, „nun ist's doch heraus. Nun es wird doch nicht lange mehr ein G'heimniß sein. Schaun's Ihr' Gnaden, das waren die G'schäfte, die meine Dam' nach Taganrog g'führt habe; sie hatte sich in Petersburg mit dem Grafen Staden verlobe wolle; denn sie ist steinreich und bei Abend auch noch schön g'nug, nur daß die Russinnen alle so dick auflege, roth und weiß, und dann sehe sie bei Tage aus wie Gespenster. Aber da mußte der Graf nach dem Kaukasus und der Kaiser sieht das G'schlepp mit den Weibern nicht gern. Aber meine Fürstin war grausig ehrgeizig und nun, da er Oberfeldherr geworden, war's erst recht toll auf ihn. Da ist's auf ihr' Güter am schwarzen Meer g'reist, und da hat's dem Grafen g'schriebe und sie habe verabredet, eine Zusammenkunft in Taganrog zu halte. Ich hab' lache müsse, als g'heißen hat und in den Zeitungen g'standt, der General wolle halt selbst nach Taganrog komme, um da nachzusehe, daß die Truppen auch gut verproviantirt werde. Aber unser Eins wußt' es besser! In Taganrog haben's sich verlobt; und der General will sie heirathe, sobald er abg'löst wird. Denn Ihr' Gnaden müsse wisse, lange

bleibt hier Keiner am Regiment. Aber ich ſchwätz' zu viel. Ich ſehe, ich ermüd' das gnädige Fräulein. Ihr' Gnaden ſehe ja bleich aus, wie ein Bettlaken. Ich will geſchwind gehe, und etwas Thee mache."

„Thun Sie das, Liebe", hauchte Heloiſe mit hinſterbender Stimme. „Die Reiſe hat mich erſchöpft."

Die Wirthin ging. Heloiſe ſaß marmorbleich, marmorkalt da. Sie war wie vernichtet. Sollte ihr Alles geraubt werden? Nicht blos das Bild des gütigen, menſchlichen Mannes im Vater, auch das des treuen, trauernden Gatten? Hatte ſie Heimat, Bruder, Freunde hinter ſich gelaſſen, um durch Wüſten und Wildniſſe einen Mann aufzuſuchen, an den blos ein Band kindlicher Pietät ſie knüpfte, keine Uebereinſtimmung der Gefühle, der Grundſätze, der Anſichten? Sie hatte keine Mutter, keinen Bruder — ach! hatte ſie auch keinen Vater mehr?

Dreizehnter Abschnitt.

Vater und Tochter.

Jetzt entstand Lärm vor dem Hause; sie hörte Reiter ansprengen und absitzen, darauf eine befehlende Stimme laut sprechen, deren Ton ihr Innerstes durchfuhr. Sie saß wie gelähmt. Da flog die Thür auf. Ein großer, herrlicher Mann stand vor ihr, stark von Gliedern, fürstlich von Anstand, das Gesicht dunkel gebräunt, von gebietendem Ausdruck und durchdringendem Blick. Er trug die reiche russische Generalsuniform, die breite Brust strahlte von Sternen und hohen Orden. Dem Alter nach schien er kaum über die Mitte der dreißig hinaus. War es möglich, daß dieser glänzende, blühende Mann ihr Vater war?

Sie war aufgestanden und einige Schritte vorwärts getreten. „Ist es denn wahr", fragte er mit einem tiefen, dringenden Blick, „daß hier meine Tochter vor mir steht? Heloise, das Kind meiner Liebe?"

Die ganze volle, heiße Liebe, die sie ihm entgegen getragen, kehrte mit dem sanften Tone seiner Stimme in

ihre Bruſt zurück. „Mein Vater“, flüſterte ſie. Sie wollte ſeine Knie umfaſſen, aber er fing ſie in ſeinen Armen auf. Sie zitterte; auch er war tief bewegt.

Er führte ſie nach dem Divan zurück, ſetzte ſie leiſe nieder, und ſich neben ſie, indem er ihre Hand in der ſeinen behielt. Es war etwas in des Vaters hoher, imponirender Erſcheinung, das auch der Tochter die Gewalt gab, ihre unendliche Rührung zu unterdrücken. Sie hätte ſich geſchämt, in ſeiner Gegenwart in heftiges Weinen auszubrechen; ſie fühlte, ſie mußte es ſeinem Scharfblick überlaſſen, in ihrem Innern zu leſen, ſie durfte es ihm nicht ſelber enthüllen. Er ſah ſie lange liebend, forſchend an, und ſeine Bitte, als ſie ſprechen wollte, ſich zu beruhigen, verſtand ſie mit ſchnellem, richtigen Gefühl, als den Wunſch, mehr Ruhe zu zeigen, d. h. nicht eher zu reden, bis ſie Faſſung genug errungen, ihre Worte ſich nicht in Thränen auflöſen zu laſſen.

„Vater“, ſagte ſie endlich und der reine Accent ihrer ſanften Stimme klang dem lang des Vaterlandes Entwöhnten gar lieblich, „Vater, alſo zürnſt Du mir nicht, daß ich Dich hier aufgeſucht?“

„Fürchteteſt Du meinen Zorn?“ fragte er lächend.

„Sicherlich nicht als ich Deutſchland verließ, theurer Vater! Da hatt' ich nur das Eine überſchwengliche Gefühl, die Sehnſucht mich an Dein Vaterherz zu werfen. Aber als ich auf dieſe Bühne des Krieges trat, wo Du herrſcheſt wie ein Fürſt, wo Deinen Kopf nur Wichtiges beſchäftigen kann, und Du vor all dem Schwertergeklirr die Stimme des Herzens gar nicht vernehmen kannſt, da ergriff mich Angſt, ich könne Dir

unwillkommen ſein. Ja, Vater, lächle nur immer", und auch ſie lächelte, aber es war eine heilige Wahrhaftigkeit in ihrem Blick, „ich habe Dich ſechszehn Jahre lang geliebt, denn ſo lange ungefähr kann ich denken; aber an dieſem letzten Tage hab' ich Dich auch fürchten lernen."

„Das überlaß Du nur lieber den Männern", ſagte der Graf lachend. „Nein", fügte er hinzu, indem er liebend den Arm um ſie ſchlang, und ſie den Kopf an ſeine Bruſt lehnte, „Du biſt mir willkommen. Sei mir gegrüßt!" Und er küßte ihre weiße, jungfräuliche Stirn mit einem Ernſt, der für das weiche Herz Heloiſens etwas Feierliches hatte. „Indeſſen geſtehe ich Dir, daß ich Dich lieber andern Ortes begrüßt hätte. Dieſer wilde Kriegsſchauplatz paßt nicht für ein ſanftes, Mädchen. Ich kann Dir hier ſo manches Leiden nicht erſparen. Und doch verſchont ich Dich gern mit jedem. Nur der milde Weſtwind ſollte Dich zarte Pflanze berühren, der heiße Sirocco, der aus jenem aſiatiſchem Gebirge brauſt, das deutſche Fürſtenkind nicht berühren."

Heloiſe richtete ſich auf. „Sei unbeſorgt, Vater! Du hältſt mich vielleicht für ſchwach, weil der Augenblick mich ſo tief bewegt hat; aber ich bin nicht ſchwach, nicht ſchwächlich, Vater! Du ſiehſt mich zu allen Entbehrungen willig, bereit mich Allem zu unterwerfen, was Du oder die Umſtände mir auferlegen werden. Sag, lieber Vater, iſt das nicht der wahre weibliche Muth? Denn Deine Schlachten zu fechten, haſt Du ja wohl Männer genug", fügte ſie lächelnd hinzu.

„Genug“ erwiderte er, indem er sie küßte, „Du bist nun einmal hier, und meine Tage werden nun auch ihre Lichtblicke haben. Wir wollen suchen in die Lorbeeren einige Rosen einzuflechten.“

Darauf fragte er sie nach ihrer Reise, den Umständen bei dem Tode des Fürsten, den sie, als eine Rechtfertigung für ihr Auftreten als seine Tochter, ihm in den wenigen Zeilen gemeldet, die er ein paar Stunden vor ihrer Ankunft empfangen. Er vermied von irgend Etwas zu sprechen, was sie mehr bewegen konnte, erwähnte nicht seiner Schwester Tod, noch fragte er nach Felix. Dazwischen betrachtete er sie forschend, aber mit sichtlichem Wohlgefallen, denn sein Kennerauge entdeckte leicht in den durch die angreifende Reise ermüdeten Zügen und dem Ausdruck einer schmerzlichen Aufregung die ungewöhnliche Schönheit der Tochter. Als er seine Absicht erreicht und sie einigermaßen ruhiger sah, brach er auf, mit dem Rath, sich unverzüglich niederzulegen und den erfrischenden Schlaf zu gewinnen zu suchen, den sie auf der Reise hatte entbehren müssen. „Ich will unterdessen überlegen“, fügte er hinzu, „was ich für Dein anständiges Unterkommen hier thun kann; morgen seh' ich Dich wieder.“

Sie wollte ihn an die Hauspforte begleiten, wo ein Reitknecht sein Pferd hielt, und schon einer seiner Adjutanten auf ihn wartete. Aber er hielt sie mit einer Umarmung im Zimmer zurück, indem er sagte: „Du bist kaum in dem Zustand, Dich zu zeigen. Die Tochter des Feldherrn soll keinen Augenblick ein Gegenstand des Mitleids sein. Auf Wiedersehen!“

Heloiſe ſah durch die Glasſcheiben des Fenſters ihn fortreiten. Eine Menge von Gaffern hatte ſich da unten verſammelt, verwundert, was den Obergeneral, den allgefürchteten, mit ſo geringem Gefolge hierher gebracht.

Der Graf hatte durch ſeine liebevoll kühle Weiſe ſeine Abſicht vollkommen erreicht. Heloiſe war um vieles ruhiger geworden. Seine hohe gehaltene Erſcheinung hatte wohlthätig auf ſie gewirkt, die väterlichen Liebkoſungen hatten ihr gut gethan. Nach und nach hatte ſie in dem von dem Stürmen des Lebens ſcharf ausgeprägtem Geſichte genug einzelne Züge des jugendlichen Bildes und beſonders eine entſchiedene Aehnlichkeit mit ihrer theuern Erzieherin entdeckt, was ihr Vertrauen zu ihm mit jeder Minute ſteigerte. Dennoch war ſie weit davon entfernt, befriedigt zu ſein; ihr Durſt nach Liebe war nicht geſtillt. Sie ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich muß Gott danken, daß es ſo iſt.“ Aber ſie fühlte keine Dankbarkeit in ihrem Herzen. Endlich legte ſie ſich erſchöpft zur Ruhe, und den feſten, langen und erquickenden Schlaf, in den ſie bald verſank, wird nur der meiner Leſer ſich recht vorſtellen können, der wie ſie zwölf Nächte im Reiſewagen zugebracht hat.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als ſie am andern Morgen erwachte; ſie fühlte ſich erquickt, und im Gefühl daß ſie ihrem Vater dieſe Aufmerkſamkeit ſchuldig ſei, kleidete ſie ſich mit Sorgfalt. Das Trauerjahr nach Frau von Waldeck's Tod war zwar ſchon um mehr als vier Monate vorüber; ſie hatte die Flöre und entſchiedenen Trauerzeichen bei Seite gelegt. Allein ſie kleidete ſich noch in einfacher ſchwarzer Seide, allen

Schmuck, allen kleinen Putz vermied sie. Das volle weiche, graublonde glänzende Haar trug sie glatt gescheitelt hinter die besonders fein und zart gebildeten Ohren gestrichen. Um den Hinterkopf wand sich die reiche, schwere Flechte, ein Theil des Kopfputzes, auf den Lisette stets all' ihre Kunstfertigkeit gewendet, an der sich heute aber Heloise selbst versuchte, weil sie Proskowia, die noch auf ihrer Matratze ausgestreckt, den verlorenen Schlaf nachzuholen suchte, nicht wecken wollte und der rohen Hand überdem nicht recht traute. Ein einfacher Morgenüberrock vom feinsten Jaconnet, dessen blendende Weiße von den schwarzen Pünktchen, die ihn überstreuten, noch gehoben ward, stand ihr allerliebst; der schmale Spitzenkragen, der den zarten Hals umschloß, war mit einer Nadel von schwarzem Gußeisen befestigt. Der ganze Anzug, in seiner ernsten, saubern Einfachheit, spiegelte die gehaltenere Stimmung ihres reinen Gemüths ab.

Erst als sie fertig war, weckte sie die erschrocken aufspringende Proskowia und bedeutete sie, schnell Alles aufzuräumen, weil sie den General erwarte. Sie ging unterdessen zur Fürstin, die sich sammt der Amme in Klagen über Saschas Zustand ergoß, und besonders die schrecklichste Beschreibung des Hospitals machten, worin sie wohl nicht Unrecht haben mochten. Heute zur Mittagszeit sollte der junge Fürst zu ihnen herübergebracht werden. Stunde auf Stunde verging und ihr Vater kam nicht. Endlich erschien ein Adjutant als sein Bote, ein glänzender, gewandter junger Mann, aus einem der vornehmsten Familien des Reichs. In Petersburg, als er dort bei der Garde stand, war er der Löwe der

Modewelt geweſen, ein Stutzer der neueſten ariſtokratiſchen Welt, ein ruſſiſcher Pelham. Auf der Kriegsbühne, in der Wildniß, war ſeine edlere Natur erwacht, bei einigen Streifzügen in das Gebirge hatte er Wunder von Tapferkeit verrichtet, und wie ſonſt ſein Ehrgeiz trachtete, Frauenherzen zu unterjochen, war jetzt ſein ganzer Sinn darauf geſtellt, Tſcherkeſſen zu beſiegen. Aus einem Dandy wird ſich nicht leicht ein tüchtiger Staatsmann entwickeln; aber den phyſiſchen Muth, der den wackern Krieger macht, findet man öfters als man denken ſollte bei einem leeren, unbeſchäftigten Geiſte.

Erſt das Gerücht von der Ankunft der ſchönen deutſchen Gräfin, der Tochter des mächtigen Feldherrn, hatte ihn wieder daran erinnert, daß die Grazien, die Dienerinnen Aphroditens, gelegentlich auch dem wilden Ares aufwarten dürfen. Er war ſtolz, des großen Mannes Bote zu ſein. Ein Blick in den Spiegel, ein paar Striche mit Kamm und Bürſte über Haar und Schnurrbart, eine halbe Flaſche Eau de Cologne, die im unterſten Fache des Reiſefutterals halb vergeſſen lag, über das Taſchentuch gegoſſen, und die belebende Ausſicht wieder einmal einer ſchönen und vornehmen Frau gegenüber zu ſtehen — mehr bedurfte es nicht, ihn in die Tage ſeiner frühern, leichten Siege zurück zu zaubern. Der einfache Anſtand Heloiſens, der ſo viel natürliche Hoheit und ſogar nichts Modiſches in ſich hatte, ſchien ihn zu frappiren.

„Se. Excellenz ſendet mich, Mademoiſelle“, ſagte er in einem ſo reinen Franzöſiſch, daß Heloiſe ihn für einen gebornen Franzoſen gehalten haben würde, „Ihnen

zu melden, daß es seiner Mühe nicht hat gelingen wollen, das Unmögliche zu thun, d. h. unter den Hütten dieses elenden Fleckens eine Wohnung zu finden, die würdig wäre, seine Tochter zu empfangen. Die Familie eines Kronbeamten, die wenigstens das mindest schlechte Haus des Ortes inne hatte, ist endlich bewogen worden, es für Mademoiselle zu räumen. Die Leute machten so viel Umstände, gerade als wär' es ein Palast, den sie verlassen sollten. In einigen Stunden wird es in erträglichen Stand gesetzt sein, und Se. Excellenz werden die Ehre haben, Mademoiselle selbst dorthin abzuholen."

„Wie sehr", erwiderte Heloise, die keinen Augenblick zweifelte, daß sie mit ihrem Vater dies Haus bewohnen sollte, „wie sehr bedauer' ich, daß meine Ankunft Veranlassung gewesen, eine andere Familie in ihrem Besitzthum zu stören."

„Welcher Russe wäre nicht glücklich, der Tochter des großen Feldherrn zu dienen?" erwiderte Graf Dabanoff, so hieß der Adjutant, mit einem Lächeln, dessen sarkastischer Ausdruck durch das ehrfurchtsvolle Kopfneigen, das es begleitete, halb ausgeglichen ward. „In der That, meine Gräfin! müssen Sie darauf gefaßt sein, sich ärgerer Zerstörungen angeklagt zu sehen, als dieser!"

„Hoffen Sie etwa auf meinen Beistand gegen die Tscherkessen, mein Herr?" fragte Heloise mit leisem Spott.

„Es wäre von nun an um den Ruhm unserer Waffen geschehen, wenn sich diese Barbaren von einem Paar schöner Augen verwunden ließen, wie russische Herzen." Ein galanter Seufzer begleitete diese Worte.

„Genug, genug, mein Herr!“ fiel Heloiſe, ohne Wohlgefallen lächelnd, ihm in's Wort. „Sagen Sie meinem Vater, ich würde für ihn zu jeder Stunde bereit ſein.“

Graf Dabanoff verbeugte ſich tief und eine Secunde darauf hörte Heloiſe ihn fortſprengen. Sie trat an das Fenſter und gewahrte zum erſtenmal, daß eine Ordonanz vor ihrem Hauſe ſtand. Letzteres lag in einer breiten, marktgleichen Straße; in einem der kleinern, ſchräg gegenüberliegenden Gebäude ſah ſie die Hausthüre offen ſtehen und Koffer und Mobilien hineintragen. Es fiel ihr ſogleich ein, daß dort vielleicht die Familie einziehe, welche ihrem Vater die beſſere Wohnung abgetreten habe.

Noch ſtand ſie am Fenſter, als ihre Wirthin hereintrat und mit einiger Verlegenheit ſich ihr nähernd, ſich wegen der unvorſichtigen Worte zu entſchuldigen anfing, die ſie geſtern über den Grafen geſprochen.

„Konnt ich doch nicht wiſſen, daß Se. Excellenz Ihr Gnaden eigner Vatter ſind! Hier zu Lande, halten zu Gnaden, ſtehe wir ſo in Furcht vor dem Obergeneral, daß wir halt meine, ſein Kind könn' nicht anders reiſe, als wie ein' Prinzeß in einer Staatskutſch' und Leibkoſaken hinte und Leibkoſaken vorn.“

Heloiſe bat ſie, ſich nicht zu beunruhigen, obgleich die Erinnerung an der Madame Terlaitſch geſtrige Worte ſie wie ein Stich durchfuhr; habe ſie ja doch auch nichts Uebeles von dem Grafen geſagt.

„B'hüt!“ erwiderte Jene und jede Spur von Verlegenheit war ſchon aus ihrem natürlich-freimüthigen, ſüddeutſch-herzlichen Weſen verſchwunden. „Heirathe iſt

g'wiß und wahrhaftig kein' Sünd'; sonst hätt' unser Herr Gott die Eh' nicht eing'ſetzt; und Se. Erlaucht haben kein' G'lübd' gethan, wie ein Pfaff'."

Heloiſe, von peinlichen Empfindungen durchdrungen, wendete ſich wieder gegen das Fenſter. Da kam ein Zug Menſchen die Straße herunter, der ihr auffiel; es war eine Bahre, von vier Männern getragen, worauf in Betten gehüllt und halb das Geſicht mit Schleiern überdeckt ein Kranker zu liegen ſchien. Mehrere Perſonen, unter ihnen ein ältlicher Mann mit frühzeitig gebleichtem Haare und vergrämtem Geſichte, gingen zur Seite, letzterer halb über die Bahre gelehnt, und wie es ſchien, um den Kranken bemüht.

„Das muß Fürſt Alexander ſein", dachte Heloiſe, als der Zug ſich dem Hauſe näherte, in welchem ſie ſich befand. Aber jetzt war er gerade unter ihrem Fenſter. Er hielt nicht an. Mit tiefem Mitleiden erkannte ſie unter den Schleiern ein weibliches, abgefallenes, todtenbleiches Geſicht, das rührendſte Bild langjähriger Leiden. Der alte Mann bog ſich liebevoll über die Kranke; auf einmal aber ſchleuderte er, halb unbewußt wie es ſchien, einen ſo ſchmerzlich-vorwurfsvollen Blick zu Heloiſen hinüber, daß ſie zuſammenfuhr. Der Zug bewegte ſich langſam an ihrem Hauſe vorbei und dann quer über die Straße nach dem vorhin erwähnten kleinen Hauſe zu, wo einige jüngere Frauenzimmer bereit zu ſtehen ſchienen, die Kranke zu empfangen.

„Was iſt das?" fragte Heloiſe, der eine dunkle Ahnung die Bruſt krampfhaft zuſammenzog, die Wirthin, welche an das andere Fenſter getreten war.

„Ach“, erwiderte Jene und wiſchte ſich die Augen, „das iſt der Kollegienaſſeſſor und ſeine kranke Frau. Er hat ſich das Haus ſelbſt erbaut, das der Herr Vatter nun für Ihr' Gnaden braucht. 's iſt's beſte Haus im Ort und er hat manches Kind d'rin groß gezoge und manchem d'rin die Augen zugedrückt. Dennoch hätt' er's gewiß gern hergebe, denn Se. Excellenz zahlen fürſtlich, das muß wahr ſein; und die lange Krankheit der Frau hat dem armen Schlucker nit viel im Beutel g'laſſe. Aber die Kranke wollt' nit heraus, und wollt' abſolut nit und ſagte, ſie hätt' gehofft, d'rin ſterbe zu könne. Und da weigerte ſich der Mann ſo lang' und ſo protzig, wie's ſonſt der Ruſſ' gar nicht an der Art hat, wenn ein Großer etwas will. Und der Herr Vatter ſind hier wie der Kaiſer. Da habe nun Se. Excellenz einen Haufen Packknecht' 'nein g'ſchickt und ihnen ihre Sachen vor den Augen wegtragen gelaſſe. Das G'ſindel iſt hier zu Land brutal g'nug, wenn's einem G'waltigen dient. Das Haus drüben iſt ihnen nun ang'wieſe, das ſtand eben leer. Für Ihr' Gnaden wär's freilich nicht ſauber g'nug g'weſe; für die armen Leut' wird aber wol Raum d'rin ſein. Sie brauche halt nit viel.“

Heloiſe war, während Madame Terlaitſch ſprach, in Thränen ausgebrochen. Sie ſeufzte tief; aber ſie konnte ihren Empfindungen nicht Raum geben, denn eben fuhr ihr Vater vor. Als er ihr gegenüberſtand, mit dem ſtrengen, durchdringenden Auge und dem Herrſcheranſtand, konnte ſelbſt ſeine lächelnde Begrüßung ihr Vertrauen nicht wieder erwecken. „Iſt Dir die Zeit lang geworden?“ fragte er. „Es hat einige Mühe gekoſtet, Dich

unterzubringen, Erwarte auch jetzt nichts als ein Feldlagerquartier!“

„Das kleinste Zimmer hätte mir genügt“, sagte Heloise mit niedergeschlagenen Augen. „Ich hoffte, Vater, Du würdest in Deinen Zelten ein Plätzchen für mich finden.“

„Bravo“, erwiderte der General lachend, „ich wußte nicht, was für ein wackeres Soldatenkind ich hätte.“ Indem fiel sein Blick auf Madame Terlaitsch, die im Hintergrunde des Zimmers stand. Er sah fast bestürzt aus. Eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht. Aber im nächsten Augenblicke war seine Miene wieder stolzer und trotziger als vorher; er sah aus wie einer, der sich der Beschämung schämt.

„Was!“ rief er mit halbem Lachen. „Sie hier, Nannerl? Wie kommen Sie hierher?“

„Halten zu Gnaden“, antwortete die blonde Oestreicherin mit vollkommener Unbefangenheit. „Ihro Excellenz müsse wisse, ich bin weg von der Fürstin. Ich wohne hier schon ein Vierteljahr. Unsereins kann nicht immer ledig bleibe. Mein Mann ist ein Handelsmann und auf Reisen, und ich such' einen redlichen Gewinn und vermieth' mein Häuschen an Reisende. Gestern hat's die Fürstin Gawriloff gemieth'.“

Dem General, der einen seltenen Takt hatte, jeden Augenblick zu benutzen und selbst aus dem Nachtheil Vortheil zu ziehen, war, während sie sprach, ein Einfall gekommen.

„Das ist mir gerade gelegen“, sagte er. „Meine Tochter, mit der Landessprache unbekannt, braucht eine

deutſche Kammerfrau. — Sagen Sie kein Wort, ſchöne Nannerl! Sie machen ein vortreffliches Zöfchen! Sie ſollen Unterdienerinnen haben, ſo viele Sie nur wollen, und nebenbei dem Haushalt der Gräfin vorſtehen. Machen Sie keine Einwendungen! Ich gewähre alle Bedingungen im Voraus. Sie wiſſen, ob ich gut zahle."

„Ob ich's halt weiß!" erwiderte Nannerl. „Aber g'rad' heraus und nicht für ungut Ihr' Gnaden. Ich bin's Dienen überdrüſſig und das Dienen in Rußland, das bin ich nun ganz müd'." — Und als der Graf die Stirn runzelte: „Nun machen Ihr' Gnaden kein ſauer Geſicht! Wenn ich's halt thu', ſo thu' ich's, weil die gnäd'ge Gräfin ſo ein Heiligeng'ſicht hat und nicht um des Geldes willen."

Heloiſe, von dem Vorſchlag ihres Vaters erfreut, hatte ihre Augen bittend auf ſie gerichtet.

„Thun Sie's, warum Sie wollen", verſetzte der Graf mit wegwerfender Miene. „Packen Sie ſchnell ein, was Sie brauchen und folgen Sie uns heute Abend. Die Gräfin wird Ihrer nicht mehr bedürfen, bevor ſie ſich niederlegt. Sie finden ſchon einige Frauen dort, die man mir in der Eil' abgelaſſen."

Er bot ſeiner Tochter den Arm und führte ſie an den Wagen. Die Fürſtin war nach dem Hoſpital gefahren, ihren Sohn abzuholen. Der General übernahm, Heloiſen ein anderes Mal zu ihr zu führen, ihr für den ihr verliehenen Schutz zu danken.

„Ablaſſe!" murmelte Nannerl ihm nach. „Er hat doch wenigſtens deutſches Schamgefühl und ſpricht in ſeiner Tochter Gegenwart nicht von den »Menſchern«,

die er in der Eile für sie «gekauft» hat. Denn das wird er sich wol noch aus dem lieben Deutschland erinnere, daß man da die Menschen nicht kauft wie das liebe Vieh und ein achtbares Kammermädchen nicht «ein Mensch» nennt. Nun, sie wird sich auch noch daran gewöhne müsse, das liebe Engelchen!"

Das Haus, nach welchem der General seine Tochter führte, war in That eins der besten im Ort. Zwar war es einstöckig und von Holz wie alle andern, aber zierlich und fester gebaut und ein breiter Portico und Säulen rings herum gaben ihm ein stattliches, tempelartiges Ansehen. Die Möbeln waren in Eile zusammengebracht; alt und neu unter einander und wenig zusammenpassend. Der ganze Hausstand trug ein ähnliches Gepräge. Ein Haufe Dienstboten harrte hier Heloisens schon — ein Koch, Hausmädchen, Bedienten, Kutscher und Vorreiter. Mit Schrecken hörte sie, daß sie hier, getrennt von ihrem Vater, hausen sollte, denn ihn selbst hielt für's Erste seine Pflicht im Lager gebunden.

Eine Gesellschaftsdame, da es sich für ihren Rang kaum zu schicken schien, ganz allein zu erscheinen, hoffte er ihr in einigen Tagen verschaffen zu können. Der Commandant von Jekaterinodar, ein verdienter Offizier und Vater von anwachsenden Töchtern, hatte aus dem kaiserlichen Fräuleinstift zu Moskau mit schweren Kosten eine Gouvernante kommen lassen. Sie war von Adel, sprach Französisch, konnte Polonaisen und Sonaten auf dem Klaviere spielen, häkeln und sticken und war der Stolz der Familie. Aber der Feldherr brauchte sie jetzt für seine Tochter. Er bat den Major, sie ihm abzu-

treten, als um eine Gefälligkeit, für die er ſich dankbar zu zeigen verſprach. Der Major verbeugte ſich tief gegen Sc. Excellenz und verſchluckte ſeinen Verdruß. Fräulein Kalinoffska aber freute ſich des Tauſches nicht wenig; es kam ihr wie eine Promotion im Dienſtrang vor. Schon am folgenden Morgen zog ſie mit Koffern und Schachteln bei Heloiſen ein; eine flache, paraſitiſche Schwätzerin, die ihrem verwaiſten Herzen nichts bot. Den Abend vorher war bereits Madame Terlaitſch gekommen und hatte, auf Heloiſens Wunſch, auch Guaſcha mitgebracht.

So ſah ſich unſere junge Freundin ganz unerwartet an die Spitze eines großen Hausſtandes, ja einer Art von Hofſtaat geſetzt. Eine ſeltſame Miſchung von armſeliger Pracht und verhüllter Unbequemlichkeit umgab ſie; ein gewiſſer barbariſcher Glanz von Aſſen in dürftiger Geſtalt herüber gebracht, Ueberfluß des Entbehrlichen hier, dort Mangel des Nothwendigſten. Eine Reihe von Zimmern ſtand zu ihrem Befehl, wie ſchon oben bemerkt, dürftig und unpaßlich möblirt, ſo gut man es in kurzer Zeit hatte zuſammenbringen können; hier ein Spiegel in glänzender Vergoldung und darunter ein Tiſch, unter deſſen buntwollener Decke vier Füße von gebeiztem Fichtenholz vorſahen; dort ſeidene Fenſtervorhänge und ringsumher Divans, deren eingeſeſſene Kiſſen mit verblichenem Kattun überzogen waren. Auf ihrer Tafel ſilberne Schüſſeln und ſteingutene Teller, Tiſchtücher von Damaſt und zerriſſene Servietten vom gröbſten Zwillich. Täglich ſah ſie dieſe Tafel mit einer Reihe von Schüſſeln beſetzt, von denen ſie und ihre Geſellſchafterin kaum den dritten Theil

berührt haben würden, selbst wenn sie von dem französischen Koch, der mit der großen Armee als Packknecht in das Land gekommen und in seinem Vaterlande kaum je eine andere Küche gesehen, als die einer Dorfschenke oder eines Marketenderzeltes, appetitlicher zubereitet worden wären. Ein Haufen von Bedienten füllte ihr Vorzimmer und suchte sich die müßige Zeit durch Karten- und Würfelspiel zu vertreiben. Umsonst sah sich Heloise nach ihren Schlafgemächern um. Auf elenden, Abends so schnell hingeworfenen als Morgens weggerafften, Decken lagen sie nächtlich auf den Boden von Heloisens Empfangzimmern und Speisesaal umher. „Das ist so Landesbrauch, Ihr' Gnaden", sagte Madame Terlaitsch, oder Nanneri, wie sie von nun an wieder hieß. „Das liebe Vieh hat seine Ställ', aber das G'sind' hat kein Schlafkämmerle."

Ihr Vater ließ sich bisweilen bei ihr zu Tisch ansagen; öfters noch besuchte er sie auf einen flüchtigen Augenblick; oder sie fuhr, auf seine Einladung, in einer Kutsche mit Sechsen, ihre Gesellschaftsdame ihr zur Seite, zu ihm in das Lager hinaus. Eine Ehrenwache begleitete sie hin und her. Ueberhaupt ward sie mit Ehrenbezeigungen begrüßt, von denen sie immer gemeint, daß sie nur einer Fürstin gebühren. Ihre Erscheinung, wenn sie, am Eingang des Lagers von dem Feldherrn und einer Menge der vornehmsten Offiziere huldigend empfangen, am Arme des erstern durch die Reihen der Zelte und ihrer ehrfurchtsvoll grüßenden Bewohner nach dem Generalszelte ging, schien das ganze Lager in Bewegung zu setzen und Keiner war, dessen Augen dem herrlichen Paare nicht mit Bewunderung gefolgt wären.

Die bunte Kriegsbühne hatte einen gewiſſen Reiz für ſie; wenigſtens den der kecken Neuheit. Hier lag ein Haufe Soldaten zwiſchen den Zelten und würfelte. Dort wurden ein paar Verwundete, die auf einem Streifzuge die Pfeile der Tſcherkeſſen getroffen, auf Bahren, von Baumzweigen geflochten, von ihren Kameraden heimgebracht. Hier tanzten ein paar unbekümmerte Seelen, welche morgen vielleicht ein ähnliches oder ſchlimmeres Schickſal traf, nach den Tönen der Balalaika. Dort exerzirte ein grimmiger Unteroffizier mit Flüchen und Stößen ein paar bejammernswerthe Rekruten ein. Hier wurden einige eingeholte Ausreißer, darunter mancher unglückliche Pole, dort ein Haufen tſcherkeſſiſcher Gefangener vorübergeführt. Heloiſe zitterte zu fragen, welches Loos ihrer harrte.

Stets war ihr Vater gütig und voller Aufmerkſamkeit gegen ſie; dennoch machte er hier, in ſeinem Bereich, blos den Eindruck eines ſtrengen, nur gefürchteten, nicht geliebten Herrſchers auf Heloiſen. In ſeinen Unterredungen mit ihr war er oft zerſtreut, abweſend. Sein Mund lächelte bisweilen, während ſeine Augen zürnten. Ihr häufiges Alleinſein mit ihm — denn die Kalinoffska war ſo gut wie gar nicht zu rechnen, der Graf nahm nie die mindeſte Notiz von ihr — ließ ſie anfänglich hoffen, bald ſein Vertrauen zu gewinnen. Aber ihr Zuſammenſein war immer ſo kurz, ſo häufig durch Geſchäfte unterbrochen, daß ſie nie Zeit zu einer Einleitung fand; geradeau aber Fragen zu thun an den Mann mit dem kalten, verachtenden Herrſcherblick, dazu hatte ſie den Muth nicht.

Er selbst fragte wenig. Er schien mit scharfem Blick sie zu durchschauen, ehe sie sich ihm enthüllte.

Nur einmal sprach er von Felix. „Meine Schwester hat mir früher einen Plan mitgetheilt, den auch die Prinzessin billigte. Sie wünschte ihren Sohn mit Dir zu vermählen. Was war das Hinderniß?“

Heloise antwortete mit leiser Stimme: „Felix' Herz hatte bereits gewählt, mein Vater!“

„So! — Also verheirathet! — Billigte meine Schwester seine Wahl?“

„Sie hat nie davon erfahren. Du weißt, Felix war fern, als die Theure starb.“

„So, so! — hm! War das Mädchen reich? Das ist nicht ein Gesicht, das man verschmäht“, setzte er hinzu, sie unter das Kinn fassend.

„O Emma ist tausendmal schöner als ich“, rief Heloise schmerzlich und hoch erröthend. „Reichthum würde Felix' großmüthiges Herz nie bestochen haben.“

Bald wußte der Graf Alles, was Heloise sagen mochte; das Uebrige errieth er leicht. Nur daß seine Tochter aus stolzer Scham ihren Vetter bis zu ihrer Abreise im Wahne erhalten, er sei ihr Bruder, erfuhr er nicht.

„Wohl“, sagte er endlich, „ich gestehe, auch ich hätte die Verbindung gewünscht. Ich hätte gern Dich als eine deutsche Edelfrau auf Deinen Gütern ansässig gewußt, unabhängig von Laune oder Gunst eines Höhern, fern vom Getriebe einer Welt, die Dich nie glücklich machen wird. Es war Deiner Pflegemutter Gedanke, wie solche Pläne ja immer in Frauenherzen ihre Wiege haben.

Wenn wir klug geweſen wären, hätten wir faſt voraus wiſſen können, daß das Projekt nicht glücken würde. Denn der Enthuſiasmus der Liebe erfodert eine gewiſſe Schweite, eine gewiſſe magiſche Beleuchtung, den nur halb erkannten Gegenſtand zu verklären, wovon die geſchwiſterliche Vertraulichkeit nichts weiß. Ich hätte in der That gedacht", ſetzte er mit halbem Lächeln und ſie wohlgefällig anblickend hinzu, „meine Heloiſe hätte auch in der nächſten Nähe Probe halten können. Aber auch ſo iſt's gut. Nun, da Du einmal hier biſt, ſoll es Dir an einem Etabliſſement nicht fehlen, welches das, das Felix Dir hätte bieten können, weit überglänzt."

„O mein Vater", unterbrach ihn Heloiſe, „denke nicht daran! Bei Dir laß mich bleiben! Um Deinetwillen kam ich hierher. Sind wir nicht Beide gleich einſam?"

Sie dachte nicht an Nannerl's Herrſchaft, als ſie dies ſagte. Aber des Grafen Geſicht überzog ein plötzliches Roth.

„Ich zweifle doch", ſagte er lächelnd, „daß Du immer ſo denken wirſt." Damit brach er ab.

Auch von den beiden Todesfällen, die ihn ſo nahe angingen, ließ er ſich von ſeiner Tochter, welche Zeugin beider geweſen, nur einmal erzählen, und gab ſich gern eine halbe Stunde lang einer tiefern Rührung hin. Zwar der fürſtlichen Gattin Tod hatten ſiebzehn Jahre voll Kampf und Welttreiben, die zwiſchen der Gegenwart und ſeinem kurzen Liebestraum lagen, ſchon mehr in den Hintergrund gedrängt. Die Wunde war vernarbt. Aber die friſchere um der Schweſter Tod war noch nicht ganz

geheilt. Der Rückblick auf die harmlose Unschuld seiner Kinderjahre hat auch für den Weltmann etwas Rührendes. Mit dem Tode der Schwester schien das Band zerrissen, das ihn an seine Vergangenheit knüpfte. Erst Heloisens unerwartete Erscheinung hatte es wieder erneut. Indessen vermied er sorgfältig, den Gegenstand wieder zu berühren.

Sein Gespräch mit Heloisen war meist flüchtig und drehte sich um gleichgültige Dinge. Dennoch flog der Tochter Herz ihm entgegen, so wie er erschien. Sie verglich ihn bisweilen innerlich mit Angern. Beide hatte das Leben erzogen. Beider Sinn war auf Großes gestellt; und doch — wie verschieden waren sie! Im Gespräch wußte Angern auch dem Kleinsten Bedeutung zu geben, eine Idee auch an das Alltäglichste zu knüpfen. Ihr Vater dagegen glitt über Alles leicht hin, Alles, was Affekte erregen konnte, ward in seiner Unterhaltung vermieden; und doch fühlte der Denkende wohl, daß unter den Worten, die auf der Oberfläche streiften, ein tieferes Gemüth verborgen lag. Beide schienen festen Schrittes einem bestimmten Ziele zuzugehen. Kampf für Menschenrechte, für Volkswohl war die Aufgabe des Einen; Kriegsruhm, Befriedigung eines unermessenen Ehrgeizes das Ziel des Andern. Angern hätte für die ächte Freiheit sein Leben gegeben; Graf Staden widmete das seine mit nicht geringerer Hingebung dem schroffsten Absolutismus. Heloise liebte ihren Vater innig. Aber sie fühlte tief, fühlte schmerzlich, an seiner Brust sei keine Stelle für ein krankes Herz, daran auszuruhen.

Vierzehnter Abschnitt.

Guaſcha und ihre Heimat.

Beinahe zehn Wochen waren vergangen, ſeitdem Heloiſe ihr Vaterland verlaſſen hatte. Eine neue Welt war ihr aufgegangen, in die ſie mit aller Erregſamkeit eines jugendlich friſchen Geiſtes hineinſchaute. Dennoch blieb ihr Muße genug übrig, an die Vergangenheit zu denken und ſich nach Nachrichten zu ſehnen. Gleich nach ihrer Ankunft hatte ſie an Iſabelle geſchrieben, aber von dort noch keine Zeile empfangen. Sie mußte ſich Emma als Felix' Gattin denken. Und Felix? Was hatte er gedacht, was *gefühlt*, als er zurückkam und ſie nicht mehr fand? War es auch wohl gethan, zu gehen? Und war es recht geweſen, ihm die Freundin zu entziehen, die ihm Troſt und Beiſtand hätte ſein können, in den Stunden des Kummers? Oh, ſie hätte ſich ſelbſt haſſen mögen, daß ſie ihm *mehr* hatte ſein wollen, als Freundin, als Schweſter! *Warnen* hätte ſie ihn ſollen, mit lauter, dringender Stimme, vor der Gefahr, ſein Daſein an das

eines eiteln, falſchen Weibes zu knüpfen, bei ihm aushalten hätte ſie ſollen, wenn er die Warnungsſtimme nicht hörte, bei ihm aushalten, da ſie ihn nicht retten konnte, dereinſt ihn zu tröſten! O wie wenig hatte die theuere Pflegemutter ihr ſelbſtiſches Herz gekannt, als ſie tauſendmal ſie ihres Sohnes guten Genius genannt! Wie wenig hatte ſie geahnet, zu welcher eigenſüchtigen Leidenſchaft ſie den Samen in ihre Bruſt ſenkte, als ſie Jahre lang die Bilder eines dereinſtigen innigen häuslichen Glückes vor den Augen ihrer Phantaſie auftollte, deren Hauptgeſtalt Felix, der geliebte Felix war! Und nun war ſie fort von ihm — viele hundert Meilen fort! Er ſah ſie nicht mehr — er dachte nicht mehr an ſie! — Eine Andere erſchöpfte alle ſeine Gefühle! Und dieſe Andere —

So quälte ſich das arme Herz Tag und Nacht, und ohne daß Einer es ahnete, nur daß ihr Vater von Zeit zu Zeit einen ſcharfforſchenden Blick auf ſie richtete, und Guaſcha's Augen oft mitleidig an ihr hingen und ſich mit Thränen füllten, wenn ſie Heloiſen weinen ſah. Der klugen, andringlichen Nannerl, die durch tauſenderlei Erzählungen aus ihrem bunten Leben ſie zu zerſtreuen ſich bemühte, ſuchte ſie vor Allem ihren Kummer zu verbergen.

Unterdeſſen war, dumpf und ſchwül, der Sommer in die Steppe eingezogen; giftige Dünſte ſtiegen aus den Moräſten auf, die in der heißen Jahreszeit über eine Viertelmeile breit den Kuban umgürten; eine bösartige Seuche ſchlich durch das Lager und füllte die Hoſpitäler, ſo daß kein Raum blieb, für die Verwundeten, die aus den Streifzügen über den Kuban und in das Gebirge

faſt täglich heimgebracht wurden. Auch Heloiſen gaben die dünnen hölzernen Wände ihrer niedrigen Zimmer nur dürftigen Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen der Steppe, die Mängel ihres im Fluge zuſammengebrachten Haushaltes nur wenig Mittel zur Erquickung. Allein vergebens hatte der Graf ihr ſchon wiederholt vorgeſchlagen, nach Pjatigorsk zu gehen, oder nach einem der andern Alexandersbäder Kaukaſiens, wo ſie einen bequemern Aufenthalt und in dem vornehmen Adel, der ſich zu dieſer Zeit dort verſammele, einige ſchickliche Geſellſchaft finden werde. Bei ihrem Vater wollte ſie ſein, dabei blieb ſie feſt; wozu anders hätte ſie Deutſchland und Alles, was ihr theuer war, verlaſſen?

Und in der That hatte ſie Gelegenheit genug gehabt, ſich mit einem ſchweren Seufzer zu fragen: wozu ſie eigentlich hier ſei? Ihr häusliches Leben, voll von einer leeren Repräſentation, ohne Bedeutung und Würde, war ihr mehr und mehr läſtig geworden. Selbſt ihre Beſuche im Lager hatten, als mit der Neuheit der Reiz der Aufregung vorüberging, mehr Schmerzliches als Erfreuliches für ſie bekommen. Glaubte ſie doch in den Mienen der Soldaten deutlich genug eine mürriſche Unzufriedenheit zu gewahren. Viele aufgegriffene Vagabonden und Landſtreicher waren darunter, denen dieſer Krieg wenig Gelegenheit zur Beute bot; aber auch viele wackere Bauernſöhne, denen die Eltern und Gattinnen nachweinten, für die ſie auch lebend geſtorben waren; denn der Kaukaſus iſt für den Blick des ruſſiſchen Landmannes nur ein offenes Grab, er iſt für das Militär, was Sibirien für den Civiliſten iſt: die Rückkehr iſt ſchwer und

unwahrscheinlich. Auch viele polnische Edelleute waren darunter, die, nachdem sie vergebens und verzweiflungsvoll um die eigne Freiheit gerungen, hier gezwungen die eines andern Volkes mit untergraben helfen sollten. Nur die Tschernomorzen schienen den Krieg freudigen Herzens zu führen; und mit Recht, denn für sie konnte er ein Vertheidigungskrieg heißen.

Und blickte sie unter den Offizieren umher — wie manches rohe, verruchte Gesicht begegnete ihr da! Es fiel ihr oft ein, die kaukasische Armee müsse eine Art Strafanstalt für Verbrecher sein, ein Abführungsmittel für adelige Familien, widerspenstige Söhne und Mündel unterzubringen, für die Obrigkeit gefährliche Subjecte zu entfernen, so frech und wild sah oft aus dem gleißnerischen Mantel einer bis zur Grausamkeit strengen Disciplin die Verworfenheit hervor. Natürlich näherten sich ihr nur die Vornehmern und Gebildetern. Aber auch hier berührte sie manches verletzend. Fiel ihr doch mitten unter den galanten Reden jenes tapfern Obersten, der früher Commandant der Festung Jekaterinodar gewesen, ein, was Nannerl ihr von seinen schamlosen Erpressungen und Unterschlägen erzählt, und wie er die unglücklichen Soldaten bei verschimmeltem Brot und faulem Fleisch hätte verschmachten lassen, bis ihr Vater, der das Auge überall habe, zum Commando gekommen sei. Konnte sie doch jenen jungen Capitain, der literarisch war und Romane aus dem Deutschen übersetzte, nicht ansehen, ohne an den armen Soldaten zu denken, den er neulich in einer Aufwallung gerechten Zornes, weil er seine Knöpfe nicht blanker geputzt, so kräftig über den

Kopf gehauen, daß der Unglückliche zusammenstürzte und in's Hospital gebracht werden mußte, weil er, der übrigens nur ein gesetzliches Strafamt übte, ihn unversehens an einen der Schläfe getroffen.

So fing sie denn an, die Ausfahrten mehr und mehr zu vermeiden; allein auch zu Hause bot sich ihr wenig dar. An Büchern fehlte es ihr gänzlich; selbst Materialien zu weiblichen Handarbeiten waren mühselig zusammenzubringen. Ein Clavier hatte der Commandant zugleich mit der Lehrerin, ohne welche es ihm unnütz war, unterthänigst abgetreten; allein sie konnte mit dem elenden Instrument wenig anfangen; auch fehlte es ihr an Noten. Zwar ward vom General für jedes ihrer Bedürfnisse, deren er inne ward, ein Courier nach Taganrog geschickt; allein theils erschrak sie selbst vor dieser Vergeudung von Menscheneigenthum und Menschenkräften, theils schämte sie sich, ihren Vater mit Wünschen um Dinge zu behelligen, die ihr hier, im Angesicht gigantischer Naturscenen, hier auf der Bühne, auf welcher die Wagschale, in der das frische, kräftige, junge Menschenleben zu hunderten lag, täglich in die Luft flog, klein und erbärmlich erschienen! Und was erst konnte sie ihm sein, der die Wage selbst in seiner eisernen Hand hielt, unbekümmert, wie Heloise oft mit Schaudern fühlte, wie viel solches plebejischen Menschengewichtes er hineinpackte, wenn es galt, einen einmal gemachten Operationsplan aufzuwägen! Auch fühlte sie selbst, in der beständigen Aufregung, in welcher das ungeheuere Schauspiel um sie her sie erhielt, keine Lust zur gewohnten Beschäftigung.

Wozu denn war sie hier? — Ihr Vater, das empfand sie klar, bedurfte ihrer nicht. In seiner Brust, so voll von Ruhmsucht, Ehrgeiz, Dienstpflicht und Herrschbegierde, so überströmend von Menschenverachtung, war nur ein kleiner Raum für sie übrig geblieben, zu eng, die unermeßliche Fülle der Liebe hineinzulegen, die sie ihm entgegengetragen. Was konnte sie für ihn thun? Für ihn, der keinen andern Wunsch, kein anderes Ziel zu kennen schien, als in der Mitte des verhaßten Feindes einen neuen Fuß zu fassen, auf seinen Bergen, seinen Pfeil- und Flintenschüssen zum Trotz, Verwundete und Fallende rings umher, ein neue Zwingfeste anzulegen? Sie dachte zuweilen an das Marketenderzelt, mit dem ihr Rosen gedroht, und wie sie sich glücklicher fühlen würde, wenn sie darin für ihren Vater kochen und waschen könnte, als jetzt bei ihrem leer-vornehmen, überflüssigen Dasein!

Ach! und Keinem konnte sie helfen, Keinem nützen! Oft hatte sie sich anfangs ein Herz gefaßt und bei dem stets gegen sie so Gütigen ein dringend-bittendes Wort eingelegt zur Hemmung der grausam-strengen Disciplin gegen leichtsinnige Uebertreter oder wieder eingefangene Flüchtlinge. Sie selbst hätte in dem Nimbus, mit welchem ihr Vater sie umgeben, wenig davon erfahren, wenn nicht Nannerl's Freimüthigkeit und menschliches Herz sie häufig auf die barbarischen Strafen, die ihr Vater verordnete, aufmerksam gemacht, nicht ohne scharfe Bemerkungen über russische Barbarei, und wie die Ausländer, welche der russische Dienst gebildet, im Rufe ständen, noch unmenschlicher zu sein, als die Russen selbst. Aber noch nie hatten ihre Bitten etwas ausgerichtet; stets hatte

ihr Vater ſie beſchwichtigt, wie eine mangelhafte Erziehung wol ein weinendes Kind zu beruhigen pflegt, indem man ihm in Allem Recht gibt und ihm Alles verſpricht, ohne einen Gedanken, das Verſprochene zu halten. Wollte ſie ſich aber nicht ſo abweiſen laſſen und blieb beharrlich in ihrem Flehen, dann ſah er ſie wol mit einem Blick an, deſſen Ernſt ihr furchtbarer war, als der Zorn eines Andern ihr geweſen ſein würde, und mit einer ſchneidend kalten Höflichkeit, die ihr noch furchtbarer war, als jener Blick, belehrte er ſie, daß es gewiſſe Dinge gäbe, in welcher nur Männer eine Stimme hätten.

Um die Zeit nützlich auszufüllen, hatte ſie ſchon ſeit ihrer Ankunft von der Kalineffska Unterricht im Ruſſiſchen genommen und es durch Fleiß und Anſtrengung in Kurzem bewundernswürdig weit gebracht. Sie hatte die Genugthuung von ihrem Vater, der an jeder Aeußerung von Energie Wohlgefallen hatte, großes Lob dafür einzuernten. Aus Guaſcha's Munde hatte ſie außerdem ein Vocabularium der Tſcherkeſſenſprache niedergeſchrieben und mit Nannerl's und der Kalinoffska Hilfe ſich manches von ihrem Volke und ſeinen mittelalterlichen Sitten von ihr erzählen laſſen. Das ſchöne Mädchen mit ihrem königlichen Anſtand und ihren melancholiſchen Augen nahm Heloiſens ganze Theilnahme in Anſpruch. Sie bot ihr an, ſie frei zu kaufen und ſie über den Kuban zurückzuſchicken, von wo ſie leicht den Rückweg hätte finden können, denn ſie war aus dem benachbarten Stamme der Sharsugen. Allein Guaſcha wollte jetzt nicht zurück, wie leidenſchaftlich ſie auch an ihren Bergen hing. Sie hatte mit einer Art von liebender Heftigkeit

sich gleichfalls an ihre neue, schöne Herrin gehängt. Auch gab es für sie kein Vaterhaus mehr. Ueber ihrem Haupte war von den grimmigen Kosaken die heimatliche Stätte niedergebrannt, wo sie aufgewachsen, an die alle ihre Erinnerungen sich knupften. Vor ihren Augen war ihr kämpfender Vater niedergemetzelt; ihre Mutter, ihre jugendlichen Schwägerinnen — wohin? konnte Keiner ihr sagen — in die Sklaverei fortgeführt. Ihre Brüder, berühmte Helden ihres Volkes, waren schon vorher gefallen im Kampfe für den heimischen Herd; die Schwestern, sämmtlich älter als sie, bereits vor Jahren von ihrem Vater nach Constantinopel verkauft.

Das waren die Glücklichen, die Beneidenswerthen! Ihr Vater hatte viele, viele tausend Piaster von dem türkischen Kaufmann bekommen, der eines Tages, als sie noch ein Kind war, von Anapa aus, wo sein Schiff lag, in ihr Dorf gekommen, um die schönsten Mädchen auszusuchen, sie mit sich nach Stambul zu nehmen, wo er, ihrer Herkunft wegen, doppelten Preis für sie fodern durfte. Noch sah sie die Schwestern in Gedanken, wie die Augen ihnen strahlten über die köstlichen Kleider und den blitzenden Schmuck, den ihnen der Kaufmann gab, sie guten Muthes zu machen, und wie die andern Mädchen sie neideten. Denn der Platz in einem türkischen Harem ist das Ziel des höchsten Ehrgeizes einer jungen Tscherkessin. Die schönen und wohlgebildeten unter ihnen dürfen bei den reichen Türken — zu denen überhaupt der Tscherkesse mit einer Art von Ehrfurcht hinaufsieht — auf ein müssiges Schlaraffenleben voller sinnlicher Genüsse hoffen. Baden, sich schmücken, Pasten essen

und Sherbet trinken — das iſt der Lebenslauf derer, die vor des Herrn Auge Gnade finden. Aber auch die, deren demüthigeres Loos es iſt, immer Dienerinnen bleiben zu müſſen, finden es leicht, gegen das harte Arbeitsleben, zu dem ſie zu Hauſe erzogen und von dem keine heimiſche Heirath ihnen Erleichterung gebracht haben würde; denn die Tſcherkeſſin wechſelt mit ihrer Vermählung nur den Herrn und gibt außerdem mit dem Jungfrauenſtand noch die einzigen unter ihrem Volke geltenden Gerechtſame ihres Geſchlechts hin.

Guaſcha, obwol ſie das Loos ihrer Schweſtern glücklich pries, ſcheute die Arbeit nicht. Heloiſe wußte, ſie ſei die Tochter eines einflußreichen Work, wie die Tſcherkeſſen, oder Uſden, wie die Tartaren einen Edelmann nennen. Schon darum trug ſie ihr nur leichte Dienſte auf; ſie mußte ihr Bett machen, für ſie nähen, ihr Haar in die vielfachen, künſtlichen Zöpfe ihres Landes flechten. Allein Guaſcha's Thätigkeit war damit nicht befriedigt. Das Gitter des Hofes war beſchädigt; ſogleich kam Guaſcha mit Bretern und Nägeln herbei, es auszubeſſern. Einige der Zimmerwände waren nicht die reinſten; Guaſcha brachte Pinſel und ein Faß mit weißer Tünche, die ſie bereitet, und fing an, das beworfene Holzwerk anzuſtreichen. Jede Pſdi's Tochter, ſagte ſie, d. h. jede Prinzeſſin thäte dies in ihrem Lande. Doch zog ſie feinere Hausarbeiten vor und ihre Kunſtfertigkeit in Weben, Schneidern, Schuſtern und allerlei Poſamentierarbeit, Dinge, in welchen in einem Lande, wo es keine andern Handwerker gibt als Eiſen- oder Goldſchmiede, jedes Frauenzimmer mehr oder weniger erfahren iſt, kam

Heloisen und Nannerl auch hier sehr zu statten, wo jene Gewerbszweige höchstens nur auf das Primitivste geübt wurden.

Guascha, wenn darin unter ihren Landsmänninnen ausgezeichnet, war auch in andern Dingen vor ihnen voraus. In der Nachbarschaft ihrer Aula — so werden die Tscherkessendörfer genannt — war eine Moskee; dort hielt ein Mollah während des Sommers Schule für Knaben und Mädchen. Hier hatte Guascha das Türkische ziemlich fertig lesen und etwas mehr als ihren Namen schreiben gelernt. Darum hielt sie auch viel auf die Gebräuche der mohamedanischen Religion, deren vorgeschriebene Gebete sie mit ziemlicher Regelmäßigkeit hersagte und nie verfehlte, sich vorher zu waschen, wie sie denn überhaupt sehr reinlich war und „das Prinzessinübel" nie bei sich aufkommen ließ.*) Dabei feierte sie aber auch, wie die meisten ihrer Landsleute, den christlichen Sabbath durch vollkommenes Ausruhen, zeigte besondere Ehrfurcht vor den Heiligenbildern, welche die russische Familie, die Heloise so unschuldig vertrieben, in den Ecken der Zimmer befestigt, zurückgelassen, hauptsächlich aber vor Nannerl's hübschem Marienbildchen, das sie mit Blumen bekränzte und Merem nannte. Wenn es donnerte, betete sie still für sich und schien den Gott, der donnerte, ganz von dem Gott zu sondern, von dem der

*) So nennen die Tscherkessen mit einem Euphemismus, der einer civilisirten Nation würdig wäre, einen bedenklichen Hautausschlag, der unter den Frauen, besonders unter den Vornehmen, häufig gefunden wird.

Koran ſpricht. Auch trug ſie ein kleines ſilbernes Kreuz an einer Schnur hängend, im Buſen verſteckt, das ſie heimlich und zwar unter Thränen anzubeten pflegte. Was im Lager vorfiel, oder was ihr ſonſt auf der Kriegsbühne erreichbar war, intereſſirte ſie lebhaft. Nannerl meinte, ſie ſtehe fortdauernd mit einigen Landsleuten in Verbindung, die, von den Ruſſen gefangen genommen, ſtatt ſich in's Innere ſchicken zu laſſen, Dienſte im Kubanheere genommen, ohne Zweifel nur, um hier eine Gelegenheit abzupaſſen, nach den heimatlichen Bergen zu kommen.

Wenn, wie oft geſchah, unter dem Schutze der Nacht ein Haufen Tſcherkeſſen über den Kuban ſetzte, die Militärſtationen am Strome überfiel und die überraſchten Koſaken niedermetzelte, oder, mit verwegenem Muthe quer durch's Thal vorwärts dringend, eine Hand voll Wagehälſe nächtlich in eins der Dörfer am Abhange der nördlichen Thalwand brach, plündernd und verheerend, und mit den Heerden Weiber und Kinder als Beute mit fortſchleppend, ſo war Guaſcha gewöhnlich die erſte, die am Morgen, mit kaum verhehlter Freude, davon Bericht abſtattete. Wie viele ſolcher Großthaten wußte ſie, mit blitzenden Augen, von ihren Brüdern zu erzählen! Der älteſte hatte, als er kaum vierzehn Jahre alt war, ſchon eine ganze Heerde geraubt; und wie ſtolz machte ſie der Gedanke, daß ihre älteſte Schwägerin, ſeine Gattin, eine ſchöne, ſtolze Fürſtentochter, ihren Bruder um dieſer Heldenthat willen einem viel vornehmern Freier vorgezogen, „weil", wie ſie ſagte, „vor dieſen letztern der Tſchernomoraen Kühe ruhig graſen könnten!" Bei dieſer Gelegenheit pflegte ſie dann wol Heloiſen in gebrochenem

Ruſſiſch zu erklären, welche große Herablaſſung es ſei, wenn ein Fürſt ſeine Tochter einem bloßen Edelmanne gebe, und daß dies nur geſchehe, wenn der Edelmann ein guter Mohammedaner ſei, wie ihr Bruder Ali Karſis geweſen, und einen ſo ungeheuern Kaufpreis zu zahlen vermöchte, wie er. „Ein Mann aber", ſetzte ſie hinzu und ſeufzte tief, „ſei er nun Fürſt oder Edelmann, darf ſich bei meinem Volke nie ſo weit erniedrigen, ein Mädchen unter ſeinem Stande zu heirathen."

Heloiſe pflegte manchmal, von Guaſcha begleitet, auf den hohen Wartthurm der Feſtung zu ſteigen, von dem ſie einen Theil des Kriegstheaters überſchauen konnte. Vor ihr, nur durch einen breiten Moor, dem üppig aufſchießendes Geſtrüpp eine ſmaragdgrüne Farbe gab, von der Ortſchaft getrennt, wand ſich in tauſendfachen Krümmungen und raſcher, ſilberheller Strömung der Kuban, durch die vertrocknende Jahreszeit in ein enges Bette eingezwängt, während im Winter zahlloſe Bergſtröme ihm reichlich ſchwellende Nahrung bringen. Hinter ihr und dicht um ſie her die Baraken und Mauern der Feſtung, letztere mit ihrer furchtbaren Bekleidung von Geſchütz und bewaffneter Mannſchaft, darüber hinaus die demüthigen Häuſer des Städtchens; weiter zurück und nach hinten zu, ſo weit ihr Auge reichte, die abgeflachte nördliche Wand des Kubanthales, rechts blos von Waldung bedeckt, links Dorfſchaften, Kornfelder und Wieſen mit weidenden Heerden dazwiſchen geſtreut. Alles das war anmuthig in ſeiner Art, aber viel weniger pittoresk als der Blick ſeitwärts das reiche, üppige Thal hinauf. Welch einen Anblick bot der weſtliche Thalgrund dar,

mit ſeinen Tauſenden von ſchneeweißen Zelten, und ſeiner raſtloſen, nie ſchlummernden Regſamkeit! Die ſich einübenden Truppen, die anſprengenden Botſchafter, die mannichfache dem Laien ganz unverſtändliche Thätigkeit hier und dort! Dazu das ſchwere Geſchütz, mit ſeiner geheimnißvollen Kraft, das auf den nähern Abhängen aufgepflanzt war! Wohl durfte dieſer imponirende Anblick ſelbſt den verwogenen Muth tſcherkeſſiſcher Wagehälſe zurückſchrecken.

Dann dicht am Strom und längs demſelben von Oſten nach Weſten die ſeltſam abenteuerlichen Wachthäuſer der Koſaken. Drei Stangen von gleicher, ungeheurer Höhe, dicht neben einander in ein Dreieck gepflanzt, und oben ein bedachtes Neſt, aus welchem der bärtige, ſchöngebildete Tſchernomorze wie ein Adler mit ſcharfſpähendem Auge herumſchaut, für den Augenblick nur zur Bewachung des Ufers, um bei irgend einer Annäherung des Feindes ſogleich Lärm zu ſchlagen, aber gern den Augenblick ergreifend, einen Ort zum etwaigen Beutefuchen zu erſpähen, wenn ſeine Wachzeit vorüber und das Angreifen an ihm iſt. Denn der alte Saporoger war dem Tſcherkeſſen von jeher wie ſtammes-, ſo ſinnesverwandt. Sein Gränzwächteramt hat ihm nie genügt und er hat ſeit dem halben Jahrhundert, das er am Kaukaſus hauſt, geglaubt, das nördliche Kubanufer nicht ſchützen zu können, ohne auf dem ſüdlichen Beute zu machen.

Aber nun warf Heloiſe den Blick über den Strom hinaus. Im Oſten, im Lande der Pſadugen, ſah es

friedlich genug aus. Dicht am Waſſer, gerade der Feſte Jekaterinodar gegenüber, an der Mündung des kleinen Fluſſes, der das Gebiet der Pſadugen von dem der Shapſugen trennt, lag ein Dörfchen, das der Häuptling des Landes, der es bewohnte, aus Furcht vor den Ruſſen in ſtrenger Ordnung hielt. Aber nun ſah ſie rechts weiter hinaus. Ihr Auge blieb magiſch gefeſſelt, in die wunderbare Ferne gerichtet. Breit, üppig, unter dem Donner des Geſchützes, dem Geklirr der Schwerter noch in lachender Schönheit lag die blühende Ebene vor ihr, von unzähligen, funkelnden Silberbändern durchſchnitten, reißend ſchnelle Gebirgsbäche, die aus der dunkelgrünen, geheimnißvollen Waldnacht dahinten in raſtloſer Eile über die Wieſen ſtürzen, als wollten ſie der unheimlichen Macht des Berggeiſtes entrinnen, der auf jenen unermeſſenen, gigantiſchen Höhen hauſet und herrſcht, die Schultern bekleidet mit den Urwäldern der Schöpfung, das Haupt mit ewigem Schnee.

Ihres Vaters Teleſkop trug Heloiſens Auge weit. Ueber die Moräſte des Kubans hinaus ſah ſie die buntfarbigen Kleider der Schnitter, die, mit ausgeſtellten Wachen und ſtets Waffen und Pferde zur Hand, die unentbehrliche Ernte einbrachten. Kleine zweiräderige Wagen ſtanden bereit, mit Ochſen beſpannt, ſie in die Gebirgsſchluchten in Sicherheit zu bringen. Manches Dörfchen, kreisförmig gebaut, daß in ſeiner Mitte die Heerden geſchützt ſeien, ſtand noch unverletzt auf den höhern Bergplateaus; mehr noch rauchten der Brandſtätten aus der Waldung der Abhänge heraus. Heloiſe getraute ſich kaum Guaſchen anzublicken, die

arme Verwaiſte, die neben ihr in Thränen ſaß, denn auch ihre heimathliche „Aula“ hatte einſt ſo aus dem Walde den Rauch aufgeſendet, als ſie, die Hände gebunden und mit unbarmherziger Peitſche zur Eile angetrieben, aus dem Ubinthale hinaus nach dem Kuban geführt ward!

Fünfzehnter Abſchnitt.

Die Tſcherkeſſen.

Heloiſens Intereſſe an dieſem Kampfe, das zu Anfang ganz natürlich und töchterlich auf der Seite geweſen, auf der ihr Vater in ſo vorragender Stellung ſtand, war nach und nach, ihr ſelbſt kaum bewußt, zu dem bedrängten Feinde übergegangen, der gegen eine ungeheure Uebermacht ſein Recht auf das edelſte Gut der Menſchheit, die Freiheit, verfocht. Bisher hatte ſie das Gebirgsvolk als bloße Straßenräuber, als ein barbariſches, geſetzlos lebendes Geſchlecht angeſehen, das zu bezwingen und zu zügeln, im Intereſſe der Civiliſation und Humanität ſei. Ihr Vater ſelbſt, obwol er nie anders von den kriegeriſchen Bewohnern des Kaukaſus als wie von Rebellen ſprach, hatte ihr durch beiläufige Erzählungen ſeiner Abenteuer unter ihnen eine andre Vorſtellung beigebracht.

Denn der Graf hatte nicht allein viele Jahre in Gruſien und Imeretien geſtanden, und die Einwohner dieſer Provinzen und die Grenznachbarn von Ajra zitterten noch beim Klang ſeines entſetzlichen Namens.

Er hatte auch die bedenklichen Reiſen auf den beiden Militärſtraßen die durch den Iſthmus des Kaukaſus führen, mehrmals zurückgelegt, theils den Feſtungsbau zu beaufſichtigen, der allein ſie einigermaßen ſichern kann, theils zum Behuf mannichfacher, oft lebensgefährlicher Abſtecher, um dem Namen des Kaiſers von den kriegeriſchen Bergvölkern Unterwerfung mit diplomatiſcher Liſt abzulocken oder von den minder wehrhaften Stämmen der Kabarda ſie zu erzwingen. Der türkiſchen Sprache mächtig, die von den Häuptlingen häufig erlernt wird, mit den Sitten und Vorurtheilen der verſchiedenen Völkerſchaften vertraut, und außerdem, neben ſeinem eiſernen Willen, von einer eigenthümlichen Geſchmeidigkeit und Liebenswürdigkeit, wenn es galt einen einmal in's Auge gefaßten Zweck zu erreichen, ſchien er zum wirkſamen Verkehr mit ihnen ganz beſonders befähigt. Indeſſen hatten ſeine Verſuche manches wilde Abenteuer herbeigeführt, aus denen oft nur ein Wunder ihn retten zu können ſchien. Aber weder unter den wilden Lesghiern noch unter den unbezwungenen Völkern des nordweſtlichen Gebirges fehlte es ihm an einem Konak oder Gaſtfreund, von denen ſo mancher, bei der unbegrenzten Anmaßung, mit der er, auch wo ſie verworfen wurden, Herrſcherrechte für ſeinen Kaiſer uſurpirte, nur mit eigener Lebensgefahr ihn vor der Wuth der erzürnten Edeln hatte retten können. Von Anapa bis zu den Tſcherſchenſen war kein Name ſo verhaßt wie der ſeine, und doch hätte er, wie er ſelbſt anerkannte, noch heute durch ſo manchen Theil des Gebirgslandes, von einem Gaſtfreund dem andern überliefert, ungekränkt

reisen können. Und sollte Heloise solche Tugend nicht anerkennen?

Mehr noch stimmte so manches Wort, das dem Munde der jüngern Offiziere entfiel — und gerade der Bessern unter ihnen — sie günstig für die kämpfenden Tscherkessen. Besonders war Graf Dabanoff eine großmüthige Natur, der aber, den Dienst allein ausgenommen, alles Andre gewissermaßen vornehm spielend behandelte, unerschöpflich an sarkastischen Bemerkungen über die Humanität dieses Krieges und die Billigkeit der Forderungen seiner Regierung.

„Die Thoren!“ sagte er, indem er ihr ein Blatt zeigte, das die sogenannte Unabhängigkeitserklärung der Tscherkessen enthielt. „Ihre Fürsten hätten den Wladimirorden bekommen und ihre Söhne und Töchter in kaiserlichen Kadettenhäusern und adelichen Fräuleinstiftern erziehen lassen können. Darum haben sie sich nun gebracht!“ Oder er bat sie mit vollkommner Ernsthaftigkeit, ihr aus den Petersburger Zeitungen den Bericht über einen glänzenden Sieg über die Bergvölker vorlesen zu dürfen, der zwar mit ihren eignen Waffen gefochten sei, von dem sie aber hier im Lager nur noch nichts erfahren. Oder es entschlüpfte ihm in einen Anflug von Begeisterung wohl einmal der Wunsch, seine prächtige Uniform, die ihm die Taille zusammenschnüre und ihn am Athmen hindere, mit der pittoresk-orientalischen Rüstung des Tscherkessen vertauschen, seine über ganz Rußland zerstreuten Güter für eins ihrer Felsennester hingeben zu dürfen, um doch einmal fühlen zu können, wie einem freien Manne wohl eigentlich zu Muthe sei.

Ein ſtrenger Blick des Feldherrn zügelte ihn oft, und hielt den Enthuſiasmus ſo manches andern jungen Offiziers in Schranken. Aber Heloiſe hatte den Eindruck dahin.

Oft fühlte ſie auch, als ſeien die Leidenſchaften, die ſich rings um ſie her ſo wild und mächtig bewegten, ihr wohlthätig; als lehre ſie das ungeheure Spiel, das dicht neben ihr geſpielt ward, ihr eigenes, kleines, verfehltes Geſchick mit mehr Unterwerfung tragen. Denn was war das innere Wohl oder Weh eines einzelnen Mädchens, wo die Würfel geworfen wurden um das Loos von Nationen!

Schon über ein halbes Jahrhundert dauerte der Kampf der kaukaſiſchen Völker mit denen ihnen immer näherrückenden Ruſſen. So lange die Tartaren der Krim und die Stämme am caſpiſchen Meer als unabhängige Mächte walteten, dienten ſie gewiſſermaßen als Ableiter für Ruſſen und Kaukaſier, die beide mit jenen in beſtändigen Feindſeligkeiten lebten, obwohl letztere periodenweiſe eine gewiſſe Oberherrſchaft des Chans der Krim anerkannten und vor Alters eine Anzahl Jahre lang den demüthigenden Tribut ihrer ſchönſten Jungfrauen und Jünglinge zahlen mußten. In der That haben die kriegeriſchen Hirtenvölker des Kaukaſus, in denen auf wunderſame Weiſe ſich der unerſchrockenſte Heldenmuth mit orientaliſcher Indolenz verſchmilzt, von jeher die Stimme einer gütigen Natur misverſtanden, die ſie und ihre Kette von unbezwinglichen Felſenneſtern zwiſchen zwei Meere drängte, eines, ihrem noch unerweckten Handelsgeiſte zum Hafen von Europa zu dienen,

das andere von Asien! Im Norden und Osten belästigten sie die tartarischen Horden; im Süden die Türken und Perser. Der Ruhm der mächtigen Kaiserin, des großen Zaren Tochter erschallte weit und breit, ihr Name strahlte noch aus der Ferne und darum mit reinerem Glanze, als der Fürst der kleinen Kabarda, Korina Kantschogin, der Erbauer von Mosdok, der mit einer imeretischen Zarentochter vermählt war, die griechische Religion annahm und sich dem russischen Scepter freiwillig unterwarf. Dieser Schritt eines ihrer mächtigsten Häuptlinge — er geschah im Jahre 1759 — empörte die stolzen tscherkessischen Fürsten; denn noch waren sie vollkommen unabhängig und die Freiheit ihr höchstes Gut; auch von jenem Tribut an die Tartaren, der übrigens nur die nordwestlichen Gebirgsvölker traf, hatten sie sich seit einem halben Jahrhundert losgekämpft. Des Sultans Hoheit ward nur als die ihrer Glaubensfürsten anerkannt. Blutige Fehden der Bergtscherkessen gegen die Kabardiner und der Fürsten der Ersteren unter einander zerrissen das Land und öffneten dem Ehrgeize und den Intriguen Rußlands die Pforte des Kaukasus.

Zwar sah Katharina über zehn Jahre lang ruhig und wohlgefällig zu, wie die edelsten Kräfte desselben sich selbst zerstörten; während sie in der benachbarten Krim durch List und Gewalt immer festern Fuß faßte. Als aber die große Zarin, im Kriege mit dem Türken begriffen, im Jahr 1771 ein Heer, von General Medem befehligt, gegen die kaukasischen Völkerschaften schickte, war selbst die augenblickliche Vereinigung der Gebirgs- und Thalvölker kaum vermögend ihm zu widerstehen.

Die Unterjochung derſelben ſchien übrigens für den Augenblick nicht im Intereſſe des ruſſiſchen Cabinets zu liegen. Die Unabhängigkeit der Krim und „der tartariſchen Völker des Kubans" — worunter die Tſcherkeſſen verſtanden wurden, — ward, als eine Vormauer für und gegen die Pforte ausdrücklich im Frieden von Kutſchuk Kainardſhi anerkannt, und ſelbſt als Katharina, wenige Jahre darauf, mit einem jener Despotengriffe, deſſen ſchamloſe Frechheit Europa imponirte, ſtatt es zu empören, ſich der Krim bemächtigte, blieben die Völker des Kaukaſus unbeachtet, und im Frieden zu Jaſſy ward der Strom Kuban feierlich als Grenze des ruſſiſchen Reiches anerkannt und das ritterliche Geſchlecht der Zaporoger Koſaken vom Dnjepr nach den nördlichen Ufern des Kubans verſetzt, um die Unterthanen der Kaiſerin vor den räuberiſchen Anfällen der Bergvölker zu ſchützen.

Indeſſen war ſchon, ſeitdem ein Theil der öſtlichen Gegenden des kaukaſiſchen Iſthmus durch Unterwerfung des Zaren Heraklius eine ruſſiſche Schutzprovinz geworden war, die Eiferſucht des freien und kriegeriſchen Volkes erweckt worden, welches das Gebirge am ſchwarzen Meere und das offnere halbkreisförmige Thalbecken des Kuban bewohnt; ein Gefühl, das von den Stämmen der Kabarda d. i. der breiten, blühenden Hochebene, die zwiſchen den Rieſengipfeln des Elbrus und des Kasbeck vom Gebirge nach Oſten abfällt und ſich zwiſchen dem Kuma und dem Terek hinzieht, vollkommen getheilt ward. Denn dort iſt die eigentliche Wiege des Heldengeſchlechts der Tſcherkeſſen. Dieſe Stimmung ward theils durch

religiösen Fanatismus, theils durch die Politik der Pfort genährt, die längs der Küste des schwarzen Meeres mehrere Festungen anlegend, dieselben ängstlicher als je zu bewachen schien, auch einen Pascha nach Anapa setzte, obwohl sie sonst keine Souveränitätsrechte in Anspruch genommen zu haben scheint. Der wieder hergestellte Frieden hinderte nicht, daß ein kleiner Krieg am Kuban und Terek rastlos fortgeführt ward.

Im Anfang unseres Jahrhundert setzte Rußland durch Einverleibung von Georgien und Imeretien den Fuß auch über die südliche Scheidewand Europas von Asien hinweg, und sah sich im Laufe der nächsten fünf und zwanzig Jahre durch zwei glückliche Kriege mit Persien im Besitz sämmtlicher Länder im Osten und Süden des kaukasischen Hochgebirges. Es mußte ihm jetzt an den gesicherten Durchzug durch seine Provinzen, die es nur durch Ueberwältigung der Bergvölker selbst erlangen konnte, Alles gelegen sein. Die breite Militärstraße, die über Mosdok nach Tiflis durch den Engpaß Wladikaukas führt, obwohl mit Kastellen übersäet, war den beständigen räuberischen Anfällen der Hochländer ausgesetzt, die nach vollbrachter Plünderung auf schnellen Rossen davonjagend in Schluchten, dem Verfolger unzugänglich, einen sichern Zufluchtsort fanden. Kein Reisender, kein Waaren- oder Geldtransport ohne starke Militärbedeckung war vor ihnen sicher. Gütliche Mittel blieben nicht unversucht. Der Herzog von Richelieu, der Schöpfer von Neu-Rußland, suchte durch Anknüpfung von Handelsverbindungen die Gemüther der Anwohner des schwarzen Meeres zu versöhnen, durch

Geſchenke die Häupter dem ruſſiſchen Intereſſe zu gewinnen. Nur mit geringem Erfolge. Die einzelnen Fürſten, die in einer friedlichen Verbindung mit dem übermächtigen ruſſiſchen Nachbarn das Heil ihres Volkes ſahen, wurden mit Argwohn von ihren Landsleuten betrachtet, und der ehrwürdige Häuptling von Pſhat, Indar Oku Mehmet, und ſeine tapfern Söhne, anerkannt als zu den Edelſten der Nation gehörend, hatten Jahre lang, nach dem ſie dieſe Hoffnungen ſchon aufgegeben, mit dem feſtgewurzelten Mistrauen ihrer Freunde und der Verdächtigung ihrer Feinde zu kämpfen.

Mit beiweitem mehr Glück wurden durch ähnliche Mittel und durch den Glanz von Ordensſternen, Silberrubeln und Standeserhöhungen unter den Bewohnern der öſtlichen Gebirgsabfälle mehrere Fürſten und Edle dahingebracht, ihrer wilden Unabhängigkeit zu entſagen. Einige derſelben wurden beſtimmt, ruſſiſche Dienſte zu nehmen; andere unterwarfen ſich der Demüthigung, nur zufolge eines Erlaubnißſcheines Waffen tragen zu dürfen; wieder andere gelang es dazu zu bewegen, ihre Söhne im Lyceum zu Symphereopol oder in einem der Kadettenhäuſer zu Petersburg erziehen zu laſſen, als Geiſeln ihrer Treue. Ruſſiſche Coloniſtendörfer längs der Tereckſtraße erbaut, ja deutſche und ſchweizeriſche Anſiedlungen dazwiſchen oder an die Flüſſe, die vom Gebirg dem caſpiſchen Meere zuſtrömen, geſtreut, ſollten durch ihren Einfluß die wilde Natur der Eingebornen zähmen helfen. Nur die Zeit aber kann dieſen echten Samen der Civiliſation aufgehen machen, und eine ſchnelle Ernte konnte um ſo weniger erwartet werden, als die Hände

gewissenloser Beamten sie an vielen Orten untergruben und dem russischen Namen, bei erzwungener Unterwerfung, Abscheu erweckten. Außerdem tauschten diejenigen Fürsten, welche den russischen Unterthaneid schworen, weil sie kein Mittel sahen sich ihm zu entziehen, nur den Feind. Denn wo immer der russische Doppeladler seine Fittige ausbreitete, da war dem furchtbaren Hochländer feindlicher Boden; wie ein Wetterstrahl plötzlich brach er in die Dörfer ein, schleppte Heerden und Menschen in die Berge, gleichviel ob letztere Russen oder Tscherkessen seien. Es gab nicht eher Ruhe für die Ebenen, bis auch das Gebirge dem russischen Scepter unterthan war.

Kein Billiger hätte darum Rußland tadeln sollen, als seine Politik im Frieden von Adrianopel den besiegten Türken die östliche Küste des schwarzen Meeres und die südlichen und westlichen Ufer des Kuban abdrang. Gewiß ist es, daß dieser Vertrag dem russischen Cabinet zur Bezwingung der Gebirgsbewohner eine legale Ermächtigung gab. Aber wer hatte dem Sultan das Recht gegeben, sie abzutreten? Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von dem vierten Artikel des Traktats von Adrianopel, der sie zu russischen Unterthanen machte, in den Bergen umher und wo es hinlief, da traf und zündete es. Mit zornigem Erstaunen vernahmen es die im kleinem Grenzkriege seit Jahrhunderten unbesiegten Shapsugen; mit gleicher Entrüstung die heldenmüthigen Natschaizen, die Beherrscher der Meeresküste; mit größerer Besorgniß die kriegerischen Abazaken, welchen ihre Lage am nordöstlichen Abfall des Gebirges weniger Schutz vor den Angriffen der mächtigen Moskowiter gewährte.

Genug — in den Augen von ganz Europa war jener gigantische Rücken, auf dessen tausendfachen Stufen, in dessen zahllosen Spalten und Schluchten sich seit Jahrtausenden ein verwogenes, unbezwungenes Geschlecht in vollkommener Freiheit seine Hütten gebaut, im Jahre 1850 die Mitte einer russischen Provinz geworden. So stand es auf allen russischen Karten, so bezeugten die kaiserlichen Truppen, die seitdem Jahr aus Jahr ein im neuen Feldzug angerückt kamen, unter den Kugeln der aus der Waldung feuernden Tscherkessen Zwingfesten auf den Bergen erbauend und die Häfen der Meeresküste sichernd durch neue Burgen und Kastelle.

Aber noch einmal — wer gab dem Sultan, dem sie als Herrn der Gläubigen gehuldigt, nicht als Landesfürsten, das Recht sie abzutreten? sie zu verschenken, wie erkaufte Sklaven oder erkämpfte Gefangene? Was ging der Moskowiten-Kaiser, der Gjaur, sie an? Die feurigen Augen blitzten Tod und Verderben, die Schwerter klirrten Rache. Aber Eifersucht und kleinlicher Nachbarzank trennte die Fürsten. In kindischen Fehden um ein Gespann Ochsen, um eine Heerde Kühe floß das edle Blut, das den Kuban hätte vertheidigen, die Küste hätte schützen sollen. Eines kühnen Fremdling bedurft' es, eines Engländers, der den Landweg nach Indien, diesem usurpirten Erbtheil seiner Nation, den Russen nicht gönnte, die südwestlichen Gebirgssöhne zu einer Nation zu vereinigen. Mehrere Sprachen, verschieden in Wurzel und Klang, dunkeln Ursprungs wie ihre Geschlechtsfeindschaften und alt und seltsam wie diese, hatten bis hierher diese Völkerschaften getrennt. Nun vereinigte sie ein glühendes

Gefühl des Hasses gegen die Moskowiter unter der grünen Fahne, die „Beg Daoud“*) ihnen reichte, „grün wie ihre Berge, grün wie die Farbe von Mekka, das Heiligthum ihres Glaubens.“ Ein Riesenmauer schützte ihre Freiheit. Nur Schritt vor Schritt konnte der Feind vorwärts dringen, nur mit unsäglichen Opfern die kleinsten Vortheile gewinnen. Die Besatzungen der Festungen glichen Kriegsgefangenen, Kugeln und Pfeile harrten derer, die hinausgesendet wurden, das nöthige Holz zu fällen, oder wenn die Schiffe mit den Sendungen, oder die Zufuhren vom Kuban her zu lange ausblieben, für Provisionen zu sorgen. Das Vieh am Fuße des Felsens, auf dem die Mauern des Castells sich erhoben, konnte nur unter militärischem Schutze weiden. In Anapa, wo das Wasser innerhalb der Festung untrinkbar ist und es aus einiger Entfernung her geholt werden mußte, konnte dies nur mit Bedeckung einer Kanone geschehen. Ein gelehrter deutscher Reisender, der unter russischem Schutz zum Behuf des Pflanzensammlens bei Ghelendshik landete, konnte seine Zwecke kaum mit einer Wache von hundertundfünfzig Mann, einer Kanone und einem Rudel Hunde, die in dem Dickicht versteckten Tscherkessen aufzuspüren, erreichen.

Und doch schienen die Küstenländer, die von so viel Festen vertheidigt wurden, den Russen noch am wenigsten Gefahr zu bringen, weswegen das Heer sich auch am meisten längs dem Meere hin und her bewegte.

*) So ward Mr. David Urquhart von den Tscherkessen genannt.

Blutigern Kampf boten die Züge vom Kuban nach der Küſte durch die Thäler des Abun, des Aduchum oder durch andere der breiteren Gebirgſchluchten dar, die nur mit bedeutenden Heeren unternommen wurden. Von hinten, von vorn, aus der dicken Waldung, von drei, vier verſteckten Seiten-Spalten auf einmal ſchoſſen wie mit einem Zauberſchlage Bewaffnete, mit ſcharfem Säbel einhauend, hervor, an Zahl meiſt nur der zwanzigſte Theil der Angegriffenen und doch durch Gewandtheit, Blitzesſchnelle und eine todesverachtende Kühnheit immer im Vortheil. Ueber die Thaten jenes heldenmüthigen Volkes ſtattet keine Zeitung einen umſtändlichen Bericht ab, und die Geſchichte kann das Bild, das ſie einſt davon zu geben hat, nur aus einzelnen Zügen zuſammenſetzen. Aber dieſe ſind genug, um es zu einem Heldengemälde zu machen, wie nur ſeltene Perioden der hiſtoriſchen Vorzeit ſie bieten, und nur ſolche, in welchen es den Kampf um eins der höchſten Güter der Menſchheit galt. Die Unerſchrockenheit, mit der oft einzelne, glänzend bewaffnete Edle, auf weißen Roſſen, um ſich deſto bemerkbarer zu machen, auf weniger als Schuſſesweite ſich einer der ruſſiſchen Feſtungen nähern, unter dem Kugelregen des Feindes ihn mit höhnendem Ruf zum Herauskommen und zum Zweikampf aufzufodern, blos um die Bewunderung der ferner bleibenden Genoſſen zu gewinnen, ſollte Tollkühnheit heißen. Aber auch von würdigeren Heldenzügen hat die Wahrheitsliebe einiger ruſſiſcher Berichterſtatter uns unterrichtet. Denn die Erzählungen Bells und einiger anderer engliſcher Reiſenden, Todfeinde des ruſſiſchen Namens, die meiſten

aus dem Munde der Tscherkessen selbst eingesammelt, tragen oft zu sehr den Charakter des Märchenhaften, um ihnen unbedingten Glauben zu schenken, während wir uns getrost auf ihre Lobpreisungen von den Lippen ihrer Feinde verlassen und am Grunde der Achtung nicht zweifeln können, die diese, oft widerwillig, ihnen zollen.

Die Shapsugen und Natachaiten, die bis zur Periode, in welche unsere Erzählung fällt, den Krieg hauptsächlich geführt, haben in der Natur selbst eine mächtige Beschützerin, ja in unsern Tagen in ihr eine Retterin gefunden; denn der nordwestliche Theil des Kaukasus, damals die Kriegsbühne, scheint bereits von den Russen aufgegeben zu sein. Unter den nicht weniger kriegerischen Abazaken aber stieß die Vereinigung gegen die mit gleicher Glut gehaßten Moskowiter auf größere Schwierigkeit, und nur wenige Fürsten, besonders unter denen der östlichen Gegenden, fanden sich bereit, den Eid zu leisten, der sie und die Ihren der Rache des mächtigen Feindes aussetzte, während ihre Brüder jenseits der Berge in diesen einen sichern Schutz fanden.

Die Macht der Häuptlinge über ihre Unterthanen ist in diesem Landestheile bedeutend größer, als bei den westlichen Hochländern, bei denen mancher Edle und sogar mancher kriegerische Freibauer sich dem Fürsten gleich stellt. Den Russen war es daher von Wichtigkeit, wie dort das Volk, hier die Fürsten zu gewinnen. Dort war den Besatzungen der Forts der Befehl ertheilt, auf die vorübergehenden Landleute nicht zu feuern, sondern blos die Führer und Edeln im Auge zu haben. Hier wurden die Fürsten

und Vornehmen beſchickt, Drohungen und Verſprechungen geſchickt verwoben, ſie zu einer wenigſtens nominellen Unterwerfung zu bringen, und einer gegen den andern künſtlich aufgereizt, um durch gegenſeitigen Neid und Aufregung ihrer unedlern Leidenſchaften das zu erlangen, was ihr Stolz und ihr Freiheitsdrang dem Kaiſer verweigerte. Das Beiſpiel der Kabarda ward angeführt, wo man es bereits ſo weit gebracht, Truppen für regelmäßigen, für den Augenblick ſehr hohen Sold werben und ganze tſcherkeſſiſche Regimenter bilden zu können, die, trotz der zahlloſen Ueberläufer, gegen ihre wildern Landsleute, die Tſchetſchenzen und Lesghier mit Glück gebraucht wurden. Es fehlte nicht an einzelnen Edeln, die dieſem Beiſpiel widerwillig gefolgt; auch an Verräthern unter den höhern Ständen fehlte es nicht, die dem baarzahlenden ruſſiſchen Feldherrn einige Häupter ihrer Widerſacher in die Hände lieferten. Indeſſen blieb die Stimme der Nation dieſer Landestheile im Ganzen dem „moskowitiſchen Erbfeind“ feindlich, und Alles was man bis jetzt von den Fürſten von Pſadug, Hatukwoi und Temigui, deren Gebiet, öſtlich von den Sharſugen, im Norden am Kuban ſtößt, und dem von Machoſh, dicht daran, hatte erhalten können, war die Zuſage, ſich friedlich zu halten, und den Hochländern keinen Beiſtand zu leiſten.

Die Abazaken, über den nordöſtlichen Abfall des Gebirges ausgebreitet, hatten nicht einmal ſo viel verſprochen. Eine mächtige Aufregung herrſchte im Lande der letztern. In großen Volksverſammlungen ward berathſchlagt, ob ſie, ohne ſich ins Verderben zu ſtürzen,

ihrer Neigung folgen und mit den Brüdern jenseits der Berge gemeinsame Sache machen dürften? Die Botschafter des russischen Feldherrn wurden mit erzwungener Höflichkeit empfangen, mit wärmerem Interesse aber die Reden der Abgeordneten der Shapsugen angehört, nicht ohne Hoffnung, daß, während sie zögerten, der Sultan oder England sich für sie erklären und ihnen dadurch die willkommneren Waffen in die Hände geben werden.

Sechszehnter Abschnitt.

Ein Tscherkessenfürst.

Unter den bedeutenden Männern Abazaks waren besonders zwei, deren Graf Staden sich zu versichern wünschte, indem er darauf rechnen konnte, daß im Fall diese Beiden in das russische Interesse gezogen werden könnten, nicht allein Abazak, sondern auch die Nachbarprovinzen ihnen folgen würden. Denn ihr Einfluß war bedeutend, und ihr Beispiel konnte kaum ohne die entscheidendsten Folgen sein.

Einer von diesen Beiden war Seraskier Oku Mehmet, der Ulysses Tscherkessiens, ein Mann von kleiner Gestalt, lahm und beinahe taub, aber von so überwiegendem Verstande, von so durchdringender Schlauheit, daß selbst in einem Lande, wo physische Heldengröße über Alles geschätzt wird, sein Ansehen von dem keines andern übertroffen ward. Er hatte seit dem Frieden von Adrianopel mit den Russen eine Art scheinbarer Freundschaft gehalten und war persönlich mit mehreren ihrer Generale bekannt, von denen jedoch keiner ihm traute.

Der Andere, ein noch junger und ausgezeichnet schöner Mann, hätte wol füglich der Achilles Tscherkessiens heißen können. Sein Name war Gheri Otu Mansur, dem seine Heldenthaten das Beiwort Arslan, Löwe, zugefügt, so daß die Russen ihn nur unter dem Namen Prinz Mansur Arslan kannten. Da dieser junge Held mehr in unsere Erzählung eingreift, als sein Landsmann Mehmet, scheint es nicht ungehörig, ihn bei seiner Einführung näher zu betrachten.

Prinz Mansur Arslan war der Urenkel des Erbauers von Mosdok, jenes Korina Kantschogin, der im Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich der russischen Elisabeth freiwillig unterworfen. Dieser Schritt, so wie sein Uebertritt zur christlichen Kirche, den er seiner imeretischen Gemahlin zu Liebe that, misfiel einigen von seinen Söhnen, unter denen auch Mansur's Großvater war, der in's Gebirge ging und durch kriegerische Großthaten auf die heroischen Bewohner von Abazak und Ubuch großen Einfluß gewann. Mansurs Vaters aber war bei seinem Großvater zurückgeblieben, der ihn schon jung mit einer Prinzessin von Mingrelien vermählte.

Diese Frau, von ausgezeichneter Schönheit und einem Geiste, wie vielleicht seit ihrer Aeltermutter und Namensschwester Tamar er keine orientalische Fürstin belebt, dabei eine Christin voll glühenden Eifers, die sich nur in der Hoffnung, dem Heiland Seelen zu gewinnen, zu einer Heirath hatte bestimmen lassen, welche sie unter Ungläubige führte, sah mit Entsetzen, daß ihr Gemahl, gleich nach des Großvaters bald erfolgtem Tode sich der

mahommedaniſchen Religion zuwendete und wie ſein Vater ſich in die Berge zog, wo die verhaßten Moskowiter, deren übermüthige Behandlung der Seinen ihn oft empört, noch keinen Einfluß gewonnen hatten. Alle Söhne, die ſie dem Gemahl geboren, hatte ſie den Schmerz, ſeinem Beiſpiel folgen zu ſehen, und die älteſten wandten ſich zuletzt ganz von ihr und gingen nach der Türkei und in des Sultans Dienſte. Nur den jüngſten, Manſur, rangen ihre Thränen und fußfälligen Bitten ihrem Gatten ab, und ſie durfte ihn in ihrer Kammer, als er noch kaum ihr die Worte nachlallen konnte, vor dem Heiland und der Jungfrau beten lehren.

Aber keine Beſchwörung, kein Widerſtand konnte den Fürſten Gheri abhalten, den jungen Manſur, als er das fünfte Jahr erreicht, wie ſeine Brüder auf tſcherkeſſiſche Weiſe einem Atalik oder Pflegevater zu übergeben, ihn zum Manne zu erziehen. Denn nach einer uralten, unnatürlichen Sitte, die wunderbarer Weiſe den glühenden Morgenländer mit den Helden des alten Islands verbindet, darf in Tſcherkeſſien kein Vater, keine Mutter ihren Knaben ſelbſt erziehen. Elternliebe könnte ihn verweichlichen und in dem zarten Kinde ſchon den Helden tödten; daher der Knabe meiſt ſchon, wenn noch nicht der Mutterbruſt entwöhnt, einem andern tapfern Manne übergeben wird, der ihn zum Helden aufzieht und deſſen Weib oft ſeine Amme wird. Wenn auch alle zarten Gefühle dadurch im Keime zerſtört, wenn auch die heiligſten Familienbande dadurch zerſchnitten werden — die männlichen Tugenden, die den tſcherkeſſiſchen Helden zieren und ihn Kampfesruhm als das höchſte Gut und

gewandte, kecke Raubfertigkeit als die preiswürdigſte Eigenſchaft betrachten laſſen, bilden ſich beſſer unter den Händen eines wackern Atalik aus. Auch übernimmt dieſer eine gewiſſe Verantwortlichkeit für das Leben des Pflegeſohnes, und wenn er ihn endlich als einen Jüngling, der im nächtlichen Ueberfall ſchon manche Kuh heimgetrieben, und ſchon den Säbel mit ſo manchen Blutstropfen genetzt — ſei es nun Ruſſenblut oder das einer angefeindeten Brüderſchaft — im ſchönſten Waffenputz, wenn irgend möglich, vom Pflegevater ſelbſt geſchenkt, nach Hauſe bringt, ſo bleibt dieſer ſein Lebelang der geehrte Familienfreund und keine Sache von Wichtigkeit wird ohne ſeinen Rath unternommen.

Nach zehn ſchmerzlichen Jahren der Sehnſucht hatte auch die arme Tamar, welche dieſe Zeit meiſt bei ihrem Vater, einem der Erbzaren von Mingrelien, die dem ruſſiſchen Scepter unterworfen, zugebracht, die unausſprechliche Freude, ihren Sohn wieder zu umarmen. Schön wie ein Mädchen, wie ſie ſelbſt, als ſie zuerſt aus ihrer Heimat geführt ward, aber kräftig wie ein Held ſtand er vor ihr. Sie führte ihn zitternd in ihre Kammer und hieß ihn niederknien vor dem Mutter-Gottesbild und betete ſelbſt mit brünſtiger Andacht. Aber verlegen ſtand Manſur da. Zwar hatte er das goldene Kreuz, das ſie ihm beim Abſchied gegeben, als ein Andenken von ihr, immer auf den Herzen getragen; aber in dem Lande der Shapſugen, wo er erzogen, hatte er nur gelegentlich in der Moſker beten, oder von Dieſem oder Jenem das Feuer, das Waſſer oder die Steine anbeten ſehen. Was ſonſt noch von einzelnen chriſtlichen Gebräuchen dort erhalten

war — denn ſeit vielen Jahrhunderten lagen die Altäre des Kreuzes darnieder — hatte er gar nicht als Ueberreſte der Religion ſeiner Mutter erkannt. So ſehr hatte die Zeit es verſtellt. Doch hatte er, ihren Abſchiedsermahnungen getreu, das goldne Kreuz, das ſie ihm nicht ohne die Hoffnung, Gott werde ein Wunder durch dieſen jungen Apoſtel thun, mit unter die Heiden gegeben, oft den Töchtern des Hauſes gezeigt und von ſeiner Heiligkeit ihnen erzählt, worauf die jüngſte, ein ſchönes Kind, das unbeſchreiblich an ihm hing, ſich auch ein kleines Kreuz von ihm erbeten und es angebetet hatte.

Doch begannen nun für Tamar lichtere Zeiten. Es war die Frage ob Manſur in Conſtantinopel oder in Petersburg ſeine weitere Erziehung bekommen ſollte; General Yermoloff, der ſich um die Gunſt der abaſiſchen Häuptlinge ſelber bemühte, und Manſurs Vater zu gewinnen wußte, gab den Ausſchlag. Manſur ward im Kadettenhauſe zu Petersburg erzogen und machte als ruſſiſcher Offizier unter Yermoloff und Paskewitſch den Krieg gegen die Perſer mit. Er hatte während dieſer Zeit eine gewiſſe europäiſche Cultur, aber keine Liebe für die Ruſſen gewonnen. Nach dem Frieden gab man ihm gern den Abſchied, den er verlangte, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Denn man hoffte ihn der Herrſchaft der Civiliſation genugſam gewonnen zu haben, um von ſeinem Einfluß auf Nachbarn und Freunde ſich Günſtiges verſprechen zu dürfen.

Aber Manſur, nachdem er ſeiner Mutter an der Bruſt gelegen und ſie durch ſeine Andacht erbaut, zog nach Conſtantinopel, trat wie ſeine Brüder in türkiſche

Dienste und focht den unglücklichen Krieg gegen den siegreichen Diebitsch mit. Nach dem Frieden zu Adrianopel, der ihn zu einem Unterthanen des Kaiser Nikolaus machte, ging er zu den Shapsugen und widmete sich dem kleinen, gefährlichen Grenzkrieg, der seine zerrütteten Finanzen wieder herstellte. Denn alle Mathematik und Geographie und alles Französische, das er im Petersburger Kadettenhause erlernt, hatte ihn die Früchte seiner frühern Erziehung, mit Vollkommenheit zu schießen, zu fechten und zu reiten und mit Gewandtheit und Todesverachtung zu rauben, nicht vergessen machen, und nichts war einträglicher, als das Verkaufen von Heerden und Kriegsgefangenen, gleichviel ob in blutiger Schlacht oder beim nächtlichen Ueberfall eines wehrlosen Dorfes erobert. Die mechanischen Religionsübungen, an die man ihn in Petersburg gewöhnt, hatten ihn keines Bessern belehrt.

Seine verwogenen, fast immer mit Glück gekrönten Heldenthaten machten ihn bald zum Liebling seiner Nation und zum Schrecken der Feinde. Er verdankte ihnen den Namen Arslan. Endlich aber hätten sie ihm bald Verderben gebracht. Ein Haufen Shapsugen, die berühmtesten Namen des Landes, rüsteten sich, eine außerordentliche That zu vollbringen. Sie wollten Stawropol, die Hauptstadt der Provinz Kaukasien bei Nachtzeit überfallen, den Militärgouverneur, der einige von ihnen früher einmal persönlich beleidigt, zu züchtigen. Mansur nannte diesen Gedanken tollkühn, unverständig; denn Stawropol liegt von der östlichen Biegung des Kuban noch zehn bis zwölf deutsche Meilen entfernt und um es zu erreichen, mußten sie im Ganzen mehr als funfzig

zurücklegen, deren letztere Hälfte durch ein Land führte, von Feinden bewohnt. Allein eine leise Anspielung aus dem Munde einer der Helden, daß ihm von seiner früheren Verbindung mit den Moskowitern wohl eine gewisse Vorliebe für dieselben zurückgeblieben sei, bestimmte ihn, das halsbrechende Abenteuer selbst mit zu unternehmen.

Der Haufen war nur klein. Arslan war der sechszigste. Wie die Verwegenen bis Stawropol sich mit dringender Lebensgefahr zehnmal glücklich durchschlugen und wie sie öfter noch gezwungen waren, sich auf die Blitzesschnelle ihrer Rosse zu verlassen, darüber sind keine nähern Umstände bekannt geworden. Genug — am fünften Tage, als eben der Abend dämmerte, langten sie vor Stawropol an. Sie beschlossen die Nacht abzuwarten, unter deren Mantel sie allein hoffen durften, eine ihnen zehnfach überlegene Besatzung mit einigem Glück zu überfallen. Ein dichtes Gehölz in der Nähe sollte unterdessen sie verbergen und ihren wunden Gliedern als Ruhestätte dienen. Allein ein russischer Bauer hatte sie gewahrt und dem Commandanten Anzeige gemacht. Plötzlich sahen sie sich von Kosaken umzingelt, an Zahl mehr wie dreimal so viel als sie. Da schworen sie einander, daß keiner sich ergeben, daß sie sich durchschlagen oder zusammen hier fallen wollten. Ihre Pferde, die dicht neben ihnen weideten, mußten den Kämpfenden für kurze Zeit als Schutzmauer und Brustwehr dienen. Ueber die edeln Thiere hinweg feuerten sie, alle auf einmal, ihre Flinten ab, dann die Gewehre zerschlagend, fielen sie wuthend, mit dem Säbel den Feind an und eher nicht endete der grimme Kampf, bis alle sechzig Helden

als todt auf der Wahlstatt neben ihren zerstochenen Rossen lagen, dazwischen und drum her die doppelte Anzahl Kosaken.

Nur in Zweien der Tscherkessen regte sich noch ein schwaches Leben. Einer davon war Mansur Arslan. Als er zum Bewußtsein kam, kroch er unbemerkt in das Dickicht hinein, lag lange hülflos und halb erstorben bis endlich seine jugendliche, kräftige Natur siegte. Unter tausend Qualen und Gefahren schleppte er sich bis an den Kuban und, an ein Brett geklammert, das dem flach auf dem Leib Liegenden zum Floß diente, drüber hinweg. Jenseits des Kuban fand er liebevolle Pflege und Beistand nach Abazak zurückzukommen. Hier lag er, während die liebende, bebende Mutter, die auf die Nachricht aus einem Kloster, in das sie sich zurückgezogen, herbeikam, nicht von seinem Lager wich, lange an seinen Wunden krank. Endlich genesen, hielt er sich still, aufmerksam umherschauend, was zur Rettung des Vaterlandes Wirksames geschehen könne, ohne das edelste Blut, wie in dem unsinnigen Abenteuer von Stawropol, nutzlos zu opfern. Doch war es gerade dieses Abenteuer, das ihn unter seinen Landsleuten zum größten Helden stempelte; sie sammelten sich um ihn her, sie bewunderten ihn mehr wegen dieser, als wegen einer seiner früheren Thaten. Er stand höher als je. Seine Stimme mußte daher bedeutend sein und ihn den Russen furchtbar machen. Denn der Frieden in Abazak schien von seinem Wink abzuhängen; der Verkehr aber, den er mit seinen mütterlichen Verwandten in Mingrelien und Axra unterhielt, machte auch in diesen, zwar unterworfenen, aber keineswegs

der ruſſiſchen Krone ergebenen Ländern ſeinen Einfluß gefährlich.

Der Graf von Staden hatte demnach ſein Auge ganz ins beſondere auf den Fürſten Manſur Arslan gerichtet, als er die Abazaker und Kubaniſchen Häupter dringend zu einer Conferenz in ſeinem Lager einladen ließ. An der Spitze der letztern ſtand Pſhugui, Fürſt von Pſadug, ein Land, deſſen weſtlicher Gränzfluß, der ſein Gebiet von den Shapſugen trennet, gerade der Feſtung Jekaterinodar gegenüber in den Kuban fällt. Er, der ſechstauſend Mann in's Feld ſtellen konnte, hatte bis jetzt, den Ruſſen gegenüber eine gewiſſe Unabhängigkeit behauptet und nicht zugegeben, daß eins ihrer Forts in ſeinem Gebiete erbaut werde. Sein Land war ausgezeichnet durch ſchöne, blühende Dörfer, mit reichen Gärten und Wieſen. Seine Nachbarn im Oſten und Südoſten, die Fürſten von Hatukwoi, Temigui und Machoſch waren gewohnt, ſich nach ihm, dem Mächtigſten unter ihnen, zu richten; er aber, deſſen Lage ihn den Gewaltgriffen Rußlands ſo gut wie die ihre ſie preis gab, glaubte ſich auf die Abazaken ſtützen zu müſſen, deren ausgedehntes, am Gebirgsrücken hin ausgeſtrecktes Land das ſeine ſüdlich begränzte und im Nothfalle auch ihm und den Seinen eine Zuflucht gewähren konnte, ohne welche aber den mächtigen Eindringlingen zu widerſtehen, er ſich durchaus unfähig fühlte. So ſchien es denn vor Allem nothwendig, die Stimmführer von Abazak zu gewinnen, wenn der Plan gelingen ſollte, bei deſſen Ausführung der Graf von Staden ſich hauptſächlich auf die Gewalt verließ, welche er in

persönlichem Verkehr auf die Menschen zu üben, gewohnt war.

Seine Absicht war nämlich, da die Russen weiter südlich, d. h. in Besni und der Kabarda schon ziemlich freie Hand gewonnen und ihre frühern Machthaber unterworfen hatten, erstlich auch die noch unabhängigen nördlichern Tscherkessenfürsten zur Unterzeichnung einer Schrift zu bestimmen, in welcher sie sich für Vasallen seines Kaisers erklärten; und zweitens ihnen durch List und gute Worte die Einwilligung abzunöthigen, in ihren Ländern Truppen werben zu dürfen. Durch nichts durfte er hoffen, sich der Regierung besser zu empfehlen, als durch Vorzeigen eines solchen Documentes. Was aber den zweiten Punkt anbetrifft, so machte theils die ungeheure Anzahl Derer, die in den täglichen, blutigen Treffen und Scharmützeln fielen, theils das grauenvolle Hinsterben Derer, die dem Klima ein Opfer wurden oder in den Festungen bei der ungesundesten Nahrung eingepfercht, dahinwelkten, eine Rekrutirung aus dem frischesten Kern des Landes selbst auf's höchste wünschenswerth.

Der dringenden Einladung an die Fürsten und an viele der einflußreichesten Edeln wurden daher allerlei Geschenke beigefügt, wie sie auch den reichsten Tscherkessen willkommen sein müssen, allerlei Stoffe, Waffen, Geschirre u. s. w. Ein Austausch derjenigen russischen Gefangenen, die nach Abazak oder den Kubanländern zu Sklaven verkauft worden seien, war der ausgesprochene Vorwand zur Einladung. Serasker Oku Mehmet ließ sich Krankheits halber entschuldigen. Arslan, und mit

ihm die Fürſten der Kubanländer und zahlreiche Edle aus Abazak nahmen die Einladung an.

Heloiſe ſah ihrer Ankunft nicht ohne lebhafte Neugierde entgegen. Ihr Vater hatte ihr erlaubt, am Abende, an dem er ſie erwartete, von ihren Frauen begleitet, in ihrer ſechsſpännigen Kutſche auf einem gewiſſen Punkte am Wege zu halten, bis wohin er ihnen entgegen reiten wollte.

Etwa eine Meile öſtlich von Jekaterinodar bietet eine ſeichte Stelle im Strome eine Art Furth dar, durch welche die Fürſten mit zahlreichem Gefolge, beinahe hundert Köpfe ſtark, hinüber kamen. Ihre reichen, gold- und ſilbergeſtickten Kleider, ihre glänzenden Waffen funkelten herrlich im Strahle der Abendſonne, und wie ſie im Thale daherſprengten auf Roſſen, ſo ſchlank, ſo feurig und ſtolz und ſo feenhaft leicht, daß ſie einer Zauberwelt entlehnt ſchienen, tönte muſikaliſch der Widerhall ihrer Hufſchläge in Heloiſens lauſchendes Ohr.

Nun kam auch ihr Vater, an der Spitze ſeines Stabes von der andern Seite herbei. Es ſchien, als wollte er durch Ehrenbezeigungen, größer als ſie erwarten durften, gleich eine mächtige Bundesgenoſſin in ihrer geſchmeichelten Eitelkeit ſich werben. Der Graf in ſeiner reichen Generalsuniform, die Bruſt mit Orden bedeckt, und alle die andern Offiziere ſtrahlend in Waffenglanz mit feinen, knappen Kleidern und militäriſchem Anſtand nahmen ſich vornehm genug aus. Wie viel ſchöner und imponirender erſchien aber doch Heloiſen der Anblick der orientaliſchen Krieger, ſämmtlich große, ſchlanke Männer mit regelmäßigen Geſichtsformen, in ihren

weiten, faltenreichen Kleidern, die so anmuthig leicht, und mit so unbekümmerten Anstand, gerade als wären sie darauf zu Hause, auf ihren prächtigen Rossen saßen!

Der Platz des Zusammentreffens war etwa eine Viertelmeile östlich von der Festung, an einer Stelle wo der Weg sich erweiterte. Etwas abseits hielt Heloisen's offene Kutsche. Sie sah unaussprechlich reizend aus in ihren leichten Sommergewändern. Denn die ungeheuere Hitze hatte sie bestimmt, für kurze Zeit die tiefe Trauer abzulegen, welche sie auf des Grafen Geheiß seit des Fürsten, ihres Großvaters Tode, auch für diesen angelegt. Ein weißer Federhut, von dem ein feenhaft dünner weißer Schleier flatterte, deckte den schönen Kopf und ihre lieblichen Formen waren durch den reichen Spitzenshawl über ihren Schultern nur durchsichtig verhüllt. Ihr zur Seite saß, als wäre es ihr zur Folie, im buntesten Aufputz die Kalinoffska, ihr gegenüber die Nannerl.

Als der Graf mit seinen Gästen umkehrte und bei ihrem Wagen vorüber ritt, griff er, sie grüßend, an den Hut. Alle Offiziere folgten ehrerbietig seinem Beispiel; so auch thaten die Tscherkessenfürsten, indem sie die Hand an die Stirn legten, ohne sie anzusehen, und ohne Zweifel nicht ohne mißfällige Empfindung, einem Weibe so viel Ehrfurcht bezeigen zu müssen. Denn auch die vornehmste Tscherkessin tritt ehrerbietig zur Seite, wenn sie einem Manne begegnet, ihn ungehindert seines Weges gehen zu lassen und pflegt, wenn sie auf einen stillstehenden Krieger trifft, vor lauter Respekt nur hinter seinem Rücken sich wegzuschleichen. Nur Arslans Blick schweifte nach ihr hin und — blieb gefesselt hängen.

Eine ſo unbeſchreibliche Glut blitzte aus ſeinem Auge ſie an; daß ſie beſchämt, unwillkürlich den Schleier vor das Geſicht zog. Und doch war es kein frecher Blick, der ſie anſtarrte. Es war Ein Augenblick. Die Reiter flogen an ihr vorüber. Ihr Wagen bewegte ſich langſam hinter ihnen her nach Hauſe, als ſie mit Verwunderung den Trupp am Thore von Jekaterinodar noch halten ſah. Der Graf hatte für einige der Häuptlinge, zu deren Bequemlichkeit, Quartiere in der Stadt bereiten laſſen; aber es fand ſich, daß, als er einem ſeiner Adjutanten den Auftrag gab, es ihnen anzuweiſen, eine gewiſſe Beſtürzung unter den Tſcherkeſſen entſtand. Sie blickten einander mit vielſagenden Mienen an und Keiner bezeigte Neigung, hier zu bleiben. Sie mochten an die Fürſten der Kabarda denken, die vor einigen Jahren bei einem ähnlichen Beſuche gefangen nach dem Innern von Rußland geführt worden waren. Der Graf faßte ſich ſogleich, lud ſie ſämmtlich in das Lager ein und wußte zu ihrer Beherbergung Rath zu ſchaffen.

Die Kalinoffska und Nannerl brachen in Lobpreiſungen von Arslans Schönheit aus. „Und mir was für Blitzſtrahle er Ihre Gnaden angeſchmettert hat!“ ſagte Nannerl. „Blickte er die gnäd'ge Gräfin nicht an, als wollt er's verzehre! So ein Heide hat auch ein Herz! Aber ſchaun's Ihr' Gnaden, wenn's der Sultan auch ſelbſt wär', meine Gräfin gönnt' ich ihm doch nicht.“ Heloiſe lachte; als ſie aber nach Hauſe kamen, fiel ihnen Guaſchas verſtörtes Geſicht auf; ſie war auf dem Wartthurm geweſen, die Häuptlinge vorbeireiten zu ſehen.

„Armes Kind!“ sagte Heloise mitleidig. „Hat es Dich so bewegt Deine noch freien Landsleute zu sehen? — Kanntest Du einen von ihnen?“ setzte sie auf Russisch hinzu.

Guaschas Wangen glühten höher. „Ob ich Einen kannte? Sollt' ich nicht Arslan Mansur kennen, der meines Vaters Zögling war?“

„War er das? Aber Du mußt damals ein kleines Kind gewesen sein. Ich habe seine Geschichte gehört. Er ward seit seinem 15ten Jahre in Petersburg erzogen.“

„Und kam er nicht wieder zu uns, um seinem Volke zu helfen gegen die Tücke der Moskowiter? Und sprechen nicht alle Mädchen von ihm und singen nicht alle Sänger von seinen Thaten? O, wer den jungen Löwen nicht kennte! Sein Atalik ward glücklich gepriesen, weil er ihn erzogen! Bei Stawropol lag er mit zweien meiner Brüder verblutend auf der Wahlstatt! — O Gräfin! Du hast Recht, ich war noch jung, ich war noch ein Kind als ich ihn täglich sah! Aber er spielte gütig mit dem Kinde. Er lehrte mich seinen Gott anbeten. Er schenkte mir dies.“ Sie zog das silberne Kreuz hervor, und eine große, heiße Thräne fiel darauf.

Heloise glaubte einen Blick in das armen Mädchens Herz zu thun. Sie schwieg. Aber Nannerl, weniger zart, sagte: „Und als er wieder kam, da warst Du ein großes Mädchen. Dachte er da noch an das Kreuz?“

„Wohl dacht' er daran, Nannerl, und fragte mich, ob ich es noch hätte, und ich sagte ihm, daß ich's auf dem Herzen trüge, denn er ist wie mein Bruder. Da sagte er: Ich wollte, Du könntest einen Christen heirathen Guascha, aber keinen Moskowiter.“

„Und warum heirathete er Dich nicht ſelbſt?“ fragte Nannerl dreiſt.

Guaſchas Geſicht glühte von Neuem. Sie warf einen langen, gluthvollen, tiefen Blick auf Nannerl. Dann ſenkten ſich langſam die dunkel und wunderſam lang bewimperten Augenlider zur Erde. Es war als ſchließe plötzlich ein Vorhang die Sonne aus einer jungfräulichen Kammer aus. „Das kann er nicht“, ſagte ſie leiſe. „Er iſt ein Fürſt, ich bin nur eines Edelmanns Tochter. Kein würdiger Mann heirathet unter ſeinem Stande.“

„Da hätte er ſich bei den Moskowitern beſſer ſollen belehren laſſen. Hat's nicht ſogar des Kaiſers Bruder gethan? Ihr würdet ein ſchönes Paar gemacht haben.“

Angſt malte ſich auf Guaſchas Geſicht. Sie wendete ſich halb verſchämt, halb unwillig ab. Aber Heloiſe hieß Nannerl ſtill ſein. Sie war gütiger als je gegen Guaſcha. Wußte ſie doch, was es war, hoffnungslos zu lieben!

Am folgenden Tage ſollten die Gäſte feſtlich bewirthet werden. Der Graf hatte die Waffen der Civiliſation gegen ſie bereit. Ein Feſt war angeordnet, denen auch die Frauen ſich zum Schmuck leihen ſollten. Die Gattin und Töchter des Commandanten, die Fürſtin Gawriloff, welche die Geneſung ihres Sohnes hier abwartete, einige andere Offiziersdamen, die ſich in Jekaterinodar aufhielten, um in der Nähe ihrer Männer zu ſein, waren eingeladen, Heloiſens Hofſtaat zu bilden. Das große Generalszelt war wie mit einem Zauberſchlag in ein feſtliches Gemach verwandelt, deſſen Möbeln, Teppiche und

Draperien aller Art Eilboten aus Taganrog geholt. Der imponirendſte Schmuck aber waren die bedeutungsvollen, glänzenden, zierlichen Waffen, die, ringsumher zu Arabesken geordnet und mit Eichenblättern umwunden, befeſtigt waren. Krieg oder Frieden ſollte den tſcherkeſſiſchen Häuptlingen hier geboten werden.

Der Graf wußte mit einer ihm eigenthümlichen Gewandtheit letztere in die europäiſchen Sitten zu zwingen. Er kündigte ihnen, mit dem Bewußtſein, ihnen eine beſondere Ehrenbezeigung zu erweiſen, an, daß ſeine Tochter ſie gern in ihren Gemächern empfangen werde, worauf er Heloiſen vorbereitet hatte. Blos den fünf Vornehmſten aber ward dieſe Ehre zu Theil.

Der Fürſt von Temigui war der geringſte an Macht von den gegenwärtigen Häuptlingen, auch hatte ihm weder beſondere Tapferkeit noch Klugheit einen bedeutenden Einfluß verſchafft. Aber er war ein Greis, den Siebzigen nahe. Darum ward ihm in Allem der Vorrang gelaſſen, denn die Tſcherkeſſen ehren mit einer Pietät das Alter, welche uns die Sitten der Spartaner zurückruft. Keiner ſetzte ſich, ſo lange er ſtand, keiner blieb ſitzen, wenn er ſich erhob. Ihm folgte Pſugui, Fürſt von Pſadug, der Erſte an Macht, ein Mann von würdigem Anſtand, vorſichtigem Betragen und milden Sitten. Er hatte eine krimiſche Sultanstochter zur Frau und war mit den Ruſſen vielfach in Berührung gekommen, deren Sprache er etwas verſtand. Wie hoch Manſur Arslan in Anſehen ſtand, und wie ſehr ſein Heldenmuth und ſeine Energie ihn geſtellt, davon war der deutlichſte Beweis, daß, trotz ſeiner Jugend, ſeine Stimme im Rath

mehr galt, als die irgend eines Anderen, und auch in äußerlichen Dingen nur die beiden eben Genannten ihm voran gingen. Bei Heloisen war natürlich er der Sprecher, da er in Petersburg das Französische erlernt; nachdem also Heloise und Fürst Pfugui ein paar russische Begrüßungen und Höflichkeitsversicherungen mit einander radebrechend ausgetauscht, hatte sie mit ihm allein die Unterhaltung zu führen, während die Uebrigen, sämmtlich wohlgebildete, kräftige Männer mit dem stolzen, orientalischen Gleichmuth vor sich hinschauten, der dem Europäer wie Verachtung aussieht. Arslan redete das Französische freilich nicht mit Dabanoffs Eleganz, aber jedes seiner Worte schien Gewicht zu haben, so ausdrucksvoll waren seine Blicke. Einen herrlichern Mann hatte Heloise nie gesehen. Die hohe Stirn, die feine, gerade Nase, der schön geformte Mund schienen einer Statue Griechenlands entlehnt; aber aus den dunkeln, strahlenden Augen blitzte das vollste, kräftigste Leben, und die verzehrende Glut des Orients. Er trug den türkischen Turban, reichgestickte Kleider und der Griff seines Säbels und der Dolch im Gurtel waren mit Juwelen geschmückt.

„Ich freue mich, mein Prinz", sagte Heloise zu ihm, „in Ihnen einen Christen zu begrüßen."

„Ich bin als Sohn ein Christ", erwiederte Arslan, „es ist die Religion des Kampfes wie des Leidens."

„Es ist die Religion der Versöhnung, des Friedens, mein Prinz", versetzte Heloise mit weicher Stimme.

„Führen Ihre christlichen Fürsten nicht Krieg unter einander, Gräfin?" fragte Arslan.

„Wollte Gott“, erwiederte Heloise, „sie befolgten die Vorschriften ihrer Religion besser!“

„Meinen Sie nicht, daß St. Georg ein guter Christ war? Und stellen nicht alle Bilder ihn kämpfend und tödtend dar?“

„Mit Ungeheuren kämpfend, Lindwürmer tödtend, ja.“

„Vielleicht meinten die Maler die Ungeheuer der Bedrückung, die Lindwürmer der Erpressung und Beamtenraubsucht.“

Heloise fühlte, wie Recht er hatte und brach ab. Sie sprach von Guascha, welche mit ihren übrigen Dienerinnen im Vorzimmer stand, durch welches die Häuptlinge gekommen waren. Arslan hatte sie erkannt.

„Ist sie nicht glücklich, Ihnen zu dienen?“ fragte er.

„Sie liebt mich, aber glücklicher wäre sie doch in ihren Bergen! Ließen sich nicht in Ihrem Lande Verwandte von ihr auffinden, die sie gern aufnehmen würden? Ich selbst habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, unter den Gefangenen die Spuren ihrer Mutter oder Schwägerinnen aufzufinden. O mein Prinz, thun Sie das Ihre, zu bewirken, daß dieser gräßliche Handel aufhöre, von dem man unter meinem Volke nichts weiß.“

Er sah sie mit einem seltsamen Blick an. „O meine Gräfin“, sagte er bedeutungsvoll, „thun Sie das Ihre, ihm ein Ende zu machen.“

„Großer Gott!“ rief sie, „was könnt' ich thun?“

„Die Schönheit ist allmächtig im Abendlande so wie im Morgenlande“, versetzte er und seine Augen blitzten kühner.

„Wußt' ich doch nicht", ſagte ſie lächelnd, aber ohne Wohlgefallen, „daß die orientaliſchen Ritter auch ſich der Galanterie befleißigen."

„Im Munde eines Orientalen iſt das ein Gefühl, was in dem des Abendländers eine Galanterie iſt."

„Und was können Sie für Guaſcha thun", fragte Heloiſe ablenkend.

„Ich will ſie zu meiner Mutter ſchicken. Sie wird ſie taufen laſſen und ihr im Kloſter einen Zufluchtsort ſchaffen, denn ſie will nicht heirathen. Dort kann ſie ungeſtört um die Ihren weinen."

Heloiſe hatte nicht Zeit zu ermitteln, ob die Antwort herzlos ſei oder ein tiefes Gefühl verrathe. Der alte Häuptling erhob ſich und mit ihm die Uebrigen. Bald hörte ſie ſie fortſprengen.

Sie ſchritt nun zur Toilette und rief Guaſcha, ihr Haar zu flechten. Während das Mädchen letzteres auflöſte und ſie ihr nicht in's Geſicht ſehen konnte, erzählte ſie ihr in gebrochenen Worten, daß ſie mit dem Fürſten Arslan von ihr geſprochen. „Möchteſt Du wohl zu ſeiner Mutter?" fragte ſie, ohne das Kloſter zu erwähnen.

Aber Guaſcha, ohne zu antworten, zauſte ihr Haar und fuhr mit dem Kamm ſo leidenſchaftlich durch hin, daß Heloiſe beſtürzt ſich umſah. Guaſcha ſah bleich und angegriffen aus. Ein tiefer Schmerz zuckte um ihren Mund.

„Was iſt Dir, Guaſcha", fragte Heloiſe mit einem liebevollen Blick.

„Er liebt Dich, Gräfin", ſagte das Mädchen ſie ſtarr anſehend.

„Unsinn!“ erwiderte Heloise erröthend. „Er kennt mich kaum.“

„Die Liebe braucht kein langes Kennen. Ein Blick ist genug. Er sah Dich, die Du so schön bist, und liebte Dich. Ich weiß es von Nannerl.“

„Ich bitte Dich, sei still“, sagte Heloise, halb schuldbewußt, und setzte sich wieder vor dem Spiegel. „Laß mich mein Haar selbst flechten. Du bist bewegt und raufst mich zu sehr.“

„O nein, nein, ich will es thun! Ich will Dich schmücken, ich will Dich schön machen für — — —.“

Allein Heloise sah sie mit einem ernsten Blicke an. Guascha arbeitete mit zitternden Händen, aber scheinbar gefaßter fort und brachte ihren Haarputz glücklich zu Stande. Nur als sie ihr einen reichgestickten Florschleier am Hinterhaar befestigen sollte, stach sie sie plötzlich mit der Perlennadel so scharf in den Kopf, daß Heloise erschrocken aufsprang. Guascha aber lief unter lautem Schluchzen zum Zimmer hinaus in ihre Kammer. Das arme, arme Herz! dachte Heloise und rief Nannerl, ihr das Blut aus den Haaren zu waschen.

Heloise war zauberhaft anzusehen, als sie von zephyrleichten, weißen Gewanden wie von einem Wolkenschleier umwoben, in der Mitte der Krieger stand; denn nur auf ihr ruhte Aller Blick, alle andern Frauen verschwanden neben ihr. Eines Blick vor Allen riß sich nur gewaltsam von ihr los, um gleich darauf wie träumend auf sie zurückzufallen. Eine lange, reiche Tafel war gedeckt, an der Heloise präsidiren sollte. Der Fürst von Pfadug und Arslan ihr zur Seite; neben dem Erstern die Fürstin

Gawriloff. Die übrigen Damen zwischen die vornehmeren Offiziere vertheilt. Daneben waren in einem andern Raume des Zeltes, Teppiche bereit gelegt, auf denen für diejenigen Häuptlinge, welche die abendländische Weise zu essen, verschmähten, oder sich unbehaglich dabei fühlten, im orientalischen Style auf großen, mit niedrigen Füßen versehenen Präsentirbrettern servirt ward. Beiweitem die größere Anzahl der Häuptlinge und Edeln lagerten sich um letztere herum. Der Graf und seine Adjutanten saßen nicht nieder, um überall sein, und die Gäste bestens versorgen zu können. Der Erstere entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit. An köstlichen Weinen war kein Mangel, und wenige der Tscherkessen waren strenge Mahommedaner genug, um sie zu verschmähen.

Unterdessen hatte Heloise, in der Erinnerung an Guascha, unter Arslans zehrenden Blicken ihre Unbefangenheit fast verloren, um so mehr, als sie bemerkte, daß ihres Vaters Augen von Zeit zu Zeit mit einem seltsamen Ausdruck auf ihr und ihrem Nachbar ruhten. Es war etwas Lauerndes in seinem Blick. Zuerst glaubte sie, er bewache sie, ob sie auch wol, wenig an Repräsentation gewöhnt, sich in ihrer Lage zu benehmen wisse? Dann, als Arslan's Feuer, durch den Wein geschürt, auffallender hervorbrach, sein Betragen beunruhige ihn. Aber ihr Vater ließ weder von dem Einen, noch dem Andern etwas merken. Im Gegentheil behandelte er sowohl sie mit der größten Hochachtung als den jungen Fürsten mit einer Auszeichnung, die Allen auffiel und sichtlich den Stolz desselben befriedigte.

Sie ließ ſich von Arslan von ſeiner Mutter erzählen. Er that es mit Wärme und einem gewiſſen innigen Mitleiden, das Heloiſe vollkommen verſtand. So kamen ſie auf die Lage der Frauen unter den Tſcherkeſſen. „Sie iſt nicht, wie Sie ſich vorſtellen, Gräfin", ſagte er, „denn Sie kennen uns nur aus den Berichten unſerer Feinde. Es iſt wahr, die Frauen dienen in meinem Volke, aber die Schönheit herrſcht", ſetzte er mit einem feurigen, nicht misverſtehenden Blick hinzu.

„Ihre Bemerkung macht für mich das Uebel noch ärger", ſagte Heloiſe, indem ſie an Lenorens Worte: «Wenn's Männer gäbe u. ſ. w.»*) dachte. „Wenn Sie meine Sprache verſtänden, würde ich es Ihnen durch die ſchönſten, zarteſten Verſe, die je geſchrieben worden, beweiſen. Die Schönheit iſt nicht das Beſte an uns. Sie iſt ein flüchtiges zufälliges Gut. Unſer Geſchlecht, unſere Schwäche ſelbſt ſollt ihr ehren, und wir halten den Mann nur der Ehre werth, inſofern er uns ehrt."

„Es iſt wahr", erwiderte Arslan mit einigem Hohn, „wir haben noch viel zu lernen. Aber nicht mit der

*) „Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten
Welch einen holden Schatz von Lieb und Treu
Der Buſen einer Frau bewahren kann; . . . . .
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier dringend könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte;
Dann wär uns wol ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit!" — Taſſo.

Degenſpitze ſchreibt man Lehrbücher. Warum haben uns die chriſtlichen Mächte niemals einen Apoſtel geſchickt? Sie wiſſen vielleicht, ſchöne Gräfin, es war eine Frau, ein Weib, von der meiner Mutter Vater ſein Geſchlecht ableitet, die zuerſt das Chriſtenthum in unſere Berge gebracht. Und was Eine Frau einſt angelegt, wäre das wieder aufzubauen einer Andern unmöglich? Einer Andern, die ſicherlich ſchöner und heiliger iſt als Tamar je geweſen ſein kann?"

Heloiſe ſah ihn verwirrt an, allein der dringende, leidenſchaftliche Blick, der ihr antwortete, erklärte ihr ſeine Meinung. „Iſt es möglich", dachte ſie, „kann er den wahnſinnigen Gedanken faſſen — —?" Sie ſprach von andern Dingen, aber allen wußte er eine Wendung auf ſie ſelbſt zu geben, und ſie ſah deutlich, wie mit reißender Schnelle mit ſeinem Verlangen auch ſeine Hoffnung wuchs. Endlich als eben ihr Vater, mit einem liſtigen Lächeln nach ihr hinſehend, ſich näherte, bat ſie ihn, die Tafel aufheben zu dürfen.

Der Nachmittag war vom Grafen zu einer Conferenz mit den Tſcherkeſſenhäuptlingen beſtimmt worden, die, wenn ſie die Sache recht vorher überlegt hätten, vielleicht nicht gerade eine ſolche Zeit zur Abmachung wichtiger Geſchäfte gewählt haben würden. Denn der Wein und die ſtarken Gewürze waren Mehreren zu Kopfe geſtiegen, und Alle fühlten ſich ſchwer und erhitzt. Aber der Graf hatte Schreibzeug und Papier ſchon bei der Hand. Er nahm erſt Alle zuſammen, dann Mehrere von ihnen einzeln vor. Mit Arslan dauerte ſeine Unterredung lange. Als ſie endlich ſich trennten, funkelten

des jungen Mannes Blicke freudig; wer den Grafen recht beobachtet hätte, würde sein schönes Gesicht von einem gewissen höhnischen Triumphe verstellt gefunden haben, den er für weniger scharfe Beobachter unter der Miene einer höflichen Munterkeit zu verstecken wußte.

Siebenzehnter Abschnitt.

Noch einmal Vater und Tochter.

Heloise fühlte sich bedeutend erleichtert, als sie wieder zu Hause auf ihrem Sopha saß. Sie konnte nicht umhin, mit einiger Unruhe an die glühende Leidenschaft zu denken, die aus Arslans Blicken sprach. „Sollte er wirklich thöricht genug sein", dachte sie, „sich einzubilden, ich könnte ihm in seine Berge folgen wollen, für ihn zu weben, und seine Divans mit Wolle zu stopfen, und seine Hauswände zu bewerfen, wie nach Guaschas Bericht, in seinem Lande die Prinzessinnen thun?" — Sie lachte. „Nun wenn auch das nicht! Wenn er mir auch verspräche, daß ich nichts als sticken und einmachen sollte, kann er wirklich einen Augenblick glauben, daß ein russischer General ihm seine Tochter geben werde?" — Eine Ahnung beschlich ihr Herz; ein leises Mistrauen in ihren Vater, wenn sein argliſtiges Lächeln, sein lauernder Blick vor das Auge ihrer Seele trat, daß er des Jünglings Leidenschaft benutzen könne, ihn zum Abfall von seinem Volke zu verlocken. Aber sie wies den

Gedanken entsetzt zurück. „So unedelmüthig kann der Bruder meiner trefflichen Pflegemutter, so — verrätherisch kann mein Vater nicht handeln!“

Am Abend kam er selbst, zu einer so späten Stunde, wie er sie noch nie vorher besucht hatte. Sein Schritt war der des Triumphes, seine Miene die übermüthige des Gelingens. „Nun, Heloise“, sagte er lächelnd, „wie bist Du mit Deinem Tagewerk zufrieden? Ich sehe, Du verstehst mehr, als Garn spinnen. Du weißt auch Netze daraus zu stricken, junge „Löwen“ darin zu fangen.“

„Lieber Vater!“ unterbrach ihn Heloise bittend.

„Wahrhaftig“, fuhr er lachend fort, „der Katharinenorden kann Dir nicht entgehen, solche große Verdienste erwirbst Du Dir um die Krone. Nein, der große Georgenorden, denn Du hast eine Hauptfestung erobert. Hätte ich's doch kaum geahnt, als Du hier ankamst, daß wir Dich so gut würden brauchen können. Aber wie Du so daher geschwebt kamst, wie eine Sylphide, einer andern Welt entsprossen, gerade als wäre eine weiße Lilie lebendig geworden und hätte plötzlich Augen und Lippen bekommen, hätte Dir ein Anderer widerstehen mögen! Versuchst Du's, so gewinnst Du mir alle, den Alten mit dem weißen Barte etwa ausgenommen. Haben wir nur erst den jungen Löwen in sichern Banden, — wie sagt doch Dein Dichter?

„Ist's um den geschehen,
Mußt nach Anderm gehen
Und das junge Volk erliegt der Wuth.“

Er lachte laut. Heloise traute ihren Sinnen kaum. Sie erkannte ihren Vater nicht. Er hatte sich für das

verlorene Mittagsmahl durch ein ſpätes Abendbrot entſchädigt, und eine — in der That ſehr ſeltene — Weinlaune machte ihn aufrichtiger, als er ſein wollte. Aber ſeiner Tochter großer, verwunderter Blick rief ihn zu ſich ſelbſt zurück."

„Ich verſtehe Dich nicht, Vater", ſagte ſie mit Ernſt.

„Nicht? Könnte es Dir entgangen ſein, daß Du an dem Prinzen Manſur, an dem jungen, wilden, trotz aller Verſuche noch ungezähmten Löwen eine Eroberung gemacht haſt?"

„Es iſt mir allerdings nicht entgangen, daß ſein Herz, das wahrſcheinlich leicht genug aufflackert, auch bei mir Glut gefangen. Aber was iſt das für uns? Die Flamme wird ſo leicht wieder verlöſchen, wie ſie aufgelodert."

„Kaum, beſonders wenn wir noch ein kleines Weilchen das Feuer ſchüren, bis wir uns daran gewärmt haben."

„Und was würde Dir das nützen, Vater", fragte Heloiſe, ihren reinen Blick auf ihn richtend. „Was würde es Dir nützen, ſelbſt wenn es redlich wäre?"

„Oho! — ſo gefällt er Dir alſo nicht?"

„Ob er mir gefällt? — Ich glaube Vater, er iſt ein edler Mann; er ſieht ſo aus, als könne ein großer Mann, ja, Vater, als könne der Retter ſeines Volkes aus ihm werden."

Des Grafen Geſicht überzog ein dunkeles Roth. „Ich ſehe, Heloiſe, Du biſt mit dem Feinde im Bunde."

„Liebſter Vater! So meint' ich es nicht. Aber ich wünſchte, Du könnteſt dieſe wackern Männer, dieſe Freunde ihres Volkes zu Freunden Deines Kaiſers machen — —."

„Das will ich ja eben."

„Ohne ſie zu erniedrigen, Vater!"

„Hm! Ich komme mir eben nicht niedrig vor. Alſo er gefällt Dir, Heloiſe, der junge Löwe?"

„Was meinſt Du mit dem Gefallen? Von einem ſolchen Gefallen, wie ich es aus Deinem Lächeln ſchließen ſollte, daß Du es meinſt, kann doch nicht die Rede ſein."

„Und warum nicht?"

„Vater!" rief Heloiſe entſetzt. „Du kannſt nicht daran denken, mich einem Barbaren, einem halben Muſelmann geben zu wollen!"

„Und warum nicht einem wackern Mann, dem Freunde und künftigen Retter ſeines Volkes, der ſich erniedrigen würde, wenn er dem Kaiſer Treue ſchwöre?"

„Vater, ich kann es nicht faſſen. Es kann nicht Dein Ernſt ſein. Ein wackerer Mann iſt darum kein gebildeter Mann. Sein Volk iſt nicht mein Volk, die wilde Unabhängigkeit, die ſein Glück macht, kann nicht das meine machen."

„Was hat das Alles zu ſagen, Heloiſe?" erwiderte ihr Vater vollkommen ruhig, während ſie immer aufgeregter ward. „Du biſt einer Fürſtin Tochter", ſetzte er mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu, „fürſtliche Freier gibt's nicht alle Tage. Nimmſt Du nicht einen Tſcherkeſſenfürſten, das heißt, einen Räuberfürſten, ſo

mußt Du Dich vielleicht mit einem bloßen Edelmanne begnügen."

Heloiſe ſah ihm ſchmerzlich, dringend in die Augen. Dann ſprang ſie auf ihn zu, ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Nein, Vater, nein!" rief ſie und ein Thränenſtrom brach aus ihren Augen. „Du kannſt es nicht ſo meinen. Du kannſt Dein Kind, Deiner Antonie Kind nicht ſo aufopfern wollen."

Der Graf drückte ſie feſt in ſeine Arme und ſah, nicht ohne väterliche Zärtlichkeit, auf die ſchöne Tochter herab. „Nun, wenn Du mich denn ſo gut kennſt, ſo muß ich Dir ſchon recht geben. Sei ruhig, ich werde nicht der Thor ſein, meinen Juweel wegzuwerfen! Meinen Juweel", ſetzte er, ſie wohlgefällig betrachtend hinzu, „der eine Krone zieren würde, einem Räuberhauptmann! Aber — laß nur, es wird ihm gut thun, eine Weile in ſeinem kecken Wahne gelaſſen zu werden.

„Er kann nicht hoffen —" rief Heloiſe beſtürzt.

„Allerdings hofft er, denn er iſt jung und übermüthig. Ueberdem war ſein Ahn, denkt er, ſo gut ein Souverän als der Moskowiterkaiſer und ſeine Mutter, iſt ſie nicht eine Zarentochter? Was meinſt Du? Wenn Du Dich entſchlöſſeſt, »Fürſtin der Kabarda« zu werden, und die ungezähmten Hochländer Deinem ſanften Scepter zu unterwerfen und wie ſeine Urururältermutter die wilden Georgier, die Bergtſcherkeſſen zum Chriſtenthum zu führen? Könnteſt Du Dich allenfalls zu einem geringen Tribut an den Kaiſer und zur Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft verſtehen?"

Der hohnische Ton, in den der Graf zurückgefallen, hatte etwas Verletzendes für Heloisens Gefühl. Sie sah ihn forschend an. „Sollte“, fragte sie endlich, „der junge, mit den europäischen Verhältnissen wenig bekannte, Mann sich wirklich diesen ehrgeizigen Plan gemacht haben? Nun, wenigstens was den Antheil anbelangt, den er Deiner Tochter darin zugewiesen, so hast Du ihn leicht darüber aufzuklären vermocht.“

„Wozu? Kann es Deiner Renommée schaden, wenn er Dich ein paar Monate lang für seine Braut hält? — Ich will ihn schon aufklären wenn es Zeit dazu ist.“

„Vater, wäre das redlich? Wäre das nur menschlich, ihn das Opfer eines solchen Wahnes werden zu lassen?“

„Ist es etwa menschlich, Hunderttausende das Opfer seines Freiheitswahnes, seines übermüthigen Stolzes werden zu lassen? Friede soll diesem gesegneten Lande, Ruhe diesem armen Volke werden, sobald die hochmüthigen Häuptlinge sich unterwerfen.“

„Aber die andern Fürsten?“

„Jeder Mann hat seinen Preis. Dem von Hatukwoi leuchten die Augen, wenn er nur ein Goldstück sieht. Was bei Einem der Geldgeiz thut, thut bei dem Andern der Ehrgeiz. Hab' ich Arslan, so hab' ich sie Alle.“

„Und wird er nicht den Betrug endlich entdecken, und dann Alles wieder rückgängig machen? Und werden die Edeln nicht gegen ihn aufstehen, wenn sie hören, daß er sie verrathen?“

„Die angesehensten Edlen, wie Du sie nennst, sind eben darum hier, daß ich mich ihrer auch versichern kann.

Du kannſt ſie an den rothen Schuhen erkennen, an Bildung wirſt Du ſie ſchwerlich von ihren Stallknechten verſchieden finden. Uebrigens, Heloiſe, wählſt Du Deine Worte äußerſt zart. Betrug! Verrath! In der Politik laſſen ſich die romantiſchen Tugenden nicht wohl üben."

„Und wird das Volk ſich unterwerfen, Vater", fragte Heloiſe, nach einigem trüben Nachſinnen, „wenn die bedeutendſten Häuptlinge ſich unterwerfen?"

„Hab' ich einmal ihre Unterſchriften, und ſind erſt mit ihrer Bewilligung die Werbungen im Gange, ſo bin ich um einen großen Schritt weiter. Unter dieſem Volke, das unter Waffen aufgewachſen, iſt mir um Rekruten nicht bange. In der Kabarda können wir ſo Viele haben, wie wir wollen. Am Ende iſt es dem Volke gleich, für wen und was es ficht, und »ein Rubel täglich« iſt nicht zu verſchmähen."

„Und die Fürſten haben eingewilligt? Sie haben unterſchrieben?"

„Eingewilligt noch nicht definitiv, zu unterſchreiben verſprochen. Für Morgen früh hab' ich ſie zu einer Exhibition ihrer Fechter- und Reiterkünſte veranlaßt. Nichts ſchmeichelt ihrer Eitelkeit mehr. Ihr Frauen ſollt ſie ihre Kunſtſtücke üben ſehen. Der Nachmittag iſt zu einer Schlußconferenz feſtgeſetzt, denn ſie wollen übermorgen fort. Morgen Nachmittag alſo müſſen ſie mein ſein."

— Heloiſe ſaß lange ſtill, in ſchmerzliches Nachdenken vertieft, ihrem Vater gegenüber, während auch dieſer gedankenvoll da ſaß. Endlich ſagte ſie:

„Vater, ich kann keine Rolle in Deinem Spiele übernehmen. Ich werde Arslan morgen ſagen, daß ich ihn nicht liebe, daß keine Macht der Erde mich beſtimmen könnte, ihm meine Hand zu geben.“

„Halte Du das, wie Du willſt“, erwiderte der Graf mit erzwungener Kälte. „Nur hoffe nicht damit etwas auszurichten. Es wird ihn nicht abſchrecken. Die Tſcherkeſſen ſind gewohnt, die Frau ihrem Vater abzukaufen. Er glaubt Dich mir abgekauft zu haben, nur daß der Kaufpreis nicht in Ochſen und Decken beſteht, ſondern in dem, was er die Freiheit ſeines Volkes nennt, und in ſeiner eigenen hochmüthigen Unabhängigkeit. Wir ſollen ihn zum Fürſten der Kabarda machen. Dann verſpricht er uns das Gebirgsvolk zu gewinnen, und ſo ſein eigenes Reich zu vergrößern. Hm! Gar kein übler Gedanke!“

„Allein es wird ſpät“, fügte der General hinzu, indem er ſich erhob. „Noch eins, Heloiſe! Ich verlange Nichts von Dir, keine Verſtellung, kein Zuvorkommen; ſei ſo kalt und ſpröde, wie Du nur immer willſt. Nur greif nicht mit kindiſchen Händen unberufen in mein Gewebe ein, mir die Fäden zu verwirren. Die ganze Sache mit Arslan bleibt bis jetzt ein Geheimniß, wird Dir alſo nur geringen Zwang anlegen. Oder vielmehr“, ſetzte er mit halbem Lächeln hinzu, „Jeder hat ein Geheimniß mit mir. Gute Nacht! Ich rechne auf Deine Vernunft!“

Indem er ſie ſcheidend auf die Stirn küßte, fühlte er wie eiskalt ſie war. Aber er wollte es nicht bemerken. Er hätte kaum gewünſcht, ſie zufrieden zu ſehen.

„Sie kennt die Welt nicht“, dachte er heimreitend. „Sie iſt auf dem Lande aufgewachſen. Weiß der Himmel, wie meine Schweſter, die ſelbſt am Hofe erzogen war, ſie in einem ſolchen Tugendtraume hat erhalten können! Aber ſie war ſelbſt etwas überſpannt in ihren Begriffen. Und ich liebte ſie deſto mehr um dieſer Reinheit willen, die die Frauen ſo gut kleidet.“

Achtzehnter Abschnitt.

Ein Brief.

Der Graf hatte Heloisen unbeschreiblich unglücklich zurückgelassen. Wie war nach und nach das ideale Bild, das sie von ihrem Vater nach Europas Gränze gebracht, so ganz zusammengesunken! Wie waren stückweise von der Bildsäule, die sie ihm in ihrem Herzen errichtet, alle Theile abgefallen, die sie an einem Gott gefälligen Wesen für unerläßlich hielt. Erst die Barmherzigkeit, dann die Gerechtigkeit und die heilige Treue, und nun — die Wahrhaftigkeit! Sie wußt' es, ihr Vater war hart, bis zur Unmenschlichkeit oft; er verachtete die Menschen, er hatte seiner Jugend und ihren Blüten und Früchten entsagt und lebte nur als Bürger seines neuen Vaterlandes, als sein Kriegsmann. Alles das hatte sie oft tief betrübt. Aber ach! Sie hatte gehofft, er kämpfe nur mit ehrlichen Waffen! Daß er, wie der Versucher selbst, einen Preis für Jeden ausgefunden, daß er so furchtbar kalt, so sorglos die Fäden legte, die Feinde zu verstricken, daß er mit solcher Arglist sie in das Netz zu

locken wußte — das ſchlug ſie tief nieder, ſo tief, daß ſie glaubte ſich nie wieder aufrichten zu können. Sie, die Tochter eines — Betrügers! Würde nicht, in niedrere Sphären verſetzt, auf kleinere Verhältniſſe übertragen, Jeder alſo Handelnde mit dieſem Namen benannt werden ſein? Konnte ſie dieſen Vater noch lieben und achten?

Wohl hatte der Graf Recht, wenn er ſich ſagte, daß Heloiſe die Welt nicht kannte. Sie wußte nichts von den unwiderſtehlichen, demoraliſirenden Einflüſſen der Welt im Ganzen und der diplomatiſchen Verhältniſſe wie des Kriegerlebens ins beſondere, die der Graf beide erfahren. War einer unter den ſchwarzen und rothen Schaaren Lützows, der mit reinerem Enthuſiasmus, mit wärmerer Liebe für das deutſche, gemeinſame Vaterland, für deſſen Freiheit gekämpft hatte? der den Unterdrücker derſelben mit reinerem, weniger ſelbſtigem Haſſe gehaßt hätte als er? Sein eigener Vater war durch den Tyrannen zu anſcheinend großen Ehren gekommen. Aber das milderte nicht den tugendhaften Abſcheu des Sohnes, der ſich mit dem reinen, glühenden Jünglingshaſſe — wie die reine, ganze hingebende Liebe, bei den Männern das ſchöne Vorrecht der Jugend — gegen den Tyrannen ſtellte, eben weil er ein Tyrann war. So mächtig wirkte noch das Gefühl in ihm, als er ſich zu dem unvorſichtigen Schritt einer heimlichen Vermählung hinreißen ließ. Aber eben dieſer Schritt gab die erſte Veranlaſſung ihn in die Erbärmlichkeiten des Intriguenlebens eines der kleinern deutſchen Höfe einzuweihen, die ſeine Seele zuerſt mit Ekel erfüllten.

Dann führte ihn seine Flucht, die Nothwendigkeit, sich selbst den Weg zu bahnen und sein mächtig erwachender Ehrgeiz in die giftige Pflanzenwelt der russischen Lebens- und Dienstverhältnisse ein. Sein Unstern verwickelte vom Anfang an ihn tief in die orientalisch-russischen Angelegenheiten. Die siebzehn Jahre seit seiner Flucht hatte er — mit Ausnahme des polnischen Feldzugs, der die Sache nicht besserte, — fast ganz in den Kriegen gegen Perser, Turken und Tartaren, oder in der Verwaltung der orientalisch-russischen Provinzen zugebracht. In diesen Verhältnissen, in denen sich Brutalität und Intrigue, Tollkühnheit und Feigheit, Herrschsucht und Kriecherei oft so schneidend berühren, war ihm erst sein zartes deutsches Ehrgefühl erkrankt, dann abgestorben; sein moralischer Sinn hatte sich getrübt; er sah rings umher die schamlosesten Erpressungen ausüben, ungestraft, ja von der öffentlichen Meinung kaum gerügt; er sah Menschen als Sachen behandelt, und — was ihn noch schneller gelehrt hatte, sie zu verachten — sah sie sich dem unterwerfen. Seine Jugend trat zurück wie ein Traum, seine Ehrsucht, zur Leidenschaft anschwellend, drohte alle andre Gefühle aus seiner Seele herauszudrängen. Nur ein Brief seiner Schwester, seiner ältesten, besten Jugendfreundin, zu derer Klugheit und Güte er stets hinaufgeblickt, versetzte ihn von Zeit zu Zeit auf einen kurzen Augenblick in seine reinere Vergangenheit zurück; sonst war jedes Band zerrissen. Er gehörte der Gegenwart, und durch seine ehrgeizigen Pläne — der Zukunft an.

In der Nacht, welche auf seine Unterredung mit Heloisen folgte, trat eines der selmen, ungeheuren Ge-

witter jener Gegenden ein, und solche Ströme von Regen stürzten am folgenden Morgen hernieder, daß die kriegerischen Spiele, die man vorbereitet, ausgesetzt werden mußten. Gegen Mittag schien der Himmel sich aufzuklären. Der General wollte darum die für den Nachmittag festgesetzte Geschäftsconferenz nicht aufgeschoben wissen; allein die Jüngern unter den Edlen, die mit dem Wettrennen, Zielschießen und Spielgefecht, das man ihnen versprochen, viel Ehre einzulegen sich mit Recht geschmeichelt hatten, zeigten so üble Laune, daß sie das abgekühlte Wetter, welches ihren Kämpfen so günstig war, nicht zu denselben benutzen sollten, daß die Häuptlinge in den russischen Feldherrn drangen, den geschäftlichen Abschluß bis auf morgen aufzuschieben, und sich einen Tag länger zu bleiben freiwillig erboten. Der Graf unterdrückte seine Ungeduld, um nicht Verdacht zu erwecken, und gab, obwol höchst ungern, denn er hatte seit einigen Tagen in höchster Spannung gelebt, seine Einwilligung.

Heloise hatte den Morgen in Unentschlossenheit zugebracht. Was konnte sie thun? Sie fühlte entschieden, daß sie die Häuptlinge und Edeln der Kubanländer ihren eigenen Weg gehen lassen müsse. Aber war es nicht ihre Pflicht, Arslan, der sich aus blinder Leidenschaft für sie, um ihres Besitzes willen, vielleicht in sein Verderben stürzte, und ohne Ersatz den Vorwurf eines Vaterlandsverräthers auf sich lud, zu warnen? „Er verdient nichts Besseres!“ sagte sie bitter. „Ist er willig, die Freiheit seines Volkes für eine Schattenkrone und die Befriedigung einer auflodernden Laune zu verkaufen, so geschieht ihm recht, in solchen frevelhaften Hoffnungen

getäuscht zu werden!“ — Und doch regte sich in ihrer Seele ein tiefes Mitleiden mit dem schönen, ritterlichen Jünglinge. Welches Mädchen könnte es ihr nicht nachfühlen? Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie die Lockspeise sein sollte, ihm dem untreu zu machen, was er seiner Pflicht und Ehre gemäß hielt, um so grausam getäuscht zu werden.

Als sie erfuhr, daß die kriegerischen Spiele bis zum folgenden Morgen verschoben waren, und sie noch einmal Gelegenheit haben sollte, mit Arslan zusammen zu kommen, faßte sie ihren Entschluß. Sie wollte ihn durch kaltes, stolzes Benehmen so ganz von sich abstoßen, daß er zurückgeschreckt würde, und sollte dies nicht hinreichend sein, selbst eine Unterredung mit ihm suchen, ihm zu erklären, daß er nie auf ihre Einwilligung zu hoffen haben würde, ohne dabei ihren Vater bloß zu stellen.

Nannerl war um sie herumgeschlichen, als sie sie so traurig sah, und hatte sich manchen Bewerb im Zimmer gemacht. Da Guascha sich seit gestern Morgen fast gar nicht hatte sehen lassen, in ihrer Kammer saß und arbeitete, ihre Zofenpflichten aber ganz versäumte, so war Nannerl dafür eingetreten. „Wir wollen sie sich ausweine lasse“, sagte sie, „die Lieb' weint sich endlich so tropfenweis' weg. Sie weiß selbst, daß sie ihn nicht kriege kann; denn sie haben gar wunderlich' Stand's gesetz'. S' ist noch viel ärger als im östreich'schen Lande, das Kastenwese, wie's mein Vatter seliger nannte. Ist er aber für sie zu hoch, für meine gnäd'ge Gräfin ist er um ein paar Stufen zu niedrig, das muß wahr

sein. — Gelt, Ihr' Gnaden wundere sich, daß die Nannerl auch schon drum weiß? Die Diener, das könne Ihr' Gnaden glaube, habe halt gute Augen. Und wenn sie blind g'wesen wären, hätten's doch sehen müsse, wie er gestern die schöne Gräfin mit den Augen verschlang, so hat das Feuer draus durch und durch g'leuchtet."

„Lassen Sie das, liebe Nannerl!" sagte Heloise.

„Ja, ja", versetzte Jene, „nur wollt' ich sage, was die Dienerschaft anbelangt, so sind sie die besten Spione. Ihr' Gnaden erinnere sich vielleicht, was ich am ersten Abend g'schwätzt, eh' ich g'wußt, wer das schöne, gnäd'ge Fräulein eigentlich waren?"

„Ja wohl, aber Sie werden sich wohl auch erinnern, daß ich Sie, wenn Sie seitdem darauf angespielt haben, wiederholt gebeten, nichts mehr davon zu erwähnen?"

„Hab der gnäd'gen Gräfin auch gehorcht, wenn's mir auch manchmal das Herz abg'drückt hat. Was denken's, Ihr' Gnaden? Seitdem hab' ich früh und spät g'hofft, die gnäd'ge Gräfin werde's merke, daß ich als Spionin bei ihr ang'stellt bin? Aber's thut's halt nicht. Ihro Gnaden leben mehr im Himmel wie auf Erden."

Hier widerstand Heloisens Neugierde nicht länger. „Was meinen Sie, Nannerl?" fragte sie.

Nannerl lächelte mit stillem Triumphe und sagte schlau: „Vor einer Stiefmutter wäre Ihr' Gnaden für's Erste sicher. "Und als Heloise sie fragend ansah: „Bald nachdem Ihr' Gnaden hier ang'kommen sind, hab'ns Se. Excellenz meiner Fürstin abg'schriebe."

„Und wer hat Sie als Spionin angeſtellt, Nannerl?“

„Ja, ſehen's Ihr' Gnaden. S'ſ war kaum ein halben Monat um, ſo kommt ein Brief an mich von meiner ehemaligen Herrſchaft, und da ſagt's mir die ſchönſten Sachen, wie's mich immer ſo lieb g'habt und mich ſo werth g'ſchätzt hat, und wie's mich belohne will, wenn ich's herausbring', was eigentlich die Urſach' iſt, daß der Graf mit ihr g'broche, da's, ſagt's, fühl' ſich ganz unſchuldig. Unſchuldig! hihihi! S' will wiſſe, ob's die Tochter iſt, die ſie ſo haßt, und's bei dem Papa ang'ſchwärzt hat. Ich ſchrieb ihr, da könnt's ſicher ſein, die gnäd'ge Gräfin wären 'ne Heil'ge, die haßte keine Menſchenſeel', aber ich wollt ſuche 's 'raus zu bringe, was es iſt. Denn ſie giebt gar ſchöne G'ſchenk.“

„Nun, und haben Sie es denn herausgebracht, Nannerl?“

„Behüt! Denn vermuthe und wiſſe iſt zweierlei. Ich hab' wohl ſo mein' eignen G'danken g'habt, aber davon hab' ich nichts verlaute g'laſſe. G'danken ſind zollfrei, das wiſſe Ihr' Gnaden. Da hab ich denn ſo in meinem Sinne g'dacht, Se. Excellenz alter Landesherr iſt nun todt. Nun ſind Sie der Schwager des neuen g'worden, und halt ein ordentliches Mitglied einer deutſchen reichsfürſtlichen Familie. Da können's auch wohl beſſer thun. So ein ſchöner Mann, wie der Herr Graf ſind, zumal! Und ſo ein groſſer Kriegsheld! Da griff jede deutſche Prinzeſſin zu. Und die iſt doch mehr als ſo eine mongoliſche Knjäſin, mit ihrer breiten Naſ' und ihren g'malten Backen! Bei Tag' kann ſie ihm nie g'falle habe. Sie iſt halt älter als

er; und wenn's auch ſteinreich iſt, s' iſt nicht die einzige Reiche."

„Nannerl", ſagte Heloiſe verlegen, dem pfiffigen Blick ihrer Kammerfrau ausweichend, was Sie auch ſchwatzen!" Das Blut war ihr in das Geſicht geſtiegen, während jene ſprach. Es war ihr nur allzuwahrſcheinlich, daß die Schlaue richtig errathen habe. Sie brach die Unterredung kurz ab; aber es erregte ihr doch eine Art Zufriedenheit, daß wenigſtens für jetzt von der Seite her nichts zu fürchten war.

Als ſie nach dem Lager kam, hatten ſich die übrigen Damen bereits alle eingefunden, und man hatte mit dem Anfang des kriegeriſchen Schauſpiels nur auf Heloiſens Ankunft gewartet. Es war eine Art Gerüſt für die Damen erbaut, auf dem Heloiſe den Ehrenplatz einnahm; rings umher hielten zu Pferde ganze Schaaren von Infanterieoffizieren, während zu beiden Seiten in einiger Entfernung die Soldaten reihenweiſe als Zuſchauer aufgeſtellt waren. Die Cavallerie hatte den entlegneren Theil des Lagers inne, und ſie kam während des Beſuchs der Tſcherkeſſenfürſten gar nicht zum Vorſchein. Denn die Koſaken, als ihre grimmigen Feinde, wollte der Graf mit ihnen auf keine Weiſe in Berührung bringen; die ſchwere Reiterei aber war der ſchwächſte Theil des Heeres, und er wünſchte dieſe Blöße eher zu verbergen als zu zeigen.

Dagegen ließ er den Anfang der kriegeriſchen Aufzüge damit machen, daß er ein Reiterregiment aufziehen ließ, das nicht zu den regelmäßigen Truppen gehörte, und auf tſcherkeſſiſche Weiſe eingeübt war. Es

bestand aus Kabardinern, Georgiern, ausgelösten Gefangenen, die mit den tscherkessischen Waffenübungen vertraut geworden, hauptsächlich aber aus Ueberläufern. Es war auf das Prächtigste equipirt und indem es mit der nationalen Gewandtheit und Blitzesschnelle die Präcision und Uebereinstimmung wohldisciplinirter Truppen vereinigte, konnte es gleichsam das Ideal einer wohleingeübten Kriegerschaar darstellen. Der General hatte bei dieser Exhibition eine dreifache Absicht. Erstens wünschte er den Häuptlingen die Achtung zu bezeigen, in welcher er ihre Kampfesweise hielt; denn er hatte dieses Regiment selbst gebildet. Dann sollten sie sehen, wie Vieler ihrer Wackern er sich schon bemächtigt habe und endlich hoffte er durch dies Beispiel den Gedanken zu erleichtern, auch ihre eigenen Nächsten und Angehörigen in diesen Reihen zu sehen.

Die Häuptlinge schauten schweigend zu und keiner der erwarteten Eindrücke war auf den marmornen Gesichtern zu lesen, deren starre orientalische Regelmäßigkeit nur der Sturm der Leidenschaften bewegt, kein lauernder Gedanke, keine flüchtige Empfindung, sei sie wohlgefällig oder mißfällig. Jetzt begannen die kriegerischen Spiele der Works und Tokavs, d. h. der Edeln und Freien. Die Fürsten, mit Ausnahme Arslan Mansurs, gaben nur die Zuschauer ab. Arslan hatte der Versuchung nicht widerstehen können, sich der jungen Gräfin in seinem glänzendsten Lichte zu zeigen, und seine eigne Jugend schien seiner Theilnahme das Unstatthafte zu nehmen. Wie er so da saß auf dem stolzen, feurigen, georgischen Rosse, in seinem strahlenden Waffenschmuck, über

der Bruſt einen zierlichen Kettenpanzer geſchnallt, den Kopf mit einem ſilbernen Netzhelme von eigenthümlicher Form bedeckt, rief er Heloiſen allen Zauber der Ritterzeit zurück; ſo mußte Rinaldo, ſo Amadis ausgeſehen haben. Sie mußte ſich gewaltſam aus der magiſchen Illuſion herausreißen, mit der die lebendige Romantik ſeiner Erſcheinung ſie umfing.

Auch das Roß unter ihm, ein Urbild edler Schönheit, von ſilbergrauer, glänzender Farbe und wunderbar verſtändig drein ſchauend, ſchien die Ehre zu fühlen, ſolchen Reiter zu tragen, Es warf ſich ſtolz in die Bruſt, tanzte auf ſchlanken Beinen anmuthig hin und her, und aus den Nüſtern ſchnaubte, kampfwitternd, ſeine kaum zu zügelnde Ungeduld. Als nun das Wettrennen begann, wie flog es dahin, wie ein Gedanke ſchnell, kaum den Boden mit flüchtigen Füßen berührend, ehrgeizig, ſeinem Herrn den Sieg zu erringen. Das Abfeuern zahlloſer Piſtolen begleitete die fliegenden Roſſe. Dann kam, ebenfalls von der Muſik krachender Schüſſe begleitet, das Zielſchießen, wo der Schütze, am Ziele vorbeijagend, in vollem Lauf, oder von dem galoppirenden Pferde abſpringend und dann wie ein Blitz wieder drauf, es zu treffen hatte. Zuletzt kam ein Spielgefecht, wo es an Streifwunden und Beulen nicht fehlte. Faſt in allen dieſen Uebungen blieb Arslan entſchiedener Sieger. Zuvor that es ihm Keiner in irgend einem der Wettkämpfe. Sein Blick ſuchte oft den Heloiſens, die, unwillkürlich von Intereſſe und Bewunderung hingeriſſen, nur mühſam die kalte, ernſte Miene behaupten konnte, durch welche ſie ihn abzuſchrecken hoffte.

Betäubt von dem Lärme und Tumult des Kampfes zogen die Damen sich endlich in ein Zelt zurück, wo Erfrischungen für sie bereitet waren. Ihnen folgte Mansur Arslan ohne Waffen, aber noch glühend vom Kampfe. Heloise hatte sich unter dem Vorwand, sehr ermüdet zu sein und einen Augenblick ausruhen zu wollen, auf einen abseits stehenden Divan gesetzt, und die Kalinoffska beauftragt, sie bei den andern Damen, die dem Eingange des Zeltes näher im Kreise saßen, für ein paar Augenblicke zu entschuldigen. Der Held trat nicht ohne Verlegenheit ein, als aber gleich hinter ihm einige Offiziere hereinkamen und ein Gespräch mit den Damen anknüpften, schritt er rasch auf Heloise zu, und setzte sich auf das andere Ende des Divans.

Wie dreist! dachte sie. Aber sie fühlte, daß sie den Augenblick benutzen müsse. Sie richtete darum den Blick fragend auf ihn, worauf er sogleich, jedoch ohne Unbescheidenheit näher rückte. „Ich sehe Sie verstimmt und traurig, meine Gräfin! und möchte mich selbst hassen, daß ich trotzdem mich so glücklich fühle."

„Vielleicht, mein Prinz", antwortete sie, „hab' ich bessere Ursache zur Traurigkeit, als Sie zur Freude."

„Wenn es nur nicht Eine Ursache ist", erwiderte er. „Ihr Vater ist's, Gräfin, der mich glücklich gemacht hat."

„Ich könnte Ihnen antworten: Er ist's, der mich traurig gemacht hat. Aber wozu mit Worten spielen? Wir haben nur wenige Augenblicke. Lassen Sie uns diese zur vollsten Wahrhaftigkeit benutzen, mein Prinz!"

„Was kann wahrhaftiger ſein als meine innige, heiße, unauslöſchliche Liebe?“ — ſagte er, und wie viel mehr ſagte der unausſprechliche Blick, den er auf ſie warf.

„Prinz!“ erwiderte ſie, durch dieſen Blick ſchmerzlich geängſtigt, „der Augenblick drängt. Ich kann nicht zart und weiblich ſein, wie ich's ſein möchte, weil es beſſer iſt, aufrichtig zu ſein als zart. Ich kann das Geſchenk Ihres edeln Herzens nicht würdigen. Ich liebe Sie nicht. Ich werde nie Ihre Gattin werden.“

Leichenbläſſe und flammende Röthe wechſelte auf ſeinem ſchönen Geſicht, während ſie ſprach. „Jedes Ihrer Worte iſt ein Dolchſtich“, ſagte er. „Aber ich kann Sie nicht darum haſſen. Ich liebe Sie doppelt um dieſer Wahrhaftigkeit willen.“

„Aber Sie können nicht wünſchen, ein Mädchen zu heirathen, das Sie nicht liebt.“

„Meine Liebe wird Ihren Haß beſiegen.“

„Täuſchen Sie ſich nicht, mein Prinz! Ich haſſe Sie nicht, ich achte Sie hoch, aber ich werde Ihnen nie meine Hand geben.“

„Ich habe Ihres Vaters Wort“, ſagte er finſter.

„Mein Vater mag verantworten was er that — wenn er es kann!“ ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu. „Aber wie dem auch ſei. Sie ſind zu edelmüthig, um zu wollen, daß er mich zwinge.“

„Sie ſind eine zu gute Tochter, um ihm ungehorſam zu ſein.“

„Nun, ſo hören Sie, Arslan — Sie treiben mich auf's Aeußerſte — mein Herz gehört einem Andern.“

Heloiſe erſchrak vor dem Effekt ihrer Worte. Der Schmerz in ſeinem Auge ward plötzlich zur Wuth. Es war ihr, als müßte Gift draus hervorſpitzen. Mit leiſer verhaltener Stimme fragte er: „Wo iſt er? Er lebt nicht mehr, wenn mein Arm ihn erreichen kann!“

„O Arslan! Er iſt fern, fern! Ich werde nie die Seine werden. Aber könnte mein Beſitz nach einem ſolchen Geſtändniß Ihnen noch wünſchenswerth ſein?“

„Ich habe Ihres Vaters Wort“, ſagte er noch einmal und ſein Ton war entſchloſſener als vorher.

Heloiſe hielt ſich nicht länger. „Und womit wollen Sie dieſen unglücklichen Beſitz erkaufen? Mit dem, was Ihnen bisher das Heiligſte war, mit der Freiheit Ihres Volkes, mit Ihrer eigenen Unabhängigkeit? Prinz! Iſt Ihnen dieſer Kaufpreis nicht zu hoch? Verträgt er ſich mit Ihrer Ehre? Wird Ihre Nation Sie nicht einen Abgefallenen nennen, einen — Verräther?“

Auch dieſer Worte Wirkung war ſo bedeutend, daß Heloiſe ſie gern zurückgenommen hätte. Die Wuth wich von dem erblichnen Geſicht, dem wiederkehrenden ſchmerzlichen Ausdruck Raum zu geben, der ſich plötzlich mit einer ſo ſtolzen Kälte verſchmolz, daß Heloiſen zu Muthe ward, als habe ſie ihm ſchweres Unrecht gethan.

„Gräfin“, ſagte er mit tonloſer Stimme. „Sie verkennen mich. Ich bin kein Verräther. Längſt ſchon fühl' ich, dieſer Vertilgungskrieg führt nicht zum Ziele. Was können wir, ein kleines Häuflein, gegen die rieſenhafte Uebermacht Rußlands? Der Fürſtenhut der Kabarda gehört von Rechtswegen mir; mein Oheim hat ihn aus ſtrafbarer Schwäche fallen laſſen; mein Vater

verſchmähte ihn aus Irrthum, indem er glaubte, ſeine Würde nur im offenen Kampfe mit Rußland behaupten zu können. Aber mein und ſein Ahn hatte ſich nur bedingt unterworfen. Nach dem Beiſpiele zahlreicher, mächtigerer Fürſten der Chriſtenheit hielt er es nicht für ſchimpflich, ſein Reich von einem der Gewaltigen der Erde zum Lehen zu tragen. Eine ſolche bedingte Unterwerfung von meiner Seite wird mein Volk von dem, was Ihre Staatsmänner ſelbſt den eigentlichen Krebsſchaden der ruſſiſchen Herrſchaft genannt, von einem verwerflichen Beamtenheere, frei erhalten. Der Kaiſer braucht unſern Arm. Wohl, es iſt uns ehrenvoller, die Kriege eines chriſtlichen Kaiſers zu kämpfen, als die des türkiſchen Halbmonds. Innerlich wollen wir uns ſelbſt regieren und ihn und die Seinen ſicher die Straße nach Georgien ziehen laſſen. Wie, meine Gräfin? Geſtern noch wünſchten Sie dem Chriſtenthum Eingang in unſere Gebirge und heute machen Sie mich zum Verbrecher, weil ich den einzigen möglichen Schritt thue, ihm die Pforten zu öffnen? Geſtern noch glaubten Sie uns als Barbaren verachten zu dürfen, und heute haſſen Sie mich, weil Sie mich bereit ſehen, mein Volk der Civiliſation zuzuführen? Heloiſe! Ich dachte Sie wären über die Launen eines Weibes erhaben."

Heloiſe war beſtürzt. Ein Blick aus ihren ſeelenvollen Augen, die der Spiegel ihres Innern waren, ſagte ihm, daß ſie ſeine Motive zu würdigen wiſſe. Aber ehe ſie noch antworten konnte, trat ihr Vater ein. Er warf einen ſcharfen Blick zu ihr hinüber und ſah Arslan forſchend an, deſſen Miene verſtört war. Allein

ein kurzes Gespräch mit diesem überzeugte den Menschenkenner leicht, daß seine Tochter ihn nicht verrathen habe. Arslans finstre Stimmung erklärte er sich leicht durch die abstoßende Kälte, mit der Heloise ihn behandelte.

Diese trat an den Kreis der Damen heran, die unterdessen ihre Köpfe zischelnd zusammengesteckt hatten und auseinander fuhren, als sie sich ihnen näherte. Außer der Kalinoffska verstand keine von ihnen genug Französisch, um mehr als einzelne Worte von jener, mit gedämpfter Stimme geführten Unterhaltung zu verstehen, und jene hatte sich, aus Gefälligkeit gegen Heloisen bemüht, die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken. Der Abend war unterdessen heran gekommen und Heloise war froh, aufbrechen zu können.

Sie kam in großer Gemüthsbewegung nach Hause. Arslan erschien ihr in anderem Lichte als vorher. Was seine heroische Schönheit, was seine feurige Ergebenheit, was endlich die ganze glänzende Entwickelung seiner ritterlichen Tugenden nicht bewirkt, das hatte ein Moment, das hatte ein flüchtiger Blick in sein Inneres vermocht; sie hatte ihn achten lernen. Was sollte sie thun? Durfte sie den Jüngling der so Edles wollte, blind in sein Verderben rennen lassen? Wie, wenn sie sich entschlösse, ihm ihre Hand zu geben, und mit ihm den schwierigen Pfad zu gehen, seine Helferin zu werden in dem edlen Missionsgeschäft der Religion und Cultur? — Es wäre ein erhabener Beruf, hinreichend, ihrem dürftigen, nutzlosen Leben seinen Werth zu geben.

Aber würde ihr Vater jemals sie ihm geben? Ihm, den er als einen bloßen Räuberhauptmann betrachtete?

Stand es auch in seiner Gewalt, ihn mit der bedeutenden Macht zu bekleiden, die er ihm lockend versprochen? — Ach! und sie selbst! Konnte sie, durfte sie ihm die Hand reichen mit dem Bilde eines andern Mannes im Herzen und dem sichern Gefühl, daß von dort keiner diesen Andern je verdrängen werde? War das nicht ein moralischer Ehebruch? Und sie sollte nicht vor der Sünde erbeben?

Was waren ihres Vaters Pläne? Er hatte die Kubaner Fürsten theils durch bedeutende Geldsummen, theils durch glänzende Versprechungen gewonnen. In Tugus, des Fürsten von Machosch, Zelt, war eine prächtige russische Generalsuniform gesehen worden und viele Rollen von Silberrubeln waren als Gastgeschenke unter die Works bereits vertheilt. Dafür ward nichts verlangt als die Ceremonie einer Namensunterschrift und daß man ein paar Regimenter Infanterie friedlich über den Kuban rücken, und einige andere Regimenter Cavallerie dort werben lasse, bei deren ansehnlichem Sold ihre Unterthanen reich werden konnten. Alles dies und unendlich mehr noch, woraus Heloise blos das Obige als Wahrheit herausfand, war im Lager flüsternd umhergegangen und auch zu ihr gedrungen. Ohne Zweifel waren noch geheime Artikel dabei, auf die ihr Vater anspielte. Die Papiere waren ausgestellt, den Fürsten vorgelegt, ihren Ausstellungen gemäß abgeändert und in's Reine geschrieben. Es fehlte nur noch an ihrer Unterschrift, die auf morgen Vormittag versprochen war. Sie mußte sie ihrem Schicksale überlassen.

Aber Arslan? Er war für einen höhern Preis gewonnen, den man ihm weder geben konnte noch wollte. Man konnte ihn hinhalten, aber endlich mußte er dahinter kommen, daß er betrogen war. Sein Einfluß war bedeutend. Man mußte sich seiner versichern, ihm seine Freiheit, vielleicht sein Leben nehmen, wenn man nicht einen gefährlichen, unversöhnlichen Feind in ihm erhalten wollte. Sie schauderte.

Es war ihre Pflicht, ihn zu warnen. Sie war entschlossen. Sie griff nach Feder und Papier. Sie schrieb:

„Mein Prinz! Ich fühle, daß der Blick, den Sie mich heute, am Schlusse unserer Unterhaltung, in Ihre edle Seele haben thun lassen, mir vollkommene Wahrhaftigkeit gegen Sie zur doppelten Pflicht macht. Seien Sie auf Ihrer Hut! Thun Sie für die Freiheit Ihres Volkes Nichts, was Sie nicht als Christ verantworten können, und für den Frieden desselben, mein Prinz, thun Sie Nichts, unterschreiben Sie Nichts, was Sie nicht auch ohne die Hoffnung auf das Fürstenthum Ihres Ahnherrn, und ohne das Versprechen meiner Hand thun würden. Nach langem Kampfe bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es meine Pflicht ist, Sie zu warnen. Gott lenke Ihren Entschluß und Sein Schutz sei mit Ihnen!"

Sie wagte nicht das Blatt zu unterschreiben. Sie siegelte. Aber wie sollte sie den Brief in's Lager bringen? Und doch mußte es noch heute Abend geschehen. Guascha fiel ihr plötzlich ein, sie wußte kaum wie. Ihre Mädchen waren alle zu Bett. In einem der Gesindehäuser hörte sie noch die Kutscher und Bedienten

ſprechen und zur Balalaika ſingen. Sie ſchlich, den Brief im Bruſttuch verbergend und die Hand ſorglich vor die Flamme des Lichts haltend, durch die Zimmerreihe, wo auf Decken und Matratzen zerſtreut umher liegend ihre Dienerinnen ſchnarchten, nach dem andern Ende des Hauſes. Hier war ein kleines Kämmerchen, das Guaſchen angewieſen war. Das Mädchen lag angekleidet auf dem Bette. Sie war erſt kürzlich entſchlummert, denn noch glänzten die Thränen auf ihren Wangen.

„Armes Kind!“ dachte Heloiſe. „Es wird Dir ein Troſt ſein, ihn zu retten.“ Sie berührte ſie leiſe. Guaſcha fuhr empor. Als ſie die weiße Geſtalt vor ſich ſtehen ſah, vom zurückgehaltenen Licht nur ſchwach beleuchtet, wähnte ſie eine Erſcheinung zu ſehen, und ſtieß unzuſammenhängende Worte zu ſtammeln an. „Ich bin es, Guaſcha!“ ſagte Heloiſe. „Sage mir, liebſt Du mich?“

Guaſcha, die ſich erhoben, glitt an ihr herab und umfaßte ihre Knie. „O vergieb mir, Gräfin! Ich liebe Dich gewiß!“ ſagte ſie.

Aber Heloiſe antwortete raſch: „Ich habe Dir nichts zu vergeben. Allein willſt Du mir zeigen, daß Du mich liebſt, ſo kannſt Du es jetzt. Fürchteſt Du Dich in's Lager allein zu gehen?“

„Zu dieſer Stunde? Was ſoll ich bei alle den Männern?“

„Dieſen Brief ſollſt Du Arslan bringen. Sieh' mich nicht ſo wild an! Es iſt kein Liebesbrief. Ich habe ihm geſchrieben, ich habe ihn gewarnt. Er ſoll

ſeinem Volke treu bleiben. Morgen früh würd' es zu ſpät ſein."

Guaſcha ſah ihr einen Augenblick tief in das Auge.

„So gieb", ſagte ſie endlich, mit ſcharfem Sinne die Hauptſache errathend. „Vor den Adigen*) fürcht' ich mich nicht. Gieb mir Etwas an Deinen Vater zu tragen, daß ſeine Wachen mich durchlaſſen."

Sie ſchlichen nach einem der vordern Zimmer, wo ein Körbchen mit Wäſche bereit ſtand, die ihm Heloiſe von ihren Mädchen hatte beſorgen laſſen. Dann ſchlug dieſe noch ein Buch in Papier ein, welches der Graf neulich von ihr verlangt, und ſchrieb die Adreſſe in ruſſiſcher Sprache darauf. „Sei nur gewiß, den Brief in Arslans Hand zu bringen, Guaſcha", bat ſie. „Ich wäre verloren, wenn er fehl ginge. Und Er wäre verloren, Guaſcha!"

„Ich will eher mein Leben laſſen, als den Brief, verlaß Dich darauf, Gräfin", erwiderte Guaſcha, den Brief unter ihrem Mützchen verbergend und den Schleier überſchlagend. Heloiſe ging mit ihr leiſe nach der Hausthür, ſie hinter ihr zu ſchließen. Sie ſah in den dunkeln, heißen Abend hinaus. Der Himmel hing drohend voll furchtbarer, ſchwarzer Gewitterwolken, durch welche einzelne Blitze zuckten.

„Du kannſt nicht gehen, Guaſcha", rief Heloiſe erſchrocken.

„Sagteſt Du nicht, er wäre verloren, wenn er den Brief nicht bekäme, Gräfin?"

*) Adige nennen die Tſcherkeſſen ſich ſelbſt.

„Wohl hoff' ich durch den Brief von einem falſchen Schritt ihn zu retten, den er ſein ganzes Leben lang ſchmerzlich bereuen würde. Aber Du kannſt nicht in dieſem Wetter fort, Guaſcha!"

„Was kümmert mich dies Wetter, wenn es ſein Glück gilt?" fragte Guaſcha hinausſchreitend. „Auch mag es noch eine Weile dauern ehe es herunter kommt. In weniger als einer Stunde bin ich im Lager."

Sie war ſchon fern. In angſtvoller Spannung ſah ihr Heloiſe nach. Da flammte es plötzlich durch die Nacht und zeigte ihr am Ende der Straße im hellſten Glanz die hohe ſchlanke Geſtalt, den Korb auf dem Kopfe eilig dahinſchreiten. Ein furchbar rollender Donner grollte hinter der Eilenden her.

Heloiſe ging in höchſter Unruhe in ihr Zimmer zurück. Sie öffnete das Fenſter, ob ſie die Botin wohl noch ſehen könne? Aber ſie war längſt in der finſtern Nacht verſchwunden. Aller Augenblicke ſah ſie nach der Uhr, ob ſie wohl nun das Lager erreicht haben könnte? Die Stelle, wo die Zelte der Tſcherkeſſen lagen, waren Jekaterinodar am nächſten. Fortdauernde Gewitterſchläge erhielten Heloiſen in beſtändiger Angſt um Guaſcha. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als die ſchwarzen Wolken brachen und eine ungeheure Flut herabſtürzte, die ſich nimmer mehr erſchöpfen zu wollen ſchien. Heloiſe ſaß die Nacht auf, Guaſchas Rückkehr erwartend. Aber der Morgen brach an und das Mädchen kam nicht. Sie wird des Regens wegen bei einer von den Marketender-

innen geblieben ſein, dachte Heloiſe. Die Wäſche war ein guter Vorwand, die ſie wird trocknen müſſen. Erſchöpft legte ſie ſich endlich bei Tagesanbruch nieder, und bald ſank ſie — nach dem glücklichen Privilegium der Jugend — in einen tiefen, langen, erquickenden Schlaf.

Neunzehnter Abſchnitt.

Etwas Unerwartetes.

Als ſie ſpät erwachte, fiel der Lärm auf der Straße und das lebhafte Geſpräch im Hauſe ihr ſeltſam auf. Sie war kaum aufgeſtanden, als Nannerl den Kopf zur Thür herein ſteckte, und, als ſie die Gräfin auf ſah, ſogleich in's Zimmer brach.

„Schauen's Ihr' Gnaden, da ſind's endlich wach! Haben Ihr' Gnaden nicht wohl g'ruht? — Nun, andere Leut' haben auch nicht g'ruht. Denken's mal an, Ihr' Gnaden: die Tſcherkeſſen ſind heut' Nacht ſammt und ſonders auf und davon.“

„Auf und davon? Wie iſt das möglich, Nannerl?“ fragte Heloiſe beſtürzt.

„Möglich oder nicht, 's iſt ſo, Ihr' Gnaden. Die Erd' muß ſie eing'ſchluckt habe. Oder der Donner hat's wegg'rollt, denn der war grauſig ſtark vorig' Nacht. Kurz um, ſie ſind auf und davon und kein' Spur davon g'bliebe.“

„Wie haben Sie es erfahren, Nannerl? Weiß Guaſcha darum?“

„Hab's noch mit kein' Aug' erblickt. 's ſcheint, 's Maderl ſchlafft noch. Ich hab' an ſein Kämmerle g'procht, aber ſ' muß feſt geſchlafft habe, ſ' hat mir nit g'antwortet. 's iſt doch ſonſt kein' Schlafhaub'. Aber das kommt von dem vielen Greine am Tage."

„Aber iſt die Nachricht auch wahr? Heimlich können ſie doch nicht fortgegangen ſein. Das müßten die Wachen gemerkt haben.

„Die Nacht iſt ſo grauſig dunkel g'weſt. Eine der Wachen iſt todt am Boden gefunde worde. Einer ſagt, der Blitz hat ihn erſchlage, ein Anderer ſagt, ſie habe ihn todt g'macht. Die beide andern Schildwachen weiter draußen ſind fort und verſchwunde. Die müſſen's mitg'ſchleppt habe. Schauen's, Ihr Gnaden, die Roſſ' ſind all' nit im Stall g'weſt; die haben im Frei'n g'weidet, ein Biſſel abſeits vom Lager, auf 'nen ſchönen grünen Weid'platz. Das iſt ſo die Art dieſer wilden Leut' den ganzen Sommer lang. Da müſſe ſ' ſich in der ſtockfinſtern Nacht, ein Jedes einzeln, hing'ſchliche habe und ſich auf die Roſſ' g'ſchwunge und ſo davon. Erſt auf einer Staniza, eine Meil' von hier öſtlich, haben's Lärm g'blaſen. Von unſerm Wartthurm haben's vor lauter Dunkelheit nit ſchau'n könne, und vor dem furchtbaren Geklatſch, das die Sündflut von Regen g'macht, nit höre könne."

„Und was kann ſie bewogen haben — —?" fragte Heloiſe, indem ſie ſich umwandte, etwas vom Tiſche zu nehmen; denn hätte Nannerl bei dieſer Frage ihr Geſicht geſehen, ſo würde ihr ſchlauer Blick leicht entdeckt haben, ſie ſelbſt wiſſe mehr von dem Bewegungsgrund als ſie.

„Unſer Herr Gott mag's wiſſe!“ erwiderte Nannerl. „Und Se. Excellenz vielleicht. S' müſſe wol Unrath g'merkt habe. Das ſchöne Geld aber, das Se. Excellenz ihnen ſchon in Voraus gebe hat, das haben's all' mitg'nommen.“

„Und woher wiſſen Sie das Alles?“

„Das ganze Lager iſt voll davon und die Stadt auch. Alles iſt in Unruh'; denn 's heißt, ſ' werde nun wol g'rad' drübe über'm Strom in Pſadug losbreche, und da habe ſ' ſich bisher ziemlich ruhig verhalte. Nun, wie unſer Herr Gott will. Mir ſollt' 's Leid thun um unſer Häuſele, wenn ſie uns hier in Jekaterinodar über'n Hals kommen ſollte. Ich hab' meine ſauer verdienten Kreuzer 'rein geſteckt. Aber wo bleibt die Guaſcha?“

Keine Spur war von dem Mädchen zu finden. Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos. Sie brachten heraus, daß ſie geſtern Abend, vor Ausbruch des Regens, von einer der Patrouillen angehalten worden war, und daß man auf ihre Erklärung: „Sie habe dem Obergeneral noch ſo ſpät die Wäſche zu bringen, da er ſie morgen früh brauche, weil ſie vergeſſen, den von der jungen Gräfin ihr gegebenen Auftrag am Tage zu vollziehen“, ſie ungehindert habe ziehen laſſen. An einer von den Tſcherkeſſenzelten ziemlich entlegenen Stelle des Lagers fand man den durchnäßten Korb. Das Buch war, zu Heloiſens Beruhigung, nicht dabei; denn dies, ſowie die von ihr geſchriebene Adreſſe würden auf die Spur ihres Zuſammenhangs mit der Sache geführt haben, von dem jetzt Keiner etwas ahnte — außer vielleicht der Graf. Daß Guaſcha mit den Tſcherkeſſen entflohen, konnte keinem

Zweifel unterliegen. Allein da Niemand darauf kam, daß ihr ſpäter Beſuch die Veranlaſſung dazu gegeben, ſo fing man an, dieſe Flucht für das Ergebniß eines vorher entworfenen Planes zu halten. Laut ward über die Treuloſigkeit dieſes Räubervolks geſprochen und über die Undankbarkeit, mit der ſie die Gaſtlichkeit des ruſſiſchen Feldherrn belohnt und mit habgieriger Liſt von ihm Geſchenke gezogen. Gegen Abend endlich kam ein tſcherkeſſiſcher Pſhilt oder Leibeigener, zum Vorſchein, der abſichtlich zurückgeblieben, um bei dem ruſſiſch-tſcherkeſſiſchen Regimente Dienſte zu nehmen, und ſich ſo lange verſteckt gehalten. Er war als Knecht eines der Edeln von Temigui mit in das Lager gekommen und ſchon früher in Rußland geweſen, in deſſen Sprache er ſich nothdürftig verſtändlich machen konnte.

Er ward ſogleich vor den Feldherrn geführt, der durch allerlei Fragen herausbrachte, daß Arslan ſpät am Abend unter Donner und Blitz, und ſelbſt ſo aufgeregt, daß das tobende Element in ihm perſonifizirt ſchien, in das Zelt getreten ſei, das die Fürſten von Pſadug und Temigui bewohnten, als er eben dieſe und einige Edle bei der Mahlzeit bedient habe. Er habe ſie erſucht, unverzüglich die Edeln zu verſammeln, und als dies geſchehen, eine feurige Rede an ſie gehalten, in welcher er ihnen auseinander geſetzt, daß der General ſie betrüge, daß mit Verräthern kein Friede ſei, daß man ſie gefangen nehmen und nach Petersburg ſchicken wolle, daß er zur alsbaldigen Flucht rathe, da das Unwetter dieſelbe begünſtige. Der Alte von Temigui habe gefragt, woher er dies auf einmal Alles wiſſe? Fürſt Arslan Manſur

aber geantwortet, woher er wiſſe, daß er es nicht ſchon lange gewußt habe? Vielleicht habe er ſich nur verſtellt und Zutrauen geheuchelt, um den Grafen auszuholen. Einige der Fürſten und Edeln hätten nicht recht daran gewollt, nach und nach aber hätte er ſie durch ſeine große Beredtſamkeit und durch beſtändige Hinweiſung auf den Donner — indem er ſie gefragt, ob ſie die Stimme des großen Gottes überhören wollten, die ſo deutlich zu ihnen ſpreche? — Alle herumgebracht, mit Ausnahme des Tugus Tſchuruk Oku, der nur gezwungen mit fortgegangen ſei. Während das Lager in die finſterſte Nacht verſenkt lag und von den ungeheuern Regenſtrömen faſt fortgeſchwemmt ward, hätten ſie ſich, nur in geringer Zahl zuſammen, nach ihren Pferden geſchlichen und die Schildwachen von hinten, plötzlich über ſie kommend, erwürgt, um jedes Geſchrei zu verhindern. Er aber habe ſich verſteckt gehalten, bis er ſie alle weit weg gewußt.

Nicht blos das ruſſiſche Lager war durch dieſe ſeltſame Begebenheit im hohen Grade aufgeregt. Am ſüdlichen Ufer des Kubans zeigten ſich noch deutlicher die Folgen derſelben. An der Mündung des Fluſſes Sheris, wo er ſich in den Kuban ergießt, gerade Jekaterinodar gegenüber, liegt das Dorf, in dem Pſhugui, der Fürſt der Pſaduger, ſeinen Wohnſitz hatte. Dort ſah man es ſich regen und rüſten. Von den Bergen ſtiegen Feuer auf, Schüſſe hallten in den Thälern wieder. Ohne es deutlich zu ſehen, konnte man es am gegenüberliegenden Ufer erkennen, daß etwas Außerordentliches vorging. Kundſchafter brachten die Nachricht von der allgemeinen Rüſtung Abazak's und der Kubanländer; von dem Be-

ſchluß der Fürſten, ſich mit den Shapſugen und Notachaiern zu vereinigen und auf Tod und Leben den Freiheitskampf zu kämpfen. Den weſtlichen Hochländern wuchs der Muth mächtig durch dieſen Beiſtand. Auch ſie bereiteten ſich zu größern Unternehmungen, während die nächtlichen Ueberfälle der Militärſtationen und Plünderungen der Dörfer fortdauerten.

Mehre Tage waren vergangen. Heloiſe hatte ihren Vater kaum geſehen. Er war kalt, finſter. Er beſuchte ſie nicht mehr, und wenn ſie, unaufgefodert, in das Lager fuhr, ſo hatte er wenig Zeit für ſie; er war überbeſchäftigt, und die Umſtände erklärten dies genug. Jedoch ließ er es nicht an der gewohnten Höflichkeit fehlen, und ſie hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß er, während ſein Zorn oft ſo furchtbar ausbrach, daß das ganze Heer vor ihm zitterte, er nur gegen ſie ſich mäßigte. Indeſſen konnte ſie dies unnatürliche Verhältniß nicht ertragen. Sie hatte beſchloſſen, ſich ſeinem Zorn zu unterwerfen und vollkommen aufrichtig gegen ihn zu ſein. Allein er wich jedem Alleinſein gefliſſentlich aus, und als ſie ihn um eine kurze Unterredung bat, da ſie ihm etwas zu ſagen hätte, erwiderte er ſtreng: „Ich will nichts hören.“

Da erſcholl plötzlich der Befehl zum Aufbruch des Lagers. Was ſoll nun aus mir werden? dachte Heloiſe. Dabanoff, den ſie flüchtig ſah, ſagte ihr, ihr Vater dächte ſie nach Petersburg zu ſchicken. Wie ſchmerzlich war ihr das! Sollte ſie fern von ihm ſeine Liebe ganz verlieren, ihn ſich ganz entfremden laſſen? Aber noch am nämlichen Morgen kam der Graf eilig angeſprengt. Er ſaß ab und kam in Sturmſchritt zu ihr herauf.

„Heloiſe“, ſagte er, „ſo eben bringt ein Courier mir die Nachricht, daß der Generalgouverneur von Neu-Rußland an der Küſte iſt. Er wird morgen in Gheleudſhik landen. Mehrere vornehme Damen und Herren ſind in ſeinem Gefolge, die bezwungenen Tſcherkeſſen zu ſehen“, ſetzte er höhniſch hinzu, „denn auf dem Papiere ſiegt ſich's leicht, mußt Du wiſſen. So unwiſſend erhält ſie unſere unglückliche Politik, daß ſie in thörichter Blindheit ſchon kommen, ſich am ſchwarzen Meere pittoreske Lagen für ihre Villas auszuſuchen! Aber Dir bietet dieſer Beſuch eine gute Gelegenheit, wieder in die civiliſirte Welt zurückzukehren, in die Du gehörſt. Unter dem Schutze des edeln Generalgouverneurs ſollſt Du bleiben, bis Du wieder von mir vernimmſt.“

Heloiſe war auf das Schmerzlichſte bewegt.

„O Vater“, rief ſie, in Thränen ausbrechend, „ſchicke mich nicht von Dir!“

„Was willſt Du?“ erwiderte er ſtreng. „Hier kannſt Du nicht bleiben. Dieſe Gegend wird bald das Kriegstheater ſein. Du haſt nun, was Du gewollt. Fühle nun die Folgen Deiner romantiſchen Thorheit. — Kein Wort! Ich weiß Alles; halte Dich bereit. Ich kann Dir nicht mehr als eine Stunde geben. Pack' ein, was Du nicht entbehren kannſt, nichts Anderes, die Städte der Krim oder Odeſſa werden Dich neu verſehen. Ein Pulk erprobter Koſaken wird Dich ſicher durch die Berge führen und die Wegelagerer abhalten. Leb wohl! Sei bereit!“

Heloiſe wollte ſich an ſeine Bruſt werfen, aber er riß ſich gewaltſam los: „In einer Stunde“, ſagte er, „bin ich wieder bei Dir.“

Die Arme war wie betäubt. Aber ſie mußte ihres Vaters Befehl erfüllen. Raſch traf ſie die nöthigen Anordnungen, nahm Abſchied von der weinenden Nannerl, die ſie nicht begleiten konnte, weil ſie ſo eben ihren Mann von der Reiſe zurück erwartete. Eine der ruſſiſchen Dienerinnen ſollte mit ihr gehen. In einer Stunde ſtand ein Wagen, mit vier Pferden beſpannt, vor ihrer Thür, und bald darauf erſchien der General. „Raſch, Heloiſe! kein Augenblick iſt zu verlieren.“

„Ich bin bereit, mein Vater, aber — laß mich nicht von Dir ſcheiden, ohne daß Du mir verziehen haſt.“

Die Rührung überwältigte ſie faſt; allein ſie bezwang ſich, ſie wußte, wie ſehr ihr Vater jeden Ausbruch haßte. Nur zwei große Thränen drängten ſich ihr in die Augen, als er ſie ſchweigend umfaßte.

Es war, als gäbe er ſich heute für einen kurzen Augenblick einer tiefern Bewegung hin. Er drückte ſie feſt an ſich. „Ich vergebe Dir“, ſagte er endlich, und ſeine Stimme bebte. „Du konnteſt nicht anders, ohne Dein Gewiſſen zu beſchweren. Bleib ſtets ſo rein, bleib ſtets ſo redlich! Gott ſegne Dich!“

Er bezwang ſich und bot ihr den Arm. O wie gern hätte ſie ſich noch einmal an ſeine Bruſt geworfen! Aber indem er ihr einen Brief an den Generalgouverneur gab, ſagte er: „Wann wir uns wiederſehen, weiß Gott allein. So bald ich irgend einen feſten Plan für Deine Zukunft machen kann, ſollſt Du von mir hören.“

„O Vater, ſchreib mir eher, und wenn nur ein paar Zeilen, worin Du Deiner Heloiſe ſagſt, daß Du ſie noch liebſt!“

„Wozu der eiteln Worte? Bist Du nicht die Blüthe meines dornenvollen Lebens? Wer weiß, wie bald die Laune meines Gebieters den Augenblick herbeiführt, wo ich ihrer, ohne meiner Ehre zu vergeben, genießen kann.“

Mit diesen Worten hob er sie in den Wagen und schwang sich selbst auf das Pferd, das ein Reitknecht bereit hielt. Von ihm und mehreren Offizieren begleitet, verließ Heloise die Stadt Jekaterinodar, wo Alles neugierig an Thür und Fenster lief, die Scheidende zu sehen. Unfern den letzten Häusern wartete ihrer eine starke Abtheilung der Kosaken, Ataman und Jessaul an der Spitze. „Beide“, sagte der Graf zu Heloisen, „kenn' ich als treu und tapfer, sie werden Dich sicher nach Ghelendshik bringen, und sollt' es ihr Leben kosten.“

„Ataman“, redete er den bärtigen Hauptmann an — eine wackere, tüchtige Gestalt, die sorglos auf ein kleines, lange nicht gestriegeltes Pferdchen geworfen, keck und unbekümmert in die Welt hinaus sah — „ich vertrau' Dir das Liebste an, was ich auf Erden besitze.“

„Fürchte nichts, General“, sagte er gleichmüthig, indem er sich einen Riemen zurecht schnallte. „Beide Arme werden sie mir nicht auf einmal abhauen, und so lange der Peter Pulavski noch den Säbel in die Linke nehmen kann, soll das Räubervolk Deiner Tochter keine Bandschachtel wegnehmen.“

Der Graf wendete sich mit gleicher Empfehlung zu dem Unterhauptmann, einem etwas jüngern Manne, bärtig wie jener, aber von gigantischer Gestalt und heldenmäßig gebildet: „Jessaul! Ich weiß, daß ich mich auf Deine Bravour verlassen kann, aber sei auch vorsichtig. Hab'

die Augen überall! Du weißt, dieſe Banditen ſind da, wie der Dieb in der Nacht!"

„Feldherr! verlaß Dich auf mich! Nur über meinen Leichnam hinweg ſoll Deinem Kinde ein Haar gekrümmt werden!"

Durch ſolche Verſicherungen weniger beruhigt, als durch dieſe nothwendigen Vorſichtsmaßregeln erſchreckt fuhr nun unſere junge Heldin dahin, ihr zu beiden Seiten, wie hinten und vorn, die treuen Koſaken.

Der Zug ging raſch in weſtlicher Richtung etwa drei deutſche Meilen weit am nördlichen Kubanufer hin. Als ſie am Lager vorüberfuhr, fand ſie dort eine allgemeine Bewegung. Die Scene ſah ſich wenig mehr ähnlich; mehr als die Hälfte der Zelte war ſchon abgebrochen, die Packwagen ſtanden bereit und Alles war Thätigkeit und Leben. Ein Floß, das zuſammengezimmert war, Proviſionswagen nach den Forts hinüberzuführen, und Tag und Nacht von einer ſtarken Abtheilung Soldaten bewacht ward, brachte ihre Kutſche über den Kuban. Die kleinen Pferde der Koſaken, die beinahe eben ſo gut ſchwammen als liefen, trugen dieſe hindurch.

Der eigentliche Weg in das Abunthal, durch welches Heloiſe nach Ghelendſhik, einer Feſtung am ſchwarzen Meere, reiſen ſollte, läuft von der Olga Staniza am nördlichen Kubanufer aus. Allein der Ataman kürzte, nach des Grafen Befehl, die Reiſe bedeutend ab, indem er eher über den Kuban ſetzend, das breite Thal in ſüdweſtlicher Richtung durchkreuzte und durch einen Seitenpaß, nicht weit von der ruſſiſchen Feſtung Abun, in das Thal dieſes Namens eindrang. Freilich galt es hier ſo

manchen Gießbach zu überſchreiten, das felſige Bette ſo manches rauſchenden Stromes zu durchfahren, wo nur die Piken der Koſaken den Wagen aufrecht erhalten konnten. Auch war dieſe ſanft zum Gebirge hinauf ſchwellende Ebene keineswegs gefahrlos; denn ſie war von Shapſugen bewohnt, und ſie konnten von ihrem Wege ab die kleinen Dörfer derſelben, mannichfach mit Gärten verbrämt, liegen ſehen. Allein es war von Wichtigkeit, Zeit zu gewinnen, daß des Generalgouverneurs Geſchwader nicht etwa ſchon Ghelendſhik verlaſſen, ehe die Reiſende die Feſtung erreichte.

Heloiſe war durch ihres Vaters Abſchiedsworte wunderbar erfriſcht worden. Er vergab ihr, er fühlte, daß ſie recht gethan. Was er zuletzt geſagt, klang geheimnißvoll; aber es ſchimmerte ihr ein Hoffnungsſtern des Wiederſehens daraus entgegen. So hatte ſie doch wenigſtens Gemüthsruhe genug gewonnen, für die bezaubernde Schönheit des Landes, das ſich vor ihr aufthat, nicht unempfänglich zu bleiben. Von der Fülle des Regens erquickt, lag um ſie her das weite, üppige Thal in duftender, ſmaragdgrüner Friſche. Jetzt erhob ſich der Weg, erſt wellenförmig, endlich ohne ſich wieder zu ſenken, über einen bewaldeten Hügelrücken hin, um durch eine Spalte in das hohe Thal des Abun hineinzulenken. Drüben auf der Weſtſeite des Stromes dieſes Namens, der glänzend blau und bei weitem breiter dahinfloß, als einer, über den ſie bis jetzt gekommen, lag auf einer dickbewachſenen Anhöhe, von mäßiger Höhe, die Feſtung Abun. Heloiſe, die aus ihrem Vaterlande ganz andere Vorſtellungen von einer Feſtung mitgebracht hatte, ſah mit Verwunde-

rung ein Geviert von großen hölzernen Baracken, von hohen, mehrfachen Erdwällen und Gräben umschlossen, dem erst die Tausende von Kriegern, die auf den Mauern standen, den Zug vorbeiziehen zu sehen, und das Viertelhundert Kanonen, das drohend herabschaute, ein recht martialisches Ansehen gaben. Heloisen durchzuckte ein schmerzliches Gefühl, als sie hörte, mehr als die Hälfte der Besatzung bestehe aus Polen, die zum Dienst gezwungen worden.

Die Dämmerung war bereits eingebrochen und der bei weitem bedenklichste Theil der Reise lag noch vor ihr. Der Zug hielt ein paar Augenblicke, um den Pferden die nöthige Rast und Erfrischung zu geben. Heloise mußte hier ihre bequeme Kutsche mit einem kleinen, offenen tscherkessischen Wagen, Arba genannt, vertauschen, das einzige Fuhrwerk, welches auf den Gebirgswegen das Thal hinauf, über die von jetzt an ihre Reise ging, gebraucht werden konnte. Denn das herrliche Abunthal, das sich unterhalb der nach ihm benannten Feste fast zu einem Becken ausbreitet, fängt oberhalb derselben schon an, sich bedeutend zusammenzuziehen, um endlich auf einer schroffen Felsenhöhe in der scharfen Spalte zu verschwinden, aus der das Gewässer stürmisch hervorstürzt, das gleich an der Quelle in mehrfache Zweige getheilt, sich die Bahn durch eben so viele grüne, üppig bewachsene Schluchten wühlt, hier mit einem Male sich rauschend von steiler Höhe stürzend, um dann, wie ermüdet, auf dem gradesten, kürzesten Wege dem Hauptstrome wieder zuzueilen, dort, in den anmuthigsten Windungen, über Gestein und riesige, schöpfungsalte Baumwurzeln hüpfend,

auf Umwegen zuletzt demſelben Ziele ſich zuzuwenden, und endlich, etwa eine halbe Meile oberhalb der Feſte Abun, zu einem ſchönen, klaren Waſſerſpiegel vereinigt, durch lachende Wieſen und Felder dem Kuban zuzufließen.

An der Hauptſtrömung dieſes Gewäſſers ging nun Heloiſens Weg, das Thalbett hinauf, nach dem andern Fort zu, durch das die Ruſſen ſich den Weg zur Küſte vermittelſt dieſes Thals zu ſichern geſucht. Immer höher und ſteiler erhoben ſich die Thalwände, ſelten nur kahl und feindlich blickend, vielmehr an den meiſten Orten mit vaterländiſchen Eichen und Buchen bekleidet, und einer Menge von andern Baumarten, die Heloiſe nie vorher geſehen. Die Natur hatte weniger Wildes hier, als ſtrengen, heiligen Ernſt. Aber die vielen verödeten Wohnſtätten und verfallenen Einzäunungen, die ſie an den Abfällen der Berge auf gelichteten Waldſtätten gewahrte — denn das Thal war, von ſeine Einwohnern laſſen, ſeit die Ruſſen hier heimiſch geworden — gaben der herrlichen Naturſcene dennoch den Charakter des Wüſten, Verödeten.

Es war vollkommen dunkel geworden ehe ſie nach Nikolajeffsky kamen, ſo heißt das andere Fort, das etwas mehr als eine deutſche Meile von Abun entfernt liegt. Hier beſchloß der Führer ihrer Escorte, von den Kanonen des Caſtelles geſchützt, den Anbruch des Tages abzuwarten. Die Koſaken lagerten ſich, ohne ihre Waffen abzulegen, dicht neben ihren Roſſen. Heloiſe ließ ſich beſtimmen mit ihrer Dienerin die Anhöhe heraufzuſteigen um in der Feſte droben ein Bett anzunehmen. Der Commandant empfing die Tochter des Feldherrn mit

unbegränzter Ehrfurcht. Aber Heloiſe erſchrak vor dem bleichen, ungeſunden Ausſehen der Soldaten, die ſie gelegentlich erblickte. „Die armen Burſchen!“ ſagte mitleidig Jeſſaul, als ſie am andern Morgen ihm dieſe Bemerkung mittheilte. „Sie ſind wie Gefangene da oben! Das Thal iſt eng verwachſen und ewig feucht, es wirft ſtarke Dünſte aus. Das Salzfleiſch iſt auch nicht immer im beſten Zuſtande, was ſie da oben kriegen, und das Brot manchmal verſchimmelt. Und dann das Stilliegen von Morgen bis Abend — dabei möchte einmal Einer geſund ſein. Kommen ſie aber heraus, ſo werden ſie von Kugeln empfangen, und damit trakirt, bis ſie wider drinnen ſind. Geſtern ſind die Schildwachen, die das Vieh ſichern ſollen, welches am Abhange der Feſte weidet, von dem wilden Jambolet Bey ſammt den Heerden weggeſchleppt worden. Ich möcht' nicht in der Haut von Einem von der Beſatzung ſtecken!“

Als Heloiſe mit Aufgang der Sonne wieder zum Aufbruch gemahnt ward, ſah ſie aus den fertigen Anſtalten zur Weiterreiſe den veränderten Charakter des ihr bevorſtehenden Weges. Statt der Pferde waren Ochſen vor ihren Wagen geſpannt, denn man hatte eine gewaltige Höhe zu überklimmen, um ſelbſt durch den gangbarſten Paß auf die Weſtſeite des Bergkammers zu gelangen. Ihrer Escorte aber waren zwei Böller zugefügt, von denen einer dem Zuge voraus geführt ward, der andere ihm folgte.

Ein paar Wegeſtunden von Nikolajeffski ward in eins der Seitenthäler hinaufgelenkt, das von Südweſten hinunter ihnen in den Weg lief. Wilder und wilder

zackten die Felſenwände ſich empor; in ſeltſam kühner Verſchlingung lief das Wurzelwerk über den Weg hin und erſchwerte ihn, während ungeheure Schlingpflanzen, dem Reiter bis zum Sattel reichend, ihn oft ganz zu verſperren drohten. Rieſenhafte Baumſtämme, vom neulichen Gewitter gefällt, mußten erſt von den Koſaken mit großem Aufwand von Kraft und Zeit aus dem Wege geräumt werden, ehe es nur möglich war, Heloiſens Wagen weiter zu bringen. Eiſig ſchauerte die ſtrenge Morgenluft über die Gegend und ſo dick und dunkel umſchloß die Waldnacht das Thal, daß die rothen, kalten Strahlen der aufgehenden Sonne nur in einzeln funkelnden Lichtern durchbrechen konnten. In den wunderſamſten Krümmungen neckte das anſteigende Thal den Zug hin und her. Eine hohe ſchwarze Wand ſtieg vor ihnen auf. Heloiſe gewahrte eben, daß die vorderſten Reiter nach der linken Seite hin verſchwanden, wo ſie am wenigſtens einen Weg geahnt hatte.

Da auf einmal ſtockte der Zug und eine ſeltſame, unheimliche Bewegung, die rings umher entſtand, ließ Heloiſen ſchnell das Entſetzliche ahnen. Ein wiederhallendes Lauffeuer von Piſtolenſchüſſen und der Schreckensruf: Tſcherkeſſen! Tſcherkeſſen! der plötzlich durch die Reihen erſchallte, ſagten ihr Alles. In einem einzigen Augenblicke waren hunderte von Säbeln entblößt, hunderte von Gewehren angelegt. Von hinten, von vorn, von nie geahnten Seitenklüften brachen ſie hervor, alle auf den Einen Punkt, Heloiſens Wagen zu, den wie im Nu eine zehnfache Mauer von wackern Koſaken umringte, mit ſcharfem Säbel, mit ſpitzem Speere den Anſtürmen-

den wehrend. An beiden Enden des Zuges auch wogte ein wüthender Kampf. Gleich beim erſten unerwarteten Ueberfall hatten die Tſcherkeſſen ſich der vordern Kanone bemächtigt; die Artilleriſten der andern lagen niedergeworfen, zertreten, am Boden. Kein Feuer aber konnte, ohne Freund und Feind zugleich zu vernichten, gegen den dicken Knäuel von Kämpfenden gebraucht werden, der um Heloiſen herum in grauenvollem Handgemenge ſich bewegte. Hier und da ſtürzte einer der Athleten des Hochgebirges, mit ſcharfem Säbel um ſich hauend und den mörderiſche Dolch in der Linken, ſich in das dichteſte Gedräng, nicht achtend des ſichern Todes, wenn er nur zehn Andere mit ſich herab in das Verderben riß. Aber immer wieder zog des Ataman Ruf, die Lücke füllend, neue Getreue zuſammen. Da pfiff eine Kugel dicht an Heloiſens Ohr weg, dem Wackern in den Rücken und riß ihn vom Roſſe. Es klaffte für einen Augenblick eine breite Spalte in ihrer Schutzmauer ſie an und hindurch ſah ſie einen furchtbaren Säbel blitzen; ja es war ihr, als ſähe ſie ein Paar furchtbarer Augen glühend durchleuchten. Es umdrängte ſie näher und näher — dichter und dichter. Da ſah ſie — und wilder unnennbarer Schrecken ergriff ſie — einen Tſcherkeſſenhäuptling, hoch zu Roſſe, die Mauer der Getreuen durchbrechen, die bisher ſie geſchützt; ſie erkannte Arslan. Ein furchtbares Geſchrei des Entſetzens entfuhr dem unglücklichen Mädchen. Da warf ſich die Rieſengeſtalt Jeſſauls ihm in den Weg und ein mörderiſcher Kampf begann zwiſchen den Beiden, während ſtatt der Mauer von Lebendigen, von wackern Streitern, bald ein Leichen-

damm den Wagen der halb Ohnmächtigen umringte. Was von Kosaken noch übrig war, suchte in der Flucht sein Heil.

Nur Jessaul kämpfte wüthend fort. Da erscholl es von Vorne her: Russen, Russen, die Helfer sind da! und ein frisches, grimmiges Feuer verkündete die Retter. Jetzt aber ergriff den Tscherkessenhäuptling eine rasende Wuth. Mit gewandtem Handgriff faßte er den verborgnen Dolch und bohrte ihn dem ihn krampfhaft packenden Gegner tief in das Herz. Jessaul wankte, wollte im Todeskrampfe den grimmen Feind mit sich herunter reißen, aber seine Arme sanken herab, und noch im Fallen deckte er, seinem Worte getreu, mit dem breiten, mächtigen Leibe das Mädchen.

Aber ein paar gewaltige Arme schleuderten ihn hinweg und rissen sie empor. Arslans Augen glühten in grauenregender Leidenschaft sie an. „Hülfe! Hülfe!“ rief sie, denn schon hörte, schon sah sie die Retter näher kommen, schon den Kampf sich erneuern. Aber im Nu hob er sie empor und schwang sie vor sich auf sein schnaubendes Pferd. Ein Gefährte wollte hastig einen Shawl um ihren Leib schlingen, sie an den Reiter zu befestigen, allein die Verzweiflung gab ihr für einen Augenblick Kraft; sie sträubte sich heftig, Alles abreißend, so daß Arslan mit einem Griff, der mehr den Krieger als den Liebhaber verrieth, und einen Blick liebender Wuth auf sie schleudernd, sie packte und hielt, bis der Shawl befestigt war. Dann aber — und Alles war das Werk eines Augenblicks — drückte er dem Roß die Sporen in den Leib und jagte schäumend mit ihr davon, in ein Seitenthal hinab.

Aber hinter ihm dröhnten Roſſes Hufe und ein lautes, grimmiges Rufen erſchallte, vor deſſen Ton des ohnmächtigen Mädchens innerſte Seele erbebte. Arslan hörte nicht. Der Preis war ſein. Er flog wie im Sturmwind dahin, auf die unbezwungene Schnelligkeit ſeines Roſſes ſich verlaſſend. Da wurde ein Schuß ihm nachgeſandt — und noch einer. Das Pferd wankte. In verzweifelnder Wuth wollt' es ausholen zu neuem, ſchnellerem Lauf, da ſtürzte es zuſammen; die ſchlanken Beine waren ihm zerſchmettert. Der Verfolger hatte mit geſchicktem Schuſſe es zum Opfer für ſeinen Herrn gemacht. Arslan war abgeſprungen, ehe es fiel, mit ſcharfem Dolchſchnitt den Shawl zerttrennend, riß er das bewußtloſe Mädchen herab. Er ſchwang ſeine Beute über die Schulter und war im Begriff ſich mit ihr im Dickicht des Waldes zu verbergen. Aber der Verfolger war jetzt zur Stelle, hinter ihm viele andere Reiter. Alles warf ſich auf den Einen. Da ließ er verzweifelnd das Mädchen fallen, der Säbel flog aus der Scheide, und vor den wüthenden Hieben, die er austheilte, prallte mancher der Gegner zurück. Einer aber — es war der, welcher Arslans Roß getödtet — warf ſich herab, ergriff die Ohnmächtige und trug ſie aus dem Gewühl, während die Gefährten, mit ſchonungsloſen Hieben, zehn gegen einen, den Löwen Cirkaſſiens niedermetzelten.

Auf der Wegſeite, auf weichem Raſen gebettet, lag Heloiſe, von ihren Rettern, ihren Freunden umringt. Sie lag regungslos, leblos. Nur dunkel umwogte ſie das Bewußtſein blutiger Gefahr. Einer kniete ihr zur Seite, Einer bog ſich über ſie, mit angſtvollem Blick,

mit halb verzweifeltem Herzen. „Heloiſe, meine Heloiſe!“ flüſterte eine leiſe liebende Stimme. Da ſchlug ſie die Augen auf. Da ſah ſie in ein anderes Paar Augen hinein. Es waren Felix's treue, liebende Augen. Von Neuem ſchloſſen ſich die ihren und eine lange, todtenähnliche Ohnmacht erfolgte.

Zwanzigster Abschnitt.

Schluß.

Mehrere Tage waren vergangen. In der Festung Ghelendshik, im Hause des Commandanten waren vor den Fenstern des einen, besten Zimmers der Wohnung sorglich die Gardinen zugezogen, und den auf den Gängen beschäftigten Dienern ward dringend Stille empfohlen. Auf einem Feldbette lag, mit schneeweißem, blutlosen Angesicht, aber nach dem heftig rasenden Fieber zum ersten Mal in erquickenden Schlummer versenkt, eine liebliche Frauengestalt.

In der Ecke des Gemachs, vom Bette abgewandt, saßen zwei Männer, mit gedämpfter Stimme eifrig sprechend. Du weißt nun Alles, Oheim, sagte der Jüngere leise. Nur meine unselige Verblendung und Heloisens eigenthümlicher, jungfräulicher Stolz haben uns in diese grausame Lage gebracht. O hätte sie eher gesprochen — es wäre mein höchstes Glück, es wäre mein Ehrgeiz gewesen sie Dir nur als meine Gattin zuzuführen, und mit ihr vereinigt um Deinen Segen zu bitten."

„Ich will es Dir gern glauben, Felix", erwiderte der General, denn er war es. „Solche Perle verschmäht Keiner, der eine Möglichkeit ihres Besitzes ahnet. Indessen das Uebel ist geschehen, und an uns ist es, gut zu machen, so weit wir können. Heloisens Krankheit ist gebrochen. Die Gefahr ist vorüber. Meine Pflicht ruft mich von hinnen. Kaum daß ich dem Dienst diese beiden Tage habe abringen können. Sie ist Dein, mein guter Junge! Nimm meinen väterlichen Segen mit ihr. In wenigen Tagen wird ihre jugendliche Natur die Krankheit so weit überwunden haben, daß Du sie gefahrlos nach Kaffa bringen kannst. Dorthin wird die Barke Dich führen, die eben in Anapa liegt, und die ich hierher schicken will. In der Krim findest Du deutsche Colonien und protestantische Prediger. Laß Dich ohne Zögerung mit Heloisen trauen und kehre sobald Du es möglicherweise thun kannst, nach Deutschland zurück. Hier sind die Papiere, die Du brauchst, in diesem Lande zu heirathen und zu reisen. Hier sind Wechsel. Die Behörden Neu-Rußlands sind mir befreundet; nur durch den unglücklichsten Zufall mußte der Generalgouverneur Shelendshik eine Stunde früher verlassen haben als der verspätete Bote, den der arme Ataman von Abun abschickte, ankam! — Sie werden Alles thun, Dich zu unterstützen und Dich nach der Donau zu befördern, wo Du mit dem österreichischen Dampfschiff nach Deutschland zurückkehren kannst. Leb' wohl, mein Sohn", fügte er hinzu, indem er aufstand, und ihn umarmte. „Mache meine Heloise glücklich! Willst Du dem Rathe eines erfahrnen Mannes folgen,

ſo leb' auf Deinen Gütern. Zieh' Dich vom Hofe zurück, gieb nicht dem Ehrgeiz Raum, vermeide den Fürſtendienſt — einen Vaterlandsdienſt giebt's dort noch weniger als hier, wo es wenigſtens nur Einen Willen giebt, während dort die ungeheure Spaltung zwiſchen Volk und Fürſt immer weiter auseinander klafft. Als freier, deutſcher Edelmann und reicher Gutsbeſitzer kannſt Du dort noch ein glücklicher Mann ſein."

„Als Heloiſens Gatte werd' ich es ſein, Vater! Aber Du, Oheim?"

„Ich glaube faſt", antwortete der Graf, mit erzwungnem Lächeln, „meine Exiſtenz war von vorn herein etwas verpfuſcht. Könnt' ich noch einmal anfangen, wollt' ich es beſſer machen. Aber nun ich einmal im Laufe bin, muß ich mit allen Kräften meines Strebens an's Ziel."

Er trat an das Bett der Tochter und betrachtete mit der tiefſten Bewegung die himmliſche, bleiche Geſtalt. Das Bild Antoniens, der einſt ſo heiß geliebten Gattin, das lang verſchwundene, verſchmolz ſich wunderſam mit Heloiſens Bild. Er beugte ſich über, die Schlummernde auf die Stirn zu küſſen. Da fiel eine große, ſengende Thräne auf ihre Wange.

Sie erwachte. Sie ſah ihn mit klaren, verwunderten Augen an. „Biſt Du es, Vater?" fragte ſie, bemüht, ſich aufzuricheen. Er reichte ihr den ſtarken Arm. „Hab' ich geträumt, Vater? Bin ich krank geweſen? — Ach! ich bin es wohl noch", ſetzte ſie hinzu, und ſank zurück.

„Du biſt in der Geneſung, hoff' ich. Beſinne Dich! Aber nur einen Blick wirf in die Vergangenheit zurück,

dann wende ihn der Zukunft zu. Du geriethest unter Räuber, Du wurdest gerettet. Und weißt Du auch wohl, wer Dein Retter war?"

„Vater! Wäre es kein Traum gewesen? Mein Felix — mein Bruder iſt hier?"

Am Bette kniete Felix. „Dein Gatte, meine Heloiſe! Dein Vater will auch mein Vater ſein. Verzeih dem Verirrten!"

Der Graf wollte keine Erklärungen zugeben. Allein Felix hatte hier Heloiſens Herz beſſer erkannt, als er, denn eine ſchwache Röthe überflog ihr Geſicht als ſie ihn Bruder nannte.

Bald fiel die Erſchöpfte in einen neuen tiefen Schlaf zurück, und der Graf, um jede Erſchütterung zu vermeiden, benutzte dieſe Zeit, um, einen Abſchiedskuß auf ihre Stirn drückend, von der Tochter zu ſcheiden. Er kehrte über das Gebirge an die Spitze des Heeres zurück, wo im weſtlichen Thalbecken des Kubans die Kriegsflamme zerſtörender loderte als je. Denn die Gemüther der Abazaken waren durch Arslans Bemühung und dann durch den Tod des jungen Helden auf das Heftigſte gegen die ruſſiſche Herrſchaft entbrannt, und der Name deſſen, der ſie in ihren Augen repräſentirte, ward für ſie nach jenem unglücklichen Verſuch im Lager am Kuban ein Sinnbild, außer das der Bedrückung auch das des Verraths und der teufliſchen Liſt. *)

*) Der Leſer wird erſucht, ſich nicht vergeblich zu bemühen, für die oben erwähnten Perſonen wirkliche Namen auszufinden, da abſichtlich die hiſtoriſche Grundlage, welche dieſe Erzählung

Ein liebender Wärter ſaß Felix noch manchen Tag und manche Nacht am Krankenbette der theuren Schweſter-Braut, bis ſie endlich ſich ſoweit erholt, in der Barke, die der Graf zu rechter Zeit ſchickte, nach Kaffa ſegeln zu können. Hier in der alten Hauptſtadt des Tartarreiches, dem blühenden Handelsort, fehlte es nicht an den Mitteln der Civiliſation, Heloiſens Geneſung zu fördern. In der Kirche des lieblichen Zürichthales, wenige Stunden von Kaffa, von umherſtehenden Schweizern und deutſchen Landleuten bewundernd angeſtarrt, legte ein ehrwürdiger Geiſtlicher ihre bebende Hand in die des glücklichen Felix. Tage ſchwanden dahin, ehe Beide begriffen, daß die wunderbare Fügung, die ſo ganz unerwartet ſie zuſammengeführt, mehr ſei, als ein ſeliger Traum. Erſt durch die wohlthätige, ſtille, mildernde Hand der Zeit, die ihnen die entzückende Gewißheit des Beſitzes gab, ward die Aufregung von Heloiſens an jenem grauenvollen Tage erſchütterten Nervenſyſteme beruhigt, erſt durch ſie Felix zu dem ſeligen, dankbaren Bewußtſein gebracht, daß die gütige Vorſehung ihn zum glücklichſten Mann auf Erden gemacht.

Oft wollte er Heloiſen erzählen, wie Alles gekommen, aber ſie ſagte: „Ich bitte Dich, ſchweig! Noch kann ich es nicht hören. Ich habe Dich, ich bin Dein, das iſt genug!“ Erſt in der Cajüte des Dampfſchiffs, als ſie die Donau langſam hinauf fuhren und die Hoffnung, die vaterländiſche Luft bald wieder zu athmen, die

etwa haben mag, genugſam mit Dichtung vermiſcht iſt, um alle Perſönlichkeit zu vermeiden.

vaterländiſchen Scenen ihnen vor die Augen der Seele riefen, als ſie ſtill neben einander ſaßen, Hand in Hand, wie in ihren Kinderjahren, und ſie im Treiben der fremden Menſchen umher ſich es ſo recht innig bewußt wurden, wie ſie ſo ganz allein, und einander ſo Alles waren, erſt da ſagte Heloiſe: „Jetzt glaub' ich, kann ich's hören, mein Felix! Jetzt erzähle!"

Und Felix hob an:

„Heloiſe, keine Zunge kann ſchildern, wie mir zu Muthe war, als ich zurückkam und Du warſt fort! Im innerſten Herzen war es mir längſt deutlich geworden. Ich hatte Emma durchſchaut. Ich liebte ſie längſt nicht mehr. Trotz, Ehre, Verzagtheit hielt mich an ſie gefeſſelt. Was weiß ich? Mein Inneres war zerriſſen. O Heloiſe, warum ſprachſt Du nicht? Ich ſchämte mich vor Dir. Ich wußte, daß Du Emma verachteteſt, daß Du Reine, Himmliſche ſie verachten mußteſt. Als ich hörte, Du ſeiſt fort, da dacht' ich, Du wärſt gegangen, weil es Dich zu tief ſchmerzte, Deinen beſten Freund, den Freund, deſſen Schutzengel Du ſeit ſeiner frühſten Kindheit geweſen, an eine Elende gefeſſelt zu ſehen. Da gab man mir Deinen Brief. Ich war vernichtet. Mein Herz ward mir klar. Dein Bild, Dein Name allein war darin. Und meiner ſterbenden Mutter Wunſch, ihr letztes mit brechenden Lippen gegebenes Gebot, das mir, wie Alles, was ſie je mir befahl, den Weg, den einzigen Weg zum Glück wies, ſollte unbefolgt bleiben! Ein langes, entſetzliches Elend lag vor mir. Aber meine Ehre, meine Rechtſchaffenheit band mich unauflöslich an Emma. Du weißt es,

der Hochzeitag war festgesetzt. Die Gäste waren geladen.“

„Meine Stimmung mochte mich wohl eben nicht liebenswürdig machen. Emma weinte oft und warf mir vor, ich liebe sie nicht mehr. Hätte ich damals nicht aufrichtig ihr Alles sagen sollen, Heloise? — Wirklich macht' ich einmal einen Versuch dazu. Aber sie brach in so leidenschaftlichen Schmerz, in so leidenschaftlichen Zorn aus, daß ich sie durch die Versicherung meiner Treue zu beruhigen suchte; meiner Liebe konnt' ich sie nicht mehr versichern, denn ich wußte, ihr Zorn war gerecht. O Heloise! Deine reine Seele kann den Zustand nicht fassen, in welchem mein Inneres sich befand, in welchem er seit Monaten gewesen. Zeitig schon kam ein dunkles Gefühl von Emma's Erbärmlichkeit über mich, seit Angerns Ankunft ward es deutlicher in mir, aber zugleich wuchs der Trotz, derselbe hartnäckige Trotz, der Dich als Kind schon so oft mißhandelt, der in der sel'gen Mutter Herzen so manche Besorgniß geweckt, die Begierde, das fest zu halten, was ich einmal ergriffen. Es gab Zeiten, wo ich nicht wußte ob es Haß oder Liebe war, was ich für Emma empfand. Ja, ich erinnere mich eines Momentes, als sie an meinem Herzen lag, daß mir war, als müßt' ich sie hassen. Du schauderst? Vergieb mir, Heloise!“

„Nach jener Scene aber ward es vollkommen klar in mir. Ich verachtete sie tief. Ich sah sie wenig und wenn ich sie sah, waren meine Gedanken weit weg. So mochte es kommen, daß ich die ehrlose Wendung ganz übersah, die ihr Verhältniß mit dem spanischen Aben-

teurer genommen, der ihr Sprach- und Singunterricht gab. Eine Wendung, die, wie ich nachher erfahren, der halben Stadt ſchon bekannt war, eh' ich das Geheimniß, das mich rettete, entdeckte.

„Eines Abends — es war zwei Tage vor dem, der zur Hochzeit feſtgeſetzt war — ward das Gefühl meines Unglücks in mir zu übermächtig. Ich will zu ihr, dacht' ich, ich will ſie fragen, ob ſie meine Hand ohne mein Herz will. So viel bin ich auch ihr ſchuldig. Wahrheit wenigſtens ſoll zwiſchen uns ſein, wenn keine Liebe zwiſchen uns iſt. Es war einer von jenen Abenden, in welchen in unſerem nordiſchen Klima der Winter, nachdem er längſt Abſchied genommen, noch einmal an den ihn verdrängenden Frühling ſich rächt. Regen und Hagel ſtürmte vom Himmel. Drum wickelte ich mich tief in meinen großen Regenmantel und drückte ſtatt des Hutes eine Reiſemütze in's Geſicht. Schon in einiger Entfernung bemerkte ich, daß vor der Thür des Hauſes, in dem Emma wohnte, ein Mädchen ſtand, die Schürze über den Kopf geſchlagen, und ſich auf alle Weiſe ungeduldig geberdete. Noch ehe ich vor ihr ſtand, rief ſie mir ſchnippiſch zu: „Nun das muß wahr ſein, ich denke, Wunder wie hitzig die Liebhaber bei Ihnen ſind. Aber die Geduld muß Ihre Tugend mehr ſein, als meine! Laſſen einen Chriſtenmenſchen hier eine Stunde warten! Da — indem ſie mir ein Papier reichte — und mit den Worten: das iſt ein Wetter! — ſchlüpfte ſie in das Haus zurück.

Ich ſah das Papier an; beim Lichte einer Laterne ſah ich, es war ein Brief ohne Adreſſe und ungeſiegelt.

Ich öffnete es; ich ſah ſpaniſche Schrift und erkannte Emmas Hand. Eine Ahnung durchzuckte mich. Sie ſchrieb: „Mein Eginhard! Es iſt beſchloſſen. Die Liebe ſiegt. Du ſiegſt. Aber laß uns die Eiſenbahn aufgeben, ſie bringt uns doch nur eine kurze Strecke, und wahrhaftig, ich ſchaudere bei dem ſo ganz vulgären Bilde, das ſie bietet, indem ſie flüchtig Liebende, Verfolgte mit all dem Handels- und Geſchäftsvolk, das um ſeiner erbärmlichen Angelegenheiten willen jetzt auf Reiſen iſt, zuſammenzwingt. Roſſe, Roſſe, mein Ritter, ſollen uns ihre Flügel leihen, und die finſtre Nacht ihren Schleier. Sei punkt ſieben zur Stille. Ich ſchicke ſchon früh am Nachmittage einen Koffer und ein paar Schachteln hin, als ſollte mir die Fernow die darin liegenden Sachen zurecht machen und umändern, wie ich ſo oft früher gethan. Das kann alſo keinen Verdacht erwecken. Laß den Wagen im Hintergäßchen halten. O mein Eginhard! Mir zittert das Herz, das Herz, das Dir entgegenſchlägt, das Herz Deiner Emma."

Heloiſe! Dieſer Brief machte mich frei; und dennoch bemächtigte ſich meiner eine ſtille Wuth. Ich ging nach Hauſe. Ich beſchloß nichts zu übereilen. Früh am morgen beſucht' ich Emma. Sie war wie immer; allein ſie ſagte, ſie habe viel zu thun, ſie bat mich, lieber am Nachmittage wieder zu kommen. Es fuhr mir durch den Kopf, ob das Mädchen vielleicht ſtatt eines ihrer eignen Liebesbriefe unverſehens eine ſpaniſche Sprachübung ihrer Gebieterin ergriffen. Aber — die Fernow kannte ich; ſo auch das „Hintergäßchen." Es war der Name der Putzmacherin, in deren obern Hinterſtübchen,

zu welchem eine eigene Treppe aus einer ſchmalen Nebengaſſe führte, Emma mir früher oft Zuſammenkünfte gewährt hatte, und die reichlich von mir dafür bezahlt worden war. Konnte Emma ſo ſchamlos ſein? Es war nicht möglich!

Am Nachmittage bewachte ich das Haus der Fernow. Ich ſah den Koffer und die Schachteln hineintragen. Ich ging nicht zu Emma. Um ſieben ſchlich ich mich auf der Hintertreppe in das bewußte Zimmer, denn der Schlüſſel war noch immer in meinem Beſitz. Da ſtand der Koffer, die Schachteln. Da hörte ich auf dem Corridor, der das Zimmer mit dem der Fernow verband, leiſe gehen. Ich ſchlug raſch den kattunen Fenſtervorhang nieder und trat dahinter. Emma im Reiſekleid und die Fernow trat ein. „Er iſt noch nicht da?“ fragte Emma. „Ich wollte, er käme nicht“, verſetzte die Fernow. „Sie ſtürzen ſich in's Unglück, Fräulein!“ Ehe Emma noch antworten konnte, trat ich hervor. Emma ſchrie auf. Verrätherin, rief ſie, leidenſchaftlich auf die Fernow zufahrend. Du wirſt mir die Beſchreibung der Scene, die folgte, gern erſparen. Emma, die ich, aufrichtig geſagt, auch in dieſem Augenblick mehr verachtete als haßte, ſuchte durch Bitten von mir das Verſprechen zu erhalten, ihren Großältern zu verſchweigen, wie weit ſie in ihrer ſchimpflichen Verirrung gegangen und ihre Liebe zu Collado allein zum Vorwand des Bruches zu nehmen. Aber ich erklärte ihr, daß meine Pflicht gegen ihre Großältern erfodere, ſie zur ſtrengeren Bewachung ihrer Perſon aufzufodern, um ſie vor einem dritten Liebeshandel an dieſem Ort zu bewahren.

Ich verließ ſie in hyſteriſchem Schluchzen. Den nämlichen Abend ſchrieb ich an den Oberſten, meldete ihm kurz den Verlauf der Sache und erklärte meine Verbindung mit ſeiner Enkelin für abgebrochen. Geſchäftlich war die Sache leicht zu löſen, denn der Ehekontrakt ſollte erſt am Morgen des Hochzeittages unterſchrieben werden. Eine fingirte Krankheit der Braut mußte zum Vorwand dienen, den eingeladenen Hochzeitsgäſten abſagen zu laſſen."

„O Heloiſe! Ich war nun meiner drückenden Feſſel los — aber ich war um nichts glücklicher, denn durfte, o durfte ich noch den geringſten Anſpruch machen, Dich zu beſitzen, Du meine einzige, wahre Liebe? Wo warſt Du? Wohin warſt Du geflohen? Einen Tag oder zwei ſchloß ich mich ein im finſtern Brüten. Dann war mein Entſchluß gefaßt. Ich bat um meinen Abſchied und erhielt endlich, als dieſer ſo ſchnell nicht erlangt werden konnte, von dem Geſandten auf mein dringendes Verlangen Zeit zu einer Urlaubsreiſe. Unterdeſſen war die Nachricht vom Tode unſeres Landesfürſten zu uns gelangt; vielleicht errieth der Miniſter, wie die Sachen ſtanden. Ich eilte nach Petersburg. Hier erfuhr ich zwar von unſerem Geſandten, daß Du zu Deinem Vater gereiſt, aber man wollte nichts davon wiſſen, daß dieſer noch in Jekaterinodar ſei; Einer ſagte, er ſei in Kaukaſien; Andere, er ſtehe in Dagheſtan und halte die Tartarvölker nieder; Andere verſicherten Nachricht zu haben, er fechte gegen die Lesghier. Ich entſchloß mich kurz und gut und ging nach Odeſſa, um in der Krim Näheres zu erfahren und zu Schiffe nach der

Oſtküſte des ſchwarzen Meeres zu gehen, denn ich war entſchloſſen, wo Du auch ſeieſt, Dich aufzuſuchen.

In Sympheropol erfuhr ich vom Generalgouverneur, an den ich empfohlen war, und der mich auf's Gütigſte empfing, daß Dein Vater noch in ſeinem Lager bei Jekaterinodar ſei. Das Glück ward mir plötzlich wieder günſtig, denn eben rüſtete ſich Woronzoff zu einer Küſtenfahrt, auf der viele vornehme Herren und Damen ihn, wie auf einer Luſtfahrt, begleiteten, denn ſelbſt hier, ſo nahe am Schauplatz, hielt man, durch die falſchen Berichte geäfft, den Kaukaſus für bezwungen! Der Gouverneur lud auch mich zur Theilnahme ein und ich ergriff dankbar dies Mittel, mich Dir zu nähern. Ich dachte in Anapa an's Land zu gehen, von wo ich leicht nach Jekaterinodar zu kommen hoffte. Als wir uns aber der Küſte näherten und die Höhen voll bewaffneter Tſcherkeſſen erblickten, überzeugten wir uns leicht, daß wir in ein feindliches Land kamen. Dies beſtimmte den Gouverneur, zu Anapa nur in Begleitung einiger wenigen Offiziere an's Ufer zu gehen. Ich hatte indeſſen ſein Wort, mich bei der zweiten Landung in Ghelendſhik auszuſetzen, und da mich einige der Damen, die, wie ſie behaupteten, während der ganzen Ueberfahrt den unglücklich Liebenden in mir erkannt, in ihren beſondern Schutz genommen hatten und bei dem Gouverneur ein dringend gutes Wort für mich einlegten, ſo verſprach dieſer, mich dem Kommandanten zu empfehlen, daß er mir ein Detaſchement mitgebe, um mich über die Berge zu meinem Oheim zu geleiten. Ohne Zweifel dachte er, ich wollte ruſſiſche Dienſte nehmen.

Er hielt Wort. Ich blieb bei seiner Abfahrt in Ghelendshik, voll Ungeduld abzureisen. Da kommt am frühen Morgen des Tages, da Gott Dich mir wiedergeschenkt, ein Kosak angesprengt; mühsam und auf mannichfachen Umwegen ist er den Schüssen der Tscherkessen entronnen. Er kommt als Bote, vom Ataman abgesandt, den Befehl des Generals, Deines Vaters zu überbringen, seiner Tochter, die auf dem Wege nach Ghelendshik sei, ein Bataillon Scharfschützen zur stärkern Bedeckung entgegen zu senden.

„Seine Tochter auf dem Weg nach Ghelendshik!“ Fühle, wie das Wort mich durchzuckte. Ein gütiger Gott führte Dich selber mir entgegen! Kaum konnte ich das Glück fassen, das meiner wartete! In einem Augenblick waren wir marschfertig. Aber kaum sind wir einige Stunden unterwegs, als uns Flüchtige athemlos entgegengestürzt kommen. Des Generals Tochter ist von den Tscherkessen angefallen, der Ataman ist gefallen, die Räuber siegen, und werden sie fortführen! — Ein glühender Eifer, solchen Preis den Verhaßten zu entringen, treibt Alles in Sturmesschnelle vorwärts. Die Verzweiflung treibt mich. Wir erreichen die Unglücksstätte. Ich sehe den verruchten Räuber Dich hinwegreißen. Ich folge. Doch wie kann ich ihn treffen, ohne Dich zu verletzen. Ein gütiger Gott lenkte meine Hand. Das Roß brach unter ihm zusammen, wie ich's gewollt hatte und — ich habe Dich wieder!“

Wer war dankbarer gegen Gott als Heloise? Was wäre aus ihr geworden, wenn sie in das Gebirge

fortgeſchleppt worden, wohin nie der Fuß eines Ruſſen gedrungen? Selbſt wenn Arslans Leidenſchaft ſich an ihrem Widerſtand endlich gebrochen hätte, wäre ſie nicht den Ihren dort auf immer verloren geweſen? — Dennoch — ſie konnte nicht anders — drängte ſich Thräne auf Thräne ihr in's Auge wenn ſie an Arslan dachte, an ſeinen entſetzlichen Tod, an ſeine verrathene Liebe!

Heloiſe ſehnte ſich von Iſabella, von Angern zu hören, allein die Reiſe nach der Königſtadt hätte ſie auf zu großem Umwege nach der Heimat gebracht. Sie beſchloß demnach von Neuem zu ſchreiben und ſich für jetzt mit einem antwortenden Briefe zu begnügen. Als aber die jungen Eheleute einſt, auf Pferde wartend, vor einem Poſthauſe hielten, glaubte ſie in den lieblichen Kindsköpfchen, die aus den Fenſtern einer ſo eben angekommenen Reiſekutſche über einander wegſchauten, deutlich die kleinen Mädchen Iſabella's zu erkennen. Wenn ſie nicht in tiefer Trauer wären! — dachte ſie. Sollte die gute Generalin —?" Da trat eine ſchwarz gekleidete Dame aus dem Hauſe, eine zarte Geſtalt, an die offene Wagenthüre, und ſie hörte deutlich Iſabella's Stimme ſagen: „Es iſt ein nettes Haus, kommt, ihr Lieben! Wir wollen hier zu Mittag bleiben." Felix ſprang aus dem Wagen und hob Heloiſen heraus, die bebend vor Freude auf die Dame in Trauer zueilte, welche ſchon von trippelnden, kleinen Geſtalten umringt war. Es war Iſabelle.

Nach der erſten innigen Begrüßung, ſagte Heloiſe, einen fragenden Blick auf ihre und der Kinder Kleidung werfend: „Aber wie, meine Freundin, muß ich Sie wiederſehen?"

Iſabellens Geſicht ward ernſt und ein blaſſes Roth überzog ihre zarten Wangen, als ſie ſagte: „Ich bin ſeit drei Monaten Wittwe.“

„So iſt der Baron todt? Und dieſe Kinder ſind vaterloſe Waiſen?“

„Sie ſind es, Heloiſe! Der Baron ſtarb eines plötzlichen frivolen Todes, frivol wie ſein Leben geweſen. Er ſtarb im Zweikampf, am Spieltiſch ausgeſäet. Sterbend kam das Gefühl ſeines verfehlten, leeren, vergeudeten Lebens furchtbar über ihn! Und auf der Schwelle des Todes ſchon hörte er die Stimme des Richters, die den „unnützen Knecht“ zur Rechenſchaft rief! O Heloiſe, ſein Tod war furchtbar!“

„Arme Iſabelle!“

„Wohl haben Sie recht, mich ſo zu nennen, denn es hat mein Herz zerriſſen, Den ſo ſcheiden ſehen zu müſſen, den ich einſt mit kindiſch reinem Herzen zum Gefährten meines Lebens gewählt. Es war, als erwachte der erſtorbene Funke plötzlich zu neuem Leben!“

„Ich hoffte, eine Reiſe würde mir und den Kindern gut thun, ehe uns der Winter, der Kerkermeiſter, in ſein Gefängniß ſchließt. Und dann — nicht darum allein unternahm ich dieſe Reiſe. Ich will Ihnen etwas geſtehen. Ich wünſchte, den erneuerten Bewerbungen des Freundes mich zu entziehen, des Freundes, den Sie verſchmähten, thörichtes Kind!“

„Zu entziehen? Sind Sie, Iſabelle, Sie nicht für Andern ſelbſt von der Natur geſchaffen?“

„So iſt es, meine Heloiſe! Aber — die Lippen, die den eiſigen Mund eines theuren Todten berührt,

muß erſt das Leben wieder erwarmen, ehe ſie den Kuß der Liebe empfangen dürfen. Laſſen Sie mich! Die Zeit wird Alles in's Gleiche bringen!"

Heloiſe fühlte, daß ſie Recht hatte. Aber es war ihr eine ſüße Hoffnung, Angern und Iſabella noch einſt vereinigt zu ſehen. Sie ſelbſt ging mit Felix nach Waldeck. Felix folgte des Oheims Rath. Er zog ſich vom Dienſte zurück und mit Heloiſens eifriger, liebevoller Hülfe, ward das Glück der Unterthanen, deren Leitung ein gütiger Gott ihm anvertraut, die Aufgabe ſeines Lebens. Von Heloiſens fernem Vater brachten hin und wieder die öffentlichen Blätter Nachricht, und oft auf eine Weiſe, deren gerechte Schärfe ſie ſchmerzlich empfand. Von Zeit zu Zeit ſandten auch einige liebende Zeilen von ſeiner Hand ihren Weg zu dem glücklichen Paare. Er verſprach der Tochter heißen Wunſch zu erfüllen, das eigene oft erwachende Verlangen des Herzens nach dem Vaterlande zu befriedigen. Aber raſtlos trieb ſich das Rad um und um, das ihn hineinriß in den Strudel des Weltlebens, des ehrſüchtigen, nimmer geſättigten Strebens, und als wir zuletzt von Heloiſen gehört, ſehnte ſie ſich noch immer vergebens, ihm die drei ſchönen Enkel zu zeigen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.

Erster Theil.

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Talvj.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1868.

Meiner geliebten Tochter

Marie

gewidmet.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Gemahl und Gemahlin 1

Zweites Kapitel. Der Informator 39

Drittes Kapitel. Vor vierzehn Jahren 65

Viertes Kapitel. Eins der „frommen Grafenhäuser" ... 103

Fünftes Kapitel. Des Lebens Mai 131

Sechstes Kapitel. Rasch zum Ziel 158

Siebentes Kapitel. Ein Donnerschlag 198

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Gemahl und Gemahlin.

Vor hundert und zehn Jahren ungefähr, als Europa eben in einen dumpfen politiſchen Schlaf verſinken zu wollen ſchien, als in England der Kampf der beiden Dynaſtien ſich unwiderruflich entſchieden hatte, in Frankreich der Gärungsproceß, aus dem ſich eine neue Weltordnung entwickeln ſollte, noch keinem menſchlichen Auge erſichtlich war, Deutſchland aber nur eben erſt aus ſeiner ſchmählichen Selbſterniedrigung und Entnationaliſirung durch König Friedrich's erſte kühne Thaten zu einer Art von Selbſtgefühl aufgeſchüttelt war — vor hundert und zehn bis zwanzig Jahren alſo war es, als ſich die Aufmerkſamkeit der Höfe, Cabinete und Zeitungsleſer Europas — denn von den Völkern war damals nicht viel

die Rede — mit besonderm Interesse nach dem fernen Schweden richtete.

Denn hier hatte man seit einigen Jahrzehnten, freilich nicht ohne den Einfluß fremder intriguirender Höfe, aber dennoch in echt nationaler Entwickelung, das Unerhörteste geschehen sehen.

Während das ganze übrige europäische Continent seit hundert Jahren den Zwingthurm des fürstlichen Absolutismus fester und fester gebaut, und Bürger und Bauer sich gern der despotischsten Willkür des Herrschers unterwarf, wenn er nur dadurch dem Druck bevorzugter Stände entging und ihm die Genugthuung ward, daß Junker und Ritter sich mit ihm jener Willkür beugen mußten — hatte hier ein übermüthiger Adel, im Bunde mit einer pharisäischen Geistlichkeit, das königliche Ansehen zum bloßen Schatten herabgewürdigt. Nur der Zerfall dieser beiden, mit frechem Uebermuth waltenden Klassen in zwei gleich mächtige Parteien, die abwechselnd den Thron schwach stützten oder mit Gewalt an ihm schüttelten, hatte ihn vom gänzlichen Umsturz gerettet.

In die Hauptstadt dieses Landes, in das Jahr 1755, das nämliche Jahr, das dem Siebenjährigen Kriege vor-

anging, wünſche ich den Leſer zu verſetzen, indem ich den Vorhang vor der erſten Scene eines Familiengemäldes aufrolle, das jene ſeltſam bewegte Zeit zum Hintergrunde hatte.

Der Graf von Kronhelm, oder, um ihn mit ſeinem vollſtändigen hiſtoriſchen Namen zu nennen, der Graf Balke-Kronhelm, war erſt ſeit ſechs Jahren wieder in ſein vielfältig zerriſſenes Vaterland zurückgekehrt. Er hatte ſein halbes Leben auf Reiſen, hauptſächlich aber in Italien und Frankreich zugebracht. Ein eifriger Kunſtfreund, ein gelehriger Schüler Voltaire's und der Vorläufer der Encyklopädiſten und durch und durch Kosmopolit, war er ſeinem Vaterlande vollſtändig entfremdet, als unerwartete Umſtände, hauptſächlich die nothwendige Beſitznahme ererbter Güter, ihn, wie er hoffte, nur auf kurze Zeit dahin zurückführten. Er hatte den Zuſtand Schwedens unter dem Druck einer durch und durch verderbten Adelsoligarchie noch troſtloſer gefunden, als er gefürchtet hatte. Es bedurfte in der That der ganzen Klugheit des Grafen, ſolange der arme, alte heſſiſche Schattenkönig noch am Leben war, ſich freizuhalten und ſich weder in die

Netze der Hüte noch der Mützen ziehen zu laſſen — ſo hießen die beiden ſich anfeindenden Parteien, beide gleich unſittliche Feinde der Volksfreiheit wie der Königswürde.

Als aber der neue junge König, der gerade, weil er den Grafen ſo entſchwebet ſah, ihn für einen ſeiner natürlichen Stützen hielt, ihm mit ſo viel Vertrauen entgegenkam; als die Königin, die Schweſter des großen Friedrich, die Gräfin, ſeine Gemahlin, die eine Deutſche und Unterthanin deſſelben war, mit ſo viel Auszeichnungen überhäufte, ward es ſchwierig und ſchwieriger, ſeinen Entſchluß feſtzuhalten. Ehe er es ſich verſah, hatte er ſich durch ein Verſprechen zu bleiben gebunden. Er nahm auf des Königs Dringen die Stelle eines Oberkammerherrn an, ſah ſich in einen Strudel von Intriguen und Hoffeſten hineingezogen und hatte ſich daran gewöhnt, ehe er es wußte.

Auch heute Abend ſollte ein großes Hoffeſt und zwar eins von beſonderer Wichtigkeit ſein. Die ſchöne Gräfin Kronhelm ſaß an ihrem Nachttiſch, um ſich darauf vorzubereiten. Die langen, goldenen, wunderbar reichen Haare hingen ihr über den herrlichen Schultern und über dem weißen Pudermantel wie ein ſchützender

Schleier bis auf den Teppich hinab. Die Zofe hatte dieſen köſtlichen Schmuck der Natur ſoeben von allen Spuren der Toilettenkunſt und Mode gereinigt, Puder und Pommade durch mehrſtündige Arbeit herausgekämmt und herausgewaſchen, und ſie ſo für den neuen Bau vorbereitet, den der Hofperruquier heute daraus aufführen ſollte.

Auch die reinlichſten Sitten konnten ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie wir wiſſen, die Scene dieſes Bildes fällt, einer ſolchen gründlichen Säuberung nicht öfters als wöchentlich zwei- bis dreimal unterwerfen, außerordentliche Umſtände müßten denn eine Ausnahme erheiſcht haben. Koſtete die neue kunſtvolle Structur, für welche die Kammerfrau ſchon ſorglich allerlei reine Kiſſen und Drahtrollen zurechtgelegt und Schachteln mit Zitternadeln, Schmetterlingen, Phantaſieblumen und Spitzenflügeln aus dem Schranke gholt hatte, mindeſtens vier bis fünf Stunden, ſo konnte doch auch die Vorbereitung nicht unter drei bis vier gründlich vollzogen werden.

Die Gräfin war vielleicht ſchon aus den Jahren, die allen Schmuck entbehren können, denn nur die erſte

Frische der Jugend kann sich ganz auf die Natur verlassen. Dennoch sah sie in ihrem goldenen Schleier, und von allem Zwange des Fischbeins und der steif gestärkten Bauschen und Puffen befreit, so wunderbar schön aus, daß Ingeborg, die ältliche Kammerfrau, sie fast mit Staunen eine Zeit lang betrachtete. Als die Gräfin einen weitzahnigen silbernen Kamm ergriff und, nur um des schmeichelnden Gefühls willen, sich wie spielend noch einmal durch die glattgekämmten Vorderhaare fuhr, konnte jene sich nicht des Lächelns enthalten.

Ihre Gnaden, sagte sie, sehen aus wie die Meerfrau, die sich das goldene Haar kämmt. — Die gnädige Gräfin werden noch lange zu warten haben, ehe Monsieur Truchon hier ist. Denn heute hat er die große Runde zu machen, wegen der Gala am Hofe. — Soll ich nicht die kleinen Grafen heraufschicken, Ihre Gnaden die Zeit zu vertreiben? Sie wollen immer wissen, wenn ich ihnen unsere alten Lieder singe, wie die Meerfey aussah, die den Herzog Magnus ins Wasser lockte. Den Strömkarl hab' ich ihnen schon zeichnen können. So einen alten häßlichen Troll mit grünen Haaren bring' ich allenfalls schon zu Stande.

Aber von der Meerfrau könnten ſie kein beſſeres Bild haben als Ihre Gnaden, wie Sie ſo daſitzen, ſo wunderſchön und ſo — ſehnſüchtig und ſo fremdartig, gerade als kämen Sie aus einer andern Welt.

Die Gräfin lachte. Nun, nun Ingeborg, ſagte ſie, mache mich nur nicht gar zu einem heidniſchen Ungetüm. Aus der Fremde zwar bin ich ja, das weißt du, aber glaube mir, wenn unſere Haare auch einige Schatten dunkler ſind als euere, wir Deutſche ſind ebenſo gute Chriſtenkinder als ihr Schweden. Die lieben Knaben laß nur jetzt. Ich höre ihre hellen Stimmen aus dem Garten heraufdönen. Ich mag ſie nicht in ihren Spielen ſtören. Das Fräulein aber ſoll kommen und mir vorleſen, ſobald Monſieur Truchon ſeine langweilige Arbeit beginnt. Unterdeſſen wird ſie wol mit ihrer ſchriftlichen Aufgabe fertig ſein. Gib mir unterdeſſen mein Buch, Ingeborg. Du kannſt mich allein laſſen und deinen andern Geſchäften nachgehen.

Ingeborg gab ihr das Buch, einen Band franzöſiſcher Memoiren, in dem ſie früher mit Intereſſe geleſen. Allein jetzt ſaß ſie lange, das aufgeſchlagene Buch in der Hand, aber mit ihren Gedanken weit weg.

Ihre Tochter lag ihr am Herzen. Sie hatte längst gefühlt, daß sie bei der Französin, der die Mode, welche einmal durchaus eine französische Gouvernante erheischte, sie übergeben, nicht in den rechten Händen gewesen war. Schon seit einiger Zeit war sie ihr geistig entwachsen. Das vierzehnjährige Mädchen hatte einen hellen forschenden Geist. Ihres Vaters angeborener stolzer Sinn, zusammen mit den liebreichen, aber für die Jugend wenig berechneten skeptisch-philosophischen Spielereien des Pflegevaters, schienen unerwartet rasch die Knospe einer harmlosen Kindlichkeit zur frühreifen Blume entfalten zu wollen.

Man hatte die Vorsicht gebraucht, zur Erziehung des Fräuleins eine Calvinistin aus Genf zu verschreiben, nicht ohne einige Einwendungen des streng lutherischen Beichtvaters und nominellen Gewissensraths der gräflichen Familie, dessen Einfluß nicht ganz abzuwenden war. Auf diese Weise hatte man gehofft, sich sowol vor einer leichtfertigen Pariserin als vor einer bigoten Katholikin sicherzustellen. Aber man hatte eine seichte Schönsprecherin gewonnen, in deren Kopf kaum einige oberflächliche Schulkenntnisse, wie sie eben die Zeit mit

ſich brachte, neben einem noch geringern Vorrath halb-verdauter Rouſſeau'ſcher Humanitätsprincipien Raum hatten. Jahre waren vergangen, ohne daß man ihren Platz hätte durch eine beſſere erſetzen können. Solange das junge Mädchen nicht zum Bewußtſein ihrer Superiorität gekommen, ging es auch noch erträglich. Allein je mehr ſich ihr Charakter entwickelte, je heftiger und erbitterter ward das kleine Gefecht zwiſchen Lehrerin und Schülerin geführt, und die Gräfin mußte unausgeſetzt einſchreiten.

Vor kurzem nun hatte dieſe letztere, als ſie eines Nachmittags unerwartet in das Zimmer von Mademoiſelle trat, ſie auf dem Sofa eingeſchlafen gefunden, den „Fauxblas“ in der Hand, und bei einer Muſterung der über ihren Tiſch geſtreuten Bücher unter einigen harmloſern Romanen die „Liaisons dangereuses“ entdeckt. Dies gab den Ausſchlag. Die ſüß Entſchlummerte ſah ſich ziemlich unſanft geweckt und in der kurzen Unterredung, die darauf folgte, ſagte die Gräfin ihr die Stelle auf. Morgen war nun der Tag des Abzugs, und noch war ihr Platz nicht erſetzt. Denn unter den franzöſiſchen Gouvernanten, die ſich etwa

eben in Stockholm finden ließen, war so manche als Putzmacherin in das Land gekommen, oder besser zur Kammerfrau als zur Erzieherin befähigt, und nur der Werth, der auf das Plappern ihrer Sprache gelegt ward, hatte sie in der Fremde zu höherm Range erhoben.

Auch hatte die Gräfin schon lange einen Lieblingswunsch genährt, auf dessen Ausführung sie trotz des Widerstandes, den seine Erfüllung bei ihrem Gemahl fand, noch immer im Geheimen rechnete. Sie wünschte dringend, ihre Tochter nach Gnadenfrei in Schlesien oder nach einer der andern Mädchenschulen der Brüdergemeinde zu schicken, um sie unter den Augen der frommen Brüder und Schwestern zur demüthigen Christin aufwachsen zu lassen.

Sie selbst war unter den wohlthätigen Einflüssen einer innigen Gottesfurcht erzogen. Sie fühlte im tiefsten Innern, daß aus dem Samen, den ihre fromme Mutter in ihr Herz gelegt, das schützende Palmbaumdach erwachsen war, unter dem allein sie vor den Stürmen und Ungewittern ihrer Jugend einst ein sicheres Asyl gefunden hatte, und das noch immer in Stunden des Trübsals ihr Schutz und Obdach bot.

Für des geliebten Kindes feurigen und unabhängigen Geist glaubte sie die milde Strenge jener Anstalten besonders geeignet, ihn zur echten christlichen Demuth zu bringen. Auf diese Weise entzog sie es auch dem Zelotismus der schwedischen Kirche, welche die ganze dogmatische Starrheit der Arndorf und Flacius beibehalten und ihren engen Weg von hohen Mauern eingeschlossen hatte, zwischen denen das theuere forschende Kind sich schon jetzt fühlte wie im Gefängniß. Der gesetzmäßige Religionsunterricht hatte bereits begonnen, ohne auf die Kleine einen andern Eindruck zu machen als den der Langeweile. Nur Einzelnes stieß ihr auf, als im Widerspruche mit dem, was ihre Mutter selbst sie gelehrt, als sie noch ein kleines Mädchen war, auf dem Gute des Großpapas in Wildeneck, als diese sie noch selbst zu Bette brachte und jeden Abend und jeden Morgen mit ihr niederkniete und sie gleichsam in die vertrauliche Gegenwart Gottes und seines Sohnes einführte. Kam nun jetzt ein solcher Widerspruch vor, so war sie unermüdlich mit Forschen und quälte die Mutter mit Fragen, durch die diese sich beengt und verwirrt fühlte. Dann ergriffen sie fast Gewissensbisse,

daß ſie das Wichtigſte, ihres Kindes religiöſen Unterricht, aus den Händen gegeben.

Aber wie hätte ſie eine Wahl gehabt in ihren Verhältniſſen? als die Gattin ihres Gemahls? Dann fühlte ſie ſchmerzlich, daß keiner zweien Herren dienen könne, und fühlte es doppelt ſchmerzlich, als ſie ſich geſtehen mußte, daß der Dienſt des einen, der Welt, ihr kaum mehr die Fähigkeit gelaſſen, jenen Unterricht mit vollkommen reinem Gewiſſen zu leiten.

Auch den Einflüſſen dieſes verführeriſchen Weltlebens wünſchte die Gräfin dringend ihre Tochter zu entziehen, mindeſtens bis ſie ein reiferes Alter erreicht hatte, und eine Erziehung in Gnadenfrei ſchien ganz geeignet, ſie dagegen zu ſtählen. Hier, ſo nahe dem bewegten Spiel einer ränkevollen Politik und der aufgeregteſten Leidenſchaften, konnte höchſtens die zarteſte Jugend und die Schranke der Kinderſtube die Tochter des Oberkammerherrn und der erklärten Freundin und Lieblingin der Königin vor einigem Zuſammenhang mit Welt und Hofintriguen ſchützen.

Darum, wie ſchmerzlich ihr auch der Gedanke an eine Trennung von dem geliebten Kinde war, wünſchte

ſie doch ſehnlich, es nach Gnadenfrei ſchicken zu können, und ſie hatte ſeit Jahren an der Ausführung dieſes Planes gearbeitet.

Allein der Graf, ihr Gemahl, wie gefällig er auch immer ſonſt ſich zeigte, war entſchieden dagegen. Wenn er den todten Formalismus der ſchwediſchen Kirche verachtete, ſo war er ihm am Ende doch noch minder unerträglich als die Innerlichkeit und die andächtigen Spielereien von Zinzendorf's Anhängern. Wenn er die erſtere an ſeiner Frau duldete, ja auf ſeine Weiſe ſchätzte, ſo war es nur, weil er ſie von letztern frei ſah. Er war nur der Stiefvater Cary's, aber er nahm Theil an ihr, freute ſich an ihrem aufgeweckten Weſen und hatte, ehe er ſelbſt Kinder hatte, manche Stunde mit ihr vertändelt. Auch jetzt war er noch immer entſchloſſen, väterlich für ſie und ihre Zukunft zu ſorgen. Seine freie Beiſtimmung war daher von der äußerſten Wichtigkeit für die Gräfin und ſie durfte um ſo weniger in Bezug auf ihrer Tochter Erziehung einen eigenmächtigen Schritt thun, als ſowol die mütterliche als die väterliche Verwandtſchaft, in denen das junge Mädchen eine Stütze hätte finden können, ihr

gänzlich, letztere ausgestorben, erstere durch lange Entfernung entfremdet war.

So saß sie noch in trübem Sinnen verloren, als ganz unerwartet Graf Kronhelm, ihr Gemahl, hereintrat.

Die lange hagere Gestalt mit den tiefgerunzelten Wangen hätte ein Fremder wol eher für den Vater als für den Gatten der schönen Agathe gehalten. Doch sah er bei seinem vornehmen Anstande in der reichen atlassenen, goldgestickten Hoftracht, mit der dickgepuderten Perrüke in Haarbeutelform, gar stattlich aus. Er redete nach dem damaligen Gebrauche der höhern Klassen in Schweden wie in Deutschland gewöhnlich nur französisch mit seiner Frau, obwol er vollkommen deutsch und sie ziemlich gut schwedisch sprach.

Der Unerwartete trat mit einer höflichen Entschuldigung über diese Unterbrechung bei ihrer Toilette herein. Verzeihen Sie diesen Ueberfall, sagte er, aber indem er sie anblickte, blieb er bewundernd stehen. Ma foi, sagte er, es ist schon der Mühe werth eine Sünde zu begehen, wenn sie so belohnt wird. Haben Sie das Haar der Berenice wieder vom Himmel herunterbeschworen, um sich damit zu schmücken,

ſchöne Agathe? Und fürchten Sie nicht, fügte er im bombaſtiſchen Schmeichlerton, den die Zeit guthieß, hinzu, indem er auf die kleine Bildſäule der Minerva zeigte, die auf ihrem Schreibtiſch ſtand, fürchten Sie nicht, Schönſte der Schönen, den Neid der Göttin zu erwecken und Medusa's Schickſal zu haben?

Er hob den ſchweren goldenen Haarſchleier mit einer eleganten Verbeugung auf und drückte ihn ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen. Agathens Geſicht war von hoher Röthe übergoſſen. Nach zehnjähriger Ehe fühlte ſie ſich dem Grafen gegenüber in vieler Hinſicht noch faſt als eine Fremde. Sie lächelte etwas gezwungen. Sie hatte kein Wohlgefallen an der verliebten Galanterie ihres Gatten. Das ſtutzerhafte Weſen kleidete dem bejahrten Manne ſchlecht. Es hatte ihm ſchon nicht mehr gekleidet, als ſie ſich mit ihm vermählte, und obwol ſie ihm ein Herz voll wahren Wohlwollens, eine innige Dankbarkeit und eine vollkommene Hochachtung entgegentrug, hatte ſie doch auf geſchickte Weiſe ſoviel als möglich ſeine zärtlichen Tändeleien zu vermeiden gewußt. Auch hatte ſie von dem Philoſophen und Weltmann davon nur wenig zu leiden

gehabt. Erst seitdem er die schlüpfrige Bahn des Höflings betreten, schien er bisweilen die Jugend gleichsam damit zurücklecken zu wollen.

Mit einem gewandten Handgriff faßte sie schnell das reiche Haar, drehte es geschickt in einen dicken Knoten zusammen, wie sie ihn nicht der Mode der Zeit, sondern der Antike abgesehen, und befestigte denselben flüchtig im Nacken mit dem weitzahnigen Kamm. Dann schlug sie eine weite schwarzseidene Crispine über die Schultern, indem sie sagte:

Monsieur Truchen läßt mich ungebührlich lange warten. Er weiß, daß wir heute alle seine Sklavinnen sind. Aber auf jeden Fall muß ich mich anständig machen, wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuchs vergönnen. Ganz unerwartet zu dieser Stunde, wo ich Sie regelmäßig beim Könige weiß.

Seine Majestät hatten Kopfschmerzen und wünschten sich durch ein Nachmittagsschläfchen für die heutige Gala zu stärken. Kein Wunder, daß alle der Verdruß ihm den Kopf heiß macht. Sie treiben's ärger und ärger.

Ist wieder etwas vorgefallen? fragte Agathe voll Theilnahme.

Nichts Bedeutendes. Ein anderes mal davon. Als Seine Majestät mich entließen, benutzte ich die Zeit, um nach der Bibliothek zu fahren und eine Sache abzumachen, über die ich mit Ihnen zu sprechen wünschte. Ich kam nach Hause und hörte, Sie wären bei der Toilette. Nun schritt ich unterdessen zu der meinigen, in der Hoffnung, Sie nachher auch fertig zu finden, allein ich sehe, setzte er lächelnd hinzu, die Grazien begnügen sich nicht mit ein paar Stunden, sie machen auf wenigstens einen halben Tag Anspruch.

Rechnen Sie es nicht mir zu, erwiderte die Gräfin, sondern dem Zwange der Mode und eines Hofdienstes, dessen ich gern entledigt wäre.

Vielleicht, versetzte der Graf, vergönnt mir Ihr tyrannischer Monsieur Truchon noch eine Viertelstunde, eine Sache mit Ihnen zu besprechen, die ich schon früher habe Ihnen vorlegen wollen, nur daß es mir besser schien, Sie nicht damit zu beunruhigen, ehe sie entschieden war.

Die Gräfin sah ihn fragend an.

Er setzte sich ihr gegenüber, schwieg eine Weile, räusperte sich und war sichtlich einigermaßen um einen

Anfang verlegen. Endlich fragte er: Wie alt iſt Charitas nun?

Eben vierzehn Jahre alt geworden, erwiderte die Mutter, nicht ohne Verwunderung.

Und die Knaben? Erich?

Acht Jahre und drei Monate.

Und Axel?

Gerade funfzehn Monate jünger.

Richtig, ſo paßt alles. Wann iſt die Zeit der Franzöſin aus?

Morgen.

Und haben Sie eine andere an ihrer Stelle gefunden?

Nicht doch, mein Freund, erwiderte die Gräfin höchſt erſtaunt. Ich habe Ihnen wiederholt die Schwierigkeiten geklagt, die ich gehabt, hier im fernen Norden, unter einer Nation, bei welcher Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Irreligioſität und Sittenloſigkeit vorherrſchen, und die überdies uns Ausländern nur überläßt, was ſie ſelbſt nicht brauchen kann, unter dieſer Nation eine paſſende Erzieherin für Charitas zu finden. Sie wiſſen, mein Theurer, wie dringend ich wünſchte, dieſem geliebten

Kinde die Vortheile einer wahrhaft gottesfürchtigen Erziehung zu geben, und wie oft ich Sie gebeten, mir zu erlauben, es nach Gnadenfrei zu ſchicken. Gott im Himmel weiß, wie ſchmerzlich es mir iſt, ſie von mir zu geben. Aber was iſt meine mütterliche Zärtlichkeit, wenn es das Heil ihrer Seele gilt?

Hier ſpielte ein kleines ſarkaſtiſches Lächeln um den Mund des Grafen.

Seine Gemahlin jedoch, ohne es zu beachten, fuhr fort: Die Innigkeit dieſes Wunſches, mein Freund, gibt mir den Muth, Sie noch einmal um Ihre Einwilligung zu bitten.

Was, erwiderte der Oberkammerherr etwas ſpöttiſch, und Ihre beiden Söhne wollen Sie nicht nach Herrnhut oder Niesky ſchicken? Was haben die armen Jungen gethan, daß Sie ſie wollen ruhig in die Hölle fahren ſehen?

Misverſtehen Sie mich nicht gefliſſentlich! Nicht als den einzigen Weg zum Heile betrachte ich eine Auferziehung in der frommen Gemeinde, nur als den ſicherſten. Die Knaben ſind zu jung, um der Mutter Schos ſchon entbehren zu können. Ich zweifle nicht,

daß sie auch hier den Weg zum Herrn finden können, wenn wir beide mit vereinigter Liebe und demüthigem Gebet über sie wachen.

Was letzteres anbetrifft, so verlaß ich mich ganz auf Sie, schöne Agathe; Sie wissen ja, wie sehr ich selbst auf den weiten Mantel Ihrer Gebet- und Bußübungen rechne, unter dem verborgen Sie mich armen Sünder mit durch die Himmelspforte schlüpfen lassen! Aber Scherz beiseite! Sie können sich darauf verlassen, Ihr Plan mit Charitas wird nie meine Einwilligung erhalten. Und Sie werden mir es einmal danken. Der gute Kopf des Mädchens soll mit andern Dingen gefüllt werden als mit pietistischen Predigten und Reimen vom gekrönten Lämmlein. Ueberdem ist es zu spät. Dadurch, daß Sie mir Vaterrechte übergeben haben, Agathe, ist Charitas eine Schwedin geworden. Hier in Schweden werd' ich sie verheirathen, und es ist billig, daß sie eine schwedische oder vielmehr, denn ich halte, wie Sie wissen, nicht viel auf diese romantischen Schwärmereien von Vaterland und Nationalität — eine kosmopolitische Erziehung erhalte. Daß ich sie nicht auf die hier landesbräuch-

liche, adeliche Weiſe aufwachſen laſſen will, halb bäuerisch, halb frivol, können Sie mir zutrauen. Zur Haushälterin ſowie zum Ernährungswerkzeug einer unwiſſenden franzöſiſchen Mamſell iſt ſie wirklich zu gut, da haben Sie recht.

Und was müſſen wir denn thun, fragte Agathe ſehr niedergeſchlagen, um den Weg zu finden, den Sie für den richtigen halten?

Was die weibliche Erziehung anbelangt, erwiderte der Graf, ſo hat unſer Jahrhundert einen ungeheuern Rückſchritt gethan. Der Knabe, der junge Wilde, ſoll durch die Grazie des weiblichen Einfluſſes gezähmt und geſchmeidigt werden; das Mädchen durch Männer gebildet. Italien, Frankreich, die Niederlande haben bewieſen, was eine Frau leiſten kann. Auch Ihr Vaterland hat Namen aufzuweiſen, wie die Frauen von Löſer, und Frieſen und Gersdorf, und wie ſonſt alle die Minervae Saxonicae u. ſ. w. heißen mögen. Nur daß bei den deutſchen Damen ſich immer ein wenig Bigoterie einmiſcht. Ja ja, Sie wiſſen was Sie kleidet. Kein Mann mag einen weiblichen Freigeiſt goutiren.

Glauben Sie wirklich, daß auch in ſolchen heiligen Dingen die Stimme der Koketterie ſich hören laſſe?

Der Graf lächelte ſchlau und fuhr fort: Disputiren wir darüber ein anderes mal, ſchöne Agathe. Was mein jetziges Argument anbelangt, ſo wiſſen Sie, daß auch Schweden nicht ganz im Schatten ſteht. Die Königin Chriſtine iſt ein glänzendes Beiſpiel. Aber auch mehr ſich unſerer Zeit nähernd wird Katharina Baath genannt, und die Gattin des Antiquars Brenner ...

Wie! Sie wollen unſere kleine Charitas zur Gelehrten erziehen?

Und warum nicht? Wenn Sie, zu deren Toilettendienſt immer ſämmtliche Huldgöttinnen bereit ſind, ihr mütterlich die eine oder die andere abtreten, die ihr ſorglich jeden etwaigen Tintenfleck an den Fingern mit Eau-de-Luce abwäſcht? Was werden Sie dazu ſagen, wenn ich Ihnen entdecke, daß ich ihr bereits einen Lehrer, das heißt einen Informator ſtatt einer Gouvernante beſtellt habe?

Sie ſcherzen, mein Freund!

Nichts weniger. Und als guter ökonomiſcher Haus-

vater habe ich dabei nicht minder an meine beiden Knaben gedacht. Für Erich hätten wir die Zucht der alten Wärterin und ihren altmodischen Märchenſpuk, den Sie ſo poetiſch finden, längſt abſchneiden ſollen. Der Axel iſt genau in dem Alter, ſein mensa, mensae, mensam zu beginnen. Ihre Ingeborg hat die beiden wackern Jungen glücklich durch das A-b-c und die Fibel gebracht. Von der Franzöſin haben ſie ziemlich fertig franzöſiſch plappern lernen; es iſt Zeit, daß ein tüchtiger Mann ſie in die Hände nimmt.

Was die Knaben anbelangt, ſo mögen Sie recht haben. Allein Charitas? Scheint es Ihnen ganz paßlich, den Unterricht eines einzelnen Fräuleins, das ſoeben in das jungfräuliche Alter tritt, einem fremden Manne zu übergeben? Der Anſtand, ſcheint es mir, die Schicklichkeit — Sie wiſſen, daß unſere geſellſchaftlichen Verhältniſſe mir nicht verſtatten, ſtets bei ihrem Unterricht zugegen zu ſein. Wenn wir nun keine Gouvernante im Hauſe haben ...

Der Graf lachte laut. Wahrhaftig, auf dieſe Einwendung war ich nicht gefaßt, ſagte er. Halten Sie mich wirklich für den unbeſonnenen Jüngling, der das

fünfzehnjährige Blümchen ohne weiteres einem jungen Studenten oder dergleichen in die Arme werfen will? Seien Sie ganz unbesorgt, eine Abälard und Heleisengeschichte haben Sie auf keine Weise zu fürchten. Der Lehrer, den ich in meinem Hause angestellt und der schon heute Abend anziehen wird . . .

Heute Abend! schon heute?

Dieser Lehrer ist nicht im Mindesten gefährlich. Und zwar weil er erstens ungefähr dreimal so alt ist als unsere Cary. Zweitens weil diesem Adonis die Plage der Menschheit, die Pocken, ziemlich arg mitgespielt haben. Drittens weil dieser Verführer einäugig ist und demnach seine Liebesflammen nur aus Einem Auge sprühen kann. Und viertens endlich, weil dieser gefährliche Mann zwar eine herculische Figur, leider aber nur Einen Arm hat. Sie sehen daraus, daß das Embrassiren auch nicht gerade seine Sache sein kann. Was sagen Sie nun? Scheint Ihnen ein solcher Mann bedenklich für die Tugend Ihrer vierzehnjährigen Tochter?

Erklären Sie mir . . .

Hören Sie an. Schon lange war mir, wenn ich

auf die Bibliothek ging, ein großer ältlicher Mann aufgefallen, der in der orientalischen Abtheilung mit Schreiben und Ordnen von Manuscripten beschäftigt war. Eine athletische Gestalt, von imponirendem Anstande und von so dunkler Gesichtsfarbe, daß ich ihn für einen Asiaten hielt. Der wunderlichste Contrast mit dem Mehlgesichte und der Flachsperrüke des Bibliothekars. Ich hatte mich nie genauer nach ihm erkundigt. Nur so viel wußte ich, daß ihn der Bibliothekar mit aus England gebracht, als er vor dem Jahre dorthin gegangen war, um nach einigen dänischen Documenten zu suchen, und daß es seit seinem fleißigen Arbeiten in der Bibliothek Licht geworden war, in dem Wust des orientalischen Schrankes, wo alles übereinanderlag.

Vor einigen Tagen nun, als ich eben in den Saal trete, eine Mußestunde dort zu benutzen, spricht mich der Bibliothekar sogleich an und frägt, ob ich nicht vielleicht irgend eine Stelle wisse, etwa im diplomatischen Fach als Translateur, für einen Mann in mittlern Jahren, von bedeutenden Sprachkenntnissen und sonstigen Fähigkeiten: auch ein trefflicher Mathematiker und gründ

licher Kenner der Literatur: kurz ein Wunder von Gelehrsamkeit, aber sehr arm und vom Schicksal verfolgt. Er sei ein Studirter von Haus aus, aber dann in russischen Diensten, oder, was weiß ich, in türkischen Diensten gewesen, sei in Gefangenschaft gerathen und habe die orientalischen Sprachen während eines langen Aufenthalts im Morgenlande gründlich erlernt. Er sei ein Deutscher von Geburt, also gleichsam ein natürliches Vehikel alles Wissens. Er habe ihn bei seinem Aufenthalte in London gefunden, wo er sich kümmerlich von Sprachunterricht genährt habe, besonders im Arabischen und Persischen. Da nun die orientalischen Manuscripte der Bibliothek wie eine große Last auf ihm selbst gelegen — was ich gern glauben will, denn der gute Mann kann keinen Buchstaben davon lesen — so habe er ihm den Vorschlag gemacht, ihn nach Stockholm zu begleiten, wo er auf der Bibliothek seine Sprachkenntnisse ein paar Jahre lang besser verwerthen könnte als durch Unterricht. Er habe nun in unglaublich kurzer Zeit die ihm aufgegebene Arbeit vollendet — wodurch er unter anderm seine Ehrenhaftigkeit und seine Uneigennützigkeit bewiesen habe, denn es habe ihn niemand

darin controliren können — und sei nun gewissermaßen brotlos. Es sei ihm, dem Bibliothekar, daher alles daran gelegen, für Herrn Mannsfeld, so heißt er, eine Versorgung zu finden. Ich ließ mir den Mann vorstellen: für einen armen Mann geringer Herkunft eine ungebeuer stolze Erscheinung; und eben darum gefiel er mir. — Ich lasse mich mit ihm ins Gespräch ein und höre, daß er als türkischer Offizier in der Schlacht das linke Auge verloren und in persische Gefangenschaft gerathen sei. Wie er dort in die Hände orientalischer Literaten gefallen, und eine neue Welt des Wissens sich ihm geöffnet habe. Dann aber hat doch der angeborene kriegerische Geist in ihm gesiegt; er hat wiederum persische Dienste genommen und ist mit Schah Nadir's Heere nach Indien gezogen, bis er einen neuen Denkzettel im Verlust des Armes bekommen. Ein abenteuerliches Leben, wie aus Tausendundeiner Nacht.

Bei einer solchen Vergangenheit, bemerkte Agathe, deren Interesse für den Landsmann durch die Seltsamkeit seiner Schicksale geweckt war, sollte man fast rohe Sitten voraussetzen. Doch würden Sie ihn nicht

zum Lehrer Ihrer Kinder und zum Hausgenossen gewählt haben, wenn dem so wäre.

Sie lassen mir nur Gerechtigkeit widerfahren. Seine Sitten sind einfach, fast streng, aber durchaus würdig. Offenbar ist er in der besten Gesellschaft groß geworden.

Und was hat ihn endlich nach Europa zurückgeführt?

Ohne Zweifel der natürliche Drang des civilisirten Menschen nach der civilisirten Welt, obwol er es nicht Wort haben wollte, denn er ist excentrisch. Er schwärmt für den Orient, doch hat er in England ein neues Steckenpferd gefunden. Es war ihm, sagte er, vor allem darum zu thun, sich der englischen Sprache, die er schon in seiner Jugend gelernt und in Indien viel gesprochen hatte, gründlich zu bemächtigen. Und wie fängt er das an? Statt sich an die neuern englischen Schriftsteller zu halten, deren Geschmack sich unter dem Einfluß der französischen Literatur einigermaßen polirt hat, gräbt er die alten Dichter wieder auf, die von Barbarismen wimmeln, wenn sich auch einiges Genie nicht in ihnen verkennen läßt. Besonders will er eine

reiche Fundgrube alles Schönen und Erhabenen in einem alten Dichter, Namens Shakspeare finden, auf den, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, Voltaire bereits aufmerksam gemacht hat, natürlich nicht ohne seine Geschmacklosigkeiten zu rügen. Wie ich sagte, dieser Mannsfeld ist ein Sonderling.

Und ein Deutscher, seufzte die Gräfin nachdenklich, ein Landsmann! Und heute noch, sagten Sie, wird er kommen?

Allerdings. Als ich ihm vorgestern den Antrag machte, als Lehrer meiner Kinder mit reichlichem Gehalt in mein Haus zu ziehen, stutzte er. Er sei, sagte er, wenig an Kinder gewöhnt: er fürchte auch, obwol er auf Universitäten gewesen, doch vielleicht in seiner Kenntniß der classischen Sprachen zurückgekommen zu sein. Als ich jedoch ihm das Alter der Knaben nannte und ihm sagte, daß eins seiner Schüler ein Mädchen sei, meinte er selbst, daß der Ueberrest seiner philologischen Kenntnisse zum Elementarunterricht wol ausreiche. Ich liebe die Jugend, sagte er. Aber ich fühle, daß ich mehr von ihr empfange, als ich ihr geben kann. Sie erhellt die Nacht meines Lebens mit ihrer

Morgenröthe. Ich kann nur Schatten auf ihre Sonnenstrahlen werfen. Doch hat er sich zwei Tage Bedenkzeit aus. Heute nun erklärte er mir seine Bereitwilligkeit, jedoch mit der Bedingung, daß er nicht gebunden sei, sondern zu jeder Zeit seine Stelle niederlegen könne, wogegen er auch uns vollkommene Freiheit, ihn zu entlassen, zusprach. Schon daraus sehen Sie, daß wir es mit keiner gemeinen Natur zu thun haben, liebe Gräfin.

Hier ward die lange Unterredung von der endlichen Ankunft des Perruquiers unterbrochen. Wie gern hätte ihn die Gräfin fortgeschickt; ihr Herz war schwer. Sie sehnte sich nach Einsamkeit. Es war ihr zu Muthe, als stünde sie selber am Eingang einer neuen Lebensperiode, indem ihr geliebtes Kind eine neue betrat.

Allein die Königin Ulrike, die sie allen ihren Damen so weit vorzog, hatte es ihr zur besondern Pflicht gemacht, ja heute zu erscheinen. Denn sie wußte sich von geheimen Feinden umringt, und wenn sie täglich erleben mußte, wie der hohe Adel und namentlich die Frauen der Reichsräthe sie geflissentlich vernachlässigten, um sie zu kränken und zu demüthigen,

ſo wußte ſie, daß ein Galatag dazu doppelte Gelegenheit gab. So war es denn wichtig, ſich von einer Galaxie von Rang und Schönheit aus ihrer eigenen Partei zu umringen, und den Oberkammerherrn und ſeine Gemahlin kannte das königliche Paar und die Partei der Mützen, die es damals mit dem Hofe hielt, zu ihren treueſten Anhängern zählen.

Auch war Agathe ſeit Jahren an den Zwang des Hoflebens gewöhnt, und ſie unterwarf ſich ihm während der acht Monate, die ſie in der Stadt zubrachte, pflichtgetreu, als wäre es eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, und nur in der Stille nach dem kurzen Sommer ſeufzend, der ihr erlaubte, ſich auf ihr friedliches Landhaus zurückzuziehen.

Gleich nach Monſieur Truchon erſchien auch Charitas, ein hochaufgeſchoſſenes ſchlankes Mädchen, ohne Schönheit, aber mit einem ſcharf markirten Geſicht voll Geiſt und Leben. Sie brachte ihrer Mutter einen franzöſiſchen Aufſatz, den die Gräfin weglegte, mit dem Bedeuten, daß ſie ihn morgen durchſehen wolle. Denn ſeit jener Entdeckung hatte ſie ſelbſt den nothdürftigen Unterricht des jungen Mädchens übernem-

men, um die Französin soviel als möglich von ihr fern zu halten.

Charitas griff nun nach ihrem Buche, denn ihre Mutter ließ sich jedesmal, wenn sie sich unter die Hände des großen Haarkünstlers begeben mußte, deutsch von ihrer Tochter vorlesen. So schnitt sie dem unerschöpflichen Schwätzer, der überdem oft Skandal von Haus zu Haus trug, gleichsam das Wort im Munde ab; nur eine Ermahnung, wie Madame den Kopf halten sollte, oder eine Frage, was sie zu tragen wünsche, unterbrach von Zeit zu Zeit das gezwungene Schweigen.

Charitas merkte sogleich, daß ihre Mutter etwas auf dem Herzen hatte; daß sie verstimmt und zerstreut war. Sie blickte verstohlen einigemal auf, als sie mit ihrer jugendlichen Stimme mit großer Ernsthaftigkeit Gellert's „Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens" vorlas; aber schon nach einigen Seiten sank ihr das Buch aus der Hand und sie seufzte: Ach! gnädige Mama! wie ist doch Gellert so langweilig!

Die Gräfin lächelte. Magst du nicht Gellert's Fabeln leiden?

Ja, die geben wol an. Ich habe mehrere davon für Erich ins Schwedische übersetzt und in Reimen, Mama, und er mag sie gern. Aber viel ist doch auch nicht daran. Die deutschen Bücher sind alle langweilig, Mama.

Das ist sehr vorschnell geurteilt, Cary! Du kennst zu wenige. Du weißt ja, wir leben so weit weg; ich bin eine Fremde geworden im eignen Vaterlande. In den zehn Jahren seit wir fort sind, hat sich unsere so reiche Sprache mehr entwickelt. Es soll jetzt dort einen großen Dichter geben, der ein herrliches Buch geschrieben hat; ein großes episches Gedicht, das sogar die „Henriade" hinter sich lassen soll und auf jeden Fall einen viel erhabenern Gegenstand hat, denn es besingt unsern Heiland.

Wollen wir nicht einmal hinreisen nach dem schönen Gebirge Ihrer und meiner Heimat, theure Mama?

Die Gräfin seufzte, ohne zu antworten. Sie pflegte mit Cary immer deutsch zu sprechen. Sie liebte ihre Sprache um des theuern Mannes willen, der sie zuerst dieselbe zu lieben gelehrt hatte, und war besonders

benützt, um seines Andenkens willen das Band zwischen Cary und ihrem Vaterlande nicht ganz zerreißen zu lassen. Nach funfzehn Jahren der Trennung konnte es freilich nicht anders sein, als daß sein Bild in den Hintergrund ihrer Seele getreten war. Allein sie hielt es heilig. Seine Züge hatten sich in ihrem Gedächtnisse zu dem eines idealen Heros verschönert. Die kurzen drei Monate, die sie ihn gekannt, waren wie ein seliger Traum verschwunden. Sie waren die erhebende, seelenerwärmende Poesie ihres Lebens gewesen, die wie eine Oasis in der Wüste der dumpfen geisteinschläfernden Prosa ihrer Kindheit und des aufregenden Welttreibens ihrer reifern Jahre lag.

Sie nahm sich oft vor, Cary, wenn sie erst groß sei, feierlich einzuführen in den Tempel ihrer Erinnerungen; sie konnte sich nach dem Augenblick sehnen, denn sie fühlte sich oft grauenhaft allein. Aber für jetzt war ihr Cary nur noch ein Kind.

Sie küßte sie und entließ sie, als Monsieur Truchon fertig war. Der Abend nahte heran und sie mußte an die Vollendung ihrer Toilette denken. Nachdem das Hauptkunststück, der Kopfputz, zu Stande gebracht war

und die zierlichen Füße mit ihren goldgestickten Atlasschuhen bekleidet waren, saß sie lange, den seidenen Ueberwurf flüchtig über die Unterkleider gezogen, bevor sie sich ganz fertig machte, immer hoffend, der Informator werde kommen, ehe die Beschäftigung mit ihrem Anzuge sie hindern werde, ihn zu empfangen.

Die Stelle eines Hofmeisters, oder, wie man einen Hauslehrer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wol zu nennen pflegte, eines Informators, war zu jenen Zeiten in den Augen des deutschen Adels wenig höher als die eines Kammerdieners, wozu die demüthige, fast kriechende Haltung der Francke'schen Schule, aus der die theologischen Candidaten, denen man gern seine Kinder anvertraute, vorzugsweise gewählt wurden, nicht wenig beitrug. Aber weder der Graf noch die Gräfin von Krenhelm theilten diese Ansichten. Die Lehrer ihrer Kinder waren Agathen in hohem Grade wichtig, und dieser besonders! Ein Unglücklicher! und ein deutscher Landsmann obendrein — allein sie konnte nun nicht länger warten. Sie war in vollem Schmuck und die Sänfte stand bereits vor der Thüre, als ihr gemeldet ward, daß Herr Mannsfeld, der neue Lehrer,

gekommen ſei. Ingeborg wird ihm ſein Zimmer anweiſen, ſagte ſie. Aber ich will ihn doch noch einen Augenblick ſehen.

Die Gräfin leuchtete in der vollſten Pracht ihrer Schönheit, als von außen reicher Putz und Mode, von innen die Aufregung ihres Gefühls, die ihren Augen doppelten Glanz gab, ſich zu ihrem Vortheil vereinigten. Sie hätte übrigens auch ohne dieſe Aufregung das künſtliche Roth der Wangen entbehren können, das der Zwang des Hofes erheiſchte. Der gebieteriſchen Mode der Zeit, die Farbe der Haut durch den Contraſt von ſchwarzen Schönpflästerchen zu heben, folgte ſie nur auf das mäßigſte, und nur eine einzige flatternde Amorette, kaum groß genug, den kleinſten Kindernagel zu bedecken, war zwiſchen dem untern Theil der linken Wange und dem Kinn zu bemerken, in ſchwebender Stellung, als wollte ſie ſich im Grübchen des letztern ein anmuthiges Neſt ſuchen. Für die edle, blendend weiße Stirn ſchien ſelbſt der mächtige Bau des dickgepuderten Haares nicht zu hoch, von dem ſtolze Schwungfedern ſich hinabneigten, während ein paar koſtbare Perlenſchnüre gleichſam den überquellenden

Reichthum des Haares zuſammenhalten zu ſollen ſchienen. Ein weißer ſilberverbrämter Rock fiel vorn auf die blitzenden Schuhſchnallen herab und ſah nur in ſchmalem Streif aus dem ſchweren, blau und goldenen brocatenen Oberkleide hervor, das, in weitem Kreiſe über den mächtigen Reifrock hinabfallend, den herrlichen Leib umſchloß, vorn in tiefer Spitze auslaufend, hinten in langer ſtattlicher Schleppe.

Nichts aber konnte vollkommener ſein als die Büſte der Gräfin. Der ſchlanke Hals, die fallenden marmorgleichen Schultern, der züchtig von Spitzen und Flor verhüllte Buſen. Neben den ſtrahlenden Steinen des Halsbandes drängte ſich fremdartig ein einfaches ſchwarzes Schnürchen, von dem die böſe Welt ſagte, es müſſe irgend ein Amulet daran hängen, denn die Gräfin legte es nie ab, ſie mochte in Hof- oder Haustracht ſein. — Nicht minder vollkommen waren auch die vollen alabaſterhaften Arme, und auch von ihnen war nicht mehr zu ſehen, als was durch die luftigen Spitzengehänge vorſchimmerte, die von den Ellenbogen herabfielen, denn reichgeſtickte Handſchuhe deckten ſie bis mindeſtens drei Zoll über dem Hand-

gelenk, und nur ein ſchmales Streifchen der glänzenden Haut blieb ſichtbar.

So ſtand ſie mitten im hellerleuchteten Zimmer, als der Kammerdiener die Thür öffnete und mit den Worten: Herr Mannsfeld, Ihre gräflichen Gnaden! — den Fremden hineinwies.

Zweites Kapitel.

Der Informator.

Eine hohe martialiſche Geſtalt ſtand vor ihr: ein Mann, dem man es zwar auf den erſten Blick anſah, daß er die Jugend weit hinter ſich hatte, der aber ebenſo entſchieden noch im Beſitze der vollen männlichen Kraft war. Er trug ein einfaches dunkelgrünes Tuchkleid, bis an den Hals zugeknöpft, ohne Buſenſtreifen oder Manſchetten; eine militäriſche ſchwarze Halsbinde paßte zu der ſtrengen Einfachheit der ganzen Erſcheinung. In der breiten ſchwarzen Binde, die ihm über die rechte Schulter fiel, ruhte ein verſtümmelter Arm. Die Geſichtsfarbe war ſo dunkel, daß die Verwüſtung, welche die Pocken in der Haut angerichtet, nicht beſonders hervortrat. Das Haar, ſchwarz und dick, war

ſtark mit weißen Fäden gemiſcht. Eine breite, längſt verharſchte Narbe zog ſich über die hochgewölbte Stirn, über die kühne Naſe weg, nach dem linken Auge, das ein ſchwarzes Pflaſter deckte. Die große Magerkeit des Geſichts gab den Formen etwas Scharfes. Es waren tiefe charaktervolle, unbeſchreiblich melancholiſche Züge, auf denen die Stürme des Lebens unverwüſtliche Spuren gelaſſen hatten.

Frau Gräfin haben befohlen, ſagte er auf franzöſiſch, indem er ſich tief verneigte.

Sie antwortete ihm deutſch. Ich freue mich, mein Herr, ſagte ſie mit dem ſüßeſten Ton ihrer Stimme, Sie in meinem Hauſe zu ſehen, und doppelt, indem ich einen Landsmann in Ihnen begrüße. — Es thut mir ungemein leid, fuhr ſie fort, indem ſie wahrnahm, daß er ſie beſtürzt anblickte, daß ich Sie heute nur einen Augenblick ſehen kann. Der Lehrer meiner Kinder iſt mir eine ſo wichtige Perſon, daß ich gern zu Hauſe bliebe, wenn es gälte, eine Luſtbarkeit zu opfern; aber meine Pflicht ruft. Ich muß nach Hofe.

Indem ſie ſprach, bemerkte ſie nicht ohne Verwirrung, daß der Fremde ſie anſtarrte — ja es ſchien

ihr, als wäre ſein Blick mit Entſetzen auf ſie gerichtet. Sie hielt inne, in der Erwartung, daß er etwas erwidern werde. Allein ſie ſah ihn nur zweimal die Lippen öffnen, ohne daß ein Laut ihr Ohr erreichte, indem die Farbe gänzlich aus ſeinem Geſichte trat: es war, als ſähe ein graues Leichengeſicht ſie an.

Plötzlich trat er einen Schritt näher: ſeine hohe Geſtalt ſchwankte. Er ergriff die Lehne eines Stuhls und ſtützte ſich darauf.

Verzeihen Sie mir, Madame, ſagte er mit bebender Stimme, ich bin krank. Es iſt die Sprache meiner Heimat — es muß die Ueberraſchung ſein, meine Sprache nach ſo vielen Jahren wieder zu hören, die mich ſo entmannt — ich wußte nicht . . .

Setzen Sie ſich, mein Herr, ſagte ſie mit mitleidiger Güte, wie rührt mich Ihre Ueberraſchung!

Er ſank auf den Stuhl, den ſie ihm hinſchob, und deckte das Geſicht mit der Hand.

So wußten Sie nicht, daß Sie in mir eine Deutſche finden würden? — O, ich kann Ihre Ueberraſchung, Ihren Schreck mit Ihnen empfinden! Die Heimat bleibt uns ewig theuer! — Und iſt es ſo

lange her ... Fühlen Sie sich ohnmächtig? — Trinken Sie etwas Wasser!

Sie war voll herzlichen Mitleids dicht an ihn herangetreten und reichte ihm ein Glas Wasser. Seine Hand sank herab. Er sah sie von neuem an, geisterbleich mit blutlosen Lippen. Es war Wahnsinn in diesem Blick.

Sie trat entsetzt zurück. Ihre Hand erhob sich unwillkürlich, um die kleine Schelle zu ergreifen, die auf dem Tisch stand.

Wahrscheinlich war es diese Bewegung, die dem unglücklichen Manne Kraft gab, sich zu ermannen. Er erhob sich rasch, und obwol noch mit aschfarbenem Gesicht, sagte er mit Hast: Gewähren Sie mir Verzeihung, gnädigste Frau, für diese unglückliche Einführung. Ich hätte meine Klause nie verlassen sollen. Es war Ihre Sprache, gnädige Gräfin, ja es muß Ihre Sprache sein, die mit furchtbarer Gewalt eine der herzzerreißendsten Erinnerungen meines unseligen Lebens aus der Nacht meiner Vergangenheit emporsteigen ließ und mich halb der Besinnung beraubte. Ich stehe beschämt vor Ihnen.

„Nicht doch, guter Herr Mannsfeld. Sollten Sie ſich ſchämen, daß Sie krank, daß Sie unglücklich ſind? O möchten Sie in meinem Hauſe die Ruhe finden, die Sie bedürfen! Möchte es der Hafen Ihres ſturmbewegten Lebens ſein!

Er ſtand vor ihr, aufrecht, ohne zu ſchwanken, bleich, mit geſenktem Blick, kaum hörend, was ſie ſprach, nur dem Tone der Stimme lauſchend.

Jetzt, fuhr ſie fort, bedürfen Sie vor allem der Ruhe. Morgen werd' ich Ihnen meine Kinder vorſtellen. Ich kann Sie heute nur mit den allernothwendigſten Bequemlichkeiten verſehen, da auch für mich Ihr Kommen eine Ueberraſchung war. Morgen will ich alles beſſer einrichten.

Sie klingelte, und als Ingeborg hereinkam, empfahl ſie ihr den Fremden auf das dringendſte. Der Herr iſt unwohl, ſagte ſie; ſorge ja für guten Thee, und daß das Zimmer nicht überheizt werde. Gute Nacht, lieber Herr Mannsfeld! Auf Wiederſehen morgen früh! Schlafen Sie ja recht ruhig, Sie ſind unter Freunden und Gott iſt ja überall.

Als ſie allein war, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Welche

seltsame Scene! Der arme Mann dauert mich unbeschreiblich! Und doch sieht er nicht aus, als wäre er gern ein Gegenstand des Mitleidens. Es ist ein schauderhafter Gedanke, aber ich kann mich seiner nicht enthalten: sollte der Unglückliche nicht einmal geistesabwesend gewesen sein? Sein Blick war furchtbar! Und doch ist das Auge schön, es ist seelenvoll! Als er ruhiger ward, blickte mich dies Auge an wie aus einer andern Welt.

Aber sie hatte nicht Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Die Sänften warteten. Die Stunde drängte. Die Spaltungen am Hofe, über welche Etikette und Weltsitte nur einen dünnen Schleier warfen, nahmen bald ihr ganzes Interesse, ihr ganzes Mitgefühl für das schwerbeleidigte Königspaar in Anspruch.

Im vorigen Winter war bei Gelegenheit dieser Assembleen die gegenseitige Stimmung der Parteien erst recht zum Ausbruch gekommen. Den Gemahlinnen der Reichsräthe Grafen Scheffer und Höpner war, als sie zur Cour fuhren, die Einfahrt in den innern Schloßhof verweigert. Nicht ohne Grund war darin der Einfluß der Königin erkannt, die in der Anmaßung

eines früher nur dem königlichen Hause vorbehaltenen Vorrechts einen Eingriff in dessen Privilegien sah. Der gekränkte Stolz der beiden Damen hallte am folgenden Morgen in den leidenschaftlichen Verhandlungen des Reichsraths wider. Der Oberst der Wache ward vorgefordert, erklärte die Sache für ein Mißverständniß und ließ auf Verlangen der beleidigten Magnaten den Unteroffizier, der auf königlichen Befehl gehandelt hatte, festnehmen.

Aber dies zerschnitt endlich den Geduldsfaden des schwachen Königs. Während er die bittern Demüthigungen, denen er und seine Gemahlin sich vor kurzem hatten unterwerfen müssen, noch gleichsam in allen Gliedern fühlte, bewies er jetzt den Reichsräthen und Ständen, daß er wenigstens noch Herr in seinem Hause sein wolle. Der Unteroffizier mußte freigestellt werden, und die Einfahrt blieb verschlossen.

Allein die Königin konnte sich dieses seltenen Sieges nur halb freuen. Die Assembléen wollten im ganzen Winter nicht wieder recht zu Stande kommen. Die Damen der Hüte unter den Reichsräthen und alles, was unter ihrem Einfluß war, zogen sich unter den

nichtigsten Verwänden zurück, und die Stimmung der Damen der Mützen zeigte, daß sie in der Verletzung der Ehre ihrer Feinde auch die eigene Ehre verletzt fühlten.

Heute nun, in der eröffnenden Assemblée des dreijährigen Winters, sollte, durch vermittelnde Höflinge und allerlei beschwichtigende Maßregeln eingeleitet, ein Versuch gemacht werden, die Atmosphäre aufzuhellen. Aber Agathe fühlte gleich beim Eintritt die Schwere der Luft und das drohende Ungewitter. Die Frauen der höhern Stände haben eine unselige Kunstfertigkeit, ohne Worte, ja ohne directe Verletzung des Schicklichen, eine gewisse Nichtachtung, einen gewissen Hohn zu zeigen. Kaum daß sich das Wie und Was davon mit Worten definiren läßt. — Als die Königin am Arme des Königs in den Saal trat und, wie sie pflegte, unter den Damen die Runde machte, ehe sie sich an den Spieltisch setzte, indem sie mit erzwungener Leutseligkeit für jede heute ein gnädiges Wort hatte, bemerkte Agathe, wie die giftigen Blicke, die sie von einigen Seiten maßen, die lauernden Augen, die von andern über sie hinfuhren, ihr mehr und mehr das heiße Blut in die

Wangen trieben, bis nach und nach ihre Miene krankhaft gereizt ward und ihr Auge sich verfinsterte.

Als sie zu Agathen kam, fing sie plötzlich mit etwas erhöhter Stimme an, ganz gegen ihre Gewohnheit, deutsch mit ihr zu sprechen. Denn wenn sie auch ihre Muttersprache nicht in dem Grade verunglimpfte wie ihr Bruder, der große König, so war ihr doch, wie allen Fürstinnen ihrer Zeit, das Französische viel geläufiger und sie pflegte sich mit Agathen sonst nie einer andern Sprache zu bedienen. Aber jetzt galt es die stelze Gräfin Fersen, die kein Wort deutsch verstand, für ihre hochmüthige Haltung zu strafen. Nachdem sie mit absichtlicher Vertraulichkeit ein paar Minuten lang einige an sich gleichgültige Fragen gethan und zerstreut die Antworten Agathens angehört, während jener der Zorn auf den geschminkten Wangen brannte und sie zur Purpurglut färbte, strich sie blos mit der Bemerkung an ihr vorüber: Ah! Comtesse, comme vous êtes échauffée! um der nächsten Dame ein paar gnädige Worte zu sagen. Aber Agathe fühlte, wie schmerzlich die arme Fürstin bei dieser Komödie litt. Als sie später sie von ihrem nahestehenden Spieltisch beobachtete, wie sie mit

dem französischen und dem russischen Gesandten beim L'Hombre saß und mit gezwungenem Lächeln die Karten warf, glaubte sie deutlich zu sehen, wie sie die Thränen zurückdrängte, und hörte sie klagen, wie schon wieder ein böser Schnupfen bei ihr im Anzuge sei, der ihr die Augen schwelle und nässe, und wie man bei dem rauhen Klima Schwedens dem ausgesetzt sei.

In solchen Wirren ging der Abend hin. Die Gräfin kam spät nach Hause, sprach noch mit ihrem Gemahl alles durch, was sie bemerkt, wogegen er wieder ihr mittheilte, was er beobachtet hatte, bis sie sich endlich ermüdet niederlegte, ohne des armen Informaters wieder zu gedenken.

Bald sank sie in einen tiefen, festen Schlaf. Ein süßer Traum entrückte sie auf einige Stunden der beängstigenden Gegenwart. Sie sah sich in ihre harmlos glückliche Jugendzeit zurückversetzt, in die seligste Periode ihres Lebens, das Jahr ihrer ersten Liebe und Ehe. Mit greifbarer Wirklichkeit standen ihre ehrwürdigen Aeltern vor ihr, segnend die Hände auf das myrtenbekränzte Haupt der vor ihnen Knienden legend. Sie hörte die Kirchenglocken tönen, deren vertrauter Klang

ſie zu dem feierlichſten Acte ihres Lebens einladete. Mit voller klarer Deutlichkeit ſtand ſeit Jahren wieder einmal die Geſtalt des angebeteten Mannes ihr vor Augen, den, wie ſie wähnte, Gott ihr zum Führer durch das Leben beſtimmt hatte. Sie fühlte den Druck ſeiner Hand, der Strahl ſeines Auges erwärmte ſie. Sie hörte die Stimme des Dieners Gottes, der ihr Daſein in heiliger Unwiderruflichkeit an das Seine knüpfte. Schon halb erwacht, lag ſie noch lange im Nachgefühl einer träumeriſchen Seligkeit. Erſt als Ingeborg hereintrat, die Fenſterläden halb öffnete und dann leiſe die Bettvorhänge zurückzog, kam ſie recht zu ſich.

Sie ſeufzte tief, ſchwer. Ach, Ingeborg! ſagte ſie, biſt du's? Ich hab' einen ſeltſamen Traum gehabt. Iſt's möglich, daß das alles nun längſt, längſt vorbei iſt! Goldene Wolken des Morgenroths! Aber laß nur, fuhr ſie, ſich aufrichtend, fort, laß nur! Der Tag will ſein Recht haben. — Sag', wie ſteht es mit dem armen Informator? Hat er ſich bald erholt? und iſt er nicht kränker geworden?

Ingeborg ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ich fürchte, ſagte ſie, mit dem haben ſich der Herr Graf eine rechte Ruthe gebunden.

Wie ſo, hat er ſo ſchlecht geſchlafen?

Ja der und ſchlafen! Nicht das Bett hat er berührt; die ganze Nacht iſt er in ſeiner Stube auf- und abpatrouillirt. David hat ſeine Stube gerade unter ihm. Der hat Zahnſchmerzen gehabt und nicht ſchlafen können, und ſagt, er habe ihn die ganze Nacht umhergehen hören. Dann hat er alle Fenſter aufgeriſſen und heute ganz früh iſt er fort und noch hat ihn kein Menſch wieder geſehen. Als ich ihm heute um acht Uhr den Kaffee hineintragen wollte, klopfte ich lange umſonſt. Der Vogel war fort. Der Käfig war leer.

Aeußerſt ſeltſam, ſagte die Gräfin, und der ängſtigende Gedanke, daß ihr Gemahl ſich mit einem Irrſinnigen eingelaſſen, drängte ſich ihr von Neuem auf.

Unterdeſſen aber, fuhr Ingeborg fort, ſind ſchon geſtern Abend ſeine Sachen angekommen. Ein Kofferchen, nicht größer als der Kaſten, in dem Monſieur Jean des Herrn Grafen neue Perrüke hält; David und Swen machten ihre dummen Späße darüber, als ſie den federleichten Koffer hinauftrugen. David, der den kleinen Grafen immer in die Schulbücher guckt, wollte ſeine Gelehrſamkeit anbringen und ſagte: Nun iſt der

echte König Kröſus ins Haus gezogen. Der wird einmal austheilen. Da wird's Dukaten regnen! Das fühl ich am Gewicht des Koffers.

Und wenn, erwiderte die Gräfin mit Würde, dieſe Bedienten den Werth eines Mannes nach den Geſchenken meſſen, die ſie deſſen von ihm erwarten zu dürfen, wie kommſt du dazu, Ingeborg, mir ihre Geſpräche mitzutheilen?

Verzeihen die gnädige Gräfin, entgegnete die alte Kammerfrau, indem ſie etwas roth ward; Ihro Gnaden wiſſen, daß ich keine Schwätzerin bin. Allein ich dachte in meiner Einfalt, es wäre beſſer, die Frau Gräfin wüßten alles, was ſich über den fremden Herrn ſagen läßt, ehe Sie ihm ihre beſten Schätze anvertrauen.

Du haſt recht, Ingeborg, aber mein Gemahl, der ein Menſchenkenner iſt und von der Welt tauſendmal mehr weiß als ich und du, hat den neuen Hofmeiſter gehörig geprüft. Ob ein Mann arm oder reich iſt, das vermindert oder erhöht nicht ſeinen Werth. Herr Mannsfeld kommt aus fernen Landen. Große Reiſende ſchleppen nie viel Gepäck mit ſich. Er glaubte nicht

in Schweden zu bleiben und ist auf Reisefuß. Du wirst mich verbinden, wenn du dies dem Hausgesinde begreiflich machst.

Beim Frühstück erzählte die Gräfin ihrem Gemahl von der seltsamen Einführung seines Schützlings am gestrigen Abende, und wie er nach einer Nacht ohne Ruhe heute bereits wieder verschwunden sei. Der Graf ward offenbar unangenehm berührt; allein außer daß er einen Irrthum begangen zu haben nicht leicht zugestand, hatte er sich auch das nihil admirari der Weisen längst zum Princip gemacht. Er verstand alles, wußte alles zu erklären und belehrte gern.

Daß ein Mann, sagte er, der viele Jahre seines Lebens in Verhältnissen gelebt, die ihn der feinern Gesellschaft gänzlich entfremdet, sich bestürzt fühlt, wenn er plötzlich einer schönen vornehmen Frau gegenüberssteht, ist nicht zu verwundern. Ueberdem waren Sie im glänzendsten Putze, und es ist nicht zu bezweifeln, daß es nur die Philosophie ist, die uns für Pracht und Glanz unempfänglich macht. Der rohe Mensch, oder was hier gleich ist, der der höhern Civilisation entwöhnte Mensch wird durch dieselben imponirt. Denken

Sie nur an den Eindruck des katholiſchen Gottesdienſtes auf die Maſſen.

Die Gräfin ſah die Anwendbarkeit des Argumentes nicht recht ein. Sie lächelte ungläubig.

Und wie erklären Sie ſein plötzliches Verſchwinden heute Morgen?

Ich ſagte Ihnen ja, er iſt ein Sonderling. Eine Art Rouſſeau, den Ihre Anmuth ſchon nach und nach zähmen wird. Natürlich ſchämt er ſich ſeines kindiſchen Betragens. Wäre er lenkſam, demüthig, unterwürfig, er würde ſeine Tölpelei zu entſchuldigen ſuchen, aber dazu iſt er zu ſtolz, zu widerſpenſtig. Er läuft davon, um ſich dieſe ſcheinbare Demüthigung zu erſparen. Der leibhaftige Rouſſeau! Mich ſollte nicht wundern wenn er gar nicht wiederkehrte, und dann, ma chère, wollen wir ihn ruhig laufen laſſen.

Die letzten Worte verriethen nur zu deutlich, daß den Grafen das Betragen ſeines Schützlings verdroß.

Er lenkte das Geſpräch auf die verwirrten Angelegenheiten des Hofes, und die Gräfin hütete ſich wohl, des armen Mannsfeld's wieder zu erwähnen. Gegen Mittag erhielt der Graf einen Brief von dieſem, in

welchem er in den höflichſten, aber zugleich würdigſten Worten ſein unſchickliches Betragen zu entſchuldigen ſuchte, indem er einen Anfall von plötzlichen körperlichen Schmerzen, denen er von Zeit zu Zeit ausgeſetzt ſei, als Urſache angab.

„Ew. Excellenz wiſſen", ſetzte er hinzu, „daß nur Ihr großmüthiges Zureden mir die Vermeſſenheit gab, mich noch einmal in eine Welt zu wagen, der ich gänzlich entfremdet bin. Ihre Güte wird mir noch einen Tag gänzlicher Einſamkeit ſchenken, und im Fall Sie mir ſelbſt verzeihen, mir die Verzeihung der Frau Gräfin auswirken. Morgen früh werde ich die Ehre haben, mich bei Ihnen einzuſtellen, zur Erfüllung meiner Pflichten bereit. Und es wird nur von Ihnen abhängen zu beſtimmen, ob Sie mich der Uebernahme derſelben noch werth halten."

Der Graf, der in dem Briefe eine Beſtätigung ſeiner Bemerkungen ſah, war darum um ſo williger, dem wunderlichen Heiligen zu verzeihen, der zu lange ausſchließlich für ſich gelebt habe, um den Grad von Selbſtbeherrſchung von ihm erwarten zu dürfen, den nur der Umgang mit Menſchen und die Philoſophie

geben könne. Agathe ſchwieg, aber der Entſchluß ihres Gemahls, ihre Kinder zur Erziehung einem Manne zu übergeben, dem dieſe Selbſtbeherrſchung fehlte, befremdete ſie. Allein ſie ſah bald ein, daß ihre Beſorgniſſe unnütz ſeien.

Am nächſten Morgen fand der Lehrer ſich wirklich ein, und Agathe hätte in der ruhig-kalten Miene des Fremden kaum ihren vorgeſtrigen Gaſt erkannt. Jede Spur von der pikanten Bedeutſamkeit ſeines magern Geſichts ſchien jetzt verſchwunden. Seine Wangen waren noch eingefallener, noch abgehärmter als früher. Es war als ſei er in den beiden Nächten noch um einige Jahre älter geworden, ſein Blick war faſt finſter. Er wiederholte ſeine Entſchuldigungen nicht, ſondern fragte nur einfach, ob der Graf ſeine Dienſte noch begehre. Als dieſer ihm ſein Syſtem der Erziehung auseinanderſetzte, das, wie die ganze Weisheit des Grafen, auf die flache Philoſophie der Encyklopädiſten gegründet war, hörte er mit kalter Höflichkeit und ohne ein Wort zu erwidern ihn an. Nachdem jener geendet aber, verſetzte er: Ew. Excellenz wiſſen ſelbſt, daß es das Haus iſt und die Welt, die den Menſchen erziehen. Ich habe mich nur

anheischig gemacht, Ihre Kinder zu lehren, und das will ich nach meiner redlichen Ueberzeugung und nach meinen besten Kräften thun.

Die Gräfin hatte ihm kein System der Erziehung mitzutheilen, denn sie hatte keins, nur daß sie fühlte, daß die Religion die Grundlage sein sollte; allein ihr mehrjähriges Zusammenleben mit dem Freigeiste, ihrem Gatten, hatte sie scheu gemacht, sich darüber gegen Fremde auszusprechen, besonders wo wie hier, sie Ursache zum Mistrauen zu haben glaubte. Als sich der Graf entfernte, sagte sie blos einfach: Auch ich, lieber Herr Mannsfeld, möchte Ihnen gern etwas über die Behandlung meiner Kinder an das Herz legen. Allein ungelehrt, wie ich selbst bin, kann von einem Lehrsystem nicht die Rede sein. Nur den einen Wunsch möcht' ich gegen Sie ausdrücken, daß Sie meine Kinder lieben mögen.

Sie erwartete eine Antwort; allein er saß schweigend und mit steifem Anstande vor ihr, den Blick zur Erde gesenkt.

Jetzt will ich die Kinder rufen, sagte sie endlich und stand auf. Es graute ihr vor diesem Moment.

Welchen Eindruck kann der finstere Sonderling, der steife, kalte Misanthrop auf die jungen liebevollen Geschöpfe machen, dachte sie. Ist's mir doch als sollte ich Schnee und Hagel auf meine zarten Knospen werfen.

Allein die Vorstellung, auf welche die Kinder schon vorbereitet waren, lief über Erwarten gut ab. Die kleinen Knaben sahen freilich etwas scheu zu dem Fremden mit dem stolzen, martialischen Anstande hinauf; allein ihre Phantasie hatte bereits den Mann aus dem Morgenlande, der ihr Lehrer werden sollte, mit dem Märchen aus Tausend und einer Nacht, aus dem sie bei der Gouvernante ihr Französisch gelernt, verknüpft, und sie erwarteten nichts anderes, als in dem neuen Lehrer eine ungewöhnliche Erscheinung zu sehen.

Besonders aber ward die Bekanntschaft mit Charitas auf das Günstigste eingeleitet. Das junge Mädchen hatte mit hoher Freude vernommen, sie solle nach ihres Stiefvaters Willen eine gelehrte Erziehung bekommen, solle unterrichtet werden wie ein Knabe. Als sie den Fremden mit den offenen klugen Augen so hell ansah und ihm grüßend die Hand reichte, schien es ihn wie ein elektrischer Funke zu durchfahren. Er

hielt ihre Hand fest und fragte mit leiser, kaum hörbarer Stimme: Was ist Ihr Name, mein Fräulein?

Charitas, antwortete sie; Charitas von Hohenhorst. Und als eine zuckende Bewegung des Fremden anzudeuten schien, daß es ihn überrasche, daß sie sich nicht Kronhelm nenne, setzte sie hinzu: Graf Kronhelm ist nur mein Stiefvater, aber er ist sehr gut gegen mich. Meine Mama sagt, ich solle ihn lieben als sei er mein rechter Vater.

Mannsfeld ließ ihre Hand fahren. So ist's recht, sagte er emphatisch.

Noch am nämlichen Tage fing der Unterricht der Kinder an, und die Gräfin mußte sich bald überzeugen, daß ihre Besorgnisse unbegründet gewesen seien. Denn noch war keine Woche vergangen, als sie die Knaben mit Leib und Seele an dem neuen Lehrer hängen sah, der ihre Spiele wie ihre Studien leitete und in den ritterlichen Künsten wie in den Wissenschaften zu Hause war. Des Lehrers Forderungen schienen oft fast über ihre Jahre hinaus. Aber seine Erzählung eines selbsterlebten orientalischen Abenteuers, die Schil-

derung einer Karavane, einer Löwenjagd oder dergleichen war der Sporn und Lohn ihrer Anstrengungen. Für Charitas aber insbesondere hatte ein neues Leben begonnen. Sie lernte mit enthusiastischem Eifer, und ihr ganzes Wesen klärte sich auf; ihr ernster Blick ward heiterer, als nach und nach der Vorhang vor einer unbekannten, aber längstbegehrten, längstersehnten Welt ihr aufgerollt ward.

Auch des Grafen Hochachtung für den wunderlichen Mann stieg sichtlich bei näherer Bekanntschaft, die freilich nur langsam erfolgte; denn vielfältig am Hofe und durch die politischen Verhältnisse beschäftigt, sah er ihn nicht viel, obwol er ihn anfänglich heimlich und scharf beobachtete. Er hatte vom Bibliothekar erfahren, daß er am Morgen, an dem er sich aus seinem Hause so unceremoniös entfernt, in einem Zustande der Aufregung nach der Bibliothek gekommen sei, die ihn jenem wie einen ganz Fremden habe erscheinen lassen. Nichts mehr von der stoischen Ruhe, die er im Orient sich künstlich mochte angeeignet haben. Er habe erklärt, sich übereilt zu haben, als er dem Oberkammerherrn sein Wort gegeben. Der Zustand seiner Gesundheit

mache ihn unfähig wieder in der Welt zu leben. Er sei eine Ruine, ein Krüppel, er sei durchaus ungeschickt mit Frauen zu verkehren, denen sein Anblick ein Ekel sein müsse; er hasse die Frauen, er hasse die Welt, und was dergleichen in Grimm und Bitterkeit ausgestoßene Worte mehr seien. Dazwischen habe er viel nach des Grafen Familienverhältnissen gefragt; während ihn sonst nichts zu interessiren geschienen als seine Arbeiten, habe er nun auf einmal alles wissen wollen. Wie er nachher sich doch noch entschlossen habe zu kommen, wisse der Bibliothekar nicht, denn daß sein Zureden nichts gefruchtet, gestand er selbst ein.

Soviel es Graf Kronhelm's Zeit erlaubte, ließ er gern sich mit Herrn Mannsfeld in ein Gespräch ein, denn obschon sein Ton, soweit es weltmännische Sitte erlaubte, immer höflich belehrend war, so sah er doch ein, daß er von dem jüngern Manne, der noch viel mehr gereist war als er selbst, und viel gedacht hatte, auch noch lernen konnte, und trotz jenes Tones lernte er noch gern und konnte bei aller Selbstgefälligkeit Widerspruch ertragen. Und Agathe hörte gar gern zu, wenn die beiden Männer sich miteinander unterhielten,

denn da sie nie in einer Sache derselben Meinung waren, sondern immer verschiedene Ansichten davon aussprachen, so hatte sie den Vortheil, einen Gegenstand von zwei Seiten beleuchtet zu sehen, und konnte für sich selbst entscheiden. Mischte sie sich aber in das Gespräch, so konnte sie sicher darauf rechnen, daß Mannsfeld anscheinend mit scheuer Ehrfurcht sich daraus zurückzog. Er ist ein Misogyn, sagte der Graf, vielleicht durch schlimme Erfahrungen geworden, vielleicht auch nur, weil er fühlt, daß er den Frauen doch nicht mehr gefallen kann. Und so allein konnte sich die Gräfin auch sein scheues, zurückhaltendes Betragen gegen sie erklären, das durch all ihre herzgewinnende Freundlichkeit und Güte nicht zu bezwingen schien, ja dessen unerträgliche Schroffheit mit der Zeit eher zu- als abnahm. Sprach sie ihren Verdruß darüber gegen ihren Gemahl aus, so lachte er und sagte: Sie wissen, schöne Agathe, daß die Natur so manchem kleinen erbärmlichen Wurm seinen Stachel gegeben hat: was anders hat der arme Mann, sich gegen Ihre Reize zu wehren? — oder: Sie müssen bedenken, daß dieser Unglückliche nur Ein Auge hat, also Ihre Schönheit nur halb sehen

kann; — oder er wehrte ihre Klage mit einem ähnlichen galanten Scherz ab.

Agathe aber empfand dieses seltsame Verhältniß nicht ohne Bitterkeit. Noch viel empfindlicher aber war es ihr, daß sie auf diese Weise nach und nach den Einfluß auf ihrer Kinder Erziehung verlor, den sie mit Grund für ihr mütterliches Recht hielt. Die alten Sprachen sowol als die mathematischen Studien waren ihr fremd; sie konnte sich daher keine Einwirkung auf Mannsfeld's Unterricht anmaßen. Aber sie beanspruchte ihren Antheil, wie an der moralischen Ausbildung ihrer Kinder, so an ihrer geistigen Entwickelung, und davon schnitt er sie, ohne daß er irgend eine Absicht zeigte, auf eine unbegreifliche Weise ab.

Zum Unglück hatte die arme Gräfin für den Augenblick auch nur wenig Zeit, dieser unnatürlichen Entfremdung entgegenzuwirken. Denn am Hofe schienen sich die verwirrten Fäden immer fester zusammenzuziehen. Die Königin verlangte Trost und Zuspruch, und in der Gräfin Kronhelm, der einstigen Unterthanin ihres angebeteten Bruders, hoffte sie gerade jetzt mehr Theilnahme zu finden als in einer ihrer schwedischen

Damen. Das Netz, das die Rache der tiefverletzten Kaiserin-Königin nach und nach um den scheinbar schlafenden Löwen gesponnen, zog sich fester und fester. Beinahe alle die kleinern Staaten Deutschlands, Frankreich, Rußland, — alle hatten ihre Intriguen gegen ihn verbündet, und Schweden durch Frankreichs Einfluß und die Hüte zu gewinnen, war eben jetzt die dringende Aufgabe. Schon war der König von Frankreichs wie von Rußlands Söldlingen, diesmal zugleich bearbeitet, halb gewonnen; die Königin, nur schwach von einem Theil der Mützen unterstützt, arbeitete rastlos entgegen. Durch tausendfachen Aerger und Verdruß verstimmt, war ihr ein Stündchen des Vertrauens wohlthätig, in dem sie sich ausklagen und auf ihre Widersacher schmähen konnte. Agathe, obwol sie den großen König als ihren eigenen ärgsten Feind betrachtete, dessen Härte und ungerechter Zorn sie um ihr junges Lebensglück gebracht, war doch großmüthig genug, um mit der Königin zu fühlen. Auch war sie durch ihren Gemahl vollständig über den Wahnsinn und das Frevelhafte eines Antheils Schwedens an diesem Kriege belehrt worden. Sie drängte daher großmüthig ihre eigenen

Angelegenheiten in den Hintergrund ihrer Seele und sah nur mit doppeltem Verlangen dem Sommer entgegen, wo sie wieder Herrin ihrer Zeit zu sein hoffte. Denn während der kurzen schönen Jahreszeit, die der hohe Norden gewährt, pflegte sie, wie schon oben erwähnt, unterdessen der Graf als Oberkammerherr dem Hofe nach den verschiedenen Lust- und Jagdschlössern zu folgen hatte, sich mit ihren Kindern nach einem stillen Landhause, dicht am südlichen Ufer von Südermanland, zurückzuziehen. Hier konnte sie, denn das Schlößchen lag einsam und von Nachbarn entblößt, ganz der Muße und ihren Kindern leben, während der Graf sie nur ab und zu besuchte, immer eines herzlichen Empfanges seiner schönen Gattin gewiß. Einige Monate noch, sagte sie zu sich selbst, und diese liebe Zeit ist wieder da. Dann will ich schon das verlorene Feld wieder erobern; und alles will ich daransetzen, den seltsamen Feind zu besiegen, der mich aus den Herzen meiner Kinder zu verdrängen droht.

Drittes Kapitel.

Vor vierzehn Jahren.

Um Agathens Verhältnisse ihm verständlich zu machen, muß ich den Leser vierzehn lange Jahre zurückführen.

Die verhängnißvolle Decembernacht, die dem russischen Volke im Jahre 1741 einen neuen Thronwechsel bereiten sollte, lag schon in rauher, nebeliger Dunkelheit über der nordischen Kaiserstadt, als in einem der geräumigen Vorzimmer des Winterpalastes ein junger Offizier gedankenvoll auf- und abschritt.

Er war des Feldjägers gewärtig, der um Mitternacht abgehen sollte, die Briefe der kaiserlichen Hoheiten nach Deutschland zu bringen. Denn vor hundert und zwanzig Jahren ging die gewöhnliche Post gar lang-

samen Ganges, und die hohen Herrschaften und wer ihnen anhing, bedienten sich gern auch in ihren Privatverhältnissen der Kuriere und Feldjäger.

Die Regentin, Anna von Mecklenburg, nachdem sie glaubte nicht länger des mit Undank belohnten Münnich Rache fürchten zu müssen, vor welcher die Angst im vergangenen Frühling sie und ihren schwachköpfigen Gemahl wochenlang allnächtlich in ein anderes Schlafzimmer getrieben, hatte den Sommer in hirnloser, saumseliger Sicherheit vergeudet. Dem längst geringgeschätzten Gatten gänzlich entfremdet, frevelhaften Liebesgenüssen hingegeben, in leiblicher wie geistiger Trägheit jede durchgreifende Handlung scheuend, fanden die Warnungen derjenigen, deren Interesse sich mit dem ihren verschlang, bei ihr nur ein taubes Ohr. Vor Münnich, dem ergrimmten Löwen, hatte sie gezittert; vor ihrer Muhme Elisabeth zu zittern, vor ihr, wie sie selbst ein schwaches sinnliches Weib, war ihr ein zu neuer Gedanke, um in ihrem harten, in gewohnter Vorstellung allein sich bewegenden Kopfe leicht Eingang zu finden. Hatte sie die Verdrängte nicht von Jugend auf, unter der kaiserlichen Tante, nur die dritte und vierte Rolle

ſpielen ſehen? und wußte ſie nicht, daß ſie mit Liebesintriguen zu ſehr beſchäftigt war, um an den Thron zu denken?

Heute aber beſonders glaubte die Regentin ihrer Sache gewiß zu ſein. Durch einen geheimen Brief dringend gewarnt, hatte ſie nicht noch heute Abend die Zarewna, vom Spieltiſche aufſtehend und jene in ihr Cabinet winkend, ſelbſt zur Rede geſtellt? Und hatte nicht die Prinzeſſin, als ſie ſie mit Vorwürfen überhäuft, ihr mit tauſend Thränen ihre Unſchuld verſichert und mit den heiligſten Eiden geſchworen, ſie wiſſe nichts von geheimen Planen? Darum, als auch ihr Gemahl beim Schlafengehen ſein Bedenken ausſprach und meinte, daß es doch wol beſſer ſei, den L'Eſtocq, den Vertrauten der Prinzeſſin, arretiren zu laſſen und hier und da Wachen auszuſtellen, wollte ſie auch davon nichts wiſſen und beruhigte den ſchwachen Herzog leicht, indem ſie ihm die Scene mittheilte, die ſie noch eben mit der Zarewna gehabt.

Und doch war auch ſie oft nicht ohne das innere Bewußtſein einer nahen Gefahr. Beſonders wenn irgend ein böſer Traum ſie beunruhigte oder irgend ein kleiner

Zufall eintrat, der in dem ungeheuern Gebiete altrussischen Weiberaberglaubens von übler Vorbedeutung war. Und wenn es so sein sollte, was konnte sie dagegen thun? fragte sie mit aller Ergebenheit eines echt slawisch-orientalischen Fatalismus. Einmal trat sie unversehens der Elisabeth auf das Kleid, verwickelte sich in ihre Schleppe und fiel gerade vor den Füßen der Prinzessin hin. Gebt Acht, sagte sie seufzend zu ihrer Vertrauten, ich werde mich noch vor der Elisabeth demüthigen müssen! Und dann malte sie es in trüber Nebseligkeit aus, wie sie sich benehmen wolle, wenn sie eine unglückliche Prinzessin sei. Aber sie hatte weder Energie noch Klugheit genug, nur einen Schritt zu thun, es zu verhindern, eine solche Prinzessin zu werden.

Mit dem Herzoge Anton Ulrich, ihrem Gemahl, stand sie für den Augenblick wieder auf erträglich gutem Fuße. Während der temporären Abwesenheit ihres Liebhabers, des schönen Grafen Lynar, nachdem sie sich denselben für die Zukunft durch eine bequeme Veranstaltung gesichert hatte, stand ihr Gemach dem leichtversöhnlichen Herzog wieder offen. Im Nebenzimmer schlief der Kaiserknabe mit seiner Wärterin; im dritten

Zimmer die kleine Prinzessin Katharine mit der Amme und der Aufseherin der großfürstlichen Kinder, Juliane von Mengden.

Diese drei Zimmer waren durch das Vorgemach verbunden, in dem der obenerwähnte junge Offizier Wache hielt. Draußen auf dem Corridor schritt eine Schildwache vom nämlichen Regiment wie jener auf und nieder. Außerdem standen zahlreiche Wachen an den äußern Eingängen des Schlosses, und die regelmäßige Wachtstube am Haupteingang war voller Soldaten.

Jener Offizier war ein Deutscher und sein Name Moritz von Hohenhorst. Es war kaum zwei Wochen, daß er in kaiserlichen Diensten stand; kaum mehr als ein Monat, daß er in der nordischen Kaiserstadt angekommen, ein verzweiflungsvoller Flüchtling, vom Nöthigsten entblößt, einer heißgeliebten jungen Gattin entrissen, einem entehrenden Tode entronnen — er, einer der Eroberer Gleganz, einer der Sieger bei Mollwitz! In einem Augenblick frevelhaft gereizter Leidenschaft hatte er die Hand gegen seinen Obern erhoben. Indem er seine Ehre rächte, war dem Unglücklichen die

Bahn des Ruhmes in der Heimat auf immer verbaut. Nur durch den Tod konnte ein so schweres Verbrechen gegen die Disciplin gebüßt werden, welches der Umstand, daß es mitten im Kriege begangen ward, doppelt schwer machen mußte.

Die dankbare Liebe eines seiner Untergebenen hatte ihn gerettet. Durch ein Wunder war er entkommen. Aber der Dorn saß stechend in seinem Herzen.

Moritz von Hohenhorst war ein Braunschweiger von Geburt. Er hatte, wenn auch mehrere Jahre jünger als der Herzog Anton, mit diesem als Knabe gespielt, wenn er seine Schulferien im Hause seines Oheims zubrachte, der eins der großen Hofämter am braunschweigischen Hofe bekleidete. Der Herzog, als Mitregent von seiner Gemahlin zum Generalissimus des kaiserlichen Heeres gemacht, empfing ihn gütig; vielleicht um so gütiger, als jener sich vor dem Könige von Preußen, seinem Schwager, straffällig gemacht, den er haßte. Als der einstige Jugendgefährte sich ihm vorstellte, hatte er auf das genaueste nach allen Umständen gefragt. Alles wollte er von seiner unglücklichen Geschichte wissen, und wer die beiden im Gespräche

ſah, ohne ſie zu kennen, hätte wol eher den herrlichen, heldenhaft gebildeten Jüngling für den geborenen Fürſten gehalten, und das kleine Männchen mit den dünnen Beinen und dem flachen Geſichte für den demüthigen Applicanten. Anton Ulrich war ein gnädiger Fürſt und überdem ſtroh, einen ſolchen prächtigen Offizier, und zwar einen der Helden Schleſiens, in ſeine Leibgarde zu bekommen. Er ließ dem ehemaligen preußiſchen Kapitän ſogleich ein Majorpatent ausſtellen.

Auch fuhr er fort, ihn mit beſonderer Gnade zu behandeln, und hatte ihn unter anderm geſtern ſelbſt dem Major Winterfeld, der als preußiſcher Geſandter in Petersburg war, als einen ehemaligen preußiſchen Offizier vorgeſtellt. Moritz hatte ſeit ſeiner nächtlichen Flucht kein Wort aus dem Vaterlande gehört. Er ward roth, als er den Geſandten erkannte, mit dem er früher in Berlin in Geſellſchaft zuſammengetroffen war. Des Geſchäftsträgers Geſicht überlief ebenfalls ein flüchtiges Roth, als er den Namen Baron Hohenhorſt hörte.

Der Diplomat gab kein Erkennungszeichen. Nach einer kurzen verlegenen Pauſe ſagte er auf franzöſiſch:

Sie hatten noch einen Vetter Ihres Namens im Dienste meines Königs, Herr Baron, dem kürzlich ein großes Unglück begegnet ist. Soeben habe ich die Nachricht erhalten, daß Se. Majestät seine Unvorsichtigkeit, über welche das Kriegsgericht den Tod ausgesprochen, noch mit besonderer Schärfe zu rügen beschlossen hat, weil ein Verbrechen gegen die Disciplin im Kriege das gefährlichste aller Verbrechen ist. Ihr Vetter ist cassirt und seines Adels beraubt.

Moritz stand wie vom Donner gerührt. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Der Diplomat wandte sich, scheinbar unbefangen, hinweg und fing mit einem Nachbar ein neues Gespräch an. Der Herzog, der sich unterdessen mit einem andern unterhalten, jedoch halb hingehört hatte, klopfte ihm gutmüthig auf die Achsel, als er seine Erschütterung wahrnahm.

Nur guten Muths, Hohenhorst, sagte er. Ich schick' Euch zur Armee nach Schweden. In Finland gibt's so gut Lorbeern zu erfechten als in Schlesien. Da könnt Ihr die Scharte auswetzen.

Auch heute Abend hatte der Fürst sich wieder dem jungen Mann gnädig und theilnehmend gezeigt. Als

er ihm vor dem Schlafengehen die Briefe übergab, die er nach Braunschweig und Berlin geschrieben, mit dem Befehle, sie dem Feldjäger zu überliefern, und den düster melancholischen Blick bemerkte, mit dem jener sie empfing, sagte er: Das Päckchen ist noch unversiegelt, wenn Ihr etwa an die Frau Liebste berichten wollt, wie es Euch geht, so bleibt es Euch unbenommen. Der Kurier schickt es von Berlin mit der Post, und es kommt so sicher in ihre Hände. Der Kurier ist nicht vor Mitternacht bestellt. Die Großfürstin wollte noch an ihren Herrn Vater schreiben, aber sie ward müde und will es bis ein anderes mal lassen. Ich will auch nun zu Bette gehen, um sie nachher nicht zu stören. Sie schläft so jetzt unruhig genug.

Erfreut, der Geliebten endlich mit Sicherheit eine zuverlässige Nachricht geben zu können, hatte der Schwerbedrängte mit warmem Dank des Fürsten Erlaubniß benutzt und, oft von überwältigendem Schmerz und vergebens zurückgepreßten Thränen unterbrochen, den folgenden Brief geschrieben:

„Ueber alles geliebtes Weib, Seele meines Lebens!

Gott gebe, daß Du die flüchtigen Zeilen glücklich erhalten haſt, die ich Dir aus Kalisch, dem erſten Ort, wo ich Athem ſchöpfte, mit der Poſt geſchickt. Sie werden dich wenigſtens darüber beruhigt haben, daß ich glücklich über die Grenze entkommen war.

Ich frage mich ſelbſt, ob es ein Traum ſei, daß ich hier ſitze im barbariſchen Scythien, ein drittelttauſend Meilen weit von Dir und meinem Glücke, und an Dich einen Brief ſchreibe wie ein Fremder? ich, vor kaum einem Monat der Ueberſelige, der Beneidete, der täglich, ſtündlich Gott Dankende, daß Er Dich, mein höchſtes Gut, mein Alles, mir zu eigen gegeben? und nun ſo hoffnungslos getrennt, ſo rettungslos um das Glück meines Lebens betrogen!

Und was hab' ich denn begangen? Wie ſchwarz werden mich meine Feinde Dir und Deinen hochverehrten Aeltern, meinen gnädigen Wohlthätern, malen. Du, Geliebte, Du wirſt ſie nicht anhören, aber ſie?

Und ich frage noch einmal, was hab' ich denn begangen? Weil ich die Stimme der Menſchlichkeit gehört, behandelt man mich unmenſchlich; weil ich meine Ehre

vertheidigte, entehrt man mich. Mich! was iſt an mir gelegen! Der Allmächtige wird ſich meiner annehmen. Er hat ſchon jetzt mir gnädig eine helfende Hand gereicht. Aber der Gedanke, daß ich Dich, die Tochter hohen Geſchlechts, zur Gattin des erniedrigten, adelsberaubten Mannes gemacht, daß ich Dich, Du Heilige, mit in das Gewirr menſchlicher und teufliſcher Leidenſchaften hineingezogen habe — das iſt's, was ich nicht faſſen kann, was mich in finſtern Stunden der Verzweiflung preisgegeben hat.

Daß Du Dich herabließeſt, Agathe, als Du, die Jungfrau fürſtlichen Stammes, dem einfachen Edelmann, dem Offizier niedern Ranges die Hand reichteſt, das wußt' ich, das erkannt' ich tief. Aber ich Kühner gab mich der Hoffnung hin, Dich auf der Heldenbahn, die ich unter einem angebeteten Könige begonnen, erobern und wieder auf die Höhe führen könne, von der Du aus Liebe zu mir herniedergeſtiegen warſt. Und nun iſt alles vorbei. Ein Augenblick, und der ſtolze Traum iſt zerronnen.

Und doch bin ich vor Gott nicht ſchuldig. Ich konnte als Cavalier nicht anders handeln. Höre nun, wie alles kam.

Du wußtest nicht, denn ich habe nie Dein Zartgefühl damit verwunden wollen, wie Neid und Eifersucht den elenden Wicht von Restitz, der früher auch sein Auge zu Dir erhoben, schon lange gestachelt, mich zu verletzen und zu kränken, und wie er bisher mich zu beleidigen nur nicht wagte. Als nach dem Sturm von Glogau, bei dem er einen groben militärischen Fehler begangen hatte, ihm im selben Augenblicke, daß der Erbprinz mich über Gebühr lobte, von ebendiesem unserm General ein scharfer Verweis gegeben ward — als nach der Schlacht bei Mollwitz des Königs Gnade mir einen erhöhten Rang zutheilte, stieg sein giftiger Groll mehr und mehr. Und dieser letztere Umstand brachte mich in eine schlimme Stellung, denn er war Major desselben Bataillons, in dem ich die Compagnie erhielt. Er war erfinderisch, mir Nadelstiche zu versetzen, die empfindlicher waren als Schwerthiebe, denn ich durfte sie nicht erwidern, nicht bemerken.

Nun kam das Aergste. Der Freche, der an Jahren fast Dein Vater hätte sein können und hinter dem eine wüste, lasterhafte Jugend lag, bewarb sich, auf seinen Reichthum bauend, um Deine Hand. Daß mir statt

ihm die Gunst Deiner gnädigen Aeltern zu Theil ward, daß ich erhielt, was ihm versagt ward, füllte das Maß seiner Wuth gegen mich. Und der Bube wußte meine verletzbarste Stelle bald zu finden. Auf dem Exercirplatze, auf der Parade, oder wo es sonst eine Gelegenheit gab, die Burschen meiner Compagnie zu cujoniren, ihnen unverdiente rohe Verweise zu geben, sie in Arrest zu schicken, Stockprügel oder Strafwachen zu dictiren, die strenge, harte Disciplin der soldatischen Ordnung bis zur Unmenschlichkeit zu steigern — alles ward gethan, mich aufzubringen, mich zu reizen, und nur eine fast krampfhafte Bezwingung meines innern gerechten Zorns konnte mich selbst vor offenen Verweisen schützen; an heimlichen, versteckten fehlte es nicht.

Nun zu jenem fürchterlichen Tage des Ausbruchs. Du Engel mit Deinem heiligen Herzen wirst es kaum verstehen. Er hatte mich blutiger gestachelt als je. In meiner Compagnie war ein Bursche, der mir besonders zugethan war. Eine treue, ehrliche Seele, für den die kindliche Liebe, mit der er an einer alten Mutter hing, die ihm aus der Heimat nachgezogen war, mich zuerst einnahm. Er war aus der Lausitz und erst kurz vor

her eingetreten, als wir in Schlesien einrückten, und zwar aus reiner Lust am Soldatenleben, von dem der arme Junge sich wol eine romantische Idee gemacht hatte. Denn er war guter Leute Kind. Da die Mutter Witwe war, stand er unter der besondern Obhut eines gottesfürchtigen Pathen, eines tüchtigen Fuhrmanns, der von Zeit zu Zeit in seinem Geschäft nach Rauschwitz kam.

Der wackere Mann hatte sich lange vergebens bemüht, seinen Martin wieder loszumachen. Als das nicht ging, kam er eines Tages zu mir und legte mir ihn und das Wohl seiner Seele mit so rührend einfachen Worten ans Herz, daß ich seitdem über den Burschen gewacht habe, als sei ich sein Vater. Diesen armen Schelm nun, der eben, weil er neu war, noch manchen Fehler beging, hatte sich mein Feind besonders ausersehen, mich zu verletzen.

An jenem unseligen Tage, unmittelbar vor der Parade, geht er die Fronte hinunter, fluchend und schimpfend. Der Martin mochte wol den Kopf nicht gerade halten, als der Major ihm einen Stoß unter das Kinn versetzt, daß dem armen Jungen das Blut

aus der Naſe ſtürzt. Ein paar Tropfen fallen ihm auf die weißen Beinkleider. Als nun der Wütherich wieder hinaufkommt und das ſieht, bricht er in wildes Fluchen aus über die «Schweinerei», ſtößt den Burſchen aus Reih und Glied und befiehlt ihm dreißig Stockprügel aufzuzählen.

Ich halte mich nicht länger. Ich trete vor und entſchuldige den Burſchen, indem ich die Sache erkläre. Er heißt mich mit höhniſchen Worten ſchweigen. Was er hinzuſetzt, noch in den Bart murmelnd, verſteh' ich nicht recht, da gerade geblaſen wird und die Cavalerie eben anrückt; allein ich höre deutlich etwas von „geborenen Schwarzröcken in Uniform". Die andern Offiziere treten vor und umringen mich. Die Parade geht an. Ich thue mechaniſch meine Pflicht; innerlich kocht es in mir. Die Parade iſt vorüber. Die Regimenter ziehen ab. Die Offiziere ſtehen in Gruppen umher. Ich trete zum Major, der mit einigen andern Offizieren im Geſpräch ſteht. Ich fordere ihn auf, ſeine Worte zurückzunehmen oder zu erklären, daß ich ihn misverſtanden habe. Was haben der Herr Kapitän denn verſtanden? fragte er mit einem teufliſchen Lächeln.

Ich würde meine Lippen verunehren, wenn ich es wiederholte, erwidere ich: was es aber auch sei, es läßt sich nur auf Eine Weise beantworten. — Nun brach das ganze schäumende Gift aus: Wollen der Herr Kapitän nicht erst die gottselige Frau Schwiegermama darüber consultiren? — und als ich unwillkürlich mit der Hand an das Schwert fuhr, setzt er den frechen höhnenden Worten noch einige so schmuzige Redensarten hinzu, daß ich Dein reines Ohr nicht damit besudeln will.

Da fühlt' ich, der Elende sei meines guten Degens nicht würdig. Er verdiente blos den entehrenden Schlag ins Gesicht, den ich ihm versetzte. Er stürzt wüthend auf mich ein. Ich ziehe das Schwert, mich vor einer Erwiderung zu schützen. Indem er den Arm hebt, fährt er in die Schneide. Nun dringt alles auf mich ein. Er ist rasend! ruft einer. Kommen Sie zu sich! der andere. Ich sehe mich von der Uebermacht entwaffnet, arretirt, ehe ich mich besinnen kann.

Man führt mich nach dem alten steinernen Hause, das Du kennst, das ich Dir im Vorbeifahren gezeigt und das den Regimentern, seitdem sie im Lager liegen,

zum Wachthaus gedient hat, sowie zum Gefängniß für Arreſtanten. Es iſt eine ehemalige Schenke, dem Wirthe, als dem Lager zu nahe, für eine Vergütigung abgenommen. Man ſchließt mich in einer großen möbelbaaren Hinterſtube ein. Die Vorderſtube iſt die Wachtſtube, beide auf ebener Erde, aber die Läden der Hinterſtube ſind verſchloſſen; kaum daß ein paar Streifchen Licht durch die Lücken fallen, die in regelmäßigen Zeitabſchnitten von der davor auf- und abſchreitenden Schildwache verdunkelt werden.

Laß mich von meinem Zuſtande ſchweigen, meine Agathe. Die erſte ſinnloſe Wuth war bald vorüber; denn Dein Bild verdrängte endlich alle andern Gedanken, alle Gefühle des Zornes und der Rache. Eine mehrjährige Feſtungsſtrafe lag vor mir; eine mehrjährige Trennung von Dir; eine thatenleere, müßige Jugend. Durch die Kerkermauern ſollte ich von fern die Kriegstrommeten und die Sieges- und Triumphlieder meines Heldenkönigs ſchallen hören, während ich in erzwungenem Müßiggange meine edelſten Kräfte vergeudete.

Der Tag ging hin in ſolchen verzweiflungsvollen Betrachtungen. Die Stube, von vornherein düſter

durch die verschlossenen Läden, war nun ganz dunkel geworden. Endlich öffnet sich die Thür. Ein Soldat bringt ein Lämpchen und die Abendsuppe. Neben dem Bett steht ein Tisch und vor demselben der einzelne Stuhl, auf dem ich, nach langem rastlosen Auf- und Niederschreiten, hingesunken bin. Die Thür bleibt halb offen; während die Schildwache draußen vor die Oeffnung tritt, setzt der Soldat Lampe und Napf auf den Tisch und flüstert ohne aufzusehen: Schaut hinter den Ofen; in der Nacht. Er wendet sich und geht hinaus. Der Schlüssel dreht sich in der Thür.

Hinter den Ofen? ich nehme die Lampe. Nichts ist dort zu sehen als ein Strohsack, den offenbar ein Arrestant, der gern recht warm schlafen wollte, sich dorthin getragen hat. Ich fühle daran herum und komme auf etwas Hartes. Ich hebe den Strohsack und entdecke einen eisernen Ring. Ich drehe daran; der Boden öffnet sich. Es ist eine Fallthür, von der eine kleine Stiege hinunter, wie es scheint, in einen Keller führt.

Der Gedanke an Flucht schoß mir zum ersten Mal durch den Sinn. Von Polen, von Rußland, von England aus konnte ich durch Briefe, durch einflußreiche

Freunde die Gnade des Königs anflehen, der mir persönlich wohl wollte. Wenigstens schmeichelte mir so die Hoffnung. Auf der Festung war ich wie todt. Kurz, der Drang nach Freiheit siegte. Aber erst in der Nacht sollt' ich fliehen. Kaum konnt' ich meine Ungeduld überwinden. Der Fußboden brannte unter mir. Und doch war es vorsichtig zu warten. Denn um zehn Uhr ward meine Thür noch einmal geöffnet, hereingesehen, ob alles sicher war, das Schloß gedreht und noch ein großer Riegel vorgeschoben. Mein Entschluß zu fliehen kam zur vollständigen Reife, als diese Anstalten mir ein grauses Bild meiner Zukunft vor die Seele führten, im Fall ich bliebe.

Nun öffne ich leise die Thür, steige hinab und tappe im Finstern durch ein langes, schmuziges Gewölbe, das sich anscheinend unter dem ganzen Hause wegzog. Ich stolpere über halbzerbrochene Fässer und rolle alte Steinflaschen mit meinen Füßen hinweg. Es war offenbar der Keller des einstigen Bierhauses, aus dessen Schenkstube der Wirth zur Bequemlichkeit der Aufwartenden die Treppe unmittelbar hinab in den Keller hatte bauen lassen. Eine niedere Thür führte in einen

Nebenkeller, unter der angebauten Küche, die, wie ich mich erinnerte, wiederum mit den verfallenen Ställen und Schuppen des einstigen Bauerhofes zusammenhängt. Von einer fernen Stelle dämmerte es wie der Schein eines Lämpchens. Eine leise Stimme krächzt von dort her: Hierher Ihre Gnaden! Ich folge der Stimme, dem Scheine, der im Augenblick verlöscht, daß ich ein kleines Fensterloch gewahr werde, durch das meinen Körper zu zwingen mir mühsam gelingt. Eine Gestalt, die ich trotz der Dunkelheit an den dürren, knochigen Händen, mit denen sie sich meines Armes bemächtigt, für die einer alten Frau erkenne, erwartet mich draußen und zieht mich mit sich fort durch Schuppen und Scheunen, endlich durch die schmalen Lücken hoch aufgehäuften Brennholzes hinweg. Jetzt erkenn' ich mein Terrain. Zwischen unserm Wachthause und einer kleinen Waldung ist ein offener Platz, auf dem das Brennholz für unsere Feldküche aufgeschichtet liegt, das in der Waldung geschlagen wird. Ich erkenne nun auch die gute Alte, die an allen Gliedern zittert, für Martin's Mutter.

So kommen wir von dem Holzplatz in den Busch, und durch enge schlängelnde Pfade, soviel ich in der

vollständigen Dunkelheit mich orientiren kann, an sein nordöstliches Ende, wo er in einem mir von Spazierritten her bekannten Feldweg ausläuft. Hier steht ein gesatteltes Pferd, von einem Manne gehalten, den ich mehr rathend als sehend für den wackern Fuhrmann, Martin's Pathen, erkenne. Der Bursche hatte mir noch am nämlichen Morgen gesagt, daß er wieder im Dorfe angekommen sei. Steigen Sie auf, gnädiger Herr, sagt er, indem er mir einen Fuhrmannskittel überwirft und meinen Hut mit einem der breitgekrämpten Filzdeckel vertauscht, die hier zu Lande die Hauderer tragen. Ihrer soll in den Teich hinter dem Kirchhofe. Halten Sie sich links, wenn Sie an den Kreuzweg kommen, und dann um den Hügel herum, so kommen Sie gerade an die Fähre. Dann sind Sie in einer halben Stunde über die Grenze. Reiten Sie zu; ehe Sie einer vermißt, können Sie in Lissa sein. Es ist auch ein sächsischer Paß in der Tasche, den sie mir vor drei Monaten in Warschau nicht abgefordert haben. Vielleicht kann er Ihnen was helfen. Der Name Gottfried Hasse wird Sie nicht schänden. Nun reiten Sie mit Gott, gnädiger Herr!

Ich ſchwinge mich auf. Meine Lippen ſtrömen den Dank aus, von dem mein Herz voll iſt. Ich bitte ihn dringend, Dich zu benachrichtigen und Deinen Dank zu empfangen. Aber nein, ſagt die Mutter, die gnädige Frau Gräfin dürfen nichts wiſſen, bis Ihre Gnaden ſicher ſind. Sonſt müßte mein armer Junge es büßen. Der Herr Gott im Himmel begleite und beſchütze Sie!

Und von dieſem Segen aus beider Getreuen Mund begleitet, ſpreng' ich in die Nacht hinaus. Ein Griff in die Taſche des Kittels überzeugt mich, daß dieſe guten Menſchen auch für Reiſegeld geſorgt haben. Neben dem Paß ſteckt ein lederner Beutel mit harten Thalern gefüllt. Ich bitte Dich, theuerſter Schatz, alle Ausgaben dieſer wackern, edelmüthigen Leute — für Pferd, Kleidung, Reiſegeld — ſobald als möglich, dreifach oder vierfach zu decken. In meinem Schreibpult findeſt Du einige Rollen Goldes. Nur ſei vorſichtig, daß kein Verdacht auf ſie falle. Die Frau Gräfin, meine hochverehrte Schwiegermutter, die ſo klug iſt als fromm, wird ſchon alles auf das Weiſeſte einrichten.

Für das, was ſie an mir gethan, aus einem from-

men Dankgefühl für die kleine durchaus nicht mühselige Sorgfalt, mit der ich über ihres Lieblings Wohl gewacht, indem ich suchte ihn vor der Verführung lasterhafter Kameraden zu schützen und dergleichen mehr, kann ihnen freilich kein Geld danken. Es beweist mir von Neuem, wie thöricht und sündlich es ist, wenn wir Adelichen uns für besser halten als das Volk, und daß Edelsinn und Gottesfurcht in den niedrigsten Hütten wohnt. Und brauchen wir solcher Beweise, die wir eingedenk sein sollten, daß unser Herr selbst hier auf Erden in Knechtsgestalt wandelte, und daß er die ersten Boten seines Worts und seiner Glorie aus den Niedrigsten des Volks erwählte?

Nichts für heute von meinem wilden, wüsten Ritt durch Polen und Rußland. Früh am Morgen erreichte ich Lissa. In Kalisch vertauscht' ich mit Hülfe von ein paar Juden meine Uniform mit einer anständigen Civiltracht und mein Pferd mit einem Postwägtein. Zum Glück — ein reiner Zufall, hatt' ich eine gute Börse voll Geld in der Tasche. Dies und des Fuhrmanns Darlehn, nebst dem Verkauf des Pferdes und meiner Uhr und Kette, brachte mich glücklich hierher nach Peters-

burg. Ich war zum Entschluß gekommen, in Rußland mein Heil zu versuchen. Der König von Polen ist der heimliche Feind meines Königs. Ihm will ich nicht dienen. Rußland ist das Land für mich. Es ist im Kriege mit Schweden. Da kann ich ankommen. Dem Herzog-Mitregenten bin ich persönlich bekannt, und überdem durch meine Geburt in den braunschweigischen Staaten empfohlen. In Rußland hat, neben den vielen Glücksrittern aus der Hefe des Volks, die durch Keckheit und Geschicklichkeit die oberste Sprosse der Leiter erklommen, auch schon mancher wackere Edelmann der Fortuna wieder ins Antlitz sehen dürfen, nachdem sie ihm im Vaterlande den Rücken gekehrt hatte. Lascy floh hierher vor seinen Gläubigern. Münnich betrat das Zarenreich als Duellant. Keith als Abenteurer.

O Geliebte! wie oft hab' ich schon schmerzlich meine Flucht bereut, die mich von Dir und meinem Glücke vielleicht für lange Jahre trennt. Nur der Gedanke, daß einzig sie mich befähigt, das wiederzugewinnen, was ich verloren — Ehre, Adel, Ruhm — Rang endlich, den hohen Rang sag' ich, der allein mich berechtigen wird, Dich, Geliebte meines Herzens, aus dem

hohen Hause Deiner Geburt in ein neues Vaterland einzuladen — dieser Gedanke, diese Hoffnung, dieser feste Vorsatz allein versöhnt mich mit meiner Flucht.

Hier ist's mir über alle Erwartung gut gegangen. Der Herzog hat mich in seiner Leibgarde angestellt, mit Majorsrang und Majorsgehalt, und da ich ihm offen meine ganze Lage enthüllte, mir eine namhafte Summe angewiesen, die mich für jetzt vor allen Sorgen und vor Schuldenmachen schützt. Seiner gnädigen Theilnahme verdank' ich auch die Gelegenheit zu diesem Briefe. Ich war schon wieder voller Muth und Hoffnung, als mich Major Winterfeld mit der fürchterlichen Nachricht niederschlug, wie hart und eigenmächtig der König mein Vergehen gestraft hat. Aber ich erkenne seinen Tyrannenspruch nur halb an. Er kann mir meinen Offiziersrang, aber nicht den Adel nehmen, den die sächsischen Herzoge noch vor der sächsischen Kaiserzeit, als der Name Hohenzollern nur eben in der Geschichte auftauchte, meinen Vätern verliehen haben. Der Graf, Dein Herr Vater, und die Frau Gräfin, Deine hochverehrte Mutter — ach! Agathe! sie war auch mir eine Mutter, und ich liebte sie wie

ein Sohn! — werden einsehen, daß ich als Cavalier nicht anders handeln konnte, und mir den Kummer verzeihen, den ich über sie und über Dich, ihr höchstes weltliches Gut, gebracht habe.

Auch wenn es nicht mein eigenes Unglück wäre, was mich drückte, könnt' ich mich in der Atmosphäre hier nicht wohl fühlen. Das Terrain der Stadt, des Landes kenn' ich freilich noch nicht. Allein der Hof ist ein großer moralischer Schlamm. Es ekelt mich hier alles an. Ich möchte lieber zu Dir, der Reinen, gar nicht davon sprechen. Ich bedauere den Herzog, der wahrhaftig in seinem hohen Hause an andere Fürstentöchter gewöhnt ist, von der schönen, tugendhaften Kaiserin Karl's VI. an bis auf die reine und fromme junge Königin von Preußen. Die Zarewna Elisabeth ist nicht besser als eine feile Dirne. Schon als junges Prinzeßchen hat sie sich an einen gemeinen Gardisten weggeworfen, und seitdem haben die Liebeshändel kein Ende. Der Herzog Ludwig von Braunschweig, des Regenten Bruder, der auch hier ist, hat sie heirathen sollen, aber er hat mehr Ehre im Leibe als «andere Leute» und hat ihr einen Namen gegeben, den ich vor

Deinen reinen Ohren nicht wiederholen will. Sie will auch ihn nicht, weil er ſchwach und häßlich iſt wie die Nacht. Sie iſt ein freches Weibsſtück, und doch iſt die Großfürſtin Anna, die Regentin, kaum beſſer; nur daß ſie es nicht ſo offen treibt. Kaum zwei Jahre vermählt, hat ſie den Herzog Anton ſchon zum Hahnrei gemacht, der ſich kränkt und ärgert und doch keinen herzhaften Schritt thut, dem Skandal Einhalt zu thun. Sie hält es mit dem Grafen Lynar, dem polniſch-ſächſiſchen Geſandten, und will es machen wie die Kaiſerin Anna, ihre Tante, die ihren Liebhaber Biron mit ihrem Hoffräulein verheirathete, um ſo das Verhältniß etwas zu decken. Sie hat den Lynar mit ihrer Hofdame, dem Fräulein von Mengden, verlobt, und er iſt jetzt nach Hauſe gereiſt, um ſeine Affairen zu ordnen. Der Herzog muß drum wiſſen, denn alle Welt weiß es. Aber kann man einen ſolchen Fürſten bedauern? Und doch fühl' ich mich ihm dankbar und möchte etwas für ihn thun können. Ich glaube er iſt wirklich in die Großfürſtin noch verliebt, die auch ganz hübſch iſt, beſonders wenn ſie die blaſſe, ſchlaffe Haut durch Schminke hebt und ſich in ihre prächtige Hoftleidung

wirft. Aber wie sie vor uns, die wir den Dienst haben, erscheint, träge und gelangweilt auf dem Kanapee hingestreckt, mit matten Augen und bleichen aufgefauchten Wangen; in ganz vernachläßigtem Anzug, wie ihn Deine Frau Mutter, die auf Zucht hält, ihren Dienerinnen bei der Arbeit nicht verstatten würde; ohne Schnürleib, in kurzem Pelzmantel oder loser Sammtkontusche, die schwellenden Formen halb zu verdecken; ein Tuch um den Kopf gesteckt, um dem Frisiren zu entgehen — kann man ihre Schönheit nicht rühmen. Und so erscheint sie am Spieltische, wenn gerade nicht Hoftag ist, im petit cercle, wozu außer ihrer Mengeen auch der kaiserliche und der englische Gesandte gehören. — Die Prinzessin Elisabeth dagegen ist immer auf das Schönste geputzt in hellen strahlenden Farben, was ihr gut steht bei ihrem blühenden Ansehen und ihrer freundlichen Miene. Sie und die Großfürstin sind auf dem besten Fuße, und Erstere scheint sich nicht viel aus der Krone zu machen, auf die sie, wie einige behaupten, als Peter's Tochter ein besseres Recht hat wie Anna, welche ihre Partei zur Kaiserin machen will, als Iwan's Enkelin. Die Großfürstin ist gutmüthig. Sie möchte

Eliſabeth an ihren Schwager, den Herzog Ludwig, verheirathen: aber wie ſchon oben bemerkt, dieſer weicht aus. Auch haßt die Mengden die Zarewna. Es iſt lächerlich, in welchen kleinlichen Zügen das ſich mitunter zeigt. So hat dieſe Letztere die Gewohnheit, die Hofcirkel immer um ſieben Uhr zu verlaſſen. Die Mengden aber möchte ſie gern früher los ſein und läßt alle Uhren im Schloſſe umſtellen. Und ſolche erbärmliche Dinge mehr.

Aber mich geht es wenig an. Nur daß dieſe oder ähnliche Intriguen auch Münnich von dem Regentenpaare entfernt haben, daß dieſer ausgezeichnete General jetzt in einer Art von Ungnade lebt, die ihn, in unwürdiger Unthätigkeit hält, dies verdrießt mich. Und mehr noch der Grund. Es iſt, weil der Wackere den Krieg gegen Preußen, zu dem Botta's und Lynar's Intriguen die Großfürſtin gegen alle geſunde Politik geneigt machen, zu eifrig widerrathen hat. Verlaß Dich darauf, Agathe, gegen meinen König werde ich nie fechten. Der Herzog hat mir verſprochen, mich im Frühling, wenn's wieder losgeht, zur ſiegreichen Armee nach Finland zu ſchicken. Ich habe keine Ruhe hier, und dieſes elende Antichambriren bringt mich zur Ver-

zweiflung. Unter Lascy und Keith hoff' ich die Lorbeern zu erkämpfen, um die jener Bube mich gebracht hat.

Und nun, Geliebteste — der allgütige Vater erbarme sich Deiner! Warum mußte Dich seine strafende Hand mittreffen, Du Engel, der Du nichts verschuldet hast, als sie mich so zermalmend traf?

Lebe wohl. Gib mir bald die Erquickung einer Nachricht von Dir, nach der meine Seele lechzt. Ich lege meine Adresse bei. Sage mir, daß Du mir nicht zürnst, daß Dein Herr Vater und Deine Frau Mutter mir Deine Thränen verzeihen."

Als Moritz endlich das Blatt falten und in das Couvert stecken wollte, mußte er es an das Feuer halten, denn es war naß von den heißen Thränen, die, ihm selbst unbewußt, seinem Auge entropft, als während des Schreibens das liebende, weinende Gesicht der jungen Gattin ihn so tief angeblickt. Er siegelte und adressirte:

Ihrer Hochgeboren
der gnädigen Freifrau von Hohenhorst
geb. Reichsgräfin von Promnitz
auf Wildeneck bei Glogau in Schlesien.

Dann machte er raſch das Päckchen fertig und hatte gerade geendet, als der Kurier, zur Abreiſe bereit, hereintrat. Der Schlitten, der ihn nach Deutſchland tragen ſollte, ſtand ſchon ſeiner wartend vor einer der Thüren des Palaſtes, und Moritz hörte aus der ſtillen Nacht nach und nach die Glöckchen des Dahinfliegenden verhallen.

Es war Mitternacht. Jetzt hörte er, wie die Schildwache auf dem Corridor abgelöſt wurde. Um ein Uhr ſollte ein anderer Offizier auch ihn ablöſen. Allein er empfand keine Neigung zum Schlafe. Sein Gemüth war aufgeregt und er fühlte, daß dieſe ganze Nacht ihm keine erquickende Ruhe geben könnte. Indeſſen hatte die Mittheilung an die Geliebte ihn doch einigermaßen erleichtert. Von neuem ſchritt er auf und ab; aber ſtatt wie vorher ſich melancholiſchen Betrachtungen hinzugeben, fing er an die Zukunft ſich hell und heller auszumalen, und übte ſo in vollem Maße das Vorrecht einer kräftigen Jugend. Der Krieg mit den Schweden war das Nächſte. Aber auch ein Türkenkrieg konnte nicht lange ausbleiben. Man hatte längſt gefühlt, daß Biren aus Neid gegen Münnich ſich von den Franzoſen

in einen gar zu ſchmählichen Frieden hatte hineinbetrügen laſſen. Ein neuer Türkenkrieg konnte nicht ohne Münnich geführt werden. Ein glänzender Feldzug verſprach auch dem jüngſten Offizier eine ſchnelle Carrière. Die Zukunft ſtrahlte dem Jüngling wie die Sonne aus dunkeln Wolken entgegen.

Da hörte er plötzlich ein unterdrücktes Geräuſch von unten her, einen dumpfen Lärm von Männerſchritten auf der Treppe und im Augenblick darauf, dicht am Eingang, mehrere gedämpfte Stimmen. Moritz ſtürzte nach der Thür, die vor ihm aufſprang. Ein Haufen Grenadiere drang ein — es waren ihrer dreißig. Verrath! rief er, das Schwert aus der Scheide reißend. Aber im nämlichen Augenblicke ward er an der Bruſt gepackt. Zwei oder drei fielen auf einmal über ihn her, hielten ihn mit athletiſchen Kräften, während ein anderer ihn entwaffnete. Doch geſchah ihm weiter kein Leid. Zwei mächtige Grenadiere hielten ihn feſtgepackt an den Armen, während das Gedränge ihn mit fortriß. Sowie er eine Bewegung machte, ſich loszuwinden, hielten ſie ihm die geballten Fäuſte vor das Geſicht, und er gab alle Verſuche auf, perſönlicher

Mishandlung zu entgehen. Plötzlich hörte er eine Stimme neben sich auf deutsch sagen: Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, Herr Major, so halten Sie still. Die neue Kaiserin will nicht, daß ohne Noth Blut vergossen wird. — Es war ein Sachse, Namens Grünstein, und eins der Hauptwerkzeuge dieser seltsamsten aller Verschwörungen.

Der Haufe drängte sich, noch immer geheimnißvoll leise auftretend, dem Schlafzimmer des Regentenpaares zu. Die Vordern rissen die Thür auf, drangen ein und stießen unversehens die Nachtlampe um, die auf dem Tisch vor dem Bette stand. Nun ward Licht aus dem Vorzimmer geholt, die Thür blieb weit offen, Moritz ward weiter mit fortgezogen und er sah wie in dem breiten Bette das unglückliche Ehepaar, aus tiefstem Schlaf geschreckt, auffaß, betäubt wie im Traum, die Soldatengruppe, welche das Bett umringte, halb sinnlos anstarrend.

Der anführende Offizier hieß die Großfürstin im Namen der Kaiserin Elisabeth aufstehen und ihm folgen. Die Großfürstin riß sich schnell aus ihrem sprachlosen Entsetzen empor. Aus dem Nebenzimmer ward eine

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Kammerfrau herbeigeholt, die, an Händen und Füßen zitternd, ihr Schuhe und Strümpfe anzog und sie in einen sammtenen Pelzmantel hüllte. Gefaßt, in dumpfer Ergebung in ihr Geschick, ließ sie sich fortführen, indem sie noch im Gehen eine Kappe zum Schutz für den Kopf verlangte, und dann den Offizier fragte, ob sie ihre Base nicht einmal noch sehen dürfe?

Während die unglückliche Frau in solcher Ergebung eine gewisse Würde zeigte, hatte der Herzog, wie von Schrecken und Ueberraschung seiner geringen Geisteskraft vollends beraubt, unbeweglich dagesessen und seine Gemahlin und die Grenadiere abwechselnd angestarrt. Als Moritz den Sprößling des Heldengeschlechts der Welfen in solcher Erniedrigung sah, durchfuhr ihn der Schmerz wie ein Schwertstich. Er zuckte zusammen und es riß ihn unwillkürlich zu dem Fürsten hin. Aber er ward ziemlich unsanft zurückgeschleudert und konnte nur noch sehen, daß zwei der riesenhaften Krieger das fürstliche Männchen aufnahmen wie ein Kind, ihm einen Pelzmantel über die Schultern warfen, daß die nackten Füße unten hervorblickten, und ihn hinab in einen der bereit stehenden Schlitten trugen. Das Härteste

geſchah ohne Härte. Die rauhen Männer bewegten ſich leiſe und ſprachen noch immer mit gedämpfter Stimme.

Jetzt aber drang ein Haufen in das Nebenzimmer, in dem der kleine Kaiſerknabe ſchlief. Moritz hatte durch die offene Thür einen Anblick, der ihn mitten in der ſchmerzlichen Ungewißheit des eigenen Schickſals ergriff. Der Knabe lag im feſten Kinderſchlafe. Die Grenadiere hatten Befehl ihn nicht zu wecken. Nun ſtanden die rohen, wilden Männer, die ſich noch vor einer Stunde willig erklärt, alle Feinde der Tochter Peter's niederzumetzeln, ſtill und geduldig um die Wiege herum, das Erwachen des unbewußt kronenberaubten Kindes ruhig abwartend. Aber Moritz durfte das Ende des Auftritts — wie zuletzt bei ſeinem Aufwachen jeder der bärtigen Krieger es nehmen wollte, wie es vor Furcht ſchrie und wie es endlich der an allen Gliedern zitternden Amme übergeben ward — nicht mehr mit anſehen. Auch er ward fortgeführt und wie die andern Verhafteten in Eliſabeth's Palais gebracht. Denn dieſes diente für jetzt allen arretirten Staats- und Hofbeamten ſowie der ganzen großfürſtlichen Familie ſelbſt zum Gefängniß.

Nach diesem war auch die Zarewna selbst zurückgefahren, nachdem sie bis morgens drei Uhr in der Wachtstube des Winterpalastes den Erfolg abgewartet, mitten unter ihren Prätorianern, den Preobraschenskischen Grenadieren, und durch goldene Versprechungen und schmeichelnde Manieren mehr und mehr sich ihre Herzen sicherte. Noch in der Nacht versammelte sich auch hier der Senat, und alle Regimenter der Kaiserstadt zogen nach und nach vor ihm auf und leisteten wie jener, auf die Erklärung, daß Elisabeth den väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen habe, willig, ja jauchzend den Huldigungseid.

Am frühen Morgen, als das staunende, bestürzte Volk von allen Seiten herbeiströmte, jedoch sich in scheuer Ferne haltend, trat die neue Kaiserin an das Fenster, den Kaiserknaben auf dem Arme, ihn mit einer Gefühlskoketterie küssend, die ein lautes Hurrah der Soldaten hervorrief. Es heißt sie habe, als das Kind in unschuldiger Freude das Geschrei nachahmte, gesagt: Armer Kleiner! du ahnst nicht, daß dies Hurrah dir dein Urtheil spricht! Vielleicht glaubte sie in diesem Jubelgeschrei zu erkennen, daß für den schuldlosen

Knaben mindestens noch ein ihr gefährliches Gefühl in der Masse vorhanden sei, und beschloß darum in grausamer Selbstsucht, ihn ganz zu vernichten.

Aber keine Stimme sonst erhob sich für die Vertriebenen, keine Hand für den harmlosen Unmündigen, dessen Vertreter vorzugsweise durch Ausländer geherrscht und so den innersten Kern des Volksgefühls verletzt hatten. Nie ward eine Revolution, in ihrem ersten Anfang mindestens, blutloser vollzogen. Unter den Deutschen aber herrschte eine furchtbare, lautlose Bestürzung. Ein gräßlich schwarzes Ungewitter hing über ihren Häuptern, das sich auch nur zu bald blutig entladen sollte.

Am Mittag des nämlichen Tages fuhr die neue Kaiserin im offenen Wagen, von einer jubelnden Volksmenge begleitet, nach dem Winterpalast und nahm davon Besitz. Der großfürstlichen Familie aber diente das verlassene Haus noch einige Tage lang zum Gefängniß; so auch den andern Verhafteten, unter denen die berühmten Namen Münnich's und Ostermann's glänzten und unter welchen keiner sich geringerer Schuld bewußt war als Moritz von Hohenhorst. Er war

mit dem Dragoneroberſten von Haimburg, der, obwol einer der unbedeutendſten Menſchen, als Anton Ulrich's Adjutant und Vertrauter von Einfluß und darum verhaßt war, in Einem Zimmer eingeſchloſſen. Möge der Vorhang, der uns das Geſchick unſers unglücklichen Freundes verbirgt, für jetzt unaufgerollt bleiben.

Viertes Kapitel.

Eins der frommen Grafenhäuser.

Der Brief kam glücklich auf Schloß Wildeneck an. Zwei Frauen hatten dort Morgens und Abends und oft sonst noch in einsamen Stunden auf den Knien gelegen und für den geliebten Flüchtling und seine Rettung gebetet. Als jetzt Agathe endlich den heißersehnten Brief empfing, riß sie ihn hastig auf und mit zitternder Hand. Mit liebedurstigen Augen saugte sie nur die Hauptzüge in sich; dann eilte sie zur Mutter, alle hergebrachten Ceremonien vergessend, die in vornehmen Familien damals so freien Zutritt zu den Aeltern den Kindern kaum verstatteten. Auch Agathen war die Unterwerfung unter diese Etikette zur zweiten Natur geworden. Allein das überwältigende Gefühl riß sie hin.

Er ist gerettet, gnädige Mama, rief sie, er ist in Sicherheit. Lesen Sie, theuerste Mama! er ist in Rußland!

Es war düster im Zimmer ihrer Mutter. Die schweren Vorhänge waren niedergelassen. Die Gräfin saß in seliger Beschaulichkeit in ihrem Lehnstuhle; ihr gegenüber, auf einem kleinen Taburet, ein fremder Mann in geistlichem Kleide, den Agathe erst gewahr ward, als sie ihrer Mutter ganz nahe war. Es war einer jener reisenden Prediger, die seit dem Erwachen des protestantischen Christenthums aus dem langen Starrkrampf der todten Orthodoxie unablässig das Land durchzogen und bei dem besten Theil des hohen Adels, wenigstens in gewissen Gegenden Deutschlands, eine gastliche Aufnahme fanden. Der gottselige Paroxysmus war gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in welche Zeit diese Erzählung fällt, schon im Abnehmen und ging allmählich im Herrnhuterthum unter. Aber die gräfliche Familie von Promnitz blieb in all ihren, wenn auch schon eben verdorrenden Zweigen der alten, heiligen Liebe treu. Die Gräfin Benigna insbesondere, aus dem fürstlichen Geschlechte der Reuß entsprossen,

war bis zu ihrem Tode eine der Hauptstützen des ursprünglichen reinen Spenerthums.

Agathe fuhr zusammen, als sie den Fremden sah. Allein die Gräfin empfing sie mit dem vollen Blick der Liebe und Güte, der ihr eigen war, ja mit noch erhöhter Innigkeit und Milde. Denn ihr Gemüth war im geistigen Verkehr mit dem ehrwürdigen Schienmayer in eine höhere Region verrückt. Der Mann Gottes hatte soeben ihr eine Art von Privatpredigt gehalten, in welcher er die Demüthige noch vollständiger, als sie es schon war, überzeugt hatte, wir armen sündigen Menschen müßten dem sanften Lamm Gottes auf den Knien nachkriechen, wenn wir hoffen wollten, es je zu erreichen. Sie streckte daher die Hand nicht einmal nach dem Briefe aus, der so gute, aber doch nur fleischliche Kunde brachte, sondern sagte:

Hat die Gnade des Herrn den armen Verirrten gerettet, meine Tochter, so laß uns nicht säumen, den himmlischen Heiland für seine Fürbitte in aller Demuth zu danken. Seine Hand ist es ersichtlich, die uns hier diesen lieben Mann, den ehrwürdigen Schienmayer, zusendet.

Die Gräfin hielt eine kleine Weile ein, während der Geistliche einen demüthigen Bückling machte; und Agathe, deren Gemüth weit abwesend war, einen eben so tiefen Knicks.

Er wird, fuhr sie dann fort, die Opferworte für uns arme benachtete Seelen finden, die dem Herrn angenehm zu hören sind. Knie nieder, meine Tochter!

Und indem sie sich selbst zum Niederknien erhob, setzte sie, gegen den immer Gebetsfertigen gewendet, hinzu:

Mein Eidam, ein würdiger Edelmann und gläubiger Christ, aber noch im Vorhof und in den Banden des Fleisches, ist vom Herrn der Heerschaaren von einer dringenden Gefahr gerettet. Er hat wol von seiner Affaire gehört. Bete Er, theuerer Mann, bete Er mit uns, daß es zum Heil seiner Seele ausschlagen möge!

Agathe, das nur überflogene Blatt in der Hand, von dem jeder Buchstabe über ihr Lebensglück zu entscheiden schien, sank betäubt auf die Knie wie die beiden andern. Sie drückte den Brief, die Stimme des Heißgeliebten, fest an ihr Herz und rang vergebens ihre

Sinne davon loszureißen und ihre Seele in die rechte Stimmung zum Gebet zu versetzen. Denn das unbewußte, bebende, freudige Dankgefühl, das ihr ganzes Herz füllte, der wogende Seligkeitsrausch, der ihr ganzes Innere durchströmte — solch einen Seelenzustand die rechte Stimmung zum Gebet zu nennen, das hatte ihre Erziehung sie nicht gelehrt, die von einer Religiosität geleitet ward, welche eine Liebe zum Schöpfer in seinem Geschöpf nicht anerkannte und nur die Liebe zum Geschöpf um seines Schöpfers willen für die rechte Liebe hielt.

Der fromme Mann hatte schon lange sein Gebet in kläglich wimmernden Tönen begonnen. Er flehte den lieben Heiland an, um der treuen Magd Gottes und ihres Kindes willen sich des irrenden Wanderers auch ferner zu erbarmen und ihn, der noch im schwachen Dämmerschein des trüben Lämpchens menschlicher Weisheit umhertaumele, in der fernen Wildniß die Leuchte der Erkenntniß anzustecken. Zieh ihm aus, stöhnte er, zieh ihm aus, lieber Heiland, das unflätige Kleid der eigenen Gerechtigkeit! Wasch ab, herzliebster Jesus, den Grind seiner Sünden mit deinem köstlichen Blute!

Laß ihn ruhen in deinen Wunden wie einen Säugling in der Wiege! Laß ihn auf dem dornenreichen Wege, den du ihn führest, in deiner unverstandenen Weisheit den Pfad zum gekrönten Lamme finden. Laß nicht zu lange ihn lechzen nach der Stunde der Versiegelung, nach der Stunde des Durchbruchs deiner Gnade! Komm o Seelenfreund, komm o Gnadenspender! komm!

Während er nun so sich ergoß, eine reichliche halbe Stunde lang, ächzend und seufzend, und von dem Gestöhn und den Seufzern der Gräfin begleitet, hatte die arme Agathe sich vergebens bemüht, dem Diener Gottes auf seinen ascetischen Abschweifungen zu folgen. Sie konnte nicht anders: sie hätte aufjauchzen mögen in dem Einen überschwenglichen Gefühl, daß der heißgeliebte Mann ihr gerettet sei. Endlich gab sie den Kampf auf und betete leise für sich auf ihre eigene Weise und unter stillen Thränen.

Vergib, o vergib, lieber Heiland, deiner sündigen Magd, betete sie, wenn sie jetzt mehr an des geliebten Mannes leibliches Wohl denkt als an sein geistiges. Du willst es ja, daß wir uns lieben sollen, wir, die wir uns in deinem Namen geehelicht haben. Du weißt

auch, daß der arme Flüchtling die Liebe zu dir im Herzen trägt und daß er, wenn er stolz ist vor Menschen, vor dir und deinem heiligen Namen sich in Demuth beugt. Und schlug nicht auch Petrus den Kriegsknecht, und doch war er einer deiner Auserwählten, und du erkorst ihn aus den Zwölfen, auf ihm deine Kirche zu erbauen. Und war er auch ein gebrechliches sündiges Werkzeug, wie wir alle, und verleugnete dich in der Stunde der fleischlichen Schwachheit, dennoch sagt' er mit Wahrheit: Herr, du weißt es, daß ich dich liebe. O, lieber Heiland, schütze du meinen geliebten Gatten ferner mit deinem mächtigen Schild und laß mich, o laß mich armes schwaches Rohr nicht zu lange auf die Stunde der Vereinigung hoffen!

Das Haus Promnitz gehörte zu den „frommen Grafenhäusern", in denen, nachdem die gereinigte Kirche Deutschlands nach und nach in Satzungen und Dogmen erstarrt war und ein volles Jahrhundert lang in einem todesähnlichen Schlaf gelegen hatte, die Wiedererwachte seit etwa siebzig Jahren ein Asyl fand. Die religiösen Bewegungen unserer Tage sind oft mit den damaligen der „Erweckten" und sogenannten Pietisten verglichen

worden. Und doch waren jene in ihren Grundwurzeln so verschieden. Während Ueberreife und Erschöpfung des geistigen Bodens einen Theil unserer Zeitgenossen zu ähnlichen Resultaten geführt hat, war es gerade die Unreife der zu frühzeitig abgefallenen Frucht, welche diese so bald verwelken machte. Unsere Zeitgenossen gehen uns für jetzt nichts an. Ich habe meine Leser mehr als ein Jahrhundert zurückgeführt. Aus dem zu andern geistigen Pflanzen nur spärlich benutzten, jetzt durch die halbverfaulte Frucht reichlich getünchten Erdreich schoß damals wuchernd eine üppige Saat hervor. Manch krankhaftes, ja giftiges Gewächs war darunter; aber selbst in seinem dürrsten, ungesundesten, mit Unkraut vermischtesten Aufwuchs war es doch immer noch gottgefälliger als die faule Frucht des lutherischen und calvinistischen Pharisäerthums selbst, aus der sich der Same jener fanatischen, fratzenhaften und in jedem Falle durchaus unschönen Verirrungen entwickelt hatte.

Der Hauch des Heiligen Geistes wehte von Westen nach Osten. Die wunderbaren religiösen Regungen, die der fromme Spener zuerst unter dem hohen Adel Mittel- und Norddeutschlands angefacht, fanden unge-

fähr um die Zeit des Todes des trefflichen Mannes in der Niederlausitz und Nordschlesien, wo das Haus Promnitz seine Heimat hatte, einen seiner Hauptsitze. Agathens Vater gehörte nur zu einer Seitenlinie desselben. Während der ältere Zweig zu Sorau in der Niederlausitz einen förmlichen Hofhalt unterhielt und den aufrichtigsten, nüchternsten Pietismus mit dem strengsten Ceremoniell altfranzösischer Etikette zu vereinigen wußte, war er, einer der jüngern Vettern, mit einigen Gütern in Schlesien abgefunden, von welchen Wildeneck, unfern Glogau, ihm zum Wohnsitze diente.

Graf Ernst Kasimir, so hieß Agathens Vater, war seiner Natur nach viel weniger ascetisch als der Oheim in Sorau. Er hatte in seinen jungen Jahren die Welt gesehen und als kaiserlicher Offizier unter dem Prinzen Eugen gefochten. Mannichfache Verletzungen und Zurücksetzungen hatten ihn, den Lutheraner, bestimmt, seinen Abschied zu nehmen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Eine Heirath mit der frommen Gräfin Benigna von Reuß hatte ihn in seiner ihm anerzogenen religiösen Sinnesart befestigt, und ihrem stärkern Cha-

rakter und ihren abgeschlossenern Ueberzeugungen war es nach und nach und in der That fast unwillkürlich gelungen, einen bedeutenden Einfluß auf ihn und den ganzen Hausbalt zu gewinnen. Vielleicht mochte auch der Umstand, daß die fromme Gemahlin ihm eine reiche Mitgift gebracht hatte, vermittelst welcher manche Jugendsünde gedeckt werden konnte, dazu beitragen, ihr eine gewichtige Stellung zu sichern.

Die Gräfin Benigna, nachdem es in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht ganz ohne Kämpfe mit dem Gemahl über die „Mittelringe" abgegangen war, wußte nach und nach mit sanfter schlauer Hand und großem Geschick alle Bande der argen Welt abzustreifen, und Tanz, Kartenspiel, Komödienbesuch, Romanlesen u. s. w. aus ihrem Hause zu entfernen. An geistiger Speise jedoch, die nimmersatte Begehrlichkeit jener Zeit nach solchen Genüssen zu befriedigen, fehlte es nicht. Außer der Morgenandacht und den regelmäßigen Betstunden vor der Mittags- und Abendtafel, zu welchen das sämmtliche Hausgesinde sich einfinden mußte, ward jeder Besuch eines Geistlichen oder sonst durch Frömmigkeit befähigten Mannes zu erbaulichen Sermonen und Ex-

positionen benutzt, und die Gastlichkeit aller Zweige des gräflich Promnitz'schen Hauses ließ es nie an Zuspruch der Art fehlen.

Für Weltkinder konnte ein solches Haus, wenigstens ehe die schöne Tochter desselben heranwuchs, keine besondere Anziehungskraft haben. Allein den geselligen Verkehr mit Andersdenkenden, wenn diese sich nur in den Schranken der Moralität hielten, ganz abzubrechen, war keineswegs im Sinne der Frommen jener Zeit. Im Gegentheil hielten sie eine sektenhafte Absonderung für unchristlich und suchten, wiewol in vielen Individuen heimlich nicht ohne geistlichen Hochmuth, ein liebevolles Verhältniß zu unterhalten mit den Kindern der Welt, welche ihrerseits sie abwechselnd verspotteten oder scheuten. Besuche des benachbarten Adels fanden demnach mitunter, wenn auch nur selten statt, und die Gräfin hatte zu viel Takt und Würde, um denen, die noch aus Wahl und bösem Willen im Vorhof des Tempels weilten, mit einer Enthüllung seiner Glorie lästig zu fallen. Nur wenn die weltlichen Scherzreden gewisse Schranken überschritten — und die rohen Sitten jener Zeiten machten den Vandalen nicht weniger geneigt dazu

als eine durch Frankreichs Einfluß verderbte Moral den Hof- und Stadtadel — pflegte sie ohne Scheu einen ernsten Wink zu geben: „daß Narretheidung dem Christen nicht zieme."

Wenn sich die Gräfin von Promnitz durch ihre Frömmigkeit, durch die Klugheit, mit der sie einem großen Hauswesen vorstand und Gesinde und Hörige in Ordnung hielt, durch feine, echt adeliche Sitten, besonders aber als Wohlthäterin der Armen, allgemeine Hochachtung erworben hatte, nicht allein im ausgedehnten Kreise derer, die wie ein unsichtbares Netz das Gewebe der Liebe zum gekrönten Lamme umschloß, sondern in der ganzen Landschaft, und ihr ganzes Leben von einem heiligen Ernst beseelt war, so hatte sie doch auch ihre süßen Erholungen, ihr seelenerquickendes Spiel. Dies war das unter vielen Frommen beliebte, althergebrachte „Täumeln".

Kein wichtiger Act des Hauswesens ward unternommen, keine Reise ausgeführt, kein Vertrag mit einem Pachter, Käufer oder Verkäufer abgeschlossen und überhaupt kein Schritt von irgend einer Consequenz gethan, ohne daß die Gräfin vorher das stets bereite

Wort Gottes um Rath gefragt hätte. Nach einem kurzen Gebet steckte sie ihre Daumen zwischen die Blätter der Bibel und war sicher, daß die so aufgeschlagene Seite ihr den besten Rath, das richtige Mittel angeben, oder wenn es eine Gefühlssache war, den besten Trost geben werde. Es war ihr damit so oft gelungen, und der Spruch, Text oder was es nun war, was die Daumen enthüllten, war stets so angemessen und passend befunden, daß auch der anfangs etwas ungläubige Graf sich bekehren ließ und jedem, der etwa noch Zweifel äußerte, mit Beredsamkeit oder mindestens mit vielen Worten bewies, wie nicht allein Graf Zinzendorf und der ebenso gelehrte als fromme Moser diesen Weg gewählt hätten, in zweifelhaften Fällen zur Entscheidung zu kommen, sondern daß auch der gottselige Spener sie nicht gemisbilligt, vielmehr sie als unschuldig seinen Kindern verstattet habe. Dabei war er unerschöpflich an Beispielen des Gelingens, Rettungen aus großen Gefahren durch den so erhaltenen Rath, Tröstungen in den tiefsten Betrübnissen, ja von auf diese Weise veranlaßten Bekehrungen.

Aber diese Spielereien, diese Geschmacklosigkeiten in

Form und Ausdruck, waren nur die äußere Schale des deutschen Pietismus: sein Kern war die echte christliche Liebe, die sich nicht blos durch den Glauben bethätigen, sondern auch an ihren Früchten erkannt sein will. Wenn der alte Stocklutheraner Amsdorf in seinem blinden Zelotismus für die hinreichende Kraft des Glaubens sich bis zu dem Unsinn verirrte, zu behaupten, „gute Werke wären der Seligkeit schädlich", wenn die gereinigte Kirche gegen die Mutterkirche in allen Barmherzigkeitsäußerungen über ein Jahrhundert lang entschieden im Schatten gestanden hatte, so ward sie zuletzt durch Francke's Stiftungen und alles, was mit ihnen zusammenhing, auf das Schönste gerechtfertigt. Die Werkthätigkeit der christlichen Liebe war seitdem eine der gesündesten Früchte des sogenannten Pietismus geworden. Auch in Schlesien waren Wittwen- und Waisenhäuser und Armenschulen gestiftet, aber als unabhängig von der katholischen Kirche durch die strengsten Maßregeln der Regierung wieder aufgehoben worden. Die Gräfin Benigna von Promnitz, obwol eine blinde Unterwerfung unter die Obrigkeit in allen Dingen auch ihr als Christenpflicht erschien, ließ sich

dadurch nicht irremachen, denn sie sagte für sich: Gottes Gesetz geht vor Menschensatzungen.

Sie hatte noch als junge Frau bei einem Besuch bei der Herzogin von Oels den frommen Mann Mischke auswandern sehen, als das dort errichtete Liebeswerk plötzlich zerstört ward. Mit Gebet und Thränen sah sie den langen Zug an den Fenstern des Schlosses vorüberwallen: Witwen und Waisen, jedes ein Bündelchen in der Hand, von dem ehrwürdigen Pastor und den sechs Präcepteren geführt. So zogen sie ergeben in des Herrn Willen dahin, mit rührend schwachen Stimmen seinen Rathschluß preisend. Seitdem hatte sie in der Wirthschaft gespart, soweit es nur immer der adeliche Anstand erlaubte, allen Kleideraufwand auf das Gewissenhafteste vermieden und, stets mit Gebet, bei Freunden eingesammelt. So war es ihr, besonders von dem Grafenhof in Zerau unterstützt, gelungen, das zerstörte Liebeswerk in kleinem Maßstabe wieder aufzubauen.

Als Frau war sie dem wachsamen Auge der Regierung weniger ausgesetzt. Auch war ihre Wirksamkeit für jetzt nur auf ihr eigenes Geschlecht beschränkt,

bei dem man eine pietistische Entwickelung für weniger gefährlich hielt. Indessen getraute sie sich doch nicht ein eigenes Gebäude aufzuführen. Sie richtete blos ein paar Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses Wildeneck zu Schulstuben ein. Unterdessen sammelte sie alle Waisenmädchen aus den benachbarten Dörfern und der Umgegend und gab sie bei frommen Witwen, theils unter ihren Hörigen, deren Hütten den Edelhof umringten, theils im nahen Dorfe Rauschwitz in die Kost. Auf diese Witwen und Waisen hielt sie ein wachsames Auge. Stets ihnen nahe mit Hülfe, Rath oder That, wußte sie alles, was bei ihnen geschah, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob sie die gnädige Frau Gräfin mehr liebten oder mehr fürchteten.

Unter solchen Einflüssen war Agathe aufgewachsen. Sie war die jüngste von sieben Töchtern, alle in früher Jugend dahingeschieden. Die Versehung hatte diesem Zweige des Hauses Promnitz alle männliche Nachkommenschaft versagt, eine um so schmerzlichere Prüfung Gottes für den Grafen Kasimir, als auch der Hauptstamm in Sorau mit Graf Erdmann's kinderlosen Söhnen erlöschen und der Name Promnitz aussterben zu wollen schien.

Die Gräfin Benigna, als die Kinderblattern und eine bösartige Kinderruhr eine ihrer zarten Knospen nach der andern dahinraffte, dankte dem lieben Heiland auf den Knien, daß er die so theuer mit seinem Blute erkauften Kleinen, das weiße Kleid noch unbeschmuzt vom Kothe der sündigen Welt, um seinen Thron versammle, und sang mit zitternder Stimme dem Herrn ein Halleluja für jede Wunde, die seine Hand ihr schlug. Wie sie aber den unendlichen Schmerz damit zu vereinigen wußte, der ihr Mutterherz immer wieder durchzuckte, wenn von Neuem ein Sarg hinweggetragen ward, in dem eins ihrer abgelösten Glieder lag, weiß ich nicht. Vielleicht hielt sie sich in solchen Augenblicken für eine große Sünderin. Genug, daß eine siebenfache Liebe beider Aeltern sich über das einzige ihnen übriggebliebene Pfand Gottes ergoß, obwol besonders die Gräfin fühlte, es sei dies Kind das einzige Band, das sie noch an diese arge Welt knüpfe.

Die junge Gräfin, oder wie man damals die unvermählten Grafentöchter zu nennen pflegte (und lächerlicherweise noch bis in unsere Zeit hinein), die Comtesse, ward in allen auch weltlichen Dingen, die ihr

Stand erforderte, in gewissem Maße unterrichtet, d. h. sie lernte von einer Gouvernante, einer Dame von Stande aus einer Réfugiéfamilie, französisch und alle möglichen weiblichen Handarbeiten. Der Cantor von Rauschwitz, der in Halle studirt hatte und auf dem dortigen Waisenhause erzogen war — eine demüthige Seele, die der gnädigen Frau Gräfin den Rock küßte — unterrichtete die gnädige Comtesse im Schreiben und Lesen; auch, da er glücklicherweise sehr musikalisch war, im Klavierspiel und Singen. Der Prediger des nämlichen Dorfes, ein Mann nach dem Herzen des gräflichen Paares, denn er war ebenfalls aus der Francke'schen Schule, hatte außer dem Religionsunterricht einen Cursus in der Erdbeschreibung und einen andern in der Weltgeschichte übernommen, bei welchem Letztern die junge Schülerin so viel Zahlen auswendig zu lernen hatte, daß sie ein paarmal darüber Thränen vergoß. Auch fing er an, auf den besondern Wunsch des Grafen, der jungen Comtesse Lehrstunden in der Mythologie zu geben, „weil sie sonst kein Gedicht verstehen könne, was sie in spätern Jahren etwa lesen möchte", wobei der Prediger zugleich höflichst ersucht ward, den Unter-

richt in diesem Zweige mit den nöthigen christlichen Erklärungen und Anmerkungen zu begleiten. Dieser Unterricht aber ward dem jungen Mädchen bald so widerlich, daß er auf ihr dringendes Bitten abgebrochen ward.

Damit es nun an nichts fehlen sollte, was zum adelichen Anstande gehörte, entschloß sich die Gräfin sogar, als Agathe dreizehn Jahre alt geworden, sich einem Cirkel von adelichen Familien anzuschließen, der zum Tanzunterricht für ihre Fräulein und Junker einen Balletmeister aus Wien verschrieb. Die Gräfin gab hier dem Wunsche ihres Gemahls nach, der wie andere Pietisten des hohen Adels überzeugt war, daß der Tanz den besten Einfluß auf den körperlichen Anstand übe und darum die Erlernung dieser frivolen Kunst für durchaus nothwendig hielt, wenn auch nachher gänzlich die Ausübung derselben aufgegeben ward. Die Gräfin gab um so williger nach, als auch ihr Freund, Graf Zinzendorf, darin mit seinem Beispiel vorangegangen war. Er selbst hatte ihr einmal mitgetheilt, daß er sich dem Tanzunterricht unterworfen habe, um des günstigen Einflusses willen auf Haltung und Bewegung,

daß er aber nie verfehlt habe, vor jeder Lection den Heiligen Geist anzurufen.

Eingedenk dieses Winkes empfahl auch die Gräfin ihrer Tochter, vor Anfang der Stunde jedesmal zum Heiland zu beten und ihn um seinen Schutz vor aller Versuchung zu bitten. Die kleine Comtesse war gewohnt ihrer Mama blindlings zu gehorchen. So betete sie denn gewissenhaft vor jeder Lection, konnte aber nicht umhin, sich fast das Köpfchen zu zerbrechen, was denn wol darin für eine Versuchung sein könne, wenn sie so nach dem Takt der Musik hin- und herhüpfe oder in der Menuet mit ausgespreiztem Kleide dahingleite.

Viel besser begriff sie, warum ihre fromme Mutter sie schon in frühen Jahren zum Werkzeug ihrer Wohlthaten und zur Gehülfin ihres Unterrichts in ihrer Waisenschule machte. Denn die Gräfin hatte, um jedes Eingreifen der Regierung zu vermeiden, keine besoldeten Lehrer und Lehrerinnen angestellt. Der Cantor war der einzige, der für einen kleinen Zuschuß zu seinem ärmlichen Gehalte gern den Unterricht im Schreiben und Singen übernommen hatte. In der Religion unterrichtete sie selber, die Buchstabir- und Lesestunden

waren der jungen Gräfin zugetheilt, während sie willig abwechselnd des Dienstes ihrer Kammerfrau und ihres Kammermensches — so nannte man damals die untern Dienerinnen — entbehrte, um sie die Mädchen Nähen und Stricken lehren zu lassen.

In der Schule war Agathens Unterricht bei weitem der beliebteste. Und in der That war es lieblich und rührend zu sehen, wenn das wunderschöne, engelgleiche Kind, in der Mitte der Stube auf seinem erhöhten Platze sitzend, von zwanzig bis dreißig irdischern Kindergestalten umringt, und während aller Augen liebevoll an ihr hingen, ihnen ein Kapitel aus der Bibel vorlas; oder wenn es nach den Fähigkeiten der Mädchen die Klassen abtheilte, die Kleinen oder Vernachlässigten buchstabiren ließ und die Leseübungen der Geschicktern leitete.

Diese Art von Verkehr mit den Dorfkindern war jedoch — außer daß sie die Ueberbringerin der Gaben ihrer Mutter, hauptsächlich bei Kranken und Leidenden war, der einzige, den das gräfliche Ehepaar der Tochter verstattete, und mit der Kleinen zu spielen ward nie ein Bauerkind oder überhaupt nur ein bürgerliches

Kind auf das Schloß gebracht. Denn der hohe Adel jener Zeit hielt ſtreng auf Abſonderung der Stände, beſonders aber der pietiſtiſche Adel, der ſie als von Gott ſelbſt eingeſetzt betrachtete. Bei aller Einfachheit ihrer Lebensart ward nicht ohne Aengſtlichkeit auf Beobachtung einer ſteifen Etikette gehalten, welche aus den modiſchern Kreiſen ſchon zum Theil durch den Einfluß der leichtern franzöſiſchen Sitten verwiſcht war. Trat doch ſogar Zinzendorf, ehe ſeine Anſichten zur Reife gekommen und er bei ſeinem ſpätern Wirken alle weltliche Glorie abſtreifte, als er zum erſten Mal predigte, auf die Kanzel, mit einem Ordensſtern am ſchwarzen Talare befeſtigt und ein Haiduck ihm die Bibel nachtragend.

Agathe wuchs bei allem Zwange in einer Atmoſphäre der Liebe auf. Sie konnte daher kaum anders als glücklich ſein, wie wenige jugendliche Freuden ſie auch kannte. Dennoch hätte es einem pſychologiſchen Beobachter, wäre ein ſolcher in der Nähe geweſen, nicht entgehen können, daß ihr die Geiſtesbeſchränktheit ihrer Umgebungen und die Engherzigkeit der Anſichten, die ſie ausſprechen hörte, eine Art von unbewußter Be-

klemmenheit gab. Während ihre Mutter ſich in den Schranken einer entſchiedenen Nüchternheit heimiſch fand und eine ſtille, gottergebene Heiterkeit ihr ganzes Weſen beſeelte und ihr die Hochachtung und das Wohlwollen aller Menſchen gewann, fühlte Agathe oft eine dumpfe Langeweile, eine Art von ſehnſüchtigem Ueberdruß, der ihren ſchönen Augen zuweilen einen faſt melancholiſchen Ausdruck gab. Sie gähnte, wenn ſie ihren Aeltern aus der Frau von Schlebuſch „Geiſtlich-häuslicher Seelenapothele" vorleſen mußte, und nahm Abends wol ſtillſchweigend einen Band von Jakob Böhme's Schriften mit auf ihre Kammer und las darin mit einer Art von dunkler Erbauung, obwol ſie von den theoſophiſchen Ergießungen des wunderbaren Schuſters eben nicht viel verſtehen mochte. War ihr bei der Hausandacht die Wahl des zu ſingenden Liedes überlaſſen, ſo wählte ſie ſicherlich eins von Paul Gerhardt oder noch lieber von Scheffler, während die ſüßlich ſpielenden Lieder Zinzendorf's oder Freylinghauſen's, die ihre Mutter erbauten, ihrem unbewußten poetiſchen Sinn widerſtanden.

Sonſt war freilich ihr kleiner Blumengarten, der aus den ſteifbeſchnittenen Hecken und dunkeln Taxus-

wänden des Schloßgartens hell hervorleuchtete, und eine alte Volière in letzterm, in der sie eine Menge von fremden, bunten Vögeln hielt, die einzige Poesie ihres jugendlichen Lebens. Gesellschaft ihres Alters sah sie gar wenig. Von Zeit zu Zeit machte sie mit ihren Aeltern einen Besuch bei dem benachbarten Adel oder in Glogau, wo die Familie bisweilen einige Wintermonate zubrachte. Dann hörte sie wol die Fräulein von den Freuden des Lebens in Breslau oder in Wien sprechen, von Assembléen und Opern, jedoch ohne je eine besondere Neugierde nach den Reizen der Welt zu empfinden. Auch war, wie gesagt, dieser Verkehr nur sehr sparsam und auf wenige Familien beschränkt, um so mehr, als die nächsten Nachbarn meist an Rang unter ihr standen, die Offizierfamilien in Glogau aber großentheils katholisch waren.

So war Agathe fast unvermerkt zur Jungfrau herangeblüht, und wenn sie als Kind schon liebreizend und anmuthig gewesen war, so versprach sie jetzt sich zu einer außerordentlichen Schönheit zu entfalten. Eine hohe, schlanke Gestalt, noch ohne die Fülle, die vollständig entwickelten Formen, die zur vollkommenen

Schönheit gehören, mehr Knospe noch als volle Rose, aber leicht und anmuthig in Gang und Bewegung und nicht ohne eine gewisse ererbte vornehme Würde. Auch der durchaus regelmäßige, griechische Bau ihres Gesichts konnte vielleicht für zu dünn, zu zart gelten. Aber eine blendendweiße Haut und Wangen, auf denen die lieblichsten Rosen blühten, mußten sie vor jedem Verdacht der Kränklichkeit schützen. Der Mangel an Fülle ihres Gesichts ließ ihre schönen, seelenvollen Augen für den, der tadeln wollte, fast zu groß erscheinen. Dieselbe Einwendung konnte gegen den Mund gemacht werden; aber ihre herrlichen Zähne, ihr reiches Haar und die wunderbar reine, jungfräuliche Stirn hätte selbst der Neider bewundern müssen.

Es versteht sich, daß alle diese Reize den jungen Offizieren der Garnison von Glogau nicht entgingen. Wenn sie sich sonst von Schloß Wildeneck und der „alten Beischwester" sorglich fern gehalten hatten, machte jetzt einer nach dem andern Anstalt sich dort einführen zu lassen. Aber alle ihre Bemühungen waren vergebens. Der Graf und die Gräfin wußten mit dem besten Anstande alle Besucher dieser Art fern zu halten, ob-

wol junge Männer von ebenbürtigen Familien darunter waren und sie wol voraussetzen konnten, daß mancher mit ernsten Absichten kam, denn Agathe konnte als einzige Tochter zwar nicht eigentlich reicher, aber doch immer vermögender Aeltern für eine sehr gute Partie gelten. Aber hätten sie ihr Kleinod an einen Pariſten verſchleudern ſollen? Lieber vermieden ſie, jede etwaige kaiſerliche Einmiſchung abzuſchneiden, die Stadt gänzlich; und das Haus in Glogau ſtand demnach auch im Winter leer, ſeitdem Agathe ſechzehn Jahre alt geworden.

Eine ſtandesmäßige Vermählung ihrer geliebten Tochter zur paſſenden Zeit war oft der Gegenſtand des Geſprächs der liebenden Aeltern. Seit etwa funfzig Jahren hatten die Abkömmlinge der pietiſtiſchen Fürſten- und Grafenhäuſer — etwa zwanzig an Zahl — ſich immer untereinander vermählt. Der Umblick der guten Aeltern ging nicht über dieſe zwanzig Familien hinaus. Die Ehen in dieſen frommen Häuſern boten in ſeltener Reihe einen gewiſſen Grad von häuslichem Glück dar. Kaum daß man je von einem Misverhältniß hörte. Keine Scheidung hatte je unter ihnen ſtattgefunden, und der Kinderſegen unter ihnen grenzte an das Un-

glaubliche. Die meisten dieser Ehen waren aus freier Wahl und Neigung geschlossen. Der Freier bewarb sich bei den Aeltern, die das Jawort mit der Bedingung der freien Einwilligung der Tochter gaben. Aber noch viel minder als von Zwang war je von einer romantischen Liebe die Rede. Eine beiderseitige herzliche Liebe zu Jesus und ein mäßiges Wohlgefallen aneinander schien vollkommen hinreichend zur gemeinschaftlichen Wallfahrt durchs Leben. Ja, „fleischliche Neigungen" und ein zu großes „creatürliches Ergötzen" aneinander schienen dem ruhigen Genuß des ehelichen Glücks mehr hinderlich als förderlich. Die Guten waren in beständiger Furcht, aus Liebe zur Creatur Jesu untreu zu werden. Graf Zinzendorf gab die junge Gräfin Castell freiwillig auf, in dem vollen Bewußtsein, für sie eine tiefe Liebe im Herzen zu tragen, aus Furcht, sie könne ihm zu theuer werden. Er brachte, ohne einen Schatten von äußerer Nothwendigkeit, freiwillig seine Liebe dem Herrn zum Opfer und heirathete eine andere „treue Magd" Jesu, für die er blos ein herzliches Wohlwollen hegte. Ganz im nämlichen Sinne suchten Spener, Moser, Büsching und eine Unzahl von andern Frommen sich

ihre Frauen aus und lebten meist in erträglich glücklichen ehelichen Verhältnissen.

Von diesem Gesichtspunkte gingen auch Agathens Aeltern aus, als sie an eine Heirath ihrer Tochter dachten, und vielleicht hätte sich auch unter den zahlreichen Vettern vierten oder fünften Gliedes — denn eine Verbindung zwischen nähern Verwandten ward von Vielen nicht gebilligt — ein Graf gefunden, der fromm genug für jene und angenehm genug für das Mädchen selbst gewesen wäre, vielleicht hätte sie ihr Leben abgesponnen in friedlicher, andächtiger, kinderreicher Ehe, wie hundert andere Gräfinnen, und ich hätte nichts weiter von ihr zu erzählen gewußt, wenn nicht — die Vorsehung anders über sie beschlossen gehabt hätte.

Fünftes Kapitel.

Des Lebens Mai.

Agathe war eben achtzehn Jahre alt geworden, als in das Stilleben ihres Daſeins ein Ereigniß einbrach, das, wie es der erſte Anfang einer Weltbegebenheit war, auch auf ihr eigenes Geſchick den entſchiedenſten Einfluß üben und für ſie der Anbeginn einer neuen Exiſtenz werden ſollte.

Der König von Preußen ſtand plötzlich an der Spitze eines mächtigen Heeres an der Grenze Schleſiens: und noch konnte die wegwerfende Abweiſung ſeiner Forderung von Wien aus ihn kaum erreicht haben, als er ſchon als Eroberer eingerückt war. Die junge Königin war ungerüſtet. Die Hälfte Schleſiens war in des feindlichen Nachbars Händen, ehe ſie ſich nur von Schreck und Ueberraſchung beſinnen konnte.

Die protestantischen Einwohner Schlesiens, seit mehr als hundert Jahren auf mehrfache Weise von der katholischen Regierung beschränkt und bedrückt, sahen dem Könige von Preußen, einer der Hauptstützen der protestantischen Kirche, als einem Befreier entgegen. Als aber nun gar gleich nach seinem Einrücken sein großmüthiges Manifest sämmtliche Einwohner zur vollkommenen Ruhe und Furchtlosigkeit ermahnte: als ihnen der ungeschmälerte Besitz ihres Eigenthums und allen Denominationen freie Religionsübung gesichert, als alle Bedürfnisse des Heeres baar bezahlt und die strengste Mannszucht beobachtet wurde, da flogen dem jungen Könige alle Herzen zu und nie ist ein Eroberer freudiger empfangen worden.

Der Graf und die Gräfin von Promnitz theilten diese Gesinnungen. Dennoch hatten sie, als ihnen zuerst vom Herannahen des Gewitters Kunde ward, es rathsam gefunden, seinen Ausbruch nicht auf ihrem einsamen Schlosse abzuwarten. Waren doch wenige Ortschaften in Schlesien, an die sich nicht irgend eine fürchterliche Tradition aus dem schwedisch-polnischen oder gar aus dem Dreißigjährigen Kriege knüpfte. Kaum daß es

eine Art von Mishandlung in jenen grauſenvollen Zeiten gab, der die friedlichen Bewohner nicht ausgeſetzt geweſen wären, kaum eine Art von Demüthigung, der ſich der Adel auf ſeinen Schlöſſern nicht hätte unterwerfen müſſen. Der Graf Promnitz beſchloß demnach, ſeine Familie auf den benachbarten neutralen Boden Sachſens zu bringen. Da aber die „Täume" darüber durchaus keine paſſende Antwort bringen wollten und wiederholte Verſuche misglückten (was jedoch im ſpätern Leben nie mitgetheilt ward), ſo ging die Zeit, die zur Reiſe hätte benutzt werden ſollen, verloren, und das Heer war bereits in Anmarſch, ehe man zum Entſchluß gekommen war. Ungewiß über die Sicherheit der Landſtraßen, entſchied ſich das gräfliche Ehepaar, beſonders um die ſchöne Tochter beſorgt, zuletzt kurz und gut, ſich nach Glogau zurückzuziehen und für den Winter (es war im December) ihr dortiges Haus zu bewohnen.

Aber kaum hatten ſie daſſelbe in Beſitz genommen, als die Feſte eingeſchloſſen und regelmäßig belagert ward. In Rauſchwitz ſchlug der Erbprinz von Deſſau ſein Hauptquartier auf, während der König mit dem übrigen Theile des Heeres weiter vordrang.

Nach wenig mehr als zweimonatlicher Belagerung ward die Festung Glogau in einer wilden, dunkeln Nacht von den Preußen mit Sturm genommen. Aber nie noch hatte die Welt eine Sturmeroberung wie diese gesehen, die Mauern und Herzen zugleich bezwang. Die Preußen nahmen Besitz, aber kein Haus ward geplündert, kein Bürger in seinen Rechten gekränkt oder durch freche Anmaßung des Siegers beleidigt. Das Einzige, was von den Einwohnern verlangt ward, war eine willige Aufnahme der Verwundeten. Das Hospital war klein und mit den Blessirten der Garnison überfüllt.

So kam es, daß schon am frühen Morgen — es war am 10. März, ein Tag, der sich unauslöschlich in Agathens Gedächtniß schrieb — eine Bahre mit einem verwundeten Offizier in das gräflich Promnitz'sche Haus getragen ward, für den ein ihn begleitender Wundarzt um Aufnahme bat. Ein Streifschuß hatte ihn schon um Mitternacht, beim Anfang des Sturmes, die Schulter verletzt, war aber in der Hitze des Gefechts von dem Unerschreckenen nicht beachtet worden, bis zuletzt der Blutverlust ihm eine tiefe Ohnmacht zugezogen hatte.

Die Gräfin übernahm willig die Pflege des jungen Kriegers. Von ſtarken Nerven und weichem Herzen, war dies recht eigentlich das Element, in dem ihr edelſtes Selbſt ſich enthüllen konnte. Schon lange hatte die Gründung eines Krankenhauſes zu ihren Lieblingsplänen gehört und ſie hatte ſich dazu durch gewiſſenhafte Erwerbung allerlei nützlicher Kenntniſſe vorbereitet, auch in vielen vorkommenden Fällen, bei Verwandten und bei Armen, in der Behandlung von Wunden geübt. Der Chirurg, nachdem er die Schulterwunde unterſucht und verbunden, ſah bald, daß er den jungen Offizier ihr getroſt überlaſſen konnte, und eilte hinweg nach andern zu ſehen.

Der junge Mann war unter ſeinen Händen kaum zum Bewußtſein gekommen. Als er nun endlich die Augen aufſchlug und ſich in friſche Wäſche gekleidet, in einen alten ſeidenen Schlafrock des Grafen gehüllt, auf ein Ruhebett hingeſtreckt wiederfand, vornehme Frauen an ſeinem Lager ſtehend, wollte er ſich raſch aufrichten, die Gräfin aber hielt ihn zurück, ſprach mütterlich liebevoll zu ihm und ermahnte ihn, ſich zu ſchonen. Er ſah ſie ſtumm mit tiefem Blick an. Neben

ihr stand die reizende Erscheinung Agathens, die großen, schwimmenden Augen mitleidig auf ihn gerichtet. Sein Blick blieb an diesen Augen hängen, lange, innig, wie durch Zauber festgebannt, bis er in eine neue Ohnmacht und, aus dieser durch künstliche Mittel geweckt, in einen tiefen Schlaf fiel.

Der Leser hat schon längst in dem Verwundeten unsern armen Freund, den Freiherrn Moritz von Hohenhorst, erkannt. Eine Woche verging, ehe er sich frei bewegen konnte, ohne sein Wundfieber zu einer gefährlichen Höhe zu bringen; zwei andere Wochen hielt ihn seines Chefs, des Erbprinzen von Dessau, Befehl in der Festung zurück. Denn der Fürst hielt viel auf ihn und wollte, daß er sich schonen und vollkommen auscuriren sollte, ehe er wieder den Dienst versehe. Er gab ihm daher bei der regelmäßigen Besitznahme der Festungswerke eine leichte Beschäftigung. Diese drei Wochen aber genügten, um ihn zu dem ganzen Hause Promnitz, zu jedem Mitgliede desselben auf verschiedene Weise, in das innigste Verhältniß zu setzen.

Der Graf fand in diesen ängstlichen und alle Beschäftigung nach außen abschneidenden Kriegszeiten einen

lebhaften Geſellſchafter in Moritz, der ihn mit Intereſſe von Prinz Eugen und dem Türkenkriege erzählen hörte. Um die Gräfin für ſich einzunehmen, hatte er, außer dem Anſpruch an ihr chriſtliches Mitleid, noch eine Menge anderer Qualificationen. Er war aus einer niederſächſiſchen Familie vom älteſten Adel und konnte nachweiſen, daß ſchon unter Otto dem Erlauchten ein Bruno auf dem Hohen Horſt großes Anſehen genoſſen. Früh ſchon verwaiſt und auf Veranſtaltung eines frommen Vormundes auf dem Pädagogium zu Halle erzogen, war er in ſeinen erſten Knabenjahren unter Francke's unmittelbare Aufſicht geſtellt, bis der Tod den würdigen Mann abrief. Was folgte, war weniger empfehlend und doch noch günſtig genug, um ihre Theilnahme zu erhalten. Er hatte in Leipzig ſtudirt und ohne beſondern Kampf allen geiſtig beengenden Einfluß ſeiner Erziehung abgeſtreift, während der ihm anerzogene feſte Glaube an die Offenbarung ihm geblieben war. Seine Neigungen zogen ihn hauptſächlich zu den äſthetiſchen Studien; alle Exceſſe eines rohen Studentenlebens meidend, und voll warmen Gefühls für das vernachläſſigte, verhöhnte, ja grauſam gemißhandelte

deutsche Vaterland und seine Sprache, schloß er sich dem Kreise denkender und geistesverwandter junger Männer an — den Schlegel, Cramer, Gärtner und andern — die sich, ohne sich geradezu zu den Schweizern zu halten, unter dem unmittelbaren Einfluß der Classiker und der englischen Literatur von Gottsched emancipirten. Er hatte seine Studien kaum beendigt, als er durch den Bankrott eines bedeutenden Kaufmannshauses sein ganzes Vermögen verlor. Er trat nun in preußische Militärdienste, wozu er früher schon Neigung gehabt, und darum seine Studien danach eingerichtet hatte. Durch ein männliches und angenehmes Aeußere, tadellose Sitten und ungewöhnliche strategische und mathematische Kenntnisse sich auf das Günstigste empfehlend, erlangte er bald eine vortheilhafte Stellung und ward vom Erbprinzen Leopold von Dessau zu einem seiner Adjutanten ernannt.

Hab' ich nun sein Verhältniß zu den Aeltern angedeutet und den kurzen Abriß seines Lebens gegeben, den er ihnen mittheilte, so möchte es schwerer sein, in so wenigen Worten das zur Tochter zu schildern.

Ich glaube nicht an Liebe beim ersten Anblick,

mindeſtens an keine bewußte Liebe. Und doch iſt es gewiß, daß der Blick, den der Erwachende auf die in barmherziger Sorge über ihn gebeugte Jungfrau richtete — ein langer, tiefer, ſtaunender Blick — ihr in das innerſte Herz drang. Er war leidend. Er war der erſte bedeutende Mann, den ſie je gekannt. Solange er ſich ſtill, auf dem Ruhebette liegend, halten mußte, und ſie, mit der Mutter die Pflege theilend, neben ihr an ſeinem Lager ſaß, ſprach er faſt ausſchließlich mit der Mutter. Aber ſie wußte genau, daß er auch für ſie ſprach und, wenn ſie auf ihre Arbeit blickte, wann er ſie anſah, und daß er das oft und verſtohlen und immer wieder that. Sie errötbete tief und es war doch ſo ſüß, ſich ſo ſtill anblicken zu laſſen, und doch noch viel ſüßer, ihn ſprechen zu hören.

Denn ſeine Stimme hatte einen vollen, edeln männlichen Klang, und ihre vaterländiſche Sprache fing erſt an aus ſeinem Munde ihr lieb zu werden. Ihr Vater und die übrigen Männer ihrer Bekanntſchaft ſprachen das unreine, ungebildete Deutſch der Zeit im breiteſten ſchleſiſchen oder gar öſterreichiſchen Dialekt. Ihre Mutter ſprach wie ſie es in der Jugend gelernt, indem

sie ihr thüringisches, altmodisches Deutsch mit französischen Wörtern durchspickte. War adeliche Gesellschaft da, so ward fast immer französisch geredet — ein Französisch, das danach war, aber doch immer für Agathens Ohren einen weichern Klang hatte als das grobe heimische Deutsch, und das sie selbst bei weitem vorzog. Aber wie wohllautend fiel nun der Klang von Hohenhorst's reinem, gebildetem Deutsch in ihr Ohr! Wie anmuthig und bündig drückte er sich aus, oft in ihr ganz neuer, fast epigrammatischer Kürze! Wie geschickt wußte er ihrer guten Mutter weitschweifige Sätze oder ihre eigenen stammelnden Versuche, dies zu beschreiben und jenes zu erzählen, in gedrängter Kürze zusammenzufassen. Wie wunderbar märchenhaft klang es, ihn bei passender Gelegenheit im Gespräche einen Vers citiren zu hören und gar einen deutschen Vers — nur von ihrer Amme, die wol, um ihre Gefühle besser ausdrücken zu können, gelegentlich ein Fragment eines alten Volksliedes herzusagen pflegte — hatte sie je ähnliches gehört. Alles war ihr neu an ihm — neu, und doch nicht fremd. Er war ihr wie eine Erscheinung aus einer unbekannten und doch ihr seit lange in

Träumen vertrauten Welt. Ein ſtilles innerliches Glück begann ſie zu beſeelen und unwillkürlich aus ihren Augen zu ſtrahlen, deren Ausdruck keiner mehr melancholiſch nennen konnte, wenn ihnen auch etwas Träumeriſches, Sehnſüchtiges blieb, das ihr einen unausſprechlichen Reiz gab. Es war als würde ſie ſchöner mit jedem erwachenden Morgen, und das Hausgeſinde fing an ganz in der Stille Bemerkungen über die „gnädige Comteſſe“ und den jungen Offizier zu machen.

Indeſſen hatten dieſe beiden noch nie einander einen Augenblick allein geſehen. Als Moritz ſo weit hergeſtellt war, am Tage einen Gang auszugehen, den Arm in der Binde, der Wundarzt aber dringend noch Ruhe empfahl und auf dem möglichſt wenigen Gebrauch des verwundeten Armes beſtand, ſchlug die Gräfin vor, nachdem die Abendandacht vorüber und das Geſinde entlaſſen war, den Reſt des ſtillen Abends zum Leſen von Jean de Labadie's „Protestation de bonne Foy etc.“ zu benutzen, denn ſie verſtand franzöſiſch genug, um ihres Gaſtes ſchöne Ausſprache zu bewundern. Moritz drückte ſeine Verehrung für Labadie aus, bat jedoch um Erlaubniß, die Damen mit den Schneeglöckchen der vater-

ländiſchen Literatur bekannt machen zu dürfen, deren Frühling ſoeben anbreche. Auf dem Feldzuge wie auf Reiſen begleiteten ihn einige Lieblingsbücher. In der deutſchen Poeſie war Haller, deſſen beſte Gedichte, gedrängt voll Gedanken und für die Zeit auch im Ausdruck wunderbar concis, in einer Periode erſchienen, in welcher der ganze deutſche Parnaß noch in einer Sündflut ſeichten Waſſers ſchwamm, der bewunderte Liebling der beſſern Köpfe unter der deutſchen Jugend.

Nachdem die Gräfin ihre Erlaubniß gegeben und ſie ſelbſt wie der Graf, der ſich ebenſo wenig um Labadie als um Haller kümmerte, ſich in ihren Lehnſtühlen zurechtgeſetzt hatten, holte Agathe freudig ihre Stickerei herbei. Die vier Wachslichter waren vor dem Vorleſer, auf dem Tiſche, dicht zuſammengerückt. Um genug Licht für ihre Arbeit zu gewinnen, mußte die junge Gräfin ſich ganz dicht neben ihn ſetzen. Moritz zog nicht ohne Befangenheit ſein Buch aus der Taſche und ſchlug ſein Lieblingswerk, „Die Alpen“, auf.

Unſer junger Freund hatte mit tonvoller Stimme und gehaltenem Ausdruck kaum drei Seiten geleſen, als ein leiſes Schnarchen verkündigte, daß des Dichters

philoſophiſcher Eingang für den Grafen zum Wiegenlied geworden war. Er bemerkte, daß auch die Gräfin mit ſehr ernſter, faſt abſchreckender Miene daſaß. Nur die geſpannte Aufmerkſamkeit Agathens, vor deren Seele ſich gleichſam ein Vorhang aufrollte, hinter dem ganz unbekannte, aber dunkel erſehnte Regionen lagen, gab ihm den Muth fortzufahren. Jetzt aber las er:

Denn hier, wo die Natur allein Geſetze giebet,
Umſchließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig iſt, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienſt macht alles werth und Liebe macht es gleich.

Hier unterbrach die Gräfin den Vorleſer mit der Bemerkung:

Das nimmt ſich gar ſchön in einem Poem aus, aber es ſind gefährliche Principien. Ueberhaupt könnte ein heidniſcher Poete dieſe Verſe ſo gut geſchrieben haben als ein chriſtlicher Autor.

Moritz las mit einer kleinen Verlegenheit weiter und kam an die Stelle:

Sobald ein junger Hirt die ſanfte Glut empfunden,
Die leicht ein ſchmachtend Aug' in muntern Geiſtern ſchürt,

So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet was ihn rührt.
Sie hört ihn und verdient sein Brand zum Lohne,
So sagt sie was sie fühlt, und thut wonach sie strebt;
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt und durch die Tugend lebt.
Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, sie Ihn, dies macht den Heirathsschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts als beider Treu befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Liebe deckt ihr Bett auf sanft geschwollnem Moos;
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schos.
O dreimal selig Paar! euch muß ein Fürst beneiden,
Denn Liebe balsamt Gras und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier räusperte sich die Gräfin gezwungen und fragte mit strengem Ton:

Herr Baron, kommen in diesem Gedicht noch andere so equivoque Passagen vor? In diesem Falle möcht' ich lieber Sie ersuchen, nicht weiter zu lesen.

Sie sind sicher, meine Gnädige, erwiderte Moritz, mit verhaltenem Lächeln. Der Dichter fängt mit den Menschen an, die er in der Schweiz dem Naturzustand näher hält als anderswo. Dann geht er auf

die Beſchreibung der großartigen Naturſcenen ſelber über, die er zugleich für die Quellen und Schutzmauern der Sittlichkeit ſeiner Landsleute hält.

Nach dem, was der Herr Baron ſoeben geleſen, ſollte ich nicht denken, daß die moralité dieſer Leute ſehr rein ſein könne.

Moritz fühlte, daß hier alle Erklärungen auf den Boden fallen würden. Wenn mir die gnädige Frau Gräfin erlauben wollen fortzufahren, werden Sie gewiß des Dichters Kraft und Kunſt in der Schilderung der mannichfachen Schönheiten der Gebirge und der übrigen Naturzüge der Schweiz bewundern.

Ohne Zweifel, erwiderte die Gräfin. Ein zu warmes, creatürliches Ergötzen an der erſchaffenen Erde hat indeſſen doch etwas Bedenkliches. Ich will damit nicht ſagen, daß wir uns nicht an dem, was uns Gottes Gnade an irdiſchen Gaben gewährt hat, in einem gewiſſen Grade erfreuen ſollten, wenn es nur mit dankbarer Hinweiſung auf den allgütigen Geber geſchieht. Ich ſelber habe des Poeten Brockes „Irdiſches Vergnügen in Gott“ vor einigen Jahren mit Ergötzung geleſen.

Sie werden finden, meine Gnädige, daß Haller nicht weniger fromm ist, nur auf andere Weise.

Eh bien, fahren der Herr Baron dann nur fort.

Moritz hielt es jedoch für gerathener, die nächsten funfzig bis sechzig Verse, die noch einige eheliche und häusliche Schilderungen enthalten, zu überspringen und erst wieder bei den Stellen zu beginnen, die ausschließlicher der Beschreibung erhabener oder lieblicher Naturscenen gewidmet sind. Bald jedoch mußte er sich überzeugen, daß in dem Gemüthe einer Frommen aus der Spener'schen Schule kein anderes geistiges Interesse mehr Raum hat, neben dem Einen was Noth ist. Ein gelindes Schnieben aus dem Lehnstuhle der ehrwürdigen Dame heraus verkündigte bald, daß auch sie unbewußt dem Beispiele des Gemahls gefolgt war, und in Kurzem begleitete ein regelmäßiges leises Duett eines kräftigen Basses und weichern Discants die Stimme des Vorlesers.

Moritz sah auf und begegnete dem schalkhaften Lächeln Agathens. Die armen Aeltern sind müde, sagte sie flüsternd. Aber ihre erhöhte Farbe, ihre leuchtenden Augen sagten ihm deutlich, daß sie nicht müde war.

Wir wollen ſie nicht ſtören, verſetzte er, und rückte noch näher an ſie heran. Er fuhr fort mit gedämpfter Stimme zu leſen. Von Zeit zu Zeit ſah er auf. Ihre Arbeit war längſt in ihren Schos geſunken. Sein Blick traf jedesmal gerade in ihre Augen. Sie ſaß lauſchend, athemlos. Mit innerm Entzücken ſah er den jungfräulichen, empfänglichen Boden ihres Geiſtes vor ſich ausgebreitet. Glücklich der Mann, dem es einſt vergönnt war, ihn mit liebenden Händen anzubauen! Es war ein unausſprechlicher Reiz in dieſem Naheſitzen, in dieſem Flüſtern.

Wie wunderſchön iſt das, ſagte das Mädchen leiſe, als er geendet hatte. Bei manchen Stellen kam es mir vor, als hätte ich auch in unſerm Gebirge hier Aehnliches geſehen. In der Schweiz iſt freilich alles großartiger.

Und wie wahr, erwiderte er ebenfalls mit leiſer Stimme, ſind dieſe Schilderungen. Gerade ſo hab' ich die Kryſtallgruben, hab' ich die Walliſsbäder geſehen.

Sie waren da? Sie kennen die Schweiz?

Ich habe das entzückende Land auf einer Ferienreiſe geſehen, als ich auf der Univerſität war.

Nun mußte er erzählen. Nun wollte ſie alles wiſſen. Es ſcheint, ſeine Beſchreibungen waren noch tauſendmal plaſtiſcher und pittoresker als die Verſe Haller's, ſo viel hatte ſie zu fragen, ſo theilnehmend hörte ſie zu. Allein nach und nach ward er etwas zerſtreut, und Agathe ſchlug die Augen nieder, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Eine kurze Pauſe entſtand in dem bisher ſo lebhaften Geſpräche. Das Buch war längſt zugeſchlagen. Jetzt öffnete Moritz es von neuem und ſagte nach kurzem Hin- und Herblättern mit einer Stimme, in welcher Agathe glaubte ein leiſes Beben wahrzunehmen:

Haller hat auch ſonſt noch ſchöne Gedichte geſchrieben. In den Elegien um ſeine Gattin, die er nach kurzem ehelichen Glücke durch den Tod verlor, iſt ein tiefes ſchmerzliches Gefühl. Sie hieß Marianne, und er behält dieſen Namen auch in ſeinen Gedichten bei. Er iſt der erſte unſerer Dichter, der ſich die Freiheit nimmt, von den leidigen Schäferinnennamen abzugehen. In einem ſeiner frühern Lieder jedoch, fuhr er etwas zaghafter fort, gibt er ihr, nach dem alten Gebrauche, den Namen **Doris**, ein Name, den in der That jedes

andere Mädchen auf ſich beziehen kann. Und er las, die ſchöne männliche Stimme leiſe bebend:

Sprich Doris, fühlſt du nicht im Herzen
Die zarte Regung ſanfter Schmerzen
Die ſüßer ſind als alle Luſt?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut ſich ſelbſt geſchwinder
Und ſchwellt die unſchuldsvolle Bruſt?
. . . . . .

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt, die zwei Herzen ſpüren,
Die Liebe leitet zum Altar;
Du forderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Worin dein Herz noch müßig war.

Ich fürchte, meine Leſerinnen werden dieſe Verſe gewaltig altmodiſch finden. Sie wurden freilich vor mehr als hundert und dreißig Jahren geſchrieben und wurden wol überdem auch damals nicht als Haller's Meiſterſtück angeſehen. Agathe aber, die ohne Zweifel Schmerzen und Herzen nicht den tauſendſten Theil ſo oft gereimt geſehen hatte, als die allerunwiſſendſte meiner Leſerinnen, fand die Verſe melodiſch genug, und

es war ihr als wären sie eigen für sie gemacht. Sie sah in ihren Schos, die lieblichen Wangen tiefer geröthet. Moritz hielt das Buch in der rechten Hand. Die linke, die nächste an Agathen, erhob sich leise, die ihre zu fassen.

Da kam plötzlich das Duett ins Stocken. Agathe bückte sich nach ihrer vom Schos gegleiteten Arbeit. Moritz faßte das Buch mit beiden Händen. Die Gräfin fuhr erschrocken empor.

Verzeihen Sie, Herr Baron, sagte sie etwas verlegen, meinen Mangel an Politesse. Ich bin heute Morgen gar viel auf den Füßen gewesen. Ein anderes mal sollen Sie eine artigere Zuhörerin in mir finden. — Kommen Sie, mein Schatz, ermahnte sie den Grafen, es ist Bettzeit.

Die jungen Leute aber, fürcht' ich, schliefen diese Nacht nicht viel, trotzdem daß es Bettzeit war. Jedes ging in seine Kammer; glücklich, selig, es möchte schwer zu entscheiden sein, wer von beiden am glücklichsten, am seligsten. Agathe fühlte sie war geliebt; Moritz, daß er verstanden und gern verstanden war.

So verstrichen einige Tage. Agathe besorgte ihre

kleinen häuslichen Geſchäfte, ihre Nähtereien, ihre Blumen wie immer, in ſtillem innerlichen Glücke die einförmigen Stunden abſpinnend, während Moritz mehr nach außen beſchäftigt, und indem ſeine Heilung raſch fortſchritt, mehr draußen im Lager war. Eines Tages trat er mit muthigem Schritt in das Wohnzimmer der gräflichen Familie. Sein Auge glänzte und ſeine Miene deutete an, daß er eine gute Nachricht erhalten hatte. Ein günſtiges Geſchick wollte, daß Agathe eben ganz allein an ihrem Arbeitstiſchchen in der Fenſterbrüſtung ſaß.

Er trat entſchloſſen zu ihr. Mein Fräulein, ſagte er und ſeine Stimme verrieth die tiefe Bewegung ſeines Innern, endlich bin ich des müßigen Zuſchauens entbunden und mein Arzt wie mein General erlauben mir wieder, mich als Krieger zu fühlen. Morgen bricht der letztere mit einigen Regimentern nach Steinau auf und ich darf ihn begleiten.

Agathe hatte die Farbe gewechſelt. Dadurch ermuthigt fuhr er fort:

Die Tage, die der Himmel mir vergönnt hat in Ihrer Nähe zu verleben, mein Fräulein, ſind die glück-

lichsten meines Lebens gewesen. Sie waren mir das Erwachen in ein neues Dasein. Ja, so wie ich aus der tiefen Ohnmacht, die mir der Blutverlust zuzog, erwachend, zuerst in den Himmel Ihrer Augen sah, Agathe, so bin ich nun plötzlich aus dem apathischen Zustande meines frühern Jugendlebens in ein so seliges Bewußtsein versetzt, wie es nur das Vollgefühl einer innigen heißen, ewigen Liebe geben kann.

Er hatte ihre Hand ergriffen. Sie ließ sie ihm. Sie saß, den Kopf in die andere, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Sie saß schweigend in Angst und Wonne. Thräne auf Thräne enttropfte ihren Augen.

Agathe, fuhr er fort, ich weiß, daß ich, ein unbemittelter Lieutenant, meine Augen nicht zu der Reichsgräfin erheben darf. Aber ich darf hoffen, daß dieser Krieg mir Mittel bieten wird, Ihnen näher zu kommen. Sollte es mir mit Gottes Hülfe gelingen, Ehre und Ruhm und damit eine höhere Stellung zu erringen, theure angebetete Agathe, darf ich, darf ich Ihre Aeltern um den Schatz dieser Hand bitten?

Agathe zuckte zusammen. Mit dem Namen ihrer Aeltern stiegen plötzlich Schwierigkeiten und Hindernisse

wie eine ſchwarze Wand vor ihr auf. Moritz verſtand ſie nur halb. Er fuhr zurück, aber ſie hielt, faſt ohne es zu wollen, ſeine Hand feſt.

Sprechen Sie, theure Agathe! fuhr er fort, der Augenblick drängt. Laſſen Sie mich dieſen Troſt mitnehmen. Aber ich darf nichts ohne Ihre Erlaubniß thun.

Sie ſchwieg noch immer, ſtille Thränen weinend.

Sprechen Sie, ſagte er noch dringender, ſich dicht zu ihr biegend, daß ſie ſeinen Athem fühlte. Ein einziges Wörtchen, Ja oder Nein.

Ja, flüſterte ſie.

Iſt es nothwendig zu erzählen, wie der Beglückte ſein dankbares Entzücken ausſprach?

Freilich war es auch die höchſte Zeit zu einer Antwort, denn der Graf und die Gräfin traten ein. Sie empfingen die Nachricht von Moritz' plötzlicher Abreiſe mit herzlicher Theilnahme, und als es noch am nämlichen Tage zum Abſchied kam — denn Moritz mußte vom Lager aus aufbrechen — fehlte es weder an den warmen Dankſagungen des ſo edelmüthig Gepflegten, noch an innigen und weitläuftigen Segnungen und Gebeten des würdigen Paares. Agathe war wie betäubt.

Sie traute sich kaum die Thränen zu zeigen, ohne die sie doch kaum einen ihr gleichgültigen Mann unmittelbar aus ihrem Hause würde haben in den Krieg ziehen sehen. Moritz aber sah so unbeschreiblich glücklich aus, als wäre der Sieg jetzt schon gewonnen, dessen Erkämpfung er mit muthigem Herzen entgegenging.

Und das Glück lächelte den Wünschen des Kühnen. Acht Tage darauf erscholl der Ruhm des blutigen Sieges bei Mollwitz über ganz Europa. Ein theuer erkaufter Triumph fürwahr! Denn allein aus dem Heere des Siegers deckten zweitausend fünfhundert Leichen das Schlachtfeld, und dreitausend Verwundete lagen in Hospitälern oder in den Hütten der benachbarten Dörfer. Der große Feldmarschall Schwerin war der eigentliche Held der Schlacht, aber der Erbprinz Leopold, der Chef Moritz von Hohenhorst's, an dessen Seite er focht, entschied zuletzt den Sieg, und der Jüngling hatte den Vortheil, unter seinen Augen selbst Heldenthaten verrichten zu können, die in einer andern Lage vielleicht nicht die volle Anerkennung gefunden hätten, welche ihnen unter so günstigen Umständen zu Theil ward. Er ward höchlich belobt, mit höherm Range bekleidet und

ein Orden, der vor hundert Jahren auch noch hundertfachen Werth hatte, ſtand in Ausſicht.

Agathe hatte ſeither wie in einem ſchmerzlich ſeligen Rauſch gelebt. Zu einer Zeit, wo es noch keine Telegraphen gab, konnte ſie von der Schlacht nicht eher hören, als bis alles glücklich vorüber war. Aber der Gedanke an den Geliebten war doch immer mit einer geheimen Angſt wegen der Gefahr, in welcher er auch ohne eigentliche Schlacht täglich und ſtündlich war, verbunden, vor der all ihre anerzogene Frömmigkeit ſie nicht ſchützte. Als endlich ein Brief von Moritz an die Gräfin ankam, in dem er ſein Glück mit beſcheidenen Worten erwähnte, als ſie dieſen Brief, in dem durch alles aufgezwungene Ceremoniell einer ſteifen Etikette ein inniges Gefühl ſchimmerte, ihren Aeltern vorleſen mußte, konnte ſie ſich kaum faſſen. Sie ſah ſich ſo plötzlich, ſo über alles Erwarten raſch dem Ziele näher gerückt, das der geliebte Mann ihr vor die Seele geführt hatte. Von Tag zu Tag hoffte ſie, ihre Mutter werde die Bewegung bemerken, in welcher ſie ſich befand, die fieberhafte Unruhe, in der ſie ſeit Moritz' Abreiſe gelebt. Aber ſo ganz fremd war der guten

Gräfin der Zuſtand einer „fleiſchlichen Liebe“, daß es ihr auch nicht einmal in den Sinn kam, ihre ſittſame, in der Liebe zum himmliſchen Heiland auferzogene Tochter könne das Bild eines irdiſchen Mannes im Herzen tragen, bevor er ſich bei ihren Aeltern förmlich um ihre Hand beworben habe. Der Graf kam der Sache ſchon etwas näher. Er fragte die Gräfin einſt beim Zubettegehen, ob ſie nicht meine, daß Agathe ſeit der Abreiſe des Herrn von Hohenhorſt unruhiger und aufgeregter ſei, als es ſich durch das bloße chriſtliche Mitleid wegen der Gefahren, denen der junge Mann ausgeſetzt ſei, erklären ließe. Allein die Gräfin nahm ihm erſtens den Ausdruck „das bloße chriſtliche Mitleid“ etwas übel. Sie ſetzte ihm in einer langen Rede, und in ihrer eben nicht gedrungenen Weiſe, auseinander, daß die chriſtliche Barmherzigkeit das wärmſte von allen Gefühlen ſei. Er war müde und hätte gewünſcht nichts geſagt zu haben, um ſchlafen zu können. Als ſie ihm aber zweitens bewies, daß die rechte chriſtliche Barmherzigkeit nichts von der fleiſchlichen Unruhe haben ſollte, die ſich ſchlecht zieme für den durch die Gnade und Chriſti Blut erlöſten Sünder, der darin ruhen ſollte wie der

Säugling in der Wiege, voll Gottvertrauen und Ergebung in den Willen des Höchſten — fühlte er dunkel, daß ſie ihm durch dieſes letzte Argument im Grunde Recht gäbe. Da er jedoch längſt gewohnt war, ſeine Gemahlin für klüger zu halten als ſich ſelber, gab er willig alles zu und konnte ſo ruhig einſchlafen.

Der Sieg bei Mollwitz hatte die Beſetzung von Breslau und die Uebergabe von Brieg zur Folge. Sonſt ward der Krieg aber nur durch kleine Scharmützel fortgeſetzt und eine eigentliche Schlacht, die zuletzt alles zu Gunſten des Eroberers entſchied, fand erſt mehr als ein Jahr ſpäter wieder ſtatt. Der König glaubte mit Recht Sachſen, obwol es ſich anſcheinend mit ihm verbündet hatte, nicht ganz trauen zu dürfen. Er hielt demnach die Bewachung der nordöſtlichen Grenze, wo ſich polniſche Truppen zuſammenzogen, für rathſam. Das Lager bei Glogau, das zwei Wochen nach der Schlacht bei Mollwitz abgebrochen war, mußte daher anderthalb Monat ſpäter wieder aufgeſchlagen werden, und das Regiment, zu welchem Moritz' Compagnie gehörte, ward nebſt mehrern andern dorthin beordert.

Sechstes Kapitel.

Rasch zum Ziel.

Beim Anbruch des Frühlings hatte die Familie Promnitz wieder ihr ländliches Schloß bezogen, wo sämmtliche drei Glieder derselben sich heimischer fühlten als in der Stadt. Der Graf ging am Tage fischen und angeln, Abends rechnete er mit dem Verwalter oder ließ sich von Agathen aus Arndt's „Wahrem Christenthum" vorlesen. Die beiden Damen auch waren zu ihren alten Beschäftigungen zurückgekehrt, die Wirthschaft ging wieder ihren regelmäßigen Gang, die Schule war wie früher in Flor und alles war genau so wie es im vorigen Frühling gewesen war, um so mehr, als auch, zum Bedauern der Bauern, die durch die Soldaten guten Verdienst gehabt hatten, vor kurzem

das Lager abgebrochen war und, mit Ausnahme der Garnison von Glogau, keine preußischen Truppen in der Nähe waren. Nur Agathe war wie umgewandelt. Der Zustand ihrer Seele strahlte aus ihren Augen und veredelte ihre Züge. Die Liebe war an ihr zum Pygmalion geworden.

Die gräfliche Familie war im Mai hinausgezogen. Anfang Juni schon besetzten preußische Truppen die Umgegend von neuem, und die Bewohner hießen sie willkommen. Bei der strengen Mannszucht, die gehalten wurde, konnte auch die gräfliche Familie nur wenig in ihrem stillen Leben gestört werden. Es trat übrigens ein Umstand ein, der sie bald mehr mit der Außenwelt in Berührung brachte.

Die Felder, die mit den Zelten des frühern Lagers bedeckt gewesen waren, hatten im Winter ohne bedeutenden Schaden für ihre Besitzer dazu benutzt werden können. Nun aber, im Frühling, waren sie gepflügt und gesäet, und die Hoffnung der Unterhaltung mehrerer Familien beruhte auf ihnen. Die Besitzer legten daher Protest ein und wollten sich mit dem ihnen gebotenen Schadenersatz nicht genügen lassen, als sie die

Felder, von denen ihr Wohlstand abhing, von neuem hergeben sollten. Man wußte, daß Schlesien nicht als Feindesland behandelt werden sollte, und suchte mit Schonung die Bauern zum Nachgeben zu bringen.

Diese wandten sich, wie in allen schwierigen Fällen, um Rath an den Grafen von Promnitz. Er berathschlagte darüber mit seiner Gemahlin, die den edelmüthigen Vorschlag machte, um den armen Leuten nicht zu nahe zu thun, und zugleich die preußischen Behörden bei Gutem zu erhalten, ein Opfer nicht zu scheuen, sondern eins von ihren eigenen Feldern, das wegen seines steinigen Bodens nur geringen Werth hatte, nebst einer angrenzenden Wiese zum Local für das Lager anzubieten, die Entschädigung dafür aber großmüthig den Quartiermeistern zu überlassen. Denn sie rieth ihrem Gemahl, durchaus nicht in dieser Sache als Handelsmann zu erscheinen, sondern seine volle reichsgräfliche Würde zu behaupten. Und diese Warnung wäre kaum nöthig gewesen, denn Graf Kasimir war nicht weniger großmüthig als sie. Ueberdem war es ihm lieb, eine Regierung verbinden zu können, die er bald die seinige zu nennen haben würde. Denn nach

der Schlacht von Mollwitz zweifelte Keiner mehr, daß Niederschlesien wenigstens mit dem Frieden an Preußen abgetreten werden würde.

Der Graf trat demnach sogleich in Unterhandlung mit den dabei betheiligten Offizieren und sein Vorschlag ward mit höflichem Dank angenommen. Er kam bei dieser Gelegenheit mit einem Major, dem Grafen von Nostitz, in Berührung, der ihm im höchsten Grade missiel: ein kolossal gebauter Mann von mittlern Jahren, mit einem rothbraunen Gesicht, in dem sich wilde Leidenschaften abspiegelten. Seine Kameraden kannten ihn als einen rohen und übermüthigen Gesellen; da er jedoch Mann von Welt genug war, um seinen überdem sittenlosen Charakter mit dem Schleier zu bedecken, den die Gebräuche der vornehmen Gesellschaft auch den gröbsten Lastern oberflächlich umhängen, so traten die übelsten Züge seines Innern gegen den Grafen nicht gleich hervor, nur daß sein beständiges Fluchen und die profanen Reden, von denen sein Mund überströmte, denselben entschieden abstießen.

Als die beiden Herren jedoch einander nach kurzer Zeit wiedersahen, nahm Nostitz sich auch in dieser Hin-

ſicht dem „Pietiſten“ gegenüber ſehr merklich zuſammen und entſchuldigte ſich überdem mit üblen, im Felde kaum zu vermeidenden Gewohnheiten, deren der Herr Graf ſich vielleicht auch noch aus ſeinen frühern Kriegsjahren erinnern würde. Für dieſe Kriegsjahre nun zeigte er ein ganz beſonderes Intereſſe, beneidete ihn unter Prinz Eugen und gegen die Türken gefochten zu haben, und wußte ſo geſchickt des guten Grafen kleinen unſchuldigen Schwächen zu ſchmeicheln, daß er dieſen halb und halb mit ſich verſöhnte. Als der Major demnach am Ende der Unterhaltung um die Erlaubniß bat, den gnädigen Gräfinnen aufwarten zu dürfen, glaubte er nicht, wie er wol ſonſt gethan, ſolches Geſuch ohne grobe Unhöflichkeit ablehnen zu können, und erwiderte daher mit einer ſteifen Reverenz und nicht ohne Verlegenheit: Es würde den Damen eine Ehre ſein.

Der Graf wußte nicht — was übrigens ſchon ſämmtlichen Offizieren im Lager bekannt war — daß der Major die ſchöne Gräfin Agathe beim Spazierenfahren und in der Kirche geſehen hatte, und wie er mit tauſend Schwüren, bei denen er Himmel und Hölle anrief, verſicherte, ſterblich in die reizende Creatur ver-

liebt war. All ſein Verliebtſein ſchützte ihn jedoch nicht vor einem eiskalten, ſteifen, wenn auch höflichen Empfang auf Schloß Wildeneck; ſo wenig wie dieſer Empfang die Damen daſelbſt vor den Beſuchen des Majors ſchützte. Denn mit jedem Beſuch fand er zwar die Mutter langweiliger, aber die Tochter ſchöner.

Schon ſeit einiger Zeit war er, ſeines langen, wüſten Junggeſellenlebens müde, mit Heirathsgedanken umgegangen; aber es ging ihm wie vielen andern Männern, nur die Schönſte, Jüngſte und Tugendhafteſte konnte ihm genügen, obwol er ſelbſt weder ſchön, noch jung, noch tugendhaft war, und für ſolche Mitgift der Erwählten nichts bieten konnte als Reichthum und eine Stellung in der Geſellſchaft. An Agathen bezauberte ihn noch faſt mehr als ihre Schönheit ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit der Welt und das, was er bei der „Alten“ ſchrecklich langweilig fand, ihre Frömmigkeit.

Er ſuchte die Gunſt der Mutter durch erbauliche Geſpräche zu gewinnen, indem er ihr von den Kirchen in Berlin erzählte, von der großen Frömmigkeit des verſtorbenen Königs und den vielbeſuchten Predigten des Propſtes Süßmilch, bei denen die vornehmſten

Damen oft stundenlang stehen müßten, ohne zu erwähnen, daß er den Gottesdienst nie anders besucht hatte, als wenn sein Regiment dazu commandirt ward, und daß Süßmilch's Name der einzige Predigername Berlins war, den er kannte, weil es eben der Modeprediger war. Aber er hätte es auch zehnmal geschickter anfangen können, sich in die Gunst der Gräfin einzuschleichen, ohne daß es ihm gelungen wäre. Denn die kluge Dame würde doch nicht allein den Heuchler in ihm erkannt haben, sondern auch an seinem Gesicht den Wüstling, und an den ihm von Zeit zu Zeit entfahrenden Flüchen das profane Weltkind. Er rückte daher keinen Schritt weiter, und Agathe kam endlich, auf den willkommenen Wink der Mutter, gar nicht mehr zum Vorschein, wenn der Major von Rostitz seine Aufwartung machte.

Trotzdem stachelte ihn Leidenschaft und Hochmuth, indem er auf seinen Reichthum und seine Stellung baute, zu einer schriftlichen Erklärung und einem Heirathsantrag in Form. Der Graf, an den er sich gewandt hatte, lehnte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, mit eiskalter Höflichkeit ab, indem er im

Namen ſeiner Tochter für die ihr zugedachte Ehre dankte, ſie aber für zu jung erklärte, um ſie zu verheirathen.

Seitdem unterblieben die Beſuche des Majors, und die gräfliche Familie hörte nichts weiter von ihm.

Um die nämliche Zeit kam Moritz in Rauſchwitz an. Es war ihm die Gunſt geworden, ehe er ſich mit ſeinem Regimente vereinigte, wegen ſeiner beſondern ſtrategiſchen Bildung zu einigen außerordentlichen Dienſten beim Generalſtabe gebraucht zu werden. So ward des Königs Aufmerkſamkeit von Neuem auf ihn geleitet. Es war überdem ſeit der Schlacht bei Mollwitz nicht das erſte Mal. Bei einigen vorfallenden Gefechten hatte er wiederholt neue Gelegenheit gehabt, ſich glänzend hervorzuthun. Auch dies hatte ſeinen Namen wieder und wieder vor das Ohr des Königs gebracht. Als demnach Moritz' Chef, der Erbprinz von Deſſau, der ihn früher wie einige der andern Offiziere mit ſeinem Verhältniß zum gräflich Promnitz'ſchen Hauſe gutmüthig aufgezogen hatte, ihn nach Niederſchleſien entließ, nahm er Gelegenheit, der Geſchichte gegen den König zu erwähnen.

Friedrich ſagte, als er Hohenhorſt's Namen hörte, er hätte dieſem jungen Offizier für ſeine guten Dienſte noch eine beſondere Belohnung zugedacht, worauf der Erbprinz lachend bemerkte, Seine Majeſtät könnten ihn nicht beſſer belohnen als wenn ſie ihn mit der jungen Gräfin von Promnitz, einer reichen Erbin in Niederſchleſien, verheiratheten, denn, fügte er hinzu, der arme Schelm iſt ſterblich verliebt in ſie. Der König, der in jüngern Jahren bekanntlich gern ein wenig klatſchte und von ſeinen Correſpondenten namentlich während dieſer Zeit ſeines erſten Anlaufs zum Ruhme immer wiſſen wollte, „was man ſich in Berlin erzählte", und „was es für Neuigkeiten gäbe", ware neugierig und wollte Alles wiſſen. Heirathsverbindungen ſeiner Offiziere mit dem Adel von Schleſien, welche Provinz er ſich und ſeinem Hauſe auf alle Weiſe zu ſichern trachtete, konnten ihm nur willkommen ſein. Hier war namentlich eine der vornehmſten Familien Schleſiens mit dem Ruhme der preußiſchen Waffen zu verknüpfen. Heirathen während des Krieges waren zwar den Offizieren verboten. Aber erſtlich konnte es für jetzt bei der bloßen Verlobung bleiben; zweitens konnte mit königlicher Be-

willigung auch wol einmal eine Ausnahme gemacht werden.

Als demnach am folgenden Tage Moritz ſich Seiner Majeſtät vorſtellte, um ſich zu beurlauben, fragte ihn der König, nachdem er ihm einige dienſtliche Aufträge gegeben, mit einem gewiſſen ſchalkhaften Lächeln auf franzöſiſch:

Man ſagt mir, Ihr kennt den Grafen Kaſimir von Promnitz? ein Pietiſt, wie ich höre.

Ich kenne ihn, Sire, erwiderte Moritz, ein vollkommen honneter Mann und Eurer Majeſtät ſehr ergeben.

Er hat ſich neulich ſehr obligeant erwieſen. Wenn Ihr ihm dafür dieſe meine Anerkennung überbringt, ſo wird es für Euch eine gute Empfehlung ſein, im Fall Ihr vielleicht etwas von ihm wünſchen ſolltet.

Hiermit übergab der Monarch dem freudig beſtürzten Jüngling einen verſiegelten Brief, entließ ihn mit der Hand winkend und drehte ſich zu einem ſeiner Generale um, der neben ihm ſtand. So ward dem Verwirrten aller Dank erſpart. Ein Glück für ihn, denn er hätte ihn nur ſtammelnd ſagen können, ſo freudig erſchrocken

war er, und hätte ſich nur vor den Beiſtehenden lächerlich gemacht. Was ſtand in dem Briefe? was konnte der König meinen? Der Gedanke, es könne ein Empfehlungbrief für ihn als Freier ſein, fuhr ihm durch den Sinn; doch ebenſo ſchnell verwarf er ihn wieder.

Wie thöricht! rief er ſich ſelbſt zu. Was kann der König von dem Verlangen meines Herzens wiſſen? was er meinte, war nur ganz im Allgemeinen, daß der Ueberbringer eines königlichen Briefes ſich gut empfehle. Und ſchon darum muß es mir lieb ſein, daß er mich dazu gewählt hat. Gott ſei Dank, daß ſeine Schickung mir Gelegenheit gegeben hat, mich bei dem Grafen, der kriegeriſche Ehren zu ſchätzen weiß, ſelbſt zu empfehlen!

Doch konnte er den Brief nicht aus dem Sinne bringen. In großer Unruhe kam er im Lager an. Es war Abend. Er ſchlich um den Schloßgarten von Wildeneck herum, in der Hoffnung, Agathen wenigſtens von fern zu ſehen, ihr ein Zeichen geben zu können, daß er in der Nähe ſei. Es widerſtand ihm zu denken, daß er nach ſo langer Trennung ſie zuerſt unter den Augen der förmlichen ſteifen Aeltern wiederſehen ſollte,

und ſeine Sehnſucht, das geliebte Mädchen zu beſitzen, ſteigerte ſich faſt zum Fieber. Vergebens. Die hohen Taxuswände wehrten jede Einſicht in den Garten. Das Haus lag im Schatten hoher Bäume. Kaum daß es ein Fenſter hatte, vor dem ein Zweig nicht eine Art Vorhang bildete. Und er wußte nicht einmal nach welcher Seite zu ihre Kammer war. Spät am Abend ſah er durch das Laubwerk der Linden, die den Balkon überragten, ein weißes Kleid ſchimmern. Es fiel ihm ein, ob er ſingen ſolle? ob ſie wol ſeine Stimme erkennen würde? — aber der Gedanke, daß es möglicherweiſe die alte Dame ſein könne, oder daß er ſich der Gefahr ausſetze, etwa mit einem ſentimentalen Kammerkätzchen zu liebeln, hielt ihn zurück. Der Arme mußte ſich zuletzt entſchließen, ſich bis morgen in Geduld zu faſſen und das Wiederſehen der Geliebten durch einen feierlichen Beſuch bei den Aeltern derſelben einzuleiten.

Der Morgen kam endlich: und da ein königlicher Brief zu übergeben, alſo ein wichtiges Geſchäft abzumachen war, ſo durfte Moritz nicht auf die Mittagsſtunde, die ceremoniöſe Beſuchſtunde, warten. Mit

klopfendem Herzen betrat er Schloß Wildeneck. Kerkow, der alte Diener der Familie, empfing ihn freudig. Es hieß, die gnädige Frau Gräfin seien mit der Comtesse ausgefahren. Der Herr Graf aber werden sich freuen, den Herrn Hauptmann wiederzusehen. Denn nicht allein die Herrschaft, auch die sämmtliche Dienerschaft hatte Moritz in Gedanken auf seinem Feldzuge begleitet und sich jeder auszeichnenden Erwähnung desselben herzlich gefreut.

Der Graf empfing ihn mit aller Wärme, deren er fähig war, und mit einer väterlichen Umarmung. Er gratulirte ihm über einen so ausgezeichneten Anfang seiner activen kriegerischen Laufbahn und prophezeite den künftigen General in ihm. Man kann denken, daß dieser Empfang Moritz ermuthigte und daß es ihn einigermaßen für Agathens Abwesenheit tröstete, als ihr Vater es wiederholt bedauerte, daß Mutter und Tochter, die enchantirt sein würden ihn wiederzusehen, gerade ausgefahren seien, um einige Krankenbesuche in einem der benachbarten Dörfer zu machen.

Endlich ward es die höchste Zeit, den Brief Seiner Majestät zu überreichen. Der Graf empfing ihn mit

unverhehltem Erſtaunen. Während er ihn erbrach und las, trat Moritz an das Fenſter und ſah in den Garten hinab. Er ſtand beklommen und in Erwartung, daß der Graf ihm ein Zeichen geben werde, wenn er mit Leſen des Briefes fertig ſei.

Da aber der Graf immerfort ſchwieg, wendete er ſich endlich wieder zu ihm. Mit Erſtaunen ſah er den alten Herrn mit einer kalten, feierlichen, gänzlich verwandelten Miene in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, den Brief des Königs in der Hand. Seine Beſtürzung ſtieg, als Jener ſich mit ſteifem Anſtand erhob, ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung machte und ſagte:

Ich werde mich beehren, es dem Herrn Baron zu wiſſen zu thun, wenn die Frau Gräfin bereit ſein wird, den Herrn Baron zu empfangen.

Moritz traute ſeinen Ohren, ſeinen Augen kaum. Aber eine neue förmliche Reverenz des Grafen ließ ihm keine Wahl übrig. Er mußte ſie mit einem mindeſtens ebenſo tiefen Bückling erwidern, und ſah ſich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, auf dieſe Weiſe auf das Höflichſte zum Zimmer, und als draußen die Bedienten die Thüren vor ihm aufriſſen, zum

Schloſſe hinauscomplimentirt, ehe er Zeit hatte ſich zu faſſen.

Er war außer ſich vor Aerger und Schmerz. Was iſt das? fragte er ſich, was kann des Königs Brief enthalten haben, das möglicherweiſe eine ſolche Wirkung hervorbringen konnte? Was hätt' ich gethan, es zu veranlaſſen? — Und nun? was hab' ich zu thun? was bleibt mir übrig, als auf eine Einladung zu warten? Jetzt, wo die Bedingungen erfüllt ſind, unter denen ich ſelbſt nur Agathens Erlaubniß, um ſie zu werben, verlangt habe?

In der verzehrendſten Unruhe verbrachte er den Tag. Zum Glück gab ihm die Uebernahme ſeiner neuen Stellung, als Hauptmann einer Compagnie, Beſchäftigung genug. Aber am Abend hielt er es nicht länger aus. Keine Botſchaft von Wildeneck war gekommen. Es trieb ihn hinaus; er wollte, wie geſtern Abend, um das Schloß ſchleichen, vielleicht in den Garten dringen, ob er vielleicht glücklicher ſei als geſtern, vielleicht die Geliebte ſehen, ihr ein Zeichen geben könnte, daß er da ſei. Er ging hinaus wie im Sturmſchritt. Aber plötzlich ſtand er ſtill. Nein, rief

er, ich will das reine Gemüth des Mädchens, das in Gehorsam und kindlicher Unterwerfung erzogen iſt, zu keiner Heimlichkeit verführen. Ich habe nichts zu verbergen. Offen will ich handeln, wie es einem Ehrenmann ziemt. Ich muß dieſe Sache aufklären. Ich will noch heute Abend ſchreiben. Der Graf muß ſich erklären. Der Zeitpunkt iſt gekommen, wo eine förmliche Bewerbung nicht mehr eine zu große Anmaßung iſt, wenn mir das Herz des geliebten Mädchens geſichert iſt.

Er ging zurück, warf ſich an den Schreibtiſch und fand ſelbſt durch das ſteife Ceremoniell des Briefſtils der Zeit, in dem alle wärmern Gefühlsausdrücke in Gefahr waren, von einem Wickelbande von „Ew. Hochgeboren“ und „gräfliche Gnaden“ und „Ehre haben“ und „erſterben“ erſtickt zu werden, Mittel, ſeine treue, innige, anbetende Liebe für Agathen in eindringlichen Worten auszuſprechen. Er ſetzte ſeine Lage, ſeine Ausſichten, ſeine Vortheile durch die deutlich ausgeſprochene Gnade des Königs ehrfurchtsvoll und beſcheiden auseinander und ſprach nur leiſe ſeine Befremdung über die veränderte Manier des Grafen aus, ohne nur

darauf zu deuten, daß ſie die Wirkung des Briefes des Königs ſein könnte. Denn dieſe Idee hatte er bei mehr Nachdenken gänzlich verworfen und ſich feſt überzeugt, daß Friedrich ihm keinen Uriasbrief geſchrieben haben könne.

Es war zu ſpät geworden, das Schreiben noch heute Abend zu ſenden. Er wußte, die beiden ältern Herrſchaften hatten einige Mühe, Geſchriebenes am Abend zu leſen, und konnte vorausſetzen, die Aeltern würden den Brief vielleicht nicht geeignet finden, ihnen zuerſt von Agathens ſchönen Lippen mitgetheilt zu werden.

Der Graf hatte unterdeſſen die Rückkehr ſeiner Damen mit einiger Ungeduld erwartet. Als er den Wagen hörte, ſchickte er den Kammerdiener ſogleich hinunter und ließ die Gräfin erſuchen, ſich ohne Verzögerung in ſein Zimmer zu begeben.

Dein Herr Vater wird hoffentlich nicht unwohl ſein, ſagte dieſe zu Agathen, als der alte Kerkow ihr aus dem Wagen half, indem ſie ſich ſogleich zu ihm begab.

Der alte Diener reichte nun den ſtützenden Arm der jungen Dame und ſagte ſo viel lächelnd, als die Ehrfurcht es verſtattete:

Der Herr Hauptmann von Hohenhorſt ſind im Lager angekommen, gnäd'ge Comteſſe.

Agathens glänzende Augen und die Röthe, die ihr ſchönes Geſicht plötzlich überzog, dankten ihm für ſeine Nachricht ſo ausdrucksvoll, als ihre Lippen es hätten thun können. Er ging freudig in ſich hineinlächelnd hinter ihr her, die Treppe hinauf, mit der Abſicht, ihr zu erzählen, „daß der Herr Baron bereits dageweſen ſeien, und wie kräftig und munter ſie ausſähen", denn er hatte durch langen treuen Dienſt ſich ein Recht erworben, von Zeit zu Zeit ein Geſpräch anzuknüpfen, und liebte namentlich Agathen, die er von der Wiege an hatte aufwachſen ſehen, mit väterlicher Liebe — nur daß die Väter nicht den tauſendſten Theil ſo viel demüthigen Reſpect vor ihren Töchtern haben als er vor dem hochgeborenen Fräulein.

Agathe aber, im Bedürfniß mit ihren überſtrömenden Gefühlen allein zu ſein, lief raſch vor ihm her nach ihrem Zimmer. Erſt in der Thür drehte ſie ſich um mit der Frage: Ich hoffe, mit meinem Herrn Vater iſt Alles recht, guter Kerkow? und ſchlüpfte, durch die bejahende Antwort leicht beruhigt, in ihr Zimmer. So

erfuhr ſie nicht einmal, daß der Geliebte bereits ſich ihrem Vater vorgeſtellt habe.

Unterdeſſen war die Gräfin bei ihrem Gemahl eingetreten. Er empfing ſie mit den Worten: Ich habe Ihnen die ſonderbarſte Affaire mitzutheilen, mein Schatz, die ich je erlebt habe.

Ich ſehe, erwiderte die Gräfin theilnehmend, der Herr Graf haben einen Brief bekommen. Der liebe Heiland verhüte, daß es keine Hiobspoſt geweſen ſei; iſt es aber des Allerhöchſten Wille, Sie und mich mit Ihnen zu züchtigen, ſo wollen wir uns befleißigen es mit Demuth zu tragen.

Vielmehr, erwiderte der Graf, indem er ſeiner Gemahlin einen Lehnſtuhl hinſchob und ſelbſt Platz nahm, vielmehr iſt es ein ſehr gnädiger Brief vom König von Preußen, ein Brief, den ohne Zweifel mancher Cavalier Schleſiens als eine eminente flatterie und faveur betrachtet haben würde. Leſen Sie, mein Schatz.

Die Gräfin ſetzte ihre Brille auf, ſah nach des Königs Unterſchrift und las mit äußerſter Verwunderung:

„Mein lieber Graf von Promnitz.

Ich habe mit Satisfaction vernommen, daß Er sich bei der Unterbringung Meiner Regimenter in der Grafschaft Glogau sehr obligeant bewiesen hat, und werde gern Ihm dafür bei Gelegenheit meine Erkenntlichkeit zeigen. Ich schicke Ihm dies durch den Hauptmann Baron von Hohenhorst, einen sehr wackern Offizier und Cavalier vom besten Adel, den ich Ihm hiermit zum Eidam empfehle, da Er, wie ich höre, eine schöne und tugendsame Tochter hat. Ich verbleibe Sein

wohlaffectionirter König

Friedrich."

Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Schatz? fragte der alte Herr.

Hat der Baron Hohenhorst sich denn um unsere Tochter beworben? fragte die Gräfin nach einer Pause.

Keineswegs. Er war selbst hier diesen Morgen, als Sie ausgefahren waren, und brachte mir diesen Brief. Aber er machte keinen Heirathsantrag, und von Agathen war gar keine Rede.

Und was ist es eigentlich, mein Verehrtester, wenn

ich fragen darf, was Sie in diesem allergnädigsten Briefe so embarassiret, und wenn ich mich nicht ganz irre, irritiret hat, mein Bester?

Der Graf schwieg eine Weile. Ich bin nicht der Unterthan des Königs von Preußen, sagte er endlich verdrießlich. Er hat mir nichts zu befehlen. Ich bin ein Graf des Heiligen Römischen Reichs und nur Seine Majestät der Kaiser hat mir etwas zu sagen.

Sie sind nicht der Unterthan des Königs von Preußen: Sie werden es jedoch als schlesischer Gutsbesitzer bald werden, denn seit der großen Bataille im April ist es, wie Sie selber wissen, mein Verehrtester, gegen alle probabilité, daß die Königin einen Friedensschluß zu Stande bringen könne, ohne diesem jungen Könige, den die allerhöchste Vorsehung scheint ausersehen zu haben, der irdische Schutzherr der bedrückten evangelischen Christen zu werden, mindestens einige Grafschaften abzutreten, in denen Ihre sämmtlichen Güter gelegen sind, mein Schatz.

Nun, sagte der Graf, wenn ich auch sein Unterthan werden sollte, in meine affaires de famille hat sich doch weder König noch Kaiser zu mischen.

Keiner hat mir zu befehlen, wem ich meine Tochter geben soll.

Sie vergessen, mein Schatz, wenn Sie mir gütigst diese Bemerkung erlauben wollen, daß dieser Brief des Königs keinen Befehl enthält, sondern nur eine recommandation. Ich sehe mich jedoch veranlaßt, Sie daran zu erinnern, mein Verehrtester, auf wie viel verrüchere Manier die kaiserliche Regierung noch vor kaum zwanzig Jahren in Ihre affaires de famille eingegriffen hat, als Ihre Frau Großtante, die Herzogin von Sachsen-Lahme, nachdem sie ihre junge Enkelin bereits durch eine Entführung dem Satan gleichsam aus dem Rachen genommen hatte, die unglückliche Comtesse auf kaiserlichen Befehl ausliefern mußte, um sie an Leib und Seele verderben zu lassen. Sie wissen, mein Schatz, daß die böse und gottlose Gräfin Kallenberg Tenczin, als man Ihre Cousine, deren Tochter, unter den Schutz der Herzogin-Großmutter stellte, ihre Mutterrechte der Kaiserin übergab, und daß diese Prinzessin, die ja selbst die kaiserliche Krone mit dem Heil ihrer Seele erkauft hat, die junge Comtesse mit Androhung einer Strafsumme von achtzehntausend Dukaten

einfordern ließ: und wie, da der fromme Graf Eremann auf Sorau eine solche Summe nicht erschwingen konnte, das unglückliche Fräulein nach Wien in ein Kloster gebracht und zum Abfall von der lutherischen Kirche und zu einer Heirath mit einem päpstlichen Herrn gezwungen ward. — Nun vergleichen Sie einmal, wenn ich Sie ersuchen darf, mein Verehrtester, diese Art des Eingreifens mit derjenigen dieses protestantischen Königs, der zwar leider auch nur im Gesetze befangen ist, aber sich doch willig erklärt, Jesu kleine Heerde vor Bedrückungen zu schützen.

Der Graf war von der Beredsamkeit seiner Gemahlin einigermaßen betäubt und hatte den Faden seiner eigenen Gedanken verloren. Die Wunde, welche der kurze, bündige Ton des Königs seinem reichsgräflichen Stolze versetzt, fing bereits an, unter den sanften Händen der Gräfin einigermaßen zu heilen, als er sah, daß sie die Sache aus anderm Gesichtspunkte ansah.

Würde denn eine alliance de mariage unsers einzigen Kindes mit einem preußischen Offizier Ihre Beistimmung haben, mein Schatz? fragte er etwas kleinlaut.

Der Herr Graf wollen mir gütigst erlauben zu bemerken, daß eigentlich von einer Solchen noch gar nicht die Rede sein kann, so lange der Baron von Hohenhorst sich noch nicht bei uns um ihre Hand beworben hat. Wollen Sie aber meine Meinung wissen, mein Bester, so möcht' ich mir erlauben zu beobachten, daß der Umstand, daß er ein Offizier ist, uns nicht zurückschrecken sollte. Es ist zwar andem, daß der Krieg ein grauenvolles, unchristliches Uebel ist: aber der Herr hat auch in Kriegsmännern den Glauben geweckt. Der Hauptmann von Kapernaum war voll des Glaubens, wie unser Heiland erklärte noch in Israel nicht gefunden zu haben; und Cornelius, der Hauptmann der welschen Schaar? ward er nicht sogar vom Herrn zu einer himmlischen Offenbarung auserkoren. Und auch unsere heutigen Zeiten haben mehrere fromme Offiziere aufzuweisen, wie wir ja selbst aus persönlicher Erfahrung wissen; der Feldmarschall von Arnimb, der General Natzmer, Stiefvater unsers lieben Ordinarius, der General von Wutgenau, den wir ja selbst in diesem unsern eigenen Hause bewirthet und mit dem gemeinschaftlich zum gekrönten Lamme zu beten uns noch vor

wenigen Jahren vergönnt war. In meiner eigenen Familie auch ...

Hier unterbrach der Graf, der schon lange mit einiger Verschämtheit erwartet hatte, daß endlich auch seine zehn Kriegsjahre an die Reihe kommen würden, nicht ganz ohne Empfindlichkeit seine Gemahlin. Zwar machte er nicht den Anspruch, während dieser Zeit sich eben als Heiliger betragen zu haben, allein er hatte doch allen Versuchungen, zur päpstlichen Kirche überzugehen, wacker widerstanden, und war darüber gewissermaßen zum Märtyrer des Lutherthums geworden, indem er im Dienste zurückgesetzt worden war, und darum seinen Abschied genommen hatte.

Ma chère, sagte er, ich zweifle gar nicht, und ich glaube auch keine Sterbensseele zweifelt, daß es in jedem Stande gottesfürchtige Menschen gibt, aber soviel ich weiß muß man noch etwas Anderes als fromm sein, um zu unserm Schwiegersohne zu taugen.

Die Gräfin, die sogleich merkte, daß sie ein Versehen begangen, lenkte auf der Stelle ein. Excüsiren Sie, mein Verehrtester, daß ich das zu Anfang erwähnte, was uns Beiden das Wichtigste ist. Aber Sie selbst

haben zuerſt gegen mich die Meinung ausgeſprochen, daß der Baron ein rechtſchaffener und liebenswerther junger Mann iſt — und ganz qualificirt ein ſittſames und chriſtlich erzogenes Fräulein glücklich zu machen. Bei der Achtung, die ich immer vor Ihrer Menſchenkenntniß gehegt, hat Ihr Urtheil keinen geringen Einfluß auf das meine geübet. Ich will damit nicht ſagen, daß ich ihn ſchon zu denjenigen rechnen möchte, welche die fleiſchliche Bande bereits gelöſet haben: es ſcheint mir aber als wäre er durch eine chriſtliche Aufbringung vorbereitet genug, wenn er in eine gottesfürchtige Familie, wie ich, dem lieben Heilande Preis und Dank! ohne geiſtlichen Hochmuth die unſerige nennen darf, beirathet, jene Bande nach und nach abzuſchütteln und ſo mit Jeſu ganz zuſammenzuſchmelzen. Doch will ich darin dem Urtheil des verehrten Herrn Grafen nicht vorgreifen.

Sie haben ganz Recht, ſagte der Graf, der ſchon längſt wieder verſöhnt war. Und gegen ſeinen Adel läßt ſich nichts einwenden. Reich iſt er nicht, aber darauf kommt es uns auch nicht an; wir haben genug für ein einziges Kind.

„Ein guter Name iſt köſtlicher als Reichthum", ſagt der weiſe Salomo, erwiderte die Gräfin, und der Prophet Jeremias: „Ein Reicher rühme ſich nicht ſeines Reichthums, ſondern wer ſich rühmen will, der rühme ſich deß, daß er mich wiſſe und kenne, daß ich der Herr bin."

Im Fall der Antrag kommt, verſetzte der Graf nach einigem Bedenken, bliebe alſo blos zu erfahren, ob die Agathe ihn leiden mag. Und quant à cela, fügte er lächelnd hinzu, ſo wiſſen Sie ſchon, was ich darüber denke.

Und vielleicht wäre der Graf des Anhörens einer abermaligen Abhandlung über die Unvereinbarkeit der „fleiſchlichen Liebe" und des „creatürlichen Ergötzens" mit der wahren Liebe zu Jeſu, aus ſeiner Gemahlin Mund überhoben geweſen, wenn dieſe ihr frommes Töchterchen eben jetzt hätte in ihrem Zimmer belauſchen können.

Das gute Kind war, nachdem ſie die Thür hinter ſich verriegelt hatte, in Thränen der Freude ausbrechend, auf einen Stuhl geſunken. Er iſt da, rief ſie jauchzend, die Hände zuſammenſchlagend. Er iſt da!

Aber nur einen Augenblick überließ sie sich dieser Freude ohne an den Urheber aller Freuden zu denken. Der Dank gegen Gott, auch für das kleinste ihr gewährte Glück, war ihr durch ihre Erziehung so zur Gewohnheit geworden, daß ein Bedürfniß ihres Herzens unbefriedigt zu bleiben schien, wenn äußerliche Hindernisse, wie z. B. die Gegenwart von Fremden, ihr verwehrten, dies Dankgefühl auch in hörbaren Worten auszusprechen. Für jedes Geschenk, das ihr gemacht wurde, für jedes nützliche Unternehmen, das ihr gelang, war sie gelehrt worden, nicht allein dem irdischen Geber des erstern oder Beförderer des zweiten, sondern auch dem Heiland auf den Knien zu danken. Der Graf, der schon lange sich darein gefunden hatte, daß seine Gemahlin so wie hinsichtlich der Klugheit so auch in der Frömmigkeit den Vorrang habe, mußte bald bemerken, daß auch sein Töchterchen ihn in der knienden Andächtigkeit übertreffe, pflegte sich aber gern und in allem Ernste damit zu entschuldigen, daß der Grund, warum er in der Frömmigkeit nur den zweiten Rang einnehme, in seiner zunehmenden Corpulenz liege, die ihm das Knien beschwerlich mache.

Heute führte Agathen ein überschwellendes Dankgefühl des Glücks zu Gott. Ueberhaupt war die Unruhe, in welcher sie um Moritz seit seiner Abreise nach dem Kriegstheater gelebt, sehr bedeutend durch ein unbeschreibliches inneres Seligkeitsgefühl gemildert, sowie durch das volle Vertrauen zu dem guten Vater im Himmel, daß er Alles zum Besten lenken werde. Hätte sie seit ihrer Trennung von ihrem Geliebten viel geweint, wäre sie traurig gewesen und blaß und mager geworden, so hätte ihre liebende Mutter wol eher an die „creatürliche Liebe" ihrer sittsamen Tochter glauben lernen. Aber sie fortdauernd in einem Zustande innerer erhöhter Freudigkeit zu sehen, ihre Augen glänzender, ihre Wangen röther als je, ihren Gang schwebender, ihre Bewegungen entschlossener — dies waren Symptome, auf deren Erkennung die gute Gräfin mit all' ihrer mütterlichen Zärtlichkeit nicht vorbereitet war.

Agathe, wie schon oben angedeutet, war durch die Liebe zu einem neuen Leben erwacht. Moritz hatte für sie „am Eingang dieser Welt" gestanden, und wenn sie es auch nicht so schön ausdrücken konnte als Thekla, die Liebe hatte auch sie rasch „auf des Lebens Gipfel"

hingetragen. Eine unbekannte Welt lag in hellem Sonnenscheine vor ihr, denn auch ihr erster Blick hinein war in das Herz des Geliebten gefallen. Den ganzen Nachmittag hoffte sie er werde kommen. Allein sie ward nicht niedergeschlagen, als er nicht kam. Seine Pflichten als Offizier, sagte sie zu sich selber, werden ihn abhalten. Morgen kommt er gewiß. Sie war in beständiger Erwartung, daß ihre Aeltern von ihm und seiner Ankunft sprechen würden. Seltsam, sagte sie, daß Kerkow ihnen nicht gesagt hat, daß er wieder hier ist. Zwei-, dreimal versuchte sie davon anzufangen. Aber die heftige Röthe, die ihr jedesmal in das Gesicht stieg, warnte sie. Sie hatte den Muth nicht.

Am frühen Morgen ward dem Grafen ein Schreiben übergeben. Aber kein Brief ward geöffnet, ehe die Morgen-Hausandacht vorüber war. Beim Frühstück, am Kaffeetische, erbrach der Graf den Brief, sah nach der Unterschrift und gab der Gräfin einen Wink. Du brauchst nicht auf uns zu warten, meine Tochter, sagte die letztere, im Fall du etwa deine Blumen zu besorgen wünschest. Agathe dachte: ein Geschäftsbrief! stand

auf, empfahl sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung und entfernte sich.

Da ist nun der Freiersbrief, sagte der Graf, als er mit der Gräfin allein war. Ein so offener, tiefgefühlter, treuherziger Brief, wie der von Moritz war, konnte keine andere als eine gute Wirkung haben, und er hatte eine um so bessere, als Moritz den demüthig überehrerbietigen Stil der Zeit, dem sein Geschmack bereits entwachsen war, absichtlich aus weltlicher Klugheit festgehalten hatte. Beide Aeltern lasen den Brief mit Rührung und kamen überein, daß sie, was Moritz' Person anbelangt, keinen liebern Eidam wünschen würden. Agathe ward zu ihren Aeltern zurückgerufen.

Gerade so, wie sie jetzt vor ihnen stand, hatte sie noch vor vier bis fünf Tagen vor Vater und Mutter gestanden, als man nach ihr schickte, ihr den Heirathsantrag des Grafen von Nostitz mitzutheilen, nur daß man damals schon vorher entschieden hatte, während jetzt die Annahme oder Ablehnung ihr selbst überlassen bleiben sollte.

Der Graf, den Brief in der Hand, fing lächelnd an: Mein Kind, ich sollte es fast incommode finden,

der Vater einer mannbaren Tochter zu sein. Vor ein paar Tagen einen Freier abgewiesen, und schon meldet sich wieder ein anderer. Was meinst du? hättest du wol Lust dich zu verheirathen?

Gnädiger Papa, antwortete Agathe, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen: Ich wiederhole, was ich Ihnen noch vor wenigen Tagen gesagt, ich habe noch nicht die mindeste Lust zum Heirathen.

Die Sache war dann eine sehr verschiedene, sagte die Gräfin. Der Graf Rostitz ist ein gottloser, lasterhafter Anakssohn, mit dem eine mariage einzugehen wir nie unserer Tochter erlaubt haben würden, selbst wenn sie, wovon bei einem ehrbaren Fräulein, wie du bist, mein Kind, nicht die Rede sein kann, eine Passion für ihn gehabt hätte. Aber diesmal ist es ein christlicher Cavalier, der sich um dich bewirbt, in der Furcht Gottes erzogen, und bei dem du weder an Leib noch an Seele verderben wirst.

Und überdem, fügte der Graf hinzu, wird er von seinem Monarchen empfohlen, was auch nicht zu verachten ist.

Mein theuerster Papa, erwiderte Agathe mit einiger

Aengstlichkeit, als sie ihre Aeltern so günstig für den neuen Freier gestimmt sah, meine liebste Frau Mama! verschonen Sie mich mit diesem Antrage. Ich wünsche noch ledig zu bleiben. Ich wüßte nicht warum ich Sie verlassen sollte, für einen fremden und wenn auch noch so vortrefflichen Mann. Ich bin ja glücklich bei Ihnen, warum soll ich denn schon heirathen. Sie würden mich doch auch wol ein wenig vermissen.

Freilich wohl, aber wir denken nur an dein Glück, meine Tochter, sagte die Gräfin, und finden das unsere in dem deinen. Auch weißt du, Heirathen ist des Weibes Bestimmung.

Auch so frühes Heirathen, gnädige Mama? Glauben Sie mir, ich bin noch viel zu jung und zu unwissend zum Heirathen.

Du bist kein Kind mehr.

Aber ich fühle mich so wohl bei Ihnen.

So ging es eine Weile fort, bis der Graf endlich sagte:

Gut, so will ich dem Baron von Hohenhorst die nämliche Antwort wie dem Grafen von Nostitz geben: Du seiest noch zu ...

Agathe stand sprachlos: Wie, flüsterte sie endlich, ist dieser Brief von Baron Hohenhorst?

Der Graf machte plötzlich ein komisch-pfiffiges Gesicht. Nun? fragte er.

Agathe schwieg. Ihre Wangen brannten. Ihr schlanker Körper bebte. Aber nach einer Pause sagte sie mit fester Stimme:

Entscheiden Sie, wie Sie wollen, gnädiger Papa, aber das Eine erlauben Sie mir zu sagen, daß ich nie, nie im Leben einem andern Manne meine Hand geben werde.

Der Graf sah die Gräfin an, und als er die höchst erstaunte Miene sah, mit der diese ihre Tochter anblickte, die plötzlich wie umgewandelt schien, brach er in ein so unauslöschliches Gelächter aus, daß seine Corpulenz ihm dabei fast noch fühlbarer ward als beim Beten. Die Gräfin sah ihn etwas misfällig an: allein Agathe sprang plötzlich an seinen Hals, verbarg erst das verschämte Gesicht an seiner Brust, dann fing sie an ihn zu küssen und liebzukosen und flüsterte: Liebster, theuerster Papa! Sie wissen, was ich meine!

Dann lief sie zur Mutter, kniete vor ihr nieder,

bedeckte ihre Hände mit Küssen und fragte schmeichelnd, als sie die ernste Miene derselben sah: Liebe, beste, gnädige Mama, haben Sie nicht selbst gesagt, er sei einer der besten jungen Männer, die Ihnen noch vorgekommen seien? und haben Sie nicht einmal gesagt, Sie liebten ihn wie Ihren Sohn?

So ist's, mein Kind, erwiderte die Gräfin lächelnd, aber, setzte sie mit einigem Mistrauen hinzu, sage mir, durch wen war es dir denn bereits communicirt, daß der Baron von Hohenhorst dich zur Frau begehre?

O gnädige Mama, antwortete sie mit vollkommener Naivetät, er hat es mir ja selbst gesagt. — O! seien Sie nicht ungehalten, liebe gnädige Mama, es war erst am Tage vor seiner Abreise. Und er fragte mich, setzte sie tieferröthend hinzu, ob er sich bei Ihnen um mich bewerben dürfe, und ich sagte Ja.

Hier schüttelte sich der Graf von Neuem. Es war offenbar, daß ihn der kleine Triumph über seine Gattin in die beste Laune setzte. Die Gräfin war zu gut und liebenswürdig, um ihm denselben lange zu misgönnen, und ertrug seine kleinen Neckereien lächelnd und ohne irgend Empfindlichkeit zu zeigen. Auch konnte es nicht

fehlen, daß das Glück, das aus ihrer Tochter schönen Augen strahlte, auch auf die liebende Mutter einen Widerschein warf.

Theurer Gemahl, sagte die Gräfin nach einer Pause, theures Kind! lasset uns diese wichtige Sache nicht übereilen. Soweit menschlicher Verstand hinreichend ist, scheinet die Partie convenable. Der Hauptmann von Hohenborst ist ein christlich gesinnter junger Mann: er ist von guter Familie; seine Sitten lassen nichts zu wünschen übrig; er hat als Kriegsmann sich einen guten Namen und den Beifall seines Königs erworben; endlich, was von großem Gewicht in der Wagschale ist, unsere Tochter hat, wie es scheinet, das Vertrauen zu ihm, daß er, mit Hülfe Gottes, sie glücklich machen werde. Aber es würde mir, und gewiß auch Ihnen, Verehrtester, Male im Gewissen zurücklassen, wenn wir in einer affaire von solcher Wichtigkeit allein nach unserm eigenen Dafürhalten entschieden. Denn Sie wissen, „dieser Welt Weisheit ist Thorheit bei Gott". Lassen Sie das heilige Wort des Herrn selbst darüber entscheiden, welche Antwort wir dem jungen Manne zu geben haben.

Der Graf sah Agathen etwas besorgt an. Da er aber sein schönes Töchterchen ziemlich ruhig dastehen sah, voll Vertrauen, daß der liebe Gott für sie und ihre unschuldige Liebe, durch welche sie sich ihm nur näher fühlte, entscheiden würde, wuchs auch ihm der Muth und er erklärte sich mit der Gräfin einverstanden.

Agathe holte nun die stets bereite große Familienbibel herbei, die vorzugsweise zu solchen Orakelsprüchen gebraucht wurde. Als sie sie auf den Tisch vor ihrem Vater hinlegte, zitterte sie doch ein wenig. Ohne sich selbst recht bewußt zu sein warum, wählte sie den Vater vor der Mutter, ob sie nun ihn als entschiedener auf ihrer Seite stehend betrachtete, oder ob die Mutter sie daran gewöhnt hatte, ihm in allen äußerlichen Dingen den Vorrang zu geben.

Der Graf sprach ein kurzes, leises Gebet aus und steckte dann, mit einiger nervösen Hast, den linken Daumen zwischen die Blätter. Er schlug auf Jeremia Kap. 13, V. 16:

„Gebet dem Herrn, Eurem Gott, die Ehre, ehe denn es finster werde, und ehe Eure Füße sich an

den dunkeln Bergen ſtießen; daß Ihr des Lichtes wartet, ſo Er es doch gar finſter und dunkel machen wird."

Der Graf ſah verlegen aus und ſuchte die Augen ſeiner Frau, die lange auf dem Boden ruhten. Aber als ſie ſie aufſchlug drückte ſich freudiger Dank darin aus.

Geprieſen ſei der Herr! ſagte ſie zu ihrem Gemahl und zu der etwas beſtürzten Agathe. Hätte der Herr auf unſere demüthige Anfrage eine ſchönere Antwort geben können? Nur müſſen wir armen Erdenwürmer nicht wähnen, Er ſolle alles nach unſerer menſchlichen Weisheit einrichten, denn hat nicht, wie uns Paulus lehrt, Gott die Weisheit dieſer Welt zur Thorheit gemacht? So haben wir dieſen ſchönen Spruch auch nicht für eine Antwort zu nehmen auf die Frage, ob wir unſer Kind dem Herrn Hauptmann geben ſollen; ſondern der höchſte Herr giebet uns durch denſelbigen zu erkennen, daß wir den rechten Weg gewählet, als wir uns für die Entſcheidung durch die Heilige Schrift beſtimmten. Gebet dem Herrn die Ehre! ſo thun wir Herr, dein gläubiger Knecht und deine demüthigen

Mann... lasset uns, meine Lieben in Jesu, nach Seinem Worte thun und sorglich des Lichtes warten, wenn Er uns an die dunkeln Berge führen und es finster und dunkel machen wird.

Nun aber, meine Theuren, fuhr sie fort, als beide ihrer Zuhörer andächtig schwiegen, lasset uns die entscheidende Frage thun!

Sie setzte sich an den Tisch, ihrem Gemahl gegenüber. Die Bibel ward vor sie hingeschoben. Agathens Herz klopfte. Die Mutter hielt den rechten Daumen zwischen den Blättern, während sie leise betete.

Jetzt schlug sie das Buch auf und las:

„Das ist's, das der Herr gebeut den Töchtern Zelaphehad, und spricht: Laß sie freien, wie es ihnen gefället, allein daß sie freien unter dem Geschlecht des Stammes ihres Vaters."

Der Herr hat entschieden, sagte sie gerührt. Agathe lag in ihren Armen.

Was ist aber das mit dem Geschlecht des Stammes ihres Vaters? fragte der Graf etwas zögernd.

Dies, erklärte die Gräfin, geht nur das Volk Israel an, das vom Gesetze ist, dessen Bande der

Heilande der Welt geſprengt hat. Vielleicht aber bedeutet es für die Sproſſen des chriſtlichen Adels das geſammte Geſchlecht des ganzen chriſtlichen Adelſtammes.

Siebentes Kapitel.

Ein Donnerschlag.

Wie nun nach dem Lager geschickt ward und der Herr Baron von Hohenhorst gehorsamst ersucht ward, sich persönlich nach Schloß Wildeneck zu bemühen, wie der Glückliche dorthin eilte, wie er das feierliche Jawort der Aeltern erhielt, und wie den beiden Liebenden die Erlaubniß ertheilt ward, vor den Augen der Aeltern einander zu küssen, und wie sie gehorchten, wie der Bräutigam sich nach dem Augenblick des Alleinseins mit der Geliebten sehnte und diese nichts dawider hatte, als dieser Augenblick endlich kam — alles das braucht nicht weiter erzählt zu werden, weil jeder schon Aehnliches entweder an sich oder an seinen Bekannten erlebt hat, nur mit dem Unterschiede freilich, daß vor hundert und

zwanzig Jahren ein solches Familiengemälde für unser verwöhntes Auge ein etwas altmodisches, ja verblaßtes Colorit hat. Merkwürdig ist es aber doch, daß unsere Maler für ihre häuslichen Scenen aus der vornehmen Welt vorzugsweise die stattlichere Tracht und den pittoreskern Charakter unserer Urältern wählen, statt den knapparangepaßten Schnitt unserer Aeltern, durch den diese sich der Natur zu nähern glaubten, oder die Modekleidung unserer eigenen Tage, welche die Widersprüche der verschiedenen Perioden der Vorzeit in sich zu vereinigen oder gar den unschönsten Theil derselben wieder zurückzurufen sucht. Und sollte nicht der Seelenmaler zuweilen in einem ähnlichen Falle sein. Sollte er nicht mehr Anziehendes darin finden, die versteckten, durch äußere Sitte halb verschleierten Empfindungen zu zeichnen, die nicht zum offenen Bewußtsein gekommenen Herzenszüge tieffühlender, aber äußerlich durch den Zwang ceremoniellen Anstandes gehaltener Menschen psychologisch zu zergliedern, als die ohne Scheu ausgesprochenen Leidenschaften, die unverdeckten Herzensenthüllungen, zu denen die größere Sitten- und Denkfreiheit unserer Tage beide Geschlechter berechtigt?

Nach einigen Tagen fand die feierliche Verlobung der Liebenden statt. Die Verlobung war vor hundert Jahren und noch lange nachher ein fast ebenso förmlicher und bindender Act als die kirchliche Trauung. Sie ward, wie diese, meist vor Zeugen vollzogen, nur daß die Freudenfeier der Hochzeit fehlte, die übrigens bei pietistischen Familien durch die Verbannung von Tanz und Musik auch bereits ihren ursprünglichen lauten Charakter schon zur Hälfte eingebüßt hatte. Die Kriegszeit machte natürlich die „Stillen im Lande", wenn sie in Schlesien auch Gott für ihre Befreiung dankten, nur noch stiller. Es wurden demnach, da die Grafen von Promnitz zu Sorau wie zu Halbau abwesend waren, die Verwandten der Gräfin aber zu weit wohnten, blos der Prediger des Ortes und der Oberst des Regimentes, zu dem Moritz jetzt gehörte, als Zeugen eingeladen, und der Act ward in all der langweiligen Förmlichkeit vollzogen, welche die Zeit erheischte.

Das Nämliche kann von der Hochzeit gesagt werden, die sechs Wochen darauf erfolgte, nur daß dazu die Verwandten von fern und nahe; und sogar der mütterliche Oheim Moritz', der Hofmarschall von Kaiserling,

ſein einziger naher Verwandter, eingeladen ward. Keiner hatte zur Zeit der Verlobung an die Möglichkeit einer ſo baldigen Hochzeit gedacht. Allein ſie ward durch die Umſtände beſchleunigt. Moritz wohnte im Lager, beſuchte aber täglich das Schloß, ohne dadurch der Geliebten bedeutend näher zu kommen. Denn er ſah ſie nur ſelten allein, und es war nicht zu verkennen und nun, da ihr die Augen geöffnet waren, beſonders der Gräfin ſehr bemerklich, daß beide jungen Leute in großer Spannung lebten. Sie ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie ihre Tochter beobachtete, und konnte ſich nicht verhehlen, daß dieſer Zuſtand der ſtillen Beſchaulichkeit ihres innern Lebens, und das Verhältniß zum irdiſchen Bräutigam dem zum himmliſchen wenig förderlich ſein könne. Sie kam daher ſelbſt auf den Gedanken, ob es nicht beſſer ſei, die Hochzeit zu beſchleunigen, und ſtatt ſie, wie der anfängliche Plan war, bis nach dem Friedensſchluß aufzuſchieben, die jungen Leute ohne Aufſchub zu verheirathen, im Fall des Königs Erlaubniß zu erlangen war. Moritz, meinte die Gräfin, könne dann bei ihnen auf dem Schloſſe wohnen; die intimité werde die jungen Herzen beruhigen. Die Tochter werde den Aeltern auf

dieſe Weiſe eben ſo lange erhalten, als wenn ſie noch ledig bleibe. Sollte aber Moritz Marſchordre bekommen und in einer bataille verwundet werden, ſo habe Agathe als ſeine angetraute Gattin ein beſſeres Recht zu ihm zu reiſen und ſeiner zu warten.

Der Graf gab ihr Recht; und die Erlaubniß des Königs ward erlangt, indem ſein ausgeſprochener Wunſch, den Grafen für ſein „obligeantes Betragen“ wieder zu obligiren, benutzt ward, ſie auszuwirken. Daß die Liebenden nichts dagegen einzuwenden hatten, verſteht ſich von ſelbſt.

Moritz zog nun auf das Schloß. Er mußte ſchon mit dem frühen Morgen im Lager ſein und konnte erſt am Abend heimkehren. Allein eben dieſe Abendſtunden allein mit Agathen, da die ehrwürdigen Aeltern ſich immer ſchon um halb neun Uhr oder noch früher zurückzogen, wurden ihnen eine Quelle unbeſchreiblicher Glückſeligkeit. Agathens Verſtand war unentwickelt. Die Feſſeln einer geiſttödtenden Erziehung konnten nicht in einem Tage abgeſtreift werden, aber die Glieder der Kette dehnten ſich elaſtiſch aus unter Moritz' ſchonenden Händen. Wie er ſie die Liebe gelehrt hatte, ſo lehrte

er ſie nun auch denken. Sie war ſein Geſchöpf. Er war unausſprechlich glücklich, und doch nicht glücklicher als ſie.

Moritz hatte ſeine Braut durch den gerichtlichen Ehecontract zur Mitinhaberin ſeines ſämmtlichen, freilich nur ſehr geringen Vermögens eingeſetzt: der Graf ſich dafür anheiſchig gemacht, ihr außer einer reichlichen Ausſtattung ein Jahrgeld von 1500 Reichsthalern zu zahlen, welches Jahrgeld mit der wachſenden Familie erhöht werden ſollte. Moritz' kleines Kapital und ſein Hauptmannsgehalt zuſammen, brachten ihm ungefähr eben ſo viel Einkommen. Mit dreitauſend Thalern jährlicher Einkünfte ließ ſich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Berlin, wo ſein Regiment in Garniſon lag, ganz ſtandesmäßig leben.

Moritz dachte mit innerer Freude daran, wie er dort die Winterzeit mit der geliebten jungen Gattin zubringen wollte, fern von der großen Welt, in einem kleinen geſelligen Kreiſe Gebildeter, die damals beſonders unter den Nachkommen der eingewanderten Hugenottenfamilien zu finden waren, in denen ſich franzöſiſches und deutſches Blut ſchon anfing zu miſchen. Den Sommer, ſo war

im Ehecontract ausgemacht, sollte Agathe regelmäßig, bis ihre Familie zu groß werde, bei ihren Aeltern zubringen. Und auch daran dachte er ohne Unzufriedenheit. Denn das ehrwürdige Paar war ihm lieb und theuer geworden, wenn er auch in den Unterhaltungen mit seinem Schwiegervater häufig das Gähnen unterdrücken mußte, und er bei der Schwiegermutter langen Reden oft wünschte, es möchte der guten bibelfesten Dame doch der Spruch Salomonis einfallen, daß „viel Predigen den Leib müde macht".

Der Gang der öffentlichen Begebenheiten hatte unterdessen auch eine Wendung genommen, die eigen von einer gütigen Versehung zur Erhöhung des Glücks der Liebenden angeordnet schien. Der kleine Krieg, durch den Schlesien während des Sommers und Herbstes von dem Eroberer behauptet ward, nahm die Truppen, die in der Grafschaft Glogau stationirt waren, nicht in Anspruch, da kein Feind dort sich zeigte. Moritz hatte zu viel Vertrauen in den kriegerischen Sinn seines Monarchen, um nicht die Hoffnung zu nähren, daß ihm später noch die Gelegenheit kommen werde, neue Lorbeern zu erwerben, und genoß mit vollem Herzen seines

friedlichen Glücks. Nach der Schlacht bei Mollwitz hatten Frankreich und England Gesandte zu Friedrich in das Lager geschickt, und der britische Minister Lord Hyndford war eben bemüht, einen Vergleich zu Stande zu bringen und die junge, in ihrem Stolze auf das tiefste gekränkte Königin zu den notwendigen Opfern zu bestimmen. Nach der geheimen Zusammenkunft zu Groß-Schnellendorf schien demnach der Friede nahe, und die Familie auf Wilkeneck konnte sich den schönsten Hoffnungen überlassen.

Aber was jeder denkende Mensch tausendmal an sich und seinen Umgebungen, im Kleinen wie im Großen erfahren, daß „des Herrn Gedanken nicht unsere Gedanken, Seine Wege nicht unsere Wege sind", das sollte nun in überwältigender Kraft an diesen Glücklichen zur Wahrheit werden.

Es war an einem schönen Morgen in der letzten Hälfte des Octobers — die Liebenden waren etwas über zwei Monate vermählt — als Moritz sich bereit machte, wie er pflegte, um nach dem Lager zu gehen. Die letzten Augenblicke waren gewöhnlich im eigenen Zimmer des jungen Paares einem zärtlichen Abschiede

gewidmet. Die Liebkosungen, die kein neugieriges Auge zum Zeugen haben sollten, hätten für einen Monat dienen können. Dann hing sich Agathe an den Arm des Gatten und begleitete ihn die Treppe hinunter durch den Schloßgarten bis an die äußere Pforte. Dann noch ein flüchtiger Kuß und erneuter Händedruck. Er eilte den Hügel hinab. Sie blieb in der Gartenthür stehen, solange sie ihn sehen konnte, und ging dann langsam durch die grünen Wände zurück nach ihrem Blumenbeete oder nach ihren sonstigen Beschäftigungen, an ihn nur denkend, und Gott für ihr Glück preisend. Die Schule war seit ihrer Heirath aufgegeben und eine Lehrerin dabei angestellt.

Heute war Agathe beim Abschiede in ihrem Gemach besonders weich und zärtlich gestimmt. Sie hing an seinem Halse. Es war als hätte sie etwas auf dem Herzen. Da eine gewisse Scheu vor seiner geistigen Superiorität dem lieben Wesen noch immer von Zeit zu Zeit die natürliche Unbefangenheit raubte, so achtete er nicht viel darauf, sondern verdoppelte nur seine Liebkosungen. Sie war still, als sie an seinem Arme durch den Garten ging. Ich will es ihm heute Abend

ſagen, dachte ſie bei ſich. Sie hatte ihm ein ſüßes Geheimniß zu entdecken, das ihre Mutter bereits ihr abgefragt hatte. Heute Abend will ich's ihm ſagen, wenn ich auf ſeinem Schooſe ſitze, den der theure Mann meinen Thron nennt. — Wie unbeſchreiblich ſelig machte ſie der Gedanke! Der Abend ſollte nie kommen. Die Unglückliche ſollte ihn nicht wiederſehen!

Welcher furchtbare Donnerſchlag aus anſcheinend heiterm, wolkenloſem Himmel die Familie auf Wildeneck traf, haben wir bereits aus Moritz' Briefe geſehen. Gegen Mittag, als man ſich eben zu Tiſch ſetzen wollte, trat Kerkow bleich und mit verſtörter Miene in das Speiſezimmer und erſuchte den gnädigen Herrn Grafen ſich herauszubemühen. Ein Bote war athemlos aus dem Dorfe nach dem Schloſſe gekommen, mit der wie Lauffeuer ſich verbreitenden und mit jeder Wiederholung wachſenden Nachricht: „der Hauptmann von Hohenhorſt habe den Major Roſitz erſtochen und ſei im Gefängniß". Der erſchrockene Graf fand, als noch andere Dorfleute herankamen, die weſentlich dieſelbe und doch auch wieder verſchiedene Kunde brachten, durch Hin- und Herfragen wol ſo viel aus, daß die ſchlimme

Sache minder schlimm sei, als sie zuerst verkündigt war. Aber Eins war gewiß: Blut war geflossen und sein Schwiegersohn war arretirt. Er befahl anzuspannen und ging wieder zu den Damen. Er wollte gleichgültig bitten, nur ruhig das Mittagessen einzunehmen, ein Geschäft führe ihn ins Lager. Allein er war wenig gewohnt sich zu verstellen, und Mutter und Tochter sahen leicht, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müßte.

Ein paar dringende Fragen, und alles war heraus. Der Graf fuhr nach dem Lager, sah Moritz' Freunde und Gegner, sprach auch den Regimentschef; nur zu ihm selbst ward ihm der Zutritt verweigert. Aus einigen abweichenden Darstellungen konnte er ungefähr den wahren Stand der Sache abnehmen. Der Major war durch die linke Schulter gestochen, und die ungeheuere Wuth, in der er sich befand, drohte die Wunde gefährlicher zu machen. Er tobte und fluchte und wollte kaum den Verband dulden, blos, wie die jüngern Offiziere, die ohne Ausnahme auf Moritz' Seite waren, behaupteten, um die Schuld des Gefangenen durch die bedenklichen Folgen noch größer zu machen.

Viele wußten, daß der Major ſich früher um die junge Gräfin beworben hatte, und wie er ſich dafür und für andere Bevorzugung durch heimliche Kränkungen an dem Glücklichen gerächt habe. Außerdem war ſeine jähzornige, bösartige Geſinnung und ſeine Roheit weder den jüngern noch den Stabsoffizieren ein Geheimniß. Kein Wunder daher, daß der Graf die Stimmung für Moritz ſehr günſtig fand, trotzdem daß über die unvermeidlichen Folgen ſeines Vergehens große Beſtürzung herrſchte.

Eine Ehrenſache, murmelte der Graf für ſich, als er wieder im Wagen ſaß, hätte anders abgemacht werden ſollen. Aber wenn der gottloſe Wicht, wie alle ſeine Kameraden ja bezeugen, ihm die Satisfaction aus Malice verweigert hat, was blieb dem armen Jungen als Cavalier übrig, als die Memme ins Geſicht zu ſchlagen? Freilich fiel ihm wol ein wie anders ſeine Gattin die Sache anſehen werde und wie die Cavaliergeſetze denen des Erlöſers ſo ſchnurſtracks entgegenliefen. Allein darüber mit ſich ins Reine zu kommen hatte er, wie viele andere fromme Cavaliere, längſt aufgegeben und bei allem niederdrückenden Bewußtſein

der Sündenschuld des ganzen Menschengeschlechts, immer an den blutigsten Ehrengesetzen des Adels festgehalten.

Sehr niedergeschlagen kam er nach Hause und fand Mutter und Tochter in tiefster Trauer, die letztere in namenloser Angst, die erstere in aller Fassung einer vollkommen gottergebenen Seele.

O, rief sie, wie wahr saget der Prediger Salomo: „Sei nicht schnellen Gemüthes zu zürnen, denn Zorn ruhet im Herzen eines Thoren!" Aber fern sei es mir einen Stein aufzuheben! Wir alle, wir alle haben gesündigt! wir waren zu glückselig in fleischlicher Glückseligkeit und haben in eiteln Plänen und irdischen Hoffnungen des Herrn vergessen. Er ist ein eifersüchtiger Gott! O! meine Theuern, lasset uns den süßen Mittler anflehen, daß er uns lehre, wie des Herrn Zorn zu sühnen! Lasset uns beten!

Aber sie war willig nicht blos zu beten. Der Graf hatte gehört, daß Moritz morgen mit dem Frühesten nach der Festung geschickt werden sollte, dort das Urtheil des Kriegsgerichts abzuwarten. Sie versprach ihrer Tochter morgen mit ihr im Wagen seiner auf der Landstraße zu warten, um ihn auf jeden Fall dort wieder-

zuſehen und dem Unglücklichen liebenden Troſt zuzuſprechen für den Fall, daß der Zutritt zu dem Gefangenen in der Feſtung, vor dem Ausſpruch des Urtheils, ihnen nicht geſtattet ſein ſollte.

Agathe dachte nicht auf das Entfernteſte daran, daß dieſer Urtheilsſpruch anders lauten könnte als auf Feſtungsſtrafe, und hoffte dabei noch im innerſten Herzen auf die Gnade des Königs. Der Graf und die Gräfin aber wußten nur zu gut, daß der Tod auf Moritz' Vergehen ſtand; aber ſie hatten nicht den Muth es der geliebten Tochter zu ſagen. Auch ſie fanden indeſſen großen Troſt in der Hoffnung auf die königliche Gnade.

So ging unter Weinen, Beten, Hoffen und Fürchten der Tag und die Nacht hin, und der frühe Morgen ſollte eine neue erſchütternde Botſchaft bringen. Der geliebte Verbrecher war entflohen! Der Graf brach zuerſt in großen Zorn aus und kaum konnte ihn ſeine Gemahlin mit milden Worten, verſtändigen Vorſtellungen und einer Flut von Bibelſprüchen, durch welche ſie endlich die aufflackernde Flamme löſchte, beſänftigen.

Denn die Gräfin ſah dieſen Schritt anders an, und während Agathe auf den Knien dem Heiland dankte

und ihn anflehte, den theuern Flüchtling in seinen allmächtigen Schutz zu nehmen, sann sie auf tausend gottgefällige Beispiele, ihren Schwiegersohn zu rechtfertigen.

Floh nicht auch David vor seinem Verfolger? fragte sie. Und Mose vor der Uebermacht, als er den Aegypter erschlagen hatte? Und es ist Ihnen wol bekannt, mein Schatz, ein Engel des Herrn öffnete selber den eingekerkerten Jüngern die Thür des Gefängnisses. Doch ich weiß es wohl, daß der Herr das sündige Menschengeschlecht nicht mehr der Wunder würdiget. Aber wenn der Apostel Paulus dem Landpfleger entfliehen durfte, indem er in einem Korbe an der Mauer niedergelassen ward, warum sollte unser Eidam, der ja nur das Schwert zu seiner Vertheidigung aufgehoben hatte, nicht auf ähnliche Manier sich haben retten dürfen? Nur daß, en effet, seine Rettung wahrhaft als ein Wunder Gottes erscheinet, da kein menschlicher Verstand ausfinden kann, durch welche Mittel er entflohen ist. Weder Thür noch Fenster ist geöffnet worden! wäre es erlaubt hier an eine unmittelbare göttliche Mitwirkung zu glauben, so dürften wir hoffen, daß er auserwählet

ſei noch einmal ein ſonderbares Werkzeug des Herrn zu werden!

Der Graf ließ ſich beruhigen und dankte am Ende Gott ſo inbrünſtig als irgend einer, daß der arme Junge gerettet war, als das Kriegsgericht ſein furchtbares Urtheil ausſprach und nicht Feſtungsſtrafe, ſondern Tod über den Unglücklichen ausgeſprochen ward, der Hand und Schwert wider ſeinen Obern erhoben hatte. Die ſämmtlichen Offiziere von Moritz' Regiment hatten gleich nach der That beſchloſſen, zugleich mit der unvermeidlichen Verurtheilung derſelben ein dringendes Gnadengeſuch für den Thäter dem Könige einzureichen. Allein wegen der Flucht, die große Beſtürzung im Lager erregte, unterblieb dieſer Schritt. Vielmehr mußte man ſich ſelbſt auf einen ſcharfen Verweis gefaßt machen.

Die tiefbetrübte Familie auf Wildeneck traf Schlag auf Schlag. Der König war im höchſten Zorne über ein Vergehen zu einer Zeit, wo nach ſeiner Anſicht alle Privatleidenſchaften in ſeiner eigenen bedeutendern Angelegenheit untergehen ſollten. Doppelt gereizt durch den Umſtand, daß er den Verbrecher noch eben mit

Gnaden und ganz ausnahmsweisen Vergünstigungen überhäuft hatte, fügte er dem Todesurtheil, „weil der Schuldige sich demselben durch schimpfliche Flucht entzogen", noch vorherige infame Cassation und Adelsberaubung bei, und keiner Verwendung von Moritz' fürstlichem Gönner, Leopold von Dessau, keiner der demüthigen Bittschriften der sämmtlichen reichsgräflich Promnitz'schen Familie gelang es, seinen harten Spruch zu mildern.

In unserm Grafen erzeugte namentlich die Adelsberaubung eine gewisse Erbitterung gegen die preußische Herrschaft. Sein reichsgräflicher Stolz war von neuem erwacht. Er erkannte des Königs Recht, das höchstens dem Kaiser zustand, so wenig an als Moritz. Die gute Gräfin dachte wie er; sonst erhöhte nur jede Steigerung von Moritz' Unglück ihr liebendes Mitleid mit ihm und womöglich ihre Zärtlichkeit für ihre Tochter. Agathe selbst war wie betäubt. Sie kannte kaum Schmerzlicheres an ihm erleben, als sie schon erlebt hatte: ihre Trennung von ihm. Wenn ich nur erst von ihm hörte! seufzte sie. Wenn ich nur erst wüßte, daß er sicher ist! Das Schreiben von Kalisch war ihr nie zugekommen; und die Retter des jungen Mannes

hatten aus Furcht vor Entdeckung es für das Beſte gehalten, ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten.

Dem Major Noſtitz ſollte die ſtrenge Beſtrafung ſeines ſo bösartig gereizten Gegners auf keine Weiſe zu Gute kommen. Nachdem er von ſeiner Wunde geheilt war, worüber beträchtliche Zeit verfloß, denn ſein Blut war verdorben und ſein leidenſchaftliches Gemüth machte alle Wunden für ihn doppelt gefährlich, zeigte ſich die Stimmung ſeiner Kameraden gegen ihn verachtend und feindſelig. Die Gemäßigten vermieden ihn, alle behandelten ihn kalt und abſtoßend, einige gingen ſo weit, zu erklären, wegen des entehrenden Schlages ins Geſicht, den er bekommen, nicht mehr mit ihm dienen zu wollen. Da er nach dem eigenſinnigen und widerſpruchsvollen Codex der Cavalierehre ſich ſelbſt durch ein paar Duelle nicht rein waſchen konnte, ſo war er endlich genöthigt, den Abſchied zu nehmen, und keiner war unter den Offizieren, der ihn nicht gern gehen ſah, da ſeine rohen und unmäßigen Sitten drohten, das Regiment in übeln Ruf zu bringen. Beſonders war ſein Austritt für die Soldaten ein Freudenfeſt. Er aber ging in wüthendem Grimm und der ſtillen Familie

auf Wildeneck Rache ſchwörend. Nach einiger Zeit hörte man, er ſei in öſterreichiſche Dienſte gegangen und einem in Kroatien ſtehenden Regiment einverleibt worden.

Dieſer Austritt fand erſt einige Zeit ſpäter ſtatt, und ich habe, indem ich deſſen erwähnte, dem Gange der Begebenheiten vorgegriffen. Für Agathen war der Unglückliche ſeit ſeinem Streit mit dem Geliebten ein furchtbares Schreckbild. Es traf ſich, daß ſie ihm einſt, etwa zwei Monate nach Moritz' Flucht, auf einer Spazierfahrt begegnete, die ſie mit ihrer Mutter machte. Die große athletiſche Geſtalt ſtand plötzlich dicht an der Wagenthür, das rohe grimmige Geſicht durch die Krankheit erbleicht und die wilden Augen zornig auf ſie gerichtet. Seitdem ſah ſie ihn oft im Traume, und ſie fuhr mit einem Schreckensſchrei aus dem Schlafe empor und rief: Moritz, mein Moritz, rette mich. Nur die Zeit konnte nach und nach den Eindruck mildern.

Sieben Wochen nach der Trennung von ihrem Geliebten erhielt ſie den Brief, von deſſen freudigem Empfang ich oben erzählt habe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Funfzehn Jahre.

Zweiter Theil.

Funfzehn Jahre.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Talvj.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1868.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Achtes Kapitel. Agathens Reise 1

Neuntes Kapitel. Neue Prüfungen 39

Zehntes Kapitel. Schwüle Zeiten 61

Elftes Kapitel. Eine neue Welt 78

Zwölftes Kapitel. Familienscenen 111

Dreizehntes Kapitel. Aufschluß 146

Vierzehntes Kapitel. Ende 184

Achtes Kapitel.

Agathens Reiſe.

Dieſer Brief nun hatte die trübe Atmoſphäre, die ſeit jenem unglücklichen Octobermorgen auf Schloß Wildeneck geherrſcht hatte, wohlthätig erhellt. Es iſt wahr, alles war dort ſeinen alten Weg fortgegangen, und äußerlich konnte man es höchſtens an den verlängerten Betſtunden der Familie und an der ſtillen, wortloſen Melancholie der jungen Frau merken, daß all ihr irdiſches Glück zerſtört ſei. Die Gräfin war in ihrer innigen Frömmigkeit ſo überzeugt, daß alle Heimſuchungen Gottes auf dieſer Erde dem Chriſten jenſeits zu Gute kommen, und daß mit jedem Riß eines irdiſchen Bandes das himmliſche feſter gezogen wird, daß ſie im Grunde nie glücklicher war als im Unglück.

Der Graf war freilich, wenn auch nicht schwächer im Glauben, doch weniger legisch im Gefühl. Er ärgerte sich über Moritz' heillose Unbesonnenheit; die Thränen traten ihm oft in die Augen, wenn er Agathens bleiche Wangen ansah, und das tägliche Leben, das blos *sie* dem alten Manne erheitert hatte, lag in dumpfer Schwere auf ihm.

Der Brief nun war von großer Wirkung. Er versöhnte ihn vollständig mit seines Eidams Flucht. Er saß stundenlang und blätterte in der Bibel, um Beispiele aufzufinden, seiner Gemahlin zu beweisen, daß sich der Herr immer seiner Gerechten annehme; was sie keineswegs bestritt, nur daß sie es anders verstand. Er sah nicht unbesorgt, daß diese, seitdem sie den armen Flüchtling wieder auf der Bahn des Glücks wußte, geneigt war, sein Vergehen schärfer zu beurtheilen. Sie wies wiederholt auf die Sprüche des weisen Salomo hin, die den Zorn verdammen, und noch dringender auf den Brief an die Epheser, dessen viertes Kapitel sie auswendig wußte. Allein sie hätte kein Mutterherz haben müssen, wenn sie sich nicht an dem hoffnungsvollen Lächeln ihrer von Gott gesegneten

Tochter gefreut hätte, deren ſchöne Augen ſie ſeit Wochen nicht anders als von Thränen dick verſchwollen geſehen hatte.

Ja, gänzlich unſelbſtiſch wie ſie war, kam ſie ſogar zu allererſt auf den Gedanken, daß Mann und Weib, die in des Herrn Namen vereinigt ſeien, nur ſo lange als es durchaus nicht zu ändern ſei, getrennt leben ſollten. Sie ſchlug demnach vor, daß, wenn Agathe erſt mit des milden Heilands Hülfe glücklich entbunden ſei, und der ſchwediſche Krieg mit des Herrn Beiſtand ſiegreich beendet wäre, der Graf, im Fall ſeine etwas geſchwächte Geſundheit es erlaube, ſeine Tochter nach Petersburg in die Arme ihres Gatten führen ſollte. Agathens Herz ſchlug höher und ihre Augen leuchteten, wenn die gute Mutter ſolche Pläne mittheilte.

Wie kurz aber ſollte dieſer hoffnungsvolle Traum ſein! und wie fürchterlich ſollten die Guten daraus aufgeſchreckt werden!

Der Kurier, welcher den Brief an Agathen brachte, war ſchnell gereiſt. Viel langſamer war, wie ſchon oben bemerkt, der gewöhnliche Poſtgang jener Zeit, beſonders nach Orten, die nicht an der großen Poſtſtraße

lagen. Es mochten daher wol über vierzehn Tage vergangen sein, ehe die Zeitung von der abermaligen Revolution in Rußland nach Schlesien drang.

Der Schlag war fürchterlich. Zuerst kam er mit Donner und Blitz, d. h. mit fabelhaften Nachrichten von Mord und Gemetzel. Dann legte die Kunde, daß die neue Kaiserin ein feierliches Gelübde gethan, während ihrer Regierung kein Menschenblut durch Executionen zu vergießen, einigen Balsam auf die Wunde. Elisabeth kokettirte mit der Milde ihres Geschlechts. Es liegt ein gewisser Kitzel der Wollust in einer flüchtigen, sinnlichen Rührung des Mitleids. Sie ließ der gefangenen Regentin sagen: „sie solle sich trösten. Alle Bequemlichkeiten solle sie haben; nur der Thron gebühre ihr nicht.“ Sie ließ der großfürstlichen Familie auch erst die Hoffnung eines bloßen Exils in Deutschland. Bald jedoch fand sie in wankelmüthiger Furcht und schwankender Willkür es sicherer, die auf der Reise begriffenen Gefangenen schon in Riga festzuhalten und ihnen ihren Aufenthalt in der dortigen Citadelle anzuweisen.

Aber von welcher ungeheuern moralischen Verderb-

niß das Bewußtsein der unbeschränkten Gewalt ist, zeigt sich warnend in der Geschichte dieser Kaiserin. Wenn sie als junge, ganz von andern abhängige Prinzessin noch kein schreiendes Vergehen begangen, wenn sie sogar eine gewisse thränenfertige Weichlichkeit gezeigt hatte, eine ängstliche Scheu vor dem Tödten, als dem letzten, unwiderruflichen Schritt, so weckte dagegen die erste Gelegenheit, das Uebel ungestraft begehen zu können, in ihr eine unwiderstehliche Lust dazu; die Freiheit, Grausamkeiten ohne Furcht sie geächt zu sehen, ausüben zu dürfen, die Neigung dafür; so wie ja auch der unbezwingbare Appetit nach Blut im jungen Raubthier erst erwacht, nachdem es Blut hat fließen sehen. Es ist wahr, daß sie die barbarischen Todesstrafen, welche das Gericht der triumphirenden altrussischen Partei über die verabscheuten fremden Eindringlinge verhängte, in eine lebenslängliche Verweisung „ins Elend" milderte; aber so verhärtet war ihr Herz schon durch den zweimonatlichen Genuß einer unumschränkten Gewalt, daß sie die so schmählich Begnadigten sämmtlich auf den Richtplatz führen ließ. Selbst der greise, kranke Ostermann, der dem Reiche dreißig Jahre lang gedient,

mußte das Schaffot besteigen und das zitternde Haupt auf den Block legen, ehe ihr Scherge ihm zurufen durfte: „Gott und die Kaiserin schenken dir das Leben!“

Als die Kunde in Europa erscholl, daß Ostermann, Münnich und Löwenwolde von nun an ihr Leben in der Wüste verschmachten sollten, ward die Regierung dieser Kaiserin mit dem Witzwort gerichtet: „sie habe mit einem Streiche in Ostermann die Weisheit, in Münnich die Tapferkeit und in Löwenwolde die feine Sitte aus ihrem Reiche verbannt.“

Auch gegen ihre unglücklichen Verwandten zeigte sie sich gereizter und grausamer, je mehr sich das Bewußtsein ihrer bemächtigte, daß es nur von ihr abhänge, sie zu zermalmen, und je sicherer sie ward, daß die herzlose Selbstsucht ihrer fürstlichen Vettern in Deutschland die Unglücklichen aufgegeben hatte. Sie ließ sie von Gefängniß zu Gefängniß schleppen, von denen ein jedes sie eine Stufe tiefer hinunterführte, bis ihr endlich eine halbwüste Insel in der Twina, neun Monate des Jahres von Batterien von Eisblöcken eingeschlossen, freudlos und abgeschieden genug schien. Hier starb Anna von Mecklenburg nach fünf Jahren in stumpfer Er-

gebung in ihr Geſchick. Der entartete Sprößling der Guelfen, Anton Ulrich, ging erſt nach dreißig Jahren mehr in faſt thieriſcher Stupidität unter. Den unglücklichen Kaiſerknaben, über dem ſie zuerſt einige empfindſame Thränen vergeſſen, und den ſie in den frühern Jahren ihrer Herrſchaft noch nicht das Herz hatte der älterlichen Pflege zu entziehen, ließ ſie ſpäter planmäßig in Nacht- und Kerkerluft zu einem Blödſinnigen anwachſen. Mit welcher teufliſcher Grauſamkeit aber ſie alles rächte, was Neid und Eiferſucht und verletzte Eitelkeit ſie für perſönliche Beleidigung anſehen ließ, davon gibt die Geſchichte die grauenvollſten Zeugniſſe.

Nur in einzelnen dunkeln Zügen, nur in zerſtreuten, furchtſamen Zeitungsnachrichten, in ſparſamen, unſichern Berichten von rückkehrenden Reiſenden, deren Echo oft kaum verſtändlich und ohne Zuſammenhang aus der Hauptſtadt in die Provinz drang, kam die Kunde von jenen grauſenvollen Begebenheiten nach Schleſien. Nur die Hauptnamen wurden genannt, und auch ſie mit tauſend Widerſprüchen — von den geringern Namen ward höchſtens einer erwähnt, um die ſchauderhafteſten, mindeſtens abenteuerlichſten Nachrichten daran zu knüpfen.

Was war aus Moritz geworden? Und war er glücklich entkommen, würde er nicht geschrieben haben? War er, wie die andern, in die Dienste der neuen Kaiserin übergetreten? Und wenn auch — war er nicht später, als in der Abwesenheit Elisabeth's die Wuth des Russenthums gegen die Deutschen so furchtbar ausbrach, ein Opfer des wilden Grimms der übermüthigen Prätorianer geworden? Monat auf Monat verfloß und keine Kunde von ihm! In welchem Gefängniß schmachtete er? und war er noch unter den Lebenden?

Nun zeigte es sich recht offenbar, daß die gute Gräfin von Promnitz noch etwas anderes könne als beten. Sie war unermüdlich Briefe zu schreiben und ihren Gemahl, soweit seine überhandnehmende Kränklichkeit es verstattete, dazu anzuspornen. Der ganze Einfluß ihrer beiderseitigen Familien, der Reuße und der Promnitze, ward ins Werk gesetzt, um in Petersburg Erkundigungen einzuziehen, während von Braunschweig aus, durch Moritz' Oheim, auf ihren Antrieb ähnliche Schritte geschehen wären, wenn nicht der Tod desselben eben dazwischengetreten wäre. Der preußische, der kaiserliche, der polnisch-sächsische Gesandte sollten

Rath ſchaffen. Aber in Bezug auf Preußen war die Sache beſonders kitzelig. Winterfeld war abgerufen. Der neue Geſandte kannte Moritz nicht perſönlich und wollte mit dem caſſirten, flüchtigen Offizier nichts zu thun haben. Der öſterreichiſche und ſächſiſche Geſandte verſprachen ihr Beſtes zu thun, zogen auch einige Erkundigungen ein, allein niemand hatte den kaum Angekommenen gekannt. Niemand wußte etwas von Moritz. Nichts war über ihn zu erfahren.

Der Hauptgrund war, daß man ſich übervorſichtig und furchtſam erkundigte. Man wußte, Eliſabeth war gegen den Marquis von Botta und den Grafen Lynar, die beide es mit Anna gehalten hatten, ſehr aufgeregt. Beide waren zwar längſt abgerufen und andere Geſandte geſchickt, allein die Zarin hatte doch die innere Ueberzeugung, daß jene im Namen ihrer Regierungen gehandelt, und hegte daher daſſelbe Mistrauen gegen die neuen Repräſentanten derſelben. Unter dieſer Kaiſerin erreichte der zudringliche, anmaßende Einfluß Rußlands auf deutſche Angelegenheiten ſchon faſt ſeine Höhe, und leider begann auch ſchon die niederträchtige Kriecherei der deutſchen Regierungen gegen Rußland.

Die Barbarei der dortigen Zustände wurde in deutschen Zeitungen nur furchtsam berührt, und die Verbrechen des dortigen Despotismus sorglich verschleiert. Die Gesandten mußten auf das Vorsichtigste zu Werke gehen, um, da ihre Herren keine Theilnahme an der unglücklichen abgesetzten Familie zu äußern wagten, nicht durch Interesse an deren Gefolge Anstoß zu geben.

Die einzige Hoffnung, etwas von Moritz zu erfahren, ruhte demnach auf dem Prinzen Ludwig von Braunschweig, den Bruder des Regenten, von dem man wußte, daß er Rußland verlassen werde, sobald er sich, ohne die Kaiserin zu reizen, aus den ihm gelegten Schlingen ziehen könne. Sobald man demnach seine Ankunft in Berlin erfuhr, ward ihm die Sache auf das Dringendste vorgelegt. O! es war ein trauriger Tag auf Wildeneck, als der Brief seines Secretärs ankam, in welchem der Prinz sein inniges Bedauern ausdrückte, der jungen Witwe über den theuern Vermißten nichts Tröstliches sagen zu können, dessen Namen er seit jener schrecklichen Decembernacht nicht wieder gehört habe. Nun ward es erst recht dunkel im Hause Promnitz. Nur daß das Licht des Glaubens

an des Herrn weiſe Fügung ihnen immer heller leuchtete, je mehr die kleinen trüben Flämmchen ihrer auf Menſchen gebauten Hoffnungen eins nach dem andern verloſch.

Ueber ſieben ſchwer durchkämpfte Monate waren ſeit Moritz' Flucht in melancholiſcher Einförmigkeit dahingeſchlichen, als Agathe im Frühling eines geſunden Mädchens genas. Die Großältern hatten gehofft, das Kind würde für die junge Mutter ein Troſt ſein. Aber es war als ſteigere ſich ihre Schwermuth mit jedem Tage. Sie ſah nur die vaterloſe Waiſe in ihm, wenn ſie darum ſie auch mit verdoppelter Zärtlichkeit liebte. Sie hatte darauf beſtanden, die Kleine ſelbſt nähren zu wollen, ein Ding, das damals unter dem hohen Adel unerhört war. Allein ſie hatte Moritz ſagen hören, es ſei die erſte Mutterpflicht, und eine gemiethete Amme eine Unnatur. Denn die Periode war angebrochen, in welcher die aus dem höhern Familienleben verſcheuchte Natur wieder in ihre Rechte eingeſetzt werden ſollte. Jede Erinnerung an Moritz war der jungen Frau heilig; jedes Wort, das er geſprochen, ihr Geſetz.

Auf den Vorschlag der Gräfin erhielt das Kind in der Taufe die schönen Namen: Fides Charitas Speranza. Die Großmutter nannte es Fides. Der Großvater und Agathe Speranza, was sich in französischer Sprache und im Deutschen daraus aufgenommen, als Espérance gar hübsch ausnahm. Die Gräfin aber gab im Laufe der Zeit einigermaßen der Besorgniß Raum, es sei dies Kind zu sehr der Gegenstand ihrer weltlichen Hoffnungen. Man kam daher in dem Namen Charitas überein, und als Charitas wird die Kleine künftig unter den Augen des gütigen Lesers aufwachsen.

Der Krieg, der während des Winters nur lässig geführt worden war, hatte sich unterdessen mehr nach Böhmen und Mähren hingezogen, und ward, als er im Frühling bald lebhafter wieder ausbrach, kurz darauf für Friedrich durch den Sieg bei Czaslau entschieden. Im Juni ward Friede geschlossen, und Schlesien ward, mit Ausnahme eines geringen Theils, eine preußische Provinz.

Agathe hörte diese, ihren sämmtlichen Glaubensgenossen willkommenen Nachrichten mit vollkommener Gleichgültigkeit an. Das preußische Heer war ihr nur

von Bedeutung, ſo lange Moritz dazu gehörte; gegen den König, der ſo hart gegen Moritz geweſen, hatte ſich ihrer ein ſtiller, innerlicher Haß bemächtigt, den die Mutter mit einiger Unruhe in ihrem frommen, ſanften Kinde wahrnahm. Ueberhaupt konnte ſie bemerken, wie Glück und Unglück dieſelbe gleichſam erzogen und ihren Charakter zu einer für ihre Jugend ungewöhnlichen Selbſtändigkeit entwickelten. Sie blieb dieſelbe liebreiche, ehrfurchtsvolle Tochter, die ſie ſeit ihrer Kindheit geweſen. Allein ihre Anſichten nahmen eine andere, individuelle Richtung. Der Samen, den ihr kurzes, vertrautes Zuſammenleben mit Moritz in ihr Inneres gelegt, ſchoß unabhängig zu einer eigenthümlichen Pflanze empor, die, wenn ſie ſchon in erſtem Keimen aus ihren natürlichen Säften Kräfte ſchöpfen mußte, gegen die Stürme des Lebens zu ſtehen, ſich in den ſchweren Prüfungen reiferer Jahre noch vollkommener entwickeln ſollte.

Es war Herbſt geworden, und Charitas, ein blühendes, geſundes, fröhliches Kind, war gerade ſechs Monate alt, als Agathe einſt ihre Mutter mit der Frage überraſchte: „ob ſie wol meine, daß ein geſundes Kind,

wenn es ein halbes Jahr alt sei, ohne Schaden einer andern gesunden Amme übergeben werden oder ohne Gefahr ganz entwöhnt werden könne?"

Die Gräfin war überrascht und wollte wissen, wie ihre Tochter zu dieser Frage komme? worauf Agathe ihr entdeckte, daß sie schon lange den Plan in sich genährt habe und zu dem festen Entschluß gekommen sei, selbst nach Rußland zu gehen, um ihren Gatten aufzusuchen. Sie wolle kein Mittel unversucht lassen, von Moritz zu hören, er lebe nun oder sei ihr zu Gott vorangegangen. Sie wolle einen Fußfall vor der Kaiserin thun und ihr Gewißheit über Moritz' Schicksal und, wenn dies noch in irdischen Händen sei, Gnade für ihn abringen. Sie hätte dies gleich nach ihrer Niederkunft thun wollen, aber die Erinnerung an Moritz habe ihr die Pflicht gegen sein Kind als die vornehmste ihrer Pflichten vorgeschrieben. Nun aber sei der Winter vor der Thür, und sie dürfe ihn nicht verstreichen lassen ohne zu handeln. Nach den Nachrichten, die sie eingezogen, seien die Straßen im Innern von Rußland so schlecht, daß sich im Sommer nur schwierig und langsam reisen lasse, im Winter dagegen liege viel

Schnee, worüber leichte Schlitten ſchnell hinwegflögen. Wer bürge ihr dafür, daß ſie den geliebten Gatten nicht in den Wildniſſen Sibiriens aufzuſuchen hätte? — Und auch durch die Wälder Polens ließe ſich im Sommer, bei den moraſtigen Wegen, ſchwer kommen, es ſei daher nothwendig, daß ſie bald, daß ſie jetzt gehe. Es frage ſich nun, ob es ſicherer für Charitas ſei, ſie einer andern Amme zu übergeben — ſie habe ſorglich die junge wackere wendiſche Bäuerin im Auge behalten, die ihre Mutter ihr früher als Amme zugedacht habe, und deren Kind mit Charitas in gleichem Alter ſei. Oder ob nicht die ſo geſunde Kleine wol reif genug zu anderer Nahrung ſei, und ob ſie ihrer theuern, verehrten Mama wol ſo große Sorge zumuthen dürfe?

Die Gräfin war im höchſten Grade überraſcht, als ihre Tochter mit vollkommener Ruhe und Faſſung ihr dieſen kühnen Plan vollſtändig ausgearbeitet vorlegte. Sie war zu lange gewohnt für das ganze Haus zu denken und zu handeln, um ſich nicht zuerſt etwas verletzt zu fühlen, ihre Tochter, die ſie noch vor kaum einem Jahre als ein bloßes Kind betrachtet hatte, ſo plötzlich geiſtig emancipirt zu ſehen. Dies ſicherlich war

nur menſchlich. Aber die Gräfin war eine zu edle Natur, um dem länger als wenige Augenblicke nachzugeben. Nach einigen Minuten ſtillen Nachdenkens billigte ſie Agathens Plan und ſuchte durch das beliebte „Däumeln" eine Beſtätigung deſſelben durch Gottes Wort zu erlangen, worin ſie auch, wie man ſich denken kann, den beſten Erfolg hatte.

Von größerer Schwierigkeit war es des Grafen Einwilligung zu erhalten, und nur die Klugheit der Gräfin, die ihn genau zu behandeln wußte, konnte nach und nach ſeine Beiſtimmung erlangen. Agathe ſcheute ſich mit ihrem Vater davon zu ſprechen, denn er war weichherziger als die Mutter, und der bloße Gedanke, daß ſeine Tochter ſich den Gefahren einer ſolchen Reiſe ausſetzen könnte, und er ſie obendrein vielleicht ein ganzes Jahr nicht ſehen ſollte, regte ihn auf. Leider machte der Zuſtand ſeiner Geſundheit es ihm unmöglich, ſie zu begleiten. Die Gicht, an welcher er ſchon während einer ſchlimmen Periode ſeiner Jugend gelitten, hatte ihn im Alter mit verdoppelter Gewalt heimgeſucht und war ihm in die Füße gefahren. Er litt heftige Schmerzen und konnte nur mit Hülfe eines

Stockes gehen. An eine Reiſe im Winter war demnach auf keine Weiſe zu denken.

Die Gräfin, immer aufopfernd und gütig, übernahm außer ſeiner Pflege auch die der kleinen Charitas, die ſie, wie ſie ſagte, mit des lieben Heilands Hülfe, d. h. mit Hülfe einer in Namen Jeſu gemietheten tüchtigen Wartfrau ohne weitern Ammendienſt aufzubringen beſchloß. Sie ſah wol wie ſchwer das Kind und der leidende Vater der armen jungen Frau auf dem Herzen lagen, und ihr freudiges Gottvertrauen war es auch hier wieder, das alle aufrecht hielt.

Freilich war eine Reiſe vor hundert und fünfundzwanzig Jahren ein anderes Unternehmen als in unſern Tagen, namentlich die Reiſe einer noch nicht neunzehnjährigen Dame, die noch nie eine Nacht unter einem Dache zugebracht hatte, das nicht auch ihre Mutter deckte. Und nun gar eine Reiſe nach Rußland! Noch tief in unſer jetziges Jahrhundert hinein knüpfte ſich an den Namen Rußland die Idee des Ungeheuern, Fremdartigen, Barbariſchen. Zur Zeit der Tochter Peter's war es für Deutſchland noch in ein grauenvolles Dunkel gehüllt, durch welches nur mit deutlicher Stimme

das ſchauderhafte Echo der viehiſchen Roheiten und Brutalitäten hallte, die der große Zar, ihr Vater, vor einigen zwanzig Jahren als Reiſender hier verübt hatte. Die neueſten Begebenheiten, von denen, wie wir wiſſen, nur Einzelheiten nach den Nachbarländern drangen, hatten den dunkeln Schleier, der über dem ruſſiſchen Koloß hing, wieder mit friſchen Blutflecken gefärbt. Das unbekannte Rußland, wie es ſo ungeheuer ausgedehnt und ſo wüſt und leer auf der Landkarte lag, erſchien grauſenhafter als die Türkei, eben weil man ſo viel weniger von ihm wußte als von dieſer. Ueber die Türkei durfte man ſprechen und in den Zeitungen drucken was man wollte, während von Rußland in den letztern nichts berichtet werden durfte, als was die feige Vorſicht der beſſer unterrichteten Cabinette erlaubte.

Agathe theilte die ganze Unwiſſenheit und alle ſchauderhaften Vorſtellungen ihrer Zeit; aber dieſes Grauen machte ſie keinen Augenblick in ihrem Entſchluß wankend. Auch reiſte ſie nicht, wie Madame Cottins, berühmte Romanheldin, zu Fuße und nur von ihrer rührenden Schönheit unterſtützt. Sie reiſte ſtandesmäßig, mit Kammerfrau und Kammerdiener, im eigenen

Wagen, der mit Postpferden versehen ward, wo es eine Poststraße gab, und mit den gemietheten Pferden der jüdischen Fuhrleute, wo es an dieser fehlte. Kerkow, der treue alte Diener, der wiederholt in dem benachbarten Polen gewesen war und die Sprache dieses Landes verstand, und zur Noth genug Russisch, um sich allenfalls auch in Rußland fortzuhelfen, sorgte für alles. Sie war mit einer großen Brieftasche voll Empfehlungsbriefen versehen, an alle möglichen Gesandten und Großen des Reichs, und was noch wichtiger war, mit einer weiten Börse voller glänzenden Goldstücke und einer Vollmacht, so viel Geld zu ziehen, als sie zur Erreichung ihres Zweckes brauchte. Denn die Frömmigkeit ihrer Aeltern schloß eine schlaue Weltkenntniß keineswegs aus, und sie waren in ihrem Edelmuthe zu jedem Opfer für ihres Kindes Glück bereit. Agathe erreichte demnach Sanct-Petersburg ohne bedeutende Beschwerden, nach menschlichen Schlüssen zu Hoffnungen des Gelingens berechtigt, und ihr junges Herz mit den schönsten erfüllt.

Erst nachdem sie ihr Ziel, die russische Kaiserstadt, erreicht hatte, ging ihre schwerste Prüfung an. Wie wol

ein Wanderer mit geduldigem Muthe einen langen, mühseligen Bergpfad hinangeklommen ist, in der sichern Hoffnung, da oben den rechten Weg zu finden, der ihn weiter führe, die Stelle, von der er die Höhen und Tiefen überschauen könne, über die er noch weg muß, um sein Ziel zu erreichen, und den plötzlich, während der Tag über dem beschwerlichen Klimmen hingegangen, der späte, graue Abend überrascht, daß er da oben nur noch sehen kann, daß ein Abgrund vor ihm liegt, und unten ein unwegsames Sumpfland und rings dicke undurchdringliche Waldung, und den nun das ganze furchtbare Grauen der nächtlichen Einsamkeit anpackt, und die verwirrende Macht der Finsterniß, daß er auf einmal nicht mehr recht weiß, aus welcher Richtung er gekommen und nach welcher er sich zu wenden habe, um den rechten Weg zu finden — gerade so ging es der armen Agathe, als nun plötzlich der Abgrund der großen fremden Welt sie angähnte, und die barbarische Finsterniß roher Leidenschaften und thierischer Begierden, deren Ausdruck sie kaum verstand, sie verwirrte, und der Schlamm moralischer Verderbtheit, der sie rings umgab, ihren reinen Sinn anekelte.

Ueber Moritz' Dasein herrschte in Petersburg wie in Deutschland ein undurchdringliches Dunkel. Kein Mensch wußte von ihm, keiner hatte je seinen Namen gehört. Er war nur ein paar Wochen im Lande gewesen; ohne Bekanntschaften, ohne Verbindungen; vom diplomatischen Personal hatte kaum einer von seiner Existenz gewußt. Der natürlichste Schluß war, ihn im Gefolge des Herzogs Anton zu suchen. Allein das gerade machte die Sache deste bedenklicher. Ueber dem Aufenthalt der unglücklichen Regentenfamilie lag ein dichter Schleier; die Pläne über das Schicksal derselben waren offenbar noch nicht reif im Kopfe der Zarin oder ihrer Minister. Den Schleier lüften zu wollen, schien bedenklich; jede Einmischung konnte die etwaigen Gnadenregungen der beleidigten Autokratin hemmen. Agathe hatte nur Einen dringenden Wunsch: eine Audienz bei Elisabeth selbst zu erhalten. Sie ist ein Weib, dachte sie. Sie muß ein Herz haben. Vor ihr im Staube will ich liegen, ihre Knie will ich umklammern, nicht loslassen will ich, bis sie mir meinen Gatten wiedergibt. Aber keiner ihrer vielen Briefe an Gesandte und Minister führte die arme junge Bittstellerin

um einen Schritt näher an ihr Ziel, und zwar was Erstere anbetrifft, um derselben Ursachen willen, aus denen alle brieflichen Erkundigungen keinen Erfolg gehabt hatten. An den preußischen Gesandten durfte sie nicht wagen sich zu wenden. Die übrigen hielten sie mit Versprechungen hin: sie ward mit höflichen Entschuldigungen, mit leeren Ausflüchten abgewiesen und endlich gar nicht mehr vorgelassen.

Peinigend, wie sie diese Behandlung empfand, was war sie gegen die, welche die schöne junge Frau unter den hohen Beamten der Kaiserin erfuhr! Elisabeth war durch einige rohe Männer, aus den Hefen des Volks, auf den Thron erhoben, und hatte sie dafür mit mehrern der höchsten Würden des Reichs belohnt. Aber auch davon abgesehen — die barbarische Rohheit des russischen Adels, aus dem einige andere Minister von Peter's Tochter stammten, war noch nicht mit der oberflächlichen französischen Cultur übertüncht, die später zu dem grausamen Witzwort berechtigte, welches die Großen dieses noch halb asiatischen Landes als „Affen, gepfropft auf Tiger", bezeichnete. All' ihr Geld reichte nicht aus, die wilden Begierden der Unmenschen zu befriedigen,

mit denen ihr Gesuch sie in Verkehr setzte; voll Abscheu, schaudernd zog sich die Schwerbeleidigte endlich in ein tiefes Dunkel zurück, das Kerkow ihr im Schooße einer wackern deutschen Handwerkerfamilie verschaffte, die unter der Kaiserin Anna eingewandert und ihm von früher her bekannt war.

Ihm, dem guten treuen Diener, verdankte sie es auch, daß sich ihr endlich, nach zwei- bis dreimonatlichem vergeblichem Harren und Kämpfen, eine kleine Hinterthür öffnete, zur Kaiserin zu gelangen. Er hatte durch das Gold, über welches seine junge Herrin ihm freie Hand ließ, Mittel gefunden, eine Kammerfrau der Kaiserin zu gewinnen, und so sah sie sich eines Morgens voll Hoffnung, wenn auch beklommen und zitternd, in einem Garderobezimmer der Zarin postirt, als diese eben aus ihrem Schlafzimmer trat, in der glückseligsten Stimmung, noch glühend im Nachgefühl einer genußreichen Nacht, einen prächtigen Atlaspelz über ihr leichtes Nachtkleid geworfen.

Agathens hohe, schlanke Gestalt, in schwarze Trauerschleier gehüllt, stand dicht an der Thür, die Wangen totenbleich, die Augen dick verschwollen. Sie sank auf

die Knie und griff mit zitternder Hand nach dem Kleide der Zarin. Die Stimme versagte ihr.

Wer ist das? fragte diese fast erschrecken, und die Kammerfrau brach in einige russische Worte aus, deren bittender Ton allein Agathen verständlich war.

Aber es bedurfte nur einen Augenblick, Agathens Muth wieder zu erwecken. Die Miene der Kaiserin war gütig. Wäre Agathe blühend gewesen wie sie, strahlend von Schönheit und Gesundheit, ihre Reize hätten ihren Neid erwecken können, denn sie haßte, was sie selbst überstrahlte, und die Geschichte lehrt, mit welcher furchtbaren Grausamkeit sie ihre beleidigten Reize zu rächen wußte; allein gerade daß die vor ihr Hingeworfene so ganz anders schön war als sie selbst, rührte sie und weckte ihre Theilnahme für das Unglück des jungen Geschöpfes.

Was ist dir, mein armes Kind, fragte sie liebevoll. Was kann ich für dich thun? Laß sehen!

Sie sprach deutsch, dessen sie vollkommen mächtig war. Sie nahm die Bittschrift aus Agathens zitternder Hand, aber diese erkannte instinctmäßig ihren augenblicklichen Vortheil zu gut, um ihre Sache ihrer Schrift

zu überlaſſen. Sie hatte ſie zwar ſo gedrungen als irgend möglich aufgeſetzt, und klug, ohne die Wahrheit zu verletzen, nur ſolche Punkte erwähnt, die auf keine Weiſe Anſtoß geben konnten: daß Moritz nach Rußland gekommen, um in deſſen Heer gegen Schweden zu dienen; daß der Umſtand, daß er ein Braunſchweiger ſei, ihn in die perſönlichen Dienſte des Herzogs Anton geführt, und ein bloßer Zufall veranlaßt habe, daß er in der Decembernacht in deſſen Vorzimmer auf der Wache geweſen und arretirt worden, ſeitdem aber gänzlich verſchwunden ſei. — Aber ſie war ſich bewußt, indem die Zarin ſie mitleidig anſah, dieſen kurzen Brief viel beredter vortragen zu können. Sie miſchte ein, daß ſie nur zwei Monate lang verheirathet geweſen, daß ein unſchuldiges, vaterloſes Kind vereinigt mit ihr flehe, und ihre mühſam verhaltenen Thränen gaben ihren Worten eine unwiderſtehliche Beredſamkeit.

Du ſollſt ihn wiederhaben, armes Kind, ſagte die Kaiſerin mitleidig. Zwei Monate nur? Du ſollſt ihn wiederhaben, und wenn er auch ſchuldiger wäre als du glaubſt. Ich will mit Tſcherkaskoi ſprechen. Geh' du ruhig nach Hauſe.

Allein ein furchtbarer Schrecken kam über Agathen, als sie des Kanzlers Namen hörte. Verzweiflung gab ihr Muth. Sie klammerte sich fest an das Knie der Kaiserin, mit so dringendem Flehen, daß diese endlich halb ungeduldig, halb lachend, Befehl gab, sogleich nach dem Kanzler zu schicken, und die Kammerfrau anwies, die arme Kleine mit in ihr Zimmer zu nehmen und sie dort den Bescheid erwarten zu lassen.

Wir wollen unsere Leser nicht mit einer Beschreibung von Agathens Zustand ermüden. Der Abend war schon beinahe angebrochen, als die gutmüthige Kammerfrau, die sie mit Lobpreisungen und Glückwünschen überschüttete, deren Inhalt Agathe nur errathen konnte, sie noch einmal zur Kaiserin führte.

Diese rief ihr mit gütigem Tone entgegen: Dein Mann ist in Berefoff*) im Gouvernement Tobolsk in Sibirien. Es geht ihm gut. Gott weiß, es thut mir leid, daß so mancher Unschuldige mit zu leiden hat, wenn die Strafe den Schuldigen trifft. Hier, fuhr sie fort, ihr ein Papier zeigend, hier ist seine Begnadigung,

*) Dies f ist wie das französische z auszusprechen.

und morgen soll ein Feldjäger fort und es dem Commandanten von Bereseff überbringen.

Aber Agathens dringendes Flehen siegte noch einmal. Mich selbst, mich selbst, gnädigste Kaiserin, lassen Sie die Ueberbringerin Ihrer Gnade sein, bat sie, die Hand der Kaiserin mit Küssen bedeckend. O, gewähren Sie das Eine noch! O lassen Sie mich auch für dieses Ihnen noch danken! Noch für diese Gunst die Gnade Gottes auf Sie herabflehen!

Was! rief die Kaiserin, du weißt nicht, was du begehrst. Rußland ist nicht Italien; dein zarter Körper paßt nicht für unser Klima. Warte du hier ruhig seine Ankunft ab. Sie ist dir gewiß. In vier Wochen kann er hier sein!

Indessen gefiel ihr doch Agathens Beharrlichkeit und das Romantische des Plans. Sie übergab endlich der jungen Frau das Document. So reise mit Gott! sagte sie nicht ohne Rührung. Der Feldjäger soll dich begleiten. Alles, was dir dein thörichtes Unternehmen erleichtern kann, soll dir werden. Dazu will ich strengen Befehl geben.

Und Elisabeth hielt Wort. Schon am folgenden

Abend saß Agathe, in Pelze und Betten gehüllt, im wohlbedeckten Schlitten, der alte Kerkow, weil seine Gebieterin darauf bestand, ebenso gut verpackt, ihr zur Seite; der Feldjäger, der unterwegs für alles sorgen sollte, was ihr die Reise durch das wüste, winterliche Land erleichtern konnte, im vordern, unbedeckten Theile der Reisekibitka. Die Kammerfrau ließ Agathe wohlweislich zurück, mit allen Mitteln zur Rückkehr nach Deutschland versehen, oder, wenn sie es vorzog, sich in Petersburg eine neue Stellung zu verschaffen.

Am Morgen der Abreise hatte der Kanzler einen seiner Secretäre zu ihr geschickt, der den Auftrag hatte — denn die Gnade der Kaiserin hatte plötzlich das ganze Colorit des Verhältnisses zu der schönen, jungen Frau verwandelt — für sie auf alle Weise zu sorgen. Unter anderm hatte er ihr ein Papier übergeben, das ihr bei ihrer Unbekanntschaft mit der russischen Sprache von großem Nutzen sein konnte. Es war ein im Namen der Kaiserin ausgestellter Befehl an einen Deutschen, der seit langen Jahren in Berefoff lebte, der Dame, die ihn überbringe, in allen Dingen zu Diensten zu sein.

Dieser Landsmann Agathens war vor mehr als

dreißig Jahren, unter des großen Peter furchtbarer Herrschaft, nach Rußland gekommen, um dort als Arzt sein Glück zu versuchen. Geschickt und thätig, ging es ihm gut, als er bei einem Gelage in der Trunkenheit in eine Rauferei mit einigen Russen gerieth, bei welcher er das Unglück hatte, mit einer geleerten Flasche, die einen der Schläfe traf, einen Bojarensohn zu erschlagen. Der erzürnte Vater wußte leicht Mittel zu finden, den Todtschlag als Mord behandelt zu sehen, und der Fremde ward zur Hinrichtung verurtheilt. Aber sein Doctortitel rettete ihm das Leben. Es war eben die Kunde nach Moskau gekommen, daß von China her eine bösartige Krankheit in Sibirien eingedrungen sei, welche die dürftige Bevölkerung widerstandslos dahinraffte und das öde Land noch mehr verödete. Der Zar befahl darauf, von deutschen Doctoren dorthin zu schicken, was sich nur finden ließe, und demzufolge ward der junge Dr. Brenner begnadigt, und kam mit ein paar gnädig zugetheilten Knutenstreichen und einer lebenslänglichen Verweisung nach Sibirien davon. Ueber seine Mitgefährten, einige deutsche Barbiergesellen und einen weggelaufenen Apothekergehülfen, die sich in Ruß-

land als practicirende Aerzte gesetzt hatten, errang er ohne Mühe in Kurzem eine so entschiedene Superiorität, daß auch von oben her seine Verdienste anerkannt wurden und er zum Oberarzt für halb Sibirien gemacht wurde, durch welches er eine jährliche Rundreise zu machen hatte, während ihm Berefoff zum Wohnort angewiesen wurde. Dieser Mann nun, der beider Sprachen kundig und mit allen dortigen Verhältnissen vertraut war, sollte Agathens Stütze und Hülfe sein in der unbekannten Welt, in welche die Liebe sie führte. So hatte die Gnade der Zarin, die durch ihren Leibarzt Lestocq von ihm gehört hatte, selbst angeordnet.

Agathe aber legte nur wenig Werth darauf. Vor ihren freudestrahlenden Augen waren alle noch bevorstehenden Schwierigkeiten verschwunden. Unter den Beschwerden einer mehrwöchentlichen Februarreise, tief, tief in die europäische Wüste hinein, nach der asiatischen Oede, die nur durch die Association von Verbannung, Knute, Barbarei und Verbrechen ihr bekannt war, fühlte sie nichts von Furcht und Schrecken. Nur Freude und Dankgefühl gegen den rettenden, sich erbarmenden Gott, füllte ihr junges Herz, als der Schlitten rastlos durch die

dicken Schneefelder dahinflog, Tag und Nacht, immer weiter und weiter, rings, so weit das Auge trug, Leere und Verlassenheit, mehr und mehr eine schauerliche Einöde, je näher sie ihrem Ziele kam. Wo immer beim Wechseln der Pferde und beim Empfange der Speisen, welche Kerkow unter der Anweisung des Feldjägers ihr zutrug, ein menschliches Auge ihr begegnete, da lächelte es sie an, voll Mitleid und Ehrfurcht zugleich, welche Letztere dem kaiserlichen Schutze galt. Wäre sie eine Verbannte gewesen, das Mitleid der gutmüthigen russischen Bauern, das den „ins Elend" Geschickten begleitet, wäre ihr noch wärmer begegnet. So war es ihre Jugend, ihre Schönheit, die Blässe ihrer Wangen, die mit fieberhafter Röthe wechselte, was ihr ein allgemeines Mitgefühl sicherte. Außer Dank gegen Gott, hatte nur das Eine Gefühl Raum in ihrem Herzen: Ich werde Ihn wiederhaben. Er ist mir gerettet!

Glückliche Jugend, der auch durch die schwarzen Wolken, die das Firmament drohend umhüllen, noch ein Hoffnungsstern leuchtet, wenn das Alter oder schon die gereifte Denkkraft sich auf dunkelm Pfade weiter schleppen muß!

Berefoff war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine der besten Städte von Sibirien, allein dennoch ein so wüster unwohnlicher Ort, wie Agathe nie einen gesehen. Im Sommer gibt ein Fluß, auf dem Fischerkähne hin- und herfahren, ihm einiges Leben; jetzt lag Stadt, Fluß und Land, alles mit einer unermeßlichen Schneedecke überdeckt. Je mehr sie sich ihrem Ziele näherten, je heftiger schlug Agathens Herz, und jetzt erst kam eine Beklemmenheit über sie, die bis zu einer Art von Betäubung stieg. Sie hatte, wie schon oben bemerkt, dem Briefe an Dr. Brenner wenig Gewicht gegeben. Wenigstens hatte sie, um keinen Augenblick zu verlieren, angeordnet, sogleich vor dem Hause des Gouverneurs vorzufahren, dem sie ja nur, meinte sie, den Befehl der Kaiserin vorzuzeigen habe. Jetzt aber kam ihr doch die Möglichkeit in den Sinn, daß der hier ganz eigenmächtig handelnde Gouverneur Moritz nach einem andern Orte gesandt haben könne, und daß es schwer sein würde, sich darüber mit ihm zu verständigen. Sie änderte daher ihren Befehl; sie wollte erst zu dem Arzt und gebot, vor seinem Hause vorzufahren.

Nach einer, diesmal durch Ungeduld langen und

ſchlafloſen Nacht kamen die Reiſenden endlich in Bereſoff an. Vierzehn Tage und Nächte waren verſtrichen, ſeitdem ſie Petersburg verlaſſen hatten. Einſtöckige hölzerne Häuſer, von einigen kleinern Wirthſchaftshäuſern umringt, bildeten breite, lange Straßen. Vor einem der beſten, des Arztes Hauſe, hielt endlich der Schlitten ſtill.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß Dr. Brenner ſoeben von ſeiner Rundreiſe zurückgekehrt war; der Schlitten ſtand noch unabgeſpannt im Hofe, und der Doctor war nur eben, noch im dicken Reiſepelz, in ſeine Thür getreten, als Agathe vor derſelben vorfuhr. Er trat zurück vor die Thür, während ſie ausſtieg.

Ein kurzer, ſtark unterſetzter Mann ſtand vor ihr und betrachtete ſie mit feurigen, forſchenden Augen, die zwiſchen dickbuſchigen, ſchwarzen Brauen und kupferfarbenen Wangen hervorblitzten. Ein dicker, grau- und ſchwarzgeſtreifter Bart verbarg faſt die andere Hälfte des Geſichts. Er überflog den kaiſerlichen Brief, den Agathens zitternde Hand ihm reichte, und ſeine Miene ward noch finſterer. Noch einmal blickte er ſie ſcharf an, indem er die Pelzmütze lüftete und mit rauher Stimme ſagte: Treten Sie ein, gnädige Frau.

Agathe trat ein in die kahle, unwirthliche Stube des Landsmanns. Sie sank auf den Holzstuhl, den er ihr bot, und fragte mit leiser Stimme: Kennen Sie den Herrn von Hohenhorst? kennen Sie meinen Gatten? und ist er hier?

Ich kenne Ihren Gatten, antwortete er kurz. Und warum sollte er nicht hier sein? er war es vor vier Wochen, als ich meine Reise antrat.

O werther Herr Doctor, sagte Agathe, indem sie aufstand und zitternd wieder niedersank, lassen Sie uns keinen Augenblick verlieren, lassen Sie uns zum Gouverneur fahren.

Geduld nur einen Augenblick lang, erwiderte der Doctor, indem er eine Flasche aus einem Eckschranke nahm und ihr ein Glas Branntwein reichte. Sie bedürfen der Stärkung.

Agathe fuhr schaudernd zurück. Oho, sagte der Doctor, mit grobem Lachen. Ich sehe, Eure Gnaden sind fremd im Lande. Kein Leben in Rußland ohne Branntwein. Er zwang sie, mindestens einige Tropfen zu sich zu nehmen. Dann sagte er:

Eure Gnaden können sich beruhigen. Ihrem Mann

iſt's hier beſſer gegangen als je einem andern ins Elend Geſchickten. Der Gouverneur iſt ein Idiot, aber ein böſer Mann iſt er nicht, und ſo dumm er auch iſt, er erkannte und benutzte gern, was er in dem Herrn von Hohenhorſt hatte. Sehen Sie, er hatte einen Knaben, den er abgöttiſch liebte, der einzige, der ihm von zehn Kindern übriggeblieben. Der wuchs hier auf, ohne Unterricht, wie ein Kalb aufwächſt. Als nun der deutſche Baron kam, merkte der alte Mann bald, das ſei ein Gelehrter, und machte ihn zum Lehrer und Führer ſeines Sohnes, und da hatte er gute Zeit, bekam das beſte Eſſen, das wir in dieſem von Gott verlaſſenen Lande nur haben können, und ihr Mann war klug und hielt ſich und den Jungen immer fern, wenn der Gouverneur betrunken war. Der Knabe aber hatte ein gutes Herz, er wollte von Keinem mehr etwas wiſſen als von Hohenhorſt, oder Gongorſt, wie die Barbaren ihn hier nennen, und vergötterte ihn förmlich. Sehen Sie, Madame, fuhr der Doctor fort, indem er anfing ſich unmerklich zu erhitzen: Sehen Sie, nun wird der Junge krank und kriegt am Ende die galoppirende Schwindſucht. Die läßt ſich mit aller Kunſt nicht in

Einem Tage heben. Nun jammert und flennt der Alte wie ein altes Weib und denkt, er verſteht's beſſer, und frägt eine alte Hexe um Rath, und quackſalbert heimlich an ihm, und läßt den Jungen beſprechen und bekreuzen, bis er ihn denn glücklich in die Grube gebracht hat. Sehen Sie, Madame, fuhr er mit einem Fluche und faſt wüthend auf, da hab' ich einen heiligen Eid gethan, ich will nicht wieder ins Haus. Er iſt der Gouverneur. Aber was ſchiert es mich? er braucht mich mehr als ich ihn. Sie können mich hier nicht entbehren. Ich will mein Recht haben, und um den Jungen thut's mir leid.

Agathe hatte ihn wie betäubt angehört. Großer Gott! ſagte ſie erſchreckt emporfahrend, einen Eid! ſo muß ich allein zum Gouverneur, zu meinem Gatten. Der himmliſche Vater wird mir beiſtehen!

Geduld, Geduld, gnädige Frau! rief er, höchſt verdrießlich, doch ſchon etwas beruhigt. Die Kaiſerin befiehlt. Was will ich machen? In dieſem verfluchten Lande gilt nur gehorchen. Und Sie dauern mich auch. Sie werden nicht ohne mich fertig.

Agathe ließ ihm gern dieſe Genugthuung. Eine

kurze Fahrt brachte ſie vor das Haus des Gouverneurs, eine erbärmliche Baracke, die der Hütte des Doctors kaum überlegen war, nur daß ſie ſich weiter ausdehnte und durch den verſchmutzten Eingang noch widerlicher war.

Der Tag war unterdeſſen vorgeſchritten und der Gouverneur war bereits in ſeiner Geſchäftsſtube: ein langes, wüſtes Gemach, mit groben Bänken an den Wänden, auf denen einige wartende Clienten, und einem Tiſch in der Mitte, an welchem ein paar Schreiber ſaßen. Der Gouverneur, eine große, plumpe Geſtalt mit breitem, dunkelrothem Geſicht und kleinen, grauen Augen, aus denen unverkennbar eine gewiſſe Gutmüthigkeit leuchtete, ging auf und ab, während er ſeine Befehle gab. Er hatte einen alten Schafpelz über eine abgetragene Uniform geworfen, und ſeiner ganzen Erſcheinung nach hätte man ihn in Deutſchland eher für einen Kutſcher oder Hausknecht gehalten, als für einen hohen Beamten.

Als er den Doctor eintreten ſah, warf er ihm, ſichtbar erfreut, ihn verſöhnt zu ſehen, einen bewillkommnenden Blick zu. Aber ſeine Augen ſtreiften beſtürzt

auf die ihn begleitende Dame über, deren vornehme Haltung ihn gänzlich verwirrte.

Agathens Gemüth hatte den höchsten Grad der Aufregung erreicht. Mit krampfhafter Hast trat sie auf den fremden Mann zu, von dessen Antwort ihr Lebensglück abhing, und überreichte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Befehl der Kaiserin.

Ihr Auge hing am Gesichte des Bestürzten. Er las. Aber welche Worte können ausdrücken, was sie empfand, als sie ihn erblassen sah, als sie ihn convulsivisch beben und die Schrift mit seiner Hand sinken sah, indem er einige ihr unverständliche Worte sprach.

Sie starrte ihn an, sprachlos, vernichtet.

Er wiederholte die Worte, zum Doctor gewendet.

Verwirrt, flehend folgten ihre Augen ihm. Der Doctor sammelte Muth zum Sprechen.

Endlich sagte er leise: Er ist todt; todt seit drei Wochen.

Neuntes Kapitel.

Neue Prüfungen.

Wer könnte Agathens Zustand schildern, als das furchtbare Wort die zur übernatürlichen Anspannung aufgezogenen Saiten ihres Innern mit Einem Male zerriß? Ihr Körper wie ihre Seele waren gänzlich erschöpft. Sie sank bewußtlos zusammen. Als sie zu sich kam und mühsam gelernt hatte, ihren Zustand zu begreifen, wollte sie sein Grab sehen. Der Doctor suchte sie zurückzuhalten, allein vergeblich. Der Gouverneur, der die Unglückliche fortwährend mit langen Reden überschüttete, die ihr blos aus dem Tone und aus den Thränen, die ihm über das rohe Gesicht flossen, als Beileidsbezeigungen verständlich waren, schlug endlich ein großes Buch auf und sagte dem Doctor eine Nummer.

Sie ward nach einem ungeheuern Felde gefahren, aus dessen dicker Schneedecke hier und da ein Kreuz, aus gemeinem Holze roh verfertigt, hervorragte. Nur wenige aus den langen Reihen hatten sich gegen Sturm und Wetter halten können. Moritz' Kreuz war verhältnißmäßig noch frisch und mit der Nummer 78 bezeichnet. Denn nur Nummern, nicht Namen, waren den armen Verwiesenen vergönnt, die mit ihrer bürgerlichen Stellung ihre Identität verloren. War eine Schärfung von Agathens Schmerz noch möglich, so war es durch diesen Anblick.

Die Versehung wußte zu verhindern, daß das arme junge Herz an der ungeheuern Wunde, die sie ihm eingebohrt, verblutete, indem sie ihm eine neue vergleichungsweise flache Wunde schlug, deren Verband Agathens moralische Kraft in Anspruch nahm.

Kerkow, dessen Alter den mannichfachen Beschwerden der Reise nur künstlich Trotz geboten hatte, widerstand nicht länger. Er ward ernsthaft krank. Agathe erwachte zu dem Bewußtsein, daß eine Pflicht ihr geblieben, die sie an das Leben band. Im Hause des Doctors, wo sie freilich nur auf das Nothdürftigste mit dem

Nöthigen, aber doch beſſer als irgend anderswo hier verſehen war, ſaß ſie Tag und Nacht am Lager des guten Mannes und pflegte ihn mit kindlicher Treue. Der Doctor, deſſen plumpe Roheit in der Bewunderung der jungen, ſchönen, vornehmen Frau faſt zu einer weichherzigen, väterlichen Vertraulichkeit zerſchmolz, erklärte das Uebel mehr für langwierig als für gefährlich. Sorglicher hätte kein Kranker behandelt werden können. Eine echt menſchliche Theilnahme verband ſich mit der Ausſicht auf reichlichen Lohn. In der Dämmerung des Krankenzimmers, während der langen Abende, erzählte er Agathen von Moritz, den er viel geſehen hatte, und in deſſen Umgang, wie er ſagte, er ſich nach langen Jahren wieder einmal erfriſcht habe. Der Knabe, wiederholte er, ein helles, liebendes Gemüth, habe wacker gelernt, habe deutſch und franzöſiſch geſprochen und noch vieles andere getrieben, und ſich mit kindlicher Liebe an Moritz gehängt. Auch habe ihn Moritz in ſeiner Krankheit treulich gepflegt und alle Nächte bei ihm gewacht, wofür auch der Vater ihn immer geprieſen habe, ſo daß die junge Dame ſich darauf verlaſſen könne, daß ihr Gatte gut behandelt werden ſei.

Der Gouverneur habe ihm gesagt, daß Moritz wahrscheinlich durch das Fieber des Knaben angesteckt sei. Er sei nach kurzer Krankheit, während der Abwesenheit des Doctors, gestorben.

Hier nun setzte der argwöhnische Mann etwas bedenklich hinzu: Ob der alte Narr vielleicht, wenn er sich den Schmerz über seines Sascha Tod einmal hat vertrinken wollen und zu tief in die Flasche geguckt hat, sich gegen den Herrn Gemahl nicht vergangen hat, dafür will ich nicht stehen. Ein Betrunkener ist nur ein halber Mensch! (eine trübe Erinnerung für ihn selbst). Es ist mir manchmal als hätt' er etwas auf dem Gewissen. Der Alte kommt oft vor, um sich zu erkundigen, wie es mit Kerkow steht. Aber Ihre Gnaden scheut er sich zu sehen. Er sagt, Ihre Trauer erweicht ihn zu sehr. Er läßt's auch nicht an Thränen fehlen, wenn er von Ihnen spricht, denn bei den Russen sitzen die Thränen locker.

Der Frühling lächelte schon seit beträchtlicher Zeit auf Deutschlands Fluren, aber eine undurchdringliche Schneedecke lag glücklicherweise noch auf den sibirischen Steppen, als Kerkow's Genesung endlich die Rückreise

möglich machte. Agathen hatte zuweilen eine krankhafte Sehnſucht befallen, wenn ſie, in trübes Sinnen verſunken, am Bette des alten Mannes ſaß, im Fall auch er von Gott abgerufen werden ſollte und ſie allein zurückkehren müßte, lieber hier in der Nähe von Moritz' Grabe ihr Leben auszuhauchen; aber dann dachte ſie an ihre bejahrten Aeltern, und ach! an ihr verlaſſenes Kind. Moritz' Kind! ſie erſchrak vor ſich ſelbſt. Vergib, theuerer Schatten! flüſterte ſie dann, vergib meine unmütterliche Feigheit! Doppelt, tauſendfach will ich's deinetwegen lieben.

Ueber zwei Jahre waren dahingeſchlichen. Agathe lebte wieder im Hauſe ihrer Aeltern, gerade wie vor ihrer Heirath, nur daß das dumpfe nebelige Zwielicht des ewigen Einerlei der frommen Andachtsübungen der Familie für der liebenden Mutter Blick von den Sonnenſtrahlen erhellt ward, die aus der kleinen Charitas Augen leuchteten. Dennoch lag das Leben mit unendlicher Schwere auf der jungen Frau. Sie fühlte, ſie war eine andere geworden. Indem ſie ſich bewußt war, unter Moritz' kurzer Führung und dann unter

den ſchweren Prüfungen einer aufgezwungenen Selbſtändigkeit Gott näher getreten zu ſein, empfand ſie zu gleicher Zeit, daß ſie ſich dem Ausdrucke der Frömmigkeit entfremdet hatte, den ihre verehrten Aeltern der ihrigen gaben. So erwachte eine Art innerer Unruhe in ihr, die ſie abwechſelnd zu bekämpfen und in den liebenden Spielen mit ihrem Kinde zu vergeſſen ſuchte. Aber umſonſt.

Allein ihr ſollte noch Schwereres auferlegt werden. Die Gräfin, ſchon hoch in den Jahren, denn Agathe war das jüngſte ihrer Kinder, hatte im Vortheil eines ſtarken, robuſten Körpers und einer höchſt mäßigen Lebensweiſe ſich bewundernswürdig kräftig erhalten. Jetzt aber wurde ſie von einem innern Uebel ergriffen, das ſie lange an das Bett feſſelte. Die Krankheit war ſchmerzhaft. Die wahre Frömmigkeit der Gräfin bewährte ſich in der unerſchöpflichen Geduld, mit der ſie zuerſt die ihr auferlegte Unthätigkeit und bald die bedeutenden Schmerzen ihrer Krankheit trug. Ja ihre Leiden wurden nach und nach immer heftiger und die herbeigerufenen Aerzte erklärten endlich, nachdem die Kranke ein volles halbes Jahr unter ihren Händen geweſen, das Uebel für unheilbar.

Kein menſchliches Weſen war je beſſer auf den Tod vorbereitet als die Gräfin Benigna. Aber, wenn auch erbaulich, furchtbar ſchauerlich für Gatten und Tochter war es doch, wenn die Kranke, ſtatt die ihr von Gott auferlegten Schmerzen mit ſtiller Ergebenheit zu ertragen, bei jedem neuen Anfall von körperlicher Qual mit zitternder Stimme ein lautes Triumphlied anſtimmte, indem ſie den Herrn dafür pries, daß er die Strafen, die ſie als ein Glied des ſündigen Menſchengeſchlechts tauſendfach verdiene, wenn auch der liebe Heiland ſie mit ſeinem Blute abgewaſchen habe, ſie noch in dieſem Leben abbüßen laſſe und ihr ſo jenſeits die reine Seligkeit bereite. Nur als einige Tage vor ihrem Hintritt die körperlichen Schmerzen wichen, ward ſie ſtill im Gefühl, ihr Gott ſei verſöhnt, und ſah wie eine Heilige aus, als ſie verzückt den Himmel ſich öffnen ſah und mit verklärtem Lächeln den Zurückbleibenden ihren Segen gab.

Agathe widmete der theuern Dahingeſchiedenen manche heiße Thräne. Eine ſchwere Aufgabe war ihr nun geworden, indem ſie ihrem armen verlaſſenen Vater die Gattin, die in allen Dingen ſeine treue

Helferin geweſen war, nach Kräften zu erſetzen ſuchte. Sie nahm von Geſchäften dem alten Manne ab, ſo viel ihr möglich war; aber ihm ſtatt der Gräfin Benigna auch als geiſtige Stütze zu dienen oder ihn in der breiten, redſeligen Weiſe, in der er eine beſtändige Unterhaltung fand, als Geſellſchafterin zu erheitern, war ihrem ſtillen, in ſich gekehrten Weſen unmöglich. Sie brachte ihm das Kind, das er großväterlich liebte, aber das füllte nur einen kurzen Theil des Tages aus. Sie ſuchte unter den alten, vom Aeltervater überkommenen Büchern, ob ſie eins fände, was ihn unterhalten könne; aber was ſie auch wählte, nach höchſtens fünfzehn Minuten war er feſt dabei eingeſchlafen. Ein kleines, unſchuldiges Kartenſpiel, etwa Triktrak oder Rapuſche, wagte ſie nicht vorzuſchlagen, aus Furcht, der verehrten Mutter Andenken zu beleidigen.

Was wunder, daß der arme Graf ſich endlich nach außen wendete und, nachdem die erſte Hälfte des Trauerjahres vorüber war, die Condolenzbeſuche, die er aus der ganzen Nachbarſchaft empfangen, zur Wiederanknüpfung einer gänzlich eingeſchlafenen Geſelligkeit benutzte? Er fing, da ſeine Geſundheit ſich merklich

gebeſſert hatte, wieder an Beſuche zu machen, meiſt bei den frommen Familien der nahen Güter, mitunter auch bei andern, mit denen die Gräfin in Agathens früher Jugend in einiger Verbindung geſtanden, ward überall mit großer Höflichkeit aufgenommen, und die Länge der Zeit fing allmählich an ihn weniger zu drücken.

Für Agathen war dieſe Wendung eine große Erleichterung; indeſſen blieb ſie feſt in ihrer ehrfurchtsvollen Weigerung, den guten Vater zu begleiten. Sie beſchäftigte ſich mehr als je mit ihrem Kinde und trug einen Plan im Herzen herum, durch deſſen Ausführung ſie das Andenken ihrer geliebten Todten zu ehren wünſchte. Beſcheiden und von aller Geſellſchaft fern, gebrauchte ſie nur einen geringen Theil des ihr bei ihrer Heirath ausgemachten Geldes. So war ihr Einkommen zu einem kleinen Kapital angewachſen. Mit dieſem Gelde nun wollte ſie ein Waiſenhaus gründen — die neue Regierung ließ ihr freie Hand dazu — und ſie konnte, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, ſtundenlang ſitzen und darüber nachdenken, wie ſie als Princip der Erziehung ihrer kleinen, älternloſen Zöglinge der theuern Mutter Gottesfurcht mit Moritz' geläuterter

Frömmigkeit vereinigen könne. So war Agathens Andenken an ihre Dahingeschiedenen nur immer mit dem Gedanken an Gott verbunden; sie war still und ergeben, und mit ihrem Kinde stets heiter. Aber ihre sich mehr und mehr entfaltende Schönheit blühte in vollständigem Dunkel und von Keinem gesehen und bewundert als von ihren demüthigen Hausgenossen.

Beim Abendessen, wenn er von seinen Kaffebesuchen heimgekommen, erzählte ihr denn wol der Vater dies und jenes, was er hatte besprechen hören, nachdem sie ihm umständlich berichtet, was alles Possirliches und Kluges die kleine Cary hatte ausgehen lassen: wie sie ein neues Wort gelernt oder ein anderes komisch verdreht habe, und das Ergötzen und Lachen des Großvaters war eine ihrer Hauptlebensfreuden. Aus dem, was er ihr mittheilte, interessirte sie meist nur, daß er zufrieden war. Mit einiger Bestürzung hörte sie indessen eines Abends, daß er sich am besten in einer gewissen gräflichen Familie gefiel, die ziemlich entfernt wohnte, welchen Umstand ihre Mutter zum Vorwand genommen, den Umgang ganz abzubrechen, ohne indessen zu verhehlen, daß sie noch

andere Gründe dazu habe, über welche sie jedoch nie sprach.

Der Graf und die Gräfin von Zeschau waren in Agathens frühester Kindheit in die Gegend gekommen; sie hatten sich, nachdem sie die Freuden der Welt gründlich durchgekostet, dem Kreise der Frommen angeschlossen, und Vater und Mutter hatten persönlich weiter keinen Anstoß gegeben. Ihnen aber war dies eine leichtere Sache als den zahlreichen Töchtern, mit denen die Familie gesegnet war: diese waren den Freuden der Welt noch keineswegs abgestorben und ein verdächtiges Schwanken zwischen Welt und Heiligkeit erregte bald das entschiedene Mißfallen der Gräfin von Premnitz. Kaum daß sie einmal im Jahre die Familie Zeschau in ihrer Besuchsrunde mit einschloß. Endlich waren die Comtessen mit Hülfe der rastlos wirkenden Mutter alle standesmäßig verheirathet, zwei an Weltkinder, drei an Fromme. Nur eine, und zwar entschieden die schönste von allen, aber auch die, welche, und zwar nicht blos unter den Pietisten, sondern auch in den Kreisen der argen Welt, am meisten hatte von sich sprechen machen, war ledig geblieben und lebte

jetzt als sogenannte alte Jungfer im Hause ihrer Aeltern.

Gräfin Aurora war mehreremal versprochen gewesen, aber immer hatte sich das Verhältniß wieder gelöst, ohne daß man recht wußte, wie und warum. Wiederholt auch hatte man ihr zweideutige Liebesverhältnisse nachgesagt, und zwar hatte sie sich darin keineswegs auf ihren eigenen Stand beschränkt. Sie hatte während ihres wilden Lebens nie die Maske der Frömmigkeit vorgenommen. Jahrelang war sie abwesend, bei Verwandten in Breslau oder Wien, und wenn sie auf Besuch zu ihren Aeltern kam, gab sie durch Reiten, Jagen und lautes Sprechen, wo sie immer sich zeigte, einiges Aergerniß, und zwar nicht allein unter den Frommen. Seit sechs bis sieben Jahren aber war sie durch einen beredsamen jungen Seelsorger bekehrt worden, und der Geist der Erkenntniß war über sie gekommen. Sie war seitdem bei ihren Aeltern geblieben, hatte bedeutend mehr Eifer in die lauen Andachtsübungen derselben eingeführt und mit eiserner Strenge alle eingeschlichenen Weltlichkeiten verbannt. Sie regierte in ihrer Consequenz bald das ganze Haus. Besonders hielt sie un-

erbittliche Zucht unter den Zofen und Mägden. Selbst in der Kirche wurden die Blicke der Rothbäckigen unter ihnen von der Gräfin Aurora bewacht, ob ihre verrätherischen Augen nicht etwa irgend einem jungen Burschen zuschweiften; was zu Hause durch eine längere Predigt bestraft ward, als sie in der Kirche gehört hatten.

In diesem von der Gräfin Benigna vermiedenen Hause nun hatte der alte Graf eine besonders freundliche Aufnahme gefunden, und er konnte die Güte gar nicht genug preisen, mit der dort die alte Dame wie die junge für ihn sorge. Wie ihm jedesmal sogleich der bequemste Lehnstuhl hingeschoben und von der guten Gräfin Aurora noch immer ein Kissen in den Rücken gestopft werde, das sie selbst für ihn verfertigt habe. Und dabei habe man mit ihr nie Langeweile. Sie habe die Welt gesehen, und habe immer etwas zu erzählen und mit erbaulichen Betrachtungen zu erläutern. Sie habe auch ihrer Aeltern wegen, wie der Graf versicherte, ein stilles, häusliches L'Hombre wieder eingeführt, und er habe sich bereden lassen, den vierten Mann dazu abzugeben, was den Geist seiner Benigna

nicht beleidigen könne, da sie jedesmal alle vier, ehe sie sich dann niedersetzten, um den Tisch knieten und beteten.

Agathe hörte wie beschämt die Erzählungen des guten alten Herrn mit an. Sie gönnte ihrem armen Vater von Herzen die kleine Zerstreuung. Aber sie sah im Geiste ihres Moritz' leises, sarkastisches Lächeln und hörte der seligen Mutter lange Strafpredigt in milden Worten, aber von so ernsteindringendem Blick begleitet, daß Gatte wie Tochter sich davor gebeugt hätten.

Die zweite Hälfte des Trauerjahres war auf diese Weise verstrichen. Der Graf war oft und öfters nach dem Schlosse in Wernersdorf gefahren; ja, ohne daß Agathe es wußte, denn sie hielt es der kindlichen Ehrfurcht zuwider ihrem Vater nachzuspüren, brachte er endlich fast jeden Nachmittag dort zu.

Eines Morgens, als Nerkow in ihr Wohnzimmer trat, das Frühstücksgeschirr abzuräumen — sie pflegte, da der alte Graf den Kaffee im Bette trank, das Frühstück mit Cary allein einzunehmen — fiel es ihr auf, daß er sich, ganz seiner Art entgegen, gar viel mit

dem einfachen Geschäft zu schaffen machte. Er setzte die Tassen auf das Präsentirbret, nahm sie wieder ab, bürstete das Tischtuch, setzte die Tassen wieder zusammen und konnte nicht enden.

Sie stand auf, nahm ein Buch und setzte sich in die Sofaecke zum Lesen, wie sie pflegte, während Cary mit der Wärterin im Garten herumlief.

Der gute Mann wird alt, dachte sie mitleidig, als sie nach einigen Minuten Kerkow noch immer am Tische beschäftigt sah. Selbst dieser leichte Dienst fängt an ihm beschwerlich zu werden. Was kann ich wol für ihn thun?

Aber als sie bemerkte, daß der alte Diener von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf sie warf und dann verlegen sich wieder über den Tisch bog, fragte sie freundlich:

Was ist Euch, guter Kerkow? seid Ihr nicht ganz wohl?

Danke für die gnädige Nachfrage, Ihre Gnaden, antwortete er rasch, ich bin so wohl, als ich's in meinem Alter vom lieben Herrgott nur erbitten kann. Ich wollte nur ...

Er schwieg verlegen. Was ist's? fragte Agathe, die an die Weitläufigkeiten des guten Mannes schon von Kindheit an gewöhnt war. Was ist's? kann ich irgend etwas für Euch thun? Ihr wißt's, mein guter Freund! alles was ich thun kann, thue ich gern für Euch.

Der alte Mann brach in Thränen aus. Das ist's ja eben, sagte er, indem er den Tisch verließ und ihr näher trat. Ihre Gnaden sind so gut, und was werden Sie ausstehen, wenn's so ganz anders wird im Schlesse!

Anders? was sprecht Ihr! fragte Agathe verwundert. Mein Herr Vater ist doch nicht über Nacht unwohl geworden? Und sie stand bestürzt auf.

Ach nein, erwiderte Kerkow beruhigend, der Herr Graf sind ganz wohl und sehen ganz frisch und vergnügt aus, seitdem der Schneider aus Breslau ihnen die neuen Kleider gebracht hat. Aber um Ihre Gnaden thut es mir leid, und um der seligen Frau Gräfin willen!

Agathe sah ihn bestürzt an: Was ist, Kerkow? sprecht unumwunden.

Ja, Ihre Gnaden, der Joseph (der Leibdiener des Grafen) sagt, sie haben gestern auf Schloß Werners-

dorf ganz im stillen eine Verlobung gefeiert; und der alte Martin, das ist der Kutscher, der ihn gestern gefahren, denn der Johann war krank, der sagt, wie's Joseph erzählt, so ist's geschehen, der war mit eben im Vorzimmer und hat an der Thür gestanden.

Nun, sagte Agathe, indem sie sich wieder setzte, was betrifft das mich? Aber ihr Herz klopfte hörbar, als sie hinzufügte: Meines Papas wegen thut es mir fast leid, daß sich die Gräfin Aurora in so vorgerückten Jahren zum Heirathen entschließt, denn sie ist von sehr lebendiger Unterhaltung, und das Haus wird ihm nicht mehr solche Aufmunterung bieten, wenn sie ihre armen, bejahrten Aeltern verläßt. Aber uns geht es nichts an, was sie thut.

Kerkow sah ihr ins Gesicht. Ach! sagte er treuherzig, Ihre Gnaden sind noch gerade so unschuldig wie das kleine, liebe Comteßchen, das ich so oft auf den Armen im Garten herumgetragen habe. Merken Ihre Gnaden denn nichts? der Herr Graf sind des Junggesellenlebens schon überdrüssig. Und, fuhr er in Thränen ausbrechend fort, und die liebe, heilige Frau Gräfin sind noch kaum kalt in ihrem Grabe.

Agathe sprang erschrocken auf und sank fassungslos in das Sofa zurück. Es ist nicht möglich, dachte sie. Es ist eine Klatscherei der Dienstboten. Ich will es nicht glauben. Sie bat Kerkow, sie allein zu lassen. O meine Mutter, meine Mutter, rief sie weinend, so bald bist du vergessen! so bald sollst du ersetzt werden! Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihrem Vater, nachdem die Gattin ihn verlassen, nicht mehr gewesen war. Aber wer kann ohne Zwang wider seine Natur handeln? Sie dachte mit Mitleiden an ihren armen, verlassenen Vater. Es ist sicherlich nicht wahr, tröstete sie sich. Und die Gräfin Aurora? was könnte sie zu diesem Schritt bewogen haben? Sie muß gegen dreißig Jahre jünger sein als mein Vater. Aber unbekannt mit den Verhältnissen der Welt, wie sie war, drängte sich ihr doch gleichsam die Antwort selber auf. Sie wußte, die gräflich Zeschau'sche Familie war nicht reich. Schloß Wernersdorf war ein Majorat und fiel nach dem Tode des Grafen Zeschau, der nicht mehr fern sein konnte, einem entfernten Vetter zu. Der alten Gräfin war ein anständiges Witthum gesichert, aber das Kapital, was den sechs Töchtern als Erbe zufiel,

reichte sechsfach getheilt für vornehme Damen kaum für ein paar Jahre Nadelgeld aus. Die fünf verheiratheten konnten sich allenfalls darein finden, aber der Gräfin Aurora stand nichts als eine lästige Abhängigkeit im Hause einer ihrer Schwäger bevor, wenn sie nicht noch vor dem Tode der Aeltern Mittel fand, für einen eigenen Haushalt zu sorgen.

Agathen war schwer, schwer um das Herz. Unterdessen war es spät geworden. Die Stunde, in welcher sie ihrem Vater regelmäßig den guten Morgen wünschte, war längst da. Sie erschrak, als sie nach der Uhr sah, ließ Charitas, die sonst regelmäßig sie begleitete, in dem Garten und eilte nach dem Salon, in welchem der Graf sie gewöhnlich erwartete.

Der alte Herr empfing sie freundlicher als je und schien das Kind gar nicht zu vermissen. Es fiel ihr auf, daß er nicht, wie er zu dieser Stunde pflegte, im bequemen Schlafrock war, vielmehr die neuen Kleider trug. Seit einigen Tagen hatte er die Trauerkleidung abgelegt. Das helle Lichtbraun des seidenen Rockes, das zu dem karmoisinenen Brocatstoff der Weste etwas grell abstach, machte ihn auf den ersten Blick jünger,

bei näherer Betrachtung aber das alte, runzelige Gesicht älter erscheinen. Als sie sich mit klopfendem Herzen an seiner Seite auf dem Sofa niederließ, nahm er liebevoll ihre Hand und sagte nach einer verlegenen Pause:

Ich wollte, mein liebes Töchterchen, du entschlössest dich, dich noch einmal zu verheirathen.

Theurer Papa, Sie wissen, wie oft ich Ihnen und meiner unvergeßlichen, theuern Mama gesagt habe, daß dies nie, nie geschehen wird. Daß es ein Frevel wäre, mit einem Herzen, das bei einem andern Manne im Grabe ruht, eine neue Ehe einzugehen.

Ja, meine Tochter, aber die selige Mama schlug doch selber vor, im Winter wieder nach Glegau zu ziehen oder einmal nach Berlin zu reisen, daß du Bekanntschaften machen und nicht hier in der Dunkelheit verwelken solltest, und das wäre auch geschehen, wenn der liebe Herrgott nicht anders beschlossen und die theuere Seele in sein himmlisches Reich zurückgefordert hätte.

Sie würde meinem ehrfurchtsvollen Widerstande nachgegeben haben, wie Sie es werden, theurer Papa.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagt

der Herr, versetzte der Graf nach einer kurzen, verlegenen Pause.

Ich bin nicht allein, gnädiger Papa, solange ich Charitas habe, und Sie — denn sie sah nur zu deutlich, daß er noch mehr zu sagen wünschte, aber um den Uebergang verlegen war, und zum ersten Mal im Leben mischte sich eine Art Bitterkeit in ihr töchterliches Gefühl — und Sie, solange Sie mir vergönnen, Ihre Pflegerin und Gesellschafterin zu sein.

Damit war nun der Weg gebrochen. Der Graf rückte mit verwirrten Worten mit dem Geständniß heraus, daß er sich gestern eine andere Pflegerin und Gesellschafterin gesichert habe. Er sagte, daß er beabsichtigt habe, ihr, der treuen Tochter, vorher die Sache mitzutheilen und mit ihr zu besprechen, daß er aber gestern, er wisse selber kaum wie es geschehen, so recht hätte erkennen lernen, wie es die ganze Familie Zeschau so gut mit ihm meine, und daß die Gräfin Aurora wirklich sich so gut in seine Schwächen finden könne, daß sie sogar ein gewisses Wohlgefallen daran habe, so daß sie, als er ihr seine Hand angetragen, sich gar nicht einmal Bedenkzeit ausgebeten habe, wie das sonst

wie Sitte wäre. Ganz zufällig seien eben ihre gräflichen Aeltern mit dem Prediger des Dorfes, der gerade zum Besuch dagewesen sei, eingetreten, und so sei das feierliche Verlöbniß ganz still und einfach, wie es sich für seine Jahre schicke, vollzogen gewesen, ehe er es sich nur versehen habe.

Des Grafen verlegene Erzählung diente nur, Agathen noch tiefer niederzuschlagen. Unerfahren wie sie war, sah sie doch deutlich, daß die Festung mit List und Sturm genommen, und der gute Alte, wie man wol zu sagen pflegt, „überrumpelt" worden war. Sie drängte indessen respectvoll ihr Gefühl in ihr Inneres zurück und versprach, um elf Uhr sich zu einem Besuche in Wernersdorf mit dem Vater fertig zu halten.

Aber traurig und gezwungen, wie sie dorthin gefahren, viel traurigar und mit viel quälenderm Befürchtungen trat sie die Rückkehr an, ihr reiner Blick hatte bald in Aurora die gefährliche Heuchlerin erkannt.

Die Gräfin Aurora trug in ihrem sechsundvierzigsten Jahre noch immer Spuren großer Schönheit an sich, und die modische Tracht, die sie nach dem Zuschnitt der frommen Sekte, der sie seit Jahren angehörte,

geſchmackvoll gemäßigt hatte, ſtand ihrer majeſtätiſchen Geſtalt vortrefflich. Auch in der geiſtigen Vermiſchung der beiden Gegenſätze, in die ihr Leben zerfiel, konnte ſie liebenswürdig genug ſein, wenn ſie wollte. Aber in ihrem Empfange Agathens war ihre Abſicht zu vorherrſchend. Sie begrüßte ihre künftige „geliebte Frau Tochter“ mit einer ſo übertriebenen Zärtlichkeit, fragte in ſo maßlos liebevollen Ausdrücken nach der kleinen Charitas, die ſie ſchon jetzt wie ein eigenes Kind zu lieben verſicherte, ergoß ſich ſo beredſam in Plänen eines innigen Zuſammenlebens, in welchem ſie alle vier in gottgefälliger Stille die arge Welt vergeſſen wollten, daß Agathens reines Herz ſich nach und nach krampfhaft zuſammenzog. Faſt widerlicher waren ihr noch die Schmeicheleien, mit denen ſie den armen Grafen bethörte. Während Agathe faſt mit Beklemmung das rothe und doch mit Runzeln überzogene alte Geſicht aus der neuen modiſchen Perrüke herauslächeln ſah, und den Zwang der dicken ſteifen Glieder in den ungewohnt modiſchen Kleidern bei jedem Blick erkannte, hörte ſie Auroren das jugendliche Ausſehen des ſchwachköpfigen Greiſes preiſen und erkannte mit ſchmerzlichem

Gefühl, wie gern er es hörte. Ein inniges, tiefes Mitleiden zog in ihr Herz ein, und sie nahm sich vor, ihn doppelt zu ehren und zu lieben.

Daß sie mit großer Vorsicht zu handeln habe und eine nahe Berührung mit dieser Frau soviel als möglich vermeiden mußte, empfand sie entschieden. Sie bat demnach ihren Vater noch am nämlichen Abend um eine Gunst. Sie ersuchte ihn, indem er den Wunsch einer gewissen Unabhängigkeit in ihr nicht unnatürlich finden würde, künftig mit ihrem Kinde einen kleinen Pavillon bewohnen zu dürfen, der, wie es der Stil der französisch angelegten Gärten jener Zeit gebot, in einiger Entfernung vom Schlosse, am Ende des Gartens, stand. Der Pavillon hatte nie als Wohnhaus gedient, und man hatte nur gelegentlich an hohen Festtagen im Salon desselben Kaffee getrunken. Aber die beiden geräumigen Cabinette, welche an Letztern stießen, ließen sich leicht zu Schlafzimmern für Agathe und Charitas mit ihrer Wärterin einrichten. Für Kerkow bot eine der großen Kammern neben der Küche, im Erdgeschoß, Raum; Agathens Zofe konnte im Schlosse wohnen und jeden Morgen in aller Frühe für ihre Herrin bereit

sein; alles war in ihrem Kopf fertig, ehe sie ihrem Vater die Bitte vortrug.

Der Graf, nachdem sie einige Einwendungen beseitigt, „daß der Pavillon nicht groß und schön genug für sie sei, daß sie auf keine Weise verdrängt werden solle“ u. s. w., willigte ein und gab schon am folgenden Morgen Befehl, den Pavillon so schön und wohnlich einzurichten als möglich. Ja, er war so gütig und freigebig in seinen Anordnungen, daß Agathe ihm Einhalt thun mußte. Nur das Eine mußte sie ihm versprechen, daß sie ihre Mahlzeiten regelmäßig mit ihren Aeltern im Schlosse nehmen und Charitas mitbringen wolle, wenn immer es nur schicklich und dienlich sei.

Zehntes Kapitel.

Schwüle Zeiten.

Nach kurzem Brautstande ward die Hochzeit des gräflichen Ehepaares mit aller Pracht und allen Ceremonien vollzogen, die man glaubte dem hohen Stande der beiden Familien schuldig zu sein. Daß Tanz und laute Hochzeitslustbarkeiten ausgeschlossen waren, verstand sich bei anerkannten Jüngern der Spener'schen Schule von selbst. Die neue Gräfin von Promnitz sah mit entschiedenem Mißfallen Agathens Umzug in eine andere Behausung und suchte ihn rückgängig zu machen: allein Agathe, so gefällig sie pflichtmäßig sich sonst zeigte, blieb fest und hatte um so mehr Ursache mit ihrem Plan zufrieden zu sein, als Charitas mit dem instinctartigen Gefühl eines Kindes einen heftigen Wider-

willen gegen die neue Großmutter faßte, ihre Liebkosungen mit trotziger Ungezogenheit zurückwies, oder höchstens, wenn vorher dringend ermahnt, oder vielleicht auch mit Bestrafung ihres Eigensinns bedroht, einen Kuß mit zitternder Unterwerfung hinnahm. Es war demnach sicherlich die beste Politik, die Kleine, soviel es sich nur immer mit der Freude, die der gute Großvater an ihr hatte, vereinigen ließ, vom Schlosse fern zu halten. Denn die Gräfin Aurora verlor endlich die Geduld und ließ es nicht an scharfen Bemerkungen fehlen, wie „der sein Kind hasse, der seiner Ruthen schone".

Ein gewisser Trost war es für Agathen, daß sie ihren Vater, der, wie sich erwarten ließ, bald wieder in die altmännischen Gewohnheiten eines sechsundsiebzigjährigen Greises zurückgefallen war, mindestens treulich verpflegt und, wenn auch mit etwas despotischer Art, für seine Bequemlichkeit gesorgt sah. Es versteht sich von selbst, daß sie die Schlüssel an die Stiefmutter abgeliefert und den Theil der Geschäfte, den sie seit ihrer Mutter Krankheit übernommen, derselben übergeben hatte, sobald sie es verlangte. Sie fragte bescheiden, ob sie ihr vielleicht noch die Führung der Schule,

in welcher sie ihrer seligen Mutter schon als Kind beigestanden, überlassen wollte, aber die Gräfin Aurora hätte ihr dies fast übel genommen, und fragte nun ihrerseits mit hochrothem Gesicht, „ob die Frau Tochter an ihrer Barmherzigkeit zweifle“? Auf jeden Fall mußte Agathe die Thätigkeit und rastlose Energie der Stiefmutter bewundern. Bald sah sie sie nicht allein an der Spitze des ganzen Hauswesens, und Wirthschafterin und Mägde vor ihrem scharfen Blick zittern, Gräfin Aurora hatte auch nach einigen Monaten sich mit der Führung des ganzen Gutswesens vertraut gemacht, hatte einen genauen Ueberblick aller ausstehenden Gelder erlangt und ihren Gemahl von jeder Sorge befreit. Sie war es, der die Verwalter Rechnung ablegen mußten, die zur Beziehung des sonstigen Einkommens dem Grafen blos die fertigen Papiere zur Unterschrift reichte, und alles was einkam nach genauer Berechnung in strengsten Verwahrsam nahm.

Der gute alte Herr war längst gewohnt gewesen, von weiblicher Hand geführt zu werden, aber das tröstende Bewußtsein, Herr im Hause zu sein, war ihm unter Benigna's weiser Leitung nie einen Augen-

blick genommen werden. Auch blieb ihm immer noch gerade Beschäftigung nach außen genug, um sich die Zeit zu vertreiben. Jetzt aber sah er sich, nicht ohne einen kleinen Anflug von Beschämung, „aus Rücksicht auf seine Gesundheit" und „um ihn nicht zu beschweren", aller Geschäfte beraubt, ohne daß er sich darum mehr gelangweilt hätte. Denn in der Unterhaltung, theils Klagen über die Unzuverlässigkeit und Sündhaftigkeit der Dienstboten, theils Erinnerungen aus ihrem frühern Leben, aus der „argen, sündigen Welt", denen es nicht leicht an dem pikanten Beigeschmack fehlte, welcher der chronique scandaleuse eigenthümlich ist, war die Gräfin Aurora unerschöpflich. Der Graf fing daher nach und nach an, dies Müßiggängerleben ganz bequem zu finden. Außerdem aber wurden ihm am Ende jedes Monats die Vortheile der Haushaltführung der zweiten Gattin deutlich gemacht, indem sie ihm aus den Büchern die Summen der Einnahmen und Ausgaben nachwies und zeigte, wie Letztere sich verringert und Erstere sich vermehrt hatten. Wie ein Zuwachs, ohne ein viel strengeres Regiment, als seinem Sinne gemäß war, möglich sei, begriff er kaum, besonders aber wunderte

er sich, wie sie so viel an den verminderten Ausgaben erübrigen könne, da er am Haushalt keine weitere Veränderung merkte, außer etwa, daß er, da eben der Keller wieder versehen werden mußte, eine Veränderung gewahr ward, die er eben nicht mit Wohlgefallen inne ward. Nämlich die, daß er seit einiger Zeit einen geringern Wein trank. Aber seine Gemahlin behauptete, die schweren theuern Ungarweine, die er bisher getrunken, seien ihm schädlich, und sprach so liebevolle Besorgnisse um seine Gesundheit aus, daß er sich, wenn auch mit einem Seufzer, schon fügen mußte.

Was die Gräfin aber mit dem ersparten Gelde eigentlich mache, blieb ihm unbegreiflich. Als er einst darüber fragte, war ein verschämter Blick ihre Antwort, mit einem schmeichelnden Kuß auf die Wange und dem Bedeuten, ob er nicht wisse, daß der liebe Herr Jesus geboten: „laß deine rechte Hand nicht wissen, was die linke thut"?

Und wirklich mußte die Gräfin das Gute, das sie den Armen that, sehr in der Stille thun, denn im Schlosse durfte sich keiner mehr sehen lassen, und die regelmäßigen Hausarmen, welche die selige Gräfin

Benigna seit Jahren dorthin gewöhnt hatte, wurden sämmtlich mit dem Bescheide abgewiesen, „die gnädige Frau Gräfin wolle ihren Fall erst von Neuem untersuchen", und hatten seitdem ihren Weg nach dem Pavillon gefunden.

Die Gräfin Aurora mußte daher wol ihre Wohlthaten auf den einsamen Fahrten austheilen, die sie während des langen Mittagsschlafes ihres Gemahls von Zeit zu Zeit unternahm. Sie fuhr nach einem beträchtlich entfernten Gehölz, durch welches ein Weg nach einem Dorfe führte, das näher an Wernersdorf lag als an Wildeneck. Hier stieg sie aus, befahl Kutscher und Bedienten zu warten, und kam nach einer oder zwei Stunden den nämlichen Weg wieder zurück. Die Diener erzählten zu Hause den Mädchen davon, die sich den Kopf zerbrachen, was die Gräfin da wol machen könne. In der Gesindestube, wo die neue Herrschaft mehr gefürchtet als beliebt war, ward Abends die Sache gehörig durchgesprochen. Von den Mädchen angestachelt, nahm sich Johann ein paar Mal vor ihr heimlich nachzuschleichen, fand es aber, als nach und nach die Hitze des Sommers herankam, immer bequemer, die Zeit ihrer Abwesenheit in der

Kutsche zu verschlafen. Das Geheimniß blieb demnach unenthüllt.

Unter so vielen häuslichen Sorgen und Beseitigung neuer und alter Geschäfte hatte die Gräfin Aurora bisher die verminderte Geselligkeit, in der sie auf Wildeneck lebte, dessen fromme Nachbarschaft ihr noch weniger zusagte als die gemischtere von Wernersdorf, sich gefallen lassen. Bei der Annährung des Winters aber schlug sie dem Grafen vor, seine alte Gewohnheit, die Wintermonate in Glogau zuzubringen, wieder aufzunehmen. Das Haus dort stand noch immer leer, denn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts würde es in Deutschland einer reichsgräflichen Familie schlecht angestanden haben, ihre eigenen Wohnhäuser zu vermiethen. Der Graf aber fand den Umzug zu unbequem und weigerte sich um so entschiedener, als er wußte, Agathe würde nicht zu bereden sein, mitzugehen. Sein tägliches Spielwerk für ein paar Stunden, die kleine Charitas, mochte er auch auf einige Monate nicht gern verlieren.

Die Gräfin erwähnte der Sache nicht wieder; aber als der alte Herr gegen Weihnachten an einer Unverdaulichkeit litt, die er sich durch unmäßigen Genuß seines

Leibgerichts zugezogen, geriet sein Gattin so in Angst, weil kein Arzt in der Nähe war, daß es ihn dauerte. Als der Arzt, trotzdem daß sie Boten auf Boten ausschickte, ausblieb, und ein zweiter, nach dem die Gräfin in ihrer Angst die eigene Kutsche sendete, auch erst, bei den schlechten Wegen, eintraf, als der Kranke schon wieder sich ganz wohl befand, schlug er selbst vor, um ihrem liebenden Herzen künftig solche Erschütterungen zu ersparen, nach Weihnachten auf ein paar Monate nach der Stadt zu ziehen. Die Gräfin versicherte, ihren Plan schon ganz aufgegeben zu haben, willigte aber aus Besorgniß eines Rückfalls endlich ein.

Sie war zu klug, nicht zu wissen, daß ihr Haus ohne Agathen für die jungen Offiziere der Garnison wenig Anziehungskraft haben könne. Aber sie wünschte während ihres, wenn auch nur kurzen Aufenthalts in der Stadt ein bewegteres, minder langweiliges Leben für den Sommer einzuleiten, wobei sie nebst mehrern andern Zwecken den Hauptzweck hatte, Agathen von Neuem vermählt zu sehen. Denn trotzdem daß sie mit der Stieftochter in vollkommenem Frieden lebte und es nie selbst nur einmal zu einem Wortwechsel zwischen

ihnen gekommen, war sie sich bewußt, daß jene ihre Freundin nicht war und nie sein könne. In der unbefangenen, echt sittlichen weiblichen Würde Agathens sah sie einen beständigen stillen Vorwurf. Schon darum lag ihr daher alles daran, die Stieftochter aus dem väterlichen Hause zu entfernen, wenn die Gegenwart derselben nicht auch sonst noch ihren Plänen hinderlich gewesen wäre.

Der Ruf der schönen und reichen jungen Witwe füllte auch längst die ganze Gegend und war natürlich verlockend genug für die jungen preußischen Offiziere, welche die Besitznahme Schlesiens in die Nähe geführt. Aber die Familie Promnitz hatte seit dem Unglück, das sie durch Moritz' Unvorsichtigkeit betroffen, in so vollkommener Abgeschiedenheit gelebt, daß selten ein Besuch angenommen ward. Auch die Condolenzvisiten nach der Gräfin Tode waren meist nur mit schwarzumränderten Karten erwidert. Die Verbindungen mit der Stadt vollends waren gänzlich abgebrochen.

Der Gewandtheit und Weltkenntniß der Gräfin Aurora aber gelang es, leicht alles wieder in das rechte Gleis zu bringen und den Weg nach Wildeneck weiter

zu öffnen, als er es je gewesen war. Als das gräfliche Ehepaar im Frühling wieder aufbrach, fehlte es nicht an Einladungen für den Sommer, die mit hoffnungsvollem Danke angenommen wurden, und das erste Geschäft Aurorens, als sie auf Wildeneck ankam, war, das lange leer gebliebene Gastzimmer wieder einrichten zu lassen: denn Wildeneck war fast zu weit von Glogau, um für einen bloßen Tagesbesuch bequem zu sein.

Agathe hatte unterdessen ihre Zeit in vollständiger Einsamkeit und in ihrem Kinde bis zu einem gewissen Grade glücklich, aber doch mitunter von bangen Empfindungen beunruhigt, zugebracht. Denn sie hatte kurz vor der Abreise eine Unterredung mit ihrem Vater gehabt, die sie sehr unangenehm berührt hatte. Wir wissen, daß sie den Plan gemacht, ein Waisenhaus zu gründen, was sie besonders zu einem Ehrendenkmal ihrer Mutter bestimmt hatte. Sie hatte, als sie von ihrer traurigen Reise zurückkehrte, ihre Ansprüche auf die funfzehn hundert Thaler, die ihr bei ihrer Heirath jährlich ausgesetzt waren, aufgeben wollen, weil erstlich die Reise viele tausend Thaler gekostet habe und zweitens sie ganz wie in frühern Tagen auf Kosten

ihrer Aeltern lebe. Allein beide Aeltern hatten sich entschieden geweigert, ihre uneigennützige Entsagung anzunehmen. Nun hatte sie, wie schon oben erwähnt, nicht viel über den dritten Theil von ihrem Einkommen gebraucht, da sie in ihrer Einsamkeit sich auf das einfachste kleidete und Charitas noch keines theuern Unterrichts bedurfte. Sie ließ daher den größten Theil des Geldes in ihres Vaters Händen und konnte nun auf eine Summe von drei bis vier tausend Thalern rechnen.

Dazu kam, daß sie seit fünfviertel Jahren als Erbin ihrer Mutter im Besitz eines Kapitals war, das sich ungefähr auf das Vierfache belief. Denn die Mutter hatte in ihrem Testament bestimmt, daß ihr Gemahl so lange er lebe im Genuß der einen Hälfte ihres Einkommens bleiben, die andere Hälfte aber ihrer Tochter zukommen solle. So glaubte nun Agathe über eine Summe von ungefähr zwanzig tausend Thaler gebieten zu können, mit der sich, wie sie meinte, schon ein guter Anfang machen ließe. Der Bauplatz war ausgesucht, und sie dachte so früh als möglich im anbrechenden Frühling den Grund zum Gebäude legen zu lassen. Sie bat daher ihren Vater, als er sich zur Reise nach der

Stadt rüſtete, beſcheiden um die nöthigen Anweiſungen auf ihr Geld.

Er hörte ſie mit einiger Verlegenheit an, vertröſtete ſie auf ſeine Wiederkunft und ſuchte auf verſchiedene Weiſe dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Als aber Agathe nicht nachließ und wiederholt den Wunſch ausſprach, ſchon vor ſeiner Zurückkunft einige nothwendige Ausgaben in Bezug auf ihren Plan beſtreiten zu können, ward er verdrießlich und erklärte ihr endlich in verwirrten Worten, daß er im Augenblick und für die nächſten Monate außer Stande ſei, ihr Anweiſungen auf ſo bedeutende Summen zu geben. Daß die Gräfin, ihre Frau Mutter, ihm mit Thränen geſtanden habe, daß ſie vor ihrer Heirath eine nicht unbedeutende Schuld eingegangen ſei, indem ihre Aeltern ihr das Geld zu den Wohlthaten verweigert hätten, welche die Gebote der chriſtlichen Liebe ihr als Pflicht auferlegt, ſeit ſie den Herrn hätte erkennen lernen; immer habe ſie gehofft, die Schuld durch Erſparniſſe an ihrem eigenen geringen Einkommen abtragen zu können, aber umſonſt. Nun ſei der fromme Mann, der ihr das Geld geliehen habe, durch eine

Feuersbrunst selbst fast an den Bettelstab gekommen, und sie müsse ihm das Geld, das er so edelmüthig ihrer christlichen Liebe vertraut, durchaus wiedererstatten und könne nicht. Darüber habe sie die ganze Nacht geweint, so daß auch er, der Graf, hätte kein Auge zuthun können, und sie habe ihm keine Ruhe gelassen, bis er ihr endlich eine Anweisung auf eine gewisse Summe geschrieben, daß nur dem armen Manne, der ihr das Geld geliehen, kein Unrecht geschehe. Sie habe ihm dazu das Papier ins Bette gebracht und das Licht zur Unterschrift gehalten. Es sei beinahe ein Uhr in der Nacht gewesen, so lange habe er sich geweigert, weil er gerade nicht viel Geld zur Verfügung gehabt und sehr ungern Agathens Theil angegriffen habe. Nun habe er doch endlich schlafen können. Es solle übrigens Agathens Schade nicht sein. Nur ein wenig warten müsse sie u. s. w. u. s. w.

Agathe hörte schweigend, mit niedergeschlagenen Augen und den schmerzlichsten Gefühlen, diese Erklärung an. Sie wollte ihren armen Vater nicht noch tiefer beschämen, aber sie sah von nun an klar, wie die Sache stand und in welche Hände der geistesschwache Greis

gerathen war. Während ihrer winterlichen Einsamkeit hatte sie Zeit genug, darüber nachzudenken, wozu wol ihre Stiefmutter so viel Geld brauche, und wie weit sie wol noch einmal ihren Einfluß auf den alten Mann zu seiner Tochter und Enkelin Nachtheil misbrauchen könne. Dann überschlich sie wol ein gewisses ängstliches Bewußtsein, wie ganz schutzlos sie sei, und ganz leise regte sich die Frage in ihr, ob es nicht doch wohl rathsam sein könne, wenn eine starke Hand sich ihr einmal biete, um Charitas' willen diese Stütze nicht zu verschmähen.

Als jedoch der Frühling mit ihrer Aeltern Zurückkunft nach und nach das Schloß mit Besuchern füllte, die sichtlich ihretwegen kamen, reichte kaum die listige Gewandtheit ihrer Stiefmutter hin, sie nur mit diesem oder jenem ins Gespräch zu bringen. Die plumpen Sitten der Landjunker hatten ihr immer entschieden widerstanden, und unter den Offizieren, deren Uniform der Geliebte einst getragen, war keiner, der sich an Bildung und sittlicher Würde mit dem unvergeßlichen Manne nur vergleichen ließ.

Elftes Kapitel.

Eine neue Welt.

Zu dieſer Zeit ungefähr kam jedoch ein fremder Edelmann in die Gegend, auf den das Geſpräch der Beſucher oft wieder zurückkam, und für den beſonders die Gräfin Aurora ein ſchlecht verhehltes Intereſſe zeigte. Es war dies Graf Erich Balke, urſprünglich aus Schweden, aber mehr in Frankreich und England zu Hauſe, und auch hier zu Lande nicht fremd. Denn einer ſeiner Oheime hatte in Karl's XII. Heere gefochten und ſich mit einer polniſch-ſchleſiſchen Dame vermählt, die ihm beträchtliche Ländereien mitgebracht, welche unmittelbar an das Gut des Grafen von Zeſchau ſtießen. Dieſe waren bei der Theilung der Hinterlaſſen-

ſchaft des kinderloſen Paares einem ſeiner Neffen und zwar dem Grafen Erich Balke zugefallen.

In dieſer Angelegenheit war der junge Cavalier kurz darauf ſelbſt nach Schleſien gekommen und hatte ſich bemüht, das Beſitzthum vortheilhaft zu verkaufen; da dies aber ihm nicht gelang, hatte er ſich begnügt, das Gut zu verpachten, und vor wie nach den Pachtzins in Frankreich, oder wo er ſonſt ein Licht der Cultur ſchimmern ſah, zu verzehren. Jetzt aber, da ihn eben Friedrich's Ruhm nach Berlin geführt, war er wieder hierher gekommen, einen neuen Verſuch zum Verkauf zu machen.

Bei ſeinem frühern Hierſein vor mehr als achtzehn Jahren war er der Gegenſtand des Geſprächs der ganzen Nachbarſchaft geweſen, indem er ſich nach kurzer Bekanntſchaft mit der ſchönen und glänzenden Gräfin Aurora verlobt hatte, von der man auf den Gütern umher unter Hohen und Niedrigen ſich gar viel zu erzählen hatte. Ja, noch vor Kurzem waren die böſen Zungen durch eine kaum verſchleierte Intrigue der ſchon damals nicht mehr ganz jungen Gräfin mit einem franzöſiſchen Abenteurer vom ſchlechteſten Rufe in die vollſte Thätigkeit geſetzt

worden, und manche alte Base wunderte sich des Todes, daß der fremde Graf davon nicht hatte munkeln hören.

Die Verlobung war nach der Sitte der Zeit feierlich begangen und der Hochzeittag festgesetzt, als das Verhältniß plötzlich, und zwar von des Bräutigams Seite, abgebrochen ward, ohne daß die Familie der Braut irgend eine öffentliche Genugthuung in Anspruch zu nehmen wagte. Der Graf behandelte übrigens die ganze Sache mit vollkommener Discretion und reiste ab, ohne den geringsten Versuch gemacht zu haben, sich durch eine Enthüllung seiner Bewegungsgründe zu rechtfertigen. Aurora verließ das älterliche Haus für einige Zeit, und die Sache ward vergessen, bis ihre Vermählung mit dem alten Grafen Premnitz dieses sammt einigen dazwischenliegenden ihrer Abenteuer wieder in das Gedächtniß der Nachbarschaft brachte.

Als die Gräfin Aurora zuerst hörte, Graf Balk sei wieder in die Gegend gekommen, trat bei ihr sichtlich eine Art Spannung ein, ob er sie besuchen oder ihrem einstigen Verhältniß wol noch einen Einfluß zu haben gestatten würde. Ihre Augen strahlten demnach, als eines Morgens seine Kutsche bei ihr vorfuhr und er

franzöſiſch gekleideter Livreebedienter anfragte, ob Seine Gnaden ſich die Freiheit nehmen dürften, der Frau Gräfin von Premnitz ihre Aufwartung zu machen.

Agathe war zufällig bei ihr, als ſie ihn empfing. Sie war einigermaßen erſtaunt zu ſehen, mit welchem Entzücken ſie ihn bewillkommnete, denn ſie wußte kaum, daß ſie ihn früher gekannt, und war vielleicht das einzige weibliche Weſen in der ganzen Umgegend, die nie von der abgebrochenen Verlobung gehört hatte, denn ihre Mutter pflegte alles, was in den Bezirk des Skandals gehörte, ſorgſam ſchon dem kleinen Mädchen fern zu halten. So war ihrer Stiefmutter ganze frühere Geſchichte ihr vollkommen unbekannt geblieben, und es war allein ihr ſittliches Gefühl, was ſie immer auch in Dingen, die ſonſt wol Frauen einander vertraulich mittheilen, von jener fern gehalten, ohne daß ſie ſelbſt recht wußte warum. Uebrigens machte der Fremde auch auf ſie einen angenehmen Eindruck, und ſie hörte den kurzen Bemerkungen des feinen Menſchenkenners und vielgereiſten Weltmanns mit Vergnügen und ſtiller Bewunderung zu. Auch die Befangenheit, mit der ſie ſich anfänglich in ein Geſpräch mit ihm einließ, ſchwand

nach und nach unter ſeinen feinen Sitten und der Gewandtheit, mit der er ſie, ohne die mindeſte Abſicht merken zu laſſen, immer wieder aufs Neue ins Geſpräch zog. Kein langer, ſtaunender Blick, wie ſie kürzlich deren nur zu viel geſehen, zeigte ihr, daß er ihre Schönheit bewundere, und als ihre Stiefmutter ihn beim Abſchiede dringend zur baldigen Wiederholung ſeines Beſuchs aufforderte, war ſie unbefangen genug hinzuzufügen, daß auch ſie ſich freuen würde, den Herrn Grafen wiederzuſehen.

Der fremde Cavalier hatte, da es in der Nähe kein anſtändiges Gaſthaus, ſondern nur Dorfſchenken gab, während der Zeit, daß ſein Geſchäft ihn nöthigte in der Gegend zu verweilen, die Gaſtfreundſchaft einiger benachbarten Edelleute in Anſpruch nehmen müſſen, wie das überhaupt damals in Schleſien, dem Nachbarlande Polens, ſo Sitte war. Er verweilte acht Tage hier, acht Tage dort; die Gräfin Aurora aber ließ ihn nicht ohne das Verſprechen gehen, daß er auch ihr und ihrem Gemahl dieſe Ehre erzeigen wollte, ſobald die ſchon verſprochene Runde abgemacht ſei, und der Graf nahm die gaſtliche Einladung dankbar an.

Ehe aber dieſe Zeit herankam, verſäumte er nicht manchen mehrſtündigen Beſuch zu machen, bei denen Agathe ſich gern einfand und ſogar einigemal, ehe ihre Stiefmutter nach ihr geſchickt hatte, was dieſe jedoch nur ſelten unterließ.

Einmal fand ſie die beiden — der alte Graf ruhte von ſeinen vielen Geſchäften in mehrſtündigem Nachmittagsſchlaf aus — in ein ſo tiefes Geſpräch verwickelt, daß ſie die Eintretende gar nicht gewahr wurden. Es fiel ihr auf, daß der fremde Graf ſich über die Hand der Stiefmutter gebeugt hatte und einen Kuß darauf drückte, während ein liſtiges Lächeln ihr nicht übel kleidete. Agathe trat unwillkürlich zurück und wollte im Nebenzimmer das Ende der vertraulichen Unterredung beſcheiden abwarten. Dies Nebenzimmer war der Hauptſalon des Schloſſes. Es hatte eine Thür nach dem Balkon, auf welchen ebenfalls die Fenſter des andern gingen, das gleicherweiſe zum Empfange beſtimmt war, aber doch mehr zum täglichen Bewohnen und Privatgemach Aurorens diente. Sie trat auf den Balkon, und als, auf- und abgehend, ihr Blick durch die Scheiben eines der Fenſter fiel, ſah ſie die beiden,

den Grafen auf den Knien ein Papier unterzeichnend, wozu ihre Stiefmutter vor ihm ſtehend die Tinte hielt, die ſie ſoeben aus ihrem noch offenen Schreibſchrank genommen.

Kommen Sie herein, Frau Tochter, rief ſie ſogleich Agathen zu. Der Herr Graf ſind heute nur auf kurzen Beſuch gekommen, und die chriſtliche Liebe macht mich ſo unbeſcheiden, ihn gleich mit einer Bitte anzufallen um einen Beitrag zur Collecte für eine arme Familie, für welche ich ſammle, wie ich ſo pflege. Da haben nun der Herr Graf recht generös unterſchrieben. Ja, ja, geben iſt ſeliger als nehmen. Das iſt nun ſeit Jahren meine einzige Vergnüglichkeit in dieſer argen Welt.

Agathe wunderte ſich nicht, noch nichts von der armen Familie gehört zu haben, denn ſie war an die geheimnißvolle Art, mit der ihre Stiefmutter ihre Almoſen austheilte, ſchon gewöhnt. Das kleine ſarkaſtiſche Lächeln des Grafen entging ihr nicht, aber auch dieſes hatte die liebe Unſchuldige ſchon wiederholt auf ſeinem Geſichte geſehen, ohne es zu verſtehen. Kurz darauf nahm er Abſchied mit dem Verſprechen,

nach wenigen Tagen auf längere Zeit wiederzukommen. Und Agathe freute ſich der Ausſicht.

Denn leugnen ließ ſich nicht, daß das dumpfe Einerlei ihres Lebens mit einiger Schwere auf der kaum dreiundzwanzigjährigen Frau lag. Sie nähte, ſtrickte, las, ſie ſpielte auf ihrem alten Klavier. Aber theils fehlte es ihr an Büchern und Noten, theils hatte ſie niemand, ihre unfruchtbare Lektüre oder ihre Muſikübungen zu leiten. Die Unterhaltung in der pietiſtiſchen Geſellſchaft, in der ſie aufgewachſen, war ihr nicht weniger langweilig, als die flache, ſeichte, höchſtens durch einige Frivolitäten gewürzte der Perſonen, welche ſeit ihres Vaters zweiter Heirath in das Schloß eingeführt waren. Ihres Kindes Umgang war ihr einziger Genuß. Aber welcher Verſtändige kann ewig mit einem drei- bis vierjährigen Kinde ſpielen? Des fremden Cavaliers Unterhaltung war nicht weniger belehrend als angenehm. Er war viel gereiſt, ſehr beleſen und durch und durch ein Weltmann. Er wußte mit bewundernswerthem Takt ſeine Erzählungen für beide Damen intereſſant zu machen, und ſogar der alte Herr ſchlief nur ſelten dabei ein. Jedem wußte er etwas Ange-

nehmes zu ſagen, und wenn er ſchmeichelte, ward ſich es nicht bewußt, daß es eben nur eine Schmeichelei war.

Was Agathen aber beſonders günſtig für ihn ſtimmte, war die liebevolle Art, mit welcher er Charitas behandelte, die ein vollkommenes Zutrauen zu ihm gefaßt hatte. Wenn er das Kind auf ſein Knie ſetzte und ihr vom Tower zu London erzählte, und dem furchtbaren Löwen dort, und dem Hündchen, das man ihm hinwarf, und das Zittern des kleinen Thieres beſchrieb, und des Löwen Großmuth und den wachſenden Muth des Hündchens, und die Vertraulichkeiten der beiden, ſchienen die großen, geiſtvollen Augen des Kindes — ach! es waren Moritz' Augen — den Erzähler faſt verzehren zu wollen: und wenn er nun zu dem tragiſchen Ausgang kam, wie das Hündchen ſtarb und der Löwe trauerte und keine Nahrung nehmen wollte, und dann das Kind weinend vom Schooſe des Grafen ſprang, um auf dem der Mutter ſich auszuſchluchzen — da hätte man faſt an eine glückliche Familienſcene denken und den Grafen für den Hausvater halten können.

Dennoch wird es einige meiner Leſerinnen kaum überraſchen, daß es Agathen, jung und unerfahren wie

ſie war, niemals einfiel, den Grafen Balke im Lichte eines Bewerbers anzuſehen. Seine neumodiſche Perrüke, ſeine prächtigen ſeidenen Kleider, ja ſelbſt ſeine galanten Manieren, die fern von aller Geckerei waren, machten in ihren Augen den funfzigjährigen Mann nicht um ein Jahr jünger. Als er demnach einmal, als ſie ſich allein mit ihm befand, die Gelegenheit ergriff und ihr auf die ehrfurchtsvollſte Weiſe ſeine Neigung erklärte und ſeine Hand antrug, war ſie im höchſten Grade überraſcht. Aber ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, wenn auch mit einiger Verlegenheit, erwiderte ſie, daß ſie ihm für ſein Vertrauen danke, daß ſie aber feſt entſchloſſen ſei, ſich nie wieder zu vermählen.

Der Graf jedoch kannte das weibliche Herz zu gut, um ſich durch Mislingen des erſten Anlaufs abſchrecken zu laſſen. Er war nicht ohne Eitelkeit, aber der falſche Stolz vieler Männer, der durch ein Zurückweiſen ihrer Hand durch die Auserwählte beſchämt wird, diejenige Selbſtliebe, die einen ſogenannten Korb für eine Art Beſchimpfung hält, waren ihm gänzlich fremd. Er hatte für den Augenblick kaum ein anderes Reſultat

erwartet. Sein Plan war gemacht, und er blieb ihr während seines Aufenthalts im Schlosse derselbe theilnehmende Freund und angenehme Gesellschafter.

Agathe aber, als sie auf ihrem einsamen Zimmer über die Sache nachdachte, fing an sich Vorwürfe zu machen, — obwol sie sich nicht schuldig fühlte — daß sie es bis zu einem Antrage hatte kommen lassen. Es ist die Folge davon, sagte sie zu sich selbst — denn blos gegen sich selbst war sie stets eine strenge Richterin — daß du dich im Behagen an seinem Umgange so ganz hast gehen lassen und deine Gedanken von deinen Pflichten abgezogen hast! Sie meinte ihren Plan des Waisenhauses darüber vergessen oder vernachlässigt zu haben, obwol im Grunde die Scheu, ihrem Vater wieder von der Sache zu sprechen, mehr Antheil an dem Umstande hatte, daß diese wieder etwas in den Hintergrund geschoben war, als der Besuch.

Sie bezwang demnach diese Scheu und benutzte schon am folgenden Tage eine Stunde des Alleinseins mit ihrem Vater, ihn an sein Versprechen zu erinnern, nach seiner Zurückkunft nach Wildeneck ihren Angelegenheiten volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Dem alten Herrn ſchien zuerſt die ganze Sache wieder entfallen zu ſein. Als ſie in ihrer ſanften, geduldigen Weiſe ihm noch einmal alles auseinanderſetzte, ward er ſehr verdrießlich, murmelte etwas von unnützer Mühe und daß es genug Waiſenhäuſer in der Welt gäbe und dergleichen, verſprach aber doch mit ſeiner Frau zu ſprechen. Als Agathe etwas gereizt darauf erwiderte: Es iſt Ihre Sache, mein lieber Papa, und die meinige, nicht die meiner Stiefmutter — ward er vollends ärgerlich und fragte ſie in einem zornigern Tone, als ſie je von ihm gehört: Ob ſie etwa glaube, daß ihr Geld in ſeinen Händen nicht ſicher ſei? oder daß er ſie darum bringen wolle?

In Thränen, aber mit empörtem Gefühl, ging ſie in ihr Zimmer zurück. Sie kam vielleicht zum erſten Male im Leben ſich ganz verlaſſen vor und die Ueberzeugung kam mit Macht über ſie, daß ein Freund, eine Stütze ihr und Charitas noth thue. Vergebens wartete ſie darauf, daß ihr Vater wieder von der Sache mit ihr ſprechen ſollte: ſie bemerkte ſogar, daß er ein Alleinſein mit ihr vermied. Daß ihr Verlangen aber zur Erörterung zwiſchen den Eheleuten gekommen war,

konnte ſie wol an der Gräfin Aurora erhitztem Geſicht und gezwungenem Betragen gegen ſie ſelbſt erkennen. Letztere überzeugte ſich jedoch, daß es noch ſtrengerer Maßregeln bedurfte, die Stieftochter aus dem Hauſe zu treiben und das Feld allein zu behaupten.

Graf Balke hatte unterdeſſen ſeinen Verkauf abgeſchloſſen und erklärte, die Gegend in kurzer Zeit verlaſſen zu wollen, um nach Paris zurückzukehren. Ein kleiner Ausflug von ein paar Tagen war noch zur Uebergabe nothwendig. Er konnte ruhig das Feld der Gräfin Aurora auf einige Zeit allein überlaſſen, denn er kannte ſie zu gut, nicht zu wiſſen, daß ſie alles daranſetzen würde, der Verpflichtung zu entgehen, ihm einen gewiſſen Schein zurückzuſtellen, in dem er ihr auf ſein Ehrenwort verſprochen, ihr eine Summe von tauſend Thalern auszuzahlen, wenn es ihr gelänge, ihre Stieftochter zum Jawort zu beſtimmen.

Der eroberte Theil von Schleſien war ſchon ſeit Jahren eine preußiſche Provinz. Die Inſtitutionen des geſammten Königreichs wurden jedoch nur allmählich hier eingeführt, und jetzt gerade war der Zeitpunkt gekommen, in der neuen Provinz eine Veränderung in

das Justizwesen zu bringen. Ein neuer Justizbeamter war von Berlin hergeschickt und Rauschwitz ihm als Wohnort angewiesen. Schwer aber, ja unmöglich war es, sogleich eine passende Wohnung für ihn zu finden. Mehrere der gastfreundlichen Gutsbesitzer der Umgegend hatten ihm ein paar Zimmer in ihren Schlössern angeboten. Aber er hatte alle Einladungen höflichst abgelehnt, da er sich auf keine Weise abhängig machen wollte. Dagegen bezog er ein paar elende Stuben im Wirthshause, die für den feinen, gebildeten Mann wenig paßten.

Aurora hatte schon wiederholt sich bemüht, Agathen zum Umzug in das Schloß zu bestimmen, aber umsonst. Jetzt aber fing sie an gegen ihren Gemahl mit Eifer von der Unwürdigkeit zu reden, den fremden Herrn, der noch dazu von Adel sei, in einer Schenke wohnen zu lassen. Ihr Schloß stehe halb leer, und wenn Agathe nicht so eigensinnig wäre, könne man ihm den Pavillon abtreten. Umsonst werde er ihn nicht annehmen, aber man könne das Miethsgeld ja den Armen geben und sich so noch Gotteslohn verdienen.

Allein der Graf war diesmal nicht dazu zu bringen,

Agathen den Vorſchlag zu machen. Die ganze Idee des Vermiethens widerſprach ſeinem edelmänniſchen Gefühl. Ueberdem konnte er, ſeit dem Unglück ſeines Schwiegerſohnes, die preußiſche Juſtiz und ihre ſämmtlichen Beamten nicht mehr leiden, obwol ſie wenig genug mit dem Kriegsgericht zu thun hatten, das Moritz verurtheilt. Genug, er blieb diesmal feſt, und die Gräfin Aurora beſchloß, ſelbſt mit ihrer Stieftochter zu ſprechen und der Sache ein Ende zu machen.

Agathe ward nicht wenig durch einen Beſuch ihrer Stiefmutter überraſcht. Mit empörtem Herzen, aber mit reſpectvollem Ton, weigerte ſie ſich entſchieden ihren Zufluchtsort zu verlaſſen. Doch dieſe ließ kein Mittel unverſucht.

Frau Tochter, ſagte ſie, es iſt eine Sünde und Schande, einen würdigen Edelmann ſo zu behandeln, wie wir ihn behandeln. Und eine Verſündigung gegen unſern lieben Herrn Jeſus iſt's, daß wir den Armen das Miethsgeld entziehen, das wir für dieſen Pavillon haben könnten. Für mich aber iſt es die bitterſte Kränkung, daß Sie nicht im Schloſſe und mit mir unter Einem Dache wohnen wollen. Muß nicht die

ganze Welt denken, ich bin's, die Sie aus Ihrem Vaterhause hinausgestoßen hat? und was denken Sie wol, was die Nachbarschaft davon sagt, daß eine junge Dame hier so ganz allein haust, wo niemand sie und ihre Ehre bewahren kann? Es wird schon genug geklatscht und geflüstert. Freilich die Frau Tochter müssen wol ihre Gründe dazu haben! Nicht daß ich etwas gegen Sie sagen wollte! Aber die Leute sind nicht alle von so zartem Gefühl und so schonend, wenn es die Ehre einer jungen Frau gilt. Ich will die Frau Tochter nicht beleidigen, aber ich kann es nicht leugnen, ich habe in der Kirche schon so manchmal die Leute die Köpfe zusammenstecken sehen und flüstern hören, wenn die Frau Tochter hereintritt.

Agathe saß wie betäubt von dem Wortschwall, der sich über sie ergoß. Aber dieser letzte Streich war zu viel. Sie brach in Thränen aus und, die Hände ringend, mit leisem Ton in die Worte: O meine Mutter, meine Mutter!

Da stürzte die kleine Charitas, die im Nebenzimmer gespielt, aus der bald offen stehenden Thür, die Händchen geballt, und rief in kindischer Wuth: Du böse

Frau! ſei ſtill! du ſollſt meine Mama nicht immer zu weinen machen!

Die Gräfin Aurora ſtand da in ſprachloſem Grimm. Agathe faßte das Kind ſchnell, rief aus dem Fenſter die Wärterin und übergab es ihr mit dem Beſcheide, die ſchreiende Kleine in den Garten zu tragen; allein das Ungewitter brach nun erſt in vollſter Macht über ſie aus.

So, Frau Tochter, das iſt die chriſtliche Auferziehung, die Sie Ihrem Kinde geben? So hetzen Sie ſie gegen die arme Frau auf, die Ihr Vater Ihnen zur Mutter gegeben, und der Sie doch mindeſtens Reſpect ſchuldig ſind, und wenn Sie auch alle ihre Liebe und Sorge mit der ſchwärzeſten Undankbarkeit belohnen?

Frau Mutter, unterbrach Agathe die Beleidigte begütigend, Sie irren ſich wahrhaftig. Nie hab' ich gegen mein Kind über Sie geklagt. Verzeihen Sie der Kleinen, die aufgeregt ward, weil ſie mich weinen ſah.

Ja, Thränen des Vorwurfs ſieht ſie Sie weinen. Wenn das nicht Aufhetzerei iſt, ſo weiß ich nicht, was es iſt. O Agathe, Agathe, fuhr ſie ſelbſt nun in ſtets zu Gebote ſtehende Thränen ausbrechend fort, iſt es

Ihnen nicht genug, daß Sie mich bei meinem lieben Manne anſchwärzen, ſo daß er mir alle ſeine Liebe entzieht und in nichts mehr meinen Rathſchlägen folgen will! Wie unglücklich iſt doch eine Frau, wenn andere zwiſchen ſie und ihren theuern Ehegemahl treten.

Frau Mutter, rief Agathe, dies iſt eine furchtbare Beſchuldigung. Nie habe ich nur ein Wort gegen Sie gegen meinen Vater geſagt. Nie gegen irgend jemand.

Aber der Strom der Rede der planmäßig erhitzten Frau floß immer weiter. Wie lieb und friedlich leben wir zuſammen, wenn wir allein ſind! Ich wollte mir keinen beſſern Gatten wünſchen, und wenn er auch zweimal ſo alt iſt als ich. Und ich will mich nicht rühmen, aber das wird mir jeder laſſen: er könnte keine Frau haben, die beſſer und liebevoller für ihn ſorgte. Aber wenn andere dazwiſchentreten, wenn andere ſich einmiſchen . . .

Frau Mutter, unterbrach ſie Agathe, um dem beleidigenden Geſpräch womöglich ein Ende zu machen, wenn Sie meinen Einfluß auf meinen Vater zu verhindern wünſchen, warum wollen Sie mich durchaus

aus meiner Einsamkeit herausziehen? Warum gönnen Sie mir nicht den stillen Frieden, in dem ich hier lebe?

Warum? fuhr jene heraus, und ein satanisches Lächeln verzog ihr Gesicht — das will ich Ihnen sagen, gnädige Frau Wittib von Hohenhorst! Weil ich den Skandal nicht länger dulden will. Weil alle Welt weiß, daß es ganz wider die Natur ist, daß junge Witwen jahrelang in vollständiger Abstinenz leben, und daß der Teufel ihnen so wenig Ruhe läßt, wie den katholischen Nonnen in ihren Klöstern, wenn nicht eine ältere gottselige Frau sie bewacht oder die Furcht vor dem bösen Leumund sie zurückhält. Hier im einsamen Gartenhäuschen freilich sind die Frau Tochter ganz ungestört. . . .

Agathens schöne unschuldige Augen hatten das ingrimmige Weib beim ersten Ausbruch in diese gräßlichen Worte staunend und mit gänzlichem Unverständniß angeblickt. Plötzlich ging ein trübes Licht in ihr auf, was sie mit ihren giftigen Reden meinen könne. Sie erhob sich schnell im vollen Stolze weiblicher Würde.

Ich würde mich erniedrigen, wenn ich Sie weiter anhörte, sagte sie mit einem Blick der tiefsten Verachtung, ging in das anstoßende Schlafzimmer und

riegelte die Thür hinter ſich zu. Sie ſtemmte beide Hände vor die Ohren, um die Schmähworte nicht zu verſtehen, welche jene ihr nachſchickte. So ſank ſie in ihren Lehnſtuhl und ſaß hier lange zitternd und bleich, bis ſie endlich die äußere Thür des Pavillons zuſchlagen hörte und ſicher ſein konnte, daß das Gift der gefährlichen Schlange ſie nicht mehr beſpritzen würde.

Nun kehrte ſie in ihr Wohnzimmer zurück, in der Hoffnung, ſich in dem größern Gemach weniger beengt zu fühlen. Sie ging auf und ab, blieb ohne hinauszuſehen am Fenſter ſtehen und ging von Neuem auf und ab; aber ihre Aufregung wollte nicht nachlaſſen. Was kann ich thun, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, mich vor dieſem ſchrecklichen Weibe ſicherzuſtellen? Ich kann, ich darf nicht mehr mit ihr leben. Und muß ich allein in die fremde Welt hinaus, ich Unerfahrene! muß ich ſchutzlos aus dem Vaterhauſe und den armen alten Mann in ſolchen Händen laſſen!

In heftiger Bewegung ſchritt ſie auf und nieder. Eben trat ſie an ein Seitenfenſter. Es ſah in einen kurzen Baumgang hinab, der nach einem großen eiſernen Gitterthor führte; die Landſtraße lief dort vorbei. In

der offenen Pforte ſtand Charitas mit der Wärterin, die das Kind gern dorthin führte, weil die zufällige Frequenz des öffentlichen Wegs ſie mehr intereſſirte als die Stille des Gartens. Eben kam ein Reiſewagen vorbeigefahren. Es war die Kutſche des Grafen Balke, der von ſeinem Ausfluge zurückkehrte.

Agathe ſah wie das Kind ihn erkannte und jubelnd hinauslief, ſah wie der Graf ſich aus der Kutſche herausbog, die Kleine hineinhob und auf ſein Knie ſetzte, indem er der Wärterin andeutete in den Garten nach der Schloßthür zurückzugehen und die Kleine dort in Empfang zu nehmen. Es war ihr als höre ſie Cary's helle Stimme jauchzen.

Sie verſank in ein tiefes, wehmüthiges Nachdenken. Vielleicht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, vielleicht hätte ich doch nicht Nein ſagen ſollen. Er wäre meinem Kinde ein weiſer, gütiger Vater und mir ein Führer und Beſchützer durchs Leben geweſen. Aber es iſt nun zu ſpät.

Nur eine ſo reine, unſchuldige Seele, nur ein ſo von jedem Anfluge von Koketterie freies Weib konnte glauben, daß es „zu ſpät" ſei. — Der erfahrene Freier wußte dies beſſer. Beim Wiederſehen ruhte ſein Blick

ſo oft mit liebevoller Theilnahme auf ihrem blaſſen Geſicht, daß ſie kaum unvorbereitet ſein konnte, als er ſchon am folgenden Tage ihre weichere Stimmung zu einer Wiederholung ſeines Antrags benutzte. Er warb aufs Neue und diesmal ſagte Agathe nicht Nein. Sie bat um ein paar Tage Bedenkzeit. Schon am folgenden Morgen ſtellte ſich der ungeduldige Freier im Pavillon ein, warb zum dritten Male und — erhielt das Jawort. Als er entzückt ſie in ſeine Arme ſchloß, ſagte ſie unter Thränen, an ſeine Bruſt gelehnt: Mein theuerer Freund, ſeien Sie mein Führer, mein Beſchützer, mein Gebieter, ſeien Sie der gütige Vater meiner armen Waiſe! Ich will Ihnen eine treue, liebende, gehorſame Gattin ſein.

Agathe verſchwieg demnach ihrem eifrigen Bewerber nicht die Motive, die ſie zur Einwilligung beſtimmten, und war ſich bewußt, mit vollkommener Redlichkeit zu handeln. Der Graf hätte freilich wol vorgezogen, von dem ſchönen Weſen wie Moritz geliebt zu ſein; allein er war dennoch zufrieden. Denn alle ſeine weltmänniſchen Erfahrungen hatten ihm nicht den Glauben an weibliche Tugend geraubt; auch wußte er wohl, daß ein funfzigjähriger Mann nicht mehr zur Jugend gehört,

und eine enthusiastische, schwärmerische, das ganze Herz füllende Liebe hielt er für eins der precären Privilegien derselben, das nothwendig in Täuschung enden müsse.

Vielleicht tröstete ihn auch das Bewußtsein, wie wenig rein seine eigenen Motive bei der Bewerbung um die Hand der schönen Witwe gewesen waren. Allerdings wünschte er insbesondere sich in ihr für seine alten Tage eine schöne, liebevolle und vollkommen sittsame Frau zu sichern. Allein daß die Tochter des Grafen von Promnitz und der Gräfin von Reuß eine reiche Erbin war, wußte die ganze Landschaft. Der Graf aber hatte durch Reisen, verschwenderische Einkäufe von Kunstwerken und ein durch Genüsse aller Art gewürztes pariser Garçonleben sein Einkommen sehr bedeutend geschmälert. Eine reiche Heirath schien ihm daher das Rathsamste. In Frankreich war dies ein bedenklicher Punkt. Obwol durch und durch Franzose geworden, an Bildung und Denkungsart, war er doch in Einem Punkte vollkommen Schwede geblieben. Er verlangte Reinheit und strenge Sittsamkeit von seiner Gemahlin. Auch das Gefühl fehlte ihm nicht, was er einer solchen, wenn sie von vornehmer Geburt war,

ſchuldig ſei. Er verabſchiedete daher, ehe er Paris verließ, die junge Schauſpielerin, die er bisher unterhalten, mehr weil es ſo Mode war, als weil er an ihr hing — und wußte ſie, ohne daß es ihm ein bedeutendes Geldopfer koſtete, bei einem Freunde vortheilhaft unterzubringen. Auf der Reiſe nach Deutſchland, die er wegen des Gutsverkaufes unternehmen mußte, wollte er ſich nach einer Gemahlin umſehen und hatte nun mit unerwartet glücklichem Erfolge ſein Ziel erreicht.

Agathens Geldangelegenheiten brachte der Graf bald mit den Schwiegereltern in Ordnung. Ihm ward von Aureren ohne Weigerung bewilligt, was Agathen verſagt ward. Denn ſie wußte, daß er wiſſen würde, es zu erzwingen, und überdem hatte ſie nun den alten Herrn, der immer geiſtesſchwächer zu werden ſchien, ganz allein in Händen.

Agathe hatte ſich zu der Stiefmutter, ſeit jenem gräßlichen Anfall, in ein vollkommen fremdes, würdiges Verhältniß geſtellt und war ſeitdem nie allein mit ihr geweſen. Aber mit tiefem Mitleid dachte ſie an ihren armen Vater und ſuchte durch kindliche Liebkoſungen

auch ſeine frühere Zärtlichkeit zu wecken. Einmal — es war drei Tage vor ihrer Hochzeit — wollte ſie ihn in ſeinem Cabinette beſuchen, ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Sie öffnete leiſe die Thür, um ihn nicht zu wecken, im Fall er etwa eingeſchlafen ſei. Da ſah ſie ihre Stiefmutter vor dem Tiſche ſtehen, auf dem einige angekommene Briefe ausgebreitet lagen, die der Bote ſoeben von der Poſt des nächſten Städtchens abgeholt und auf das Schloß gebracht hatte. Gräfin Aurora ſtand mit dem Rücken der Thür zugekehrt, aber der gegenüberhängende Spiegel zeigte Agathen ein hochrothes, zorniges Geſicht, ihre Augen auf einen Brief gerichtet, den ſie in der Hand hielt.

Bei dem leiſen Geräuſch, das Agathens Eintritt verurſachte, wendete ſie ſich haſtig und zerdrückte heftig den Brief in der geballten Hand; dann fuhr ſie eben ſo haſtig auf ein Briefcouvert los, das vor ihr auf dem Tiſche lag, und zerriß es in tauſend Stücke.

Iſt mein Vater nicht hier? fragte Agathe leiſe.

Er ſchläft noch, erwiderte die Stiefmutter ebenſo und ohne ſie anzuſehen.

Die junge Frau trat an den Tiſch, ſah die Auf-

ſchriften der angekommenen Briefe an, ob vielleicht etwa einer an ſie darunter war. Dann entfernte ſie ſich leiſe, wie ſie gekommen, ohne aber ihrer Stiefmutter leidenſchaftliche Bewegung lange nachzudenken. Denn ſie war ſchon an eine ähnliche bei ihr gewöhnt. Erſt viele, viele Jahre ſpäter hatte ſie Urſache, ſich dieſer Scene und eines andern Umſtandes zu erinnern, der nur zu genau damit zuſammenhing, obwol ſie zur Zeit keine Ahnung davon haben konnte.

Die Gräfin Aurora fuhr noch am nämlichen Nachmittage nach der Stadt, um eine goldene Kette ſelbſt abzuholen, die der Graf ſeiner Tochter zum Hochzeitsgeſchenk beſtimmt hatte, weil der Goldſchmied, der ſie am Morgen zu ſchicken verſprochen, nicht Wort gehalten hatte. Vergebens ſuchte der Graf ſie abzuhalten, da bis zur Hochzeit noch zwei bis drei Tage Zeit waren. Sie ließ ſich nicht halten. Sie war kaum fort, als die Kette ankam. Die Gräfin kam aber erſt ſpät Abends wieder.

Agathe verließ Wildeneck mit ſchwerem Herzen. Alle Erinnerungen ihrer Jugend knüpften ſie daran. Es war der Schauplatz ihres kurzen Glücks geweſen,

war die Grabstätte ihrer geliebten Mutter und ach! die entheiligte Heimat ihres armen alten Vaters. Aber sie hatte keinen Augenblick Ursache, ihren Entschluß zu bereuen. Ihr Gemahl behandelte sie liebreich und achtungsvoll und war ihrem Kinde ein gütiger Vater. In seinem nähern Umgange entfaltete sich ihr Geist wie in dem von Moritz, nur auf andere Weise, in wundersamer Schnelle. Er bereiste mit seiner jungen Gemahlin die Schweiz und Italien, ehe er sich in Paris mit ihr niederließ, und unter seiner Führung wurden diese Reisen eine wahre Bildungsschule für die junge Frau. Sie gewann ihren Gatten mit jedem Tage lieber, und ihr eifriges Bestreben war, sich in allen Dingen nach ihm zu richten und ihren Willen immer dem seinen unterzuordnen. Nur ihre Anschauungsweise ward, je mehr sie sich ausbildete, der seinen entschiedener entfremdet, denn das moralische Princip lag allen ihren Ansichten und Urtheilen zum unerschütterlichen Grunde, während eine feine Selbstsucht die Basis seines Denkens und Handelns war.

Der Graf aber suchte seine Gemahlin, nachdem er sie näher hatte kennen und achten lernen, auf keine

Weiſe in ihrer Denkart zu erſchüttern. Vielmehr hütete er ſie ſorgfältig in der frivolen Geſellſchaft von Paris vor allem, was ſie verletzen konnte, und war befliſſen, ſie nur in Kreiſe einzuführen, wo, wenn nicht die ſtrengſten Sitten, doch ein durchaus moraliſcher Anſtand herrſchte. Agathe athmete freier und war froh, daß ſie nicht mehr in Wildeneck war. Als aber ihr Gemahl ihr mehr und mehr von Aurorens Vergangenheit enthüllte, dankte ſie Gott, daß er ſie dem giftigen Einfluß dieſes furchtbaren Weibes bei Zeiten entzogen habe.

Der Graf geſtand lachend, von der Schönheit dieſer Kokette einmal in das Netz gezogen zu ſein. Früh genug aber habe er ihren Unwerth entdeckt, ſei jedoch in Verlegenheit geweſen, auf welche Weiſe ſich die ſchon feierlich eingegangene und bekannt gemachte Verlobung wol wieder löſen laſſe. Da habe ihm glücklicherweiſe ein zufällig gefundener Brief volle Berechtigung gegeben. Aurora hatte ſich ſchon vor einer Anzahl Jahren, als ihre Jugend ſie vielleicht noch zu einem Gegenſtande des Mitleids machte, mit einem Franzoſen, einem Spieler von Gewerbe, den ſie in Wien kennen gelernt, in ein

Verhältniß eingelaſſen, das ſie ins Verderben ſtürzte. Eine feile Kammerfrau mußte ihre Schande decken. Die junge Gräfin hatte durch ihre Intriguen und den Einfluß ihrer Aeltern Mittel gefunden, einem nichtswürdigen Candidaten, der eine Schulmeiſterſtelle in der Nachbarſchaft bekleidete, eine Pfarre zu verſchaffen, und daran die Bedingung geknüpft, daß er ihre Zofe heirathe. In dieſer verworfenen Familie wuchſen ihre Kinder auf. Schon als dieſe noch klein waren, fand ſie es ſchwer, die nöthigen Ausgaben zu beſtreiten und dabei die ewigen Anſprüche zu befriedigen, welche das erkaufte Aelternpaar an ſie machte. Dazu kam, daß ihr alter Liebhaber, dem ſie von Zeit zu Zeit noch in dieſem oder jenem Bade begegnet war, ehe ſie ſich den Frommen zugeſellt hatte, ſich jedesmal, wenn er Unglück im Spiel gehabt, mit der Bitte um ein Darlehn an ſie wendete, und ſelten nur ohne eine verſteckte Drohung einer Veröffentlichung gewiſſer Briefe im Weigerungsfalle. Als nun gar ihr älteſter Sohn heranwuchs und für ſein Fortkommen geſorgt werden mußte, wußte ſie nicht aus noch ein. Dies war die Zeit ihrer Vermählung mit dem alten Grafen von Promnitz, und

gab eine Art Aufschluß über ihre geheimen Wege, ihre Wirthschaftsersparnisse und unersättliche Geldgier.

Ob Graf Balke, als er vor seiner jungen Gattin den Vorhang wegzog, der ihr dies schmutzige Gemälde verhüllte, ihr auch das Versprechen mittheilte, welches er ihrer Stiefmutter schriftlich gegeben, auf welche Weise er ihre Mitwirkung zur Erreichung seiner Absichten auf Agathens Hand belohnen wolle, muß ich fast bezweifeln.

Agathe war zwei Jahre verheirathet, als ihr Vater starb. Der Graf war äußerst bestürzt, als bei Eröffnung des Testaments des alten Herrn sich ergab, daß der schwachsinnige Mann seine Gemahlin im vollen Nießbrauch seines sämmtlichen Vermögens gelassen, und Agathen nur ein geringes Kapital vermacht war. Die Kosten seiner Reisen und seines Haushalts hatten sein Einkommen überschritten, und er hatte bedeutenden Schulden nicht entgehen können, die er durch den nicht mehr fernen Tod seines Schwiegervaters zu decken hoffte. Agathe trat zwar nun in vollen Besitz des Vermögens ihrer Mutter, aber dies schien kaum ausreichend, und bedeutenden Verlegenheiten wäre kaum

zu entgehen geweſen, wenn ſich nicht ganz unerwartet ein Ausweg gezeigt hätte.

Graf Balke hatte in Schweden einen entfernten Verwandten, Graf Kronhelm mit Namen, dem noch vor Kurzem drei blühende Söhne zur Seite ſtanden. Einen davon, der vermählt aber kinderlos war, hatte vor ein paar Monaten in einem frivolen Duell eine Piſtolenkugel getödtet. Ein zweiter war zur nämlichen Zeit in franzöſiſchem Kriegsdienſt gefallen. Den dritten raffte ein Nervenfieber hinweg, und dem alten Vater brach darüber das Herz nach ſo kurzer Krankheit, daß der entfernte Vetter nicht einmal Zeit gehabt hatte, vom Tode des jüngſten Sohnes zu hören, und die Nachricht vom Tode beider zugleich in Frankreich eintraf. Graf Balke war der nächſte Erbe und ſah ſich gänzlich unerwartet im Beſitze bedeutender Güter. An das Vermächtniß aber war im Teſtament des ſterbenden Greiſes die Bedingung geknüpft, den Namen Kronhelm anzunehmen, der nicht ausſterben ſollte.

Der Graf dachte mit Widerwillen daran, nach Schweden zurückzukehren, was zur Beſitznahme der Güter durchaus nothwendig war. Er war ſeinen Grund

ſätzen nach Royaliſt. Die in Schweden herrſchende Oligarchie war ihm im Grunde der Seele verhaßt. Einen König, wie der altersſchwache Friedrich von Heſſen war, ein Spielball der abwechſelnd herrſchenden Parteien, und heute von der Brutalität des ruſſiſchen, morgen von der Unverſchämtheit des franzöſiſchen Geſandten gemishandelt, verachtete er. Den Sitten Schwedens war er längſt entfremdet. Der hohe Adel, von dem ein Theil im Solde Englands und Rußlands und der andere im Solde Frankreichs ſtand, ſchien ihm verderbter als der franzöſiſche, ohne durch die gefälligen Sitten des letztern zu verſöhnen. Als er das letzte Mal zum Beſuche in ſeinem Vaterlande war, hatten ſich eben dieſe übermächtigen Magnaten in zwei gleich feile Parteien geſpalten, und ſeine Freunde hatten ſich vergeblich bemüht, ihn mit hineinzuziehen. Seitdem hatte einer nach dem andern unter dieſen ſein Haupt auf das Schaffot legen müſſen, während andere unter ihnen zu hohen Würden geſtiegen waren, je nachdem die Hüte oder Mützen den Sieg davongetragen hatten. Die Stürme dauerten fort: der alte Marionettenkönig ſaß noch immer auf ſeinem wankenden Throne,

und keine Ausſicht auf ruhigere Zeiten war zu erſpähen.

Der Graf beſchloß daher, da der Umzug für den Augenblick durchaus nothwendig ſchien, ſeinen Aufenthalt im barbariſchen Norden ſo kurz als möglich zu machen. Seine Gemahlin war williger als er zu gehen. Sie wünſchte den beiden kleinen Knaben, die ſie ihm geboren, ein Vaterland zu geben. Gleich im Anfang unſerer Erzählung aber haben wir angedeutet, wie der Aufenthalt der Familie Kronhelm in Schweden, denn ſo hieß dieſe von jetzt an, unwillkürlich ſich verlängerte.

Zwölftes Kapitel.

Familienſcenen.

Wir haben nun unſern Leſer zu dem Zeitpunkt zurückgeführt, in dem wir die Gräfin Agathe Kronhelm in einer ſeltſam aufgeregten Stimmung zurückgelaſſen haben. Man hätte denken ſollen, daß die politiſchen Verhältniſſe und die ihr ſittliches Gefühl empörenden Zuſtände ihres neuen Vaterlandes ihre unumſchränkte Theilnahme in Anſpruch genommen hätten, und in der That drängte der Antheil, den ſie daran nahm, auch ihre beleidigte mütterliche Empfindlichkeit einigermaßen in den Hintergrund, nur daß das ſeltſam myſtiſche Dunkel des Hauslehrers, den ſie übrigens wenig ſah, nicht aufhörte ſie zu beunruhigen.

Die Frechheit der Hüte, d. h. der triumphirenden Partei, ſchien ihre äußerſte Höhe erreicht zu haben. Die Ernennung eines Ausſchuſſes unter den Ständen, der zugleich geſetzgebende wie ausführende Macht war, und eine unumſchränkte Gewalt in die Hände einer von Grund aus verderbten Adelsoligarchie gab, und dem Könige vollends den letzten Fetzen ſeines Purpurs abriß, während ſie das Volk in Feſſeln ſchlug und jeden Proteſt, ja jede Klage als Verbrechen ſtrafte, hatte den Frevelmuth der Hüte zu ſeiner Höhe gebracht. Graf Kronhelm hatte ſich in den erſten Jahren beiden Parteien fern zu halten geſucht, ſich aber dennoch im Laufe der Zeit mehr den Mützen angeſchloſſen, da dieſe, als die für den Augenblick minder Mächtigen, die königliche Würde doch noch einigermaßen aufrecht zu erhalten ſuchten. Er wußte, ſie wären von Rußland erkauft, wie jene von Frankreich. Seine perſönliche Sympathie für das letztere beſtach ſein Urtheil nicht. Es ſchien ihm für Schweden eine ſo viel beſſere Politik, ſich in friedlichen Verhältniſſen zu dem gefährlichen ruſſiſchen Nachbarlande zu halten, als mit franzöſiſchem Gelde eine Armee zu beſolden, um dies Nachbarland zu be-

kriegen, daß ihn ſeine Wirkſamkeit in dieſem Punkte mit den Mützen verband. Deſto mehr verdroß es ihn aber, als er die Verworfenſten ſeiner eigenen Partei mit den Hüten ſich vereinigen ſah, den ſchwachen König dazu zu bringen, ſich den Gegnern Friedrich's des Großen zuzugeſellen. Er ließ ſich beſtimmen, ſich, obwol mit großer Vorſicht, den Grafen Brahe und Horn anzuſchließen, die heimlich bemüht waren, wenn nicht einen Umſturz, doch eine Verbeſſerung der Verfaſſung zu Wege zu bringen.

Um dieſe Zeit ſtanden, des Druckes müde, auch die Bauern endlich auf, und Agathe ſah deutlich, wie erſt jetzt Mannsfeld's Intereſſe recht rege wurde. Wenn er in ſeinen Geſprächen mit ihrem Gemahl mit edler Wärme die Rechte des Volks vertheidigte und jener ſeine „Rouſſeau'ſchen Anſichten", wie er es nannte, mit monarchiſch-ariſtokratiſchen Principien widerlegte, hörte ſie aufmerkſam zu, und eine innerliche Stimme ſagte ihr: gerade ſo würde mein Moritz gedacht, gerade ſo würde er geſprochen haben.

Die Bewegungen der Landleute wurden bald unterdrückt, und ihre Anführer ins Gefängniß geworfen,

wenn sie nicht durch Flucht sich retteten. Bald aber ward man inne, daß das Gefühl der ganzen Nation sich empört habe. Beim Anbruch des neuen Jahres wurden Männer aus allen Ständen verhaftet, Offiziere, Geistliche, Beamte und einige davon nach kurzem Proceß zu schimpflichen Leibesstrafen verurtheilt, andere grausam hingerichtet.

Agathe war außer sich. Sie sehnte sich mehr und mehr aus der Nähe der blutigen Schaubühne hinweg in ihre ländliche Einsamkeit. Schon im Mai, als der Schnee noch hoch in den Straßen Stockholms lag, brach sie mit den Kindern und ihrem Lehrer nach dem Landhause auf, wo sie mindestens den täglichen Nachrichten von neuen Gewaltstreichen entging. Die Knaben jubelten. Der Graf selbst bestimmte seine Gemahlin zu so frühem Umzug, und seine Verbindung mit den Führern der verdächtigen Bewegungen waren so geheim und so leise, daß sie ohne eigentliche Besorgniß ihn verlassen konnte. Der Graf wollte erst, sie solle mit den Kindern Rörkrita, eins der großen Kronhelm'schen Familiengüter, beziehen, das, im Innern des Landes liegend, ihr für den Sommer die schönsten Aussichten

bot. Allein ſo weit wollte ſie ſich von ihm nicht entfernen. Sie hatte keinen Grund für ſeine Sicherheit beſorgt zu ſein. Und doch war es ihr plötzlich, als thue ſie ihm Unrecht, als ſie ihn ganz allein unter ſo gefährlichen Verhältniſſen zurückließ. Sie brach in Thränen aus, als ſie von ihm Abſchied nahm, ohne ſich ihr Angſtgefühl ſelbſt erklären zu können. Sie ſah, daß auch Mannsfeld in einer gewiſſen Spannung war und die Stadt mit Widerwillen zu verlaſſen ſchien.

In dem einſam häuslichen Leben, das die Familie in dem ziemlich beſchränkten Landhauſe führte, ſolange die Witterung den Aufenthalt im Freien beſchränkte, konnte er ſich freilich ihrer Geſellſchaft nicht ſo entſchieden wie früher entziehen. Ohne irgend einen Plan, ja ohne einen beſtimmten Vorſatz zu haben, wendete Agathe ihre ganze Liebenswürdigkeit an, die eigenthümlich zurückhaltende Stimmung dieſes ſeltſamen Miſanthropen zu beſiegen. Die Anhänglichkeit der Kinder an ihn ſchien mit jedem Tage zu wachſen. Es war bewundernswürdig, mit welchem Takt er ſeine Herablaſſung zu ihnen mit dem richtigen Maß von Strenge zu vereinigen wußte.

Beſonders hing Charitas mit unverhehltem Enthu-

siasmus an dem Lehrer. Ihr Geist hatte sich schon während der wenigen Monate bedeutend unter seiner Leitung entwickelt. Sie las viel und mit tiefem Interesse; aber jedes Buch ward sogleich bei Seite gelegt, wenn Mannsfeld eintrat. Seine Meinungen, seine Ansichten, selbst in den gewöhnlichen Dingen des Lebens, waren die ihren geworden, ohne daß sie es wußte. Sie hatte immer eine Vorliebe für die rothe Farbe gehabt; seit sie aber einmal Mannsfeld hatte sagen hören, er ziehe blau vor, neigte auch sie dazu, ohne daß jedoch der mindeste Anflug von Mädchenkoketterie sich hineinmischte; denn es war Erich, den sie bestimmte seinen Hut mit einem blauen Bande zu schmücken, statt des rothen, das er früher auf ihren Rath gewählt hatte. Gegen ihre üble Gewohnheit, beim Gehen zu lärmend aufzutreten, hatte die Mutter oft angekämpft. Ein paar mißfällige Bemerkungen Mannsfeld's über ihren stampfenden Gang, der einem weiblichen Wesen übel kleide, reichten für sie hin, sich um einen leisern Gang zu bemühen. Sie pflegte, wie das bei Mädchen ihres Alters häufig der Fall ist, ungern spazieren zu gehen und überhaupt sich gern allen Leibes-

übungen zu entziehen, nun aber ſchloß ſie ſich freiwillig den Streifereien an, die Mannsfeld mit den kräftigen Knaben vornahm, und behauptete, nichts thue ihr wohler als körperliche Bewegung.

Gleich von Anfang hatte ſie Theil an der lateiniſchen Stunde genommen, die er den Knaben gab; natürlich aber hatte ſie die Brüder ſo bald hinter ſich gelaſſen, daß er den Unterricht der Geſchwiſter darin, wie in allen übrigen Dingen, trennen mußte. Auch engliſch lehrte er ſie und hatte ſie in die Vorhalle der deutſchen Literatur eingeführt, die ſich eben leiſe zu öffnen begann. Die erſten und ſchönſten Geſänge des Meſſias waren ſeit einigen Jahren den Deutſchen Bürge geworden, daß auch ihnen die Höhen des Parnaſſes erreichbar waren. Mannsfeld las dem empfänglichen Mädchen daraus vor. Mit Entzücken lief ſie zur Mutter und erzählte ihr, wie ſie nun das ſchöne Gedicht kennen lernen ſollte, von dem ſie ihr am nämlichen Abend erzählt habe, an dem ihr lieber Lehrer zu ihnen gekommen ſei. Agathe wünſchte nun an den Vorleſungen Theil zu nehmen, und es ward eine Abendſtunde dazu beſtimmt, wenn die Knaben im Bett waren.

Diese Stunde ward eine festliche, für Mutter und Tochter. Während das junge Mädchen in entzückte und gefühlte Worte ausbrach, saß Agathe still und kämpfte mit ihren Thränen. Das Gedicht an sich athmete den frommen Geist, der ihr vertraut war: außerdem aber rief ihr Mannsfeld's Art zu lesen den kurzen Traum ihres Glücks mit magischer Kraft zurück. Mannsfeld's Stimme war tiefer und mächtiger als die des geliebten Todten; dennoch rief ihr Klang die letztere fast mit Gewalt wieder aus dem Dunkel der funfzehn langen Jahre hervor, seitdem sie jene gehört. Sie saß lauschend, die Stirn auf den Arm gestützt, der auf dem Arbeitstischchen neben ihr ruhte, die Augen mit schweren Thränen gefüllt. Mannsfeld hörte auf zu lesen. Nach einem Weilchen blickte sie auf, und sie sah, daß sein Blick mit tiefem, schmerzlichem Gefühl, wie erbarmungsvoll auf ihr ruhte.

Ein seltsamer Mann! dachte sie. Ich glaube, es ist das erste Mal, daß er mir einige Theilnahme zeigt. Ich glaube, wenn ich zutraulicher gegen ihn wäre, wenn ich ihm freundschaftlich näher träte, sein wunderliches Mistrauen würde schwinden und er würde dank-

barer erkennen, daß er eine wahre Freundin an mir hat.

Aber sie mußte bald die Unwirksamkeit ihrer zuvorkommenden Güte erfahren. Sie nahm einige Gelegenheiten wahr, ihn theilnehmend nach seinem Schicksal zu fragen, nach seinem Geburtsort, seinen Verwandten, nach der wunderbaren Schickung, die ihn in den Orient und in den Krieg geführt. Allein nur eine kurze, ehrfurchtsvolle Antwort ward ihr zu Theil, und je mehr freundliches Interesse sie zeigte, je schroffer und scheuer zog er sich in sich selbst zurück.

So war es nicht unnatürlich, daß sich nach und nach in Agathens Theilnahme für ihn eine gewisse Bitterkeit mischte, um so mehr, als sie deutlich sah, daß er Charitas gegenüber ein ganz anderer Mann war, daß er des jungen Mädchens enthusiastische Anhänglichkeit an ihn mit einer gewissen achtungsvollen Zutraulichkeit erwiderte, und das Verhältniß zwischen beiden immer inniger ward.

Der Tochter Stellung zur geliebten und verehrten Mutter war dadurch kaum eine andere geworden. Dennoch fing in Agathens Herzen eine Art Eifersucht an

sich zu regen. „Er soll mir wenigstens mein Kind nicht rauben“, sagte sie mit gereizter Empfindlichkeit zu sich selbst, indem sie fühlte, daß sie ihm Unrecht that. „Aber ich selbst bin es, die das theure Mädchen mir fern hält. Charitas ist kein Kind mehr. Sie ist reif für mein Vertrauen.“ Sie hatte ihr bis jetzt die Geschichte ihrer Heirath und ihres erschütternden Verlustes nur in allgemeinen Umrissen mitgetheilt. Eines Abends beschied sie das Mädchen zu einer vertraulichen Unterredung in ihr Zimmer.

Sie holte ein Kästchen hervor, in das sie am Tage vor ihrer zweiten Vermählung unter heißen Thränen den letzten theuern Brief und darauf alle die kleinen Geschenke eingepackt hatte, welche sie von Moritz während ihres kurzen Zusammenlebens erhalten. Nur ein kleines Medaillon mit einer Haarlocke, die sie ihm einst im Scherz abgeschnitten, ehe der Kammerdiener den neuen Puder aufgetragen und den unvermeidlichen Zopf gewunden hatte, behielt sie bei sich und trug es, ohne es je abzulegen, an einem schwarzen Schnürchen um den Hals hängend, im Busen verborgen. Jenen Brief sollte Cary nun lesen, und alle die theuern Andenken

wollte ſie ihr zeigen und die Mittheilung der genauen Umſtände ihrer traurigen Lebensgeſchichte daran knüpfen.

Das junge Mädchen ward tief, tief gerührt. Die verehrte Mutter erſchien ihrem enthuſiaſtiſchen Weſen wahrhaft groß in ihrer heroiſchen Reiſe und allen Gefahren, denen ſie, kaum neunzehn Jahre alt, ſich freiwillig ausgeſetzt hatte. „Wie muß ſie meinen Vater geliebt haben!“ dachte ſie. „Und welches Glück muß es ſein, ſo zu lieben!“

Sie ſchlief kaum während der Nacht, weinte viel, und ihre Phantaſie war in der höchſten Aufregung. Der folgende Tag war der der geographiſchen Stunde. Charitas kam mit dickverweinten Augen in das Schulzimmer. Mannsfeld's Blick fiel einigemal theilnehmend auf ſie, während er den Knaben ihre Lection gab. Sie waren fertig und er ſchickte ſie zum Durchſehen und Lernen derſelben in das Nebenzimmer, während er Charitas vornahm.

Er ſchlug die Karte von Afrika auf. Nun, Fräulein Cary, ſagte er auffordernd, was haben Sie mir von den Aſhantees, von denen ich Ihnen neulich erzählt habe, zu ſagen.

Cary kam näher. Ach, lieber Herr Mannsfeld, ich wollte Sie bitten, heute lieber Asien wieder vorzunehmen. Einen Theil von Asien, mein' ich.

Wie kommen Sie darauf? Wir sind bereits durch Asien gegangen. Von welchem Theile wünschen Sie mehr zu wissen?

Vom asiatischen Rußland, erwiderte das junge Mädchen furchtsam. Von Sibirien.

Warum mehr von diesem wüsten Lande? Ich habe Ihnen darüber ziemlich alles mitgetheilt, was sich davon sagen läßt.

Ich möchte gern mehr davon wissen.

Eine Pause folgte. Endlich fragte der Lehrer: Was hat Ihr Interesse für Sibirien geweckt, Cary?

Ich liebe Sibirien, antwortete sie und setzte, als er sie scharf ansah, in Thränen ausbrechend hinzu: Mein Vater liegt dort begraben.

Sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen. Eine lange Pause. Endlich sagte Mannsfeld: Sie haben mir gesagt, Ihr Vater sei im Kriege gegen die Schweden gefallen.

So glaubte ich, so war mir gesagt worden. Er

war nach Rußland gekommen, um im russischen Heere gegen die Schweden zu dienen. Aber statt dessen ward er von der despotischen Gewalt nach Sibirien geschickt und starb dort vor Kummer.

Sie verbarg schluchzend ihr Gesicht in beiden Händen. Mannsfeld saß schweigend vor ihr. Endlich fragte er:

Woher wissen Sie, daß er dort gestorben?

Weil meine theure Mutter selbst sein Grab gesehen; weil es ihr keine Ruhe ließ, nachdem alle Forschungen nach ihm umsonst gewesen, bis sie, jung und zart wie sie war, nach Rußland gereist war, ganz allein, nur vom guten alten Kerkow begleitet, einem treuen Diener der Familie Promnitz, den ich auch noch gekannt habe. O, der gute Mann! wie oft hat er mich auf den Armen getragen! und wie lieb hatte er mich und that mir alles zu Gefallen!

Und Ihre Mutter? fragte Mannsfeld mit kaum hörbarer Stimme.

Meine arme Mutter war in der fremden barbarischen Welt in furchtbarer Lage. Sie war ja kaum einige Jahre älter als ich jetzt bin, und ich glaube noch

viel unerfahrener als ich bin, denn sehen Sie, lieber Herr Mannsfeld, fügte sie altklug hinzu, ich bin in großen Städten groß geworden, meine Mutter aber war auf dem Lande aufgewachsen, und bei den Großältern Prennitz thaten sie den ganzen Tag nichts als beten.

Ihrer Mutter Beten hatte Frucht getragen, Cary, entgegnete Mannsfeld scharf. Ihre Mutter, sagen Sie, ging selbst nach Petersburg?

Sie that es, die theure Mutter, sobald ich ein halbes Jahr alt war und sie mich nothdürftig verlassen und der guten Großmutter Händen übergeben konnte. Sie that einen Fußfall bei der Kaiserin, dieselbe, die jetzt so schrecklich regiert und alles ihren Günstlingen überläßt. Gegen meine Mutter aber war sie gütig. Nun erst erfuhr die Arme, was aus meinem Vater geworden war. Er war mit den andern Offizieren des Herzogs Anton barbarisch ergriffen und einer dorthin, der andere dahin „ins Elend" geschleudert worden, wie es recht passend genannt wird. Meinen Vater hatten sie nach einem wüsten Ort geschickt, der hieß Berefoff.

Sie suchte auf der Karte von Sibirien, aber ver-

gebens. Auf der alten Landkarte durchzogen nur einige Linien das ungeheuere wüste Land, die zum Theil Flüsse bezeichneten; und blos die Namen einer Anzahl von barbarischen Völkerschaften unterbrachen sonst die grenzenlose Leere.

Die Kaiserin, fuhr Charitas endlich fort, nachdem beide lange in tiefem melancholischen Schweigen gesessen, gab meiner Mutter ein Begnadigungspapier für meinen unglücklichen Vater. Es ist empörend! Begnadigung! als hätte er je etwas gegen sie verbrochen gehabt! Aber meine arme Mutter nahm das Mitleid der mächtigen Frau doch dankbar an. Denken Sie nur, Herr Mannsfeld, sie nannte meine Mutter Du, eine Dame, die selbst schon Mutter war. Aber ich höre, die russischen Zaren sollen auch alle ihre Unterthanen Du nennen. Die Kaiserin schien wirklich meine Mutter auf ihre Weise tief zu bemitleiden und wollte erst gar nicht, daß meine Mutter die Begnadigung selbst überbrachte. Aber meine Mutter bestand darauf und reiste mitten im Winter durch Sturm und Schnee mit dem alten Kerkow nach Sibirien. Zwei bis drei Wochen dauerte die Reise. Und als sie endlich hinkam — da fand sie den geliebten

Gatten nicht mehr — da war er vor drei Wochen gestorben.

Ihr Schluchzen unterbrach sie. Sie weinte lange, die Arme auf den Schoos gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Als sie endlich aufsah, hatte Mannsfeld das Zimmer verlassen.

Nach kurzer Zeit trat er wieder ein, ruhig und gefaßt wie immer, aber wie es ihr schien, mit milderm Blick, als sie je an ihm gesehen. Er strich theilnehmend mit der Hand über ihr Haar und sagte mit weicher Stimme:

Armes Kind!

O, rief sie, wüßten Sie, wie wohl mir Ihre Theilnahme thut! Halten Sie mich nicht für eine Schwätzerin! aber ich mußte mich mittheilen. Es drückte mir das Herz ab, und meiner armen Mutter möcht' ich nicht auch noch meinen Kummer zu tragen geben. Ach, lieber Herr Mannsfeld, Sie wissen gar nicht, wie lieb ich meine Mutter habe.

Ihre Mutter ist eine Heilige, Cary. Aber Sie sehen, sie trägt mit Fassung und Ergebung, was Gott ihr aufgelegt hat.

Das wol, erwiderte Cary, denn sie ist so fromm. Aber ich glaube, je stiller sie ist, je tiefer fühlt sie. Und hören Sie nur, was sie noch alles erleben mußte. Da in der Wüste ward der gute Kerkow krank, und sie mußte noch den ganzen Winter dort bleiben, bis sie im Frühling — diesmal über Moskau, denn sie wollte Petersburg nicht wieder berühren, zu ihrem Kinde und ihren Aeltern zurück konnte. Da lebte sie nun jahrelang blos für mich und ihren tiefen Kummer.

Die Zeit, sagte Mannsfeld mit gepreßter Stimme, hat ihre Kraft an ihr geübt. Und es ist recht so. Wie wäre die Schwere des Lebens zu tragen, wenn der Mensch nicht vergessen könnte? Auch Ihrer Mutter brachte die Zeit Trost. Sie entwickelte sich in ihrem Kummer um den Mann, den sie kaum ein paar Monden gekannt, schöner als sie — wahrscheinlich je gewesen. Sie fand ein neues Glück, einen neuen Gatten, gab Ihnen einen neuen, guten Vater, Charitas. Und noch einmal, sie that recht.

Charitas schwieg eine Weile. Ach, lieber Herr Mannsfeld, ich glaube doch, das beurtheilen Sie nicht ganz richtig. Ich glaube kaum, daß meine Mutter je

wieder geheirathet haben würde, wenn sie im älterlichen Hause hätte ruhig ihrem Kinde und ihrem Schmerze leben können: aber ihre Mutter war ein abscheuliches Weib und behandelte sie fürchterlich.

Was sagen Sie, Charitas? Sie sind selbst falsch unterrichtet. Ihre Mutter...

Ja, ihre wahre Mutter, die war ein Engel an Güte. Ich war kaum drei Jahre alt, als sie starb, aber noch sehe ich sie im Geiste von dem Krankenbette mich so himmlisch anlächeln, wenn mich die Mutter ihr des Morgens brachte und ich ihre abgemagerte Hand küßte und sagen mußte: Bon jour, ma chère Grand-Maman. Mama hat mir nachher erzählt, in welchem Märtyrerthum sie gestorben, und wie die ganze Provinz und besonders die Armen sie betrauerten. Aber der gute alte Großvater war ein gar schwacher Mann. Der ward von einer greulichen alten Kokette ins Netz gezogen und er vermählte sich von Neuem, als meine Großmutter noch kaum im Grabe lag. Ach! Sie haben keinen Begriff, wie meine Mama von der bösen Stiefmutter behandelt ward. Sie beschränkten sie auf alle Weise und betrogen sie um ihr Geld. Mir sagte die

arme Mama freilich nichts davon, aber theils merkte ich es, daß sie die arme Mama immer zu weinen machte, theils konnte ich es aus den Reden meiner Wärterin merken, die war immer in Todesangst, wenn sie der alten Gräfin begegnete, und wenn sie mit den andern Dienstboten sprach, so hab' ich's oft gehört, wie sie die junge gnädige Frau bedauerten und die selige Gräfin zurückwünschten. Sehen Sie, da kam mein Stiefvater in die Gegend und besuchte uns, und bewarb sich um meine Mutter. Und meine Mutter wollte erst nicht. Meine Wärterin hat mir es nachher gesagt. Ich glaube, sie hatte gehorcht und war recht niedergeschlagen darüber, daß meine Mutter nicht wollte, denn sie dachte, es wäre gut für ihre liebe Herrschaft, von Wildeneck fortzukommen. Aber einmal, als die böse Großmutter fürchterlich mit ihr gezankt hatte und sie sogar aus ihrer stillen Wohnung vertreiben wollte — ich erinnere mich der Scene so deutlich, als wäre es gestern geschehen — erneute mein Stiefvater seine Werbung, und meine Mutter nahm ihn an. Ich glaube noch immer, sie that es hauptsächlich, mir einen Vater zu geben.

Charitas ſchwieg nach dieſer langen Rede ein Weilchen ſtill, in Sinnen verloren und ohne Mannsfeld anzuſehen. Dann fuhr ſie fort:

Und ein guter, ſorgſamer Vater iſt er auch mir immer geweſen, dem ich in allen Dingen gehorchen will. Und ein liebevoller Gatte auch ſtets meiner Mutter. Und ich weiß, ſie hat ihn auch ſehr lieb, nur mein' ich, ſetzte das junge Mädchen, das vor vier Wochen ihren funfzehnten Geburtstag gefeiert hatte, nachdenklich hinzu, ſo eine Liebe, wie ſie für meinen wahren Vater gefühlt hatte, ſo eine, die das ganze Herz einnimmt und glücklich und beſſer macht, und uns Gott näher bringt, ſo eine Liebe hat ſie nie für meinen Stiefvater gehabt.

Ein unbewußtes Schamgefühl kam über das junge Geſchöpf. Sie hatte während ihrer ganzen Rede Mannsfeld kaum angeſehen, bei den letzten Worten aber vor ſich niedergeblickt. Jetzt aber ſah ſie etwas furchtſam zu ihm auf.

Was iſt Ihnen, theurer Lehrer, rief ſie erſchrocken. Sie ſind bleich wie eine Leiche! Sie ſind krank. Soll ich kaltes Waſſer holen?

Sie wollte fort, aber er hielt sie. Es ist nichts, theures Kind. Ein Schwindel, der mich ergriff; er ist schon halb vorüber. Sie wissen, ich bin eine elende Ruine. Sagen Sie Ihren Brüdern, ein geringes Uebelbefinden nöthigte mich, ihnen eine Freistunde zu geben. Ich hoffe, die Luft wird mir gut thun.

Er ging mit großen Schritten in den Garten und tief hinein in den Wald. Eine Stunde später kam ein Bauer, dem er des Weges begegnet war, als Bote an den aufwartenden Diener, mit dem Auftrage, ihn bei der gnädigen Frau Gräfin zu entschuldigen, wenn er nicht zum Essen komme. Charitas war still und in sich gekehrt. Ihre Mutter hatte ihr kein Schweigen auferlegt, aber sie wußte doch nicht, ob es ihr recht sein würde, daß sie einem Fremden die Familiengeheimnisse anvertraut hatte. Sie schwieg darum, da jene nicht fragte. Mutter und Tochter waren still und beklommen. Keine von ihnen beiden erwähnte Mannsfeld's wieder, nachdem Cary einfach bemerkt, daß er am Morgen nicht wohl gewesen sei.

Agathe war durch ihre gestrige Unterredung mit ihrer Tochter kaum weniger aufgeregt worden als diese.

Der Schleier, den ein Zeitraum von funfzehn Jahren über Moritz' theures Bild geworfen, war einmal wieder so vollständig in ihrer Seele aufgezogen worden, wie sie sich es aus Pietät seit ihrer zweiten Vermählung kaum erlaubt hatte. Sie brachte den Tag traurig und in sich gekehrt zu. Sorgen aller Art strömten auf sie ein und verwirrten sich. Moritz' liebende Gestalt, die Briefe ihres Gatten, die große Besorgniß aussprachen, Mannsfeld's räthselhaftes Wesen, alles durchkreuzte sich in ihrem Gehirn wie in ihrem Herzen.

Gegen Abend ging sie nach dem Garten hinunter, um etwas frische Luft zu schöpfen, denn unter alle den Sorgen und Wehen war langsam der Frühling angebrochen. Sie sah Mannsfeld, der eben von seiner Streiferei zurückkehrte, zur hintern Gartenthür eintreten.

Befinden Sie sich etwas besser? fragte sie, und ihre sanfte, milde Stimme schien wie ein Balsam in das zerrissene Herz des unglücklichen Mannes einzudringen. Denn er antwortete ihr mit einem Blick des Dankes, der Verehrung, wie sie noch nie einen Blick von ihm gesehen. Seine Antwort war so leise, daß

sie ihn nicht verstehen konnte. Nur an der Bewegung seiner Lippen sah sie, daß er ihr antwortete. Aber er schritt so rasch an ihr vorüber, daß sie ihre Frage nicht wiederholen konnte.

Trotzdem kam unbewußt ein Gefühl einer gewissen melancholischen Befriedigung über sie. Bei der einbrechenden Dämmerung ging sie hinauf in ihr stilles Zimmer. Aus einem Cabinet daneben, das zur Garderobe diente, führte vermittelst einer Tapetenthür eine kleine Hintertreppe hinab, gerade in den Garten, zu ihrem ausschließlichen Privatgebrauche eigen für sie erbaut. Sie pflegte die Treppe zu ihren frühen Morgenspaziergängen zu benutzen, beim Herausgehen sie verschlossen zu halten und nur von innen den Schlüssel stecken zu lassen.

Sie saß lange im Halbdunkel in tiefe Erinnerungen versenkt. Ihre Stimmung ward nach und nach so ruhig und ergeben, daß sie sich endlich an das Klavier setzte und mit einer unwiderstehlichen Bewegung in die Tasten griff. Agathe war nicht besonders musikalisch gebildet. Kaum daß sie je ein anderes als ein geistliches Lied gesungen hatte. Allein sie hatte ein feines

Gehör und eine schöne, melodische Stimme. Sie sang:

Der Tag ist hin;
Mein Geist und Sinn
Sehnt sich nach jenem Tage,
Der uns völlig machen wird
Frei von aller Plage.

Da tönte eine volle, kräftige Baßstimme aus dem Gebüsch des Gartens die Antwort hinauf:

Die Nacht ist da;
Sei du mir nah
Jesu! mit hellen Kerzen;
Treib der Sünde Dunkelheit
Weg aus meinem Herzen!

Die Gräfin fuhr erschrecken auf, aber, von einem unwiderstehlichen Triebe angespornt, kaum wissend was sie that, sang sie weiter:

Der Sonnen Licht
Mir jetzt gebricht:
O unerschaff'ne Sonne,
Brich mit deinem Licht hervor
Mir zur Freud' und Wonne.

Sie lauschte. Und wiederum tönte langsam feierlich die Stimme herauf:

Der Sterne Heer
Zu Gottes Ehr'
Am blauen Himmel flimmert.
Wohl dem der in jener Welt
Gleich den Sternen schimmert.

Sie fuhr entsetzt empor. War sie verzaubert? Dies Lied, das nämliche Lied hatte sie mit Moritz gesungen. Es ist sein Geist, flüsterte sie, an allen Gliedern zitternd. Bebend eilte sie an das Fenster. Der Garten lag in tiefer Dunkelheit begraben. Sterne glänzten am blauen Himmel, aber sie gaben der Erde kein Licht. Sie faßte sich mühsam. Ich glaube, ich bin halb wahnwitzig, sagte sie, sich an die Stirn greifend. Es ist Mannsfeld, der das Lied zufällig auch kennt, wie Tausende von Deutschen es kennen. Moritz' Stimme war weich, eine süße, wenn auch kräftige Tenorstimme. Dies ist ein melancholischer Baß, schaurig, mächtig, geheimnißvoll, wie alles am armen Mannsfeld. Seltsam, daß ich noch nie ihn habe singen hören! Aber für sich allein singt kaum ein anderer als ein Glücklicher.

Ich will ihn morgen fragen, ob er es geweſen, der geſungen. Und wer könnte es ſonſt ſein? Vielleicht können wir gemeinſchaftlich etwas Muſik treiben.

Indeſſen, als die Gräfin den Lehrer am andern Tage zur Mittagszeit wiederſah, fehlte ihr der Muth die Frage zu thun. Kaum daß ſie ſelbſt wußte warum. Es möcht' ihn beſchämen, dachte ſie, da er ſo überzurückhaltend und überehrfurchtsvoll iſt. Er möchte glauben, er hätte ſich zu viel Freiheit genommen. Ich will warten, bis ſich eine Gelegenheit dazu findet.

Es fand ſich keine; indeſſen war der Verkehr zwiſchen beiden ſeit Kurzem ſichtlich leichter und angenehmer geworden, ſeit Mannsfeld etwas von ſeiner ſchroffen Zurückhaltung hatte fallen laſſen und ſein ganzes Weſen ein milderes Gepräge hatte. Beſonders trug auch dazu ein kurzer Beſuch des Grafen bei, der Aeltern, Kinder und Lehrer mehr zuſammenzuziehen ſchien. Der Graf hatte für den Augenblick einige ſchwache Hoffnungen auf einen beſſern Zuſtand gefaßt, ohne anzudeuten, worauf ſie beruhten. Die wenigen Tage, die er im Schooſe ſeiner Familie zubringen konnte, waren ihm eine Erheiterung. Das Wetter war

ſchön und blieb ſo nach ſeiner Heimkehr. Weitere Spaziergänge, nach dem Seeufer oder in den Wald hinein, wurden unternommen, denen Agathe ſich anſchloß. Die Knaben jauchzten, ſprangen, kletterten und pflückten Blumen und Zweige ab, um der lieben Mutter Mitgehen zu feiern. Unter den ſtürmiſchen Liebkoſungen der kräftigen Burſchen, unter dem milden Einfluß der weichen Luft, erſchien die ſchöne, liebende Mutter doppelt ſchön, von zehnfacher Liebe beſeelt.

Es liegt eine magiſche Gewalt in der ſanften, ſchmeichelnden Luft des kurzen nordiſchen Frühlings, ein eigenthümlicher Zauber auch, der nur empfunden, nicht beſchrieben werden kann, in der ernſten, charaktervollen Scenerie des Nordens. Sie ſpricht zur Seele wie die des Südens zu den Sinnen ſpricht, mächtig, unwiderſtehlich.

Mannsfeld war weich, gütig; nur eine gewiſſe unterdrückte Rührung hätte dem, der ihn beobachtet hätte, fürchten machen können, daß eine augenblickliche Windſtille dem Ausbruch eines furchtbaren Sturmes in ſeinem Innern vorausgehe. Agathe ſah nur ſeine erheiterte Stimmung und freute ſich daran, ohne ſich Rechenſchaft davon zu geben.

Wohl aber sollte bald eine andere Sorge auch diese Stunden der Erheiterung trüben. Charitas seltsam aufgeregtes Wesen fing an die Mutter zu beunruhigen. Nicht gegen sie allein beurkundete sie ihr Gefühl von Zeit zu Zeit in einigen heftigen Liebkosungen. Ihre Anhänglichkeit an den Lehrer hatte nach und nach etwas Ueberschwengliches, seltsam Leidenschaftliches bekommen, das Agathen unangenehm berührte. Sie ward unruhig, wenn er sich eine Zeit lang entfernt hatte; blieb er länger aus, so drückte sie darüber nicht in Worten ihr Bedauern aus, aber sie fing an zerstreut zu sein, sie zuckte fast unmerklich bei dem kleinsten Geräusch zusammen, sie erröthete, wenn er wieder erschien. Die geringste Aufmerksamkeit, die er für sie hatte, nahm sie mit einer Art Enthusiasmus auf, ohne in ihrer kindlichen Unschuld einen Versuch zu machen, ihre Dankbarkeit zu verhehlen. Ein Blatt, das er pflückte, sie auf die kunstvolle Structur desselben aufmerksam zu machen, hob sie sorgfältig in einem kleinen Taschenbuch auf; der Platz, den er zum Niedersitzen ausgesucht, war ihr stets der Schönste, und sie war erfinderisch, seine Vortheile, seine Reize zu erheben, wenn die Mutter

oder die Knaben einen andern vorzogen. Ihr ganzes Weſen zeigte kindlich offen und doch von einer gewiſſen mädchenhaften Scheu überſchleiert, daß eine magnetiſche Kraft ſie zu ihm zog.

Was iſt das? fragte ſich Agathe heftig beunruhigt, wäre das Gefühl der Liebe ſchon in dieſem Kinde erwacht? und für den alternden, unſchönen Mann? und Er? — nein! er ahnt es nicht! und doch — ſo muß er fort! fort von ihr! — Großer Gott! fort in die öde, grauſame Fremde will ich den unglücklichen Mann wieder hinausſtoßen, der für ſein furchtbar durchſtürmtes Leben hier endlich einen Hafen gefunden? — Sie konnte ſich ſelbſt haſſen, wegen des Gedankens.

Es iſt ein Kind, dachte ſie. Ich will mit ihr ſprechen. Und doch — mach' ich das Uebel nicht ärger, wenn ich ſie über ihre Empfindungen aufkläre? offenbar iſt ſie ſich ihres Gefühls noch ſelbſt nicht bewußt. Sie würde es ſo offen nicht zeigen. Allein Er? ſollte er es nicht erkennen? Welcher Mann könnte ſich darüber täuſchen?

Ihre Wangen glühten bei dem Gedanken. — Nein! ſagte ſie, unedel iſt er nicht. Vielleicht kann der un-

glückliche Mann dem süßen Gefühl *geliebt* zu sein, von *Einem* menschlichen Wesen auf Erden *geliebt* zu sein, nicht widerstehen. Vielleicht liebt er sie selbst. — Ein krampfhafter Schmerz durchzuckte sie. — Ich *muß* sie trennen.

Sie sann hin und her, ohne ihre Gedanken recht sammeln zu können, ob sie nicht irgend eine Freundin habe, irgend eine bekannte Familie, der sie Cary unter einem Vorwande auf einige Zeit anvertrauen könne. Sie wußte niemand.

Es wird so arg nicht sein! dachte sie wiederum. Cary ist ein Kind und er ein Mann näher den Funfzigen als den Vierzigen; es wäre ein psychologisches Räthsel, wenn Herzen, welche die Natur so weit auseinandergerückt, sich finden sollten. Freilich — er ist sicherlich nicht schön; aber wer fragt bei einem Manne nach Schönheit? — und es ist eine herrliche, mächtige Gestalt, und sein Geist macht ihn interessanter als wenn er ein Adonis wäre; und Cary? — sie ist um vieles hübscher geworden, als sie je gewesen! Wenn ihre Wangen so geröthet sind und ihre Augen so blitzen — o! und sie hat den ganzen frischen Reiz der ersten Jugend.

O! kein Wunder, daß ſie ſchön iſt in ſeinen Augen, wenn die ihren ihm Liebe leuchten! —

Der Gedanke war ihr unerträglich ſchmerzlich. Dann ſagte ſie, was kann daraus werden? — Nur mit einer krampfhaften Anſtrengung konnte ſie ihre Unruhe bezwingen.

Meine Leſer irren, wenn ſie glauben Agathe habe dieſe Gedanken und Befürchtungen auf einmal gehegt, wie ſie hier aufgezeichnet ſind. Vielmehr durchkreuzten ſie ihr Inneres im Laufe von acht bis zehn Tagen, während der Zeit der beſchriebenen Spaziergänge, und ſie kam meiſt erſt Abends, wenn ſie wieder allein war und über den verlebten Tag nachdachte, zum vollen Bewußtſein derſelben.

Eines Nachmittags war ein Gewitter im Anzuge und desfalls während der Mahlzeit beſchloſſen worden, den Spaziergang für heute aufzugeben. Die Gräfin wollte am ſpäten Nachmittage, da der Regen noch immer nicht herunterkam und die ſchwere Luft des Zimmers ſie drückte, einen ſtillen Gang durch den Garten machen. Sie begegnete Mannsfeld. Er ſah bleich und verſtört aus.

Wo ſind die Kinder? fragte ſie ihn.

Die Knaben ſpielen auf der Wieſe, erwiderte er.

Und Charitas?

Er ſchwieg. Dann ſagte er: Ich kann der Frau Gräfin nicht ſagen, wo Fräulein Charitas iſt.

Er ging mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung weiter.

Agathen fiel an ſeiner Antwort keine Zweideutigkeit auf. Nur ſein todtenbleiches Geſicht war ihr ſchmerzlich. Sie ging weiter bis zum Ende des Ganges, wo eine große Laube der Familie oft im Sonnenſchein einen angenehmen Sitz bot. Bei der heutigen Witterung hatte ihre düſtere Atmoſphäre wenig Anziehendes. Die Gräfin ging am Eingang vorüber, als ſie darin eine leiſe Bewegung zu hören glaubte. Sie trat hinein. Charitas ſaß, den Kopf in beiden Händen begraben, laut ſchluchzend über den Tiſch gelehnt.

Die Gräfin trat in die Laube. Charitas! rief ſie, mein Kind! was iſt dir?

Das Mädchen fuhr empor. Mutter und Tochter zitterten an allen Gliedern. Aus dieſer Laube hatte Agathe aus der Ferne Mannsfeld kommen ſehen.

Was ist dir? fragte die Mutter noch einmal. Cary warf sich ihr an den Hals, heftig weinend.

Ich weiß nicht, was mir ist! fragen Sie nicht, Mama! ach! ich bin grenzenlos unglücklich!

Aber sie fand nicht die Theilnahme, nicht die Sympathie für ihren unbekannten Schmerz, auf die sie gehofft hatte.

Agathe sah ein aufgeschlagenes Buch auf dem Tische liegen. Was ist's? fragte sie streng. Ein Roman vielleicht?

Sie nahm hastig das Buch auf, warf es aber ebenso hastig wieder auf den Tisch. Es war ein lateinisches Schulbuch, ein unschuldiger Cornelius Nepos.

Was hast du, fuhr sie mit etwas milderer Stimme fort. Ich will es wissen, mein Kind.

Ach! nichts von Bedeutung, erwiderte Charitas, die sich unterdessen einigermaßen gefaßt hatte. Herr Mannsfeld hat mir eine traurige Geschichte erzählt, die mich sehr gerührt hat. Das ist alles.

Herr Mannsfeld thut unrecht, deine jugendliche Phantasie mit romantischen Geschichten zu erhitzen,

verſetzte die Mutter nicht ohne Bitterkeit. Ich werde mit ihm ſprechen.

O Mama, fiel Charitas mit einiger Heftigkeit ein, thun Sie das ja nicht. Es war ſeine eigene Lebensgeſchichte. Die Geſchichte eines unglücklichen Mannes.

Sie brach von Neuem in Thränen aus. O, liebe Mama, ſprechen Sie nicht mit ihm darüber. Es würde ihn tief kränken!

Auch Agathens Augen ſtrömten über. Das Mädchen lehnte ihren Kopf an der Mutter Bruſt, und während ſie ſich dort ausweinte, benetzten heiße Thränen ihr Haar.

Suche dich zu ſammeln, mein Kind, ſagte endlich Agathe. Bemühe dich, deine Gedanken auf Gott zu richten, der Keinem mehr auferlegt, als er tragen kann, und auch dieſem ſtarken, würdigen Manne die Kraft gab, ſein ſchweres Schickſal zu tragen, was es auch ſein mag.

Sie verließ das nun ſtill weinende Mädchen und ging mit langſamen Schritten zurück nach dem Schloſſe. Was kann ich davon denken, ſagte ſie für ſich. Dieſem Kinde ſchenkt er ſein Vertrauen, während er meine

Theilnahme, meine Freundschaft zurückstößt. Was kann er gegen mich haben. Er, der Stolze, der Freiheit- und Gleichheitschwärmer ist nicht der Mann, der sich durch Standesunterschied imponiren ließe. Und was kann er persönlich gegen mich haben?

Dreizehntes Kapitel.

Aufschluß.

An der Eingangsthür des Schlosses überreichte ihr der Kammerdiener einen Brief.

Vom gnädigen Herrn Grafen, sagte er, der Bote hat ihn soeben gebracht, und ich wollte die gnädige Frau Gräfin im Garten damit aufsuchen.

Agathe nahm den Brief mit in ihr stilles Zimmer, ehe sie ihn öffnete, um ihn mit Ruhe lesen zu können. Es war ein trauriger Brief. Die heimlichen Kämpfe zwischen den beiden Parteien, die beide keine Mittel scheuten, einander zu untergraben, dauerten fort. Das Gewicht der Hüte war aber noch bedeutend gesunken, als, wie schon oben erzählt, einige einflußreiche Männer unter den Mützen, die in russischem Solde standen, sich

mit den von Frankreich erkauften Hüten verbunden hatten, die schwedische Regierung mit in den mächtigen Bund gegen den großen Friedrich zu ziehen. Der willenlose König, obwol einer der bestgesinnten, moralischsten Männer seines Reichs, war ein bloßes Werkzeug zu den verrätherischen Zwecken der Hüte geworden. Der Graf fühlte auch als Freund und Berather nichts mehr für ihn thun zu können. Unter den Mützen gärte es. Sie hatten sich überzeugt, daß eine Veränderung der Verfassung durchaus nothwendig sei, eine Veränderung, welche die königliche Würde einigermaßen wiederherstellte, und eine gefährliche Allmacht, nicht sowol dem Reichstage selbst, als einem Adelsausschuß desselben entriß, der mit orientalischer Willkür die ganze Nation tyrannisirte. Graf Kronhelm, vorsichtig wie er war, hielt den Zeitpunkt nicht am besten für eine Revolution der Art geeignet. Sein genauester Freund, Graf Erich Brahe, Oberst der königlichen Leibwache, war einer der Hauptagenten der Bewegung. Allein Graf Kronhelm hielt sich scheu zurück, und nichts konnte ihn bestimmen, seinen Namen mit dazu herzugeben, oder nur sich irgend etwas Schriftliches entlocken zu

lassen. Sein Brief an seine Frau drückte daher durchaus keine Besorgnisse für seine Person aus; nur Kummer und Niedergeschlagenheit um der Lage des Königs willen und den Stand der Sachen im Allgemeinen.

Agathe las im nämlichen Sinne den langen Brief durch, hielt ihn, in trübem Nachdenken verloren, noch eine Weile in der Hand und wollte ihn eben in ihren Secretär verschließen, als ihr einfiel: war da nicht noch etwas auf den Rand geschrieben? hab' ich nicht eine Nachschrift übersehen?

Sie öffnete den Brief von Neuem und las:

„Bei alle dem Kummer und Verdruß muß mir nun noch die fatale Nachricht kommen, daß Mannsfeld fort will. Er gibt in seinem Briefe keine andere Ursache an, als daß «unabweisbare Gründe» ihn bestimmten, nach England zurückzukehren. Was kann der wunderliche Mann haben? Wahrscheinlich hat er Ihnen seine Ursachen gesagt. Sprechen Sie mit ihm. Suchen Sie ihn zu halten. Allein es ist ihm schwer beizukommen. Sagt' ich es Ihnen nicht? ein wahrer Rousseau!"

Agathe stand wie erstarrt. Fort will er? und ohne mich, in deren Hause er ist, deren Kinder er unter-

richtet, einer Mittheilung seiner Absichten zu würdigen? achtet er mich so wenig?

Eine unsägliche Bitterkeit bemächtigte sich ihrer. — Und ich soll mit ihm sprechen? ihn befragen? Ich will es thun. Morgen will ich ihn fragen, kalt, trocken, wie allein er es erwarten kann, wenn er mich so geringer Achtung werth hält. Wahrscheinlich weiß Charitas davon. Das war es, was das junge Mädchen so unglücklich machte! und warum sollte es mir verschwiegen bleiben? Ich muß mit ihm sprechen. Noch heute Abend will ich mit ihm sprechen.

Gegen Abend brach endlich das Gewitter aus. Ungeheuere Regenmassen stürzten herab und erfrischten Luft und Land. Cary kam mit den Kindern zum Abendessen und sagte: Mama, Herr Mannsfeld hat nothwendig Briefe zu schreiben, ich soll ihm etwas hinaufschicken. Erlauben Sie mir wol, Ihnen heute einen Gesang aus dem Messias vorzulesen? Ich kann es freilich nicht so schön als er; allein Sie wollen ja, daß ich mich übe.

Agathe nahm das Erbieten gern an. Es war ihr eine Erleichterung, daß sie nicht schon heute mit ihm

sprechen mußte. Sie erzählte den Kindern, daß Papa geschrieben und sie herzlich grüßen lasse. Dann faßte sie sich ein Herz und eröffnete ihnen, daß Herr Mannsfeld sie verlassen wollte.

Sie wendete sich an die Knaben, während Cary mit niedergeschlagenen Augen dasaß. Axel fing an zu weinen, Erich brach in Ausdrücke des Verdrusses aus. Beide wollten sogleich zu ihm stürzen und mit dem muthigen Selbstvertrauen kräftiger Kinder ihn bitten, noch zu bleiben. Mühsam von der Mutter zurückgehalten, trösteten sie sich mit der Hoffnung, daß er nicht sogleich gehen werde, und dachten bald an andere Dinge.

Mit Cary sprach Agathe kein Wort davon. Es war ein schwerer Abend. Die junge Vorleserin machte tausend Fehler in Rhythmus und Ausdruck, ohne daß die zerstreute Zuhörerin sie rügte.

Früh am Morgen ging die Gräfin, die sich unterdessen gefaßt, in das Schulzimmer, wo, wie sie wußte, Mannsfeld die Knaben schon erwartete. Es kam ihr vor, als führe der starke Mann zusammen, als sie eintrat.

Sie näherte sich ihm mit gezwungener Haltung.

Ich habe gestern einen Brief von meinem Mann bekommen, sagte sie mit Ruhe, aber ihre sanfte Stimme zitterte ein wenig, — aus dem ich mit Ueberraschung sehe, daß Sie uns verlassen wollen. Was ist es, Herr Mannsfeld, das Sie dazu bestimmt?

Er schwieg, während er wie sie vor sich niedersah. Verschiedene Gründe nöthigen mich, Schweden wieder zu verlassen, sagte er endlich.

Und warum haben Sie mir, der Hausfrau und Mutter, dies mitzutheilen nicht der Mühe werth gehalten, als Sie es meinem Mann meldeten? fragte sie, und die Bitterkeit, die seine trockene Antwort in ihr wieder erweckt, verrieth sich in ihrer Stimme wie in ihren Worten.

Er schwieg noch länger. Sie sah, daß er schwer athmete und mühsam sich bezwang. Ein schmerzliches, unaussprechliches Mitleid bemächtigte sich ihres Herzens.

Ich meldete meine Absicht dem Herrn Grafen, denn er allein hatte in der Stadt die Mittel, für einen andern Lehrer seiner Kinder zu sorgen. Hier zu sprechen hatte ich den Muth nicht — denn das Scheiden wird mir schwer.

Cary aber wußte darum, sagte sie vorwurfsvoll, ohne sich es bewußt zu sein.

Wiederum ein tiefes Schweigen. — Es schien nöthig, Cary bei ihrem heißen Herzen, bei ihrem leidenschaftlichen Gefühl auf eine Trennung vorzubereiten, die sie unvorbereitet schwerer ertragen würde.

Und glauben Sie, daß nicht auch ich — daß nicht auch ich ihre Freundin bin? daß nicht auch ich — an Ihnen — freundschaftlichen Antheil nehme? und — den Lehrer meiner Kinder — vermissen werde?

Er sah sie tief an. Der Blick war ihr vollkommen unverständlich, aber ihr Gesicht glühte unter demselben und ihrem dunkeln Bewußtsein.

Nun aber stürzten die Knaben herein, die unten im Garten etwas länger als sie wollten gespielt hatten. Axel war entzückt, die Mutter ganz unerwartet hier zu finden, und überfiel sie sogleich mit knabenhaft derben Liebkosungen, während Erich mit Thränen in den Augen dem geliebten Lehrer Vorwürfe machte, daß er sie verlassen wolle. Dies zog auch Axel herbei, und Agathe entfernte sich leise.

Nach Tische bestürmten die Knaben sie wieder mit

Bitten um einen Spaziergang durch den Garten in den Wald; die Bäume ſähen ſo friſch und ſchön aus nach dem Regen, die Blumen blühten wie nie zuvor, die Mutter, die den ganzen Morgen in ihrem Zimmer geweſen, müſſe ſich mit ihnen daran freuen. Es war bei Tiſche zur Sprache gekommen, daß Mannsfeld erſt Ende der Woche reiſe. Es lag ein engliſches Schiff in Gothenburg, das er benutzen wollte. So waren ſie ſchon halb getröſtet, denn die glückliche Kindheit lebt im Augenblick. Agathe verſprach ihre Begleitung. Cary war ſich ſelbſt kaum ähnlich. Sie war ſtill, ernſt und tief, tief betrübt.

Am Nachmittag brach ein neues Gewitter aus und machte den Spaziergang unmöglich. Die köſtliche, erquickende Luft des langen hellen Sommerabends aber zog die ganze Familie wieder in den wunderſam verſchönten Garten hinab. Das erfriſchte Laubwerk erglänzte magiſch im Licht der Abendſonne. Auf den jungen, ſich eben entfaltenden Roſen flimmerten noch einzelne Regentropfen wie Thränen auf jugendlichen Wangen. Sie gingen bewundernd von Baum zu Baum, von Blume zu Blume.

Die Kinder wollten der Mutter einen Strauß pflücken, allein sie wehrte sie. Laßt die Blumen in der heimatlichen Luft das kurze, frische Leben genießen, Kinder, sagte sie lächelnd. Im Augenblick aber fiel ihr Blick auf einen ferner stehenden, hohen Rosenstock, neben dem Mamsfeld stehen geblieben war, mit zerrissenem, fast überquellendem Herzen, verloren im Anblick der herrlichen Gestalt, die von den muntern Knaben umtanzt, so lieblich-mütterlich auf sie hinabsah. Ganz oben an diesem Rosenstock hing ein nur eben erblühtes, naß schimmerndes Röschen, von einem Windstoß halb abgebrochen, herab.

Sieh da, sagte Agathe, sich nähernd. Die arme Kleine hat schon der Todesstoß getroffen. Aber die ist euch zu hoch.

Mamsfeld's Blick war ihren Augen gefolgt. Er erhob den Arm, brach die Rose, und eine zuckende Bewegung schien anzudeuten, daß er sie ihr überreichen wollte. Schon wollte sie die Hand danach ausstrecken. Da kam Charitas, die an einem andern Beete stehen geblieben war, herbeigelaufen. O! rief sie mit kindlicher Freude, welche schöne Rose! — Mamsfeld

wendete sich rasch. Er trat ihr zwei Schritte entgegen und reichte dem jungen Mädchen wehmüthig lächelnd die Rose.

Allein Charitas rief: O die erste Rose muß Mama haben! Sie näherte sich rasch der Mutter und wollte die junge Rose an dem Strohhut befestigen, den diese am Bande hängend in der Hand hielt. Aber was machst du, Charitas? rief Agathe entrüstet. — Die Rose gehört der Jugend allein. Für mein Alter paßt sie nicht mehr. Dabei riß sie mit so widernatürlicher Hast den Hut aus der Hand der Tochter und die Rose vom Hute, daß Letztere von der ungestümen Behandlung entblättert zur Erde fiel.

Charitas sah erschrocken auf. Der Mutter Gesicht brannte wie Feuer. Ein erzürnter Blick fiel auf sie, wie sie kaum je die liebevollen Augen hatte ausschleudern sehen.

Was ist Ihnen, theure Mama, rief sie angstvoll, sind Sie unwohl? was hab' ich gethan? sind Sie krank?

Agathe stand glühend vor Scham, an allen Gliedern zitternd. Ihre Augen erhoben sich langsam; langsam, furchtsam zu Mamsfeld.

Allmächtiger Gott! welchem Blick begegnete sie! Liebe, Entzücken, Triumph strahlte der Blick des geheimnißvollen Mannes, der wie mit Zaubergewalt auf ihr ruhte.

Ein furchtbarer Schrecken kam über Agathen. Laß mich, liebes Kind, sagte sie, während die Glut ihrer Wangen einer tödlichen Blässe wich, — ich bin in der That nicht wohl. Ich sehe, die Abendluft bekommt mir nicht. Ich will hinein. Im Zimmer wird mir besser werden.

Charitas wollte mit ihr gehen. Aber sie bat mit dringender, flehender Stimme: Kind, ich bitte, ich beschwöre dich, laß mich allein! laß mich in Frieden!

Und fast gewaltsam die herbeieilenden Knaben abwehrend, ging sie mit raschen Schritten, sich mit krampfhafter Gewalt aufrecht haltend, dem Schlosse zu, durch die Hinterthür die Treppe hinauf, durch das Cabinet in ihr Wohnzimmer. Hier schloß sie hastig die Thür, schob, ohne zu wissen was sie that, noch einen Riegel vor, als wollte sie sich vor aller Welt verbergen, nun sie es vor sich selber nicht mehr konnte. Denn sie

hatte den ersten, schaudernden Blick in sich selbst, in ihr eigenes, tiefstes Innere gethan.

Sie sank vor dem Sofa nieder auf die zitternden Knie, verbarg jetzt ihr Gesicht, glühend vor tiefer Scham, in den Händen, dann wieder streckte sie die zitternden empor zu Gott, gerungen und um Erbarmen flehend.

Allmächtiger! flüsterte sie, was war das für ein Blick! und wie furchtbar tief bin ich gefallen, daß solch ein Blick mich mit Entzücken durchströmt. Ich, Gattin und Mutter, und — o! der Schande! eifersüchtig auf meine eigene Tochter! — und er weiß es! er sah alles! ein seliger Triumph war in diesem Blick! o daß ich ihn hassen könnte! — Unglücklicher Mann! warum sollt' ich ihn hassen? hat er nicht zurückgehalten bis auf den letzten Augenblick? hat er nicht gekämpft — gekämpft bis ich selbst, ich Unselige! ihm näher und näher trat? Und will er nicht fort? —

Sie sprang entsetzt empor. — Fort! rief sie, ich kann's nicht ertragen? — was sag' ich? ich Elende! ja, er muß fort. O meine Mutter, du Heilige, verzeih' mir, daß ich nur zu denken wagte, was deiner, —

was meiner so unwürdig war! — Denken! ja aber fühlen? wer kann dagegen?

Ja, er muß fort! Fort wieder aus dem Hafen der Ruhe, der Freundschaft, — der Liebe, in die stürmende See des Lebens hinaus! Unglücklicher Mann! — und ich? wird sein Fortgehen mich, die so tief Gesunkene, wieder emporheben können? werd' ich je den verehrten Gatten, je meinen Kindern wieder in die Augen sehen können. Ich, die ich mich selbst verachte! und Charitas? o sie! ihr kluges Auge hat mich erkannt. Und ihr eigenes Herz? O der Schmach! Mutter und Tochter von dieser Zauberei ergriffen?

So brachte die Arme, von Schmerz und innern Vorwürfen zerrissen, wol eine jammervolle Stunde zu, als endlich Ingeborg hereintrat, die in einem der Nebenzimmer saß und nähte, und die gnädige Gräfin dringend bat, sich zu Bett zu legen, hoffend, daß der Schlaf ihr vielleicht nach und nach kommen und sie endlich beruhigen werde. — Einzelne Schmerzenstöne waren zu ihr gedrungen. Sie glaubte, traurige Nachrichten aus Stockholm hätten ihre Gebieterin so erschüttert. Schonend ehrte sie ihren Schmerz. Aber sie fing doch an

ſich zu ängſtigen, als ſie die Gräfin darin verharren ſah.

Du haſt recht, gute Ingeborg, ſagte die Gräfin. Ich will zu Bette gehen. Aber gönne mir vollkommene Stille. Laß keines der Kinder herein. Auch Charitas nicht. Ich will zu ſchlafen ſuchen.

Nach einer in Schmerz und Verwürfen durchkämpften Nacht wollte die Gräfin, ganz ihrer Gewohnheit entgegen, auch am Morgen nicht aufſtehen, obwol ſie Ingeborg, die einen Boten in die Stadt nach dem Doctor ſchicken wollte, eifrig verſicherte, nicht krank zu ſein. Ich brauche nichts als Stille, ſagte ſie entſchieden.

Als der Tag verrückte, ſchlich Charitas auf den Zehen, trotz Ingeborg's Abwehren, in das Zimmer. Agathe hörte ſie ſagen: Ich muß Mama ſehen. Aber ſie wandte das Geſicht nach der Wand, ſchloß die Augen und lag mit hochklopfendem Herzen einige Minuten ſtill, als ſchliefe ſie.

Seufzend ſchlich endlich das arme Kind davon und ließ die Mutter, von bittern innern Verwürfen ſchmerzlich bewegt, ſich ſelbſt faſt verachtend, in heiße Thränen ausbrechend, zurück.

Eine Stunde ſpäter hörte ſie Axel vor der Thür weinen, und dazwiſchen die Stimme Ingeborg's, die ihn zurückzuhalten und zu tröſten ſuchte. Länger hielt ſie es nicht aus. War ich vom böſen Geiſte beſeſſen, als ich mein liebendes Kind nicht ſehen wollte, fragte ſie ſich. Komm herein, mein Axel! rief ſie, laß ihn immer herein, gute Ingeborg!

Axel flog herein und in ihre Arme. Aber diesmal war es nicht die Angſt um die kranke Mutter, die ihn zu ihr trieb, vielmehr war es der Wunſch, für ſein eigenes Leidweſen bei ihr Troſt zu ſuchen.

Ach Mama! rief der Knabe, Herr Mannsfeld geht nun doch ſchon heute fort. Und das thut mir ſo leid!

Du irrſt, mein Kind, ſein Schiff geht erſt in ſechs Tagen unter Segel; was ſollte er ſo lange in Gothenburg machen?

Ja, aber er hat noch geſtern Abend ausgefunden, daß in der kleinen Bai von Nyköping ein danziger Schiffer liegt, mit dem will er nun heute ſchon fort. Und Erich ſagt, es iſt ein ganz kleines Schiffchen. Ein bloßes Fiſcherboot iſt's. Und da kann der gute Herr Mannsfeld vielleicht gar auf dem Meere ertrinken, wenn

wieder ein Gewitter kommt. Weißt du, Mama, wie der Fiſcher Peter Swenſon, der die vielen Kinder hinterließ? Weißt du noch, wie Erich und ich mit Ingeborg hinfuhren und der armen Frau die Kleider brachten, und das Geld, das du ihr ſchickteſt? Ach Mama, die weinten ſo! und das war auch ſo ein kleines Boot.

Während des Kindes Geſchwätz hatte ſich Agathe, die von ſeinen erſten Worten wie betäubt war, einigermaßen geſammelt.

Sei ruhig, mein Kind, ſagte ſie. In dieſer Jahreszeit iſt für das kleinſte Boot für erfahrene Schiffer keine Gefahr. Geh' jetzt, mein Söhnchen, ich will aufſtehen und mich ankleiden. — Ich muß ihn noch ſehen, ehe er geht. Er wird das Haus nicht verlaſſen wollen, ohne Abſchied von mir zu nehmen.

Kaum daß ſie auf den zitternden Füßen ſtehen konnte, während ſie ſich mit Ingeborg's Hülfe die Kleider überwarf.

Beim Anziehen ſagte dieſe, nachdem ſie wiederholt ihr Mitleid wegen des Uebelbefindens ihrer Gebieterin, und ihren Wunſch, ſie bald beſſer zu ſehen, ausgedrückt hatte:

Drinnen auf dem Tische liegt auch ein Brief an die gnädige Frau, der gestern aus der Stadt gekommen ist. Es ist ein gar wunderliches Stück von einem Brief, mit allen möglichen Adressen und Postsiegeln darauf. Und die Adressen sind alle in fremden Sprachen, und ausgestrichen, und wieder geschrieben. Der Brief hat gewiß schon eine tüchtige Reise gemacht, so schmuzig sieht er aus, gar nicht als wäre er an eine so vornehme Dame gerichtet.

Agathe hörte kaum zu. Ihre Gedanken waren bei dem Reisenden. Wohin wird er sich wenden? dachte sie. Nach Danzig? was treibt ihn so fort? — eine schmerzlich süße Ahnung sagte ihr, sie sei es, vor der er fliehe.

Als sie indessen in ihr Zimmer trat, fiel ihr der große, vielfältig beschriebene und bestempelte Brief sogleich in die Augen. Die ursprüngliche, ausgestrichene Adresse war:

„An den hochlöblichen Magistrat von Glogau im Herzogthum Schlesien,

Ihrer hochgräflichen Gnaden der Frau Baronin von Hohenhorst, gebornen Gräfin von Promnitz unterthänigst zu überliefern.“

Der Brief kam offenbar aus Rußland oder dem östlichen Theile von Polen, und war, da ihre Stiefmutter nicht länger auf Wildeneck wohnte, ihr von den Behörden nach Frankreich nachgeschickt worden. Es schien, die Nachricht von der Veränderung ihres Wohnorts war nicht in ihre Heimat gedrungen. Aus Paris war der Brief zurück und dann nach verschiedenen Gegenden Deutschlands gesendet, bis er endlich in die Hände ihres Geschäftsführers in Thüringen fiel, der ihr von ihrer Mutter ererbtes Vermögen verwaltete. Wer von meinen Lesern sich mit dem Gange des Postverkehrs, wie er vor hundert Jahren auch in den civilisirten Reichen Europas war, bekannt gemacht, wird sich nicht wundern zu hören, daß der unglückliche Brief auf dieser Rundreise beinahe drei Jahre alt geworden war.

Sie öffnete den Umschlag und hielt ein grobes, graues Blatt mit deutscher, steifer Schrift in der Hand, altmodisch, wie sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte. Ihr Blick suchte die Unterschrift. Sie erstarrte. Sie las: „Ew. Gnaden unterthänigster Diener Dr. Johann Christian Brenner."

Sie las. Mit übernatürlichem Muthe las die Unglückliche, las den unseligen Brief bis zum Ende.

So lautete der Brief:

„Hochgeborne Allergnädigste Frau!

Indem Ew. Gnaden unterthänigster, Endesunterzeichneter Diener sich erkühnet, denselben zu schreiben, thut er es mit demjenigen naturgemäßen Widerwillen, den ein menschliches Wesen empfindet, welches einem andern unschuldigen Wesen wehe zu thun und klägliche und erbärmliche Erinnerungen in sein Gedächtniß zurückzurufen hat. Doch kann er sich der trostvollen Hoffnung nicht entschlagen, daß eine allgütige Vorsehung, in deren Schickungen Ew. Gnaden sich dem Unterzeichneten vor Jahren so ergeben gezeiget hat, alles Uebel, was sündige Menschen begangen haben, bereits zum Besten gekehret, und Ew. Gnaden mit dem hochverehrten Herrn Gemahl wieder glücklich vereiniget habe. Ich fange hiermit an.

Nachdem Iwan Petrowitsch Gromoff, der Ihro Gnaden als Gouverneur von Berefoff vor nunmehr elf Jahren bekannt geworden, fünf lange Monate an einer

schmerzhaften und unheilbaren Krankheit, mit deren Beschreibung Ihr unterthänigster Diener Ihro Gnaden verschonen will, danieder gelegen, hat er vor drei Tagen nach mir geschicket und mir eröffnet, daß sein Gewissen ihn wegen einiger verübten Unthaten nicht sterben ließe, von denen er die möglichste Gutmachung der Einen in meine Hände legen wolle. Denn Ew. Gnaden müssen wissen, daß Iwan Petrowitsch im Grunde ein gutes und weiches Herze hatte, aber von Menschenfurcht und Liebe zum Trunk oft von Gottes Wegen abgeführet wurde. Er eröffnete mir darauf, daß, als sein geliebtes Söhnchen Alexander Iwanowitsch auf dem Sterbebette gelegen habe, derselbe ihn dringend gebeten, ja ihm auf dem Kreuze des Erlösers das feierliche Versprechen abgenommen habe, seinen geliebten Lehrer in Freiheit zu setzen, d. h. ihm Mittel an die Hand zu geben, zu entfliehen, sobald er (d. h. der Vater) es ohne eigene Gefahr thun könne. Auch habe er gern das Gelöbniß gemachet, denn er habe eine warme Erkenntlichkeit gefühlet für die Liebe und Aufopferung, mit welcher der Herr Baron von Hohenhorst den Knaben gepfleget habe. Nun habe es sich getroffen, daß ein vornehmer Grieche

vor etwa acht oder neun Jahren, zur Zeit der Kaiserin Anna, durch den Tyrannen Biron, den er einmal beleidiget habe, in die Verbannung geschicket worden sei, mit der Instruction, wenn die zehn Jahre seiner Strafzeit abgelaufen, den Verwiesenen an die Grenze der Türkei bringen zu lassen, und ihn über die Grenze zu weisen, mit dem strengen kaiserlichen Befehl, bei Lebensverlust sich nicht wieder im russischen Reiche sehen zu lassen. Dieser Unglückliche, der die nämliche hohe Gestalt gehabt, welche Dero Gemahl gezieret, habe eben jetzt, als seine Zeit beinahe umgelaufen, am Tode gelegen, ja, Gott der Allmächtige habe gewollet, daß, als auf Verwendung seiner Verwandten die neue Kaiserin seine Strafzeit ermäßiget habe und der Befehl von Petersburg angelanget sei, den griechischen Fürsten freizulassen, der elende Mann am nämlichen Tage mit Tode abgegangen sei. Da sei es nun Iwan Petrowitsch wie von Gott selber eingegeben worden, es sei dies ein Wink Seiner Gnade, daß er sein Gelübde erfüllen und den verwiesenen Hohenhorst freigeben solle, da er, ohne sich selbst zu schaden, den Tausch vollziehen könne. Er habe demnach dem Todten die Kleider von

Dero Gemahl anziehen lassen, wobei es sich glücklich getreffen, daß dem einzigen Mann, der den Kranken abgewartet habe, als selbiger vor Jahren ins Elend geschickt worden, die Zunge ausgeschnitten worden sei, und er demnach nicht mehr hätte sprechen und den Betrug dereinst hätte verrathen können. Ihre Gnaden wissen, daß Ihr gehorsamer Diener dazumal verreiset war. Der Betrug hätte sonst nicht ohne mein Mitwissen vollzogen werden können. — Dieser Mann hätte mit ihm die Leiche in den Sarg geleget und wäre sein einziges Werkzeug gewesen, und der Todte sei als Moritz von Hohenhorst begraben und in das Buch eingetragen worden. Unterdessen habe er Dero Gemahl die Hinterlassenschaft des griechischen Fürsten übermacht, demselbigen einen Paß auf den Namen Ghika zugestellet und ihn ohne Aufenthalt nach dem Kaspischen Meere geschicket, wo ein türkisches Schiff ihn aufgenommen habe. Beinahe aber sei das ganze gefährliche Unternehmen an der Halsstarrigkeit — wie er sich respectwidrig ausdrückte — von Dero Herrn Gemahl gescheitert, der sich entschieden geweigert habe, einen Eid abzulegen, daß er nicht wieder nach Deutschland zurückkehren und seiner Fa-

milie seine Befreiung nicht melden wolle, worauf er, da seine Stellung als Commandant, ja sein Leben davon abgehangen, hätte bestehen müssen. Denn man würde ihn ohne Zweifel zur strengsten Rechenschaft gezogen haben, wenn man in Petersburg erfahren hätte, daß er den Verwiesenen hätte davonkommen lassen. Dero Gemahl hätte erklärt, lieber wolle er hier sterben, als in der Fremde ohne seine Frau Gemahlin zu leben. Endlich sei man übereingekommen, daß er nicht eher das Geheimniß enthüllen solle und Ihre Gnaden oder sonst jemand in Deutschland seinen Aufenthalt melden dürfe, bis drei Jahre verflossen seien, und das habe Dero Gemahl auf dem Kreuze und bei Jesu Blut ihm zugeschworen. Als nun aber Ihre Gnaden bereits nach drei Wochen selbst nach Berefoff gekommen seien und zwar mit einem kaiserlichen Begnadigungsbriefe, sei es ihm schwer auf das Herz gefallen, und er habe lieber Ew. Gnaden gar nicht mehr sehen wollen, weil er gefürchtet habe, Ew. Gnaden Schmerz werde ihn so rühren, daß er Ihnen alles entdecke und sich dadurch selbst ins Verderben bringe. Seitdem aber habe ihm sein Gewissen keine Ruhe gelassen, besonders weil er

gefürchtet habe, Ihro Gnaden möchten ſich wieder verehelichen und ſo unwiſſentlich eine große Sünde begehen, und dann in drei Jahren vielleicht in große Noth kommen, wenn der erſte Herr Gemahl nicht unterdeſſen im türkiſchen Heere, worin er Dienſt hätte nehmen wollen, gefallen wäre. Indeſſen habe er alles dem lieben Gott anheimſtellen müſſen; jetzt aber, wo er ſeinem Ende nahe und die Entdeckung ihm nichts mehr ſchaden könne, wünſche er, daß ich Ihro Gnaden alles enthüllen möge, für den Fall, daß der Herr Gemahl nicht vielleicht längſt ſchon wieder zu Ihnen heimgekehret ſei, was der allmächtige Gott verfüget haben möge.

Bald nachdem der arme, feige Mann mir dies Bekenntniß gemachet hatte, ging er mit Tode ab, denn keine Kunſt des Aesculapius konnte ihn mehr retten. Ihr unterthänigſter Diener will zu Gott hoffen, daß Ew. Gnaden aus chriſtlicher Liebe ihm verzeihen mögen. Jeder iſt freilich ſich ſelbſt der Nächſte, ſagt das Sprichwort. Ich mindeſtens, wie ſehr ich auch Ihro Gnaden bedauere, darf nichts gegen ihn ſagen, dieweil er mich im Teſtament reichlich bedacht und meine ärztlichen Dienſte, dieweil er keine Kinder noch ſonſtige

natürliche Erben hinterlassen, so gut belohnet hat, daß ich nun hoffen darf, in meinem Alter ausruhen zu können.

Geschrieben zu Berefoff am 3. May 1753.

Ich ersterbe in Ehrfurcht und Mitleid Ihro Gnaden

unterthänigster Diener

Dr. Johann Christian Brenner."

Das Blatt entsank Agathens Hand auf den Tisch nieder, als sie in übernatürlicher Stärke den Brief beendet hatte. Sie saß sprachlos, starr, leichenhaft bleich, ohne Thränen, ohne sich zu rühren.

Da klopfte es mit leisem Finger. Gleich darauf öffnete sich langsam die Thür und Mannsfeld, im Reisemantel, die Reisemütze in der Hand, trat ein.

Er blieb an der Thür stehen; trat dann zögernd einige Schritte näher. Ich komme, gnädige Frau, sagte er mit mühselig erhobener Stimme, um vor meiner Abreise mich Ihnen zu empfehlen.

Agathe starrte ihn an. Sie antwortete keine Silbe. Er trat näher. Er stand vor ihr.

Moritz! flüsterte sie.

Er fuhr zuſammen. Er kniete vor ihr nieder. Du kennſt mich, meine Agathe? fragte er leiſe.

Sie erhob die bebende Hand und zeigte mit zitterndem Finger auf den Brief. Sein Auge traf den Namen Brenner.

Moritz, hauchte ſie in kaum hörbaren Tönen. Zürnſt du der Ehebrecherin?

Du biſt es nicht, theures Weib, erwiderte er mit milder, tröſtender Stimme. Du wähnteſt mich todt. Ich weiß alles.

Sie ſank auf ſeine Schulter. So geh', ſagte ſie entſchloſſen. Geh', daß ich's nicht werde. Schütze mich vor mir ſelbſt, mein Moritz

Ich gehe, erwiderte er. Ich gehe getröſtet, denn ich weiß nun, du *liebſt* mich noch. Seit geſtern weiß ich's. Deinem Beſitz kann ich entſagen, deiner Liebe nicht.

Ein einziger langer, inniger, glühender, zehrender Kuß, der erſte ſeit funfzehn Jahren der Trennung, der letzte für das Leben.

Da raſſelte ein Bauerwagen ſtürmiſch in den Hof hinein. Ingeborg, die im Nebenzimmer am Fenſter

gestanden, rief in ihrer Bestürzung schon durch die noch ungeöffnete Thür: Gnäd'ge Frau! Der Herr Graf!

Geräusch auf der Treppe; ein paar Secunden und die Thür zum Vorzimmer flog auf. Der Graf in Reisekleidern trat ein, hinter ihm Charitas, die ihm entgegengeeilt war. Auch der neugierige Kammerdiener hinter ihm, ihm Mantel und Hut abzunehmen. Allein der Graf sagte: Nachher, guter Freund, und schloß die Thür hinter sich und Charitas zu.

Erschrecken Sie nicht, meine Beste, sagte er zu Agathen, die, bleich und an allen Gliedern zitternd, vor ihm stand — ich komme als Flüchtling. Brahe und Horn sind gestern verhaftet. Es ist um sie geschehen. Mehrere sind mit ihnen eingezogen und ich habe Ursache zu fürchten, daß einer der Schurken, der heute verhört wird, gegen mich aussagen wird. Wenn noch ein Schatten von Gerechtigkeit im Lande wäre, könnten sie mir nichts anhaben. Aber vor diesen Wütherichen ist auch der Schuldloseste nicht sicher. Ich habe sie irregeleitet. Für einen vollen Tag mindestens bin ich außer Gefahr. Ich habe heute in der Morgendämmerung meinen bepackten Reisewagen mit meinem treuen

Volkmar nach Rödkrita geſchickt. Ich ſelbſt fuhr nur bis kurz vor das Thor mit; ich ſtieg heimlich aus, ging zu Fuß nach der nächſten Bauerwirthſchaft und miethete eine ihrer Scharteken bis hierher nach Söderwyk. Noch fühl' ich das verdammte Schütteln in allen Gliedern. Für heute Nacht mindeſtens bin ich ſicher hier. Sie haben ohne Zweifel einen Trupp Reiter nach mir nach Rödkrita geſchickt, mich feſtzunehmen, aber auch das ſchnellſte Pferd kann Rödkrita nicht unter vierzehn Stunden erreichen.

Der Graf ſprach athemlos. Er wünſchte unbeſorgt zu erſcheinen, aber wer ihn kannte, konnte leicht die tödlichſte Angſt in ſeiner Stimme erkennen.

Laſſen Sie uns fliehen, ſagte Agathe mit todesbleichen Lippen. Irgend eine Bauerhütte im Gebirge wird uns verbergen.

Agathe! Sie ſehen aus wie der Tod! Armes Weib! Für dieſe Nacht ſind wir ſicher. Ich bedarf des Ausruhens.

Mama, ſagte Charitas, in dieſem Hauſe ſelbſt haben wir für den Papa einen guten Verbergungsort. Außer Ingeborg weiß ſicher niemand im Hauſe, daß neben

der großen Wäschkammer im Giebel noch ein Abschlag ist, wo, wie Sie wissen, einmal die alten Grafen Kronhelm all ihr Gold und Silber vor den dänischen Seeräubern verbergen hatten. Wenn wir noch eine Tapete vor die Wand ziehen, so kann kein Mensch ahnen, daß da eine Thür ist.

Das läßt sich hören, versetzte der Graf. Das Mädchen ist klug.

Jetzt trat Mannsfeld näher. Herr Graf, sagte er, Ihre Dienerschaft weiß von Ihrer Ankunft. Sie sind vor Verrath nicht sicher. Ich möchte Ihnen dringend rathen, entfernen Sie sich so weit Sie können, bis die Gefahr vorüber ist. Sie haben Pferde genug und einen bequemen Wagen, der Sie in einigen Tagen und Nächten nach Gothenburg oder Helsingör in Sicherheit bringt, denn nur auf einem englischen Schiffe sind Sie es. Die Städte können Sie umfahren und von den Bauern verräth Sie keiner. Das Ungewitter zieht furchtbar auf. Halten Sie sich fern, bis es sich entladet hat.

Der Graf, der sich auf dem Sofa niedergesetzt, sah ihn schmerzlich zweifelnd an. Es wäre schwer zu

entſcheiden geweſen, ob er im Augenblick mehr geiſtig beſorgt oder körperlich ermüdet war.

Plötzlich fuhr er erſchrocken empor. Ein halbunterdrückter Lärm drang aus dem Hofe herauf. Reiter waren mit möglichſt geringem Geräuſch hereingeſprengt: das Geſinde lief zuſammen: das Sprechen gedämpfter Männerſtimmen ward deutlich vernommen. Meine Verfolger! rief der Graf in tödlichem Schrecken. Da erſchallte ein lautes: Beſetzt alle Hausthüren! herauf.

Wohlan! ſagte Mannsfeld entſchloſſen: tauſchen wir Rollen, Herr Graf! indem er ihm raſch den Mantel abnahm, den ſeinen ihm umwarf und ſeine Mütze ihm auf den Kopf drückte. Die kleine Thür zur Treppe dort bringt Sie durch den Garten in Sicherheit. An der Hinterpforte ſteht geſattelt und gepackt mein Pferd. Das bringt Sie noch vor Anbruch des Morgens nach Nyköping. Im Hafen dort liegt eine danziger Barke, Die polniſche Krone, Schiffer Janſen. Hier iſt mein Paß. Hier der Empfangſchein des Ueberfahrtgeldes für Moritz Mannsfeld. Raſch fort! Ich werde dafür ſorgen, daß Sie einen ſolchen Vorſprung gewinnen, daß keiner Ihrer Verfolger Sie mehr er-

reichen kann. Rasch! das Schiff geht morgen mit Sonnenaufgang unter Segel!

Er schob den zitternden Grafen zur Hintertür hinaus. Geh' mit ihm, Charitas, sagte er, zeig' ihm den Weg! verlaß ihn nicht, bis er sicher zu Pferde sitzt. Charitas gehorchte. Er selbst warf des Grafen Mantel um und drückte dessen Hut ins Gesicht.

Während er sprach, hörte man schwere Schritte und Männerstimmen durch das Haus schallen. Agathens Zimmer lag im Flügel. Das Hauptgebäude schien zuerst durchsucht zu werden. Die Hintertreppe kannte Keiner.

Ermanne dich, theures Weib, sagte Mannsfeld, indem er sich in das Cabinet zurückzog und dies durch Schließen des Ladens vollständig dunkel machte. Ich rette dir den Gatten, den Vater deiner Knaben. Fasse dich, geliebte Agathe! auch für mein elendes Leben ist keine Gefahr.

Im Augenblick pochte es heftig an die Thür. Halte sie etwas hin, ehe du öffnest! sagte Mannsfeld; so gewinnt er Zeit.

Draußen erschallte es: Oeffnen Sie, Frau Gräfin! im Namen des hohen Reichsraths.

Mannsfeld ſchloß die Thür des Cabinets hinter ſich. Agathe hielt ſich ſtill. Kaum daß ſie athmete.

Aber ſtürmiſcher pocht' es: Aufgemacht, gnädige Gräfin! oder die Thür wird eingeſchlagen.

Agathe öffnete endlich. Sie trat zurück, mitten ins Zimmer. Ein augenblicklicher Muth kam über ſie in der Stunde der dringendſten Gefahr. Ein Offizier, ein Corporal und zwei Soldaten drangen ein. Sie ſtand vor ihnen in der ganzen majeſtätiſchen Würde einer beleidigten, vornehmen Frau.

Wer gibt Ihnen das Recht, Herr Lieutenant, mit Gewalt in dies Haus und in das Zimmer einer Dame zu dringen? fragte ſie mit erzürntem Blick.

Der Befehl des hohen Reichsraths, gnädige Frau! Wo iſt der Graf?

Ziemt es ſich für Sie, mich ſo zu befragen, mein Herr? Spricht ein Cavalier ſo mit einer Dame?

Gnädige Gräfin, mir iſt vom hohen Reichsrath der Befehl geworden, Ihren Herrn Gemahl zu verhaften. Sie haben ihn hier verborgen.

Sie irren. Graf Kronhelm iſt nicht in dieſem Hauſe.

Er iſt es, Frau Gräfin, Ihre ſämmtliche Dienerſchaft zeugt wider Sie. Ich weiß, daß er in dieſem Zimmer — er ſah umher — oder in jenem verborgen iſt. Er zeigte auf die Thür, die nach dem Cabinet führte.

Ich ſchwör' es bei Gott, rief Agathe, der Graf iſt nicht hier. Er iſt nicht in dieſem Hauſe.

Aber als der Offizier auf die Thür des Cabinets zuſchritt, kam ſie ihm mit einer raſchen Bewegung zuvor, lehnte mit dem Rücken gegen die Thür und rief:

Nimmermehr werde ich leiden, daß man mir meine Garderobe unterſucht, als wär' ich des Diebſtahls beſchuldigt. Ich ſchwör' es noch einmal, Graf Kronhelm iſt nicht drinnen. Er iſt nicht in dieſem Hauſe.

Er iſt es. Er kann nicht entflohen ſein. Alle Hausthüren ſind beſetzt.

So ſuchen Sie ihn anderswo. Er iſt nicht hier.

Laſſen Sie uns hinein, gnädige Frau, rief der Offizier ungeduldig. Treten Sie zurück!

Ich trete nicht zurück. Keine Dame von Stande wird ſolche Unziemlichkeiten dulden.

Da faßte er ſie mit roher Hand an der Schulter

und zog die Widerſtrebende zur Seite. Gewalt! rief Agathe entſetzt.

Plötzlich ward die Thür drinnen aufgeſchloſſen. Brauchen Sie Ihre Tapferkeit gegen Männer, Herr Lieutenant, ſagte eine Stimme mit Hohn. Der Offizier und ſein Gefährte drangen ein in das dunkle Gemach; die Soldaten, die vorher an der äußern Thüre ſtehen geblieben waren, ſtürmten herbei und ſtellten ſich in die Thür des Cabinets, Agathen hinweg in das Zimmer ſchiebend.

Drinnen herrſchte vollſtändige Nacht, außer daß ein Streifen des ſchwachen Lichtes der Abenddämmerung aus dem Zimmer durch die geöffnete Thür fiel.

Eine große Geſtalt, im Mantel verhüllt, den flachen Hut tief in das Geſicht gedrückt, ſtand der Thür ſchräg gegenüber an die Wand gelehnt.

Herr Graf, ſagte der Offizier, ich verhafte Sie im Namen des Reichsraths.

Wo iſt Ihr Verhaftsbefehl, Herr Lieutenant?

Hier, erwiderte dieſer, das Papier vorzeigend.

Er iſt nicht gültig. Des Königs Unterſchrift fehlt.

Der Offizier, ohne zu bedenken, daß jener im

Dunkel dies unmöglich habe entdecken können, versetzte:

Des Königs Siegel ist hinreichend. Sie sind mein Gefangener, Herr Graf.

Aber der Corporal hatte Zeit gehabt, die dunkle Gestalt näher zu mustern. Der fremde Accent war ihm aufgefallen. Er riß den Laden des Fensters auf.

Herr Lieutenant, rief er, dies ist nicht Graf Kronhelm.

Wer hat Ihnen gesagt, daß ich Graf Kronhelm sei? Ich bin ein Fremder, unter dem Schutz des englischen Gesandten, und werde Sie zur Rechenschaft ziehen, wenn Sie sich an mir vergreifen.

Wo ist der Graf? schrie der Offizier, wüthend über seinen Irrthum. Sie haben ihm fortgeholfen. Er muß irgendwo stecken.

Es muß eine Thür hier irgendwo sein. Der Mensch unten sprach von einer Hinterthür, rief der Corporal.

Sie wollten auf ihn eindringen. Aber Mansfeld stemmte sich fester gegen die Thür. Indem er den Mantel unten mehr breitete, glitt dieser ihm von der Schulter und zeigte den zertrümmerten Arm in der Binde. Eine Spur der Tapetenthür ward sichtbar.

Der Offizier wie ſein Untergebener ſtürzten auf ihn los. Aber er hielt ihnen den mächtigen rechten Arm wie ein Schild entgegen. Daß Keiner es wage, mich zu berühren! rief er.

Der Offizier fühlte ſich im Recht. Er zog den Degen. Der Corporal folgte ſeinem Beiſpiel. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt, rief der Lieutenant, ſo weichen Sie.

Da zog jener mit Blitzesſchnelle ein Taſchenterzerol heraus, ſich ſchußfertig haltend. Wer mich berührt iſt verloren, rief er. Ich gebe Ihnen jetzt die Thür frei, wenn Sie Ihre Schwerter einſtecken.

Aber: Mörder! rief der Lieutenant, der beim Anblick des Terzerols an die Seite geſprungen war. Indem ſich der Drohende zum Corporal wendete, der ſeiner Rechten gegenüber noch mit gezogenem Degen vor ihm ſtand, ſprang jener ihm mit dem Sprung einer wilden Katze von der linken Seite auf die Schulter, wo der zertrümmerte Arm ihm keine Abwehr vergönnte, und riß ihn halb nieder, während der Corporal ihm den Degen in den Leib ſtieß. Das Terzerol ging los in der Hand des Fallenden, das Gemach füllte ſich

mit dickem Pulverdampf. Das Mordgewehr war mit keiner Kugel geladen.

Ueber den Körper des Gefallenen hinweg stürzten die Mörder zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Die Soldaten ihnen nach.

Als Charitas durch den Garten auf Umwegen durch die Vorderthür heimkam, hinter ihr die Kinder mit Ingeborg und die andern Frauen des Hauses in bleichem Schrecken, laut jammernd, fand sie die Mutter bewußtlos auf der Leiche des Vaters liegen.

Noch hatte er gelebt, noch hatte er Bewußtsein, als die Liebende ihn in ihre Arme nahm. In deinen Armen sterb' ich, flüsterte er mit gebrochener Stimme, so sterb' ich gern. Mir ist besser geworden, als ich hoffen durfte. — Erhalte dich deinen Kindern! — ich hab' ihnen den Vater gerettet. Er wird auch Cary's Vater sein.

Der unglückliche Mann hätte vielleicht noch gerettet werden können, wäre ein Wundarzt zur Hand gewesen, die Verblutung zu stillen. Die Frauen trugen ihn auf das Bett, schnitten ihm die Kleider auf, verbanden so sorgfältig als sie vermochten die ungeheuere klaffende Wunde,

aber die kunſtfertige Hand fehlte. Das Leben war ſchon längſt erloſchen, als der aus der Ferne herbeigeholte Wundarzt endlich kam. Agathe lag noch immer bewußtlos. Troſtlos und nur aufrecht gehalten von der Jugendkraft einer heldenmüthigen Natur, ſchwankte die junge Waiſe zwiſchen den Lagerſtätten der geliebten Aeltern hin und her.

Die Häſcher des Reichsraths, nachdem ſie, wie Keller und Boden, den ganzen Garten unterſucht, ritten fluchend davon. Ihre Führer, von einigen der weinenden Dienerinnen mit Verwürfen überhäuft, trauten ſich nicht das Schloß wieder zu betreten. Dumpfe, öde Stille lag über Haus und Garten.

Vierzehntes Kapitel.

Ende.

Mehr als zwei lange, verhängnißvolle Monate waren vorüber. Die Freunde des Königs hatten den Frevel, die Verfassung ändern zu wollen, auf dem Schaffot gebüßt. Der unglückliche Monarch, der durch einen grausamen Beschluß seiner Tyrannen des schönsten Vorrechts der Könige, des Begnadigungsrechtes, beraubt war, konnte sie nicht retten, ja kaum, daß er sich selbst retten konnte, indem er feierlich erklärte, nichts von der zu seinen Gunsten angestifteten Verschwörung gewußt zu haben. Minder Betheiligte seiner treuen Freunde wurden geächtet; darunter Graf Kronhelm.

Im stillen Garten von Söderwyk lag Mannsfelt begraben. Ein einfacher Stein, über den eine Trauer-

weide ſich herabſenkte, bezeichnete die Stelle. Der Name „Moritz Mannsfeld“ war darauf eingeſchrieben und die Worte in deutſcher Sprache: „Er ſtarb, von Häſchershand gemordet, ein Opfer ſeines Edelmuthes.“

Oben im Hauſe ſaß Charitas noch immer am Krankenbette der Mutter. Als die unglückliche Frau endlich erwachte, war ſie weit abweſend im Geiſte. Die berühmteſten Aerzte Stockholms kamen und gingen, aber ſie konnten die leidenſchaftlichen Fieberphantaſien der furchtbar erſchütterten Seele nicht hemmen. Die Kranke ſprach deutſch, nur deutſch. Sie war in Schleſien bei ihren Aeltern; die ſiegenden Preußen zogen ein in die eroberte Feſte. Sie ſaß an Seinem Lager. Die letzten funfzehn Jahre waren ihrem oft wie entzückten Gemüth in die tiefſte Nacht der Vergeſſenheit eingeſenkt.

Oh! dachte Charitas wol, wär' es nicht ein Segen Gottes für die Theure, wenn ſie nie, nie wieder zu ſich und dem Bewußtſein der Wahrheit käme? wenn Gott ſie jetzt zu ſich riefe, jetzt im Wahne des Glückes?

Aber großmüthig wie ſie war, nur einige Augenblicke konnte das junge Mädchen den Gedanken ertragen. Sie ſank nieder vor ihrem Stuhl am Bette und

betete zu Gott dem Erbarmer, ihr die Mutter zu erhalten. Dann weckte wol ihr Schluchzen Agathen zu augenblicklichem Bewußtſein. Was iſt dir, theures Kind? fragte ſie mit leiſer Stimme. Die Tochter ſank an der Mutter Bruſt und die letztere fiel unter ihren und ihren eigenen Thränen in einen ſanftern Schlaf. Charitas aber ſchlich hinunter in den Garten und weinte ſich vollends aus auf dem Grabe des Vaters.

Die letzten Monate ſchweren Leidens hatten den ſtarken Charakter des jungen Mädchens zu ſeiner vollen natürlichen Energie entwickelt, wie ſonſt wol nur eben ſo viele Jahre zu wirken pflegen. Keiner war im Haushalt, Keiner in der Nachbarſchaft, Keiner unter den Aerzten und Geſchäftsfreunden, der ihr nicht eine unumſchränkte Bewunderung zollte. Das Haus in möglichſter Stille zu erhalten, hatte ſie die kleinen Brüder zu einem Landprediger in der Nähe des Gutes gethan, einem Manne, von dem ſie wußte, daß ihre Mutter ihn ſehr hochgeachtet hatte. Die nothwendigen Gelder zu erhalten, hatte ſie, beſorgt, daß die Einkünfte von des Grafen Krenhelm Gütern ſeiner Familie nicht würden ausgezahlt werden dürfen, ſolange ſein Name

nicht von der Anklage ſeiner Feinde gereinigt war, bei Zeiten an den Geſchäftsführer ihrer Mutter in Deutſchland geſchrieben und von ſeiner Freundſchaft einen bedeutenden Vorſchuß ihres Einkommens erhalten. Sie allein ſtand dem ganzen Hauſe vor, beſorgte alle Geſchäfte und war die hauptſächlichſte Pflegerin ihrer Mutter, die Berichterſtatterin für die Aerzte, welche die Ausführung ihrer Anordnungen ihr mit achtungsvollem Vertrauen überließen. Alle ihre Pflichten erfüllte ſie mit Muth und Ergebung. Nur in den erſten Tagen, als ſie, und ſie allein den geliebten Vater beſtatten ließ und das dunkle Geheimniß ſeines Todes, das noch dunklere ſeines Lebens verhüllte, da brach ihr faſt das junge Herz.

Die Zeit, die alle Wunden, wenn nicht heilt, doch mit ſchonender Hand verbindet, ſodaß ſie aufhören unaufhaltſam zu bluten und endlich nur dann und wann bei ſchonungsloſer Berührung wieder aufbrechen, übte auch endlich auf Mutter und Tochter ihre unwiderſtehliche Gewalt aus. Die erſte helle Stunde der Gräfin benutzte Charitas ihr mitzutheilen, daß der Graf glücklich in Danzig angelangt, von dort nach Hamburg

gereist sei und sich gegenwärtig in England befinde. Sie hatte ihm dorthin geantwortet, ihm den aufopfernden Tod des treuen Freundes und den traurigen Zustand der Mutter gemeldet. Wohlweislich aber zeigte sie Letzterer nicht die Antwort, die sie darauf erhalten. Denn der Graf hatte darin zwar über beides sein großes Bedauern ausgedrückt, aber zugleich in seiner überklug belehrenden, egoistischen Weise die Meinung ausgesprochen, der unglückliche Mann hätte den Tod wahrscheinlich vermeiden können, wenn er mit geringerm Heroismus seine Verfolgung verhindert, und dagegen mehr Klugheit angewendet hätte, indem er die Verfolger auf falsche Fährte leitete. Die Zeit des Heldenthums sei einmal vorbei; nur Klugheit könne die Gewaltstreiche der übergreifenden Macht brechen u. s. w. Charitas zerknitterte den Brief mit glühendem Zorn, ohne ihn auszulesen. Sie fühlte noch in ihrem Arm das Zittern des erschreckenen Grafen, als sie ihn durch die dunkeln Pfade des Gartens nach der Hinterpforte leitete und ihm auf Mamsfeld's rettendes Pferd half, und die Heldengestalt ihres Vaters stand in zweifacher Herrlichkeit vor ihr.

Viel länger dauerte es, ehe Charitas ihrer Mutter den Brief dieſes letztern mittheilen konnte, den er ihr, entſchloſſen zu gehen, am Tage vor ſeiner beabſichtigten Abreiſe geſchrieben, und wahrſcheinlich kurze Zeit nachdem er ihr entdeckt hatte, wer er ſei, ſchon angefangen hatte.

Dieſer Brief enthielt einen Abriß der unglücklichen Geſchichte des vom Schickſal ſo furchtbar um ſein Leben betrogenen Mannes. Möge hier der Leſer einen mitleidigen Blick darauf werfen.

„Meine Charitas, mein Kind!

Ja, ich darf es ausſprechen. Dieſer Eine Lichtſtrahl mußte noch in die Nacht meines Lebens fallen, um das Dunkel noch dunkler, noch melancholiſcher zu machen.

Und doch fühl' ich nicht immer ſo. Oft iſt mir auch zu Muthe ſeit ich Dich gefunden, als hätte das Bewußtſein, doch Ein Weſen noch mein nennen zu können, Eine menſchliche Seele zu wiſſen, die an mir hängt, die für mich fühlt, mir wieder einigen Muth für den Kampf des Lebens gegeben.

Ich habe Dir verſprochen, Dir einen Abriß meines furchtbar verfehlten Lebens zu geben, geliebte Tochter. Du ſollſt, Du mußt erkennen lernen, was mich verhindert hat, die gerechten Anſprüche an Glück, auf die der Allmächtige mich in der Jugend angewieſen, als gereifter Mann geltend gemacht zu haben. Du mußt meine Geſchichte wiſſen, um mich noch achten zu können.

Anders wäre es geweſen, wenn ich, wie ich beabſichtigte, Dich verlaſſen hätte, ohne Dir zu entdecken, wer ich ſei. Geliebtes, liebenswürdiges Kind! keine Schamröthe braucht Deine Wangen zu überziehen, wenn ich Dir die Gründe mittheile, die mich beſtimmten, mich Dir zu eröffnen. Ich ſah mit tiefer Rührung, wie Dein junges, unſchuldiges Herz in einer vollkommenen Selbſttäuſchung gefangen lag. Was Dich ſo mächtig zu mir zog, war nichts als der natürliche Magnetismus der Herzen, der unter nahen Blutsverwandten an ſich nicht ſelten iſt, in Deinem Falle aber durch die beſondere Harmonie unſerer individuellen Charaktere zur unbezwinglichen Hinneigung ward. Vielleicht hatte auch das tiefe innige Mitleid für den un-

glücklichen Mann, das nur ein weibliches Herz empfinden kann, mehr Einfluß auf Dein Gefühl, als Du Dir bewußt warst. Daß Du Dich ſelbſt über Deine Empfindung täuſchteſt, war nur der Natur gemäß, und es gab keinen Augenblick, in dem Du mir durch dieſen Anflug von Schwärmerei nicht liebens- und achtungswürdiger erſchienen wäreſt, als wenn ich Dich nur im blaſſen Dämmerlicht einer gelehrigen Schülerin kennen gelernt hätte. Wenn dieſer Schwung Deines Seelenzuſtandes, den Du ſelbſt nicht begriffſt, mich zuletzt beſtimmte, Dir zu eröffnen, wer ich ſei, ſo fühl' ich auch, welche Wohlthat ich mir ſelbſt, ja welche ich auch Deiner Mutter erzeigte. Denn nur ſo, nur im Beſitz meines unglücklichen Geheimniſſes konnteſt Du der Theuern, deren Herz ſich in gleicher, dunkler, unerkannter Wahlverwandtſchaft ſtürmiſch zu bewegen begann, nach meinem Weggehen Troſt und Stütze ſein. Mir aber blieb in der erneuten, aus tiefſtem Pflichtgefühl freiwillig gewählten Einſamkeit der Eine große Troſt Deiner kindlichen Liebe.

Du kennſt aus meinem letzten Briefe an Deine Mutter mein unglückliches Schickſal bis zur nächtlichen

Decemberrevolution. Ich ward mit dem Adjutanten des Herzogs Anton, Oberst Haimburg, einem schwachköpfigen, sonst ganz harmlosen Menschen, erst ohne einen Schatten von gerichtlicher Untersuchung in ziemlich erträglicher Haft gehalten; dann, ebenfalls ohne je vor Gericht gestellt, ja ohne nur im Gefängniß examinirt worden zu sein, getrennt von ihm, jedoch ohne weitere Mishandlung, nach Sibirien geschickt, jeder nach einem andern Ort. Nur weit weg wollte uns die Zarin haben, nur weit weg alles, was mit der Regentin Anna zusammenhing, weil die Nähe von irgend einem, der dem Regentenpaare gedient, sie in beständiger Furcht erhielt. Ich ward bei aller empörender Ungerechtigkeit noch glimpflich behandelt. Bereseff, wohin ich gebracht ward, ist eigentlich keine Gouvernementsstadt. Der dortige Commandant aber, der unter dem Gouverneur von Tobolsk steht, wird Ehren halber auch Gouverneur genannt, was ihn bei guter Laune erhält. Es war ein roher, einfältiger Mensch, aber gutmüthig von Natur. Er machte mich zum Lehrer seines einzigen Sohnes, wobei er wol mehr meinte, mich zum Diener desselben zu machen, denn in seinem

Reiche übte er vollſtändige Willkür aus. Aber der Sohn, eine der liebenden, offenen, weichen Naturen, welche die Vorſehung nur zu kurzem Daſein beſtimmt hat, ſchloß ſich mit kindlicher Liebe an mich an, ja, durſtig nach Wiſſen und längſt in dunkler Sehnſucht, ſich aus dem geiſtigen Schlamm, in welchem ſeine Lage ihn hielt, herauszuarbeiten, ſah er an mir mit einer Art Anbetung als zu dem herauf, der ihm die reinern Quellen eröffnete. Kein Wunder, daß auch mir der Knabe theuer ward. Er ward mein Lehrer im Ruſſiſchen, während ich ihn deutſch und franzöſiſch lehrte, und was von wiſſenſchaftlichen Dingen ſeinem Alter gemäß war. Ich wußte ihn von ſeinem Vater fern zu halten, wenn jener betrunken war, und ſchützte ihn und mich auf dieſe Weiſe vor den Mishandlungen deſſelben, mit welchen der erbärmliche Menſch in dieſem Zuſtande beſonders diejenigen überhäufte, die ſich ſeinen ekelhaften Liebkoſungen zu entziehen ſuchten, ſo daß gerade die, die er lieb hatte, und namentlich ſein angebeteter Sohn, dann am meiſten der Mishandlung ausgeſetzt waren.

Da ich in Gromoff's, des ſogenannten Gouverneurs Hauſe wohnte, und daher die geringen Lebens-

bequemlichkeiten, die ein wüster Ort wie Berefoff etwa bot, mit der Familie des größten Mannes des Ortes theilte, so konnte ich in phyſiſcher Hinſicht das ſibiriſche Exil wohl tragen, beſonders wenn ich meine Lage mit der furchtbaren Einſamkeit vergleiche, in der Graf Münnich in Pelim, Oſtermann und Löwenwolde und andere bedeutende Männer in andern gänzlich verlaſſenen Verbannungsorten nun ſchon ſeit funfzehn Jahren ihr ſchmählich verkümmertes Leben hinſchleppen, wenn nicht etwa der Tod ſie mitleidig erlöſte. Ein deutſcher Doctor, den ſein Geſchick ſchon unter Peter's grauſenvoller Herrſchaft hierher geſchleudert hatte, unterhielt durch eine Moskauer Zeitung, die ſelten unter drei Monate alt war, wenn er ſie zu leſen bekam, mich in einiger Verbindung mit der Welt. Ich erfuhr daraus kurz vor meiner Flucht, daß der Friede zwiſchen Preußen und Oeſterreich in Ausſicht war, der Deiner Mutter mindeſtens eine ruhige Heimat ſicherte. Ihr Bild erhellte mein Inneres wunderbar. Jung, kräftig und vertrauensvoll in Gottes Führung wie ich war, beſſte ich mit Zuverſicht vor nicht gar zu langer Zeit ſie wiederzuſehen. Noch ſah ich die Trennung von ihr

für das Härteste an, was mir der Allmächtige auferlegt hatte, und keinen Augenblick verlor ich die Hoffnung, daß Seine Hand mich aus diesem Dunkel heraus führen werde.

Nach acht oder neun Monaten eines Lebens, in welchem Geist und Herz gleich darbte, ward der junge Alexander Gromoff ernstlich krank. Die hektische Röthe auf seinen Wangen hatte mich längst für ihn besorgt gemacht. Nun sah ich bald klar, und Dr. Brenner bestätigte es mir, daß seine Krankheit das Erbe seiner Mutter war, eines sanften, zarten Wesens, die einige Jahre nach seiner Geburt an der Schwindsucht gestorben war. Die Theilnahme, die ich ihm zeigte, und deren natürliche Folge eine desto liebevollere Pflege von meiner Seite war, gab der enthusiastischen Anhänglichkeit, die ihn zu mir zog, eine erhöhte Stärke. Kaum daß er mich noch von seiner Seite ließ. Wie es der Charakter seiner Krankheit ist, ahnte er seinen nahen Tod nicht. Er machte tausend Pläne, wie er suchen wollte, mir mein Leben zu erleichtern und zu verschönern, wenn er erst wieder gesund wäre, und es ward mir um so schwerer, ihm meine Rührung zu verbergen, als ich

fühlte, wie mit seinem Leben das einzige kleine Lichtchen erlosch, das die Nacht um mich erhellte.

Endlich zerstörte der rohe, ungezügelte Schmerz seines Vaters die Illusion des Knaben. Er fand sich bald mit frommer Ergebung in den Willen des Herrn, und mich ergriff es tief, daß seine dankbare Fürsorge sich bald auf den geliebten Lehrer wendete. Ich weiß nicht, wie er es anfing, seinen Vater zu einem Schwur auf ich weiß nicht was alle für Heiligenbilder zu bewegen, nach seinem Tode mir Mittel zum Entfliehen an die Hand zu geben, sobald er es könne, ohne seine eigene Sicherheit zu gefährden. Der Alte stand in viel geringerer Furcht vor der Zarin und der fernen Kaiserstadt als vor seinem Vorgesetzten, dem Gouverneur von Tobolsk, der ihm übel wollte und ihm auflauerte, weil er, wie jener behauptete, einem andern seine Stelle zugedacht habe. Dieser, der gewissermaßen der Souverän von ganz Sibirien war, hielt nach seinem Dafürhalten ein wachsames Auge auf ihn und die seit Elisabeth's Thronbesteigung Exilirten. Einige Wochen nach Alexander's Tode traf wirklich ein Fall ein, in welchem er, unbeschadet seiner Sicherheit, mir Gelegenheit zur Flucht

geben konnte. Ich ſollte ſie theuer erkaufen dieſe Flucht! Nicht allein mit meinem Namen, ſondern auch mit einem Schwur, nicht nach Deutſchland zu meiner Familie zurückzukehren, noch ihr Nachricht von meinem Entkommen zu geben. Natürlich verwarf ich die Befreiung unter ſolchen Bedingungen ganz. Allein die Nichterfüllung des geſchworenen Eides drückte ihn. Wir vereinigten uns endlich über drei Jahre gänzlichen Fernhaltens von Deutſchland und meinem Weibe; ja ich mußte beſchwören, drei Jahre lang Letztere nicht von meiner Rettung zu benachrichtigen und ſie nicht wiſſen zu laſſen, wo ich ſei. So allein ſchien ihm die eigene Gefahr, zur Rechenſchaft gezogen zu werden, beſeitigt. Die Sache verhielt ſich ſo:

Ein Grieche von Rang, oder vielmehr ein Moldauer von Geburt, hatte bei der Kaiſerin Anna mehr Gunſt erlangt, als ihrem Liebhaber und Tyrannen Biron bequem war. Er hielt es für gerathen, ihn bei Seite zu ſchaffen, ehe das Verhältniß ihm gefährlich ward. Der Unglückliche ward unter irgend einem Vorwande nach Sibirien geſchickt, mit dem Befehl, ihn zehn Jahre lang dort zu behalten und ihn ſodann, mit Päſſen ver-

sehen, nach der türkischen Grenze zu schicken. Wie man glaubte, hatte die Kaiserin Anna selbst nie darum gewußt; vielmehr hatte Biron sie glauben machen, der junge Fürst sei plötzlich nach seiner Heimat zurückgereist, und dadurch ihre Empfindlichkeit und ihren Zorn gegen das unglückliche Opfer geweckt.

Für diesen halb Verschollenen hatte sich nun die Familie desselben von Jassy aus bei der Regentin verwendet, als Biron durch sie gestürzt ward; bei der Weitläufigkeit der ganzen Sache und den großen Entfernungen war jene erst nach einem neuen Thronwechsel recht zur Sprache gekommen, und da nichts gegen den Verwiesenen vorgebracht werden konnte, was irgend einem der Günstlinge der Zarin Elisabeth im Wege stand, hatte diese sich leicht zur Begnadigung entschlossen. Allein der Gnadenbrief kam an, als der Unglückliche eben auf dem Sterbebett lag, etwa zwei Jahre vor Ablauf seiner eigentlichen Verbannungszeit. Als dieser Fürst Stephan Ghika sollt' ich nun meine Freiheit erhalten, während er als Moritz Hohenhorst begraben ward. Da der Gnadenbrief nur die Zeit seines Exils abkürzte, aber die Verordnung, ihn nach Ablauf dessel-

den an die türkiſche Grenze zu ſchicken, nicht widerrief, ſo hielt ſich Gromoff noch immer durch letztern Befehl gebunden, oder benutzte ihn vielmehr zu meiner Befreiung. Ich ward mit einem Paß auf Gbika's Namen verſehen und eine Börſe mit Gold, eine Uhr nebſt einigen Papieren und dergleichen, Dinge die der unglückliche Mann bei ſeiner Verbannung bei ſich gehabt und die der Gouverneur ihm aufgehoben, wurden mir zugeſtellt.

So wurde ich mit zwei der Militärbeamten, die den Gouverneuren als executive Polizei dienen, in einen Schlitten gepackt, ohne genau zu wiſſen, wohin eigentlich die Reiſe ging. Denn die Entfernung von Berefoff oder überhaupt irgend einem Theile Sibiriens von der türkiſchen Grenze iſt ungeheuer, und die ganze Ordre, die offenbar des Meldauers endliche Zurückſendung in ſeine Heimat nach Ablauf ſeines Exils beabſichtigte, war ohne Zweifel in einer Stunde des eiferſüchtigen Zornes, aber ohne die geringſte Sachkenntniß von Biron ausgeſtellt. Allein für Gromoff hatte dies ſo wenig zu bedeuten, als es für die Mehrzahl der ruſſiſchen Beamten gehabt haben

würde. Zur Türkei gehörte nach seinen geographischen Begriffen alles Land in Asien, was nicht China war oder, wie Sibirien, unter russischer Botmäßigkeit stand. Er würde es daher am bequemsten gefunden haben, mich nach der freien Tartarei, die nächste Grenze des russischen Reichs, bringen zu lassen. Aber dahin wäre der Weg über Tobolsk gegangen, und dies und das mögliche Einmischen des dortigen Gouverneurs zu vermeiden, war ihm besonders wichtig. Die Hauptsache war zu eilen. Er zögerte daher nicht, mich im Schlitten über Kasan — eine ungeheuere Strecke Landes — nach einem der kleinen Häfen der Wolga zu schicken. Hier sollte ein Schiffer — denn dieser wunderbare Strom bleibt in seinen südlichsten Theilen noch im härtesten Winter schiffbar — mich nach Astrachan bringen und meine Begleiter mich auf einem der türkischen Handelsschiffe, die dort liegen sollten, absetzen.

Ich vermuthe, daß Gromoff das Kaspische Meer mit dem Schwarzen Meere verwechselte. Vielleicht vermischte er auch nur Persien mit der Türkei. Von den Grenzen der Türkei kannte er nur die Linien von Procop, weil der Doctor ihm aus den Zeitungen mit-

getheilt, daß Münnich sie vor ein paar Jahren mit seinen tapfern Russen erstürmt habe.

Es geschah nach seiner Anordnung. Der russische Unteroffizier und seine Gefährten setzten mich auf einem persischen Schiffe aus, da kein türkisches da war, hier wie dort aber Kapitän und Mannschaft aus Mohammedanern bestand und den Fez trug. Sie blieben am Bord bis zur Abfahrt, zu verhindern, daß ich nicht etwa russischen Boden beträte, wozu ich in der That keine Neigung hatte.

Ich war nun frei. Oh, Charitas! welch ein köstliches Gefühl, nach zweijähriger Gefangenschaft frei zu sein. Aber dies war es auch allein, woran ich mich freuen konnte. Denn von Neuem waren meine Pläne zerstört. Ich hatte mir vorgenommen, türkische Kriegsdienste zu nehmen. Ich hasse den Kriegsdienst als Handwerk; ich wählte ihn einst nur als den Weg zur ritterlichen Ehre. Der Gedanke, mit Muselmännern zu fechten und vielleicht gegen Christen gebraucht zu werden, widerstand mir. Aber was blieb mir übrig? Ich hatte den Plan gemacht, ohne Zögern Bonneval aufzusuchen. Ich konnte ihn als Renegaten

nicht achten. Allein ebenso wenig konnte ich ihm meine Bewunderung versagen. Er war der Mann, zu erkennen, was an mir war. Er würde mir eine Offizierstelle zugetheilt haben. Es war mein Wunsch, die unseligen drei Jahre meiner Verbannung in der Türkei abwarten zu können, mindestens in Verhältnissen durchzukämpfen, die meine Verbindung mit Europa nicht gänzlich zerrissen. Was konnte ich in Persien thun? Ohne Kenntniß der Sprache, der Verhältnisse? Schach Nadir's Kriegsruhm war vor einigen Jahren auch in Europa erschollen. Aber es war mir, als dränge ein Kampf mit den Mongolen meine Wiedervereinigung mit meinem geliebten Weibe noch mehr in den Hintergrund. Ich hielt demnach trotz dieser neuen Schwierigkeit meinen Plan fest, und nachdem ich ein paar Monate lang schonungslos und unter grauenvollen Erfahrungen herumgeschlagen worden, gelang es mir, mich einer Handelskaravane anschließen zu können, die von Teheran nach Erzerum ging.

Seit unserm Einlaufen in die Bai von Retsch war es der Hauptzweck meines Lebens gewesen, mich der Landessprache mindestens zur nothdürftigen Verständlich-

machung zu bemächtigen. Auf dem Schiffe hatte ein wenig Italienisch, das einer der Handelsleute verstand, ausgeholfen. Jetzt fand ich hier und da einen russischen Kaufmann oder einen Deserteur dieser Nation, mit dem ich sprechen konnte. In Teheran hatte ich einige Wochen lang es zu meiner ausschließlichen Beschäftigung gemacht, die persische Umgangssprache zu lernen und vermöge meiner Erbschaft vom unglücklichen Moldauer sogar einen Lehrer gehalten. Für die reichliche Muße, die mir die Karavanenreise bot, hatte ich mich mit einem türkischen Sprachlehrbuch versehen, und die Bewunderung und das Staunen, womit meine Reisegefährten unaufhörlich meinen Fleiß rühmten, ward mir zuletzt förmlich lästig. Ueberdem lehrt Noth nicht allein beten, sondern auch lernen. Als wir in Erzerum ankamen, konnte ich mir schon nothdürftig mit dem Ausdrücken meiner Bedürfnisse forthelfen. Aber meinen Plan konnte ich nicht ausführen. Bonneval war in einer Art Ungnade und lebte zurückgezogen und vom Heere entfernt. Ich sah keine Möglichkeit, an ihn zu gelangen, und die Noth zwang mich endlich, auch ohne seinen Einfluß mich anwerben zu lassen. Es ward eben

wieder mit Thätigkeit geworben, und zwar — woven ich keine Ahnung haben konnte — gegen Persien. Denn die großen Siege Schach Nadir's in Indien hatten seine Macht auch den mehr westlichen Gewalten furchtbar gemacht, und man ahnte, daß er auch dorthin seine Herrschaft auszudehnen suchen werde. Bald brach auch ein blutiger Grenzkrieg aus. Kein eigentlicher Krieg; ein wildes, grausames Gemetzel, das mich mit Grausen erfüllte. Es gelang mir bald, mich zum Offizier heraufzuschwingen und selbst Führer einer rohen Horde zu werden. Die Oberherrschaft über Georgien war und blieb einer der blutigen Zankäpfel der orientalischen Mächte. In einem wilden Scharmützel erhielt ich eine Kopfwunde, die mich mein linkes Auge kostete. Ich lag lange in vollständiger Bewußtlosigkeit, ward aber wahrscheinlich durch eine Verwechselung, indem man mich für einen persischen, statt türkischen Offizier hielt, mit einem Haufen anderer Halbtodten aufgepackt und in eine Art von Lazareth gebracht, das in einem der Grenzorte Khusistans errichtet war.

Nun traf es sich, daß ein junger Perser von hoher

Familie ebenfalls hier ſchwer verwundet lag. Sein Vater, ein vornehmer und gelehrter Mann, war aus dem fernen Schiras, wo er wohnte, hierher gekommen, den gefährlich verwundeten Sohn aufzuſuchen, und womöglich zur beſſern Pflege mit nach Hauſe zu nehmen: der Sohn war ein wilder, roher Geſelle, der dem würdigen Mann viel Kummer gemacht. Er ſtarb, und der Vater trug es mit echt orientaliſcher Faſſung. Nun aber wendete er ſeine liebevolle Sorgfalt andern Verwundeten zu und mir insbeſondere ward bald ſein unumſchränktes Intereſſe gewidmet. Sobald mein Zuſtand es möglich machte, ließ er mich in Decken und Polſter packen und mit großen Beſchwerden und Koſten nach Schiras transportiren. Alles was der Orient von häuslichem Wohlleben und Behagen bieten kann, ward mir zu Theil. Mein Wohlthäter ſelbſt verſtand ſich auf die Heilkunde, obwol er von Fach eigentlich Theolog und Rechtskundiger war — zwei Zweige der Gelehrſamkeit, die der Orient ſich oft vereinigen ſieht. Mein Auge war nicht mehr zu retten; aber ſonſt erſtarkte ich unter beſter Pflege ſchnell zur kräftigſten Geſundheit.

Hadſchi Tſchelebi, ſo hieß dieſer Treffliche, war

ein Mann von großem Ansehen, theils als Gelehrter, theils um seiner Frömmigkeit willen. Sein Lebenswandel war so rein und seine Güte und Mildthätigkeit so unumschränkt, daß ich ihn in Europa unbedenklich für den besten Christen erklärt haben würde, der mir je vorgekommen war. Allein er handelte nur nach den Geboten des Koran, und behauptete sogar, mühsam einen innern Hang zur Widerspenstigkeit gegen dieselben in sich bezwungen zu haben. In seiner Familie war er nicht glücklich. Es war als habe sich die Natur bei seiner geistigen Ausstattung gänzlich erschöpft: seine Söhne waren trotz einer sorgfältigen Erziehung Tröpfe und Dummköpfe geblieben, und zwei von den vieren außerdem rohe Raufbolde, die ihm von jeher mehr Kummer als Freude gemacht. Auch dieses Unglück trug er mit großer Fassung und der Beruhigung: „Es war Allah's Wille so! Gepriesen sei Allah!"

Der würdige Mann hatte bald erkannt, daß Gottes Wille ihm eine andere Natur in mir zugeführt habe. Er hatte beschlossen, daß ich den verstorbenen Sohn ihm ersetzen sollte. Schon längst war es sein Wunsch gewesen, einen wissenschaftlich gebildeten Europäer an sich

zu feſſeln, der ihm Lehrer und Schüler zugleich ſein könne, Ueberſetzer ſeiner Schriften in einige der europäiſchen Sprachen und reproductiver Empfänger ſeiner Ideen. Im Laufe der fünf Jahre, die ich mit ihm verlebte, ward ich ihm dies alles: ſein Schreiber, ſein Lehrer, ſein Schüler, ſein Vertrauter, ſein Sohn. Ich dankte Gott für den willkommenen Hafen, den er mir für die drei Jahre geöffnet, die ich geſchworen, von Deiner Mutter fern zu bleiben. Dann mußte ich nach Deutſchland: nach Europa mindeſtens. Denn mein Plan war, ſonſt irgendwo Kriegsdienſte zu nehmen, und ich baute feſt auf die Liebe Deiner Mutter, daß ſie mir überall hin folgen werde. Unterdeſſen widmete ich mich den orientaliſchen Studien mit allen geiſtigen Kräften, theils aus wahrem Intereſſe daran, theils weil ich nur ſo meinem Wohlthäter meine volle Dankbarkeit zeigen konnte.

Ich glaubte, ohne meinen Eid zu brechen, nicht den Ablauf der drei Jahre abwarten zu müſſen, an Deine Mutter zu ſchreiben, denn über zwei bis drei Monate mußten verſtreichen, ehe ein Brief von Schiras Schleſien erreichen konnte. Auch bis dahin hatte ich einige

Versuche gemacht, sie in kurzen Worten und ohne Namen von meiner Rettung zu unterrichten, ohne anzudeuten, wo ich war, noch minder wie ich gerettet worden. Aber, wie ich sogleich fürchtete und jetzt weiß, hatte keiner dieser Zettel Agathen je erreicht. Aus den wüsten Kampfstätten, die mit Europa in keiner Art von Verbindung standen, suchte ich sie nur nach Konstantinopel zu befördern, wo sich durch Handelsleute, Regierungsboten u. dgl. irgend eine Gelegenheit fand, und sollten sie dort der dürftigen Postanstalt überliefert werden, die das ottomanische Reich mit dem christlichen Europa verbindet: Sie wurden wahrscheinlich so schnell weggeworfen als das Geld, das ich mir absparte, dafür empfangen ward. — Jetzt nun versprach mir Hadschi Tschelebi, der im ganzen Reiche Verbindungen hatte, den Brief sicher nach Ispahan zu befördern, von wo eben eine Gesandtschaft nach Paris geschickt werden sollte, zur Erwiderung der Höflichkeit des französischen Hofes, die vor kurzem an Schach Nadir eine glänzende Ambassade gesendet, Englands Einfluß von Indien aus zu untergraben. Mein Brief ging sicher ab, kam sicher an, rascher als ich glaubte hoffen zu dürfen. Ebenso

ſicher, ebenſo raſch kam der furchtbare Donnerſchlag der Antwort.

Meine Charitas! Alles was die Liebe, die wahrſte, innigſte Liebe eingeben kann, war in meinem Briefe enthalten. Mein Plan war, engliſche Kriegsdienſte zu nehmen. Mein großmüthiger Freund wollte mich mit dem nöthigen Gelde unterſtützen. Ich bat Agathen, nach England zu kommen. Deutſchland wollt' ich nicht eher berühren, bis ich es in einem wiedereroberten militäriſchen Range konnte. Zugleich legte ich einen Brief an meinen Oheim und frühern Vormund in Braunſchweig ein und erklärte dem wackern Manne alles.

Nach vier Monaten ſehnſüchtigen Wartens kam ein Brief von Wildeneck datirt, über Frankreich befördert. Athemlos riß ich ihn auf. Eine ſteife, altmeriſche, weibliche Hand, nicht meines Weibes ungeübte, aber zierliche Federzüge. Ein Blick des Schreckens, auf die Unterſchrift geworfen, zeigt mir die Namen »Gräfin von Premnitz, auf Geheiß und Befehl des Grafen E. C. von Premnitz«. Im Augenblick fällt ein zuſammengewickeltes Papier aus dem Umſchlage, den ich noch in der linken Hand halte, auf den Boden.

Ich hebe es auf. Ein Ring ist darin, der Ring, der Trauring, den ich vor fünf Jahren an meiner Agathe Finger gesteckt. Sie ist todt! ruf' ich mit Entsetzen.

Charitas! Wäre sie todt gewesen, ich hätt' es getragen wie ein Mann, wie ein um alle Hoffnungen auf Lebensglück für diese Welt betrogener Mann, aber Gott ergeben, in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens jenseits. Aber der unselige Brief sollte mir grausamere Botschaft bringen. Sie war nicht todt. Sie war nur todt für mich, und zwar starb sie für mich, indem sie mir einen Dolchstich versetzte, der mich um das Einzige, was mir noch theurer war als sie, um meine Ehre bringen sollte. Ich kann die Worte des furchtbaren Briefes nicht genau wiederholen, nur das weiß ich, daß er mit den Worten anfing:

«Herr Moritz von Hohenhorst! — es ist ausschließlich aus politesse, daß ich Sie, nachdem Sie von Sr. Majestät unserem Könige cassirt und Ihres Adels beraubt sind, noch als einen Edelmann titulire. Mit Verwunderung und äußerstem Erstaunen haben sowol mein Gemahl als ich selbst aus Dero Schreiben er-

ſehen, daß Sie trotzdem, daß Sie ſich ſo viele Jahre nun brotlos als ein Aventurier in der Welt umhergetrieben haben, noch immer Anſpruch auf die Hand der Reichsgräfin Agathe von Premnitz und deren einmal zu ererbendes Vermögen machen u. ſ. w.«

In dieſem Tone, in dieſem Geiſte war die ganze beleidigende Zuſchrift. Ich möchte Dir die Worte nicht weiter wiederholen, auch wenn ich ſie noch wüßte. Sie meldete mir, daß mein Weib die Ehe mit einem Deſertirten und darum caſſirten und ehrlosberaubten Offizier nicht mehr anerkenne, um böslicher Verlaſſung willen auf Scheidung geklagt und ſolche erlangt habe, und bereits wieder mit einem vornehmen »unbefleckten« Edelmann, dem Grafen Balké in Paris — ſo ſchrieb ſie den Namen — vermählt ſei, weswegen ſie mir den Trauring zurückſchicke u. ſ. w.

Keine Worte können den Eindruck ſchildern, den dieſer Brief auf mich machte. Nicht Agathe hatte ihn geſchrieben. Wäre er in ihrem Namen geſchrieben geweſen, ich müßte den Unterſchleif erkannt haben. Aber in einer hölzernen ungewandten Frauenhand ausgeſtellt, durchſpickt mit frommen Floskeln und deutſch-franzö-

ſiſchen Wörtern, wie er war, ohne Ahnung, daß Agathens wahre Mutter im Grabe ruhte und ihr Platz ſo ſchmählich ausgefüllt war, kam kein Zweifel in meine empörte Seele, daß die Gräfin Benigna ihn geſchrieben und Agathe, ſchwach, charakterlos und jugendlich-oberflächlich fühlend, unter ihrem Einfluß gehandelt hatte, und dem unglücklichen Mann, der einſt ihr mädchenhaftes Intereſſe durch die ihr neue Liebe geweckt, gänzlich entfremdet ſei. Der zurückgeſandte Ring bürgte dafür.

Ich war in einem furchtbaren Zuſtande. Kaum weiß ich, ob anfänglich Zorn oder Schmerz die Oberhand hatte. Gewiß iſt es, daß es nicht der erſtere war, der mir den letztern beſiegen half, aber er half mir, ihn äußerlich zu unterdrücken; d. h. mich meinem Pflegevater, der nach orientaliſcher Weiſe nur eine niedrige Idee vom Weibe hatte und durch dieſen Ausgang durchaus nicht überraſcht war, obwol er mich nie durch kränkende Vorausſagungen verletzt hatte, in männlicher Faſſung zu zeigen. Ich widmete mich von nun an noch ausſchließlicher unſern Studien, und ein paar Jahre vergingen in äußerer Ruhe.

Im Jahre 1747 aber ſtarb der große Fürſt, der

das ausgedehnte Reich zusammengehalten. Persien zerfiel in blutigen Aufruhr und ward in Stücke zerrissen. Auch im schönen Schiras war keine Ruhe mehr zu gelehrten Beschäftigungen. Hadschi Tschelebi beschloß eine neue Wallfahrt nach Mekka. Ich, im Gefühl, daß äußere Stürme die innern am kräftigsten niederhalten würden, auch nicht ohne Besorgniß, durch diese beständigen Studien das halbe Licht, das mir geblieben, zu verlöschen, beschloß wieder Kriegsdienste zu nehmen. Ich wählte den Dienst von Kandahar. Ein Afghane, Achmed Abdallah, herrschte hier, und seine Truppen standen gegen die eingedrungenen des großen Mogul, denn des furchtbaren Schach Nadir's Tod ward von den unterjochten Nachbarn gern zum Abfall und zur Rache benutzt. Mein Pflegevater hatte mich mit Geld und Briefen versehen. So trat ich gleich in eine hohe Offiziersstelle ein. Gelegenheit zu kühnen Thaten gab es genug, und nach der Beschimpfung, die ich von meinen Nächsten erlitten, that mir die Auszeichnung und Bewunderung dieser Fremden wohl.

Wie ich nun unter wilden Abenteuern zu den Mahratten kam, nach Lahore und Dekan, und näher und näher

an die britischen Besitzungen, würde mich zu weit führen, Dir zu erzählen. Ich hätte es wol noch so weit gebracht, einer der Hauptführer dieser unnachteten Völkerschaften zu werden, aber Gottes Hand griff ein. Mein linker Arm ward mir in einer blutigen Schlacht abgeschossen. Ich lag lange danieder. Kaum halb genesen, brachen die Blattern furchtbar aus unter den Truppen, ergriffen auch mich und zerstörten mein Aussehen so, daß ich gleichsam als anderer Mensch wieder ins Leben trat.

Ich entsagte nun dem Kriege, nahm meinen Abschied und ging nach Bombay mit der Absicht, von dort wieder nach Persien zurückzukehren, sobald ich erfahren konnte, daß der Hadschi wieder in Schiras sei. Statt dessen empfing mich dort die Nachricht seines Todes. Der würdige Mann hatte in seinem letzten Willen mir eine namhafte Summe vermacht, die mir von seinen Söhnen mit dem Segen des ehrwürdigen Sterbenden nach Bombay gesendet ward. Hier lebte ich nun still wieder den Studien; besonders um eine gründliche Erlernung des Sanskrit bemüht. Wie sehr aber auch mein Aeußeres die stoische Ruhe des Orientalen angenommen, innerlich war ich nicht ruhig, und von einer

dunkeln Sehnſucht nach Europa ergriffen, brach ich endlich nach England auf.

Mit meiner Rückkehr nach Europa beginnt eine neue Periode meines furchtbar verödeten Lebens. Ob ich ſie glücklicher nennen kann als die vorige, bezweifle ich. Indeſſen hatte doch die Zeit mich unmerklich ruhiger und ergebener gemacht. Ich mußte nun beſonders auf anſtändigen Lebenserwerb denken, denn die Reiſekoſten hatten mein Letztes verzehrt. Unterricht, Ueberſetzungen, Aufſätze, namentlich für militäriſche Zeitſchriften u. dgl. halfen mir fort, während mir reichlich Muße zum Leſen und geiſtigen Erwerb blieb. So fand mich der Bibliothekar aus Stockholm, und ich nahm ſeinen Vorſchlag, ihn zur Regulirung des orientaliſchen Fachs der königlichen Bibliothek nach Schweden zu begleiten, an, ohne mich zu beſinnen. Denn ich wünſchte Skandinavien kennen zu lernen und konnte mir ſo leicht die Koſten zu einer ſpätern Reiſe durch das durch ſeine eigenthümliche Natur ſo merkwürdige Land erwerben. Der Bibliothekar ſah mit Verwunderung, daß ich die Arbeit, auf die er mindeſtens ein Jahr gerechnet hatte, ſchon in ein paar Monaten beendet hatte. Er

knauserig genug, sie nach der Zeit zu bezahlen. Das erworbene Geld reichte demnach nicht hin, meine Reisepläne auszuführen. Dieser Umstand bestimmte mich, des Grafen Kronhelm höchst überraschenden Vorschlag anzunehmen: Kinder waren mir von jeher lieb. Der Gedanke eines Lebens in der Familie, nachdem mein Geschick mich selbst so grausam um allen Antheil an solchem Glück betrogen hatte, widerstand mir zwar. Allein die Noth zwang mich; des Grafen Anerbieten war liberal und meine Bedingung, das Verhältniß zu jeder beliebigen Zeit abbrechen zu dürfen, bewahrte meine Freiheit. So nahm ich denn seinen Vorschlag an.

Wunderbares, geheimnißvolles Verhängniß, das mich auf dem Wege der Noth, des Lebenserwerbs, meiner Gattin wieder zuführen sollte, den Besitz meines Kindes mich erringen ließ!

Ich komme nun zu einem der furchtbarsten, wenn ich den des Empfanges jenes unseligen Briefes ausnehme, vielleicht dem erschütterndsten Momente meines Lebens. Als ich vor Deine Mutter hintrat, wie sie dastand in vollkommen entfalteter, himmlischer Schönheit, in der

herrlichsten Frauenwürde, leutselig und liebreich den unglücklichen Fremdling als trauten Landsmann mit herzlichen Worten begrüßend — da war mir als käme ein plötzlicher Wahnsinn über mich. Sie war es, es war Agathe, mein Weib, mein treuloses, pflichtvergessenes Weib. Ihre Stimme war es, ihre süße, weiche, schmeichelnde Stimme war es, die mir Gewißheit gab. Nie hatte ich den entferntesten Gedanken gehabt, daß ich sie hier, daß ich sie im fernen Schweden wiederfinden könne. In London, in einem Kaffeehause war es mir einmal begegnet, daß ich einen Reisenden, der eben von Paris kam, von der »schönen Gräfin Balke« hatte sprechen hören. So hatte den Namen der unselige Brief geschrieben, so ward er in Frankreich ausgesprochen, und nie war mir in den Sinn gekommen, daß er in irgend einem Zusammenhange mit Schweden stehe. Es durchfuhr mich wie ein Dolchstich: und wie der junge Laffe fortfuhr zu erzählen, wie sie da bei einer Festlichkeit in Pracht und Reichthum geglänzt und die Königin der Soirée gewesen sei, kam das Bewußtsein der grausenhaften Ironie des Geschickes, das mich zum flüchtigen, thatenlosen, von Ehre und Geld ent-

blößten Krüppel gemacht, während es ſie, die mir einſt wie im Spiel zugeteilte Hälfte mit allen Blumen und Blüten des Daſeins überſchüttete, mit ſo furchtbarer Gewalt über mich, daß ich nur mit äußerſter Anſtrengung mich aufraffen und mich der Nähe der Menſchen entziehen konnte. Wenn ſeit Empfang jenes empörenden Briefes oft der Gedanke mein krankhaftes Gehirn durchkreuzt hatte, die Unwürdige, die mich ſo grauſam verlaſſen, aufzuſuchen, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen und die etwa Reuige von mir zu ſtoßen; jetzt ſchwur ich mir, ſie nie, nie wiederzuſehen; jede Möglichkeit zu vermeiden, ihr zu begegnen: nie Frankreich, Italien oder Deutſchland wieder zu berühren. Es ſchien mir als hätte die Vorſehung ſelbſt, die ſie ſo reich mit allen Gütern des Lebens begabt, während ſie mich aller beraubte, jetzt eine unüberſchreitbare Kluft zwiſchen uns gegraben. Und nun, nun ſtand ich plötzlich in nächſter Nähe vor ihr! vor Agathen!

Die Nacht war furchtbar. Am frühen Morgen nahm ich alle noch übrige Kraft zuſammen, um den Bibliothekar aufzuſuchen, der mich mit Graf Kronhelm bekannt gemacht hatte. Ich hörte von ihm, indem er

von der Gräfin mit einer Art von Anbetung ſprach, daß der Graf einer Erbſchaft wegen den Namen Krenhelm erſt ſeit einigen Jahren angenommen habe; daß er früher Balke geheißen, jetzt aber als Erbe der Krenhelm'ſchen Güter den Namen Balke-Krenhelm führe und gewöhnlich blos Graf Krenhelm genannt werde; daß ſeine Gemahlin, eine deutſche Reichsgräfin von Geburt, früher an einen preußiſchen Offizier verheirathet geweſen ſei und aus erſter Ehe eine Tochter habe, die der Graf wie ein eigenes Kind behandle u. ſ. w.

Eine Tochter! eine vierzehnjährige Tochter aus erſter Ehe! meine Charitas! Keine Worte können ausdrücken, welch ein Gefühl mich durchdrang, als der Mann beiläufig auch dieſen Umſtand erwähnte. Mir war, wie dem Verurtheilten zu Muthe ſein muß, der ſchon das Haupt auf das Schaffot gelegt hat und dem nun das Gnadenwort zugerufen ward, daß er die Todesſtrafe mit der eines ewigen Gefängniſſes vertauſchen ſoll. Es war eben nur Leben, das ich empfing. Ich lebte noch in meinem Kinde! Aber was für ein Leben war es! Ich hatte eine Tochter, aber ich durfte ſie nicht anerkennen! Sie durfte mich nicht Vater nennen. Ein

anderer war im Besitz ihrer kindlichen Liebe. Dennoch war es Dein Dasein, das mich nach den schmerzlichsten Kämpfen endlich für die Annahme der Hauslehrerstelle entschied. Noch durfte ich hoffen, Dein geistiger Vater, Dein Führer durch das Leben zu werden. Wie viel Antheil an dieser endlichen Entscheidung das unbewußte Verlangen hatte, Deine Mutter wiederzusehen, in ihrer Nähe zu athmen, will ich nicht entscheiden.

Ich sah Dich, mein Kind, und Deine seelenvollen Augen, Dein tiefer, inniger Blick sagte mir im ersten Moment, welch reiches, fruchtbares Feld hier zu bebauen war. Es mag Dir ein Trost für das Leben sein, meine Charitas, daß Du es warst, die den ersten Lichtschein wieder in die grauenvolle Nacht meines Daseins geworfen; Dein Geist, der so bereit war zum Empfangen, wie Dein Herz zum Geben. Dennoch verstrich kaum ein Tag, daß ich nicht mir selbst gesagt hätte: du mußt fort; denn ich konnte mich nicht lange über die Empfindungen täuschen, die mit unüberwindlicher Gewalt in mir erwacht waren. Wahrhaftig, es war nicht blos die zauberische Schönheit der erst jetzt völlig entfalteten Rose, die einst als Knospe mein eigen

gewesen, die mich fast unwiderstehlich zu ihr zog: als Hausfrau, als Mutter, ja als Gattin eines fremden, hochgeachteten Mannes mußte ich sie sehen, um ihren vollen unschätzbaren Werth zu erkennen! Und wie stand ich dem Grafen gegenüber! Wie, ihn, der mir mit edlem Vertrauen das Heiligthum seines Hauses geöffnet, der mir das Liebste, was er hatte, seine Kinder, anvertraut, ihn sollt' ich, unter falschem Namen in sein Haus eingeschlichen, betrügen? Dennoch blieb ich. Theils Deinetwegen, theils jenes unbezwinglichen Gefühls wegen. Neben einer leidenschaftlich erwachten Liebe wohnte eine tiefe Bitterkeit gegen sie in meinem Herzen, um der charakterlosen Schwäche willen, mit der sie auf ihrer Aeltern Rath und Befehl sich von dem Manne losgesagt, dem sie Treue gelobt. Denn nur so konnte ich mir, nachdem ich sie wiedergesehen und ihre hohe moralische Würde im täglichen Umgang eine unwiderstehliche Gewalt auf mich übte, ihre Handlungsweise erklären.

Noch einmal: unter beständigen Kämpfen mit mir selbst furchtbar zerfallen, blieb ich. Nichts blieb mir übrig, als mich in schroffer unnatürlicher Ferne von

ihr zurückzuhalten. Oh, meine Charitas! da kam der Tag, wo Du mir den wahren Stand der Sache eröffnetest; der Tag, wo Du mit verweinten Augen zu mir kamst, und auf der Landkarte Deines Vaters Grabstätte suchtest. Du ahntest nicht, daß Du mir durch Deine Eröffnung die größte Wohlthat erzeigtest, die mir je ein sterbliches Wesen erzeigt hat. Die Reise der liebenden Gattin in die Wüste hinein, der Tod der alten Gräfin, die Gründe, welche die verlassene junge Mutter zur zweiten Ehe bestimmt hatten, der schändliche Betrug der Stiefmutter — es ward Licht vor meinen Augen. Ich fühlte mich von dem Moment an ein anderer. Sie hatte nie aufgehört, mich zu lieben. Ja, ich ahnte es, ich wußte es: sie liebte mich noch. Ich, ich allein hatte das Recht, sie zu besitzen. Nie hatte ich diesem Rechte entsagt. Des Grafen Ansprüche waren auf einen Betrug allein gegründet. Agathe war mein. Ich wollte mich ihr, ich wollte mich dem Grafen entdecken.

Aber was konnte ich ihr bieten? ihr, der Hochgeborenen, der Gemahlin des anerkannten Ehrenmannes, in glänzender Stellung vor der Welt, in würdiger,

gütiger, achtungsvoller vor ihr? Ich, arm, entehrt, zum untauglichen Krüppel verstümmelt? Zur Gattin eines solchen sollt' ich die geliebte, die verehrte Frau, und, o Schande! ihre herrlichen Knaben zu Bastarden machen! — Ich mußte fort. Ich war entschieden, zu gehen. Ich schrieb an den Grafen und bat um meine Entlassung.

Der Gedanke, mich Dir, geliebtes Kind, zu eröffnen und mir so den Trost eines innigen Verhältnisses mindestens mit Einem geliebten Wesen zu sichern, war mir oft schon gekommen. Was mich davon abhielt, war die gerechte Besorgniß, Deine Stellung zu Deiner Mutter dadurch zu trüben. Denn zwischen Mutter und Tochter sollte immer vollkommene Wahrheit sein. Im Anfang dieses Briefes hab' ich angedeutet, geliebtes Kind, was mich dennoch für diese Eröffnung entschied. Aber nie, nie erfahre Deine Mutter, wer der unglückliche Fremdling war, dem sie anfänglich nur als bemitleidetem leidenden Hausgenossen ihr Mitgefühl zuwendete, zu dem bald aber auch sie eine unverstandene Wahlverwandtschaft zog, ein mystischer Magnetismus der Herzen, den all' ihre Tugend, ihre Frauen-

würde nicht überwinden konnte, dem sie wohl aber nie erlegen sein würde. Ich gehe, ich beschleunige meine Abreise, der theuern Frau ihre Seelenruhe wiederzugeben. Mich begleitet der Trost, daß ihr Herz noch mein blieb. Ihrem Besitz kann und muß ich entsagen: ihrer Liebe nicht.

Noch einmal, geliebtes Kind, nie erfahre sie, wer ich war. Um dieser Ursache willen muß ich auch mit Dir jetzt allen Verkehr abbrechen, denn ein heimlicher Briefwechsel würde der Tochter nicht ziemen und Deinem Verhältniß zu ihr seine Reinheit rauben. Deinem festen, heldenmüthigen Sinn, meine Tochter, vertraue ich mein Geheimniß an und baue auf ihn die Hoffnung der Wiederherstellung von Deiner Mutter Ruhe. Ein Trost muß es mir bleiben, Dir mindestens die Pforte des Tempels des Wissens geöffnet zu haben, der so unwiderstehlichen Reiz für Dich hat. Ich lege Dir die Adresse eines Londoner Handelshauses bei. Von dort aus werde ich zu finden sein, wenn es noththut. Schreib' mir, wenn Du meiner bedarfst! nur dann, theures, geliebtes Kind. Fühle, welch ungeheueres Opfer ich Deiner Mutter Glück bringe, indem ich Dir dies Gebot als meinen letzten Willen hinterlasse.

Des Allmächtigen Segen sei mit Dir, meine Charitas! Er wird sich auch meiner endlich erbarmen.

Dein unglücklicher Vater

M. v. H."

Noch volle sechs Jahre verstrichen, ehe die Zustände Schwedens sich insofern veränderten, daß endlich die Mützen die Oberhand erlangten und die Hüte unterlagen. Weder dem Volke noch den Parteifeinden ging es um dieser Veränderung willen besser. Für den Grafen Kronhelm aber hatte sie den Vortheil, daß er endlich nach seinem Vaterlande und in den Schoos seiner Familie zurückkehren durfte. Er hatte oft den Wunsch ausgesprochen, daß Letztere ihm nach England folgen sollte, und Agathe, die ihn von jeher als ihren Gebieter betrachtete, hatte zu Hause die nöthigen Schritte dazu gethan. Allein man sagte ihr, daß, im Falle die ganze Familie auswandere, sie dringende Gefahr laufe, daß die über des Grafen Namen ausgesprochene Aechtung sich auch über jene erstrecken werde, und ihre Güter confiscirt werden

würden; und daß das einzige Mittel, ihren Söhnen ihr Erbe zu retten, sei, ruhig im Lande zu bleiben und bessere Zeiten abzuwarten. Der Graf entsagte demnach seinem Wunsche und gebot ihr, in Schweden zu bleiben.

Agathen fiel ein furchtbar lastendes Gewicht mit dieser Entscheidung vom Herzen. Mit frommer Unterwerfung hatte sie gelernt, ihr Geschick zu tragen; gehorsam auch sich gerüstet, ihres Gemahls Gebot zu folgen und Söderwyk, wo sie seit jenem furchtbaren Tage Winter und Sommer zugebracht, zu verlassen. Allein dies war nun ihres Herzens Heimat geworden, und der einzige Trost, der tägliche Besuch Seines Grabes, wäre ihr damit geraubt worden.

Aber die Selbstsucht war ihrem edeln Herzen im Unglück so fern als im Glück. Ihre geliebten Knaben hatte sie nach einer brieflichen Uebereinkunft mit dem Grafen nach einer geschätzten Schulanstalt gebracht, und erfreute sich ihrer schmeichelnden Gegenwart nur in den Ferien. Allein auch Charitas' Jugend sollte nicht in dieser Einsamkeit verblühen. Trotz allem großmüthigen Widerstreben der Tochter schickte sie dieselbe

nach einigen Jahren, unter der reichlich bezahlten Führung einer verarmten Dame von Stande, nach England, fortan ihrem Stiefvater Geſellſchaft zu leiſten und ſich unter ſeiner klugen Aufſicht vollends auszubilden.

Dies war ganz Graf Krenhelm's Wunſche gemäß. Er führte die Stieftochter, auf die er ſtolz war, nach Frankreich, nach Italien, gab ihr, wo immer ſie ſtill lagen, die Vortheile eines glänzenden und zugleich gründlichen Unterrichts und durfte im Gefühl des Aelterwerdens ſich ihrer liebenden Aufmerkſamkeit und Pflege erfreuen. Charitas ſah entzückt die Welt vor ſich offen; ihre liebſten Stunden aber blieben doch die, in denen ſie der angebeteten Mutter in ihrer ſtillen Einſamkeit zu Hauſe in langen, langen Briefen ihr volles Herz eröffnen konnte.

Als ſie endlich nach Jahren nach Schweden zurückkehrten, erſchrak der Graf merklich beim Wiederanblick ſeiner Gemahlin. Statt der vierzig Jahre, die ſie zählte, hätte ein Fremder ſie für nahe den Sechzigen gehalten. Die liebliche Fülle, die ſie geziert, war zur krankhaften Magerkeit abgefallen. Ihr köſtlich goldenes Haar war dünn und vollſtändig grau. Der Glanz

ihrer Augen war in Thränen erloschen. Nur die blendende Weiße ihrer Haut war ihr geblieben, was sie der nördlichen Atmosphäre, in der sie gelebt, verdanken mochte, und der tiefe, seelenvolle Blick, aus dem ihr reines Innere sprach. Der Graf schlug vor, nach Deutschland zu reisen, ihre ererbten Güter — denn auch Gräfin Aurora war gestorben — in Besitz zu nehmen und dann eins von Deutschlands berühmten Bädern zu gebrauchen; allein als sie es ablehnte, war es ihm im Grunde lieb; denn er war alt und hinfällig geworden und sehnte sich nach häuslicher Ruhe. Und diese ward ihm in vollem Maße zu Theil, als er sich mit seiner Familie und seinen Büchern nach Nördkrita zurückzog, denn er wollte nichts mehr mit den politischen Händeln zu thun haben. Auch Agathe ging gern dorthin. Ihre täglichen Wallfahrten nach Moritz' Grabe hätten, so lange sie sich ihrem Gemahl nicht eröffnete, unschicklich erscheinen können; und dies zu unterlassen hatte sie, nach langem Kampfe mit sich selbst, beschlossen; mehr um seiner und um Moritz' Andenken, als um sich selber willen, denn sie fühlte sich rein.

Nach einigen Jahren starb der Graf nach kurzer,

ſchmerzloſer Krankheit. Er ſprach wiederholt ſeine Freude aus, hier auf dem einſamen Gut der Zudringlichkeit des Stockholmer Beichtvaters zu entgehen, der im ſtrengſten Altlutherthum das einzige Heil ſah. Den beſcheidenern Landpfarrer ließ er kurz ablaufen. Seine Philoſophie hatte ihn jedoch nur zum Deiſten, nicht zum Atheiſten gemacht, und er ſtarb auf ein Wiederſehen hoffend, Agathen und Charitas dankend, daß ſie durch ihre Liebe und Güte den Abend ſeines Lebens erheitert und verſchönert. Die Gräfin zog nun nach Söderwyk zurück, und im Gefühl, daß ſie jetzt erſt ohne Ehebruch Moritz' Andenken in voller Liebe in ſich nähren dürfte, ward ſie allmählich ruhiger und heiterer. Als eines Abends Charitas, mit lieblich glühenden Wangen und verſchämtem Blick ſich an ihre Bruſt warf und die theure Mutter bat, einen Brief zu leſen, den ſie empfangen, und von deſſen Aufnahme von der Mutter Seite ihr Lebensglück abhänge, konnte ſie der geliebten Tochter die vollſte Theilnahme ſchenken und den Traum der Liebe mit ihr noch einmal durchträumen.

Das junge Mädchen hatte in Italien einen jungen

Engländer kennen lernen, von hoher Familie, aber als dritter Sohn eines reichen Lords doch meist nur auf den Erwerb durch die eigenen Geistesgaben beschränkt, mindestens außer Stande, einem Mädchen wie Charitas, so lange sie nicht im Besitz ihres mütterlichen Vermögens war, seine Hand zu bieten. Sie hatten sich ohne bestimmte Erklärung, obwol nicht ohne Hoffnung, getrennt. In Charitas' Herzen hatte erst diese Trennung das Flämmchen zum vollen Feuer der Liebe angefacht; der Liebhaber hatte mit mehr Selbstbewußtsein, aber auch mit dem edelmüthigen Entschluß gehandelt, sie nicht binden zu wollen. Während der langen Jahre der Trennung aber hatte er ihr Bild im Herzen bewahrt, und als er jetzt eine ehrenvolle und unabhängige Stellung erhalten, als liberaler politischer Schriftsteller sich Achtung erworben hatte und Parlamentsmitglied geworden war, bat er Charitas, nach Schweden kommen und sich um ihre Liebe bewerben zu dürfen.

Er kam, und ein reiner Strahl der Freude drang noch einmal durch Agathens Herz, als sie ihre Tochter glücklich sah. Auch die lieben Knaben wuchsen zu wackern Jünglingen heran und machten ihrem Mutter-

herzen weniger Sorge als Freude. Nichts aber konnte sie bewegen, ihren dringenden Bitten nachzugeben, sie auf ihren Reisen durch Großbritannien, Deutschland und Frankreich zu begleiten; oder Charitas' innigen Wunsch zu erfüllen, mit ihr nach England zu ziehen. Sie wollte und konnte den kleinen Fleck in Söderwyk nicht verlassen, der ihres Herzens Heimat war. Dort verlebte sie noch manches stille, einsame Jahr. In Söderwyk auch starb sie. Dort wollte sie begraben sein. Der Graf war in Rökkrita gestorben und ward dort im Kronhelm'schen Erbbegräbnisse bestattet. Es konnte daher kaum Anstoß, kaum Veranlassung zu einigen Bemerkungen geben, daß Charitas, die aus England gekommen, die theure Mutter in ihrer letzten Krankheit zu pflegen, sie in Söderwyk, wo sie starb, auch begraben ließ. Dort liegt sie nun bei dem geliebten Gatten, und die Trauerweiden, die sein Grab beschatten, beschatten auch das ihre.

Berichtigungen.

Erſter Theil.

Seite 75, Zeile 1 v. o., ſtatt: vertheidigte, lies: vertheidigt
" 3 v. o., ſt.: eine, l.: Seine
" 7 v. u., ſt.: erobern und wieder auf die Höhe führen könne, l.: wieder auf die Höhe führen zu können

Zweiter Theil.

Seite 18, Zeile 4 v. u., ſt.: Madame Cottins, berühmte Romanheldin, l.: Madame Cottin's berühmte Romanheldin
" 73, " 5 v. o., ſt.: das lange leer gebliebene, l.: die lange leer gebliebenen
" 141, " 3 v. o., ſt.: Dann ſagte ſie, l.: Denn, ſagte ſie,

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Novellen.

Erster Theil.

Gesammelte Novellen

von

Talvj.

Nebst

einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte

und

einer biographischen Einleitung.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Einleitung VII
Vorwort der Verfasserin XXX

Die Rache 1
Verfehlte Bestimmung 83
Menschliche Schwäche 153

Einleitung.

Indem wir die Novellen Talvj's dem Publikum gesammelt darbieten, erfüllen wir nur die Absicht der verewigten Verfasserin. Den verschiedensten Lebensperioden entsprossen, bilden diese Erzählungen gewissermaßen den Anfang und das Ende einer langen literarischen Laufbahn: zwischen der ersten und der letzten liegt fast ein halbes Jahrhundert! Einige der frühern, von denen die Verfasserin selbst fand, daß sie zu sehr den Stempel der Jugend trügen, beabsichtigte sie umzuarbeiten; daß wir dem Leser diese Novellen jetzt unverändert vorlegen, wird ihrer Aufnahme schwerlich Abbruch thun.

Eine kurze biographische Skizze der Verewigten dürfte nicht ohne Interesse sein, zumal da wir im Stande sind, über den wichtigsten Theil ihres Lebens, der ihre geistige Entwickelung und die Feststellung ihres

Lebensberufs in sich schließt, in ihren eigenen Worten zu berichten. Diese entnehmen wir einem Briefe, den sie im Jahre 1840 an einen Verwandten schrieb, um diesem Data zu einem Artikel über sie im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon zu liefern.

Nachdem wir vorausgeschickt haben, daß Therese Albertine Luise, die Tochter des durch seine staatswissenschaftlichen und philosophischen Schriften bekannten Ludwig Heinrich von Jakob, am 26. Januar 1797 zu Halle a. S. geboren war, citiren wir:

Ich verlebte eine glückliche, harmlose Jugend, bis die Kriegsstürme meinen Vater nach Osten trieben.*) Die fremdartigen, halb asiatischen, halb europäischen Zustände um mich her übten einen entschiedenen Einfluß auf mich aus. Sie und der Druck unter dem Deutschland damals seufzte, der den mich umgebenden Russen und Russisch-Deutschen oft die verächtlichsten Ausdrücke gegen alles, was deutsch war, in den Mund gab,

*) Er nahm, da er nicht unter französischer Herrschaft in seinem Vaterlande dienen wollte, 1806 einen Ruf an die Universität Charkow in Südrußland an.

weckten frühzeitig eine klare, feste Erkenntniß des Beſſern in mir. Schon in meinem elften Jahre weinte ich oft vor Zorn und Schmerz über Deutſchlands Unglück, und letzteres war auch meine erſte Muſe. Denn ohne irgendeine Kenntniß der Metren, Proſodie u. ſ. w. fing ich ſchon damals an, in Liedern mich zu ergießen, die ich ziemlich richtig den Versmaßen mir bekannter Schiller'ſcher Gedichte nachbildete. Der gänzliche Mangel an kindlicher Genoſſenſchaft ſtimmte mich ebenfalls zu ernſten Beſchäftigungen. Bei meinem Heißhunger nach Büchern waren mir keine andern zugänglich, als die von der Univerſitätsbibliothek. Hierunter waren Eſchenburg's „Beiſpielſammlung“ und die Nachträge zu Sulzer's „Theorie der ſchönen Künſte“, welche beiden Bücher ich großentheils abſchrieb. Irgendeinen lebendigen Einfluß auf meine Bildung hatte nur mein Bruder, der, fünf Jahre älter als ich, einen großen Grad der Selbſtändigkeit erreicht hatte und nach deſſen Meinungen ich unbewußt die meinen formte. Unſer Unterricht war übrigens wegen Mangel an Lehrern in Charkow entſchieden lückenhaft. Als ich dreizehn Jahre alt war und wir meinem Vater nach Petersburg

folgten, wohin schon im Jahre 1809 ein Befehl des Kaisers ihn berufen hatte, hörte, durch die Umstände veranlaßt, mein Unterricht ganz auf und ward auch nie wieder angeknüpft. Seitdem habe ich, mit Ausnahme von einigen, immer nur sehr kurzen Cursen in Sprachen, nie wieder eigentlichen Unterricht gehabt. In Petersburg lebte ich mehr in der Gesellschaft, und ward mehr äußerlich ab- und angezogen. Die innere Richtung blieb aber doch sehr ernst, und sehnsuchtsvoll nach einem Etwas, das mir das äußere Leben nicht bot. Während der Jahre des russischen Krieges und deutschen Freiheitskampfes fühlte ich mich auf das leidenschaftlichste angeregt, und die Entbehrungen, die ich mir selbst auferlegte, um zu den Opfern beizutragen und die deutschen Gefangenen zu unterstützen, gehörten zu den seligsten meines Lebens. Unterdeß war ich äußerst productiv an lyrischen Ergüssen; aber niemals kam mir auch nur der entfernteste Gedanke, sie drucken zu lassen; im Gegentheil fürchtete ich meine Gefühle zu profaniren, wenn ich die Lieder nur zeigte, und die meisten wurden nie von einer menschlichen Seele gelesen. Auch bewies nie einer ein besonderes Interesse dafür;

man ließ mich gewähren, wie man andere Mädchen ſticken, Klavier ſpielen u. ſ. w. läßt, je nach ihren Neigungen. Ich war übrigens vollkommen Herrin meiner Zeit und Lektüre, ſchrieb unendlich viele Briefe an ein anderes, viel älteres Mädchen, mit der ich eine imaginäre Freundſchaft angeknüpft hatte, las unendlich viele Romane, aber auch Reiſebeſchreibungen, Memoiren und Geſchichte, letztere mit beſonderer Vorliebe, jedoch ganz unſyſtematiſch.

Im Jahre 1816 ward endlich mein lebhafteſter Wunſch erfüllt; wir gingen nach Deutſchland, von dem ich eine ganz ideale, zum Theil aus Fouqué, Hoffmann und andern gebildete Vorſtellung hatte. Natürlich mußte ich mich durch die Wirklichkeit in vielen Stücken enttäuſcht ſehen, indeſſen ſagte mir doch auch die Wirklichkeit zu, und die erſten in Deutſchland zugebrachten Jahre zähle ich zu den glücklichſten meines Lebens. Ich fuhr fort zu dichten, und hatte wiederholte Aufforderungen, Lieder drucken zu laſſen, die ich aber immer ablehnte.*) Ich ſchrieb nun auch ein paar

*) Aus ſpätern Notizen der Verfaſſerin geht jedoch hervor, daß einige ihrer Gedichte um dieſe Zeit durch Vermitte-

Erzählungen; ich machte den Verſuch, eine davon in einer Zeitſchrift unterzubringen; daß dieſer mislang, ſchüchterte mich vollends ganz ein. Im Jahre 1821 bekam ich Gelegenheit, ein paar Walter Scott'ſche Romane zu überſetzen. Ich that es aber nur ungern (denn es ſchien mir ſelbſt eine ganz unnütze Arbeit zu ſein), und lediglich und allein um mir ein kleines Extra-Taſchengeld zu erwerben. Auch beſtimmten mich wiederholte Aufforderungen, einige Recenſionen für die literariſchen Blätter zu ſchreiben, meiſtentheils als „Briefe eines Frauenzimmers über mehrere Erſcheinungen der Literatur", oder ſo ungefähr. Dies machte mir Vergnügen, da ich mir vorzugsweiſe gern von dem Wie und Warum meiner Meinungen Rechenſchaft zu geben pflegte.

Im Frühling des Jahres 1823 traf mich durch den Tod einer über alles geliebten Schweſter*) das

---

lung eines Freundes in der von Theodor Hell redigirten „Abendzeitung" abgedruckt wurden. Sie führten die Unterſchrift „Reſeda" (Thereſe; th und d ſind urſprünglich gleich), während die weiter unten erwähnten Ueberſetzungen Scott'ſcher Romane unter dem Namen „Ernſt Berthold" erſchienen.

*) Gattin des Componiſten Karl Löwe.

erſte ſchwere Unglück meines Lebens, ein Schlag, der für eine Zeit lang alle meine Kräfte lähmte und mich in den Zuſtand eines nagenden Grames verſetzte. Der Kummer geliebter Aeltern über dieſen Gemüthszuſtand und die mir innewohnende Kraft der Jugend beſtimmten mich zu dem Entſchluſſe, mich durch irgendein Unternehmen, das Anſtrengung erforderte, aus dieſem dumpfen Brüten über dem Schmerze herauszureißen. Zu eben der Zeit fiel mir Jakob Grimm's Beurtheilung der ſerbiſchen Volksliederſammlung in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" in die Hände. Da meine Aufmerkſamkeit ſchon durch den Aufenthalt von Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch in Halle auf die Lieder gelenkt war und ich immer ein beſonderes Intereſſe für Volkspoeſie gehegt, ſo entſchloß ich mich kurz und gut, mit Hülfe meines bischen Ruſſiſch, eines ſerbiſchen Lexikons und einer blos ſerbiſchen Grammatik — Grimm's Ueberſetzung der letztern bekam ich erſt ſpäter — die Sprache zu lernen, nur um dieſe Lieder zu verſtehen. Das Verſtändniß einiger weniger ward mir durch Wuk's Literalverdeutſchungen erleichtert; dann aber reiſte er ab und ich blieb mir ganz allein überlaſſen. Die Arbeit war

nun freilich sehr schwierig, allein das gerade war es, was mich reizte. An Druck dachte ich übrigens noch nicht. Ich wollte nur mich beschäftigen und Goethe erfreuen, von dem ich alle mögliche Aufmunterung erfuhr. Ehe ich noch mit dieser Sache ins Reine kam, hatte ich auf meines Vaters Aufforderung zwei meiner frühern Erzählungen, mit einer später geschriebenen*), in Taschenbuchform unter dem Namen „Psyche" herausgegeben (Halle 1825). Später schrieb ich noch ein paar Erzählungen für das „Morgenblatt" und den „Almanach für Liebe und Freundschaft".**) Unterdessen war mein Manuscript bedeutend angewachsen; der berühmte Slawist Kopitar erlaubte mir, es ihm zur Durchsicht zu schicken. Durch ihn und einige serbische Freunde gereinigt und verbessert, erschien im Jahre 1825 der erste, 1826 der zweite Band der Volkslieder der Serben. Das Werk genoß des Interesses und des Beifalls der Erelsten und Ausgezeich-

*) „Die Rache", geschrieben 1820; „Verfehlte Bestimmung", ungefähr gleichzeitig, und „Menschliche Schwäche", 1822.

**) „Das vergebliche Opfer" und „Der Lauf der Welt".

nersten der deutschen Nation; dies machte mir viel Freude.

Doch plötzlich brach das Unglück von neuem auf mich ein, indem ich im Verlauf von nicht viel mehr als zwei Jahren beide geliebte Aeltern verlor.*) Unterdessen hatte ich 1828 aus Wahl und Neigung geheirathet.**) Nach einem auf Reisen in der Schweiz, Frankreich und Italien verlebten Jahre verließ ich im Frühjahr 1830 an der Seite meines Mannes Europa und bewohnte mit ihm zuerst Andover, den Sitz eines theologischen Seminars in Massachusetts, dann Boston. Die ganz heterogenen Zustände Amerikas schlossen mir gewissermaßen eine fremde, neue Welt auf; ich ward vielfach angeregt, allein schwere Krankheiten und schwerere Verluste untergruben mein häusliches Glück für lange und hinderten auch fernere literarische Beschäftigungen. Indessen hatte ich mir einen Ueberblick über die indianischen Sprachen zu verschaffen gesucht, und das Resultat war die kleine Schrift, die du so gütig gewesen bist,

*) 1827 und 1829.

**) Ihr Gatte war der amerikanische Professor der Theologie und Schriftsteller Edward Robinson.

herauszugeben.*) Sodann fing ich an, zu meiner Uebung Englisch zu schreiben, und zwar für ein theologisches Journal, das mein Mann herausgab: „The Biblical Repository.“ So entstand das „Historical view of the Slavic Languages“, wovon ich funfzig Exemplare für Freunde abziehen ließ, das aber nie in abgesonderter Gestalt in den Buchhandel gekommen. Auch verfaßte ich einige Artikel über Volksliteratur für die „North American Review“, die eigentlich nur Auszüge aus einem Werke über Volkspoesie sind, das ich in englischer Sprache geschrieben. Als ich eben auf dem Punkte stand, dieses drucken zu lassen, fühlte ich mich bewogen, da wir gerade nach Europa reisten, es wieder zurückzunehmen, um es dort, mit bessern Materialien versehen, sorgfältiger auszuarbeiten. Hieraus ist der eben erschienene „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkspoesie germanischer Nationen“**)

*) „Ueber die indianischen Sprachen Amerikas. Aus dem Englischen des Amerikaners John Pickering übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj“ (Leipzig 1834).

**) „Versuch einer Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften“ (Leipzig 1840).

entſtanden, keine Ueberſetzung, ſondern ein völlig neues Werk; das urſprüngliche, das alle Völker umfaßt, iſt nicht viel umfangreicher als dieſes. An dieſes Werk knüpft ſich ein Aufſatz über die Authenticität des Oſſian, der nächſtens erſcheinen wird.*) Daß wir im Begriff ſind Europa zu verlaſſen, um uns in New York, wo mein Mann Profeſſor am theologiſchen Seminarium, niederzulaſſen, weißt Du, lieber G.!

Von Vorliegendem mache nun ſoviel Gebrauch, als Dir paßlich erſcheint. Ich habe es für Dich geſchrieben und bin ganz unwiſſend darüber, ob das Converſations-Lexikon der Lebenden, wofür der Artikel doch wol beſtimmt iſt, blos bezweckt, äußere Data zu geben, wonach meine Lebensgeſchichte ſehr bedeutend kürzer ſein könnte, oder die innere Entwickelung, wonach ſie nur mit Mühe ſehr abzukürzen ſein wird. Auf jeden Fall wünſche ich nur, daß das Nothwendige geſchehe. Erwähnen will ich noch, daß mein Name Talvj, nach deſſen Entſtehung ich oft gefragt bin, aus

*) „Die Unechtheit der Lieder Oſſian's und des Macpherſon'ſchen Oſſian insbeſondere" (Leipzig 1840).

den Anfangsbuchstaben von Therese Albertine Luise von Jakob gebildet ist.

So weit die Verfasserin. Nach ihrer Rückkehr blieb New York der permanente Wohnsitz der Familie, und Talvj fühlte sich dort, trotzdem daß häusliche Sorgen und andere trübe Erfahrungen nicht ausblieben, ungleich wohler als in ihren frühern amerikanischen Verhältnissen. Dies verdankte sie hauptsächlich dem regen Verkehr mit amerikanischen Literaten sowie mit ihren Landsleuten*), unter denen besonders nach 1848 durch die Einwanderung einer Anzahl politischer Flüchtlinge das geistige Element immer mehr Einfluß gewann. Im Laufe der nächsten zehn Jahre beschäftigte sie sich viel mit literarischen Arbeiten; es entstanden in dieser Zeit ihre „Geschichte der Colonisation von Neu-England" (Leipzig 1847), der Roman „Heloise", der zuerst englisch,

---

*) In den ersten sieben Jahren ihres amerikanischen Lebens hatte sie kaum ein halbes Dutzend deutscher Männer und nur eine deutsche Frau von ganz gewöhnlicher Bildung kennen gelernt.

dann deutſch (Leipzig 1852) erſchien, ſowie eine engliſche Bearbeitung der Erzählung „Menſchliche Schwäche", unter dem Titel „Life's Discipline." Für amerikaniſche Zeitſchriften wurden Artikel über „The Loves of Goethe" und „Spanish Popular Poetry", für Raumer's „Hiſtoriſches Taſchenbuch" ein Aufſatz über den amerikaniſchen Anſiedler Captain John Smith (1846) geliefert. Den obenerwähnten Artikel im „Biblical Repository" arbeitete die Verfaſſerin zu einem größern engliſchen Werke aus, das den Titel „Historical View of the Languages and Literature of the Slavic Nations" führte.*) Und endlich legte ſie ihre Beobachtungen und Erfahrungen während ihres Lebens in Amerika in dem Roman „Die Auswanderer" nieder, der ebenfalls deutſch (Leipzig 1852) und engliſch: „The Exiles" (New York 1853) erſchien.

Durch ihre geſellſchaftliche Stellung ganz in der Lage, unparteiiſch über ihre zweite Heimat und die

*) New York und London, 1850. Eine deutſche Ueberſetzung dieſer Schrift von Dr. B. A. Brühl erſchien 1852 in Leipzig.

amerikaniſche Nation urtheilen zu können, und mit klarem Blick und ſcharfer Menſchenkenntniß ſowol deren Vorzüge als ihre Fehler erkennend, hing die Verewigte ſehr an dem Lande, dem ihre Liebſten angehörten, und hegte das wärmſte Intereſſe für alles, was darauf Bezug hatte. Doch wurzelte ſie recht eigentlich in Deutſchland; es war ihre geiſtige Heimat, wo ſie den Grundſtein zu ihrer literariſchen Stellung gelegt hatte, und wo allein ſie den geiſtigen Austauſch und Verkehr finden konnte, der ſie ganz befriedigte.

Der poetiſche Quell in dieſer reichbegabten Natur war auch in ſpätern Jahren nicht verſiegt, wiewol er nach und nach nicht mehr ſo reichlich ſtrömte, wie in der Zeit der Jugend. Hätte Talvj ſich entſchließen können, die Erzeugniſſe ihrer lyriſchen Muſe der Welt mitzutheilen, ſo wäre ihr ohne Frage nach dieſer Richtung hin dieſelbe Anerkennung geworden, wie auf andern Gebieten. Doch genügte es ihr, mit wenigen Ausnahmen dieſe „Stimmen des Herzens“ (wie ſie die im Manuſcript geſammelten ſelbſt nennt) nur für ſich und ihre Nächſten niederzuſchreiben. Viele derſelben ſind freilich zu innerlich, um noch jetzt ohne Profanation

veröffentlicht werden zu können, allein wir glauben uns unſere Leſer nur zu verpflichten, wenn wir eine Auswahl daraus, von verſchiedenem Charakter und aus verſchiedenen Perioden ſtammend, den Novellen zufügen.

Im Jahre 1851 rüſtete ſich der Gatte Talvj's zu einer zweiten Reiſe nach Paläſtina, und ſie benutzte gern dieſe Gelegenheit zu einem abermaligen Beſuche ihres Vaterlandes. Leider wurde ihr dieſer durch den kurz nach ihrer Ankunft erfolgten Tod ihres geliebten Bruders ſchwer getrübt. Doch erfriſchte ſie ſich während des Winters im lebhaften Verkehr mit den geiſtigen Größen, deren Berlin damals einen reichen Kranz beherbergte. Alexander von Humboldt, die Gebrüder Grimm, Friedrich von Raumer, Ritter, Twesten, Varnhagen und andere, alle boten ihr aufs freundſchaftlichſte die Hand und zeigten ihr in jeder Weiſe, daß ſie ſie als geiſtig ebenbürtig betrachteten. Im Herbſt 1852 begab ſie ſich mit ihrem inzwiſchen zurückgekehrten Gatten und ihren Kindern abermals nach Amerika. Wieder folgten einige productive Jahre. Der deutſche Text von Robinſon's „Neuern bibliſchen Forſchungen" iſt von der Hand ſeiner Gattin. Eine neue, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe der

ſerbiſchen Volkslieder wurde vorbereitet (Leipzig 1853) und in „Putnam's Magazine", dem „North-American Review" und dem „Atlantic Monthly" erſchienen Artikel über „The Poetry of the South of France"; „The Private Life and Household of Charlemagne"; „Russian Slavery" und „Dr. Faustus". Auch für Weſtermann's „Illuſtrirte Monatshefte" lieferte die Thätige 1857 einen Aufſatz über Anna Luiſe Karſchin und für das „Hiſtoriſche Taſchenbuch" 1861 eine Arbeit über „Deutſchlands Schriftſtellerinnen bis vor hundert Jahren".

Talvj's Haus wurde während der Wintermonate der Sammelplatz der geiſtigen Ariſtokratie New Yorks, ſowol amerikaniſcher als deutſcher. Die Sommer wurden zu ſchönen Reiſen benutzt, von denen ſie ſo manche für deutſche Zeitſchriften ſchilderte.*) 1861 zog eine ſchwere Wolke am Horizont auf. Ihr Gatte mußte ſich einer Staaroperation unterziehen, die nur halb glückte, infolge deſſen er im nächſten Sommer

*) Für Weſtermann's „Monatshefte": „Ein Ausflug nach Virginien" (1857); „Die Shaker" (1860) und „Die Fälle des Ottawa" (1861), und für „Aus der Fremde": „Die weißen Berge von New-Hampſhire" (Nr. 30, 31, 32).

mit Frau und Tochter zur Consultation Gräfe's nach Deutschland reiste. Aber leider konnte dem Uebel nicht gesteuert werden. Im Herbst nach Amerika zurückgekehrt, entwickelte sich eine innere Krankheit (deren Keim wol schon in dem sonst rüstigen Manne vorhanden gewesen sein mag) sehr schnell, und nach wenigen Monaten, nachdem sie mit schwerem Herzen den einzigen Sohn hatte als Freiwilligen ins Feld ziehen sehen, traf die liebende Gattin der harte Schlag, den treuen Lebensgefährten zu verlieren.*)

Die Gemüthsbewegungen, welche diese trüben Erlebnisse mit sich brachten, lähmten nicht nur ihre productive Kraft, sondern übten auch einen höchst niederdrückenden Einfluß auf ihre Stimmung aus. Doch machte sie es sich zur Pflicht, ein nachgelassenes, zwar als Theil eines Ganzen abgeschlossenes, aber unvollendetes Werk ihres Mannes über die „Physische Geographie des heiligen Landes" nicht nur herauszugeben, sondern auch ins Deutsche zu übersetzen (Leipzig 1865). Der anstrengende Eifer, mit dem sie sich dieser Arbeit hingab, führte

*) Am 27. Januar 1863.

die traurige Entdeckung herbei, daß auch sie am grauen Staar litt, wenn auch nur in sehr geringem Grade. Dieses Bewußtsein und die Furcht vor einer Verschlimmerung ihres Zustandes trübte ihr Leben so sehr, daß die Aerzte zu einer gänzlichen Veränderung der Umgebung und der Eindrücke riethen. Dies bewog sie, im Herbst 1864 mit ihren Kindern (ihr Sohn hatte zu dem Zweck seinen Abschied genommen) nach Europa zu reisen.

Wiederholtes längeres Verweilen in Berlin, das die Verewigte stets ihre geistige Heimat nannte, ein Winter in Italien, mehrere Sommer in verschiedenen schönen Gegenden verlebt, wirkten wohlthätig auf Stimmung und Geist. Zur großen Freude der Ihrigen nahm sie, im Winter 1867—68, den sie, um in der Nähe ihres Sohnes zu sein (er lebte in Strasburg als amerikanischer Consul), in Karlsruhe zubrachte, die Feder wieder auf. Das Resultat war ihr letztes größeres Werk, der Roman „Funfzehn Jahre".*) Trotz des vorgerückten Alters der Verfasserin zeugt

*) Leipzig 1868. In englischer Form erschien das Buch erst nach dem Ableben der Verfasserin, 1871, in New York.

dieſe Schöpfung von einer ſeltenen geiſtigen Friſche und jugendlichen Einbildungskraft, während man in dem detaillirten hiſtoriſchen Hinterg und die reife Forſcherin erkennt.

Im folgenden Sommer, während eines Landaufenthalts bei Baden-Baden, ſchrieb Talvj noch die letzte Erzählung vorliegender Sammlung, gewiß ein wahres „Bild aus ſeiner Zeit", und voll der trefflichſten Charakterſchilderung. Dies war, mit Ausnahme eines kurzen Artikels über die Lieder der Koſacken, 1869 in Weſtermann's „Monatsheften" gedruckt, der Verewigten letzte Arbeit. Sie erſchien erſt nach ihrem Tode in demſelben Journal; nur die erſten Bogen waren von ihrer Hand corrigirt.

Nachdem ſie ſich zu Anfang des Jahres 1869 noch einmal im Verkehr mit den berliner Freunden und Geiſtesgenoſſen erfriſcht und geſtärkt hatte, ließ ſie ſich in Hamburg nieder, wohin ihr Sohn inzwiſchen verſetzt worden war. Im Herbſt gründete ſie ſich nach ſo langen unſteten Jahren dort ein neues Heim, obwol es ihr, wie ſie ſich gegen eine Freundin äußerte, „eine Thorheit ſchien, in ihrem Alter an einem fremden Ort

noch einmal von vorn anzufangen". Der Tod ihrer letzten Schwester, der sehr unfreundliche, trübe Winter das Abnehmen ihrer körperlichen Kräfte, trotzdem daß sie für ihre Jahre noch ungemein rüstig war, alles dies lag schwer auf ihr; sie sprach oft davon, daß sie „sehr müde" sei, und beschäftigte sich offenbar in Gedanken viel mit dem Tode. Als der späte Frühling nahte, von dem man hoffen konnte, daß er sie erheitern würde, und an dessen Vorboten sie sich kindlich freute, wurde sie heimgerufen! Eine plötzliche, zwar kurze, aber doch schmerzvolle Krankheit machte am 13. April 1870 ihrem unschätzbaren Leben ein Ende. Sie ruht an lieblicher Stätte, an der Seite ihres Gatten, in ihrer neuen Heimat.

Nicht weniger hervorragend als die geistigen Gaben dieser seltenen Frau, die sie in so vielseitiger Weise zum Nutzen der Welt verwerthete, waren die Eigenschaften ihres Herzens und Charakters. Mit einer lebhaften Einbildungskraft, klarem Urtheil und scharfem praktischen Verstand vereinigte sie eine tiefe Innigkeit des Gefühls und eine reine, keusche Natur, der alles

Unwahre und Verſteckte ebenſo fern lag wie das Kleinliche und Unedle. Ihr gerechtes Selbſtgefühl artete nie in Eitelkeit aus, ihr ganzes Weſen war von einer echten Weiblichkeit durchdrungen. Wie ſehr ihr auch ein geiſtiger Austauſch Bedürfniß war, ſo hatte ſie doch in hohem Maße die Gabe, mit denen, die ihr an Geiſt und Bildung nachſtanden, zu verkehren, ohne je ihre Ueberlegenheit geltend zu machen. Es war ihr durchaus zuwider, nur als „gelehrte Frau" betrachtet zu werden; ſie wollte Liebe und Zutrauen erwecken, und konnte es auch durch ihr echt humanes, ſympathiſches Weſen und den lebhaften Antheil, den ſie an allem, ſelbſt dem Einfachen und Alltäglichen nahm. Sie liebte die Jugend und konnte ſich an heitern, harmloſen Kreiſen ſowie an kindlicher Anmuth und Drolligkeit herzlich erfreuen. Ueberhaupt gab ſie ſich, obgleich der Grund ihres Weſens ein ernſter, faſt ſchwermüthiger war, gern erheiternden Eindrücken hin, wobei ihr lebhafter Sinn für Humor ihr ſehr zu Hülfe kam. Trotz ihrer ungewöhnlichen Kenntniſſe ward ſie bis zuletzt nie des Einſammelns müde; ihre Intereſſen blieben nach wie vor ausgebreitet und vielſeitig. Mit Eifer verfolgte

sie die politischen Ereignisse sowol ihrer alten als ihrer neuen Heimat. Ihr Herz nahm an beiden den innigsten Antheil, und nachdem sie in dieser die Aufhebung der Sklaverei mit Freuden begrüßt, hätte man ihr wol gegönnt, daß sie in jener die von ihr so heiß ersehnte Einigkeit Deutschlands noch hätte erleben können.

Die Welt kennt Talvj aus ihrem Schaffen auf literarischem Gebiete; ihrer geist- und gemüthvollen Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr erinnern sich alle, die je mit ihr in Berührung kamen, und ihre unermüdliche Thätigkeit als Helferin der Armen und Bedrängten hat ihr in vielen Herzen ein Denkmal gesetzt. Ihr voller Werth aber ging erst aus ihrem Walten und Wirken im engern Kreise hervor. Hier erschien sie als hingebende, stets theilnehmende Freundin, als treueste, liebevollste Gattin und Mutter, und bei allem intellectuellen Streben als sorgsame, umsichtige Hausfrau, deren Stolz es war, daß sie sich nie ihren schriftstellerischen Arbeiten hingegeben, ohne vorher ihr Haus für den Tag bestellt zu haben. Den Segen dieser Eigenschaften empfanden die, welche ihr am nächsten standen, deren Dasein mit dem ihren verflochten

war. Sie kannten am beſten ihr warmes, liebebedürftiges Herz, ihre Gewiſſenhaftigkeit, ihr ſtrenges Pflichtgefühl, den gänzlichen Mangel an Selbſtſucht in ihrer Natur. Ihnen offenbarte ſich der tief religiöſe Sinn, der die Demuth vor Gott und die Ergebung in ſeinen Willen für das Höchſte erachtete, das der Menſch zu erſtreben habe. Sie wußten auch, daß die Fehler, von denen die ihnen ſo Theuere ſelbſtverſtändlich nicht frei war, mehr in ihrem Temperament als in ihrem Charakter wurzelten, und durch die Schatten, die ſie warfen, nur dazu dienten, das Licht um ſo mehr hervorzuheben. Und ſie ſind es, die am meiſten an ihr verloren haben, und denen ihr Verluſt nie erſetzt werden kann.

Hamburg, 1873.

M. R.

Vorwort der Verfasserin.*)

Geneigte Leser!

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß ästhetische Productionen sich selbst rechtfertigen und verständlich machen müßten. Daher folg' ich mehr fremdem als eigenem Antrieb, indem ich in einem Vorworte den Gesichtspunkt anzugeben suche, aus welchem ich diese Erzählungen beurtheilt wünsche.

Ich fühle, daß ihre Tendenzen diejenigen, welche bloße Erheiterung suchen, wenig befriedigen können.

*) Ursprünglich für die „Psyche" geschrieben, doch als ebenso gut für die ganze Sammlung passend hier vorangesetzt.

Auch jugendliche Gemüther, die, in unſchuldsvoller Eitelkeit ſich ſo gern in menſchlicher Vollkommenheit ſpiegelnd, immer nur nach ſogenannten „edeln Charakteren" forſchen, werden, fürcht' ich, ihre Rechnung nicht finden. Nicht idealiſche Geſtalten, wie ſie ſich das Herz in unreif-poetiſchem Wahn ſchafft, *Menſchen* ſind es, die ich euch *verführe* — *rein menſchlich* ihre Tugenden und ihre Gebrechen. Bewundern werdet ihr ſie ſelten, vielleicht aber bemitleiden und lieben. Nicht die Gewalt äußerer Schickſale iſt es, die ſie in die Verhältniſſe nöthigt, welche, wie einfach ſie auch immer ſein mögen, für einige Stunden eure Theilnahme in Anſpruch nehmen ſollen. Ihre Eigenthümlichkeiten: ihre Empfindungs- und Denkweiſe, ihr Haß und ihre Liebe, ihre Einſichten und Täuſchungen — dieſe bilden die Begebenheiten; nicht von *äußerer Nothwendigkeit* zu ihren Handlungen gezwungen, reißt die *innere* ſie fort, und führt ſie ihrem Glück oder ihrem Verderben entgegen: in ihrer eigenen Bruſt ruht ihr Geſchick.

Alſo, verehrte Leſer! — nicht den Maßſtab des Idealen, den des Natürlichen, rein Menſchlichen leget

an, wollt ihr den Werth und Unwerth dieſer Erzählungen ermeſſen. Urtheilt, ob es mir nicht ganz mislungen, die pſychologiſche Aufgabe zu löſen, welche ich mir vorgeſetzt.

Halle, 1825.

Die Rache.

1820.

Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug,
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust;
Das ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaubrischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
Gefallen muß dir, was dir gefällt;
Soweit ist's Zwang, rohe Naturkraft,
Doch steht's nicht bei dir, die Neigung zu rufen,
Der Neigung zu folgen steht bei dir,
Da beginnt des Wollens sonniges Reich;
Und ich will nicht.

Grillparzer.

Als Albertine von Horneck in ihrem zwanzigsten Jahre zum zweiten male die Residenz betrat, waren die Augen der ganzen eleganten Welt auf sie gerichtet. Geistvoll, in der Blüte einer außerordentlichen Schönheit, hatte sie seit kurzem eine Reihe unvorhergesehener Todesfälle begüterter Verwandten plötzlich aus einer armen, unbeachteten Waise, die, durch die Gnade des Fürsten erzogen, mehrere Jahre lang die mühsame Rolle einer Gesellschafterin gespielt, in die reichste Erbin des Landes ver-

wandelt. Schon einmal hatte sie in der großen Stadt, die sie nun empfing, gelebt; denn als ihre Erziehung vollendet und sie unter tausend Thränen ihr Stift verließ, nahm eine reiche Base, die Witwe eines Vetters ihres verstorbenen Vaters, sie zu sich, ihrer nur wenige Jahre ältern Tochter Gefährtin und vornehmste Dienerin zu sein. An der Seite der schönen und glänzenden Leonore erschien Albertine zum ersten mal in der Welt, sechzehn Jahre alt, mit einem kaum halbausgebildeten, durch Romanlektüre und eine gewöhnliche Pensionserziehung irregeleiteten Verstande, mit einem feurigen Herzen, dem der ganze Himmel der Zukunft voll strahlender Sterne schimmerte; ohne Führer, ohne Freund, ganz einer ungeregelten Phantasie und einem erregbaren Gemüthe überlassen. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß ihr Aeußeres damals ihre ausschweifenden Hoffnungen so wenig begünstigte; nur ein feiner Beobachter konnte es ahnen, daß sich einst aus dieser lang aufgeschossenen magern Gestalt, aus diesem bleichen krankhaften Gesichte, dessen unnatürlich gespannte und markirte Züge den Begriff der Jugend zu verletzen schienen, die ungewöhnliche Schönheit entwickeln würde,

die sich in kurzer Zeit in ihrer ganzen Fülle aus dem noch verschlossenen Kelche entfaltete. Leonore, in der Blüte ihrer Reize, die Tochter eines angesehenen Hauses, feurig, weltlich gesinnt, ebenso erregbar, aber bei weitem weniger geistreich als Albertine, verdunkelte diese so gänzlich, daß kein Mensch sie nur zu bemerken schien. Ein Kreis von Anbetern sammelte sich um jene, aus welchem der junge Graf Hagen, den man damals häufig den Alcibiades der Residenz zu nennen pflegte, hervorstrahlte, der verzogene Liebling der Frauen, ein Mann, der schon viele schöne Augen weinen gemacht, schon manches schöne Bündniß jugendlicher Herzen getrennt, ja die heiligsten Bande zerrissen, und der dies ruchlose Geschäft wie ein heiteres Spiel mit munterer liebenswürdiger Laune trieb, stets bereit dem Rächer der Beleidigten mit Degen und Pistolen Rede zu stehen, sowie auch guten Freunden — und er hatte deren viele, denn er war freigebig, großmüthig und brav — in ähnlichen Fällen beizuspringen. Kaum sah er Leonore, als er nur für sie zu leben schien, als er nicht allein ihre Eitelkeit, als er auch ihr Herz so zu beschäftigen wußte, daß die Unbesonnene bald alle Schranken des Anstandes überschritt

und durch ihre verliebten Thorheiten das Märchen aller Theecirkel ward. Albertine ward halb gern, halb wider Willen, die Vertraute des Liebeshandels. Für dies und nicht mehr schien auch der Graf sie anzusehen, und es traf sich oft, daß, wenn Leonore mit ihrer Mutter auf einem Balle war, Albertine aber zu Hause einsam saß, theils weil ihr der Arzt, ihres schnellen Wachsthums wegen, das Tanzen untersagt, theils weil der Gram, der sich seit einiger Zeit ihrer Seele bemeistert, wenig zu rauschenden Versammlungen stimmte, jener kurz vor dem Aufbruch der Gesellschaft zu ihr geschlichen kam, und sie beschwor, ihm zu vergönnen, hier in der Stille noch einmal Leonoren gute Nacht zu sagen. Tausendmal ihre Hand an seine Lippen drückend, dankte er ihr dann, nannte sie seinen Schutzengel, und wenn das arme Kind sich scheu, bebend, athemlos, von ihm losgemacht, setzte er sich unbefangen neben sie, und erzählte ihr allerlei, bis Leonore kam, entzückt den Geliebten zu finden, strahlend von Schönheit und Glück. Liebesschwüre, Vorwürfe, Betheuerungen folgten dann, von Leonoren aus Romanen, von dem Grafen aus einer Sprache entlehnt, mit der er nur allzu vertraut war. Albertine

ſchlich in ihre einſame Kammer, ergoß ſich in bittere Thränen, warf ſich auf die Knie nieder, bat Gott um den Tod, und wagte nicht es ſich ſelbſt zu geſtehen, was ſie ſo unbeſchreiblich unglücklich machte. Unerfahren wie ſie war, ahnte ſie nicht, daß der Graf mit Leonoren ein herzloſes Spiel trieb; indeſſen fiel es ihr oft auf, was denn die Heimlichhaltung ſeines Glückes ſo nothwendig mache? Jener aber, der jede Verpflichtung ſcheute, wußte beide Mädchen durch tauſend Liſten zur Verſchwiegenheit zu bewegen, und der Reiz, den ein ſolches Geheimniß für Leonorens romanhaft geſtimmtes Herz hatte, kam ihm zu Hülfe. Deſto weniger aber bekümmerte er ſich darum, ſeinen Sieg der Welt zu verbergen, und dieſe wußte längſt, wie er mit dem Fräulein ſtand, als die gute Mutter noch immer wähnte, er ſei nicht über das Courmachen hinaus, und ſehnlich auf eine Erklärung wartete.

Der junge Mann, der ſo wenig Widerſtand gefunden, ward des Romans bald müde. Er zog ſich, wie er meinte, mit gutem Anſtand zurück; aber des Fräuleins Ruf war vernichtet. Vorwürfe entfernten ihn nur noch mehr. Leonore entdeckte ſich ihrer Mutter

und beschwor sie, die Stadt zu verlassen. Was war zu thun? Keiner war da, die Arme zu rächen, die rücksichtslose Auszeichnung des Grafen hatte alle frühern Bewerber verscheucht, und männliche Verwandte waren nicht in der Nähe. Die Mutter begnügte sich, den Verräther mit Verwünschungen zu überhäufen, verzieh ihrer Tochter und zog sich auf ein entferntes Gut zurück, in der Hoffnung, daß die Zeit die Geschichte vergessen machen und eine andere Begebenheit sie verdrängen würde. Hier in der Einsamkeit fand die unglückliche Leonore wenig Trost; ihr Herz war verwundet, aber ihre Eitelkeit zu sehr verwöhnt und ihr Geist zu ungebildet, als daß in dieser Abgeschiedenheit nicht Langeweile hätte ihren Gram vermehren sollen. Dazu kam, daß ein zu ungestümer Genuß der ungewohnten Vergnügungen der Residenz und eine zu leichte Kleidung ihre Gesundheit angegriffen hatten. Sie welkte langsam hin und starb endlich an einer zehrenden Krankheit. Während dem hatte Albertine schwere Tage; die trostlose Mutter, eine von den gemeinen Seelen, die stets ihr Unglück an andern zu rächen suchen, bestürmte sie mit Vorwürfen, daß sie, die das Vertrauen

der Verblendeten beſeſſen, es ihr nicht bei zeiten entdeckt habe. Albertine aß das Gnadenbrot mit ſtillen Thränen. Selbſt krank, tief verletzt, ihr eigenes Herz nicht verſtehend, ſchlich ſie umher und in ihrem Innern ſetzte ſich eine verderbliche Bitterkeit feſt, die mit dem dunkeln Bewußtſein ihres Werthes ſich vereinigend, ſich als ein trotziger Stolz ausſprach. Die Tante, früher nur mit Leonoren, jetzt nur mit ihrem Kummer beſchäftigt, bemerkte ihr Hinwelken kaum. Als ſie gar ſelbſt krank ward, es Monate lang blieb und endlich ſtarb, ohne der Bedauernswürdigen nur ein Legat zu hinterlaſſen, war Albertinens Geſundheit durch die beſtändigen Nachtwachen, durch die Angſt, was nun aus ihr werden ſolle, ganz zerrüttet. Hülflos, auf das Krankenlager geſtreckt, blieb ſie in dem verödeten Schloſſe zurück. Ihr Vormund, der ſie in der Obhut der Tante glaubte, bekümmerte ſich nicht um ſie. Auf einer weiten Reiſe begriffen, wo ſollte ſie ihn finden? Der Arzt meinte, es ſei beſchwerlich, ſich mit einer ganz Fremden zu befaſſen. Der Prediger glaubte ſein Möglichſtes zu thun, wenn er an die Erben ſchrieb und ſie um Mitleid für Albertine anflehte. Ehe der Brief hinkam, hätte die

arme Kleine zehnmal ſterben können. Gott ſchützte ſie durch einen ſeiner Engel.

Eine junge Predigerfrau aus der Nachbarſchaft, zum Beſuch bei der Pfarrerin des Orts, hörte von ihrer hülfloſen Lage, ließ ſich ſogleich zu ihr führen, brachte ſie mit Behutſamkeit, der Beiſtimmung ihres trefflichen Gatten gewiß, in ihr Haus und pflegte ſie mit liebender Sorgfalt. Die berühmteſten Aerzte des Umkreiſes wurden zu Rathe gezogen; ein heftiges Fieber hatte Albertine befallen, mehrere Tage lang war ſie in Lebensgefahr und Monate lang durfte ſie das Bett nicht verlaſſen. Meiſt lag ſie in ſtiller Ergebung da; von Zeit zu Zeit aber brach die Wuth des Fiebers fürchterlich aus: ſie rief Leonorens Geiſt, floh vor der Tante und verwünſchte den Grafen. An ihrem Lager ſaß die liebenswürdige Marie, benutzte die lichteren Stunden, las ihr vor, erzählte ihr, brachte ihr die holden Kleinen, die ihre Ehe zur glückſeligſten machten, und ermüdete nicht im Dienſte der wahren Menſchenliebe. Ihr Gatte ſtand ihr kräftig bei, und unter den Händen der trefflichen weiſen Freunde entfalteten ſich ſchnell in Albertinen die Blüten eines reichen Geiſtes.

Die ſchwere Krankheit ſchien ihr ganzes Weſen verwandelt zu haben; die Schönheit, die ihr eine gütige Vorſehung beſtimmt, ſchien während derſelben den vollſtändigſten Sieg über ihre Jugend davongetragen zu haben, und ſchon wenige Wochen nachdem ſie das Krankenzimmer verlaſſen, ſtrahlte ſie von Geſundheit und Reizen. Sie war um ein Beträchtliches gewachſen; ihre Geſtalt, obgleich noch ſchlank und zart, hatte eine liebliche Fülle bekommen; ihre großen dunkeln Augen drückten die veredelten Empfindungen ihres Herzens aus, ihre ſonſt geiſterbleichen Wangen waren mit ſanftem Karmin überzogen, als erröthete ſie über ihre eigene Schönheit.

An Leib und Seele geneſen, verlebte ſie drei glückliche Jahre in dem Hauſe des Herrn Thüring, durch ſeine, durch ſeiner Gattin Lehren mit jedem Tage mehr ſich ausbildend, in einer heitern raſtloſen Thätigkeit. Ihr Vormund kam zurück, erklärte, bei ihrem gänzlichen Mangel an Vermögen ſie nicht beſſer verſorgen zu können und zum erſten mal fühlte ſich Albertine dankbar gegen ihn. Der Gedanke, ſich von dieſer Familie, in deren Mitte ihr ein neues Leben aufgegangen, zu

trennen, war ihr unerträglich. Dennoch machte es ein unerwartetes glückliches Ereigniß wünschenswerth, ja, nach Herrn Thüring's Meinung nöthig.

Durch eine sonderbare Schickung mußte es sich fügen, daß in einem Zeitraum von einem Jahre sämmtliche Verwandte von Albertinens Vater mit Tode abgingen, so daß das Vermögen aller, auf diese Art zu einer außerordentlichen Größe angewachsen, auf die junge Waise fiel. Der letzte von Horneck, höchst betrübt über den Untergang seines Geschlechts, fügte, obwol seine Güter von Rechts wegen auf Albertinen, als die einzige Lebende des Hauses übergingen, dessenungeachtet der Erbschaft die Bedingung bei: die Erbin solle, den Namen von Horneck nicht aussterben zu lassen, vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heirathen, und zwar einen Mann von gutem Adel, der sich anheischig mache, entweder ihren Namen ganz anzunehmen, oder wenn er sich dazu durchaus nicht verstehen wollte, ihn wenigstens dem seinigen beizugesellen.

Albertine hörte die Nachricht ihres Glückes mit einer Ruhe an, die ihrer Philosophie Ehre machte; als ihr aber Thüring sagte, daß sie nun nicht länger in

der Einſamkeit bleiben dürfe, daß ſie in die Welt müſſe, der ſie angehöre, fing ſie an heftig zu weinen, ergriff ſeine Hand und bat ihn, ſie nicht zu verſtoßen, weil ſie reich geworden ſei. Er lächelte und ſtellte ihr mit ſanften Worten vor, daß ſie den Willen des Teſtators zu erfüllen verpflichtet ſei, daß der Ruf ihres Reichthums zwar viele Männer herbeiziehen, daß dieſe ſich aber hier in der Fremde zeigen könnten, wie ſie eben ſcheinen wollten; daß ſie in der Reſidenz Bekanntſchaften machen müßte und dann ernſthaft prüfen und wählen ſolle. Sie wendete ihm dagegen ein, daß es ſich für ſie wenig zieme, gleichſam auf Freiersfüßen in die Welt zu gehen, daß ſie ihr Schickſal erwarten, aber nicht aufſuchen wolle, und daß ſie ſich nur unter der einzigen Bedingung zur Abreiſe entſchließen könne, wenn er ſeine Entlaſſung nähme und ſie mit ſeiner Familie begleitete. Denn es drängte ſie ihr Herz, wenigſtens einen geringen Theil der Schuld abzutragen, die Thüring's Wohlthaten auf ſie gehäuft. Dieſer aber ſchlug ihre Bitte beſtimmt aus: ſeine Thätigkeit war ſein Leben, und ſein Wirkungskreis genügte ihm. Doch verſprach er, ihr eine würdige Begleiterin zu verſchaffen,

und Albertine gab endlich den Vorstellungen ihrer Freunde nach, und entschloß sich, den Winter in der Residenz zuzubringen.

Was Herrn Thüring zu diesem Wunsche bewog, war nicht allein Sorge für ihr Glück, es gesellte sich dazu auch der für das Wohl eines andern geliebten Zöglings, den er und seine Gattin seit lange im geheimen Albertinen bestimmt hatten. Herr Thüring war mehrere Jahre Hofmeister eines liebenswerthen Jünglings gewesen, Georg's von Waldau, des Sohnes eines reichen vornehmen Hauses, der jetzt als Lieutenant bei der Garde stand. Marie war zur selbigen Zeit Erzieherin der jungen Fräulein von Waldau. Aber nicht allein die Erinnerung an die süßen Stunden des ersten Auffindens ihrer Herzen knüpfte diese liebenden Gatten an die Familie: alle Mitglieder derselben waren geeignet, die zärtlichste Freundschaft, Georg aber einen gerechten Enthusiasmus einzuflößen. Die trefflichen Eigenschaften, die Marie sich in Albertinen entwickeln sah, brachte sie, wie Pläne für der Freunde Glück, besonders wenn sie auf Liebesglück gegründet sind, nur in Frauenköpfen oder vielmehr in Frauenherzen entstehen, zuerst auf den

Gedanken, zwei ſo ſchöne Seelen zu vereinigen. So lange aber Albertine arm war, wies Thüring die Idee entſchieden zurück; denn obwol er die Uneigennützigkeit des Präſidenten, Georg's Vater, kannte, ſo wagte er doch nicht in einer Sache einen Schritt zu thun, die nicht beiden Theilen gleichen Vortheil brachte. Als aber glückliche Umſtände ſeine Zöglingin zur reichſten Erbin des Landes machten, fing er an, Marien beifälliger anzuhören; da er jedoch Albertinens Herz nicht zu überraſchen wünſchte, erſuchte er ſie, dieſe nichts davon merken zu laſſen. Unterdeſſen bemühte er ſich mit Eifer um eine ſchickliche Begleiterin und fand ſie bald.

In der Nachbarſchaft wohnte eine verwitwete Majorin von Brand, eine ältliche kinderloſe Frau, von unbeſcholtenem Rufe, wohlwollendem Herzen und redlicher Geſinnung. In der Reſidenz geboren, erzogen und verheirathet, hatte ſie ſeit kurzem eine unverſchuldete Zerrüttung ihres Vermögens gezwungen auf das Land zu gehen, beſſere Zeiten abzuwarten. Hier aber plagte ſie die Langeweile gewaltig, und ſie ſehnte ſich lebhaft nach der Stadt zurück. Höchſt willkommen war

ihr daher Herrn Thüring's Vorschlag, dem Fräulein von Horneck dort Schutz zu verleihen, und sich dafür durch ein reiches Kostgeld in den Stand zu setzen, wenigstens den Winter über wieder in der Residenz ein ansehnliches Haus zu machen. Sie fühlte sich geschmeichelt, eine so schöne und glänzende junge Person in die Welt einzuführen, und säumte nicht, ihre Freunde von ihrer Ankunft und den Umständen ihrer Begleiterin zu benachrichtigen.

Als nun Albertine weinend neben ihr im Reisewagen saß, suchte die Majorin sie wohlwollend mit allen Neuigkeiten zu unterhalten, die man ihr aus der Hauptstadt geschrieben, ihr das lästige Sommerexil zu verkürzen. Scheidungen, Zweikämpfe, Lärm im Theater, alles lief bunt durcheinander, und bei allem ward der Name jenes Grafen von Hagen genannt, der so bedeutenden Einfluß auf Albertinens Jugend gewonnen. „Er ist ein Mensch ohne Grundsätze", sagte die Majorin, „aber der beste Cavalier unter der Sonne und so liebenswürdig, daß ihm kein Herz widerstehen kann. Seine Familie, hör' ich, denkt ernstlich daran ihn zu verheirathen, um seinem wüsten Leben ein Ende zu machen.

Er will nicht recht daran, aber meine Couſine, die Kammerherrin, ſchreibt mir. Tanten und Vettern ſähen ſich deſſenungeachtet nach einer ſchicklichen Partie für ihn um. Ich zweifle nicht, daß auch Sie ihre Aufmerkſamkeit erregen werden. Was meinen Sie, Fräulein Horneck? Es wäre kein kleiner Triumph, den Schmetterling zu feſſeln und den Uebermüthigen unter das eheliche Joch zu beugen.“ —

Albertine erſtarrte bei dieſer Zumuthung. Sie wußte noch nicht, daß ſelbſt beſſere Frauen ein unbeſcholtenes Mädchen nicht für einen Wüſtling zu gut halten, wenn es ihm einfällt, ſeines elenden Lebens überdrüßig zu ſein; ſonſt würde ſie vielleicht einen Theil der Verachtung, die ſie gegen die Verdorbenheit der Männer hegte, auf ihr eigenes Geſchlecht haben übertragen müſſen. Unerfahren wie ſie war, nahm ſie den Vorſchlag der Majorin nicht wenig übel und ſtand nicht an, ihre Meinung laut und entſchieden zu erklären. Die Majorin konnte ſich einiger Bewunderung der Energie ihres Charakters nicht enthalten, ſagte aber lächelnd: „Kennen Sie ihn nur erſt, vielleicht nehmen Sie mildere Grundſätze

an!“ — Das Fräulein erröthete und brach das Gespräch ab.

Seit einigen Jahren gewöhnt, nur mit Verachtung an den Grafen zu denken, empörte die Erinnerung ihrer Schwachheit ihr Innerstes. Sie hatte sich vorgenommen, ihn soviel als möglich zu vermeiden, nicht als ob sie für ihr Herz gefürchtet hätte, oder daß das ehemalige Betragen des Mannes sie nicht vollkommen überzeugt hätte, er habe ihre Empfindungen nie geahnt, nur um sich selbst die Beschämung der Erinnerung zu ersparen. In der Hauptstadt angelangt, war er indessen einer der ersten, den sie erblickte: in glänzender Uniform ritt er an ihrem Wagen vorüber; sie erkannte ihn auf der Stelle, noch ehe die Majorin Zeit hatte ihn anzurufen. Er war noch ebenso schön, noch ebenso muthig, noch ebenso unbefangen wie sonst. Er bewillkommnete die Damen, ritt neben dem Wagen her und sah von Zeit zu Zeit bewundernd auf Albertinen, deren blendende Schönheit durch den Schleier strahlte. In stolzer Ruhe saß sie da, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Vor dem Hause der Majorin sprang der Graf vom Pferde, half den Damen heraus und be-

gleitete ſie die Treppe hinauf, ungeduldig, wie es ſchien, die ſchöne Reiſende ſich entſchleiern zu ſehen. Albertine ſtellte ſich aber, ohne die mindeſte Notiz von ihm zu nehmen, an ein Fenſter und überließ ſich beim Anblick derſelben Straße, in der ſie einſt mit ihrer Tante gewohnt, trüben Erinnerungen. Umſonſt ſuchte ſich der Graf glänzender als je zu zeigen. Sie lächelte zu keiner ſeiner witzigen Bemerkungen und wendete ſich erſt um, als er ſich empfahl. Sie machte ihm eine ernſte Verbeugung; den Grafen verdroß ihr Betragen, doch verbarg er es und ging.

Durch die unendlichen Bekanntſchaften der Majorin ſah ſich Albertine bald in einen Strudel von Vergnügungen geriſſen, die ihrem Herzen wenig zuſagten. Doch konnte es nicht fehlen, daß die Wirkungen ihrer Schönheit ihr ſchmeichelten, obwol ſie es nicht geſtehen wollte und ſtets mit einer Verachtung von irdiſchen Gütern ſprach, die ihr bei ihrem Reichthum und ihren Reizen wohl anſtand. Mit Befremden gewahrte ſie jetzt erſt, in welchem Grade ſie ehemals hier überſehen war; denn keiner ſchien ſich ihrer nur zu erinnern. Eine gewiſſe Bitterkeit gegen die Welt be-

mächtigte ſich ihres ſonſt ſo ſanften Herzens, als ſie ſich bewußt ward, daß nicht um ihres eigenen beſſern Selbſt, nein! daß um zufälliger Glücksgüter willen alle Frauen ſie beneideten und alle Männer ihr huldigten. Das einzige Haus, in dem ſie ſich wahrhaft wohl fühlte, war das des Präſidenten von Waldau. Thüring's und ſeiner Gattin Briefe ſicherten ihr die freundlichſte Aufnahme. Ungeachtet des wichtigen Poſtens und des großen Reichthums des Präſidenten lebte die Familie mit einer eleganten Einfachheit und genoß mitten im Geräuſche der Welt das Glück ſchöner Häuslichkeit. Die Präſidentin war eine verſtändige und liebevolle Frau, die beiden Fräulein Muſter von wohlerzogenen und angenehmen Mädchen, der Sohn aber, von dem Albertine ſchon oft hatte ſprechen hören, ein ſchöner, kräftiger junger Mann, ein echter Soldat, nicht dem Gamaſchendienſt huldigend, aber vom wahren Rittergeiſte beſeelt. Unter Thüring's trefflicher Leitung hatte ſich ſein tüchtiger Verſtand in einem Grade ausgebildet, der ihn über die Mehrzahl ſeiner Kameraden weit hinweghob, jedoch mußte er ſich oft gefallen laſſen, von einem ſchwärmeriſchen Hange beherrſcht zu

werden, der die Seele Georg's zu allem Großen und Schönen hinriß und nicht nach den Regeln einer wohlberechnenden Klugheit oder des Conventionell-Schicklichen fragte. Früh mit den Schwächen der Welt vertraut geworden, ekelte ihm mehr vor ihren scheinbaren Tugenden, als vor ihren Lastern, und verhaßter als die Frivolität selbst war ihm die falsche Empfindsamkeit, unter deren Maske sie sich bisweilen zu verbergen pflegt. Die Tugend war seinem Herzen so natürlich, daß er, mit Schiller, das Laster darum doppelt haßte, weil es so viel Schwatzen von jener gemacht. So kam es, daß er, mehr die Bewunderung der Welt verschmähend, als ihren Tadel verachtend, gelernt hatte, seinem Ausdruck etwas Herbes und Schroffes zu geben, was, verbunden mit seinem Hange zur Einsamkeit, ihn in den Ruf eines interessanten Sonderlings setzte. Erst Albertinens Nähe gab seinem ganzen Wesen ein sanfteres Colorit; sein Ausdruck ward zarter, und wenn er es auch noch immer vermied, von Empfindungen zu reden, so verbot er es doch seinen Augen nicht, eine dringende und süße Sprache zu führen. Albertine antwortete ihnen nicht, aber sie hieß sie auch nicht schwei-

gen. Das Gefühl, durch ihre bloße Gegenwart einen so außerordentlichen Mann zu beglücken, that ihrem Herzen wohl, und sie versprach sich, wenn sie irgend Einem vergönnte, es unruhiger schlagen zu machen, sollte er es sein und kein anderer.

Der Graf Hagen aber bot alles auf, sie in diesem Entschlusse wankend zu machen, und war ganz der Mann danach, wohlbefestigte Grundsätze durch die Vorzüge seiner Persönlichkeit und durch unermüdliche Beharrlichkeit zu untergraben. Albertine konnte es nicht vermeiden, den Liebling aller geselligen Cirkel oft, ja fast täglich zu sehen. Die kalte Ruhe, die stolze Gleichgültigkeit, mit der sie seine Huldigungen zurückwies, reizte den Uebermüthigen, der darin eine Beleidigung und in einem endlichen Sieg die einzige Genugthuung sah, immer mehr. Die Majorin hatte recht gehabt, wenn sie meinte, die Familie Hagen werde auf das reiche, schöne und tugendhafte Fräulein von Horneck ihr Augenmerk richten. Noch ehe sie ankam, betrachtete man sie als die Braut Hagen's. Der Graf protestirte zwar; er hatte sich jedoch selbst nach und nach an den Gedanken gewöhnt, und der Stolz, mit dem Albertine

nun die Hoffnungen der Familie, die bei einem Landfräulein und bei des Grafen Liebenswürdigkeit darauf nicht vorbereitet war, niederschlug, kränkte ihn bis zu dem Grade, daß er es sich gewissermaßen zur Ehrensache machte, ihn zu bezwingen. Zu sehr an das Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit gewöhnt, als daß er sich hätte überreden können, Albertinens Herz verschmähe ihn, gab er dem Gedanken gern nach, daß nur ihre strengen Grundsätze jenes bekämpften und Zweifel in die Lauterkeit seiner Absichten ihr Festigkeit gäben. Die Mühe, die das Fräulein sich gab, jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden, die Verlegenheit, über die sie nicht Herrin werden konnte, wenn es dennoch einmal geschah, und gewisse Erinnerungen bestärkten ihn darin. Mit dem Netze seiner Künste, das er nur allzu oft und mit allzu gutem Erfolge gebraucht, aus den Fäden öffentlicher Huldigungen, kleiner Dienste, feurig ausbrechender Empfindungen und augenblicklicher Vernachlässigungen gewoben, dachte er sie mehr und mehr zu umspinnen, und rechnete sicher darauf, Waldau, den einzigen Nebenbuhler, den er berücksichtigte und der ganz dem Drange seines Herzens folgte, aus dem Felde zu

ſchlagen. Es fand ſich aber ein dritter Bewerber ein, der ſowol durch die Vorzüge ſeiner Perſon, als durch die Aufmerkſamkeit, die ihm Albertine bewies, furchtbar zu werden drohte.

Herr von Eſchen war weder ſo ſchön als Graf Hagen, noch ſo kräftig wie Georg von Waldau. Ein junger Mann, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von mittler Größe, etwas blaſſem, aber ſprechendem und ſcharfgezeichnetem Geſicht, geiſtreichen Augen und geiſtreicherem Geſpräch; in ſeiner Kleidung zierlich, ohne Geckerei, in ſeinen Aeußerungen gemäßigt, wohlwollend, bisweilen geheimnißvoll, ein wahrer Diplomat. Er kam, als Albertine ſchon mehrere Wochen in der Reſidenz ſeines Fürſten war, aus London zurück, wo er bei der Legation deſſelben angeſtellt war, und obwol er nur den Titel eines Raths führte, eine wichtigere Rolle geſpielt hatte, als der Geſandte ſelbſt. Aus einer guten Familie, aber durchaus unbemittelt, ſchien er ſeinem Verdienſte allein alles danken zu müſſen, und man ſchätzte daher die Beſcheidenheit doppelt an ihm, die ſeinem überlegenen Verſtande das Drückende nahm. Der Präſident von Waldau liebte ihn ungemein, zog

ihn in seinen Familienkreis, pries ihn laut und prophezeite einen großen und zu gleicher Zeit redlichen Staatsmann in ihm. Die Unterhaltungen im Waldau'schen Hause nahmen seit der Zeit seiner Einführung einen andern Charakter an: sie wurden geistreicher, belehrender, umfassender. Eschen hatte eine feine Weise, auch Frauen in Gespräche ernsterer Art zu ziehen und hörte mit schmeichelnder Aufmerksamkeit auf Albertinens bescheidene Urtheile über Gegenstände, über die sie Thüring denken gelehrt. Auch Georg schloß sich ihm freundschaftlich an und schien, obwol er oft mit ihm verschiedener Meinung war, ein besonderes Wohlgefallen an der Klarheit und Bestimmtheit von Eschen's Ansichten zu haben. Unermüdlich, ihn zur Entwickelung derselben aufzufordern, dachte er nicht daran, durch Darlegung seiner eigenen großherzigen Gesinnungen selbst zu glänzen. Auch in den größern Versammlungen spielte Herr von Eschen eine würdige Rolle, wenn schon eine weniger schimmernde als Graf Hagen, der Meister in allen geselligen Künsten war. Er schien überall an seiner Stelle zu sein. Was Albertinen indeß unangenehm an ihm auffiel, war, daß er nicht allein mit

Georg, daß er auch mit dem Grafen in freundschaftlicher Verbindung stand. Durch seine Vermittelung näherten sich auch ihre beiden Liebhaber einander einigermaßen, und der Graf wußte sich auf gewandte Weise in die vertrauten Theecirkel bei Waldaus einzuführen. Ohne daß seine Kenntnisse die gewöhnlichen eines gebildeten Weltmanns bedeutend überschritten, gab sein richtiges Urtheil, das einen ungemein scharfen Blick zeigte, sein glänzender Witz, die Feinheit seines Ausdrucks und die Annehmlichkeit seines Organs seiner Unterhaltung einen Zauber, dem weder Männer noch Frauen widerstehen konnten. Wenig gewohnt nachzudenken, hatte sein Verstand eine gewisse Trägheit bekommen, und wenn man ihn stundenlang in das Geschwätz geistloser Stutzer und Schönen mit einstimmen hörte, so konnte man ihn leicht mit den faden Elegants verwechseln, unter die er sich mischte. Die Superiorität, die er, ohne sich zu bemühen, über jene erlangt hatte, wußte er durch die Phrasen einer epikuräischen Philosophie, zu der er sich bekannte, zu gleicher Zeit zu behaupten und zu mildern. Ein feiner Beobachter konnte es leicht bemerken, daß die Natur ihn weit über jenen Schwarm erhoben, und daß

es nur von ihm abhing, eine Stimme über wichtigere Angelegenheiten zu gewinnen, als Tanz, Mode oder der Beifall einer Schauspielerin. In Albertinens Gegenwart fühlte er sich bisweilen veranlaßt, diese Ansprüche geltend zu machen und die Reibungen, durch die feinste Weltsitte gemildert, welche die contrastirenden Ansichten eines verständigen und umsichtigen Greises und dreier geistreicher junger Männer veranlaßten, ergötzten und belehrten diese höchlich. Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihr, diese Unterhaltungen ihren Freunden mitzutheilen, und sie behauptete lange Unbefangenheit genug, um ihre drei Anbeter in einem Briefe an Marien miteinander zu vergleichen.

„Was ihr Aeußeres betrifft", schrieb sie, „so ist der Graf unleugbar der Schönste, obwol es auch Georgen an einer gewissen männlichen Schönheit nicht gebricht und Eschen nichts weniger als häßlich ist. Waldau's Anstand ist der eines Soldaten, Hagen's der eines vornehmen, Eschen's aber der eines edeln Mannes. Ihre Unterhaltungsart ist noch verschiedener. Waldau ist nicht selten trocken, kurz angebunden, mit mir nur milde, zart und beredt. Doch bleibt auch dann bisweilen eine

gewisse moralische Härte, wenn ich so sagen darf, in seinen Aeußerungen zurück, eine schneidende Ironie in seinen Urtheilen und eine Menschenverachtung, die mich erschreckt und die ich mir bei seinem gefühlvollen Herzen nicht zu erklären weiß. Er selbst entschuldigte sie, als ich sie ihm einst vorwarf; er sei, sagte er, zu zeitig mit den Untugenden der Welt bekannt geworden, in eben der Epoche, in welcher das Herz sich am liebsten Ideale schafft. Der Contrast sei gar zu herbe gewesen. Ich glaube auch, je inniger und feuriger ein Mensch fühlt, desto geneigter ist er zu Waldau's Fehlern. Und war dies nicht auch mein Schicksal? Trotz dieser Ueberzeugung aber raubt jene tugendhafte Strenge mir bisweilen die Unbefangenheit, und aus Furcht, seine Achtung zu verlieren, komme ich in Gefahr, mich ihm besser zeigen zu wollen, als ich bin. — Der Graf läßt sich auf allgemeine Urtheile fast nie ein. Wenn er sich nicht etwa in ein politisches Gespräch verwickelt, so spricht er meist nur von Begebenheiten des Tages; er ist, möcht' ich sagen, wider Willen geistreich. Desto geflissentlicher legt er die Maske des Gefühls vor, be-

gleitet versteckte Worte mit Seufzern, ist Viertelstunden lang stumm, stockt oft mitten im Gespräch zerstreut, und sieht mich mit Blicken an, deren Ausdruck mich verwirrt. Alle diese Blicke, alle diese schmeichelnden Reden sind mir aus seinem Liebeshandel mit Leonoren bekannt. Aber es bedarf dessen nicht, um mich gegen sie zu waffnen. Ich kenne ihn, ich durchschaue ihn ganz! Ein herzloses Spiel denkt er mit mir, wie mit jener zu treiben, allein es soll ihm diesmal nicht gelingen. Er soll beschämt gestehen lernen, daß es doch Eine gegeben, die all seine Künste nicht haben überwinden können. Ich kann nicht umhin, ich leugne es nicht, höflicher gegen ihn zu sein, als es anfangs meine Absicht war. In großen Versammlungen zwar setze ich seinen Huldigungen eine eisige Kälte entgegen. Aber in dem kleinen Cirkel bei Waldaus würde es unschicklich sein, wollte ich durch zu viel Zurückhaltung die Heiterkeit der Unterhaltung und ihre Ungezwungenheit stören. Mein Bestreben ist hier, keinen auszuzeichnen, weder durch Aufmerksamkeit, noch durch Zurücksetzung; und ich glaube, daß ich dadurch meine Absicht: meine Freiheit auch äußerlich zu behaupten, am besten erreiche.

Mein Herz ist bei weitem nicht befangen genug, um sich schon durch eine Wahl binden zu wollen. Verlassen Sie sich übrigens fest darauf, meine Freundin! ehe ich mich an den Verräther Hagen wegwerfe, eher sterbe ich tausendmal.

Eschen endlich, um doch auch von ihm zu reden, ist wol von allen dreien am schwersten zu durchschauen. Er schmeichelt mir nie; aber ich komme mir nie klüger und liebenswürdiger vor, als mit ihm. Die zarte Achtung, die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit der er mich behandelt, thut meinem Herzen wohl. Er spricht mir bisweilen von seiner Freundschaft, aber ein gewisses Etwas in seinem Betragen sagt mir, daß er mehr als das für mich fühle. Ich achte ihn sehr. Aber für Waldau spricht so vieles! Sein eigener Werth, Ihre Freundschaft, seine wahre innige Liebe (ja, ich erkenne sie deutlich in jedem seiner Blicke), die Vortrefflichkeit seiner Familie — nun ich habe ja nicht nöthig, mich sogleich zu einer Wahl zu entschließen. Nichts soll mich bewegen, meinem Herzen vorzugreifen. Geben Sie Acht, es wird sich bald zwischen Waldau und Eschen entscheiden!“ —

Albertine glaubte ganz aufrichtig zu sein, indem sie diesen Brief schrieb. Sie war allerdings entschlossen, zwischen beiden zu wählen, aber sie schämte es sich selbst, noch mehr ihrer Freundin zu gestehen, was ihr die Wahl erschwerte. Bald wähnte sie den einen, bald den andern zu lieben; denn wenn ihr Herz frei wäre, woher denn sein ungestümes Klopfen? Woher die namenlose Wehmuth, die es bisweilen befiel? Woher die schlaflosen Nächte? Ach! sie wollte die Züge dessen nicht erkennen, der ihr Schlummer, Ruhe und Heiterkeit raubte, sie wollte es nicht, bis die vermehrte Sicherheit des Grafen, bis seine größere Kühnheit es ihr endlich entdeckte, daß sie milder und gefälliger gegen ihn geworden war. „Wie", sagte sie zu sich selbst, als sie einst einsam saß, „diese Männer strecken gierig die Hände nach jeder Blüte aus, alles Schöne wollen sie an sich reißen, genießen und von sich werfen, als wäre die ganze Schöpfung nur da, ihre eigensüchtigen Begierden zu befriedigen. Einst, als du ihm ein Herz voll glühender Liebe entgegentrugst, als eins seiner Worte, als einer seiner Blicke hinreichte, dich zur Glückseligsten der Erde zu machen, als alle deine Nerven

zitterten, wenn du von weitem seine Stimme hörtest, als du nachts vor seinem Bilde auf den Knien lagst und dich glücklich gepriesen hättest, für ihn sterben zu können — damals verschmähte er dich, weil keine Reize deine bleichen Wangen schmückten; mit grausamer Achtlosigkeit ging er an der noch unenthüllten Knospe vorüber, die aufgeblühte Blume mit schonungsloser Hand zu verderben. Jetzt, jetzt will er dich besitzen, weil — und du sinkst nicht vor Scham unter die Erde, schwach gegen eine solche Liebe zu sein! Eine Liebe, die du einem zufälligen Gute, einer irdischen Schönheit verdankst, deren Blüte morgen der giftige Hauch einer Krankheit auf ewig zerstören kann! — Liebe", fuhr sie erglühend fort: „was sag' ich! Vielleicht treibt er nur ein eitles Spiel mit mir, wie er es mit Unzähligen getrieben! Und seinem Amusement will ich meine Ruhe opfern? Und dieser künstlich angefachten Glut soll es gelingen, die kalte Verachtung zu tilgen, mit der ich mich gegen seine Liebenswürdigkeit gewaffnet? Meinen ganzen Stolz, das mächtige Gefühl einer tödlichen Beleidigung muß ich hervorrufen, um mich gegen ihren Zauber zu stählen? So tief bin ich gesunken!"

Sie verbarg das von Thränen benetzte Gesicht mit beiden Händen und saß so lange, ohne zu bemerken daß der Graf leise eingetreten war und dicht neben ihr stand, bis er, sie sanft umfassend, ihre Hand ergriff. Erschrocken fuhr sie empor; als sie ihn erkannte, riß sie sich mit einem Schrei von ihm los und floh in ihre Kammer. Er folgte ihr, hielt sie mit liebenden Worten, aber gewaltsam stieß sie ihn zurück, ohne zu bedenken, wie günstig er ihr Betragen auslegen könne. Als sie nach einer Stunde gefaßter in das Gesellschaftszimmer der Majorin trat, empfing er sie mit einem so glücklichen Lächeln und sein ganzes Wesen sprach so deutlich seinen Triumph aus, daß es ihren Stolz empörte, und der Entschluß, den sie während ihrer Einsamkeit gefaßt, sich befestigte. „Ich muß ihn hassen, da ich ihn nicht lieben darf", war das Resultat ihrer Ueberlegungen gewesen; „ich muß es ihm zeigen, und die Verachtung, die ich ihm beweisen will, soll ihn überzeugen, daß jede Hoffnung Thorheit sei."

Dieser Entschluß gab, verbunden mit dem Augenblick in welchem der Graf sie überraschte, ihrem Betragen in den Augen desselben eine Zweideutigkeit, die ihn nur

immer kühner in den Versicherungen seiner Liebe und zuversichtlicher in seinen Hoffnungen machte. Listig wußte er es einzurichten, daß sie an allen öffentlichen Orten in seiner Begleitung erschien, und daß die geringen Höflichkeiten, die ihm Albertine erwies, in den Augen der Welt für Auszeichnungen galten. In ihrem Kopfe bildete sich dagegen der Plan immer mehr aus, zu dem ihr empörter Stolz, und der tugendhafte Entschluß, sich von ihm loszumachen, den Grund gelegt. Sie fühlte entschieden, bei der Ueberzeugung von der Unwiderstehlichkeit und bei der List des Grafen werde die Stadt diesen für denjenigen halten, der ihrer überdrüßig geworden sei, wenn sie gerade jetzt mit ihm bräche, da sie ihm durch ein gefälligeres Betragen neue Rechte gegeben zu haben schien. Sie beschloß daher gleiche Waffen gegen ihn zu gebrauchen: ihn durch listiges Schweigen in seiner Sicherheit zu bestärken, seine Liebesschwüre nur mit Zweifeln in den Ernst seiner Absichten zu beantworten, ihn auf diese Weise zu einem förmlichen und gewissermaßen öffentlichen Antrag zu nöthigen, und durch die Beschämung einer eclatanten Abfertigung, Leonorens Schatten, ihr tausendfach be-

leidigtes Geschlecht, ihr verschmähtes Herz und — ihre neue Schwachheit zu rächen.

Mit Herzklopfen entwarf sie diesen Plan; mit ängstlicher Verlegenheit führte sie ihn aus und kam sie ihm zu Hülfe. Zwar ahnte sie noch nicht das unendliche Weh, das ihr das erste Ueberschreiten der Schranken der Redlichkeit bereiten werde, aber ihre Seele war zu edel, um sich in den künstlichen Getrieben einer überlegten Rolle wohl zu fühlen. Doch schien sie des Grafen täglich wachsende Verwegenheit mehr und mehr darin bestärken zu sollen. Es war ihm kein kleiner Triumph, das klügste und stolzeste Mädchen endlich besiegt zu haben; die Achtung aber, die sie ihm unwillkürlich eingeflößt, ihre außerordentliche Schönheit, ihr Reichthum, die Wünsche seiner Verwandten, und endlich der Umstand, daß sie gewissermaßen vereinzelt in der Welt stand, der ihm die Gewißheit gab, von niemand zur Rechenschaft gefordert zu werden, wenn er sich etwa im Verlauf einer längern Ehe gewisse Vernachläßigungen zu Schulden kommen ließe — alles dies bewog ihn zu dem Entschluß, sich unter das verhaßte eheliche Joch zu beugen und sie zu seiner Ge-

mahlin zu machen. Das Mistrauen, das Albertine seinen Liebesbetheuerungen entgegensetzte, ließ ihn schließen, daß es nur eines förmlichen Antrags bedürfe, und um sie vollkommen zufrieden zu stellen, nahm er sich vor, ihn in Gegenwart seiner Verwandten, die ihn zu einem entscheidenden Schritte drängten, zu machen. So sicher war er seiner Sache.

Während er aber noch Albertinen von allen Seiten angriff und jede Stelle, die sich schwächer zeigte, entdeckte und benutzte, hatte sich ihr Waldau mit Sturmschritten, Eschen aber mit leisen, besonnenen genaht. Ging Albertine einen einzigen vorwärts, so näherte er sich um zwei; trat sie wieder zurück, so entfernte er sich noch einmal so weit. Das Spiel unterhielt si[e] sie glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß nicht Mangel an Liebe, daß nur seine Bescheidenheit, seine Armuth und Furcht vor dem Verdacht, um ihren Reichthum zu werben, ihn zurückhielt. Waldau hatte das nicht zu scheuen. Auch nahm ihn seine Leidenschaft so ganz ein, daß er weder daran zu denken schien wie die Welt sie beurtheilen möchte, noch sie vor ihr oder dem Fräulein selbst zu verbergen.

Seitdem diese sich freundlicher gegen den Grafen betrug, sah sie Georg meist finster, stumm und zurückhaltend. Er heftete Blicke auf sie, in denen eine verzehrende Glut brannte; wenn er sie mit jenem sprechen sah, stand er oft ungestüm auf und verließ mit einem so stürmischen Wesen das Zimmer, daß es alle aus der Fassung brachte. Mutter und Schwester sendeten dann Blicke hinter ihm her, die Albertinens Herz ergriffen. Gepeinigt durch die Rücksichtslosigkeit seines Betragens, überredete sie sich, Waldau sei ein Brausekopf, der besser zum Liebhaber als zum Ehemann tauge; seine Anlage zum Hausdespoten sei unverkennbar. Eschen dagegen ließ nie Eifersucht blicken, obwol sie deutlich sah, daß er sie unabläßig beobachtete. In beständiger Furcht, von ihm durchschaut zu werden, schmeichelte ihr die Hochachtung, die er ihr bewies, doppelt, und sie fühlte sich bedeutend erhoben, wenn er die Festigkeit ihrer Grundsätze und ihre edle Offenherzigkeit rühmte. Waldau's Mistrauen dagegen verdroß und beleidigte sie. So wahr ist es, daß wir dann die Achtung anderer am meisten bedürfen, wenn wir in Gefahr sind, unsere eigene zu verlieren. Dessenungeachtet aber beschloß sie

sich nicht eher zu entscheiden, als bis ihr Plan ausgeführt, und sie sich ganz von Hagen losgemacht. Dann, nahm sie sich vor, wolle sie ihr Herz ernsthaft prüfen und bei ihrer Wahl besondere Rücksichten auf die Stimme ihrer Freunde nehmen; sei es nun, daß sie von der Wahrhaftigkeit von Georg's Liebe am festesten überzeugt war, oder daß ein leises Etwas für ihn in ihrem Herzen sprach. Sie vermied sorgsam jedes Alleinsein mit ihm, denn sie scheute sich, durch eine rasche Erklärung von seiner Seite früher zu einer Entscheidung gezwungen zu werden, als es ihrem Plane gemäß war.

Eines Abends, als in einem Albertinen befreundeten Hause ein Fest veranstaltet worden war, zu dem man die ganze Stadt gebeten hatte, lehnte sie die Einladung ab, weil sie gehört, die Präsidentin sei unpaß, in der Absicht, dieser Gesellschaft zu leisten. Sie fand die Hausmutter auf dem Sofa sitzend, hinter dem Theetisch, um den Sohn und Töchter versammelt waren. Ihr unvermutheter Besuch erregte so große Freude, daß sie sich dadurch gerührt fühlte. Sie setzte sich unter die Geschwister und war bald in einem traulichen

Gespräch mit ihnen. Aus Georg's Augen strahlte eine Heiterkeit, die lange eine düstere Schwermuth verdrängt hatte. Seit Monaten war sie gewohnt, ihn finster und untheilnehmend zu sehen, heute war er gesprächig, sanft und liebenswürdig. Die Dankbarkeit, daß sie ihn und den stillen Kreis seiner Verwandten den Huldigungen einer schimmernden Versammlung, der Hagen einen Theil des Glanzes verlieh, vorzog, stimmte ihn weicher als je und machte ihn all das Weh, das die Zweideutigkeit ihres Betragens ihm zugefügt, vergessen. Aber sein Muth sank gewaltig, als unvermuthet Eschen in das Zimmer trat. Albertine hatte ihm im Vorbeigehen gesagt, wo sie den Abend zubringen werde, und er, der keine Gelegenheit versäumte, sie zu sehen, hatte darauf gleichfalls absagen lassen. Albertine hatte sich heute so glücklich im Beglücken gefühlt, daß ihr dies Zusammentreffen höchst unangenehm war. Sie suchte sich indessen zusammenzunehmen, ging in Eschen's Gespräch ein, und alles schien wieder in das Geleis gekommen zu sein, als plötzlich Waldau ein neues auf die Bahn brachte, es mit Gewalt herbeiziehend, das die Nothwendigkeit für ein junges Frauenzimmer, ihren Ruf zu

berücksichtigen, zum Thema hatte. An seinem Stocken, an seinem Rothwerden, an seinem Niederschlagen der Augen merkte Albertine bald, daß er mit Absicht sprach, denn bei Personen, die von Natur offenherzig sind und die sich aus edelm Stolz in keiner Art von Verstellung geübt haben, macht gewöhnlich die Mühe, mit der sie die ungewohnte Arbeit verrichten, wenn sie sich ja einmal herablassen, in Anspielungen zu reden, die Zuhörer aufmerksam und mistrauisch.

Ohne Albertinen anzusehen, gegen Eschen gewendet, sagte er: „Nichts schade einem tugendhaften Frauenzimmer in der Meinung der Welt mehr, als ein häufiges Zusammenstellen ihres Namens mit dem eines bekannten Roué. Sie müsse daher sorglich vermeiden, oft mit ihm öffentlich zu erscheinen; selbst ein blos leidendes Verhalten errege Verdacht, sie dürfe nicht hoffen, daß ihr Verhältniß mit ihm als ein die Schranken der Galanterie nicht überschreitendes angesehen werde. Denn da Männer und Frauen der großen Welt überhaupt nicht geneigt seien, vortheilhaft von diesen zu denken, letztere aber vorzüglich deswegen, weil sie in der Allgemeinheit der Schwäche ihre einzige Entschuldigung

fänden, so zeuge alles, was im erwähnten Verhältnisse nicht für die Tugend eines Frauenzimmers zeuge, unwiderruflich wider sie."

Albertine warf den schönen Mund ein wenig auf. Eschen aber entgegnete, ohne nur die mindeste Befangenheit merken zu lassen: „Er könne ihm nur bedingt recht geben. Gewöhnliche Frauen wären allerdings den strengen Gesetzen der Meinung unterworfen, es gäbe aber eine gewisse sichere Tugend, die über jeden Verdacht erhaben sei und die er die wahre weibliche Würde nennen möchte. Er halte die Welt für klug genug, diese von der falschen unterscheiden zu können, die nur von Rücksichten auf sie und von der Furcht, bei ihr zu verlieren, bewacht werde. Indessen sei sie freilich dem Neide am meisten ausgesetzt, der am liebsten «das Strahlende schwärze» — und es könne sich wol fügen, daß sie öffentlich Fehltritte beschuldigt würde, an die niemand glaubte. Dies zu vermeiden werde ein kluges Frauenzimmer schicklich finden, weniger aus Furcht vor bösen Zeugen selbst, als weil jeder Fleck ihres Rufs einem Wüstling ein angebliches Recht zu geben scheine." — Waldau antwortete nicht; er malte gedankenvoll auf

den Tisch; Mutter und Töchter sahen auf ihre Arbeit. Albertine saß mit derjenigen stolzen Miene da, hinter welcher sie oft ihre Verlegenheit zu verbergen pflegte.

Da führte ein unglückliches Ungefähr plötzlich den Grafen herbei. Er könne, sagte er, nicht umhin, sich im Vorüberfahren nach dem Befinden der Frau Präsidentin zu erkundigen. Diese gab ihm ziemlich lauen Bescheid und warf einen Blick auf Albertinen, dessen argwöhnischer Ausdruck sie beleidigte. Der Graf war so unbefangen, als ahne er die Störung nicht, die er verursacht. Er schwatzte allerlei; ein gewisser Hohn aber, der um seinen Mund spielte, verrieth, daß er sich heimlich an der allgemeinen Verwirrung ergötzte. Einmal, während Eschen etwas erzählte, warum ihn die Präsidentin befragt, lehnte er sich über Albertinens Stuhl und flüsterte ihr ein unbedeutendes Wort zu, das sie kaum verstand; der Gedanke aber, was die Gesellschaft von dieser Vertraulichkeit denken werde, setzte sie in eine solche Bestürzung, daß der Verdacht derselben dadurch nur vermehrt ward. Endlich erhob sich der Graf; er warf, indem er Albertinen die Hand küßte, auf Georg einen Blick des Triumphs. Dieser aber schien

weder zu ſehen noch zu hören, und fuhr wie aus einem Traume empor, als ſeine Mutter, ihn anſtoßend, ſagte: „Georg, Graf Hagen empfiehlt ſich!“ worauf er ihm eine mechaniſche Verbeugung machte.

Als er fort war, reichte Eſchen's ganze Gewandtheit nicht hin, die Unbefangenheit nur ſcheinbar wieder herzuſtellen. Albertine brach zeitig auf und ward nicht gebeten zu bleiben. —

Den andern Morgen ſtand ſie eben ſinnend am Fenſter, als ſie Waldau mit haſtigen Schritten auf ihr Haus zukommen ſah. Er blickte herauf; er hatte ſie erkannt; es war nicht mehr Zeit ſich verleugnen zu laſſen. „Ach!“ ſeufzte ſie unruhig, „jetzt gerade, jetzt! Was ſoll ich thun? Soll ich ihn abweiſen? Ihn betrügen? Eins wie das andere kann ich nicht!“ — Noch hatte ſie keine Faſſung errungen, als ſie ihn mit einer finſtern Miene eintreten ſah. Unvermögend zu reden, wies ſie ihm ſchweigend einen Platz neben ſich an. Stumm ſetzte er ſich und hob nach einer ängſtlichen Pauſe zu ſprechen an. Ohne Einleitung ſagte er ihr, daß er gekommen ſei, ſie um die Entſcheidung ſeines Lebensglücks zu bitten; er habe lange umſonſt

den Augenblick gesucht, indeß könne, daß er sie liebe, ihr kein Geheimniß mehr sein. „Wie theuer Sie mir sind", fuhr er mit entschlossenerm Tone und düsterer Miene fort, „kann und will ich nicht aussprechen, denn kein Mitleid soll Sie bestechen, sich gegen die Stimme Ihres Herzens aufzulehnen."

Die Trockenheit und anscheinende Ruhe dieser Erklärung kältete Albertine, die sich noch eben auf das günstigste für ihn gestimmt gefühlt hatte, in dem Grade ab, daß sie den Muth in sich fand, ihm zu sagen, daß sie seine Freundin sei, es ewig bleiben wolle, ihm aber nimmer mehr werden könne. Er legte die Hand über die Augen und saß so lange. Dann stand er plötzlich auf, blickte sie schmerzlich an und sagte mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben suchte: „Albertine, vergönnen Sie mir eine Frage!" — „Mein Freund", erwiderte sie gerührt, „ich will sie Ihnen offenherzig beantworten." — „Lieben Sie Hagen?" — „Ich verachte ihn." — „Und lieben ihn? — „Waldau!"

Er ging mit raschen Schritten das Zimmer auf und ab. Auf einmal stand er neben Albertinen, die ihn ängstlich betrachtete, still, ergriff ihre Hand und rief

mit einem ſo ſchmerzlichen Tone, daß ſie ſich wie eine Schwerſchuldige vorkam, mit einem Tone, der ſich aus einer zerriſſenen Bruſt mühſam loszuringen ſchien: „Leben Sie wohl, Albertine! Ich weiß, Sie wollten mir es erſparen, aber beſſer, ich leere den Giftbecher mit einem muthigen Zuge, als daß Sie mir ihn tropfenweiſe, tödlich, quälend eingeben. O leben Sie wohl! Seien Sie Eſchen's! Er liebt Sie! Wer könnte Sie ſehen und Sie nicht lieben! Aber bei dem heiligen Gotte, treuer hat es keiner mit Ihnen gemeint, als der Freund, den Sie von ſich ſtoßen! Leb' wohl!" rief er noch einmal und ſtürzte aus dem Zimmer. Erſchüttert ſah ſie ihm nach. Sie wollte ihn zurückrufen, wollte ſich die Seine nennen, beklemmt wie ſie war, verſagte zum Glück ihr die Stimme, denn wie würde ſein, nur an einem Gegenſtand leidenſchaftlich hängendes Herz die Unentſchloſſenheit ihres zerſpaltenen Gemüths gedeutet haben! Nein, ſagte ſie endlich, der Edle verdient ein ungetheiltes Herz. Eine ſo bedingte Liebe, wie die meinige, würde ſeiner ſtürmiſchen Bruſt nicht genügen!

Waldau ſuchte weder ſeinen Schmerz, noch deſſen Veranlaſſung zu verleugnen. Er vermied Albertinen

sorgfältig, weniger sich selbst zu schonen, als der Geliebten eine unangenehme Empfindung zu ersparen. Diese ward nicht wieder zu Waldau's eingeladen und kam auch nicht von selbst. Sie war billig genug, es natürlich zu finden, daß die Präsidentin, als sie sie einmal am dritten Orte traf, verlegen und zurückhaltend gegen sie war. Manche Personen glauben recht fein zu sein, indem sie sich bestreben, jede Art von Empfindlichkeit zu verbergen und für jede Verletzung eine lächelnde Miene bereit halten. Sie bedenken nicht, daß sie, indem sie Gleichgültigkeit gegen eine Kränkung ihres Gefühls beweisen, denjenigen, der sie verursachte, wenig zu achten scheinen, und daß sie auf diese Art gewissermaßen die Beleidigung erwidern. Adertine hoffte, die Zeit werde, Georg's Wunde heilend, ihr Verhältniß zu einer Familie wieder herstellen, die sie so hoch schätzte; sie war aber zu sehr mit ihrem Plane beschäftigt, als daß sie sich hätte dem Mitleid, das ihr Georg einflößte, ganz hingeben können. Sie beredete sich, daß dieser sich eher erklärt als Eschen, sei ein Fingerzeig der Vorsehung, daß sie diesem angehören solle und nicht jenem bestimmt sei. Hätte sie Eschen

wahrhaft geliebt, ſo würde ſein furchtſames Zaudern ſie ungeduldig gemacht haben, ſie ſah aber darin nur eine Unterſtützung ihres Vorſatzes, ſicher, daß es ihr nur einen Wink koſte, den Zaghaften muthig zu machen.

So kam es auch, daß ſie es ruhig lächelnd anhörte, als dienſtfertige Freundinnen ihr hinterbrachten, daß ihr beſonnener diplomatiſcher Liebhaber ſie neulich beinahe verleugnet habe. In einem Kaffeehauſe, erzählten ſie, ſei kürzlich eine Geſellſchaft junger Männer verſammelt geweſen, von denen einige dem Grafen Hagen Glück wegen der neuen Eroberung gewünſcht hätten. Er aber habe achſelzuckend, ſeufzend und lächelnd geantwortet: „Er ſei noch weit von ſeinem Ziele entfernt; unter ihnen befinde ſich ein mächtiger Nebenbuhler, der mit leiſen Füßen ſeinen Flügelſchritt einzuholen drohe“; wobei er ſich gegen Eſchen gewendet und demſelben gleichſam eine Erklärung abgenöthigt habe. Dieſer habe darauf geäußert: „Er könne auf ein Glück keine Anſprüche machen, welches eher für den Grafen beſtimmt zu ſein ſcheine; er fühle ſich geehrt, der Freund des Fräulein von Horneck zu ſein; für einen Liebeshandel nach der Mode achte er ſie zu ſehr, und nach

der Hand der reichsten Erbin des Landes zu streben, habe er zu wenig Selbstvertrauen und zu viel Stolz. Er fühle sich nicht berechtigt, sich irgend jemand, der Ansprüche auf eine höhere Gunst mache, in den Weg zu stellen."

Diese Erklärung schien Hagen's Entschluß den Ausschlag gegeben zu haben. Er nahm einen günstigen Augenblick wahr, ihr seine Liebesbetheuerungen zu wiederholen, und als sie ihm entgegnete: sie schätze ihr Herz zu sehr, es ihm zu einem flüchtigen Spielwerk zu überlassen, sie förmlich um ihre Hand zu bitten. Albertine schwieg, indem in ihrem Herzen triumphirende Freude mit heimlicher Angst stritt. Sie stand auf und sagte mit einer Stimme, der sie kein Zittern anzukünsteln brauchte: „Herr Graf, wenn ich Ihrem Worte mistraue, so schreiben Sie sich die Schuld selbst zu. Mit eben der Miene haben Sie schon manches Herz getäuscht; wer gibt mir Bürgschaft, daß Sie es redlich mit mir meinen?" — und ohne auf seine Schwüre zu achten, entfernte sie sich schnell, als fürchte sie zu viel gesagt zu haben, wirklich aber, weil sie glaubte, ihm genugsam angedeutet zu haben, was er zu thun hätte.

Den folgenden Morgen ließen ſich mehrere der bedeutendſten Mitglieder der Familie Hagen bei der Majorin, die von ihrer Abſicht unterrichtet war, anſagen; und da ſie dieſe nicht mit vorher melden ließen, ſo glaubte Albertine ſich nichts zu vergeben, wenn ſie ſie annähme. Ihr Herz klopfte ungeſtüm, als ſie ſich nun dem Ziele ſo nahe ſah, zu welchem die Schleichwege der Liſt und Verſtellung ſie geführt. Unruhig ging ſie im Zimmer umher, ſich es tauſendmal wiederholend, was ſie dem Grafen ſagen, wie ſie ihn beſchämen, demüthigen, niederſchlagen wolle. Es ſchien, als finde ihr Herz ein eigenthümliches Vergnügen darin, ſich ſelbſt weh zu thun, ſo wie man oft beſonders geneigt iſt, eine wunde Stelle durch allerlei Verletzungen aufzureizen. Geſchäftig bereitete ſie alles vor, ihren Triumph zu verherrlichen. Einige Bekannte, die ihr eine Morgenviſite zu machen kamen, bat ſie, ihr heute Abend bei einem langweiligen, ſteifen Beſuch, den ſie erwarte, beizuſtehen; auch zu einigen Freundinnen ſchickte ſie, und ließ ſie unter verſchiedenem Vorwand einladen. Sie betrieb indeſſen dieſe Angelegenheiten mit quälender Herzensangſt, und als ſie unerwartet Eſchen zu ſich eintreten

ſah, befiel ſie plötzlich eine Ahnung, daß bei ihrem Vorhaben ein Beſchützer ihr nöthig werden könne.

Auf Eſchen's Geſicht lag eine ſanfte Trauer, die Albertine nicht an ihm gewohnt war. „Was haben Sie?“ fragte ſie theilnehmend. — Zögernd antwortete er: „Ich komme von Waldau. Der Anblick des Unglücklichen hat mich ſchmerzlich aufgeregt, und mir trübe Bilder vor die Seele geführt.“ — „Auch ich beklage ihn“, verſetzte ſie, „aber Sie, Eſchen, dürfen es nicht ohne mich zu kränken.“ —

Er ſah ſie mit einem Blicke an, aus welchem der Schimmer einer ſüßen Hoffnung leuchtete; nach einer kleinen Pauſe aber erwiderte er: „Das Herz, mein Fräulein, iſt enger als das meine, das neben einem mächtigeren Gefühle nicht auch noch Raum für die Freundſchaft hat.“

Die Unterredung ging mit leiſen Schritten vorwärts, bis ſie ihr Ziel erreichte. Waldau's Zurückweiſung, Albertinens Erklärung, daß ſie Hagen nicht liebe, ihre gütigere und befangenere Stimmung flößten ihm Muth ein. Nach einer Stunde nannte Albertine, von Eſchen's Armen zärtlich umfaßt, ihn ihren Geliebten, ihren

Bräutigam, und erfreute ſich des feurigern Ausdrucks einer Liebe, die nur ſtolze Beſcheidenheit in den Schranken einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit gehalten zu haben ſchien. Nachdem ſie eine Weile wohlgefällig angehört, wie er ſich den Glücklichſten der Sterblichen nannte, wie er ihr die ängſtlichen Zweifel ſchilderte, in denen er bisher gelebt, nahm ſie Gelegenheit von dem zu ſprechen, was nothwendig berichtigt werden mußte. Er fand ſich willig inskünftige ſich Eſchen-Horneck zu nennen, und theilte ihr, auf ihr Befragen, obwol er anfänglich meinte, er habe jetzt nicht Zeit daran zu denken, ſeine Pläne für die Zukunft mit. Seine kühnen Entwürfe ließen auf einen großen Ehrgeiz ſchließen, aber es ſchien ihn ebenſo ſehr der Wunſch, dem Staate nützlich zu ſein, als Sorge für den Vortheil ſeiner Perſon zu leiten. Schon früher hatte Albertine erfahren, daß nur ſeine Armuth ihn hindere, einen wichtigen Geſandtſchaftspoſten zu bekleiden, zu dem ſeine ungewöhnlichen Geiſtesgaben ihn fähiger als irgendjemand machten. „Ich freue mich“, ſagte ſie lächelnd, als ſie es nun von ihm ſelbſt hörte, „auch meinerſeits dem Vaterlande einen Dienſt leiſten zu können.“ — Er

küßte ihr zärtlich die Hand, und ſie beſchied ihn auf den Abend wieder zu ſich, ihn der Majorin als ihren Bräutigam vorzuſtellen.

Als er zur beſtimmten Stunde kam, machte dieſe, welche die Hagens erwartete, ein ziemlich langes Geſicht. Da ſie aber keinen Augenblick zweifelte, der Graf werde das Jawort erhalten, ſo war ſie eben nicht unzufrieden, als ſich zufällig, wie ſie meinte, mehrere Freunde einſtellten. Die Familie aber, die vorausſetzte, man wüßte warum ſie käme, ſchien einigermaßen verwundert, Geſellſchaft zu finden. Das Geſpräch ſchlich ſteif und gezwungen eine Zeit lang fort. Eſchen war nicht wenig erſtaunt über die allgemeine Verlegenheit. Der Graf ſelbſt war der einzige Unbefangene. Seines Sieges gewiß, konnte es ihm nur ſchmeicheln, mehrere Zeugen ſeines Triumphs zu haben. Er ließ ſich auch durch Albertinens freſtigen Empfang nicht irre machen, nahte ſich ihr zuverſichtlich und küßte ihr mit einem Blicke die Hand, durch deſſen Zärtlichkeit er den letzten Reſt jungfräulicher Sprödigkeit zu verſcheuchen hoffte. Es ward ihm nicht ſchwer, eine Pauſe im Geſpräch zu ſeiner Abſicht zu benutzen. Ohne Verlegenheit ſtand er

auf, trat auf Albertinen zu, und begann mit einem Anstand, deſſen Leichtigkeit die Feierlichkeit des Augenblicks milderte, und mit einer Stimme, in welche er all die Süßigkeit legte, deren ſie fähig war: „Ich wäre zu glücklich, ſchöne Albertine, wenn ich mir ſchmeicheln dürfte, Ihr Herz ahne, was mich heute in ſo ehrwürdiger Begleitung zu Ihnen führt. Die grauſamen Zweifel ſind es, die Sie bisher den Betheuerungen meiner Liebe entgegengeſetzt. Leider muß ich geſtehen, daß ich ſie mir ſelbſt durch einen Leichtſinn zugezogen, von deſſen ganzer Strafwürdigkeit das Mistrauen, das Sie in mein Wort ſetzen, mich überzeugt. Sie werden die Bürgſchaft achtungswerther Perſonen, mit denen verwandt zu ſein ich mir zur größten Ehre rechne, nicht verſchmähen. Erlauben Sie mir alſo, mein theures Fräulein, Sie heute in Gegenwart dieſer Damen und Herren zu bitten, mich zum Glücklichſten der Erde zu machen, und der Verſicherung Glauben zu ſchenken, daß ich mich durch die pünktlichſte Treue und unumſchränkte Verehrung Ihrer würdig zu machen ſuchen werde!“

Während er ſprach, hatte ſich Albertine alles zurückgerufen, was ihr heute morgen ihr beleidigtes Herz

eingegeben, und ſich mit einer ſo wegwerfenden Kälte von ihm gewendet, daß die ganze Verwegenheit des Grafen dazu gehörte, nicht aus der Faſſung zu kommen. Eben war ſie im Begriff zu antworten, als der alte Graf Hagen, der erſte Miniſter des Landes, ſich erhob, die Worte ſeines Neffen auf eine ſchmeichelhafte Weiſe beſtätigte, und ihr verſicherte, die Familie ſei ſtolz darauf, ſie aufzunehmen, und verſpreche ſich die vortheilhafteſten Wirkungen ihrer Schönheit und Tugend. Die Scheu ſeines Vetters vor einer ernſthaften Verbindung ſei bisher das einzige geweſen, das man an ihm habe ausſetzen können, denn er ſei anerkannt einer der bravſten Offiziere der Armee und der beſte Cavalier von der Welt; dann fügte er noch einige Worte hinzu, durch die er ihr auf verſteckte Weiſe zu verſtehen gab, daß auch ſie es ſich zur Ehre rechnen müſſe, einer Familie, wie der ſeinen, anzugehören.

Albertine hörte ihn mit geſenkten Augen und achtungsvollem Schweigen an. Dann antwortete ſie mit einem ernſten und entſchloſſenen Tone: „Kein Zweifel, Herr Graf, daß mich die Verwandtſchaft mit einem der angeſehenſten und älteſten Häuſer des Landes ehren würde.

Vergönnen Sie mir, Ihnen für jetzt nur mit der Versicherung meines Dankes für Ihre gütige Gesinnung gegen mich zu antworten und mich in Hinsicht der Hauptsache an Ihren Herrn Neffen selbst zu wenden. Ihnen, mein Herr!" fuhr sie mit stolzer Strenge zu diesem gewendet fort, „will ich nicht bergen, daß die Verwegenheit, mit der Sie sowol mich als diese ehrwürdige Versammlung in die peinlichste Verlegenheit setzen, mich auf das äußerste befremdet. Erinnern Sie sich, daß es keineswegs Zweifel in die Lauterkeit Ihrer Absichten allein waren, was mich bewog, Ihre tausendmal wiederholten Anträge zurückzuweisen; daß ich Ihnen ebenso oft gesagt, daß meine Grundsätze mir durchaus verböten, einem Mann geneigt zu sein, der es sich zum Geschäft macht, die heiligsten Gesetze der Tugend mit Füßen zu treten. Diesen Grundsätzen zu folgen bin ich fest entschlossen, und ich rechne mir dies um so weniger als Verdienst an, als sie vollkommen mit meinem Herzen übereinstimmen, auf dessen Antrieb ich mich heute Morgen mit Herrn von Eschen verlobt." — So sprach sie, und trat, des Freundes Hand ergreifend, zu ihm.

Wenn ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft niederfährt, ſo kann er keine größere Beſtürzung verurſachen, als Albertinens letzte Worte. Der Mann, dem es nie an Ausdrücken gefehlt, wenn er ein Herz betrügen wollte, den noch kein unerwartetes Hinderniß aus der Faſſung gebracht, der noch nie einen beleidigenden Blick ungeſtraft empfangen — derſelbe Mann ſtand jetzt bleich, athemlos, ohnmächtig zur Rache, durch die Verachtung eines ſchwachen Mädchens vernichtet. Die Familie erhob ſich ſchnell. Der Miniſter ſagte, indem er ſeinen Zorn zu verbergen ſuchte: „Ei ei, mein Neffe, waren Sie Ihrer Sache nicht gewiſſer?“ Auch die Damen erlaubten ſich einige Vorwürfe; Hagen ſtand wie vom Donner gerührt. Albertinens glänzende Augen ſprachen einen ſtolzen Triumph aus. Seit lange hatte ihr Herz nicht ſo frei und glücklich geſchlagen, als in dieſem Augenblick der Rache. Sie weidete ſich an ſeiner Beſtürzung und fühlte ſich gehoben durch den Sieg über eine Schwäche, deren Bewußtſein ſie niederdrückte. Alle, ſagte ſie für ſich, die er einſt bezaubert, ſollten ihn ſo ſehen! Wie den Mann mit dem Gefühl ſeiner Allmacht plötzlich alle Anmuth verlaſſen; wie ſeine ſchönen Züge die Beſchämung entſtellt!

Plötzlich aber färbte des jungen Mannes Geſicht ſich mit dunkelm Roth und er faßte ſich ſo weit, ſagen zu können: „In der That, mein Oheim, ich habe einen andern Ausgang erwartet. Vergeben Sie mir, meine Damen! Ich glaubte mich durch Fräulein Horneck's Betragen zu andern Erwartungen berechtigt.“ — „Ich weiß, Herr Graf“, fiel Albertine mit Hohn ein, „wie gern Sie ſich Hoffnungen überlaſſen, die ſich auf das Bewußtſein Ihrer Unwiderſtehlichkeit gründen. Ich bin nicht geſonnen, dieſen Grund zu befeſtigen. Von heute an werden Sie ſich wol nach einem andern Boden umſehen müſſen, wenn Ihre Entwürfe gedeihen ſollen.“ — „Wie dem auch ſei“, verſetzte der Graf, indem er ſich vollkommen geſammelt hatte, „ich wünſche Ihnen Glück, Herr von Eſchen! ſagte ich es Ihnen nicht zuvor, Sie würden mit Ihren bedächtigen Schritten eher ans Ziel gelangen, als ich mit meinen Flügeln? Nun, wir bleiben Freunde!“ fuhr er fort, indem er jenem die Hand ſchüttelte, der verlegen daſtand. Darauf bot er einer ſeiner Tanten den Arm und verließ, ſich flüchtig verbeugend, das Zimmer. Der Miniſter und die Uebrigen folgten.

Als sie fort waren, bemerkte Albertine erst die Unzufriedenheit auf Eschen's Stirn. Sie bemühte sich zärtlich um ihn, und er ward es kaum gewahr, als er eine heitere Miene annahm, indessen blieb ihm den ganzen Abend eine gewisse Zerstreuung. Deutlicher zeigte die Majorin ihren Unmuth. Nachdem sie Albertinen auf eine steife Weise gratulirt, zog sie sich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihr Cabinet zurück.

Auch die Freunde entfernten sich, nachdem sie sich eine Weile an Hagen's Bestürzung belustigt, ohne Albertinen merken zu lassen, wie sehr sie den Uebermuth ihres Betragens misbilligten. Als später auch Eschen ihnen gefolgt, und Albertine allein war, hatte sie nicht Zeit, über den Verlauf dieses wichtigen Tages nachzudenken, so ganz nahm sie das süße Gefühl befriedigter Rache ein. Ohne Aufhören wiederholte sie sich die Scene, in der sie den Stolzen zu Boden geschmettert, und pries sich glücklich, ihr mishandeltes Geschlecht gerächt zu haben. Nur bisweilen störte sie der Gedanke an Eschen's Misbilligung.

Von dieser war übrigens nichts mehr zu spüren, als er sie den folgenden Tag besuchte. Nach einiger

Zeit erfuhr ſie, was ihn damals beunruhigt. Der alte Graf Hagen hatte einen beſondern Einfluß auf die Beſetzung der Stelle, um die ſich Eſchen bewarb. Nach jenem Auftritt wurden ihm unvermerkt bedeutende Hinderniſſe in den Weg gelegt, und er ſah ſich genöthigt, ſich um die Gunſt eines andern wichtigen Mannes zu bemühen. Er wählte dazu Mittel, die ſeiner Braut eben nicht gefielen. Der alte Mann hatte eine junge Freundin, die ihn ganz beherrſchte. Dieſe, eitel und niedrig geſinnt, war nach Eſchen's Meinung nur durch Geſchenke zu gewinnen. Albertine, ſich bewußt, ihn um Hagen's Schutz gebracht zu haben, und ihre Unzufriedenheit beſchwichtigend, indem ſie ſich beredete, Eſchen kenne die Welt beſſer als ſie, fand ſich willig, ihm bedeutende Summen anzuweiſen, die zu einem koſtbaren Shawl und einem prächtigen Schmuck angewendet werden ſollten. „Was mein iſt, ſei auch ſein!“ ſagte ſie, aber eine geheime Stimme flüſterte ihr zu, Georg würde ſolche Mittel verſchmäht haben. Sie wünſchte indeſſen ſelbſt lebhaft das Gelingen von Eſchen's Plan, damit die Heirath beſchleunigt werde und ſie eine Stadt verlaſſen könne, wo ſie ſich ſeit kurzem unbeſchreiblich unwohl fühlte.

Ihre Absicht, den Grafen zu demüthigen, war nur allzu gut gelungen. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von seiner Abfertigung in der Stadt umher; allein Albertine hatte sich geirrt, wenn sie sich, in der Voraussetzung, nicht ihr tugendhaftes Herz allein werde von des Grafen Uebermuth empört, mit allgemeinem Beifall schmeichelte. Man ergötzte sich an der Scene; allein die Männer sind zu sehr von den Vorrechten, die ihnen die Natur zugetheilt, durchdrungen, und halten zu sehr zusammen, um nicht in einem bedeutenden Individuum ihr ganzes Geschlecht beleidigt zu finden; die Frauen aber, fühlen sich, ihrer Schwäche bewußt, durch die Stärke einer Andern zu sehr beschämt, als daß sie nicht die Gelegenheit begierig ergreifen sollten, Principien der Moral, der Sanftmuth, der Bescheidenheit an den Tag zu legen. Dessenungeachtet konnte der Graf häufigen Neckereien nicht entgehen, welche die Flamme des Zorns nur immer mehr anbliesen und den Stachel der Beleidigung nur immer tiefer in eine Brust drückten, die nach Rache lechzte. Er schwor sich, alles daranzusetzen, Albertinens Stolz auf das empfindlichste zu kränken, und die Erinnerung ihrer ehemaligen Schwachheit, die

ſie in ewige Vergeſſenheit begraben glaubte, kam ihm zu Hülfe. Es gehörte Albertinens Unerfahrenheit dazu, ſich einzubilden, ein Mann, vertraut mit allen Schwächen und Verirrungen weiblicher Herzen, könne die Leidenſchaft eines ſechzehnjährigen Mädchens überſehen, die ihn ſelbſt zum Gegenſtand hatte. Wenn er ſie früher nicht bemerken wollte, ſo war es nur, weil ihm Albertine eines Liebesabenteuers nicht werth ſchien. Deſto beſſer ſollte ihm die Erinnerung dienen. Er begann damit, das Fräulein in öffentlichen Geſellſchaften förmlich zu verfolgen und ſie durch ſeine Nähe Gegenwart zu beleidigen. Er war immer in ihrer Nähe, ohne die mindeſte Notiz von ihr zu nehmen, pfiff, ſang dicht neben ihr, oder ſtarrte ſie lange an, flüſterte dann ſeinem Nachbar etwas zu und lachte überlaut. Die Arme gerieth in die peinlichſte Beſtürzung; ſie mied ihn ſo ſehr, als er ſich an ſie drängte, und wußte nicht, ob es ſie verdrießen oder freuen ſollte, daß Eſchen dafür taub und blind zu ſein ſchien; daß er den Grafen immer mit großer Höflichkeit behandelte, und gerade immer im angelegentlichſten Geſpräch verwickelt war, wenn jener am ungezogenſten wurde.

Aus Furcht, endlich einen eclatanten Auftritt herbeizuführen, fing sie an sich immer mehr zurückzuziehen. Eschen bestärkte sie darin und suchte ihr durch seine geistreichen Unterhaltungen die ungewohnte Einsamkeit erträglich zu machen. Da er aber sehr viel zu thun hatte, alles in Bewegung zu setzen, was seinen Zwecken behülflich sein konnte, ja sich sogar genöthigt sah, einigemal mehrere Tage auf dem Gute der Geliebten seines Beschützers, die Geschmack an ihm gewonnen, zuzubringen, so blieb Albertinen Zeit genug übrig, sich den trübsten Betrachtungen und den schmerzlichsten Ahnungen zu überlassen.

Einst, als eben Eschen auch abwesend war, führte der Graf mit boshafter List in einer Gesellschaft junger Männer das Gespräch auf Albertinen und äußerte sich nach mancherlei Hin- und Herreden ungefähr auf folgende Art: „Um billig zu sein, kann ich's der schönen Albertine nicht verdenken, daß sie mich ein wenig dafür haßt, daß ich ihr vor ein paar Jahren die reizende Leonore vorzog. Ich habe, wie man zur Genüge weiß, eben kein hartes Herz, und getraue mich allenfalls es mit zwei Schönen auf einmal aufzunehmen, selbst wenn

ſie unter Einem Dache wohnen; aber die Kleine war damals ein wahres Nachtgeſpenſt, bleich, hager und verdammt eiferſüchtig. Alles das machte mir wenig Luſt zu einem doppelten Abenteuer. Das arme Kind dauerte mich indeſſen. Sie wußte ſich gar nicht zu verſtellen. Jeder Kuß Leonorens koſtete ihr eine Thräne, und um ſie nur nicht ausbrechen zu laſſen, mußte ich ſie von Zeit zu Zeit durch ein ſchmeichelndes Wörtchen beruhigen. Aber weiter zu gehen konnte ich mich doch nicht entſchließen.“ — Und nun folgten Beweiſe, Anekdoten, Erklärungen, die den Zuhörern eine frivole Luſt verurſachten, wenn auch die Mehrzahl im Herzen den Grafen tadelte. Noch ſelbigen Abend erzählten die Männer es ihren Frauen, Freundinnen, Schweſtern wieder, und ehe der folgende Tag um war, wußte die halbe Stadt die Urſache von Albertinens Haß gegen den Grafen, den dritten aber war ſchon alles zu den Ohren des Fräuleins gelangt.

Dieſe Beleidigung ſetzte ſie in einen ſolchen Zorn, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr kannte, laut weinte, die Hände rang, den Böſewicht verwünſchte und durchaus unfähig blieb, einen andern Gedanken zu faſſen. Be-

ſchämung, Schmerz, Wuth und das Gefühl ihrer Ohnmacht ſtritten um ihr Herz; nur die Sehnſucht nach Rache wich nicht daraus. „Wenn nur Eſchen käme“, ſeufzte ſie zwanzigmal, und endlich kam er.

Ohne zu bedenken was ſie that, ſtürzte ſie ihm entgegen und erzählte ihm unter heißen Thränen, unter heftigen Verwünſchungen Hagen's, wie ſie mißhandelt ſei.

Finſter hörte er ſie an: „Ich verdenke es Ihnen ſehr“, ſagte er kalt, „daß Sie dem Geſchwätz müßiger Kaffeeſchweſtern Gehör geben.“ — „Wie“, rief ſie erſchrecken; „dieſe Gleichgültigkeit bei meinen Thränen! Ein Geſchwätz! Zu ſehr nur überzeugt mich von der Wahrheit deſſelben das ſchmählich beleidigende Betragen, deſſen ſich der Elende ſeit lange gegen mich erfrecht.“ — „Ich hatte ſtets die Ehre, Ihr Begleiter zu ſein“, verſetzte Eſchen, „mich würde jede Beleidigung am empfindlichſten getroffen haben.“ — „Allerdings“, erwiderte Albertine mit einiger Bitterkeit, „hätten Sie es bemerken müſſen, hätten Sie ſich nicht immer in ſo tiefſinnige Geſpräche verwickelt.“ — „Das Bewußtſein, ihn beleidigt zu haben, täuſcht Sie“, ſagte jener. — „Nicht meine Liebe zu Ihnen“, antwortete ſie gekränkt,

„berechtigt Sie, mir dies vorzuwerfen.“ — „Es war keineswegs meine Abſicht“, entgegnete der Bräutigam, „als Sie jenen unbeſonnenen Schritt thaten, waren Sie vollkommen Herrin Ihrer Handlungen.“ — „Daß ich es nicht mehr bin“, erwiderte ſie, „iſt die Folge einer Wahl, die Sie gewiß nicht die Abſicht haben, mich bereuen zu laſſen. Ich habe bis jetzt meine Freude und meinen Stolz darein geſetzt, meine Wünſche den Ihrigen zu unterwerfen, aber ich hätte in der That mehr Gefälligkeit gegen die meinen bei Ihnen vorausgeſetzt.“

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte er düſter. — „Rechtfertigung meiner Ehre!“ antwortete ſie entſchloſſen. — „In der That“, verſetzte er bitter, „ich weiß nichts Unweiblicheres als das Anſtiften eines Zweikampfs.“ — „Und ich nichts Unmännlicheres als das Vermeiden deſſelben.“ — „Was die Ehre anbelangt, ſo erlaube ich niemand, mir Rath zu geben, mein Fräulein! die Geſetze derſelben ſind mir ins Herz gegraben.“ — „Erlauben Sie mir daran zu zweifeln, mein Herr, bis Sie mir den einzig möglichen Beweis davon gegeben.“ — „Wohlan“, ſagte er nach einer kurzen Pauſe; „daß ich nicht für mein Leben zittre, verſchmähe ich zu erwähnen.

Aber ich kann es nicht leugnen, es verdrießt mich, die Früchte einer mühseligen Arbeit der Befriedigung Ihrer ungroßmüthigen Eigenliebe aufzuopfern. Denn jetzt eben, da der günstigste Erfolg meine mehrjährigen Bemühungen krönen soll, seh' ich mich genöthigt alles fahren zu lassen, da ein Zweikampf mit einem so mächtigen Gegner mir nicht erlaubt im Lande zu bleiben." — „Wissen Sie", antwortete Albertine etwas kleinlaut, „ein anderes Mittel die Sache beizulegen, so reden Sie, nur sei es eins, durch welches ich nicht ausgesetzt werde." — „Sie haben nicht nöthig mich daran zu erinnern", erwiderte er. „Hat Hagen Sie wirklich beleidigt, so bin ich bereit Sie zu rächen. Unmöglich aber können Sie verlangen, daß ich ihm, auf ein abgeschmacktes Geklätsch hin, eine Ausforderung zuschicken soll. Erst muß ich wissen, ob überhaupt etwas an der Sache ist." — „Und wie wollen Sie das erfahren?" — „Durch den Grafen selbst. Er ist ein Mann ohne Sitten, aber von Ehre. Er wird mir die Wahrheit nicht verleugnen. Sind Sie dies zufrieden?" — „Folgen Sie Ihren Einsichten!"

Eschen setzte sich darauf an den Schreibtisch. Sie hörte ihn schreiben, ausstreichen, wieder schreiben. End-

lich war das Billet fertig. — „Wünschen Sie es zu lesen?“ fragte er, indem er zu erwarten schien, daß sie es ablehnen würde. Gereizt langte sie danach und begriff nun, wie er hatte so lange daran zubringen können, denn ein künstlicheres Gewebe von vorsichtigen Worten konnte man nicht ausdenken. Wenn Hagen nicht selbst einen Zweikampf wünschte (und daß dies nicht der Fall sein werde, durfte sie voraussetzen, da die Welt leicht glauben konnte, er sei durch den Vorzug veranlaßt, den sie dem Herrn von Eschen gegeben), so mußte er ihn vermeiden; denn ohne sich selbst etwas zu vergeben, legte ihm der Briefsteller eine ehrenvolle Entschuldigung in den Mund. Albertine legte das Blatt schweigend hin. Eschen schien ihre Miene nicht zu bemerken, siegelte es ein und schickte es auf der Stelle zum Grafen.

Darauf setzte er sich zu ihr und unterhielt sie mit gezwungener Unbefangenheit. Sie antwortete wenig und saß, den Kopf in die Hände gestützt, gramvoll da.

Der Bediente kam zurück, und meldete, der Graf sei heute Morgen verreist, und werde erst in acht Tagen zurückerwartet. Er habe unterdessen den Brief dem

Portier hinterlaſſen. Eſchen bemühte ſich vergebens, ſeine Freude Albertinen zu verbergen. Binnen acht Tagen hoffte er im Beſitz der bewußten Stelle zu ſein. Es lag ihm alles daran Zeit zu gewinnen. Deſſenungeachtet äußerte er Verdruß, die Sache nicht gleich zu Ende bringen zu können. Albertine ſah vor ſich nieder und ſchwieg. Waldau's Bild drängte ſich vor ihre Seele und eine bange Ahnung durchzuckte ſie.

Der treue Freund, den ſie in einer unglücklichen Stunde von ſich geſtoßen, hatte, ſeit er den geliebten Mund es hatte ausſprechen hören, daß er nicht mehr hoffen ſolle, in der tiefſten Einſamkeit gelebt. Die Nachricht von Albertinens Verlöbniß kam daher erſt ſpät zu ſeinen Ohren, und ward ihm ohne gehäſſige Bemerkungen hinterbracht, da er keinen Tadel der Geliebten ertragen konnte. Es kümmerte ihn wenig, wie ſie den Uebermüthigen abgewieſen, genug, daß ſie es gethan; als Eſchen's Braut betrachtete er ſie ſchon ſeit jenem Morgen. Einer ſchmerzlichen Apathie hingegeben, riß ihn das Gerücht von Hagen's Frechheit empor. Sei es nun, daß die Möglichkeit, jener habe wahr geſprochen, oder daß ihn die Verleumdung am meiſten

empörte, er gerieth in einen ungeſtümen Zorn und ging auf der Stelle zu dem Grafen. Er forderte ſtürmiſch Widerruf. Der Graf verweigerte ihn kalt. Waldau nannte ihn einen Lügner. Der Graf forderte ihn auf Piſtolen. Es ward verabredet, morgenden Tags in ein benachbartes Grenzdorf zu reiten, wo in einem Gehölz dergleichen Ehrenſachen abgemacht zu werden pflegten. Dies war der Tag, an welchem Eſchen von ſeiner Reiſe zurückkehrte.

Waldau und Hagen waren beide gleich gute Schützen. Aber der Graf war ohne perſönliche Erbitterung, und in Waldau tobte ein gerechter Haß. Der Graf wollte Waldau nicht tödten, Waldau lechzte nach ſeinem Blute. Der Himmel lenkte des Grafen und lenkte Georg's Kugel. Waldau ſtreifte den Grafen leicht, und der Graf ſchoß ihn mitten durch die Bruſt.

Bewußtlos ſank er nieder. Der Arzt, die Secundanten, die Diener ſuchten ihn lange umſonſt in das Leben zurückzurufen; am eifrigſten zeigte ſich Hagen, ihm alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen, deren ein Kranker bedarf, denn dies hielt er ſeiner Ehre gemäß. Als Georg endlich einen Augenblick zu ſich kam, ver-

langte er dringend, in die Residenz gebracht zu werden. Umsonst stellte ihm der Arzt vor, daß die Reise ihm lebensgefährlich werden, und der Graf, daß im Fall er genese, er dort der Strafe nicht entgehen könne. Er lächelte wehmüthig. „Lebensgefährlich?“ sagte er matt. „Ich weiß, daß ich sterben muß. Ich fühle es. So will ich's denn unter den Meinen, in Ihrer Nähe! Sie, Graf, denken Sie an Ihre eigene Sicherheit. Mein Tod überzeugt mich nicht von der Wahrheit Ihrer Worte. Ein anderer Rächer wird aufstehen gegen Sie! O der Glückliche“, fuhr er tief seufzend fort, „er allein soll alles für sie thun, denn sie liebt ihn!“

Der Graf erwiderte finster: „Sprechen Sie anders, Herr von Waldau, Sie sind ein Sterbender, ich kann es Ihnen nicht mehr beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen.“ — „Wie dem auch sei“, antwortete Waldau schwach, „meinen Tod verzeihe ich Ihnen von Herzen; nicht aber, daß Sie sie hassen konnten!“

Darauf wiederholte er, daß er in die Stadt wolle, und drang in den Grafen, für seine Sicherheit zu sorgen. Er hielt den Mann einer harten Strafe würdig, aber er wollte nicht, daß er sie seinetwegen

erleide, wie gerade die Beſten lieber edelmüthig ſind als gerecht.

Albertine war zu einer kranken Freundin gegangen, und ſtand eben, während dieſe mit dem Arzt ſprach, traurig am Fenſter, als ein Reiſewagen dumpf und langſam vorüberrollte. Ein Blick und ſie erkannte Georg, bleich, kraftlos, und in Kiſſen gehüllt. Erſchrocken fuhr ſie zurück und indem ſie ſich wendete, hörte ſie den Doctor leiſe ſagen: „Wiſſen Sie wol, daß ſich Wadau geſtern mit Hagen geſchoſſen? der Horneck wegen. Es wird Aufſehen machen. Ich bin unruhig zu erfahren, wie es abgelaufen.“ — „Heiliger Gott!“ rief Albertine entſetzt, „ich, ich weiß es, für mich! Was ſagen Sie! Für mich ſtirbt er!“ Die Kranke fuhr zuſammen, der Arzt war äußerſt beſtürzt.

„Wer ſagt Ihnen, daß er ſtirbt?“ unterbrach er ſie; „eine Streifwunde, die in ein paar Wochen heilt.“ — „O“, ſagte ſie jammernd, „habe ich nicht ſeine geiſterbleichen Wangen geſehen, das gebrochene Auge, den ſterbenden Blick, der mir zurief: Elende, du biſt meine Mörderin“ — Der Arzt ſah ſie verwirrt an. Er glaubte, ſe rede im Fieber, und bat ſie liebreich zu ſich

zu kommen. Indem aber trat ein Dienstmädchen herein, und bat, der Doctor möchte gleich zu Waldaus kommen, der junge Herr sei eben sterbenskrank angekommen. Er starrte Albertinen an, wie eine Seherin, und ging rasch aus dem Zimmer. Die Unglückliche folgte ihm. „Nehmen Sie mich mit", flehte sie, „o nehmen Sie mich mit! Ich will ihn bitten, mich nicht im Tode zu hassen, ich will die Mutter beschwören, mir nicht zu fluchen!"

Aber sogleich fuhr sie wieder vor ihrem Vorsatz zurück. „Ich ihn sehen!" rief sie; „mein Anblick würde ihn tödten. Retten Sie ihn, o retten Sie ihn!" seufzte sie noch, als der gute Doctor längst fort war

Man brachte sie endlich in ihrem Wagen nach Hause, wo sie einen Tag voll Qual zubrachte. Eichen wollte sie durchaus nicht sehen, obwol er mehrere mal kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Den Abend erschien der Arzt endlich, sie hatte alle halben Stunden zu ihm geschickt; zu Waldaus selbst Boten zu senden, getraute sie sich nicht. Er bemühte sich sie aufzurichten, aber seine eigene Niedergeschlagenheit raubte ihr den letzten Rest von Hoffnung. Die Nacht schlich ihr dahin wie einer Verbrecherin, und bleich, thränenlos saß

ſie am frühen Morgen, vor ſich hinſtarrend da, als ſich leiſe die Thür öffnete und Mariane, Georg's älteſte Schweſter, mit rothgeweinten Augen hereintrat. Albertine fuhr empor. „Was wollen Sie", rief ſie entſetzt, „kommen Sie mich zur Rede zu ſtellen?" — „Ich komme", erwiderte jene weinend, „Sie um die letzte Gefälligkeit für einen Sterbenden zu erſuchen. Mein armer Bruder ſehnt ſich, Sie noch einmal zu ſehen. Er kann nicht ſterben ohne das, ſagt er. Enden Sie ſein Leiden! Wollen Sie?" — „Ob ich will?" ſprach Albertine bebend. „O du Engel der Barmherzigkeit, kommſt du, mich emporzuheben aus dem Staube?" — „So kommen Sie", ſagte das Fräulein, „ehe es zu ſpät iſt." — „Zu ſpät, Gott, was ſagſt du! Komm, komm", rief Albertine und ſtürzte zur Thür hinaus, über die Straße, daß Mariane ihr kaum folgen konnte. Als ſie aber das Trauerhaus betrat, brach ihre Kraft. Sie mußte ſich niederſetzen auf die Stufen und ſo inniglich weinen, daß das Fräulein voll Angſt ihre Mutter rief.

Die Präſidentin kam und hob ſie ſanft auf. „Gott", rief Albertine, „Sie haſſen mich nicht?" — „Sollt' ich Sie haſſen, weil mein bedauernswerther Sohn ſie liebt?"

antwortete sie sanft. — „Himmlische Güte!“ seufzte die Weinende. — „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind“, fuhr jene fort, „fassen, sammeln Sie sich jetzt, daß Ihr Anblick ihn nicht mehr erschrecke als erfreue!“ Damit führte sie die Zitternde in ein verhängtes Gemach und bedeutete sie in einiger Entfernung stehen zu bleiben.

„Georg“, sagte sie, an das Krankenbett tretend, „Albertine ist gekommen. Wünschest du noch sie zu sehen?“ — „O wo ist sie?“ fragte er mit matter Stimme. Die Präsidentin winkte ihr. Sie stand bebend, die schönen Wangen mit heißen Thränen benetzt vor ihm, als er halb bewußtlos noch immer fragte: „Wo ist sie? Ich sehe sie nicht. Verschmäht sie es zu mir zu kommen? Zürnt sie mit mir, daß ich dem Geliebten ihres Herzens vorgriff?“ — Albertine beugte sich dicht zu ihm nieder und sah ihm schmerzlich in das halberloschene Auge. Plötzlich erkannte er sie, riß sich gewaltsam empor, und schlug den Arm um ihren Leib. Fest, inbrünstig, drückte er sie an das immer matter schlagende Herz, küßte die Weinende heftig, bis die Kraft brach und er in eine tiefe Ohnmacht sank.

Als er erwachte und die Geliebte an seinem Lager

ſitzen ſah, ſagte er: „Wie iſt mir? Ich habe nicht geträumt! Sie ſind es wirklich! Ich habe Sie in dieſen Armen gehalten! O, es iſt grauſam, mich im Tode die ganze Süßigkeit des Lebens kennen zu lehren! O, ſehr grauſam", fügte er, tief aufſeufzend hinzu. „Sie weinen, Albertine?" fuhr er ſanft fort, als er ſie umſonſt nach Worten ringen ſah. „So iſt es, ach! mein trauriges Los, Sie zu betrüben? Es iſt gütig, daß Sie gekommen ſind; o bleiben Sie bei mir, ich bitte Sie, Eſchen kann Ihnen nicht zürnen, daß Sie einem Sterbenden den letzten Troſt nicht verweigert." — „Georg", hob Albertine an, und ein unendlicher Schmerz riß durch ihre Bruſt, „Sie wiſſen nicht, wie tief mein Herz verwundet iſt! Als eine rettungslos Unglückliche laſſen Sie mich zurück. O ſagen Sie mir, ſagen Sie mir, daß Sie mir vergeben." — „Ich Ihnen vergeben", rief Waldau, „Engel des Himmels!" — „O", fuhr ſie jammernd fort, „Ihr Herz, rein und groß, ahnt nicht, welch eine Schuld auf meiner gedrückten Seele laſtet. Hören Sie mich!" — Aber er unterbrach ſie mit krankhafter Haſt: „Still, ſtill, halten Sie ein! Rauben Sie mir nicht das ſüße Bild, das mich beglückt!" — Schwei-

gend ſank ſie zurück und verbarg ihr bleiches Geſicht mit beiden Händen.

Darauf fing er an gefaßter von ſeinem Tode zu reden, dankte Aeltern und Schweſtern liebevoll und bat ſie um Verzeihung für den Kummer, den er ihnen bereitet. Als ſie ihm weinend ihren Segen gaben, fuhr Albertine plötzlich empor: „O mein Freund“, rief ſie, „für mich flehen Sie um Vergebung! Thun Sie mir dieſen letzten Liebesdienſt. Bitten Sie Ihre Aeltern, Ihre Schweſtern, daß ſie Ihrer Mörderin nicht fluchen ſollen!“ — „Sie werden Sie lieben, meine Albertine!“ ſagte er mit brechender Stimme. „O meine Aeltern, vergönnt mir den Troſt, nennt ſie eure Tochter, daß noch einmal ein Strahl in die Nacht falle, die ſchon mich umdunkelt.“ — Albertine warf ſich zu den Füßen des Greiſes, der troſtlos am Sterbebette des einzigen Sohnes ſtand. Er hob ſie auf, führte ſie zu ſeiner Gattin; ſie nannten ſie weinend ihre Tochter, weil er es wünſchte, vergaben ihr, und ſegneten ſie. Er ſah es mit dem Lächeln eines Verklärten, faßte nach Albertinens Hand, drückte ſie mit letzter Kraft und verſchied in den Armen ſeiner Mutter.

Acht Tage lang ſchloß die Unglückliche ſich ein, nur für Waldaus ſichtbar, unvermögend Eſchen zu ſprechen. Dieſer war unterdeſſen zu dem Beſitz jener Stelle gelangt und rüſtete alles zur Hochzeit und Abreiſe. Vorher aber hatte er ſich entſchloſſen, ſeine Braut zu rächen, denn er ſah, wie ſehr die Welt es ihm verdachte, daß er dies Geſchäft einem andern überlaſſen. Albertine hörte davon und ſchrieb ihm, daß ſie von ihren Forderungen abſtehe, ja ſie bat ihn, als um eine Gefälligkeit, es zu unterlaſſen. Er antwortete ihr, wo die Ehre gebiete, müſſe jede andere Stimme ſchweigen.

Er ſchickte demnach dem Grafen, der ſich in einem benachbarten Badeorte aufhielt, eine ſchriftliche Ausforderung und beſchied ihn nach jenem Grenzdorfe. Der Graf, obwol in einen neuen Liebeshandel verwickelt, ſäumte nicht ſich einzuſtellen. Beide ſchonten einander; ſie verwundeten einander leicht. Der Graf reiſte darauf nach dem Bade zurück; nur intereſſanter durch die neue Wunde, beſiegte er die Schöne völlig, und einige andere beiher. Eſchen begab ſich nach der Reſidenz. Er fuhr, den Arm in der Binde, zu Albertinen, die ihn nach langer Zeit zum erſten male annahm. Sie empfing

ihn mit ruhigem Anstand, ohne seine Wunde eines Blickes zu würdigen. Gelassen hörte sie ihn an, als er sie mit zärtlichen Worten bat, den Hochzeitstag zu bestimmen, und antwortete nach einer geringen Pause: „Herr von Eschen, ich bin Ihnen meine Hand schuldig und denke mein Wort zu halten, wenn Sie nicht selbst so edelmüthig sind, mich dessen zu entbinden. Hören Sie mich ohne Unterbrechung an!“ — Darauf enthüllte sie ihm alles, was bisher in ihrer Brust vorgegangen, so wie sie es während ihrer Einsamkeit unter heißen Thränen hatte verstehen lernen. „Sie sehen“, fügte sie hinzu, „ich habe Sie nie geliebt. Ich weiß, daß auch Sie mich nicht lieben. Wollen Sie nach dieser Erklärung mich noch zur Gattin, so reden Sie!“

Eschen hatte mehrere male umsonst versucht sie zu unterbrechen. Was sie ihm sagte, war ihm keineswegs ganz neu. Schon lange im Innersten gegen sie erbittert, war er doch gesonnen, eine so reiche, schöne und geistvolle Frau nicht fahren zu lassen. Er schwor ihr die Uneigennützigkeit seiner Liebe, nannte Zufall, was sie Schicksal nannte, und ließ nichts unversucht sie zu bewegen. Als sie ungerührt blieb, mahnte er sie endlich finster an ihr gegebenes Wort.

„Gut", ſagte ſie, „übermorgen ſei unſer Hochzeitstag. Ich will nicht eine neue Schuld auf meine Seele laden, indem ich ein feierlich gegebenes Verſprechen eigenmächtig breche. Meine Hand ſoll Ihnen gehören, auch ein Theil meines Vermögens. Sie wollten nie mehr. Keine Geſetze der Erde können mich zwingen, Ihnen mein Herz zu übergeben, der Sie nie eins für mich hatten. Aber fürchten Sie nicht, daß Ihre Gemahlin es einem andern Lebenden zuwenden werde; ach! es liegt in einer tiefen Gruft verſenkt und ſoll dort ewig liegen. Ein Schatten wird Ihren Neid nicht reizen. Den Tag nach der Hochzeit trennen wir uns. Keine Einwendung! Ich bin feſt entſchloſſen. Folgen Sie Ihrem Beruf, ich will dem meinen folgen, und in tiefer Einſamkeit danach ringen, den Willen des Himmels verſtehen zu lernen."

Eſchen verſchwendete Vorſtellungen, Bitten und Vorwürfe an ſie: ſie blieb unerſchütterlich. Endlich verließ er ſie, in der Hoffnung, daß die Zeit ihre Stimmung ändern werde. Sie aber ſetzte ſich an den Schreibtiſch, entdeckte Marien alles und fügte die traurigen Worte hinzu:

„Wollen Sie, meine Marie, noch einmal die Unglückliche bei ſich aufnehmen, die auf der ganzen wei-

ten Erde niemand hat als Sie? O, verſtoßen Sie mich nicht, ſtrafen Sie mich nicht, mir mein einziges Gut, Ihre Liebe entziehend. Das Schickſal hat mich ſchon genug geſtraft. Es ſchien mir einen Augenblick wohl zu wollen, es ſtattete mich reichlich aus; wozu nun alle dieſe Reichthümer, dieſe Blüte der Jugend, dieſe Talente? Können ſie mir meinen köſtlichſten Schatz, den Frieden meiner Seele wiedergeben, um den ein einziger Fehltritt, ein einziger Schritt über die Schranken der Wahrheit, ein einziges Vergeſſen der Duldſamkeit, des harten Loſes unſers Geſchlechts, mich gebracht?

„Eichen hat mich nie geliebt; er wollte meinen Reichthum und nahm die geringen Reize, die ich etwa beſitze, als eine nicht unwillkommene Zugabe mit in den Kauf. Ich zürne ihm nicht darum. Auch ich habe ihn getäuſcht, indem ich mich ſelbſt betrog. Auch ich habe ihn nie geliebt. Nicht aus Neigung zog ich ihn Waldau vor, nur weil ſein feiges Zaudern meinem Plane behülflich war. Ich bin aus einem furchtbaren Traume erwacht. Endlich verſtehe ich mein Herz. Nicht daß es Hagen liebte, war ſein Verbrechen. In der Liebe gibt es keine Wahl, und es ergriff ein kräftiges

Mittel ſich zu beſiegen. Aber daß es in ſeiner grenzenloſen Eigenſucht ſo befangen war, daß es nur ſich ſelbſt ſah und hörte, daß es alles andere nur zu Werkzeugen gebrauchte, das iſt's, deſſen klage ich mich an!

„O nehmen Sie mich bei ſich auf! Laſſen Sie mich eine Welt fliehen, wo es das traurige Los der Schwäche iſt, ſich und die treue Liebe ins Verderben zu ziehen, wo der Eigennutz ſiegt und das Laſter triumphirt. «O, die Rache des Schickſals iſt fürchterlich!»"

Verfehlte Bestimmung.

1820.

O das iſt es eben, das iſt ja eben der Jammer des Lebens, daß ſo manche edle Menſchen ihr Herz verſchenken müſſen an Mittelmäßige, weil gerade kein Anderer da iſt; und das einzige rechte Leiden der Welt iſt der Raum, ſind die gedehnten ſtarren Meilen, die zwiſchen denen liegen, die allein zuſammengehören.

Fr. Horn.

Malwine, die Tochter eines berühmten deutſchen Gelehrten, war 24 Jahre alt geworden, ohne auch nur einen Anflug deſſen kennen gelernt zu haben, was man gemeiniglich ausſchließlich unter dem Namen Liebe verſteht. Ihre Neigungen waren zwiſchen einem zärtlichen Vater, einem kleinen Kreis trefflicher Freunde und zwiſchen edeln Beſchäftigungen getheilt, und ſie empfand oder ſchien wenigſtens keine Spur von der Leere zu empfinden, welche die Zufriedenheit, auch der Beſſern ihres Geſchlechts, gewöhnlich zu ſtören pflegt, wenn ſie über die Zwanzig hinaus ſind und ihr Schickſal ſich noch nicht fixirt hat. Eine heitere Be-

ſonnenheit, wahrhafte Geiſtesbildung, gefällige Feinheit im Umgange und ein warmes, treues Herz hatten ihr die Achtung und Liebe aller, die ſie näher kannten, und nicht ſelten auch die Auszeichnung von Fremden erworben. So ſchien ihr Herz befriedigt und ihr Blick in die Zukunft mehr ihren Freunden gewidmet zu ſein als ihrem eigenen Glücke.

In einer ſolchen Seelenſtimmung war ſie, als ihr Vater, der ſeit einiger Zeit kränkelte, dem Rathe des Arztes folgend, mit ihr nach einem beliebten Badeorte Schleſiens reiſte. Eine zahlreiche Geſellſchaft war hier ſchon eine Zeit lang verſammelt; da kündigte das Gerücht einen jungen Grafen an, der zu einem der erſten Häuſer der polniſchen Provinzen gehörte. Das Glück, hieß es, habe ihn zum Liebling erkoren und ihn mit allen Gaben ausgeſtattet, die Menſchen liebenswerth machen. Einige ältere Damen, welche ihn in Berlin geſehen, meinten, er ſei ein Urbild von männlicher Schönheit; ihre Töchter rühmten ihn als den beſten Tänzer und erzählten Wunderdinge von ſeiner Bravour. Mehrere Tage lang ward von nichts als von ihm geſprochen, noch mehr aber an ihn gedacht, ja

einigen zärtlichen Müttern ſoll er ſogar im Traume erſchienen ſein.

Als er nun endlich ſelbſt in den Saal trat, wo die Geſellſchaft zum Frühſtück verſammelt war, flogen ihm ſo viele Blicke entgegen, daß Malwine und einige andere beſcheidene Mädchen erröthend die ihrigen wegwendeten und, einen kleinen Kreis bildend, ein gleichgültiges Geſpräch anfingen. Malwine ſcheute dieſe männlichen Schoskinder des Glücks und hegte die Ueberzeugung, daß der gefeiertſte Mann auch der eitelſte ſei. Dieſer Graf indeſſen ſchien ihre Erfahrungen widerlegen zu wollen; denn als er mit der ſüßeſten und wohllautendſten Stimme, die ſie je gehört, zu ſprechen anhob, konnte ſie nicht umhin, aufzuſehen, und nachdem ſie ihn eine Weile aus der Ferne beobachtet, mußte ſie geſtehen, daß er ebenſo beſcheiden ſcheine, als er ſchön ſei. Er war den ihm bekannten Damen zugeführt und bald in ein neckendes Geſpräch verwickelt. Ein alter Cavalier, der ſich manchen unzarten Scherz zu erlauben pflegte, miſchte ſich hinein und bot ſich dem Ankömmling lachend zum Secundanten an, indem er hinzuſetzte: „Es werde ohne

Zweikampf nicht abgehen, denn wenn ſchon ſein bloßer Ruf ſolchen Rumor in den Damenherzen gemacht, ſo würde gar ſeine Erſcheinung alle Ehemänner in Bewegung bringen.“ Die Verlegenheit, in welche dieſe unbeſcheidenen Worte den jungen Mann ſetzten, kleidete ihn ungemein; Malwine betrachtete ihn mit Wohlgefallen, aber indem ſie im Kreiſe umherſah, glaubte ſie auf den Geſichtern ſo vieler zu bemerken, daß ein und derſelbe Gegenſtand die Phantaſie aller beſchäftige, daß ſie ſich unmuthig wegwendete, verletzt von dieſer übertriebenen Erregbarkeit ihres Geſchlechts. Sie nahte ſich dem alten Landrathe, der mit ihr zugleich aus ihrer fernen Heimat gekommen; einem liebenswürdigen gebildeten Greiſe, welcher ſich gar gern mit ihr zu unterhalten pflegte und jetzt leſend in einer Ecke ſaß. Ueber ſeine Schulter gelehnt, fragte ſie ihn freundlich: ob auch für ſie etwas darin ſtände? — „Nichts, mein Töchterchen“, antwortete der Alte, indem er unmuthig das Buch auf den Tiſch warf: „Sie ſind mir zu gut für dieſen abgeſchmackten Ritterſpuk, dieſe Phantaſterei, die ſich Poeſie nennt, Sie, die Sie die wahre in Ihrem jungfräulichen Herzen tragen!“

Malwine ergriff lächelnd das Buch, und ohne nach Titel und Verfaſſer zu ſehen, erkannte ſie, als ſie, es aufſchlagend, einige wenige Verſe geleſen, einen ihrer Lieblingsdichter an ſeinen Vorzügen und Mängeln. „Ei, ei! mein werther Freund“, ſagte ſie: „ſchelten Sie mir nicht dieſe ſüße Mahnung an ein Zeitalter, das uns Frauen vor allen andern theuer ſein muß, denn ſo hat kein anderes uns und die Liebe geehrt.“

„Die Liebe?“ erwiderte der Landrath; „die Galanterie, wollen Sie ſagen.“

„Sie ſind Schweſtern“, entgegnete Malwine, „die ſich nimmer trennen ſollten, und die Ehemänner irren ſehr, die eine ſo ſchnell zu verabſchieden.“

„Kind“, verſetzte der Landrath, „glauben Sie mir, wo wahre Liebe iſt, hält es die Galanterie von ſelbſt nicht lange aus. Auch ich, ſo zuſammengefallen ſie mich jetzt ſehen, bin einmal ein ſtraffer junger Kerl geweſen, der den Damen die Sonnenſchirme nachtrug, vor jedem Fenſter, aus dem ein weiß und roth Geſichtchen gaffte, ſein Pferd zu kunſtreichen Sprüngen ſtachelte, ſich für drei oder vier ſchoß und mit zierlichen Redensarten ſtets bei der Hand war.

Bei alledem hatte ich den gesündesten Appetit, einen wahren Siebenschläferschlaf und den regelmäßigsten Pulsschlag von der Welt. Aber als nun meine Stunde kam, da wußte ich keins mehr von allen meinen schönen Worten; von ferne stand ich, ganz Auge, ganz Ohr, jedoch mit gelähmten Gliedern, denn begehrte sie was, so sprang, ehe ich zur Besinnung kam, irgendein galanter Thor zu und schnappte mir ihren Dank weg; unter ihren Fenstern schlich ich mich weg, wie ein armer Sünder, und begegnete ich ihr, so war mir der Hut wie auf dem Kopfe festgenagelt. Mein Blut hätte ich mit tausend Freuden für sie verspritzt, aber sie auf die Zungen der Leute zu bringen, weil sie einem andern einen Tanz zugesagt, das fiel mir nicht mehr ein.

„Als ich mir endlich einmal ein Herz gefaßt hatte und das kühne Wort: Ich liebe dich! heraus war, da hätte ich sie um alles nicht mehr meine Gnädige nennen können; nichts anderes kam über meine Lippen als: mein Herz, mein Mädchen, mein Engel. Da haben Sie die Liebe und die Galanterie!“

Malwine lächelte über die Wärme des alten Mannes.

„Ei", ſagte ſie, „wir wollen aber nicht allein geliebt, wir wollen auch geehrt ſein. Uebrigens thun Sie Unrecht, mit Waffen zu kämpfen, mit denen ich mich nicht vertheidigen kann, indem Sie ſich auf eigene Erfahrungen berufen!" Dies ſagte ſie ablenkend und ſpielte darauf mit einer Geſchicklichkeit, die ihr eigen war, das Geſpräch wieder in das Allgemeine über. Sie liebte das Mittelalter als ein weites Feld für die Poeſie und vertheidigte es mit allem, was ein dichteriſches Gemüth und ein Frauenzimmer für daſſelbe ſagen kann, den politiſchen Gegengründen des Landraths ſtets mit gewandtem Scherz ausweichend.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſprach, hatte nach und nach einen Kreis von Zuhörern um ſie verſammelt. Als ſie es bemerkte, ſah ſie mit einer Verlegenheit umher, die ihr ungemein gut ſtand. Ihr Blick traf auf den jungen Fremden, deſſen Augen mit dem wohlgefälligſten Ausdruck auf ihr ruhten. Erröthend wendete ſie ſich ab und fing an, ihrem Gegner unvollſtändige Antworten zu geben. Sie half ſich, indem ſie aufſtand, es unverzeihlich fand, das ſchöne Wetter aus dem Fenſter anzuſehen, und einen der

Umſtehenden, der als ein galanter Mann bekannt war, beauftragte, ihre Sache zu führen. Im Fortgehen ſtreifte ſie dicht an dem Grafen hin, und ohne ſich nach ihm umzuſehen, fühlte ſie, daß ſeine Blicke ihr folgten. Sie ſchlug einer jungen Dame einen Spaziergang vor und ging an ihrer Seite aus dem Saal. In der Thür ſah ſie ſich noch einmal um und ihr Blick traf abermals den des Grafen. Beſchämt und verwirrt ging ſie die Allee hinunter; in dem unbehaglichen Bewußtſein, daß manche misbilligende Bemerkung hinter ihr hergeſchickt werde (wie kein Frauenzimmer, das in gemiſchtern Geſellſchaften entſchiedene Anſichten ausſpricht, ihnen entgehen kann), ergriff ſie eine Art Wehmuth, und es that ihr wohl, daß doch Einer ſie lieberoll angeblickt. —

Als ſie das gemeinſchaftliche Mittagsmahl wieder zur Geſellſchaft führte, hatte ſie dieſen Einen längſt vergeſſen. Sie ſaß entfernt von ihm, und der Landrath, ihr Nachbar, gab ſich vergebliche Mühe, den Faden des vorigen Geſprächs wieder anzuknüpfen. Eine mädchenhafte Scheu hielt ſie ab, über die Liebe zu ſprechen; ſie glaubte im Innerſten des Herzens zu

empfinden, was ſie ſei, obwol ſie 24 Jahre alt geworden war, ohne ſie kennen gelernt zu haben.

Mancher hatte ſie zu heirathen gewünſcht, mehrere hatten ihr den Hof gemacht, aber ſie behauptete immer, geliebt habe ſie noch keiner. Ihr Vater, ihre Freunde warfen ihr vor, ſie verlange zu viel; die Romane, die ſie in früher Jugend geleſen, hätten die Anſprüche, zu denen ſie ihr eigener Werth berechtigte, zu einer ungeziemenden Höhe geſteigert. Und gewiſſermaßen mochten ſie recht haben. Ueberhaupt, will man die Phantaſie junger empfindender Mädchen auf eine unſchädliche Weiſe nähren, ſo gebe man ihnen Zaubermärchen, Feengedichte, aber man bewahre ſie vor Romanen, man hüte ſie vor der Vorſtellung eines Glücks, deren Realiſirung durch Natur und Verhältniſſe nur unwahrſcheinlich, nicht unmöglich gemacht iſt. Daß unter jenem Schäfer kein verzauberter Prinz verborgen, wird kein junges Herz unglücklich machen, wohl aber, daß unter alle den glatten, kalten und ſelbſtſüchtigen Herren kein Werther zu finden. Die Wirklichkeit wird durch dieſe ſüße Nahrung der Phantaſie immer ſchaler und enger, und da die Gegenwart

der Einbildungskraft den geringsten Spielraum läßt, so fängt diese an, sich, verschnell, deste mehr mit der Zukunft zu beschäftigen, und das Herz erwartet von dieser, was das Jetzt immer zu verweigern scheint. Darüber vergeht ein Jahr nach dem andern, und manches treffliche Mädchen geht dem Wirkungskreise verloren, für den die Natur selbst sie bestimmt zu haben schien.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft, um Abends beim Ball sich wieder zu versammeln. Malwine liebte den Tanz nicht; vielleicht, wie ja die Eitelkeit auch über die Verständigsten eine gewisse Macht ausübt, würde er ihr mehr gegolten haben, wenn er sie so glänzend gezeigt hätte, als ihre Gespräche; aber Malwine war nicht schön. Zwar machte ihre schlanke hohe Gestalt und der herrliche Anstand ihrer Bewegungen auf jeden, der sie sah, den angenehmsten Eindruck, aber ihr Gesicht konnte, wenn nicht irgendein Affect, eine Gemüthsbewegung es verschönte, für unbedeutend gelten. Ihre Augen waren groß und sprechend, ihre Farbe blühend, ihre Zähne hörte sie häufig mit zwei Perlenschnuren vergleichen; aber ihre Züge waren

unregelmäßig, ihre Stirn war offenbar zu breit, und wenn ſie ſich langweilte, was häufig in größern Cirkeln der Fall war, verlor ſich jeder Reiz ihres Geſichts. Dagegen war es eine Luſt, ſie zu beobachten, wenn ein lebhaftes Geſpräch ſie beſchäftigte, oder wenn ihr Herz ſich einer zärtlichen Empfindung überließ, oder wenn ſie, in Nachdenken vertieft, einſam daſaß: dann war ihr Geſicht der wahrhafteſte Spiegel der ſchönſten und größten Seele.

So kam es, daß Malwine in kleinen Kreiſen unendlich viel, in großen ziemlich wenig galt. Als ſie zuerſt in die Welt trat, hatte ſie mit Befremden oft Frauenzimmer ſich vorgezogen geſehen, die ſie in jeder Hinſicht unter ſich ſetzen durfte. Ein ſtolzer Sinn irrt häufig darin, daß er die Anerkennung ſeiner Rechte von andern zu ungeſtüm fordert. Zwar hält er ſich wohl der Ehre für zu geſichert, als daß er nicht diejenigen, die ſie ihm verweigern, verachten ſollte; aber es gibt doch Verhältniſſe, die dieſes Selbſtbewußtſein zerſtören können, und dann entſteht leicht eine gewiſſe verderbliche Bitterkeit, ein Gemiſch von Haß und Verachtung, Gefühle, die den, der ſie in ſeiner Bruſt mit

ſich herumträgt, am meiſten quälen. Malwinens guter Verſtand und ihre natürliche Sanftmuth ſchützten ſie von jeher davor, und wenn ſie auch in jüngern Jahren bisweilen ein Verkennen ihrer Vorzüge übel empfand, ſo ließ jetzt ihre Billigkeit und das ſich immer tiefer einwurzelnde Bewußtſein ihres Werthes keine Empfindlichkeit in ihr aufkommen.

Malwine entſchloß ſich heute erſt ſpät auf den Ball zu gehen. Der Morgenſpaziergang hatte ſie abgeſpannt, da indeß ihr Vater ſie ſelbſt dazu aufforderte, kleidete ſie ſich ſchnell, was ihr einige Mühe koſtete, indem ſie ſich immer mit viel Sorgfalt anzuziehen pflegte, und trat an ſeiner Seite in den Saal. Mit Verwunderung bemerkte ſie, daß der Tanz noch nicht angefangen; die jüngern Herren gingen noch von den Damen geſondert auf und nieder, flüſternd, lachend, mit Gläſern bewaffnet und ein beſcheidenes Gefühl ihrer heutigen Wichtigkeit nicht verleugnend. An den Wänden umher ſah Malwine die jungen Damen in höchſter Spannung ſitzen; ſie konnte ſich die Verzögerung nicht erklären, bis jemand hinzutrat und erzählte, der junge Graf ſei vom Ceremonienmeiſter aufgefordert,

den Ball zu eröffnen, und habe um einen geringen Aufſchub erſucht. Malwine ſtrengte ſich einige Minuten lang vergebens an, mit ihren Nachbarinnen ein Geſpräch anzuknüpfen; ſie gaben ihr einſilbige und verworrene Antworten, und ihre hochrothen Wangen und ſtarren Augen verriethen noch deutlicher, daß ihre abweſenden Geiſter mit den zu erwartenden Freuden beſchäftigt ſeien. Malwine hatte nicht Zeit, hierüber eine ſpöttiſche Bemerkung zu machen, denn der Graf, deſſen Eile zu erkennen gab, daß er ſie geſucht, trat auf ſie zu, und bat ſie um die Ehre des Tanzes. Sie war überraſcht, ſeine Wahl auf ſich fallen zu ſehen, da ſie ihm unbekannt, nicht die Schönſte und bei weitem nicht die Vornehmſte im Saale war. Im Tanz unterhielt er ſie auf eine leichte und anmuthige Weiſe. Was er ſagte, war eben nicht geiſtreich, obwol diejenigen, welche, ihn aus der Ferne beobachtend, ihn nur ſprechen ſahen oder oberflächlich urtheilend hinhörten, es leicht glauben konnten, denn er begleitete jedes Wort mit jenen ausdrucksvollen Bewegungen und graziöſen Mienen, die bei dem Adel ſeiner Nation dieſe Art von Täuſchung ſo häufig machen.

Malwine dagegen erkannte einen nicht ungebildeten, wohlerzogenen jungen Cavalier in ihm, der die Welt gesehen und dieselbe mit freundlicher Gesinnung betrachtete. Seine Aussprache verrieth den Ausländer wenig, denn er hatte einen Theil seiner Jugend in Berlin zugebracht: ein Umstand, der ihn Malwinen empfahl, welche die seltsame Liebhaberei ihrer Landsmänninnen für fremdartige Dialekte nicht theilte. Als der Walzer geendigt war, bat er sie noch einmal um einen Tanz, stellte sich, als sie schon versagt war, hinter sie, und tanzte den ganzen Abend nicht mehr. —

Dies auffallende Betragen fing an Malwinen zu ängstigen. Sie wußte, wie vieler Erwartungen er täuschte, und begriff nicht, warum er gerade sie zum Gegenstande seiner Huldigungen machte. Als sie den Ball verließ, bot er sich ihr bescheiden zum Führer an, da sie aber die Blicke der Umstehenden auf sich gerichtet sah, dankte sie ihm höflich, und sagte, sie hätte einen Begleiter in ihrem Vater. Seine Bestürzung verrieth deutlich, wie wenig er abschlägige Antworten gewohnt war. Er verbeugte sich schweigend und entfernte sich schnell. „Wie eitel, wie verzogen er

ist", dachte Malwine beim Auskleiden; „gewiß, er ist ein Mann wie alle andern, und wir werden es bald erleben, diesen Phönix in einen gewöhnlichen Haushahn verwandelt zu sehen." Sie schlief ein, ohne mehr an ihn zu denken, träumte von einer entfernten Freundin, und der darauf folgende Morgen wäre wahrscheinlich vergangen, ohne daß ihr sein Bild ein einziges mal erschienen, wenn nicht der Hufschlag eines Pferdes sie an das Fenster gezogen. Sie sah den Grafen Arthur, der hinaufgrüßte, dankte und wollte zurücktreten; indem sie aber bemerkte, daß er das schöne, muthige und wohldressirte Pferd allerlei Künste machen ließ, schien es ihr hart, eine unschuldige Eitelkeit durch gänzliche Nichtbeachtung zu bestrafen. Sie blieb stehen, zum Theil auch durch das Wohlgefallen gehalten, mit dem alle Frauen der Uebung ritterlicher Geschicklichkeiten zusehen. Ein vollkommenerer Reiter, mußte sie bekennen, konnte nicht gesehen werden; sie sah die Vorübergehenden stehen bleiben und hörte sie in Ausruf der Bewunderung ausbrechen.

Plötzlich aber schien das ungestüme Thier den Reiter überwältigen zu wollen, indem es sich zu über-

schlagen drohte. Malwinen entfuhr ein leiser Schrei, der Graf bezwang das Roß schnell, dankte grüßend mit einem Blick, der von Anmuth und Freudigkeit strahlte, und sprengte davon. Malwine trat beschämt zurück; „der eitle Thor", sagte sie, indem ihr eine leise Stimme vorwarf, daß sie ihm Unrecht thue, „was wird er von mir denken?" Eine geheime Unruhe befiel sie, aber als sie an des Landraths Definition der Galanterie und an die Reiterkünste dachte, mußte sie lachen, und wie sie den Grafen beim Frühstück sah, sagte sie ihm mit der größten Unbefangenheit selbst, welche Angst er ihr eingeflößt; worauf er sie mit einer Stimme, die fast zärtlich war, um Verzeihung bat, und ihr versicherte, in keiner Gefahr gewesen zu sein. Malwine entzog ihm befremdet ihre Hand, welche er dabei ergriffen; jener schien aber ihre Blicke nicht bemerken zu wollen, fand bei Tische Mittel ihr Nachbar, beim nachherigen Spaziergange ihr Führer, und abends ihr Tänzer zu werden, kurz, er schien nur für sie da zu sein und alle übrigen kaum zu bemerken. Es konnte nicht fehlen, daß der weibliche Theil der Gesellschaft ihn dreist, rücksichtslos, ungezogen nannte,

daß die jungen Herren, die früher nicht ohne Neid alle schönen Augen auf ihn gerichtet gesehen, nun einige hämische Bemerkungen über die getäuschten Erwartungen machten, daß die Damen dies ihnen übel nahmen und dadurch eine Zeit lang ein gewisser Unmuth unter den jüngern Personen der Gesellschaft entstand.

Malwinen, die unverschuldet etwas davon empfinden mußte, fingen Arthur's Huldigungen immer mehr an zu ängstigen. Doch war sie unvermögend, sie abzuwehren, da sie mit solcher Bescheidenheit und Herzlichkeit dargebracht wurden, und er nichts zu begehren schien als Duldung. Auch hatte bald seine heitere Nähe einen unwiderstehlichen Reiz für sie gewonnen; er sagte ihr nicht, daß sie schön sei, aber seine Augen sagten es ihr deutlicher, als sein Mund es hätte aussprechen können. Ihr leisester Wunsch war ihm Befehl, und in den zartesten Aufmerksamkeiten schien er unermüdlich zu sein. Sie gewöhnte sich daran, ihn täglich bei ihrem Fenster vorbeireiten, ihn jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend als ihren Partner und sich die Königin jedes Festes zu sehen; und die Gesellschaft fand sich darein. Mit einiger Verwunderung

bemerkte sie, daß des Grafen Huldigungen ihr die vieler anderer jungen Elegants, die sonst kaum Notiz von ihr zu nehmen geschienen hatten, zuzogen. Sie sah sich plötzlich von einem Heer von Anbetern umringt, denn es bedarf nur der Aufmerksamkeit irgendeines Tonangebers in der Mode, um der ganzen eleganten Welt einen Gegenstand bemerkenswürdig zu machen.

Dies ist ein Umstand, der die Galanterie wesentlich von der Liebe unterscheidet. Die Liebe zieht einen Zauberkreis um die Erwählte, von dem sich Müßige fernhalten, und setzt sich gewissermaßen in alleinigen Besitz.

Malwine lernte es bald einsehen; sie verachtete den bunten Schwarm herzlich und verbarg es kaum, doch den Grafen konnte sie nicht umhin mit Auszeichnung zu behandeln. Was sie vorzüglich für ihn einnahm, war, sie konnte sich es nicht verhehlen, der schnelle Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Sie war gewohnt, sich als geistreich, geehrt, sich als liebenswerth gesucht zu sehen, aber auch die Klügste hört sich lieber schön als klug nennen. Ihr Betragen

hatte sehr viele gefesselt, ihr alleiniger Anblick noch keinen. Sie fing an, die Bälle, die Festlichkeiten weniger abgeschmackt, sie fing an, sie ergötzlich zu finden. Indessen war sie nicht jung und eitel genug, um sich dieser Schwäche lange zu überlassen. Gewohnt, sich von ihren Handlungen und Gefühlen Rechenschaft zu geben und sich selbst eine strenge Richterin zu sein, sagte sie eines Abends zu sich: „Ist es möglich? bin ich nach so treuen Bestrebungen nicht weiter vorwärts geschritten? bin ich so alt geworden, ohne mich der Herrschaft einer thörichten Eitelkeit entzogen zu haben? Oder will ich mich etwa bereden, ich liebe den Grafen? Lieben! einen Mann, der jünger ist als ich, der mir weit nachsteht an Geist und Einsicht, der keine meiner Neigungen theilt, von dem mich Natur und Verhältnisse so weit wie möglich getrennt? Wahr ist's, die Welt hat recht, ihn das Muster eines vollkommenen Cavaliers zu nennen: er weiß so viel als sich für seinen Stand gehört, in allen ritterlichen Künsten ist er ein Meister, und sein Geld verliert er im Spiele oder in Wetten als wären es Zahlpfennige; er ist liebenswürdig, großmüthig, brav; seine Leute beten ihn

an und seine Freunde ließen Blut und Leben für ihn. Er liebt mich und — ich bin ihm herzlich gut. Ich wollte, er wäre mein Bruder, aber eine Thorheit wär' es, wenn er mir mehr wäre. Er, ein Graf! Ich, eine Bürgerliche! — Nein!" fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile nachgesonnen, „ich liebe ihn nicht; wie anders war der Mann, der einst meine kindischen Träume füllte, vor dessen Geiste ich mich gern und willig beugte, der mir erschien wie ein Gott! — Aber, warum rufst du, Thörin, jenes Trugbild zurück, das sich so lange zwischen dich und die Welt gestellt? Schien es doch endlich der siegenden Vernunft gewichen zu sein!" Abermals versank sie in ein tiefes und thränenreiches Nachdenken. „Nein", rief sie dann noch einmal, „ich liebe ihn nicht! nun so soll mich denn auch keine Eitelkeit, keine empfindsame Schwäche mehr bewegen, von dem abzuweichen, was nach dieser Erkenntniß mir ziemt." —

Den andern Morgen mied sie das Fenster; das Herz klopfte ihr ein wenig, als sie ihn mehrere male vorüberreiten und ihn sich unter dem Fenster verweilen hörte. Sie blieb vom Frühstück weg, als sie

aber zur Mittagstafel ging und beim Eintreten in den Saal sein unruhiger und zärtlich forschender Blick sie traf, ward es ihr schwer, ihren Vorsatz, ihn fremder und gleichgültiger zu behandeln, auszuführen. Doch blieb sie sich mehrere Tage lang gleich; sie hörte seine Seufzer nicht, beantwortete seine Klagen mit Scherzen, und wußte sich oft geschickt seiner Nähe zu entziehen. Bald aber sah sie ihn sich einem lebhaften Schmerze hingeben und mit Schrecken entdeckte sie, daß ihre Kälte seine halbschlummernde Empfindung gänzlich geweckt, daß jedes Hinderniß diesen verzogenen Sohn des Glücks beharrlicher, jeder Widerstand ihn feuriger mache. Und je dringender er ward, je schwerer ward ihr ihre Gleichgültigkeit; denn wenn sie einen andern Mann unter diesen Umständen zudringlich, lästig, unerträglich genannt haben würde, so mußte sie sich bekennen, daß diesen Arthur sein leidenschaftlicher Ungestüm, sein durch keine Abweisung gebeugter Muth, seine Unverzagtheit liebenswürdig, unwiderstehlich machte. „Warum", sagte sie eines Abends zu sich selbst, „zwingst du dein Herz zu dieser Härte? Ist es wohlgethan, die einzige Hand zurückzuweisen, die Liebe nach

dir ausstreckt? und sollte diese allmächtige Empfindung nicht manches auszugleichen vermögend sein? Bist du so alt, daß du auf das Glück derselben verzichten sollst, und ist ein zufälliger Unterschied der Jahre wol wichtig genug, dir dieses Glück zu verleiden? Ist das Herz nicht ein unendlich köstlicheres Gut, als das anmaßende Ding, das sich Verstand nennt, und sein Schatzkästlein voll aufgehäufter, lückenhafter Kenntnisse? und die erbärmlichen Vorurtheile, die eine hohe Mauer zwischen seinem und meinem Stande aufgethürmt — wenn er selbst den Muth hat, sie niederzureißen?" —

Plötzlich aber kam ihr der Gedanke an den bekannten Stolz seines Hauses; er empörte ihr edles Herz und gab ihr den Muth, als Graf Arthur am folgenden Tage eine einsame Stunde zu einer abermaligen Erklärung benutzte, ihm zu sagen, er sei ihr werth, aber nie werde sie sich entschließen, sich in eine stolze Familie einzudrängen, denn sie würde es sich nicht vergeben können, sich Demüthigungen auszusetzen, die sie in seinen und ihren eigenen Augen entehren würden. Vergebens schwor er ihr, er sei Herr seines Schicksals, keinem seiner Verwandten wäre

er Rechenſchaft ſchuldig, ſeine Mutter liebe ihn zärtlichſt, — ſie hatte zu viel von dem Despotismus des Vorurtheils, von der Geſinnung ſeines Hauſes gehört, als daß ſie ihm hätte trauen ſollen.

Solche Unterredungen wiederholten ſich oft, Malwina bekam einen immer ſchwerern Stand und ſah endlich in der Flucht das einzige Rettungsmittel. Sie erſuchte ihren Vater um eine ſchleunige Abreiſe und verſchwieg ihm, der ihr beſter Freund war, ihre Bewegungsgründe nicht. Er billigte ihr Verfahren, verdammte eine ſolche Verbindung durchaus und erwog nicht blos den Unterſchied der Jahre und des Standes, der bedeutendſte ſchien ihm der zwiſchen ihrer beiderſeitigen Bildung zu ſein. „Eine Leidenſchaft", ſagte er, „für einen jungen Menſchen, den nur äußere Glücksgüter bemerkenswerth machen, würde ſich für deinen Verſtand wenig ziemen, und eine eheliche Verbindung mit ihm würde dem eigentlichen Weſen der Ehe, das, indem es dem Manne entſchiedene Vorrechte einräumt, auf eine gewiſſe geiſtige Ueberlegenheit deſſelben gegründet zu ſein ſcheint, widerſprechen." — Er fuhr fort, ihr dies mit lehr- und liebreichen Worten

anſchaulich zu machen und hörte ſich gern von ihr unterbrechen, indem ſie ausrief: „Sie haben recht, mein Vater! morgen, morgen laſſen Sie uns reiſen!“ Er ging, der Geſellſchaft die ſchnelle Abreiſe zu verkündigen. Sie packte unterdeſſen mit Haſt ihren Koffer und ging dann mit zitternden Schritten nach dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsſaale, ſich zu beurlauben. Man empfing ſie mit vielen Worten der Klage; Arthurn ſuchte ihr Blick vergebens; lange harrte ſie ſeiner, endlich ſagte eine ihrer Freundinnen ihr leiſe: „Der arme Graf! Der erträgt Ihre Abreiſe nicht. Als Ihr Vater vorhin das böſe Wort ausſprach, ſahen wir ihn todtenbleich werden, ſchnell zur Thüre hinausgehen, bald darauf ſein Pferd verführen und ihn mit wilder Hitze in den Forſt jagen.“ — Malwine hätte dem Freunde gern das letzte Lebewohl geſagt, doch erkannte ſie ſeine Abweſenheit als einen Fingerzeig der Vorſehung, daß ſie ihn nicht mehr ſehen ſolle.

Sie nahm von der Geſellſchaft einen freundlichen Abſchied, ſagte ihrem Vater gute Nacht und ging auf ihr Zimmer.

Kaum aber war ſie hier angelangt, als ſie den

Grafen bleich und athemlos zu sich eintreten sah, als sie sich eine Grausame, eine Herzlose nennen hörte, sich mit den Vorwürfen eines tobenden Herzens überschüttet sah und vergeblich verständige und liebreiche Vorstellungen anwendete, ihn zu beruhigen. Mitleid und eine süßere Stimme in ihrer Brust besiegten endlich ihre Vernunft: sein Flehen, seine Thränen, sein Toben nicht länger ertragend, gab sie ihm ihr Wort, unter der Bedingung, daß seine Mutter sich willig erkläre, sie als Tochter aufzunehmen, die Seinige zu werden. Nach dem ersten Ausbruche des Entzückens des Jünglings mußte er ihr eine genaue Darstellung seiner Verhältnisse versprechen, und mit bebendem Herzen hörte sie, daß er seit seiner Kindheit der Bräutigam seiner Cousine, der jungen Gräfin Franziska, sei, der Tochter seines väterlichen Oheims. Sein Großvater habe die Verbindung gewünscht, um sein Vermögen durch beide Enkel wieder vereinigt zu sehen, und die Mutter Franziska's, ein verschmitztes und ränkevolles Weib, habe mit allen Kräften ihres Einflusses und ihres intriguanten Geistes die Heirath begünstigt. Eine frühere unsinnige Verschwendung zwinge

sie, jetzt auf Sastawna, einem alten Schlesse in einer der ödesten Gegenden Polens, zu leben, was für ihren weltlichen Sinn eine Qual sein müsse. Von ihr fürchte er, sich die meisten Hindernisse in den Weg gelegt zu sehen, weniger von seiner Mutter, die zwar eine von Vorurtheilen befangene Frau sei, aber nur für sein Glück lebe.

Malwine hörte diese Nachrichten mit Zagen; sie wiederholte ihre Bedingung, der Graf nannte sie eine leichte und nahm in der sichern Hoffnung eines glücklichen Wiedersehens von ihr Abschied.

Den folgenden Morgen saß sie schweigend neben ihrem Vater im Reisewagen. „Ach!“ seufzte sie leise, „habe ich doch immer gehört, die Liebe beglücke und erhebe; warum denn fühle ich mich so tief niedergebeugt, so sorgenvoll und so klein?“ —

Als sie wieder an der fernen Ostsee in ihrer Heimat war, bemächtigte sich eine Unzufriedenheit ihrer Seele, welche die Vernunft vergeblich zu bemeistern suchte. Verwöhnt durch die Huldigungen eines flammenden Herzens, konnte es nicht fehlen, daß ihr die stille Achtung ihrer Freunde, auf welche sie sonst ein

beſcheidenes Glück gegründet, lau und unzulänglich erſchien. Vergebens ſuchte ſie auch diesmal, wie ſie es oft gethan, die ſehnende Stimme des Herzens durch eine raſtloſe Thätigkeit zu erſticken. Durch ein ſechswöchentliches zerſtreutes Leben dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entfremdet, ward es ihr ſchwer, ſich zurechtzufinden. Sie fing ein Buch an, hatte den folgenden Tag vergeſſen welches, griff nach einem andern und hatte es ſchon eine halbe Stunde lang aufgeſchlagen in der Hand, als ihr Vater zu ihr trat und ſie fragte, was ſie leſe? Wie ſie verwirrt und erröthend das Titelblatt aufſchlug, ſah der treffliche Mann ſie mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke an. Sie hätte vor Scham vergehen mögen, ſie zitterte vor der Nichtachtung dieſes tief verehrten Vaters, und der Gedanke, von ihm als ein armes verliebtes Ding bemitleidet zu werden, war ihr unerträglich. Ihr Stolz gab ihr Kräfte, ſich vollkommen zu faſſen, und als ſie des Abends mit ihrem Vater einen kleinen Cirkel beſuchte, der ſich wöchentlich zu einer gemeinſchaftlichen Lektüre zu verſammeln pflegte, war ſie ſo ganz wieder die vorige heitere und unbefangene Malwine, daß die

Herzen ihrer Freunde, seither durch manche Launen verletzt, sich ihr bald von neuem zuwandten.

Ein Ungefähr wollte indessen, daß das Buch der heutigen Wahl den Seelenzustand einer hoffnungslos Liebenden schilderte, in welchem Malwine, der das Amt einer Vorleserin für heute übertragen war, so deutlich den ihrigen wieder zu erkennen glaubte, daß sie verwirrt ward, die Farbe wechselte, und indem die Furcht, man möchte sie durchschauen, ihre Bestürzung vermehrte, unverständlich zu stammeln und die Redetheile zu wiederholen anfing. Ihr Vater verwies ihr diese Zerstreuung in einem Tone, den sie nicht gewohnt war von ihm zu hören und der sie innerlich kränkte. Sie ersuchte ihn fortzufahren, zog sich, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit zurück und schlich, während die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den Sinn des Buchs gerichtet war, leise aus dem Zimmer. Einem im Vorzimmer befindlichen Bedienten trug sie auf, sie bei der Wirthin und bei ihrem Vater mit plötzlichem Uebelbefinden zu entschuldigen, und ging ganz allein durch die Dunkelheit nach Hause. In ihrem Zimmer warf sie sich, in Thränen zerfließend, auf ihr

Sofa: „Was“, ſeufzte ſie, „was iſt aus dir geworden! du darfſt es dir nicht mehr leugnen! du verzehrſt dich in einer unwürdigen Leidenſchaft! du trotzeſt deiner eigenen Vernunft, du trotzeſt der Meinung der Verſtändigen, ja du hörſt nicht auf die Stimme der Natur, die dir laut zuruft: bleibe fern von dieſem Manne, ich ſchuf ihn nicht für dich! Iſt es genug, daß er dich liebt? darf dich eine raſend auflodernde Leidenſchaft beſtechen, deren Flamme ein Windhauch verlöſchen kann? iſt es genug, daß er liebenswürdig ſei, iſt es genug, daß die Herzen einander begegnen, wenn die Geiſter ewig und ewig ſich fremd bleiben?“

So ſprach ſie zu ſich ſelbſt und hätte ohne Zweifel ſich noch lange dem Ungeſtüme ihres erregten Gefühls hingegeben, wenn nicht ihr eintretendes Mädchen ſie unterbrochen und, nachdem ſie ihr ihre Verwunderung zu erkennen gegeben, ſie ſchon zu Hauſe zu ſehen, ihr zwei Briefe gebracht hätte, die in der Zeit ihrer Abweſenheit angekommen ſeien.

Malwine griff danach, und mit Erröthen erkannte ſie auf dem einen die Handſchrift des Grafen. Wie trat ihr ſein ganzes anmuthiges Bild wieder mit

frischen Farben vor die Seele, als sie sein Schreiben nun erbrach und las! wie war doch jedes Wort ein Himmelslaut der Liebe, wie doch ein jedes der Abdruck eines sehnenden Herzens! Er sagte ihr, und glaubte es nicht sagen zu können, wie sehr er sie liebe, wie er sich nach ihr sehne, wie ihr letztes Wort ihn beglückt. Er meldete ihr, daß er bereits an seine Mutter geschrieben, daß er das Beste hoffe, daß er indeß mit Mißvergnügen gehört, seine Tante, die Gräfin Josephine, sei zum Besuch nach Goray, dem Witwensitze seiner Mutter gekommen, daß er aber geeilt habe, ihren Einfluß zu entkräften, seiner Mutter erklärend, er werde sich unter keiner Bedingung zu einer Verbindung mit Franziska willig finden. Dies schrieb er ihr und schloß mit den feurigsten Betheuerungen seiner Zärtlichkeit.

Malwine sah sich durch den Brief erheitert und gestärkt. Sie fühlte ihre Schwäche für den Grafen, deren sie sich noch eben so streng angeklagt hatte, plötzlich gerechtfertigt durch dies neue Zeugniß seiner Liebe, sie fühlte sich minder klein, und weil ein edles Herz nichts schwerer erträgt als Demüthigung, so mußte es sich fügen, daß ihr Stolz der mächtigste Bundes-

genosse Arthur's ward. Durch seinen Muth gehoben, fing auch ihr an das Bild der Zukunft weniger düster zu erscheinen, und erweicht wie sie war, beschloß sie ihm auf der Stelle zu antworten. Schon saß sie an dem Schreibtisch, schon schrieb sie ihm herzlichere Worte, als je ihr Mund ihm gesagt, als ihr plötzlich, wie durch eine Eingebung, der andere Brief einfiel, den sie unerbrochen liegen gelassen. Sie stand auf, ergriff ihn, sah eine incorrecte, weibliche Handschrift, und als sie ihn erbrochen, mit Entsetzen in der Unterschrift den Namen von Arthur's Mutter. In der höchsten Spannung fing sie an ihn zu lesen; aber kaum hatte sie die ersten Zeilen überblickt, als ein Zittern in den Knien sie zwang sich niederzulassen. Wer malt ihr Erstarren, ihren Schmerz, ihren Zorn, als sie sich in dem unwürdigsten Tone als eine Verführerin angeredet sah, als ihr vorgeworfen ward, den jungen Grafen an sich gezogen, ihm ein Heirathsversprechen entlockt zu haben; als sie eine Schamlose genannt ward, die sich entblöde, sich in eine der ersten Familien des Königreichs eindrängen zu wollen, als ihr nicht allein mit dem gräßlichsten mütterlichen Fluche,

als ihr sogar mit der strafenden Gerechtigkeit gedroht und ihr anbefohlen ward, den Grafen, der doch selbst bei zeiten anfangen werde, sich ihrer zu schämen, seines Wortes zu entlassen.

Während Malwine las, kämpfte Zorn und Verachtung in ihrer, ach! vor wenig Minuten noch so seligen Brust! Sie legte das Blatt auf den Tisch, und sagte zu sich selbst: „Es ist gut nun! so ist es aus, auf ewig.“ Darauf ging sie mit schnellem Schritt an den Schreibtisch, zerriß das an den Grafen angefangene Blatt und schrieb mit fester Hand folgende Zeilen:

Herr Graf!

Inliegender Brief Ihrer Frau Mutter, den ich zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen erhielt, mag Sie überzeugen, daß ich diesen nicht anders beantworten kann, als mit der Bitte, mich ferner mit allen Zuschriften, sowie mit allen Besuchen zu verschonen. Ich füge noch hinzu, daß ich Ihnen die Erlaubniß gebe, mich auf das tiefste zu verachten, wenn ich mich jemals wieder zu einer gefälligern Gesinnung erniedrige.

Malwina.

Ohne das Blatt zu überlesen, schlug sie den Brief der Gräfin hinein, siegelte und gab es auf der Stelle ihrem Mädchen, mit dem Befehl, es morgen in aller Frühe auf die Post zu befördern. Als sie darauf in ihr Zimmer zurücktrat, nahm sie noch allerlei kleine Beschäftigungen vor, indem sie sich überreden wollte, sie sei ruhig. Ja, es gibt eine gewisse Ruhe der Verachtung, aber gefühlvollen Herzen ist diese Ruhe, diese Seelenstarrsucht, eine peinigende Krankheit. Auch die Nacht brachte der Schwerbeleidigten den wahren Frieden nicht. Sie legte sich zeitig nieder, die Zuhausekunft ihres Vaters fürchtend.

Zwar machte sie es sich zur heiligsten Pflicht, ihm alles zu entdecken, aber heute, nur heute nicht! Nach einer Stunde hörte sie ihn in das Nebenzimmer treten, sie hörte ihn auf- und niedergehen, hörte ihn seufzen. Ach! sie ahnte, wem diese Seufzer galten. Er wähnte, seine Tochter verzehre sich in einer hoffnungslosen Liebe, und doch glaubte sie in diesem Augenblicke so sicher zu wissen, sie liebe den Grafen nicht, habe ihn nimmer geliebt. Das Gefühl der Beleidigung schien ihre ganze Seele eingenommen zu haben, und

sie wünschte sich Glück, sich aus einem Verhältnisse erlöst zu sehen, das sie mehr geängstigt, als beglückt hatte. Davon suchte sie auch ihren Vater zu überzeugen, als sie ihm bald darauf alles entdeckte: und wie dieser sie mehrere Wochen lang thätig, heiter, wie er sie zwei Briefe Arthur's und einen von Gerav unerbrochen zurücksenden sah, fing er an ihr zu glauben.

Einst saß sie einsam mit ihrer Arbeit beschäftigt, als ihr zwei Frauenzimmer angemeldet wurden, und sie eine Matrone, deren Anstand und Kleidung eine vornehme Dame zu erkennen gab, begleitet von einer jüngern, wunderschönen Frau, mit Augen, aus denen südländische Glut leuchtete, zu sich in das Zimmer treten sah. Sie bewillkommnete sie mit der freundlichen Würde, die ihr eigen war, aber ehe sie noch Zeit hatte, sich nach ihrem Begehren zu erkundigen, nannte sich die alte Dame als Arthur's Mutter und fuhr fort: „Ich komme, Mademoiselle! Sie der argen Beleidigung wegen, die ich Ihnen, übel berichtet, zugefügt, um Verzeihung zu bitten, und Sie zu ersuchen, meinem Sohne die Kränkung der Mutter nicht entgelten zu lassen."

Bei den ersten Worten hatte sich Malwine entsetzt weggewendet, aber die Schwägerin der Matrone, die Gräfin Josephine — denn diese war die Begleiterin —, umfaßte sie liebevoll, und beschwor sie, sie anzuhören. Jene setzte hinzu, sie sei gekommen, sie selbst um ihre Hand für ihren theuern Arthur zu bitten, indem sie sich überzeugt habe, daß sie ihr diese Genugthuung schuldig sei. Es war etwas Steifes und Unfreiwilliges in ihrer Erklärung, daher scheute sich Malwine nicht, mit allen Zeichen eines erbitterten Gemüths zu antworten: „Wenn Sie, Frau Gräfin, oder der Graf glauben, meine häufigen Abweisungen hätten diesen für Ihren Stolz demüthigenden Schritt bezweckt, so irren Sie gänzlich. Der Graf wird sich erinnern, daß ich ihm schrieb, ich würde unter keiner Bedingung die Seinige werden. Ich weiß zwar, daß Sie sich die Freiheit nehmen, gering von mir zu denken, aber nimmermehr werde ich durch eine Nachgiebigkeit, die mich entehren würde, Ihre Verachtung rechtfertigen."

Vergeblich redete die ältere Gräfin ihr zu, vergeblich liebkoste ihr die jüngere: Malwine blieb unerschütterlich. Endlich sagte jene erschöpft: „Sie sind

mir Zeugin, liebe Schwester, daß ich mein Mögliches gethan"; und schon schienen beide Damen von ihr ablassen zu wollen, als der Graf stürmisch in das Zimmer trat, und ehe sich Malwine besinnen konnte, zu ihren Füßen lag. Als sie ihn erblickte, entfuhr ihr ein Schrei der Angst, denn sie kannte die Gewalt seiner Liebenswürdigkeit über ihr Gemüth. „Gott", rief sie, „Herr Graf, so erfüllen Sie meine letzte Bitte!" — aber er hörte nicht im Entzücken des Wiedersehens; er drückte sie an sein seliges Herz, gab ihr die süßesten Worte, nannte sie sein, und schwor, keine menschliche Macht solle sie ihm entreißen.

So von allen Seiten bestürmt, bat Malwine endlich um die Erlaubniß, sich ihres Vaters Rath zu holen. Arthur aber ließ sie nicht allein gehen. Er umarmte den Professor, er beschwor ihn, nicht grausam zu sein, er zog ihn in Malwinens Zimmer, wo seine Mutter den Antrag erneuete und die Gräfin Josephine in ihn drang; so willigte die Tochter und etwas später der Vater, ungern, gegen ihre Ueberzeugung, aber unfähig zu widerstehen, endlich ein. Ein Notar war schon herbeschieden, den Ehecontract

aufzunehmen. Malwine erſchrak vor dieſer Eile, aber der Graf drang darauf und auch die Gräfin war ſeiner Meinung, indem ein nothwendiges Geſchäft ſie ſchon morgen nach Goray zurückrief.

Im Punkte der Religion fand man keine Schwierigkeiten zu beſeitigen, da des Grafen Familie, zu der Partei der Diſſidenten gehörend, wie Malwine ſich zum lutheriſchen Glauben bekannte. Ein anderes war es mit den ökonomiſchen Einrichtungen. Mit Rührung bemerkte Malwine, wie großmüthig der Graf für ſie ſorgte; ſie hatte tauſend Einwendungen, da ſie aber ſah, wie die Einwürfe ihres Vaters Sohn und Mutter beleidigten, ſchwieg ſie und unterſchrieb mit mühſam unterdrückten Seufzern ihren Namen. Ehe ſich die Damen entfernten, kam man überein, daß die Hochzeit in drei Monaten, am Tage der Mündigkeit des Grafen, ſtattfinden ſolle.

Als Malwine mit dieſem und ihrem Vater allein war, ward ihr erſt wieder leichter. Des Jünglings Entzücken goß eine wohlthätige Wärme in ihr betäubtes Herz. Sie wollte nicht fragen, wie alles gekommen ſei, ſie wollte glücklich ſein im Beglücken.

Den folgenden Tag machte ſie den Damen ihren Gegenbeſuch. Die alte Gräfin empfing ſie ſteif und förmlich, aber verbindlich; deſto liebevoller die Gräfin Joſephine. Ihre Herzlichkeit, ihre Anmuth nahmen Malwinen ganz ein und ſie hörte ſich mit Vergnügen von der liebenswürdigen Frau einladen, ihr einige Wochen lang ihre Einſamkeit in Saſtawna zu verſchönen. Da indeſſen der Graf noch hier zu bleiben gedachte, ſo nahm ſie ihre Bitte: gleich jetzt mit ihr zu gehen, nicht an. Zu der alten Gräfin konnte ſie kein Herz faſſen; Arthur ſchien dies wehe zu thun; er liebte ſeine Mutter und konnte einen Widerwillen gegen ſeine Tante nicht bezwingen, obgleich er geſtehen mußte, daß ſie ſich in dieſer Sache bewundernswürdig benommen. Er wähnte ſie von der Gewalt der Liebenswürdigkeit Malwinens beſiegt, denn er war ſich bewußt, ſie nicht auf das glimpflichſte behandelt zu haben, als er ſie für die Anſtifterin jenes Briefs hielt. Durch ihn in eine furchtbare Wuth geſetzt, war der junge Mann eiligſt nach Geray gejagt, hatte Mutter und Tante mit raſenden Vorwürfen beſtürmt, einen Vetter, der ſich dareingemiſcht, zur Thür hinaus-

geworfen, einen andern im Zweikampf durch den Arm geſchoſſen und durch Drohungen und Flehen die alte Gräfin zu einem Briefe, und als dieſer unerbrochen zurückgeſchickt ward, zu einem Beſuche gezwungen.

Die Gräfin Joſephine hatte bei zeiten erklärt, alle Anſprüche im Namen ihrer Tochter aufzugeben, und ihr Zureden war es, was hauptſächlich ihre Schwägerin zur Nachgiebigkeit bewogen.

Der Graf erzählte Malwinen dies alles ſo mildernd als möglich, dennoch verwundete er ſie oft und häufiger, als ſie es ſehen ließ. Doch machte das Glück der Gegenwart und ſeine Nähe manches wieder gut. Hatte ihn die Beſorgniß, ihr nicht zu misfallen, liebenswürdig gemacht, hatten ihm die Zweifel ſeines liebenden Herzens gekleidet, ſo verſchönte ihn noch mehr die ſelige Sicherheit des Beſitzes und die zarte Beſcheidenheit, mit welcher er, bei allem Feuer der Jugend und der Liebe, der Rechte des Bräutigams genoß. Als er ſich nach acht Tagen von ihr trennte, war ihr der Abſchied höchſt traurig: ach! ſie ahnte noch nicht, daß ihr ein noch weit traurigerer bevorſtand. Denn als ihr Vater kurz darauf plötzlich erkrankte und nach

wenigen Tagen in ihren Armen, sie segnend, verschied, überfiel sie ein grenzenloser Schmerz und die Liebe des herbeieilenden Freundes konnte ihr keinen Trost gewähren. Umsonst sagte sie zu sich selbst: habe ich doch Ihn! Ein Gefühl des Verwaistseins, der Verlassenheit bemeisterte sie, und sie konnte es nicht wehren, daß vor ihrer zerrütteten Seele das Bild einer entsetzlichen Zukunft aufstieg!

Während sie noch überlegte, welcher Aufenthalt sich nun bis zu ihrer Hochzeit für sie zieme, kam ein Brief der Gräfin Josephine, der ihre Einladung mit den herzlichsten Worten wiederholte. Arthur hatte manches dawider einzuwenden; er wünschte, bei den veränderten Umständen die Hochzeit zu beschleunigen; da sie aber mit alle den Feierlichkeiten, die bei ähnlichen Gelegenheiten in seinem Hause üblich waren, begangen werden sollte, und er, obwol sie ihm verhaßt waren, sie diesmal nicht übergehen wollte, so mußte er der allgemeinen Stimme Gehör geben, die ein Freudenfest vor dem Ablauf der ersten Hälfte des Trauerjahrs unschicklich nannte. Er rieth demnach Malwinen endlich selbst, zu seiner Tante nach Sastawna

zu gehen, da er sehr wünschte, der Welt ein gutes Vernehmen zwischen seiner Braut und seiner Familie zu zeigen, und er vergebens auf eine Einladung seiner Mutter gehofft hatte.

Malwine beschloß nun die ersten vier Wochen bei einer Jugendbekannten, von deren älterer Freundschaft sie mit Recht mehr Nachsicht mit den lebhaften Ausbrüchen ihres Schmerzes erwarten konnte, zuzubringen. Nach Verlauf dieser Zeit schickte ihr die Gräfin Josephine, die ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegensah, ihren Wagen und eine vertraute Kammerfrau, welche ihre Reisegefährtin und Dienerin sein sollte. Es war eine Frau bei Jahren; von demüthigem, stillem Wesen, bleichen, kummervollen Wangen, und Gesichtszügen, vor deren Stumpfheit sich Malwinens ganzes Herz zusammenzog. An der Seite einer solchen Begleiterin, mit so neuem Grame in der Brust, verließ Malwine in ängstlicher Beklemmung ihre Heimat. Bald hörte sie rings um sich statt ihres geliebten Deutsch eine Sprache, die ihr gänzlich fremd war, und die gebrochenen Worte der alten Katharine waren die einzigen, die sie, mühsam entzifernd, verstand. Es war

Spätherbst; öde und wüst umgab sie ein trauriges Land, lange Waldstrecken dehnten sich vor ihren Augen aus, sparsam lagen elende Dörfer zerstreut umher, in denen kein glückliches Gesicht sie erfreute, kein ihr vertrauter Ton ihr entgegenklang. Je mehr sie sich der Grenze Galiziens näherte, je mehr nahm eine ängstende Ahnung ihr Herz ein.

Die Trennung vom Grafen fing an sie zu ängstigen: sie hatte sich Zastawna nicht so entfernt gedacht, sie verlangte sehnsüchtig danach; als sie aber eines Abends das prächtige Schloß der Gräfin aus armseligen Hütten hervorragen sah, konnte sie sich des endlich erreichten Ziels kaum freuen. Ihr Mismuth vermehrte sich, als sie sich von einer Schar zerlumpter Bedienten empfangen sah, als sie durch die weiten wüsten Säle des Schlosses schritt, um zu den Zimmern der Dame zu gelangen. Die zärtliche Begrüßung derselben, ihre Liebenswürdigkeit, die lebhafte Theilnahme, die sie ihrem Schmerze bezeigte, verlöschte die empfangenen Eindrücke nach und nach; auch machte es ihr unbewußt eine angenehme Empfindung, als sie in Franziska, des Grafen ehemaliger Braut, ein zwar wohlgebildetes,

aber ganz unbedeutendes Geschöpf erkannte. Es that ihr wohl sich zu sagen, daß sie dem Freunde nichts geraubt, daß er den Tausch nicht bereuen dürfe.

Die gänzliche Abgeschiedenheit, in welcher die Gräfin Josephine, wegen der Entlegenheit anderer Rittergüter, lebte, war Malwinens trüber Gemüthsstimmung recht. Sie sah dem Winter ohne Furcht entgegen; an Beschäftigung fehlte es ihrem reichen Geiste nicht und in den Unterhaltungen mit ihrer Wirthin ging ihr eine neue, wenn auch nicht liebenswerthe, doch interessante Welt auf. Zwar fehlte es jener ganz an eigentlicher Geistesbildung; sie hatte beinahe nichts gelesen und war ohne allen Unterricht aufgewachsen. Aber ihr ausgezeichneter Verstand, ihre feurige Einbildungskraft, ihr leicht entzündliches Gefühl, ihre mannichfachen Welterfahrungen machten sie Malwinen zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen.

Ihr Vater, ein polnischer Großer, war Gesandter in Konstantinopel, als sie ihm von einer Gattin geboren ward, die er verachtete und deren Leichtsinn ihm den Verdacht einflößte, Josephine sei nicht sein Kind. Er betrachtete sie mit Widerwillen, und während die

Mutter nur mit ihren Liebesintrigen beſchäftigt war, blieb die Kleine ihren Wärterinnen, griechiſchen Sklavinnen, überlaſſen, die wechſelsweiſe ihr ſchmeichelten und ſie mishandelten. Als ihr Vater Konſtantinopel verließ und ſich nach Neapel begab, that man ſie in ein Kloſter, wo ſie auch blieb, als ihre Aeltern ſich in Paris niederließen. Endlich wünſchte ihre Mutter, in einem Anfall von Zärtlichkeit, ſie zu ſehen; ſie ſchickte eine alte vertraute Kammerfrau, ein läufliches, ränkevolles Weib, nach Neapel, ihre damals dreizehnjährige Tochter abzuholen. Ehe ſie aber die weite Reiſe von Neapel nach Paris zurückgelegt, hatte Joſephinens Vater plötzlich den Befehl erhalten, nach Warſchau zurückzukehren; die Briefe mit Geld, die ſeine Gattin den Reiſenden entgegengeſchickt und welche die Weiſung enthielten, ſich durch das Oeſterreichiſche nach Polen zu begeben, hatten dieſelben verfehlt. Ohne Geld, ohne anderweitige Bekannte als jene Dienerin, befand ſich Joſephine in der peinlichſten Verlegenheit. Erſt nach einem beträchtlichen Zeitraum ſah ſie ſich in den Stand geſetzt, zu ihren Aeltern nach Warſchau zu gehen. In dieſem Theile der Erzählung bemerkte

Malwine manches Dunkle; Joſephine verhüllte ihr weinendes Geſicht, als ſie von dieſem erſten Aufenthalte in Paris ſprach, und ihre Freundin konnte nicht zweifeln, daß ihre Verbindung mit jenem ſittenloſen Weibe und ihre Abhängigkeit von derſelben ſie zu Schritten geführt, deren Erinnerung ſie ſchmerzlich und beſchämend ergriff. Kaum war ſie in Warſchau angelangt, als ihre Aeltern ihr einen Bräutigam zuführten, der, mehr wie zweimal ſo alt als ſie, widerwärtig und unedel, ihr nichts zu bieten hatte als Reichthum.

Zwei unglückliche Jahre verlebte ſie an ſeiner Seite, bis ihr ein Ungefähr ihren zweiten Gemahl, des Grafen Arthur Oheim, zuführte. Im Umgange mit ihm, erzählte Joſephine, ſei ihr erſt das wahre Lebensglück, der Stern der Liebe aufgegangen; ſie habe dem mächtigen Zuge ihres Herzens, nach unſäglichen Kämpfen, nicht widerſtehen können. Von dem Grafen Stanislaus entführt, lebte ſie, vermählt mit ihm, von neuem in Paris, bis des erſten Gatten Tod ihr die Rückkehr nach Polen vergönnte. Abwechſelnd hielten ſie ſich nun hier und in Frankreich auf; endlich zogen

ſie ſich nach dem einſamen Saſtawna zurück, um, wie die Gräfin ſagte, hier ganz der Liebe zu leben. Aber ſchon nach einem Jahre ſtarb der edle Stanislaus. Mit Thränen und Händeringen bejammerte die Gattin noch jetzt ſeinen Tod, und oft mußte Malwine ihr liebevoll zuſprechen und ſie mit dem Wiederſehen tröſten.

So hatte die Gräfin frühe ſchon die verſchiedenſten Zuſtände des innern und äußern Lebens kennen gelernt, und alle ihre Vergehungen ſchienen mehr ihren Verhältniſſen, als ihrem Herzen zur Laſt zu fallen. Sie geſtand indeſſen Malwinen, daß die Zerrüttung ihres Vermögens die Schuld ihrer Jugend ſei, und daß ſie geglaubt habe, ihre Tochter, die ſie mit großer Zärtlichkeit behandelte, durch eine reiche Heirath entſchädigen zu müſſen, und da der Plan, ſie mit ihrem Vetter, dem Grafen, zu verbinden, ſchon im Kopfe des Großvaters entſtanden ſei, habe ſie ihn mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit ergriffen und zu ſeiner Ausführung mitgewirkt. Anfänglich habe ſie des Grafen Leidenſchaft für eine jugendliche Thorheit gehalten, und wenig Rückſichten darauf genommen. Sobald ſie aber,

wie er geſinnt ſei, erfahren, und vorzüglich, ſobald ſie ſie ſelbſt kennen gelernt, habe ſie ihr Project freudig aufgegeben.

Bei dieſen Worten umarmte ſie Malwinen, in welcher ſie eine unangenehme Erinnerung erwecken mußten. Ueberhaupt ſchien ſie zu fühlen, daß manche misbilligende Bemerkung ihrer Freundin durch ihre Liebkoſungen erſtickt werden müſſe. Dieſe konnte es nicht bergen, daß ihr die Härte misfiel, mit welcher jene ihre Dienſtboten behandelte, daß die knechtiſche Unterwürfigkeit derſelben ihr aus Furcht herzurühren ſchien, und mit Befremden ſah ſie die Unterthanen der Gräfin in der drückendſten Armuth. Indeß hörte ſie dieſe ſo oft ſich ſelbſt der Hitze anklagen, hörte ſie ſo oft über ihre zerrütteten Vermögensumſtände ſeufzen, daß ſie ihr verzieh, und die Großmuth doppelt erkannte, mit der ſie ihr einſt den reichen Grafen abgetreten. Ja, ſelbſt der Leichtſinn, der ihr in manchen Augenblicken Ruchloſigkeit ſchien, mit welchem jene die Religion behandelte, erregte mehr ihr Mitleid, indem ſie ihn einer verwahrloſten Erziehung zuſchrieb, als ihren Tadel.

Josephinens Liebenswürdigkeit, ihre Offenheit und die warme Freundschaft, die sie ihr stets bewies, fesselten immer mehr ihr Herz. Nie hatte sie liebevoller für sich gesorgt gesehen: das freundlichste Zimmer des Schlosses, neben ihrer Schlafkammer gelegen, war für sie zum Cabinet eingerichtet; die Gräfin pflegte es ihr selbst von Zeit zu Zeit mit künstlich im Gewächshaus gezogenen Blumen zu verzieren, und weil sie die Frühstunden gern einsam beschäftigt zubrachte, ihr hierher ihren, mit eigener Hand bereiteten Thee zu schicken. Der Mittag führte dann die drei Damen zusammen, nach Tische fuhren oder ritten sie spazieren. Der Abend ward mit Musik, Kartenspiel oder Gespräch verkürzt.

Von dem Grafen liefen häufig Briefe ein, die vor wie nach Liebesbetheuerungen enthielten. Malwine fühlte indeß bald, daß, wenn auch das Herz sich gern mit solcher süßen Speise sättige, doch der Geist dabei darbe. Sie fing nun an, andere allgemein interessirende Gegenstände in ihren Briefen zu besprechen, und freute sich, daß ihr Freund nicht anstand, darauf einzugehen. Sie wünschte sich Glück auf diese Art seine Sinnes-

weise näher kennen zu lernen, aber beschämt und verletzt mußte sie sich endlich gestehen, daß nur die Liebe seinen Briefen Seele und Geist eingehaucht, daß seine Bemerkungen oberflächlich, seine Begriffe unklar, seine Ansichten die gewöhnlichen eines jungen Cavaliers seien. Der Mismuth, den ihr diese Entdeckung einflößte, vermehrte noch ein immer zunehmendes körperliches Uebelbefinden; von Zeit zu Zeit stechende Schmerzen, eine Entkräftung, die sie sich nicht zu erklären wußte, und ein Zucken in den Gliedern, wie sie es nie vorher gekannt. Die große Abgeschiedenheit des Gutes machte es ihr unmöglich, einen Arzt zu berathen, der elende Feldscherer des nächsten Städtchens machte das Uebel nur ärger und sie sah sich gezwungen, zu der Hausapotheke der Gräfin ihre Zuflucht zu nehmen.

Diese pflegte sie mit einer Sorgfalt, die Malwinen rührte; auch fühlte sie sich einige male durch ihre Arzneien erleichtert. Da aber ihre Schwermuth täglich zunahm, und auch die Krankheit überhandzunehmen schien, als sie sich bleicher und bleicher werden und ihre Adern unnatürlich aufschwellen sah, bat sie

ihre Wirthin, ſie entweder nach Warſchau, der nächſten großen Stadt, zu entlaſſen, oder ihr von dort den Doctor Archibald, einen berühmten Arzt, deſſen Namen ſie oft in ihrer Heimat hatte preiſen hören, kommen zu laſſen. Die Gräfin war ſogleich zu letzterm erbötig, und ſchickte auf der Stelle einen Reitknecht nach Warſchau; mehrere Tage vergingen und weder Reitknecht noch Arzt erſchien; endlich kam ein Bote mit der Nachricht, erſterer ſei unterwegs geſtürzt und liege in einem Dorfe krank darnieder. Man ſchickte ſogleich einen zweiten nach Warſchau, aber dieſer kam den dritten Tag zurück und meldete: Archibald ſei ſelbſt krank und könne nicht kommen. Die Gräfin ſchalt ihn heftig, nannte ihn einen Dummkopf und ſchickte ihn noch ſelbigen Tages zurück, einen andern Arzt zu holen.

Unterdeß war aber Malwine immer kränker geworden, ſie wankte wie ein Geſpenſt umher, der Schmerz ließ ihr auf ihrem Lager keine Ruhe, und mit halbgebrochenen Augen ſank ſie bisweilen entkräftet zuſammen.

Eines Abends, als ſie kränker als je auf dem

Sofa der Gräfin lag, leise Seufzer ausstoßend, nahte sich diese ihr von neuem mit einem Trank, den sie, wie sie ihr mit der zärtlichsten Stimme versicherte, zu ihrer Labung bereitet habe. Malwine, von einem geheimen Grausen ergriffen, stieß sie mit Heftigkeit von sich; als aber die Freundin erschrocken rief: „Gott, Malwine, ich bin's ja, kennen Sie mich nicht mehr?“ und, da sie sie abermals von sich wies, weinend zurücktrat, besiegte ihr weiches Herz jenes dunkle Gefühl: sie rief sie zurück, ergriff den Becher, und leerte ihn, trotz Josephinens Ermahnungen, ihn nur nach und nach zu trinken, mit einem muthigen Zuge. Kaum aber waren einige Minuten verflossen, als eine namenlose Angst sie faßte; sie richtete sich empor, und indem ihr Blick in den Spiegel fiel, sah sie mit Entsetzen auf dem Gesichte der Frau ein teuflisches Lächeln. Sie sprang auf, jene eilte zu ihr, umarmte sie und rief: „Was ist Ihnen, meine Theuerste! was haben Sie vor!“ — Aber „fort“, schrie Malwine, „fort, Entsetzliche!“ und darauf sich sammelnd: „Gräfin, lassen Sie mich! ich bin krank!“ — riß sich gewaltsam los, und stürzte nach ihrem Zimmer. Josephine

folgte ihr, aber die Unglückliche verschloß die Thür, und versicherte ihr, die Einsamkeit sei ihr nöthig.

Als jene sich zaudernd entfernt, sprach Malwine weinend zu sich selbst: „Gott, wär' es möglich, wär' es wahr? Solcher schändlicher Verrath, solcher unmenschlicher Trug! O mein weissagendes Herz! Ja, ich fühl's, ich bin verloren: das Gift schleicht brennend, tödtend durch meine Adern, dieser Blick sagte mir alles. Aber sie! — nein, nein, es ist nicht, kann nicht sein! Gott, wenn du mit mir enden willst, so laß meine Seele sich nicht beflecken mit diesem frevelhaften Argwohn! und vergib ihr die Lästerung des heiligen Namens der Freundschaft!" —

Während sie so sprach, hatte es einige male leise geklopft, und als sie zitternd anstand zu öffnen, hörte sie eine furchtsame Stimme sie um Einlaß bitten. Sie erkannte die alte Katharina, jene vertraute Kammerfrau der Gräfin, welche sie hierher begleitet: ein unglückliches Geschöpf, das sie oft mitleidig angesehen, weil sie auf ihrem verkümmerten Gesichte die Spuren nagender Reue zu entdecken glaubte.

Sie öffnete nach kurzem Besinnen. Die Alte trat

ein, ſah ſich ängſtlich um, fragte ob niemand ſie behorchen könne, ergriff darauf Malwinens Hand und verlangte von ihr einen heiligen Schwur, ſie nicht zu verrathen. Malwinen durchzuckten entſetzliche Ahnungen und mit immer wachſender Angſt hörte ſie die Alte ſagen: „Gutes Fräulein, nehmen Sie nicht mehr von den Arzneien meiner Gräfin! Glauben Sie mir, ſie meint's nicht gut mit Ihnen. Sie — aber verrathen Sie mich ja nicht, wenn ſie's wüßte, daß ich's Ihnen ſagte, ich wäre verloren.“ —

„Ich weiß alles“, unterbrach ſie Malwine.

„Nichts wiſſen Sie, beſtes Fräulein, keine Ahnung ſcheinen Sie zu haben von dem, was ſie mit Ihnen vorhat. Ach! liebſtes Fräulein, trinken Sie kein Frühſtück mehr, und die Blumen, welche die gnädige Frau in Ihr Zimmer ſetzt, werfen Sie ſie fort!“ —

„Wär' es möglich!“ ſagte Malwine ſchaudernd.

„Ach!“ jammerte die Alte, „ich weiß es nicht, ich will's nicht behaupten, aber die gnädige Frau iſt eine boshafte Dame! Hab' ich's doch mit angeſehen, wie der Graf Stanislaus, der ſelige gnädige Herr, ſo

langſam hat hinſterben müſſen, weil er's nicht leiden wollte, daß das junge Volk um ſie herum war, und ſie einſperrte, und ſie kurz hielt. Da ward ſie auf einmal ſo demüthig wie ein Lämmchen, und ſchmeichelte und liebkoſte ihm; und dabei verzehrte er ſich und welkte hin, gerade wie Sie, mein beſtes Fräulein! Und als er todt war, da war ſie ganz von ſich vor Schmerz, und weinte ſo viel, daß die Verwandten des ſeligen Herrn genug zu thun hatten, ſie zu tröſten. Das hat ſie mit Ihnen auch vor, liebſtes Fräulein! kein Menſch ſoll's merken, aber ich merke es doch, und mich jammert Ihre Jugend und Ihr gutes Herz." —

„Gott", rief Malwine, „du wußteſt es ſchon lange, du warnteſt mich nicht, du bliebeſt in dieſem Hauſe des Mordes!" —

„Ach!" entgegnete die Alte weinend, „wen einmal der Teufel in der Schlinge hat, den läßt er nimmermehr wieder los! Wer ſoll mich aufnehmen in meinen alten Tagen? wer mir Bret geben?" —

„Unglückliche", erwiderte Malwine erſchüttert, „fliehe mit mir, rette deine Seele, ich gehe nach Warſchau,

noch habe ich Kraft genug, das Rechte zu thun. Ich verklage dies Ungeheuer, du bist mir Zeugin vor Gericht!“ —

„Nimmermehr“, unterbrach sie Katharina in höchster Angst; „was haben Sie mir versprochen? — Verlassen Sie sich darauf, ich leugne alles. Bewahre mich Gott davor, meine Herrschaft zu verrathen!“ —

„Wie du willst“, erwiderte Malwine verächtlich, „du hast mein Wort. Ich bitte dich, verlaß mich jetzt, ich will überlegen, was zu thun sei!“ —

Katharina ging, nachdem sie noch einmal dringend gebeten, sie nicht unglücklich zu machen.

Malwine verlebte in Körper- und Seelenschmerzen eine entsetzliche Nacht. Sie erinnerte sich verschiedener Vorfälle aus der französischen Geschichte, die dem Verdachte der Alten Wahrscheinlichkeit gaben: des furchtbaren Aqua-Tofana, das so lange unmerklich Unglückliche hingeopfert, und jenes Blumenstraußes, an dessen Geruch der Herzog von Guise starb. Sie entsann sich ferner einmal gehört zu haben, wie durch die Arglist der Jesuiten vermittels vier Wachslichter, welche man täglich in das Cabinet Kaiser Leopold's I.

geſetzt, die Atmoſphäre deſſelben vergiftet worden ſei, und wie der Monarch langſam aber ſicher dahingewelkt. Alle dieſe Bilder traten ihr mit Schreckensgewalt vor die Seele und füllten ſie mit Angſt und Grauſen.

Den andern Morgen bat ſie ihre Wirthin, die ſie mit einer Freundlichkeit empfing, deren Falſchheit ſie jetzt, ach! zu ſpät erkannte, mit mühſamer Faſſung um ihren Wagen, indem ſie erklärte, da der Arzt abermals nicht zu kommen ſcheine, ſei ſie entſchloſſen ihn ſelbſt aufzuſuchen. Sie fordere die Gefälligkeit von ihr als einen Beweis der Freundſchaft, die ſie ihr ſo oft verſichert. „Meine Freundin", antwortete ihr die Gräfin mit der ſüßeſten Stimme, „können Sie mir zumuthen, Sie ſo krank wie Sie ſind, reiſen zu laſſen?" Allein Malwine ſah die Frau mit einem Blick an, den die Elende nicht zu ertragen vermochte. Bald aber entgegnete ſie ihn mit einem flammenden Blitze der Augen, und der Unglücklichen ſchien es indem, als ob das zehrende Feuer, das in ihren Adern brannte, aus dieſen entſetzlichen Augen flöſſe. Im Gefühl ihrer Wehrloſigkeit ſagte ſie, indem ſie die ihrigen niederſchlug, die Gräfin habe recht; eine Reiſe

könne ihr lebensgefährlich werden, beſſer ſei es, ſich noch einige Tage zu ſchonen. Jene faßte ſich gleich wieder, lobte ſie, und verſprach ihr, wenn der Arzt morgen nicht käme, ſelbſt mit ihr nach Warſchau zu fahren. Malwine nahm ſich den Tag über ſoviel als möglich zuſammen und gebrauchte nur die Vorſicht, blos von den Speiſen zu eſſen, die von Franziska oder ihrer Mutter berührt wurden.

Abends klagte ſie über Müdigkeit, beurlaubte ſich zeitig und hatte kaum ihr Schlafzimmer betreten, als ſie eilte ihren Koffer zu packen, außerdem ein kleines Bündel ſchnürte, ſich mit Geld verſah und, in einen wärmenden Mantel gehüllt, ſich zur Flucht bereit hielt. Als ſie alles in Schlaf verſunken wußte, ſchlich ſie ſich aus ihrem Zimmer, ſchob leiſe den Riegel der Gartenthür zurück, eilte durch den nur von Hecken umzäunten Park und befand ſich mitten in der ſcharfen Winternacht, verlaſſen, hülflos, des Weges unkundig, auf der Heerſtraße. Die Verzweiflung gab ihr Muth und Scharfſicht. Gegen Morgen erreichte ſie ein Städtchen, durch welches die Poſtſtraße führte. Hier nahm ſie, nachdem ſie ſich, von dem Nachtweg erſchöpft

und gebrochen polnisch sprechend, mühsam verständigt, Extrapost bis nach Warschau. Sie verließ den Wagen beinahe gar nicht; zwar fühlte sie sich unbeschreiblich beklemmt in der engen Kutsche, aber noch mehr ängstigten sie die verwunderten und argwöhnischen Blicke der Postmeister und ihrer Leute! Sie beschloß, sich dem Doctor Archibald anzuvertrauen, dessen große Einsicht und liebenswürdige Menschlichkeit vielfach gerühmt ward. Je mehr sie sich ihrem Ziele näherte, je mehr stieg ihre Hoffnung und ihr Muth. „Nein", sagte sie, „ich werde noch nicht sterben!" Was ist doch das menschliche Herz! wie geneigt das gebrechliche Gut: irdisches Leben, zu überschätzen!

Gewiß, es war echt menschlich, daß die arme Malwine so ängstlich bemüht war, ihr elendes Dasein zu fristen; um alles betrogen, was es ziert und schmückt, um Gesundheit, um die Kraft ihrer Jugend, um den Reiz ihrer blühenden Gestalt, um den heiligen Glauben an Freundschaft, ach! und vielleicht auch um ihr Herz betrogen!

Es war Abend, als sie in Warschau anlangte; hier ließ sie sich vor das Haus des Doctor Archibald

führen, deſſen Lage ſie glücklicherweiſe anzugeben wußte. Die beſtimmte Vorſtellung, durch ſeinen ausgebreiteten Ruf begründet, in ihm einen ehrwürdigen Greis zu finden, hatte ihr den Muth gegeben, ſich an ihn zu wenden; mit welcher Beſtürzung ſtand ſie daher nun vor der angenehmen Geſtalt eines blühenden Mannes von kaum 30 Jahren. Als er ſie mit mildem Tone nach ihrem Begehren fragte, wußte ſie ihm nichts zu ſagen: der Muth entfiel ihr, geſchwächt von der Reiſe, erſchöpft, fing ſie an heftig zu zittern, und als der junge Mann zuſprang, ſank ſie leblos in ſeine Arme. Nach mehrern Stunden erwachend, fand ſie ſich auf einem zierlichen Ruhebette liegen; ihr zur Seite ſtand ein liebliches, junges Geſchöpf, das mit freundlicher Sorgfalt um ſie beſchäftigt ſchien, und, als ſie die Augen aufſchlug, freudig rief: „Sie lebt, Bruder! ſie iſt erwacht!“ Sogleich trat Archibald herzu; er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und duldete nicht, daß ſie aufſtand. Malwine ſah ſchnell ein, daß ſie ſprechen müſſe, daß gänzliches Vertrauen hier nothwendig ſei. Gerührt durch die liebende Pflege löſte ſich die entſetzliche Bitterkeit, die ſeit einigen Tagen ihr unglück-

liches, verrathenes Herz eingenommen, in einen wohlthätigen Thränenstrom auf. Hatte sich auch durch den unerhörten Betrug ein ihm fremdes Mistrauen hineingeschlichen, das redliche Auge des Mannes, die hohe Seele, die in jedem seiner Züge sich spiegelte, der unschuldsvolle Blick des jungen Mädchens — nein! alles dies konnte nicht lügen. Sie entdeckte dem Doctor ihre Gefahr, theilte ihm in kurzen Worten das Nöthige mit und fragte ihn auf sein Gewissen, ob er sie zu retten hoffe. Er hörte sie mit immer steigendem Zorn an, drang in sie, die Elende der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben, ja machte es ihr zur Pflicht, und erbot sich, ihre Sache zu führen. Vergeblich sagte sie ihm, sie wolle ein Wesen, das sie einmal geliebt, nicht unglücklich machen; er stand erst ab, als sie ihres Schwures gegen die alte Katharine gedachte. Er versprach ihr, indem er ihre Hand ergriff und sie sanft drückte, mit Gottes Hülfe sie wieder herzustellen, machte es ihr aber zur Bedingung, bei seiner Schwester zu wohnen, um ganz seiner Pflege überlassen zu sein, und dies liebenswürdige Mädchen drang mit so herzlichen Bitten in sie, daß sie nicht zu

widerſtehen vermochte. Sie ſchickte den folgenden Tag einen Boten nach Saſtawna, ihren Koffer zu holen, und ſchrieb der Gräfin Joſephine: „Ihre Grauſamkeit, Frau Gräfin, hat mich zu einem Schritte gezwungen, den ich ungern und nur that, weil er der einzige war, der mir zu meiner Rettung übrigblieb. Gott verzeihe Ihnen den entſetzlichen Verrath an Menſchlichkeit und Freundſchaft, und laſſe wenigſtens Franziska nicht für den Frevel ihrer Mutter büßen! Ich will mich bemühen, Ihnen vergeben zu können, daß Sie mehr als mein Leben, daß Sie meine Seele unheilbar verletzten!“

Kurz darauf hörte ſie, die Gräfin habe Saſtawna ſchleunig verlaſſen und ſich über die öſterreichiſche Grenze begeben.

Nach einigen Tagen ſchrieb ſie mit widerſtrebendem Herzen an den Grafen Arthur. Sie ſtand lange an, es zu thun, denn der Gedanke, daß auch ſeine Mutter Theil an jener Frevelthat haben könne, machte ihr jede Annäherung doppelt ſchwer. Indeſſen bewog ſie endlich die Furcht dazu, daß er ihre Flucht durch ein Gerücht, und zwar ohne ihre Motive, hören könnte.

Ein Monat verging, ohne daß sie ein Wort von ihm vernahm, ein Monat voll, trotz der sorgsamsten und weisesten Pflege, immer wiederkehrender Schmerzen, ach! und dennoch ein Monat einer unendlichen Seligkeit. Denn aus Archibald's geistreichem Umgang, aus seinen milden, belehrenden und ehrfurchtsvollen Worten, aus der Bewunderung seines rastlosen menschenfreundlichen Wirkens, aus seiner Liebe sproßte ihr die Blüte eines nie empfundenen Glücks. Lange wollte sie sich es nicht gestehen: Freundschaft nannte sie es, wenn er ihre Hand ergriff, sie drückte und plötzlich fahren ließ; Mitleiden, wenn sein Auge lange mit unendlicher Wehmuth auf ihr ruhte; Dankbarkeit war es ihr, daß seine liebevollen Züge ihr im Traume erschienen, daß sie, wenn sein edles Geschäft ihn auswärts führte, stundenlang am Fenster stehend die Straße hinaufsah, die ihn wieder zu ihr brachte; Dankbarkeit, daß ein glühendes Roth ihre Wangen überzog, wenn sie unerwartet seine Stimme hörte.

Aber wie sollte sie sich den namenlosen Schmerz erklären, der sie oft in einsamen Stunden ergriff, der sie zu lauten Seufzern, zum Händeringen, zu heißen

Thränengüſſen zwang? Sie überredete ſich, es ſei einzig des Bräutigams Schweigen, das ſie ängſtige; es ſei allein die verlorene Kraft ihrer Jugend, die ſie beweine. Endlich aber bildete ſich der Entſchluß in ihr aus, nie den Grafen, noch irgendeinen Mann an ihre zerrüttete Geſtalt zu feſſeln, allein — arme, arme Malwine! hebt neben dieſem Entſchluſſe nicht die Hoffnung ihre Stirn empor und flüſtert dir zu: „Er hat dich vergeſſen, ſo biſt du frei!“ —

In ſolche Gedanken vertieft, ſaß ſie einſt an Archibald's Seite, der vielleicht ſich ſchon kühnern Hoffnungen zu überlaſſen wagte, als ſie plötzlich die Stimme Arthur's vor der Thür vernahm und, ehe ſie ſich beſinnen konnte, ihn zu ihren Füßen liegen ſah. Betäubt von der unerwarteten Erſcheinung, gab ihr kaum des Freundes Erbleichen Kraft, ſich ſeinen ſtürmiſchen Liebkoſungen zu entziehen. Sie erfuhr, daß er, auf einer Reiſe begriffen, ihren Brief erſt vor einigen Tagen erhalten; daß er nach Saſtawna geeilt, die Abſcheuliche zu züchtigen, und hörte ihn ſchwören, daß der Arm der Rache auch die Flüchtige erreichen ſolle. Seine ganze Familie, verſicherte er ihr, ſei empört

über die Unthat, und ſeine Mutter williger als je, ſie als Tochter aufzunehmen. Er flehte ſie an, ihn nicht das Unglück entgelten zu laſſen, in welches ſeine unſelige Liebe ſie verwickelt, ſprach ihr von ſeiner Sehnſucht, ſeinem Entzücken ſie wiederzuſehen, und als Malwina Archibald nannte als denjenigen, der ſie einem ſichern Tode entriſſen, warf er ſich ungeſtüm an ſeine Bruſt und dankte ihm in den feurigſten Worten. Der Freund drückte ihn ſanft an ſich, ſagte mit einer Stimme, die ein bewegtes Herz verrieth: „Sie iſt die Ihrige, machen Sie ſie glücklich!“ und verließ mit raſchen Schritten das Zimmer.

Mit Arthur allein, fand Malwine endlich den Muth, ihm ihren Vorſatz zu eröffnen. Sie ſagte ihm, ſie halte es weder für recht gethan, ſeine jugendliche Kraft an ihre verwelkte Geſtalt zu ketten, noch für klug, ſich in neue Gefahren zu begeben. Sie erkenne dieſen abermaligen Fingerzeig der Vorſehung, die nicht müde werde, ſie vor einer Verbindung zu warnen, die ſie beide unglücklich machen werde; es wäre Vermeſſenheit, ihrem ſo deutlich offenbarten Willen trotzen zu wollen. Arthur, der ſie ſchwer beleidigt

wußte, der ſie ihn liebend wähnte, beſchwor ſie, nicht dem Schickſal aufzubürden, was Thorheit und Laſter der Menſchen verbrochen; er hielt für Zorn, was ſie Billigkeit nannte, er betheuerte ihr, daß ſeine Liebe, daß die Freundlichkeit ſeines ganzen Hauſes ihr die Mishandlung jener Schändlichen vergüten ſolle, er mahnte ſie an ihr gegebenes Wort, und die Unglückſelige, die meinte, dieſelbe Liebe ſpreche aus ihm, die er ihr ſo oft gezeigt, die ſich durch tauſend Bande an ihn gefeſſelt ſah, die ſich ſcheute, den Unſchuldigen um des Verbrechens jener willen zu ſtrafen, gab ihm von neuem ihr Wort, gab es ihm mit tief verwundetem Herzen. Ach! und hätte ſie gewußt, daß ſein Ungeſtüm nicht mehr ein Kind ſeiner Liebe, daß er die Frucht ſeiner Großmuth war, ſeines Mitleids, daß die Sicherheit ihres Beſitzes, das drückende Gefühl ihrer Superiorität nach und nach die raſch auflodernde Flamme ſeiner Leidenſchaft erſtickt; daß eine andere blühende Schöne, ein Mädchen, welches die Natur ſelbſt für ihn geſchaffen zu haben ſchien, ihn an ſich gezogen; daß er, ſie auf dem Gute ihrer Aeltern beſuchend, bereit war, ſich dem mächtigen Zuge ſeines

Herzens zu überlaſſen, als der ihm nachgeſendete Brief, der ihm die Schandthat entdeckte, ſein Gewiſſen aus dem Schlummer weckte! Ach! hätte ſie gewußt, wie ihre bleichen Wangen, ihre verblühte Geſtalt, ihre aus dunkeln Schatten leuchtenden Augen ihn erſchreckten, und wie ſeine Großmuth ihn antrieb, immer dringender zu werden, je klarer er es ſich bewußt ward, er liebe ſie nicht mehr!

Ach, hätte die Unglückliche es gewußt; aber ſie ahnte nichts, und ſo betrogen beide einander aus einem ſtrengen Tugendgefühl. So überſprangen ſie die Kluft, die Natur, Schickſal, Meinung, Geſinnung, ja ſelbſt Empfindungen zwiſchen ihnen gegraben.

Malwine riß ſich mit blutendem Herzen los von Warſchau und ſagte Archibald das letzte Lebewohl. Sie ward Arthur's Gattin; er führte ſie zu ſeiner Mutter, in den Kreis ſeiner Verwandten. Man empfing ſie mit höflichem Mitleid. Hämiſche Eingebungen ſagten ihr bald, was ihr den Gemahl zugeführt; nicht ſein Betragen. Er war freundlich und zärtlich gegen ſie; als ſie aber, beleidigt, ſich aus der vornehmen Welt, in die er ſie geführt, zurückzog, dem Hochmuth

der Geburt den Stolz des Geiſtes entgegenſetzte, einen Kreis von Gelehrten um ſich verſammelte und darin einen ſchwachen Erſatz für das Glück des betrogenen Herzens ſuchte, fing der Graf bald an in ihrer Nähe ſich unwohl zu fühlen: er ſpielte, wettete, jagte. So entfremdeten die Herzen einander immer mehr, Malwinens Geſundheit war zerrüttet, ſie kränkelte fort und fort. Die Mutterfreuden blieben ihr verſagt. Mit Schmerz ſah der Graf ſein altes Geſchlecht verlöſchen, und als er nach mehrern Jahren ſeine Geliebte, als eine blühende Hausmutter, im Kreiſe liebenswürdiger Kinder wiederfand, klagte er laut das Schickſal an. Der Ungerechte! den kein Schickſal irregeleitet! der ſich ſelbſt eigenmächtig ſeine Bahn gebrochen und ein anderes theures Weſen mit in den Untergang gezogen!

Malwine klagte nicht. Sie rühmte ihren Gatten, ſie pries die Behaglichkeit ihrer Lage, ihre Unabhängigkeit, ihre Mittel, ſich das Leben zu verſchönen; aber in ſchlafloſen Nächten ſtieg das Bild des fernen Freundes vor ihr auf. Sie empfand es tief und innig, daß er der Mann ſei, der einſt ihre Jugendträume verherrlicht, daß aus dem Einklang ihrer Gefühle, aus

seinem sanften, männlichen Sinne, aus seiner überlegenen Geisteskraft ihr ein eheliches Glück erblüht sein würde, wie sie es sich in frühern Jahren ersehnt, empfand es schmerzlich, daß Mitleid und geschmeichelte Eitelkeit nicht die wahre Liebe, daß nur Achtung und Bewunderung sie erzeugen. Dann barg sie sich weinend in ihre Kissen und wie eine Last legte sich das Bewußtsein auf ihre Brust, daß sie die Stelle nicht gefunden, auf welche die Vorsehung sie gewiesen, daß sie ihre Bestimmung verfehlt.

Menſchliche Schwäche.

1822.

„Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie! — Hat dich niemand verdammt, ſo verdamme auch ich dich nicht: gehe hin, und ſündige hinfort nicht mehr!“ — Evang. Joh. Kap. 8, V. 7 und 11.

Im Jahre 1678, als noch innere Kriege das Königreich Ungarn zerriſſen, verheirathete ſich zu Preßburg ein reicher Edelmann, Namens Andreas Opray, nachdem er bereits ſein fünfundſechzigſtes Jahr zurückgelegt, mit einem blühendſchönen ſiebzehnjährigen Mädchen, das der Aeltern Noth und Geiz ihm in die Arme lieferte. Am Hochzeitstage trat das arme, bleiche Kind, während der alte Bräutigam in der Mitte ſeiner Zechbrüder ſaß, einen einzigen unbewachten Augenblick mit ſchwerem Herzen an das Fenſter. Ihre thränenvollen Augen ſtarrten auf die Straße hinab, wo lauter

Glücklichere ſich hin- und herbewegten. Da ritt eben der junge Ferdinand Szentirany, in der glänzenden Uniform ſeines Regiments, vorüber, und blickte ſo klagend und zärtlich hinauf, daß gewiß nur ein ſchwer beleidigtes Herz ſich mit der tödlich kalten Verachtung von ihm zu wenden vermochte, wie jetzt die geſchmückte Braut es that. Vorher aber ſchleuderten ihre Augen durch die Thränen einen Blitzſtrahl des Zorns auf den ſchönen Reiter hinunter. Bis zum geſtrigen Abend hatte die arme Maria gehofft, er werde ſie retten; er, der ihr ſo oft mit tauſend Eiden zugeſchworen, nimmer von ihr zu laſſen. Nun war alles aus. Jetzt wußte ſie es, er hatte ſie nie geliebt. Er war ein zaghafter eigenſüchtiger Mann. Die Zeit hatte er tödten wollen mit verliebten Tändeleien, aber keinen muthigen Schritt wagte er um ihren Beſitz. Sie glaubte ihn tief zu verachten, und es gewährte ihr eine gewiſſe Genugthuung, es ihm wenigſtens durch einen Blick gezeigt zu haben.

Den Tag nach der Hochzeit verbrannte ſie mit bebender Hand alle die italieniſchen Liebesbriefchen, die ſie, meiſt in anmuthiger Sonettenform, von dem Verräther

erhalten, vernichtete mit heißen Thränenströmen den Rosenkranz, durch den er ihr zuerst seine Leidenschaft gestanden, freilich nachdem seine Augen schon tausendmal eine kühnere und beredtere Sprache geführt. Eine kunstvolle Hand hatte in die einzelnen Perlen des Kranzes mit zierlich eingegrabener Schrift die einzelnen Worte der zärtlichsten Liebeserklärung vertheilt.

Als sie, verwirrt durch die Blicke des ihr zur Seite Knienden, einst in der Messe ihren Rosenkranz fallen ließ, schien er gewandt und hülfreich ihn vom Boden heben zu wollen, aber sie erkannte sogleich den, welchen er ihr reichte, nicht für den ihren, bemerkte auch von der Seite, daß er den aufgehobenen an die Lippen drückte. Zu Hause, in ihrem einsamen Kämmerchen, suchte sie anfänglich vergebens die Verse zu entziffern; die Sprache war ihr fremd, aber bald half ihr Herz und das Latein, welches sie den Vater mit den Freunden von Jugend auf sprechen gehört hatte, ihr zum Verständniß. Nach und nach machte die Liebe sie mit einer Sprache vertraut, die damals, besonders in jenen Gegenden, beinahe die einzige der Eleganz und der Poesie war, und sie brachte es in kurzem so weit, alle

zärtlichen Zuſchriften Ferdinand's, mochten ſie in Verſen oder in Proſa ſein, zu verſtehen; ja ſie unternahm es wol gar, ſie ebenfalls italieniſch, aber blos in einigen einfachen, herzlichen Worten zu erwidern. All dieſe Briefe, dieſe Andenken, all die Entwürfe zu ihren Antworten, vernichtete ſie jetzt mit Entſchloſſenheit, und wenn ſich ihre Hand einigemal unwillkürlich mit dieſem oder jenem ſüßen Pfand an ihre Lippen bewegte, fuhr ſie gleich darauf erſchrocken zurück, und ſchleuderte es in das Feuer.

Oft dachte ſie ſich während der erſten Monate ihrer Ehe, was ſie ihm alles Bitteres und Strafendes ſagen wollte, wenn einmal ein Zufall ſie mit ihm zuſammenführe. Allein ſie ſah ihn ſeit ihrem Hochzeitstage nicht wieder. Er verließ Preßburg, um im Gefolge ſeines Oheims, eines mächtigen Magnaten, an dem Kaiſerhofe eine glänzende Bahn zu betreten. Bald darauf bezog ſie auch ſelbſt mit ihrem Gemahl die Güter deſſelben auf der mähriſchen Grenze. Als die Türken und Graf Theokoli's*) Truppen jene Gegend überzogen, ſuchte

*) Sprich Tökëli.

das Ehepaar bald in dieſer, bald in jener Feſte Schutz vor dem Feinde, ohne jedoch ſeinem Andrange ausweichen zu können. Aber wo ſie auch war, überall verlebte die arme Maria an der Seite eines mürriſchen, kränkelnden Greiſes trübſelige Tage. Von der Natur auf das liebreichſte ausgeſtattet, zu tauſend Anſprüchen an das Leben berechtigt, war doch ihr Herz zu gut und liebebedürftig, um in der tiefen Einſamkeit, zu welcher die Eiferſucht ihres Gatten ſie verdammte, in der Einen Hoffnung Troſt zu finden, einſt, und vielleicht bald, im Beſitz anſehnlicher Reichthümer zu ſein und ihrer frei genießen zu können. An Unterwürfigkeit gewöhnt, ſanftmüthig von Natur, lernte ſie ſich nach und nach in die finſtern Launen des Alten ſchicken, gewann ihn lieb und verpflegte ihn ſorgſam.

Es war überdem eine Zeit, in welcher eine junge ſchöne Frau es wol für ein Glück anſehen konnte, den Schutz eines durch Alter und Rang achtbaren Mannes zu genießen. Heftige Kriegsſtürme bewegten das Land und ſchienen alle Schranken niedergeriſſen zu haben, die Geſetz und Sitte wohlthätig aufgebaut hatten. Schon ſeit anderthalb hundert Jahren herrſchte das Haus

Oesterreich in Ungarn, aber noch war es ihm nicht gelungen, sich die Herzen zu gewinnen. Stets glaubte die Nation, das heißt der Adel und die Geistlichkeit, gegen die Regierung im Wehrstande sein zu müssen, und selbst als die immer mehr um sich greifende neue Religionssekte den Klerus und das Erzhaus zu einer Art Vereinigung brachte, hörte weder dieses auf, den allzu begünstigten beeinträchtigen zu wollen, noch jener, die verjährten Rechte ängstlich zu bewachen. So auch fand die Regierung den Adel nur dann willig und mit ihr Eines Sinnes, wenn es galt, der gemeinsamen Noth zu wehren, welche die Ungläubigen immer wieder von neuem über das Land brachten. Bei allen Versuchen aber, gegen die Verfassung gerichtet, hatte sie es mit offenem Trotz oder versteckter Widersetzlichkeit zu thun. Schon Ferdinand's I. Lieblingswunsch war es, das freie Wahlreich den Staaten seines Hauses einzuverleiben; ja, er erklärte es sogar ohne weiteres geradezu für ein Erbreich; allein sein Kampf mit den Zapolyas und den Türken nahm seine Kräfte zu sehr in Anspruch, und machte ihm die Anhänglichkeit der Nation zu kostbar, als daß er hätte andere als unbedeutende Schritte

zu dieſem Ziele hin thun können. Er begnügte ſich demnach, ſeinen Sohn Maximilian noch bei ſeinem Leben zu ſeinem Nachfolger erwählt zu ſehen. Ebenſo bewirkte dieſer die Wahl ſeines Sohnes Rudolf, unter deſſen langer Regierung das unglückliche Reich zu gleicher Zeit der Schauplatz des entſetzlichſten Doppelkriegs zwiſchen Türken und Ungarn, kaiſerlichen Söldnern und Proteſtanten war, und des geheimeren Kampfes zwiſchen Herrſcher und Nation um die Rechte der letztern. Noch heimlicher ſuchte Kaiſer Matthias die Wahlfreiheit des Reichs zu untergraben. Ja, es ſieht faſt wie eine leere Beſchuldigung aus, wenn einige behaupten, er, der doch jeden Punkt der Verfaſſung äußerlich ehrte, habe, mit Argliſt in Siebenbürgen den Samen der Zwietracht ausſtreuend und dann als Vermittler auftretend, ſich dort feſtſetzen wollen, um, in Beſitz Oeſterreichs und Siebenbürgens, Ungarn ganz in ſeiner Gewalt zu haben. Den beiden Ferdinanden ließ der Glaubenskrieg in Deutſchland und der, welcher ſich durch die Fürſten Bethlen und Rakoczy über ganz Ungarn zog, nicht Zeit, ernſthafte Schritte zur Verwirklichung der Lieblingsideen des Erzhauſes, in Ungarn

erblich zu herrschen, zu thun. Die Streitigkeiten der beiden Kaiser mit den Unterthanen galten fast einzig der protestantischen Religion, deren Beschützer die siebenbürgischen Fürsten waren. So gelang es auch Ferdinand III. nacheinander seine beiden Söhne Ferdinand IV. und Leopold zu apostolischen Königen krönen zu lassen. Die heftigsten Angriffe gegen die ungarische Reichsverfassung fallen unter Leopold's lange Regierung. So auch die einfach-traurige Erzählung, die wir dem geneigten Leser hier mitzutheilen in Begriff sind. Es ist eine abgerissene Scene, die vielleicht nur in Bezug auf die große Tragödie einiges Interesse hat, in welcher die ungarische Freiheit so blutig unterging. Weit entfernt indessen, hier Geschichte und Novelle verschmelzen zu wollen, was einzig der Meisterhand eines Walter Scott, oder wie der große Unbekannte sonst heißt, vergönnt sein mag, machen wir es uns zur Pflicht, von allem Geschichtlichen nur das zu berühren, was zum Verständniß dieser einzelnen Begebenheit nothwendig ist.

Der Kaiser hatte unter mehreren Vorwänden deutsche Truppen in das Land geschickt, und dadurch eine der wichtigsten Bedingungen übertreten, unter

welchen die Stände ihm die Krone übergeben hatten. Nur mit ihrer Bewilligung sollten fremde Soldaten in das Land kommen, sie sollten dem Palatin untergeordnet sein; aber jetzt war es der berühmte Montecuculi, der an ihrer Spitze stand, und bald war ein großer Theil der festen Plätze von deutschen Garnisonen besetzt. Die Reichstage von Kaschau und Preßburg hatten keine Frucht als gesteigerte Erbitterung, und man ging auseinander, ohne sich über die Hauptpunkte vereinigt zu haben. Der ausbrechende Türkenkrieg schien für das erste den innern Spaltungen ein Ende gemacht zu haben, und als die Kaiserlichen im Jahre 1664 die merkwürdige Schlacht bei St.-Gotthardt gewonnen, in welcher fast das ganze osmanische Heer zu Grunde ging, war die Nation von der Hoffnung belebt, jetzt endlich einmal durch einen günstigen Frieden oder einen fortgesetzten Kampf den Erbfeind aus dem Lande vertrieben zu sehen, von dem er seit so lange schon einen der schönsten Theile innehatte. Aber wie groß war Bestürzung und Zorn, als sechs Wochen nach der Schlacht bei St.-Gotthardt zwischen Kaiser und Großherrn ein Frieden geschlossen ward, bei welchem jener

einzig und allein die Privatvortheile ſeines Hauſes berückſichtigt zu haben ſchien, worin des Königreichs kaum gedacht war und der einige der wichtigſten Plätze in den Händen der Türken ließ. Die Ungarn, welche, ganz der Verfaſſung zuwider, von dieſem Vertrage erſt erfuhren, als er bereits abgeſchloſſen, betrachteten ihn als eine der größten Beleidigungen, welche ſie noch erlitten hatten. Auch war er von den traurigſten Folgen für ſie. Die Paſchas von Neuhäuſel und Ofen forderten durch das ganze Land bis an die mähriſche Grenze den gewohnten Tribut. Der wiener Hof verbot ihn zu zahlen, ohne die Unterthanen mit dem Mittel zu verſehen, der Macht zu widerſtehen, die nur zwiſchen pünktlichem Gehorſam und grauſamem Tod die Wahl ließ. Man verlangte vom wiener Hofe die Erlaubniß, Geſandte nach Konſtantinopel zu ſchicken, um vermittels friedlicher Unterhandlungen ein anderes Verhältniß zu erzwingen, und die Verweigerung dieſer Erlaubniß erbitterte die Ungarn in einem ſolchen Grade, daß auch ſie ſich berechtigt glaubten, alle Schranken zu überſchreiten. Sie meinten in dem unthätigen Verhalten der Regierung die Abſicht zu erkennen, ſowol die Kraft

des Feindes zum Angriff, als die der Unterthanen zum Widerstand gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte, ſich nach und nach aufreiben zu ſehen. Die Großen warben vor wie nach Truppen, ſetzten ihre feſten Schlöſſer in Vertheidigungsſtand und eine heftige Bewegung der Gemüther zeigte ſich überall. Es iſt wahr, daß die Aufführung der Osmanen genug zu dieſen kriegeriſchen Rüſtungen aufzufordern ſchien. Die Gefechte zwiſchen Ungarn und Türken nahmen kein Ende, während die kaiſerlichen Soldaten geſichert und ruhig in ihren Feſtungen lagen. Ja, es klingt faſt ebenſo märchen- als grauſenhaft, wenn ungariſche Geſchichtſchreiber berichten, daß während dieſes blutigen Friedens, dem 1683 der förmlich ausbrechende Krieg ein Ende machte, allein an den Grenzen von Veſzprim und Papa, von beiden Seiten ſechzigtauſend der Gefallenen gezählt wurden. Deſſenungeachtet deutete der wiener Hof dieſe Rüſtungen auf das übelſte und ahnte wol nicht mit Unrecht einen kriegeriſchen Ausbruch des unbeſonnen erweckten Haſſes. Als demnach die Stände auf den zuſammenberufenen Reichstagen zu Preßburg und Neuſohl ſich endlich förmlich weigerten, ſowol die im Lande

müßig liegenden kaiserlichen Truppen mit Lebensunterhalt zu versehen, als ihnen neue Festungen zu erbauen, sah der Hof in dieser Widersetzlichkeit Verrath und Empörung. Zu eben dieser Zeit entdeckte man eine große Verschwörung, deren Mitglieder meist aus den bedrückten und misvergnügten Protestanten bestanden zu haben scheinen, als deren Häupter aber sich die vornehmsten Edelleute des Reichs auswiesen. Nadasdi, Frangipani, Zrini und Tattenbach wurden nacheinander in Wien, Neustadt und Gratz hingerichtet, ohne daß die Stände es erlangen konnten, sie der Verfassung gemäß vor ihr Tribunal gestellt zu sehen. Ihre Güter wurden eingezogen, ja zum Theil ihre Namen vernichtet. Andere Häupter, Rakoczy und Ostrosicz, erhielten Gnade. Aber nöthiger als je schien es, die festen Plätze des Königreichs durch deutsche Garnisonen zu sichern. Einem der Großen nach dem andern sank der Muth zum längern Widerstande; der alte Graf Stephan Theokeoli allein weigerte sich entschieden, sein Schloß zu übergeben und erklärte frei, er habe nie an eine Untreue gegen die Krone oder Se. apostolische Majestät gedacht; man dürfe ihn nicht angreifen, und thäte man

es, ſo würde er mit den gerechteſten Waffen in den Händen fallen. Er ſtarb auch, während der General Heiſter die Feſte belagerte, die ſich bald nachher ergab. Kurz vor ſeinem Tode aber hatte er noch die Flucht ſeines Sohnes Emmerich, in Bauernkleider verhüllt, mitten in der Nacht, bewerkſtelligt, welcher ſich mit einigen ihn begleitenden Edelleuten nach Polen und dann nach dem Hofe des Prinzen Apafi begab. Mehrere noch folgten ihm, und die Walachei, die Moldau, wie Siebenbürgen waren mit vornehmen ungariſchen Flüchtlingen überſchwemmt.

Durch die Verſchwörung aber und dieſe Schritte ſah ſich der Kaiſer veranlaßt, Ungarn als ein rebelliſches, erobertes Land zu betrachten und zu behandeln. Strafen und Androhung noch größerer erſchreckten die Nation und machten ſie für eine kurze Zeit williger. Während deſſen aber war die Zahl der kriegeriſch Gerüſteten unter den Malcontenten immer größer geworden, und der junge Graf Theokeoli hatte ſich an ihre Spitze geſtellt. Er fiel in Ungarn ein, und obwol immer wieder von den Kaiſerlichen zurückgetrieben und von keinem Beiſtand einer fremden Macht, als dem des

Fürſten von Siebenbürgen begünſtigt, wuchs die Anzahl ſeiner Anhänger doch täglich. Vergeblich wendete der wiener Hof ſeine ganze Strenge an, dieſen neuen Aufſtand zu unterdrücken; beinahe fünf Jahre ſpann ſich ein unentſcheidender, aber nicht unblutiger Krieg fort, bis ein beträchtlicher Schwarm aus Polen entlaſſener Truppen, unter Anführung des Marquis von Bohan, Theokeoli's Macht bis zu dem Grade verſtärkte, die Kaiſerlichen ganz aus dem Felde ſchlagen zu können. Immer tiefer drangen die Empörer in das Land, und machten, bis an die Vorſtädte von Wien hinſtreifend, den Hof ſehr bedenklich. In ſolcher Stimmung ließ dieſer nichts unverſucht, die Misvergnügten untereinander zu entzweien und Theokeoli perſönlich zu gewinnen. Die Liebe, welche der junge Graf für Helene Zrini, die Witwe Franz Rakoczy's, im Herzen hegte, kam den friedlichen Vorſchlägen zu Hülfe. Denn nur mit Bewilligung des Hofes konnte er die ſchöne Freundin zu beſitzen hoffen. Von der andern Seite ſchien wieder die Pforte kräftigern Beiſtand bieten zu wollen, und wenn ſie anfänglich dem Grafen nur unautoriſirte Hülfsvölker bewilligt hatte, ſich jetzt zum offenen Krieg

gegen Oesterreich zu rüsten. So war er unentschlossen, und die Meinungen seiner Rathgeber und Freunde waren getheilter als je.

Zu den wärmsten und thätigsten Anhängern des Grafen gehörten damals die Gebrüder Barone Barcoczy, von denen der Jüngste, Emmerich, einen nahen und traurigen Antheil an unserer Erzählung nimmt. Ihre Vorfahren hatten für die neue Lehre gefochten, und ihr Vater, der alte Stephan Barcoczy, hatte noch bei Lebzeiten Ferdinand's III. seine Anhänglichkeit an dieselbe, die ihn zu lautem Murren gegen die drückenden Maßregeln der Machthaber hinriß, auf dem Schaffot gebüßt. Der älteste der Söhne, mit dem Vater gleichen Namens, war damals schon ein halberwachsener Jüngling; der jüngste noch in der Wiege. Sieben dazwischenstehende Brüder raffte nach und nach die Pest und jener verderbliche Krieg hinweg, zu dem, während des Friedens des Kaisers, die Türken die Nation zwangen. Als der junge Graf Theokeoli aus dem belagerten Schlosse seines Vaters floh, waren Stephan und Emmerich noch allein übrig; Stephan's glühende Brust, von Racheluft dürstend, voll des leidenschaftlichsten

Hasses gegen das Erzhaus; Emmerich, ein Knabe von funfzehn Jahren, aber kräftig und kühn. Die Brüder, verschiedenen Temperaments, entgegengesetzten Charakters, stimmten nur in treuer Liebe für einander und im gemeinschaftlichen Haß gegen die Regierung zusammen. Aber auch dieser Haß war nicht gleicher Art. Beider Absichen zwar galt den Feinden ihres Hauses, den Mördern ihres Vaters, aber während Stephan zunächst die verletzten Rechte des Adels, die mannichfachen Uebertretungen der Grundgesetze des Reiches im Auge hatte, mehr aber als alles, die persönlichen Beleidigungen, welche er vom wiener Hofe hatte erdulden müssen, — denn schon bei seines Vaters Tode war ein Theil seiner Güter eingezogen worden, und als einem Mitgliede jener berüchtigten Verschwörung waren ihm die übrigen genommen — so hatte es Emmerich dagegen, als einer der wärmsten Anhänger der lutherischen Lehre, die es damals gab, ganz besonders mit den Unterdrückern dieser Lehre zu thun. Beide entschlossen sich ohne Anstand dem Grafen zu folgen, und trugen elf Jahre lang treulich Glück und Unglück mit ihm. Emmerich, mit Thekeli fast eines Alters, in seinem Kriegslager, an

ſeiner Seite aufwachſend, hing ſich an den glänzenden, geiſtvollen Jüngling mit aller Liebe und Verblendung eines jugendlichen, warmen Gemüths, und auch der Graf, deſſen Herz für zarte Empfindungen nichts weniger als unempfänglich war, faßte eine ungewöhnliche Zuneigung zu ihm. Bereit Theokeoli als ſeinen König anzuerkennen, wenn ſtatt der Türken ihn die Nation dazu erwähle, erlaubte Emmerich ſich dagegen, jenem mit Eifer und Hitze die Verbindung mit den Ungläubigen zu widerrathen, die der Jüngling noch heftige haßte als Kaiſer und Papſt, und mit denen Freundſchaft zu halten ihm als Sünde erſchien. Aber auch von ſeiten der Politik betrachtet, glaubte der junge Barcoczy davor warnen zu müſſen, und er prophezeite, was hernach eintraf, wie ſich die Herzen der Nation allmählich von dem Bundesgenoſſen des Erbfeindes der Chriſtenheit abwenden würden.

Graf Theokeoli ſchloß dreimal Waffenſtillſtand mit dem wiener Hofe, und wie wir ſchon oben bemerkten, ſein Herz machte ihn nicht ungeneigt, die günſtigen Friedensbedingungen, welche der Kaiſer ihm bot, anzunehmen. Aber war es nun, daß er ſich am Ende zu tief mit der Pforte

eingelaſſen, um zurücktreten zu können, oder daß ſich ſein ungemeſſener Ehrgeiz mehr Vortheile von dieſer Verbindung verſprach, als alles, was ihm der wiener Hof bieten konnte; genug er fand während des dritten Waffenſtillſtandes im Jahre 1682 Mittel, ſich mit der Prinzeſſin Rakoczy zu vermählen, ohne vorher eine Erklärung über ſeine Geſinnung gegeben zu haben. Kurz nachher brach der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte aus, und Theckeli, der ſchon früher ſeine feindlichen Operationen gegen erſtern von neuem begonnen hatte, trat nun als erklärter Bundesgenoſſe der Ungläubigen auf. Er nahm mehrere der bedeutendſten Plätze und war glücklicher als je. Aber die ungariſche Nation hatte keinen Theil mehr an dieſen Siegen. Alle Beſſern verließen ihn, und ein großer Theil derſelben ging zu dem Kaiſer über. Auch Emmerich Barcoczy riß ſich mit ſchwerem Herzen von dem geliebten Freunde los, aber er that es nicht ohne offene Erklärung, und Theckeli ſah ihn, nachdem er vergebens Vorſtellung und Ueberredung angewendet, ihn zu halten, ohne Zorn, aber nicht ohne Schmerz ſcheiden. Der erſchütterte Jüngling hingegen gab in der Stunde der Trennung

unaufgefordert das Verſprechen, nie gegen ihn zu fechten und ſtets zu ſeinen perſönlichen Dienſten zu ſein, ſobald er es verlange.

Den Grafen riß ſein dunkles Verhängniß fort, das ihm nach und nach Freunde, Vaterland und die Achtung der Welt raubte, und ihn zuletzt fern von der Heimat, in dunkler Vergeſſenheit, unter Barbaren ſterben ließ. Wir erwähnen hier nicht, wie das türkiſche Heer nun Ungarn überſchwemmte und, die Kaiſerſtadt belagernd, alle chriſtlichen Mächte in Bewegung ſetzte. Wie ein Strom ergoß ſich die Zahl der Flüchtigen und Verfolgenden abermals über das unglückliche Land. Im Innern herrſchte inzwiſchen, ſeitdem der Kaiſer, durch die Noth zu Milde und Mäßigung gezwungen, auf dem Reichstage zu Oedenburg feierlichſt die alte Verfaſſung erneut hatte, bei weitem mehr Uebereinſtimmung als noch vor kurzem, und die Mehrheit der Nation bewährte ſich im Verlaufe dieſes Kriegs als dem Kaiſerhauſe ergeben, und half die Ungläubigen in ihre alten Grenzen zurückjagen.

Wir haben nun die geneigten Leſer auf einen Punkt geführt, wo unſere ſcheinbar abgebrochene Erzählung

von neuem beginnt. Bis dahin war das Schicksal Maria's zu sehr mit den allgemeinen Begebenheiten verschlungen, um vereinzelt berichtet zu werden. Zu dieser Zeit aber, ungefähr sechs Jahre nach ihrer ersten Heirath, finden wir sie, zum zweiten male vermählt, in der Gespanschaft Ungwar, auf einem alten Schlosse wieder, das, hart an der polnischen Grenze in einem der unzugänglichsten Theile der Karpaten gelegen, dicht von Wald und Gebirge umdrängt ist.

Der Besitzer des Schlosses, das den slawischen Namen Samosko führte, war eben jener Emmerich Barcoczy, dessen wir oben erwähnten. Dieses einzige alte baufällige Haus war, von der Regierung in seiner Verborgenheit und Unbedeutendheit unbeachtet, den beiden Freiherren von ihrem Eigenthum übriggeblieben. Früher aber, bei der Theilung des väterlichen Erbes, war es dem jüngsten Bruder zugefallen. Dies uneinträgliche Besitzthum war Emmerich theuer, weil er hier die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, weil auf dem nächsten Kirchhofe die Gebeine seiner Mutter ruhten. Hier hauste er, seitdem er sich von dem Grafen Theokoli getrennt, und wenn dieser andere Edelleute, welche von ihm abfielen, mit

Liſt und Gewalt zurückzuhalten ſchien, ſo hatten dagegen die Seinigen Befehl, den jüngern Barcoczy unangefochten auf ſeinem Hofe wohnen und in den benachbarten Wäldern jagen zu laſſen. Die Kaiſerlichen ſchienen auf ihren Streifzügen durch die Saroſer und Ungwarer Geſpanſchaften gar nichts von dem Daſein von Samosko zu ahnen. Aber Emmerich's alte Waffenbrüder wußten ihn bald hier aufzufinden. Theokoli's Truppen hielten das Schloß Ungwar, auf welches ſich der von ihm abgefallene Graf Hammenay zurückgezogen, umlagert. Auch hatten ſie wechſelsweiſe mit den Kaiſerlichen Eperies, Kaſchau und andere Orte inne, aus deren Beſatzungen dann faſt täglich Offiziere nach dem nahen Samosko ſtrömten, wo eine gaſtliche Tafel ſie empfing. Andere Misvergnügte ſchloſſen ſich ihnen an; Reden wurden gehalten, Gelage gefeiert und Tag und Nacht ein wildrohes Leben geführt. Allein dies dauerte nur kurze Zeit. Denn ſeitdem Emmerich ſeine Wohnung mit einer ſchönen, reichen und fein erzogenen Hausfrau geſchmückt, lebte er ſtille und friedliche Tage, blieb immer daheim, außer daß er ſich von Zeit zu Zeit an der Jagd erluſtigte, und ſchien alle

Abenteuer seiner frühern Jugend vergessen zu haben. Seine Freunde verließen ihn nach und nach, verwünschten die entnervende Liebe und hörten auf, das Haus zu Samosko zum Ort ihrer Zusammenkünfte zu wählen.

Durch das kecke Wagstück einer Entführung war Emmerich zu Maria's Besitz gelangt; durch eine feurige und zärtliche Liebe schien er sie versöhnt und ihr Herz gewonnen zu haben. Die Roheit der wilden Gesellen, welche sich ihres Gatten Freunde nannten, und die sich durch die thätige Hülfe, welche sie ihm geleistet, und durch die reiche Heirath zu neuen Hoffnungen berechtigt glaubten, scheuchte die zarte Maria bei jedem Besuche in ihre Kammer zurück. So sah es der Baron am Ende gern, daß sie wegblieben. Er hoffte überdem bald seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Der Monarch hatte eine allgemeine Amnestie ergehen lassen und den Misvergnügten Wiederherstellung ihrer Ehren und Würden, sogar, soweit es möglich sein werde, Zurückgabe ihrer Güter versprochen. Zu dem Ende waren alle, welche Theekeli und die Türken verlassen wollten, nach Preßburg beschieden, wo Commissarien ihrer harrten, denen sie ihre Beschwerden vortragen

ſollten, um geziemende Genugthuung zu erhalten. Emmerich wußte zu gut, wie verhaßt ſein Haus dem wiener Hofe war, um es der Vorſicht gemäß zu finden, ohne weiteres ſelbſt nach Preßburg zu gehen; aber er beauftragte einen klugen, wohlangeſchriebenen Freund, den eigene Angelegenheiten dahin führten, auch mit den ſeinigen und ſah vergnügt und ſorglos einer baldigen Entſcheidung entgegen.

So lebte das Ehepaar mehrere Monate lang in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt. Der Einzige, der noch von Zeit zu Zeit zu Samosko vorſprach und der ſich oft nicht vergebens bemühte, die alte kecke Luſt an Abenteuern wieder in Emmerich's Bruſt zu erwecken, war ſein älteſter Bruder Stephan. Auch er hatte Theokeoli verlaſſen, allein nicht wegen des Türkenbundes, der ihm im Gegentheil höchſt erwünſcht war; er glaubte ſich von dem Grafen durch Zurückſetzung beleidigt, brach in der Hitze mit ihm, und ließ nichts unverſucht, dem frühern Gegner Theokeoli's, dem jungen Vezzelini, von neuem eine Partei zu bilden. Jener ſuchte ihn darauf durch lockende Verſprechungen wieder an ſich zu ziehen, denn er wußte wol, was er

an dem finstern, entschlossenen Manne hatte, welchen ein glühendes Herz und ein eiserner Wille zu Verbrechen und Großthaten gleich fähig machten. Stephan kehrte nun zwar nicht förmlich in seine Dienste zurück, allein er gab Vezzelini auf, und schweifte, unermüdlich das mißliche Geschäft eines Werbenden treibend, rastlos, heimatlos im Lande umher, bald mitten unter Kaiserlichen, bald unter Freunden. Aber wo er auch war, immer richtete man ein wachsames Auge auf ihn, und selbst wenn er sich still und friedlich hielt, konnte er der Beschuldigung nicht entgehen, er streue durch seine Reden den Samen zu neuen Unruhen aus.

Einst, an einem strengen Wintertage, als Emmerich früh mit seinen Dienern auf die Jagd geritten und gegen Abend noch nicht heimgekehrt war, saß seine Gattin, die schöne Maria, zu Hause in Thränen zerfließend und überdachte ihr trauriges Schicksal. Von Zeit zu Zeit trat sie an das Fenster, zu sehen, ob die Ankunft ihres Mannes den Verdruß und die Langeweile ihrer Einsamkeit unterbreche. Der Sturm tobte draußen und trug die Schneeflocken auf wilden Schwingen hin und her, daß ihr Blick nicht zu dem Hofthor

zu bringen vermochte, durch welches er zu ihr kommen mußte. Mit gesteigertem Unmuth kehrte sie dann zu ihrem Sitze zurück, sich von neuem bittern Betrachtungen überlassend. Der Glanz ihrer französischen, modisch geschnittenen Kleider bildete einen wunderlichen Gegensatz zu den alten, nur dem gröbsten Bedürfnisse abhelfenden Geräthschaften, die sie umgaben; die rohen Gestalten der slowakischen Mägde, welche bisweilen in das Zimmer traten, um das Feuer zu schüren oder sonstige Geschäfte zu verrichten, einen noch schneidendern mit der zarten Bildung und den anmuthigen Bewegungen der jungen Frau. Diese stützte das Köpfchen mit den Armen, und die thränenschweren Augen fest zudrückend, die Vergangenheit zurückrufend, schien sie einige Minuten lang die Gegenwart ganz vergessen zu wollen.

Mit kindlichem Gefühl gedachte sie ihrer Aeltern, die nun schon seit mehreren Jahren im Grabe ruhten. Sie hatten sie zwar streng, aber doch sorglich und liebevoll erzogen. Selbst der Gedanke, daß ihr harter Befehl sie gezwungen, einem Manne die Hand zu reichen, der beinahe funfzig Jahre älter als sie und

kränklich und mürrisch war, mischte jetzt in ihr Gefühl für sie nichts Bitteres mehr. Hatte der, den sie einzig und innig liebte, doch genugsam gezeigt, daß er ihrer nicht werth sei. Nie hatte er wieder von sich hören lassen. Blos aus zufälligen Nachrichten wußte sie, daß er noch in Wien war und sehr in Gunst am Kaiserhofe stehe. „Ich habe ihn aus meinem Herzen gerissen!“ sagte sie, und drückte dabei die Hand fest auf das in Unmuth höher schlagende Herz. Dann dachte sie auch an den alten Oprah. In stiller, freudenloser Eingezogenheit hatte sie über fünf Jahre an seiner Seite gelebt. Ob auf seinen Gütern, oder in den Städten, immer blieb seine Thür Gästen verschlossen; und kaum hatte er ihr einen andern Ausgang erlaubt, als diejenigen, welche sie in die Kirche führten. Auch diese wurden ihr nicht aus Frömmigkeit oder gutem Willen verstattet, denn wenn auch ein Katholik, war doch der Alte eher einer freigeisterischen Philosophie zugethan; sondern weil es die damalige Sitte so mit sich brachte, auch er dadurch seine Anhänglichkeit an die österreichische Herrschaft zu offenbaren glaubte, von der er persönliche Vortheile zog.

Diese Kirchenbesuche waren indessen von wichtigen Folgen für Maria. Auch in Leutschau suchte ihr Gemahl Zuflucht vor dem Feinde. Kaum aber war er hier mit seiner jungen Gattin angelangt, als Theokeli's Truppen die Stadt belagerten und einnahmen. Auf einem solchen Kirchwege nun sah Emmerich Barcoczy sie zum ersten male, um sie nie wieder zu vergessen.

Nicht ohne schmeichelnd wohlthätige Empfindung gedachte Maria jetzt dieses Augenblicks. Ein Haufen junger Offiziere, Ungarn, Polen und Franzosen, hielt die Kirchthüren umlagert, um mit allem Uebermuth des Siegers den schönen Frauen, die Frömmigkeit, Gewohnheit oder Lust zu sehen und gesehen zu werden, auch in diesen kriegerischen Zeiten in das Gotteshaus führte, unter das Gesicht zu schauen. Maria ging mit sittsamen Schritten, die Augen zu Boden gesenkt. Eine Magd folgte ihr. Worte der Bewunderung wurden laut beim Anblick der glänzenden Schönen. Sie fühlte sich dichter umdrängt. Furchtsam bittend schlug sie die Augen auf und ihr Blick fiel auf einen jungen blühenden Mann, der sie mit bewegten, unbeschreiblichen Mienen anstarrte. Es lag ein Etwas darin, das nicht

misverstanden werden konnte. Bestürzt senkte sie das Auge nieder und ein glühendes Roth überzog ihre schönen Wangen. Sie suchte verlegen und zaghaft weiter zu dringen. Da machte ein kräftiger Arm plötzlich vor ihr Raum. Jener Offizier ging ihr zur Seite, den Blick mit innigem Ausdruck auf sie gerichtet; eine breite Straße that sich vor ihr auf. An der Kirchthür blieb er, sie öffnend, stehen und verbeugte sich tief, ehrfurchtsvoll, hoch erröthend. Nicht ohne Verwirrung, aber mit dem holdesten Lächeln des Dankes ging sie an ihm vorüber. Der heftige Eindruck, den sie auf ihn gemacht, konnte ihr nicht entgangen sein, und wir wollen nicht behaupten, daß nicht der schmeichelhafte Gedanke daran ihre Andacht heute ein wenig gestört hätte.

So lange sie mit ihrem Gemahl in Leutschau blieb, fand sie den jungen Ungarn regelmäßig an der Kirchthüre. Seine Sorgsamkeit, sein Ansehen schützte sie vor jeder Art von Zudringlichkeit. Seine Augen hingen liebend, bewundernd an ihr, aber nie versuchte er es, sich ihr mehr zu nähern, sie anzureden. Sie wußte es ihm Dank, daß er sie nicht in ihrem Hause aufsuchte, was

dem Sieger nicht ſchwer hätte werden können, und was ihr bei der Eiferſucht ihres Gemahls theuer würde zu ſtehen gekommen ſein. Zufällig nur erfuhr ſie ſeinen Namen; für einen Adjutanten Theokoli's hatte ſie ihn an ſeiner Kleidung erkannt. Sie kehrte mit dem alten Opray nach dem Trenczíner Comitat zurück, und dachte bald ſelten, endlich gar nicht mehr an ihn. Jahre vergingen und ihr Gatte ſtarb. Maria war unſchlüſſig, was ſie nun beginnen ſolle, und ſo lange gewöhnt, von dem Willen, ja den Launen Anderer abzuhängen, war es anfangs faſt, als ob ihre Freiheit ſie drückte. Wie ſonſt vor dem Feinde, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt flüchtend, im Lande umherzuziehen, wäre der jungen Witwe wenig geziemend geweſen; den Feind zu erwarten, gefahrvoll. Nach dem Beiſpiel der Gräfin Bezzelini aber und anderer Landsmänninnen, ihre Schlöſſer zu befeſtigen und ſie gegen die bewaffnete Macht zu vertheidigen, fehlte es Marien ganz an Muth und Entſchloſſenheit. Sie entſchied ſich demnach dafür, ſich nach Bukowina, dem abgelegenſten ihrer Güter an der ſchleſiſchen Grenze zurückzuziehen und dort das Trauerjahr in klöſterlicher Stille zu verleben.

Dann — — für die fernere Zukunft bildeten ſich nach und nach in ihrem Köpfchen glänzende Pläne. Wien, Italien, die Welt lag offen vor ihr. In Venedig wohnte eine Schweſter ihrer Mutter, in Wien waren zwei ihrer Pathen einheimiſch. Ihnen allen konnte ſie hoffen willkommen zu ſein. Ihre Freiheit fing an ihr lieb zu werden, und ſie glaubte alle die Lebensfreuden, zu denen Jugend, Reichthum und Schönheit ſie berechtigten, welche ihr die Vergangenheit verſagt, von der kommenden Zeit erwarten zu dürfen.

Allein das Schickſal ſchien anderes über ſie beſchloſſen zu haben. Acht Wochen lang war ſie Witwe; kein Soldat, weder von dieſer noch von jener Partei hatte ſich ſeitdem im Arvaer Comitate blicken laſſen, als eines Abends plötzlich ihr Haus zu Bukowina von einem kriegeriſchen Haufen überfallen ward. Aus einer Ohnmacht in die andere ſinkend, fand ſie ſich endlich in einer verſchloſſenen Kutſche wieder, welche die ganze Nacht nach Oſten zu raſtlos weiter rollend, von einer rohen, ſeltſam vermummten Reiterſchar umringt war. In der nächtlichen Finſterniß erkannte ſie dennoch, daß der Weg ſie durch dicke Waldungen,

zwiſchen Gebirgen hinführte. An öden abgelegenen Stellen ward angehalten. Friſche Pferde ſtanden bereit, und mit Windesſchnelle ging es weiter. Als es Tag geworden, hielt der Wagen im Walde ſtill. Der Schlag ward geöffnet, eine männliche Stimme bat Maria höflich, ein kleines Frühſtück zu ſich zu nehmen, indem ſie zugleich entſchuldigte, daß die Gelegenheit fehle, ihr Beſſeres zu reichen. Mit Thränen des Zorns ſtieß ſie alles von ſich, und hörte nicht auf die Stimme, die ſie bat, ſich zu beruhigen, es ſolle ihr nichts geſchehen. Unterdeß hatten die übrigen Reiter durch Pfeifen und wunderlichen Ruf Zeichen gegeben. Andere, ebenfalls verhüllt, aber geringer an Anzahl, kamen aus dem Gebüſche herbei. Die erſtern ritten nun langſam zurück und rohe Scherze, lautes Lachen, Freude über das glückliche Gelingen ausdrückend, tönten in die Ohren der zitternden Maria. Aehnliche Auftritte wiederholten ſich den folgenden Tag, bis ſpät in der Nacht die Reiſe endete. Maria war körperlich und geiſtig aufs äußerſte ermattet. In halber Bewußtloſigkeit bemerkte ſie kaum, daß der Wagen auf einem Hofe hielt. Ein Reiter ſaß ab. Mit kräftigen Armen

hob er ſie heraus, ſie fühlte ſich feſt an ſeine Bruſt gedrückt, und mit leiſer Stimme flüſterte er ihr zärtliche Worte zu, als er ſie die Treppe hinauf in ein kleines Gemach trug. Während der Reiſe war das beruhigende Ergebniß ihres Nachſinnens geweſen: der Ruf ihres Reichthums habe ſie in die Gewalt von Räubern geführt, ein anſehnliches Löſegeld werde ſie befreien. Jetzt wußte ſie auf einmal, ſie ſei in der Gewalt eines Liebhabers. Eine furchtbare Angſt ergriff ſie. Sie ſammelte ihre letzte Kraft, aufzuſchreien, ſich von ihm loszureißen. Er ließ ſie, und ſetzte ſie ſanft auf einem Sofa nieder.

Er enthüllte ſich und warf ſich ihr zu Füßen. Mit ſprachloſem Staunen erkannte ſie Emmerich Barcoczy. Es lag etwas Tröſtliches in dieſem Erkennen. Sie glaubte im Augenblick ſich ſicherer. Sie fühlte dunkel, daß es in ihrer Macht ſtehe, ihn glücklich oder unglücklich zu machen. Ihre Vorwürfe, ihre Verwünſchungen beantwortete er mit Flehen um Vergebung, mit Betheuerungen ſeiner Leidenſchaft. Er benetzte ihre Hände mit Thränen, er küßte ihre Füße. Er ſchwor ihr bei ſeiner Ehre, daß er nur ſeinen Bitten, ſeiner

Liebe ihr Herz, ihre Hand verdanken wolle; und als ſie ihm unmuthig befahl, ſie zu verlaſſen, war er ihr gehorſam, nachdem er ſie nur noch dringend erſucht, mit der kleinen Abendmahlzeit, welche er ihr durch eine Dienerin ſchicken werde, ſich zu ſtärken, und im anſtoßenden Zimmer durch Schlaf ſich von der beſchwerlichen Reiſe zu erholen.

Drei Tage vergingen. Maria war eine Gefangene, aber ihr Kerkermeiſter lag zu ihren Füßen, und als er endlich von Flehen und Leidenſchaft erſchöpft, verzweifelnd ſie für frei erklärte, da flüſterte eine Stimme in ihrer Bruſt ihr zu, daß ſie das einzige Herz, das auf dieſer Erde ihr angehöre, nicht von ſich ſtoßen ſolle, daß eine Welt, in der niemand ſie liebe, öder, leerer ſei, als eine Wüſte, in welcher Ein Herz für ſie ſchlage. Sie hatte Zeit gehabt, Emmerich mit dem Geliebten ihrer Jugend zu vergleichen. Sie ſtellte in Gedanken Ferdinand's große, ſchlanke Geſtalt, mit den regelmäßigen, edeln Geſichtszügen und der männlichen Anmuth der Bewegung neben Emmerich, deſſen Wuchs nur Kraft, deſſen Geſicht nur Jugendblüte und ein treues redliches Auge auszeichnete. Sie rief ſich die

Eleganz der Rede, die dichterischen Anklänge, die gebildete Sprache der Unterhaltung Ferdinand's zurück — alles das fehlte Emmerich, der, ein Sohn der Natur und des Kriegs, seine Jugend wechselsweise im Lager und in Einöden zugebracht hatte. Aber alle Vorzüge Ferdinand's verschwanden. Es kamen Augenblicke, wo Emmerich, auf dessen Gesichte sich die Liebe malte, ihr schöner schien als Ferdinand, hinreißender, poetischer seine Rede, welche die Liebe ihm eingab. Auch Ferdinand hatte sie geliebt, und weder Feuer noch Zärtlichkeit hatte sie je an ihm vermißt; aber nun schien es ihr, als habe sie jetzt erst erfahren, was geliebt werden sei, jetzt wo sie Emmerich sah und hörte. Und hatte er sie nicht hoffnungslos, ferne, jahrelang im Herzen bewahrt? Setzte er sich nicht jetzt um ihres Besitzes willen mancherlei Gefahren aus? während Ferdinand sie feig einem Andern überließ, als es galt, zwischen ihr und des Oheims Gunst zu wählen?

Sie war erweicht. Emmerich ließ den guten Augenblick nicht ungenutzt. Stürmisch, glühend und liebend drang er ihr ein leises Ja ab. Ein protestantischer Prediger war nicht weit. Schon den folgenden

Tag war ſie vor Gott und Menſchen Barcoczy's Gattin, und ſein Entzücken, ſeine Zärtlichkeit ließ ihr nicht Zeit, den gethanen Schritt länger als augenblicklich zu bereuen.

Alles dies überdachte die arme Maria jetzt, und Thräne auf Thräne drängte ſich aus ihren ſchönen Augen. Gerührt von ſeiner ausſchließlichen, alles opfernden Leidenſchaft, hatte auch ſie Emmerich liebgewonnen, aber dennoch war ſie weit entfernt, an ſeiner Seite glücklich zu ſein. In dem täglichen Umgang mit dem alten Opray hatte ſie ihren Geiſt um vieles mehr ausgebildet, als es bei Frauen damaliger Zeit und beſonders in ihrem Vaterlande gewöhnlich war. Der kluge Greis wünſchte die blühende, gefühlvolle junge Frau an das Haus zu feſſeln, und ſie über Dichtung und Kunſt die Wirklichkeit und die Anſprüche der Natur vergeſſen zu machen. So hatte ſie unter ſeiner Leitung franzöſiſch erlernt und ſich im Italieniſchen vervollkommnet, und die einzigen Vergnügungen ihres Eheſtandes hatten bald in der Beſchäftigung mit der Literatur dieſer beiden Sprachen beſtanden. Der franzöſiſchen namentlich war der Alte

ſehr zugethan, und er ſprach noch gern von der Zeit, während welcher er als Cavalier mit der Geſandtſchaft Kaiſer Ferdinand's III. in Verſailles an dem glänzenden Hofe Anna's von Oeſterreich geweſen, wo er einige berühmte Dichter und Philoſophen perſönlich kennen gelernt hatte. Auf dieſe Weiſe war Maria für die Vortheile geiſtiger Ausbildung äußerſt empfänglich geworden; täglich aber fand ſie Gelegenheit, den Sinn für Geiſtesfreuden in Emmerich zu vermiſſen. Zwar war dieſer von Natur mit einer Seele begabt, die durch alles Schöne auf das lebhafteſte erregt wurde. Der Blick auf die groteſk-herrlichen Umgebungen ſeines Schloſſes entzückte ihn; der Sonnenaufgang, eine Gewitternacht, ein einfaches Lied — alles dies wirkte faſt zauberiſch, erweichend auf ſein Gemüth. Aber kaum wußte er ſich ſelbſt Rechenſchaft von dieſen Eindrücken zu geben: die Sprache verſagte ihm, wenn er es andern mittheilen ſollte. Auch ſeine tiefe Empfänglichkeit für alles Hohe, Edle ließ ſich mehr errathen, als daß er ſie ausſprach, und nicht ſelten verhüllte ſeine erhabenſten Gefühle der Schleier einer kräftigen Roheit. Alles was wir heutzutage Bildung nennen, fehlte

ihm gänzlich: er hatte ſchon als zarter Knabe beſſer gelernt das Schwert als die Feder zu führen, beſſer Roſſe zu zügeln und zu lenken als Worte. Seine ganze Beleſenheit begrenzte ſich auf einige ſtrategetiſche Werke, auf die Bibel und das Geſangbuch ſeiner Gemeinde. Auf den Umgang dieſes Mannes beſchränkt, mußte ſie nun die Blüte ihrer Jahre in einer Einöde verwelken ſehen, und ſie konnte kaum hoffen, ſelbſt wenn die unerwartete Begnadigung ihrem Gatten erlaubte, aus ſeinem Verſteck hervorzugehen, daß er ihn je freiwillig mit dem Aufenthalt in einer Stadt, deſſen bloße Vorſtellung er ſchon haßte, vertauſchen würde. Sie ſeufzte ſchmerzlich, wenn ſie den Blick in eine ſolche Zukunft richtete.

Der Sturm tobte unterdeſſen draußen furchtbar durch die dichten Baumeswipfel des nahen Waldes, daß in Maria's aufgeregter Seele die Angſt um Emmerich höher ſtieg. „Wo mag er bleiben!“ ſagte ſie unruhig; „wie kann er mich doch ſo quälen. Ich weiß es, er nimmt ſich bei jedem Auszug vor, bald wieder heimzukehren, allein die wilde Luſt reißt ſtets ihn fort. Kann's nicht der Kaiſer ſein und ſeine

Diener, die er bekriegt, soll doch das Wild von seiner Hand fallen. Nichts freut als Kampf dies ungezähmte Herz. Die Jagd ist ihm ein schwacher Ersatz für den Krieg, der eigentlich sein Lebenselement ist. Ganz Ungwar ist mit Theokeli's Truppen besetzt, die er doch nun nicht mehr als seine Freunde betrachten kann. Wissen wir doch, wie sie es mit dem Grafen Hamonay gemacht, der wie Emmerich von ihnen abfiel. Und kommt er denn spät abends zu Hause, so kann ich, wie ich auch zürnen will, seiner treuherzigen Freundlichkeit nicht widerstehen. Es wiederholt sich immer, und auch heute wird's nicht anders sein."

Indem sie so sprach, hörte sie ein Pferd auf dem Hofe; sie trat an das Fenster und sah einen einzelnen Reiter von der Dienerschaft umringt vor dem Hause halten.

„Es ist der ältere Barcoczy", sagte sie misvergnügt, „die Dunkelheit verbirgt mir sein Gesicht, aber ich erkenne ihn an der gigantischen Gestalt, und an der Verehrung, mit der ihn die Diener bewillkommnen." Und sich abwendend, fügte sie mit steigendem Unmuth hinzu: „Der verhaßte Mann! ich kann ihn nicht ohne

innern Schauder ſehen: die düſtere Glut ſeiner Augen, das tückiſche Lächeln, der Blick, der viel ſtets ſagt und doch immer mehr noch verſchweigt. Sehr ungern ſah ich ſein häufiges Kommen: er macht Emmerich der Regierung noch verdächtiger, die dieſes Geſchlecht nie außer Acht läßt. Er iſt mir in der tiefſten Seele zuwider. Gewiß, ſein Werk iſt's, daß ich hier bin, und" — ſchloß ſie zögernd, „wenn ich auch glücklich wäre, möcht' ich's doch ihm nicht danken."

Ihr Gefühl trügte ſie nicht. Er war es, der Emmerich zu dem gewaltſamen Schritt beſtimmt, der wenigſtens den Gedanken in ihm geweckt, ſich durch eine Entführung der Einwilligung ihrer Verwandten, und vielleicht ihrer eigenen zu überheben, die zu erlangen er, dem Hofe verhaßt, der jüngſte Sohn eines verarmten, geächteten Hauſes und ein Proteſtant, wenig Hoffnung haben konnte. Ihr ahnte, daß der ſtets ſchlau berechnende Mann die Liebe des Jünglings nur zum Werkzeug ſeiner ehrſüchtigen Pläne gebraucht; daß er, indem er vorgab, ihm als Freund zur Befriedigung ſeines heißeſten Wunſches behülflich zu ſein, durch ihren Reichthum den erloſchenen Glanz ſeines

Hauſes wieder herzuſtellen und ſeiner Partei neue Anhänger zu werben beabſichtigte. Die Roheit ſeiner Sitten verletzte ſie, das Uebergewicht, welches ihm Alter, Gewohnheit und Charakter über Emmerich gab, erregte ihre Eiferſucht, und ſein raſtloſes Geſchäft, die Fackel des Kriegs immer wieder von neuem zu entzünden, machte ihr ihn furchtbar. Heute kam er, übel mit ſeinem Tagewerk zufrieden. Die Gemüther der Seinigen waren gebeugt, ihr Muth erloſchen; ſchon der Reichstag zu Oedenburg hatte dem Monarchen die meiſten ſeiner ungariſchen Unterthanen verſöhnt; die ernſtliche Neigung zum Frieden, die das Kaiſerhaus jetzt zeigte, hatte ihnen neue Hoffnungen eingeflößt, die Gewohnheit ihnen manche Neuerung erträglich gemacht. Aller Augen waren nach Wien gerichtet, wohin Theokoli ſelbſt einen Friedensunterhändler geſchickt, und nach Preßburg, wo alle Angelegenheiten der Nation geſchlichtet werden ſollten. Man wich Stephan aus, und als er dringender ward, brach man mit ihm. Seine Seele glühte von Zorn und Verachtung.

„Gott grüß Euch, Schweſter!“ ſagte er im

Hereintreten. „Ich höre, Emmerich iſt nicht daheim.“

„Seid mir willkommen, Herr Schwager“, erwiderte ſie, ſich mit Höflichkeit verneigend, „Ihr habt recht gehört. Schon den ganzen Tag wart' ich ſeiner in Unruhe und Angſt.“

„Ach was!“ verſetzte jener, „wollt Ihr eines Weidmanns Weib ſein, ſo müßt Ihr Euch den Sinn ein wenig ſtählen. Ihr ſeid zwar ein Stadtkind, gar zärtlich und fein erzogen, aber ich ſollte meinen, unſere Bergluft ſtärkte auch Weiberſeelen.“

„Ihr rauher Mann“, antwortete Maria, „Ihr wißt gar nicht einmal, wie einem zu Muth iſt, wenn man einen lieb hat.“

„Ei“, lachte Stephan, „macht mich nur nicht gar zu einem Wilden. Ich mein' es ernſthaft. Wenn ſich Euer Herzchen ſo leicht betrübt, ſo hätte es ſich den Emmerich Barcoczy nicht wählen ſollen, denn der war von Kindesbeinen an ein gar wilder, tüchtiger Bube.“

„Ihn wählen?“ wiederholte Maria mit Nachdruck.

„Nun“, entgegnete der Mann, „nehmt es nur

nicht allzu genau. Sagt was Ihr wollt. Ihr seid doch vor Gott und Menschen, und vor all Euern Heiligen obendrein seine kirchlich angetraute Frau. Wann wählte Euer Geschlecht? So oder so gefreit: was liegt daran? ob wir die Brautwerber voranſenden, oder ob wir ſie gleich mitbringen, zwanzig an der Zahl? Glaubt mir's aufs Wort! unter Euern ſtädtiſchen Nachbarn, nichtswürdigen Krämern, ſinnverdrehenden Spitzbuben von Rechtsgelehrten oder ſpeichelleckenden Kaiſersdienern wäre Euch kein ſo wackerer Mann geboren, als hier in des alten Barcoczy Hauſe zu Samoske."

„Daß ich mit Euch darüber ſtritte", erwiderte die ſanfte Maria gereizt. „Ihr habt nicht nöthig, Emmerich zu verfechten. Er liebt mich, und die Liebe iſt ein weit beredterer Sachwalter als Ihr. Etwas anderes wäre es, wenn etwa ſchmuziger Eigennutz, etwa die Begierde nach meinen Gütern, ihn zu dem geſetzloſen Schritte bewogen hätte. Dann freilich müßte ich ihn verachten. Denn nach meinen weibiſchen Begriffen iſt es weit ehrenvoller, ſich mühſam als ein Krämer zu nähren, als ein großes Vermögen einer wehrloſen Frau abzuzwingen."

Der Baron warf einen scharfen Blick auf sie. Furchtsam von Natur, erschrak sie vor ihrer augenblicklichen Kühnheit und fuhr gemäßigter fort:

„Laßt das gut sein! Sagt mir vielmehr, womit ich Euch bewirthen kann. Ich hoffe, Ihr bleibt zu Nacht hier. Wollt Ihr auf Emmerich mit der Mahlzeit warten, befehlt Ihr einen Trunk? Wir sind zu Euern Diensten."

„Ich dank' Euch", erwiderte jener, „laßt mir eine Flasche reichen. Mit dem Essen wart' ich auf den Hausherrn."

Während Maria einige Anordnungen zu seiner Bewirthung machte, ging der finstere Mann mit großen Schritten im Gemach auf und nieder. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß die Hausfrau wiederkehrte und, sich still an das Feuer setzend, darauf wartete, daß er das Schweigen breche. Endlich sagte sie:

„Herr Schwager, Ihr seid ja so stumm wie ein Geist. Erzählt mir doch was Neues aus der fernen Welt, welche die hohen Berge mir verschließen."

Stephan blieb plötzlich stehen, aber seine Miene ward noch düsterer. „Dankt's unserm Herrgott", sagte

er raub, der Euch die Welt verſchloſſen, die nichts als Knechtſchaft und Schmach will. Das feige Volk, das ſeinen erwählten Fürſten feig in der Noth verläßt; das ſeine edeln Freiheiten verkauft an Fremde, die es mit Füßen treten. Ja, Elende, fuhr er heftiger fort, werft euch nur in den Staub; laßt euch nur mit Hunden in die Meſſe hetzen! kriecht an den Thronesſtufen des ausländiſchen Herrſchers, wärmt euch die ſchlaffen Glieder im Sonnenſchein der Hofgunſt, laßt euch Geſetze geben von Antichriſten und von Päpſtlern — laßt euch nur wieder nach Kroatien ſchleppen, und 50 Thaler für den Kopf, Stück für Stück, auf die Galeren von Neapel verkaufen, oder euch niedermetzeln ohne weiteres, wenn ſie nicht ordentlich bezahlen — wohl bekomm' es euch! — ihr verdient's nicht, daß ſich's ein ehrlicher Mann warm um euch werden läßt —"

„Sagt", fragte Maria begierig, „fiel etwas Neues vor?"

„Was kümmert's euch", verſetzte er. „Geht an euern Spinnrocken und ſeht nach eurer Küche, ihr Weiber! Ob etwas vorfiel? das iſt's ja eben. Nichts,

nichts fiel vor, nichts kann geſchehen; denn Thaten die wollen Kraft. Aber dies entartete Geſchlecht iſt wie eine Schar Rehe, die ſich im Dickicht des Waldes verbirgt, ſobald ſie den Jäger ſpürt und ſeine Hunde. Nun, wohl bekomm' euch die Meſſe! lange wird's nicht dauern, ſo müßt ihr alle hinein."

„Ich bitte Euch", erwiderte Maria, „faßt, mäßigt Euch. Emmerich muß bald da ſein. Wozu, ſagt ſelbſt, könnt' es frommen, den Funken wieder anzublaſen, der, ſchon halb erſtickt, in ſeiner Bruſt noch glimmt. Er würde, ſtehen vollends die Sachen ſo, nur Feuer werden, ihn ſelbſt, nicht aber die Kraft Eurer Gegner zu verzehren. Das Weiſeſte iſt, in die Zeit ſich ſchicken."

Der Hifthörner luſtiger Ton erſchallte, als Stephan eben antworten wollte. Zugleich füllte ſich der Hof mit den rückkehrenden Jägern; Maria ſah mit Verwunderung ihre Zahl um zwei Fremde vermehrt, und ſie hatte Emmerich's Gäſte von einer ſo unliebenswürdigen Seite kennen gelernt, daß dieſe Bemerkung die eiligen Schritte hemmte, die ſie eben freudig ihrem Gemahl entgegenlenken wollte. Als ſie herauskam,

waren daher die Reiter schon abgesessen, und neben Emmerich trat die hohe jugendliche Gestalt eines Fremden auf sie zu, der ein elegantes Reisekleid trug.

„Ich bringe dir einen Gast mit, liebste Frau"! sagte Emmerich, sie herzlich umarmend. „Empfange ihn freundlich." Der Fremde verbeugte sich tief. In der Dämmerung des Vorhauses konnte sie sein Gesicht kaum sehen; als er aber einige höfliche Worte zur Entschuldigung seines späten Besuchs sprach, erschrak sie beim ersten Ton einer Stimme, die sie vor vielen Jahren gehört zu haben meinte. Eine seltsame Bewegung ergriff sie: sie konnte nur sich stumm verneigen und durch Geberden in die innern Zimmer nöthigen.

„Ich bitte Euch", sagte hier Emmerich zum Gaste, nachdem er den Bruder eilig bewillkommnet; „ich bitt' Euch, macht's Euch bequem. Thut als ob Ihr zu Haus wäret. Das prasselnde Feuer thut den erstarrten Gliedern wohl, und Ihr seid unsern Winter nicht gewohnt. Erwärmt Euch, und nehmt dann mit einer Abendmahlzeit fürlieb, schlecht und gering, wie sie nur ein armer ungarischer Edelmann Euch bieten kann, die

uns aber beſſer ſchmecken ſoll, als dem Kaiſer ſein Mahl in Wien, weil wir ſie mit gutem Gewiſſen verzehren, weil wir das Mittagseſſen entbehren mußten, und auch weil mein holdſeliges Weibchen den Vorſitz dabei führt."

Bei dieſen Worten ſuchten ſeine Blicke zärtlich die Augen Maria's, und mit Beſtürzung ſah er die Geliebte leichenblaß und zitternd ſich an einen Seſſel lehnen.

„Was iſt dir?" rief er auf ſie zuſpringend. „Meine Geliebte, biſt du krank? wie iſt dir?"

Sie warf ſich mit Heftigkeit in ſeine Arme und ſagte: „Wohl, ſeitdem du wieder bei mir biſt, verlaß mich nicht wieder ſo lange, guter Emmerich!"

„Iſt's möglich!" rief er mit freudigem Schreck, „die Angſt um mich machte dich krank?"

„O ich bin ein ſchwaches Weib", flüſterte ſie, während ſie ihr liebliches Geſicht, das jetzt vor Schamröthe glühte, indem ſie ſeine Treuherzigkeit betrog, an ſeiner Schulter verbarg.

„Geliebte meines Herzens", rief er entzückt, ſie inniger an ſich drückend, „Licht, Seele meines Lebens!

nimmer, nimmer soll es mehr geschehen! verwünscht will ich sein, wenn ich dich je wieder kränke, dir je wieder die lieben, schönen, herrlichen Aeuglein netze. Vergib mir dies eine mal. Das Wild neckte mich hin und her. Und konnt' ich hoffen — — —"

„Laß mich", erwiderte sie doppelsinnig, sich seinen Armen entwindend; „Deine Güte beschämt mich. Ich fühle ganz meine Thorheit."

Der Fremde war nicht befangen genug, um nicht aus dem Entzücken, mit welchem Emmerich die Liebeszeichen seiner Gattin empfing, zu schließen, daß er ihrer wenig gewohnt sei. Seine Blicke lagen mit unruhiger Aufmerksamkeit auf den beiden. Aber noch lauernder schien das Auge Stephan's ihm bis ins tiefste Herz schauen zu wollen, und es wandte sich nur von ihm, um auf den deutschen Diener zu fallen, der des Fremden Gepäck hereingebracht, und sich jetzt unter die Dienerschaft des Hauses gemischt hatte.

„Auf ein Wort, Bruder", sagte endlich der ältere Barcoczy zu Emmerich, als dieser sich wieder zu den Männern wandte, ihn abseits führend, „kennst du deinen Gast?"

„Er hat mir seinen Namen gesagt, ich habe ihn aber vergessen. Was geht es mich weiter an?"

„Es ist kein Ungar?"

„Er kommt wenigstens eben aus Deutschland. Aber wie kommst du zu der Neugierde? Pflegt etwa unsere Gastfreundschaft nach Nation, Titel und Würden verirrter Fremdlinge zu fragen, ehe sie ihre Thür öffnet?"

„Es sind bedenkliche Zeiten", versetzte jener. „Es schleichen viele Kaiserliche im Lande umher, uns aufzulauern und anzuschwärzen in Wien. Nimm dich in Acht, daß es dir in Preßburg nicht schlimm geht."

„Mag's sein!" entgegnete Emmerich leichtsinnig; „dieser ist keiner davon, und wenn es wäre, mir könnt's gleichviel sein. Du weißt ja, ich habe nichts mehr zu schaffen mit euch. — Aber noch einmal, dieser ist keiner davon. Es ist ein hübscher, gesitteter Mann, mit dem sich gut leben läßt. Er reist zu seinem Vergnügen, und ist in unsere Berge verliebt. Ich fand ihn mit seinem Diener im Walde verirrt."

Der Mann, der Stephan's Besorgnisse rege gemacht, hatte sich unterdessen einigemal vergeblich Maria

zu nähern gesucht: sie stand mit stolzer Kälte von ihm abgewendet und vermied jeden seiner Blicke. Er ließ endlich von seinem Bemühen ab, rieb sich die Hände, leerte sein Glas, und trat an das Fenster, bis Emmerich zu ihm kam und ihn noch einmal freundlich zu einer magyarischen Abendmahlzeit einlud.

Durch Maria's Güte heute zu lauter Freude aufgereizt, sprach Emmerich der Flasche tapfer zu, und unterließ auch nicht seinen Gast dringend, zu nöthigen. Stephan schien die Pflichten des Wirths mit ihm theilen zu wollen; auch er trank dem Fremden unaufhörlich zu, und suchte alle Vorwände, unter welchen dieser das allzu starke Trinken verweigerte, zu entkräften. Letzterer schien einige Verlegenheit unter des ältern Barons stechenden Blicken zu empfinden, doch beantwortete er dessen listig gestellte Fragen mit freundlicher Besonnenheit. Unaufgefordert erzählte er, er sei ein Maler aus Dresden und heiße Friedrich Sommer. Er fügte hinzu, er reise im Auftrag des jungen Prinzen August, um für dessen Cabinet Landschaften aufzunehmen. Eben komme er aus Italien. Er rief auch seinen Diener herbei, ihm aus seiner Reisemappe

einige ſkizzirte Zeichnungen zu bringen, welche bereits die ſchönſten Punkte der Donau- und Drauufer darſtellten. Emmerich bewunderte freudig ſeine Kunſt, ſprach mit Wärme von ſeinem Lande, zeigte ſein Misvergnügen über die jetzige Lage deſſelben unverhohlen, und ſetzte hinzu, die Liebe habe ihn in den treueſten Unterthanen des öſterreichiſchen Hauſes verwandelt. Dies Wort bekräftigen wollend, trank er auf die Geſundheit des Kaiſers. Als die Mahlzeit geendet war, ſtand Maria, die während derſelben meiſt in Gedanken geſeſſen und nur von Zeit zu Zeit Emmerich zugelächelt, auf, ſich in ihr Gemach zu begeben. Emmerich rief ſchon nach neuen Flaſchen, als auch Stephan ſich erhob, indem er ſprach:

„Vergönne mir zwei Worte, Bruder! Dein Gaſt wird uns entſchuldigen. Ich muß heut' noch weiter und die Nacht rückt heran. Deine Hausfrau mag ihn unterhalten, bis ich dich entlaſſe."

Emmerich führte darauf den Fremden mit einigen höflichen Reden in Maria's Zimmer zurück, und, ſeiner Gattin freundlich Sorge für den Gaſt empfehlend, verließ er beide, ohne im mindeſten den faſſungsloſen

Zuſtand gewahr zu werden, in welchen ſein und des Fremden Erſcheinen ſie verſetzte.

Als Emmerich das Zimmer verlaſſen, ſah Ferdinand Szentirany — denn er war es — vorſichtig umher, nahte ſich darauf Marien mit ſchnellen Schritten, und ihre Hand ſanft faſſend, ſprach er leiſe:

„Maria, ich bin's!“

„Kaum trau' ich meinen Sinnen“, erwiderte ſie ebenſo leiſe: „Ihr, Ferdinand Szentirany, und in dieſem Hauſe!“

„Ja“, verſetzte er lebhaft, „bis in dies Haus, wo Haß und Liebe mir gleiche Gefahren drohen, dring' ich Euch nach.“

„Mir nach!“ rief ſie beſtürzt; „was ſagt Ihr?“

„Mag es ſein“, fuhr er mit immer zärtlicher werdender Stimme fort, „daß ſchon verrätheriſche Netze mich umſpinnen, daß des Mörders Dolch ſchon auf mich lauert: ſeh' ich Euch doch wieder!“

„Was ſagt Ihr!“ verſetzte ſie athemlos; „meinetwegen! nimmermehr!“ fügte ſie heftig hinzu, ihre Hand ihm entreißend.

„O meine Maria“, ſagte Ferdinand, „kann Euch

dies befremden? Fährt nicht der Bergmann in tiefe Schachten ein, den Schatz dort auszuspähen, den finstere Mächte in der Erde Schos gefangen halten? So trieb es mich in diese Bergesschluchten, die dich begraben, heller Edelstein! Ich finde, ich erkenne dich! doch leuchtender, strahlender als je seh' ich dich wieder!"

Während er dies mit Begeisterung sprach, hatte sich Maria vollkommen gesammelt. Sie fühlte es wieder deutlich, daß er sich durch sein Betragen zum Gegenstand ihres gerechtesten Zornes gemacht hatte. Als er geendet, sagte sie mit schneidender Kälte: „Spart Eure Worte, Herr von Szentirany, ihr süßer Klang stimmt wenig zu Eurer Handlungsweise!"

„Wie", rief er, indem er, da sie ihn nicht ansah, den Ausdruck des höchsten Erstaunens in seine Stimme legte, „wie, Ihr zweifelt an mir!"

„Stimmt schlecht auch", fuhr sie fort, „zu der Rolle, die Ihr hier als der Gastfreund Emmerich Barcoczy's spielt. Sprecht offen, was führt Euch, des Kaisers Kammerherrn und ergebenen Diener, in diese Berge? Welch ein kluger Plan, entdeckt es mir,

führt Euch zu den erklärten Feinden Eurer Partei? Kommt Ihr etwa vom wiener Hofe abgesendet, es künstlich auszuforschen, ob des kühnen, vielverfolgten Hauses Sinn endlich gebrochen? — Faßt Muth, Ihr mächtigen Männer!“ fuhr sie mit leisem Hohne fort, „einem schwachen Weibe ist es gelungen, einen dieser Löwen zu zähmen. Mich liebt er, mir will er den theuern Gatten erhalten, darum hält er Ruhe. Dem Glück der Häuslichkeit hat er den alten Groll, sowie die alten Neigungen aufgeopfert.“

„Maria! Grausame!“ antwortete Ferdinand nach einer kurzen Pause, „was geläng' Euch nicht. Nur allzu wohl habt Ihr auch jetzt das Ziel getroffen, das Ihr Euch auserkort, im Uebermuth der Schönheit. Strafen wollt Ihr mich, den längst schon sein Vergehen — wenn's eines ist, dem Schicksale gehorchen — selbst gestraft. Ein jedes Eurer Worte drang wie ein schneidend Messer durch die Seele.“

„Dem Schicksale gehorchen“, versetzte sie lebhaft, „nennt Ihr dem eiteln Hange Eures Herzens folgen? O freilich, Euer Schicksal war, am Hofe in Glanz und Pracht zu erscheinen! Wie hätte doch dort die

arme einfältige Maria beſtanden! Die junge Thörin, die es für lauter Ernſt nahm, was Euer Mund ihr blos zum Scherz mit tauſend Eidſchwüren verſicherte: daß ihre Augen Euch herrlicher ſtrahlten, als aller Diamantenglanz der Kaiſerin und ihrer Damen; daß das Gold ihrer Locken Euch köſtlicher ſei, als alles was Ihr jemals von Eurem Oheim zu hoffen hättet, wenn Ihr ſeinen Befehlen gehorchtet."

Ferdinand ſchwieg wieder eine Weile, dann ſagte er in ſchmerzhaftem Ton: „Ihr ſeht mich ſtarr ſtehen und ſprachlos vor Erſtaunen. Nach jahrelanger, heißer Sehnſucht finde ich Euch wieder, doch Ihr ſeid es, und ſeid es auch nicht. Es iſt das ſüße Auge, die klare Stirn, der roſige Schimmer der Wangen, es iſt noch die herrliche Geſtalt, die Anmuth der Bewegung, aus deren Anſchauen ich einſtens Leben ſog; o es iſt mehr noch, es iſt die Knospe, die ſich zur Königin der Blumen in ſtolzer Freudigkeit entfaltet hat. Aber nicht die mir vertraute, ſanfte Seele meiner Maria tönt von den Lippen wieder. Fremd erklingt mir Eure Rede. Ich fühl' es, der böſe Geiſt des Mis-

trauens hat ſich Eurer zarten Bruſt bemeiſtert, und lenkt Eure Zunge zu ſchneidenden, tödtlich ſchlimmen Worten!“ —

Während er ſprach, hatte ſich Maria niedergeſetzt und ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Die ſchöne, männliche Stimme drang ſchmeichelnd in ihr Ohr, in ihr Herz. Jetzt rief ſie heftig:

„O könntet Ihr Euer Thun vertheidigen! o könntet Ihr Euch entlaſten von der ſchweren Schuld, die mich an Eurer Statt zu Boden drückt! Ihr könnt es nicht; vor meinem Herzen könnt Ihr's nicht. Denn alle meine Thränen löſchten nicht aus, was die Erinnerung mir mit Flammenzügen in die Seele ſchrieb. Ein harmloſes Kind war ich“, fuhr ſie, ſich in wehmüthigem Rückblick verlierend, fort, „von frommen Aeltern in Gottesfurcht und in ſtrenger Stille erzogen, an Noth und bittere Armuth früh gewöhnt, mich keiner Luſt der Jugend je erfreuend, fand ich doch ein beſcheidenes Glück in meinem Buſen. Bis Euer Erſcheinen, Euer kühnes Nahen und Eure Liebesſchwüre mir meinen ſtillen Frieden auf ewig raubten.“

„Und bot dir, meine Maria“, fragte er, ihre

Hand zärtlich an ſeine Bruſt drückend, „die Liebe nicht den köſtlichſten Erſatz?“

„Ja“, antwortete ſie weinend, „glücklich war ich Eine ſüße Stunde. Ich war es, bis mich der Befehl der harten Verwandten jenem eigenſüchtigen Greiſe übergab. Ihr wißt es, Ferdinand, ich ſchrieb an Euch, meine Hand bebte, meine Thränen befeuchteten das Blatt. Um Rettung bat ich Euch; demüthig fleht' ich, was Eure Schwüre und meine Liebe zu fordern mich berechtigten. In meiner Kammer ſaß ich in Thränen Eurer harrend, Eurer Botſchaft. Ach, umſonſt. Ein Tag nach dem andern verſtrich. Der Hochzeitmorgen brach an, Ihr erſchient nicht. Ein Opfer ward ich geſchmückt vor den Altar geführt, Ihr aber“ — — —

„Durft' ich es wagen“, unterbrach er ſie, „an mein dunkles Los das Eurer ſüßen Jugend anzuknüpfen? Ich der jüngſte Sohn meines Hauſes, von des Oheims karg zugemeſſener Gnade lebend. Durft' ich, während Euch ein Anderer Schätze bot, es wagen, Euch, deren ſchönes Haupt nur die apoſtoliſche Krone würdig zieren würde, einem Leben voll Noth und Elend zuzuführen?

Verkennt es nicht! Liebe, Liebe allein war es, die mich leitete. Das aber iſt die wahre nicht, die eigenſüchtig ſich ſelbſt bedenkt, nur im Beſitz beglückt."

„Nein, Ferdinand", rief Maria leidenſchaftlich, „Ihr habt nie geliebt! Ihr hättet es empfinden müſſen, ein zärtlich Herz verſchmähe gern die Welt und ihre Schätze, wenn nicht die Hand der Liebe ſie ihm bietet. Ihr hättet es wiſſen müſſen, daß es ihm ſüßer ſei, mit dem Auserwählten am Wanderſtab von Thür zu Thür zu gehen, vom menſchlichen Erbarmen lebend — aber", unterbrach ſie ſich erſchrocken, „wohin verirr' ich mich? Wie iſt mir denn? Gott! was hab' ich geſagt? Seid ſchuldig, ſeid es nicht, mir ſeid Ihr fremd. Bin ich nicht die Frau Emmerich Barcoczy's? Eures Feindes? Was drängt Ihr Euch von neuem zwiſchen mich und meinen Frieden? Geht! Geht! warum ruft Ihr in mir wach, was ſchon die Zeit in Schlaf zu wiegen begann? —"

Maria war in der höchſten Bewegung. Ihr Herz klopfte ungeſtüm. Ihre Wangen brannten, abwehrend ſtreckte ſie beide Hände gegen ihn aus, und ſank in den Seſſel zurück. Ferdinand hätte weder Liebhaber

noch Hofmann ſein müſſen, wenn er dieſen Moment ungenutzt hätte vorübergehen laſſen.

„Nein, nein“, rief er, zu ihren Füßen niederſtürzend, „laßt vielmehr es mich zum ewigen Leben wecken. O laß mich Worte finden, Zauberformeln, die den ſchwarzen Dämon bannen, welcher dein Herz mit blindem Wahn gefangen hält. Doch nicht der Worte braucht es. Daß du mich hier ſiehſt, in dieſen Mauern, dir treu geblieben ſechs Jahre lang mitten unter den Lockungen eines glänzenden Hofs — iſt es ein Zeugniß unwürdiger Vergeſſenheit? So ſtrafe mich denn! mein Leben, meine Freiheit ſind in deiner Hand. Sprich meinen Namen aus, und die Flamme deines Zornes löſcht ſich in den Strömen meines Herzblutes! Jene Räuber, jene Brüder ſind zur rechten Stunde beiſammen. Ein einzig Wort von dir, und ſie werden begierig den Vortheil ergreifen, den meine Wehrloſigkeit ihnen gibt. Theokeoli haßt uns wie den Tod, und dieſe Barcoczys werden triumphiren, ihren Kaiſer in einem ſeiner treueſten Diener kränken zu können, meinen Oheim in ſeinem Neffen.“

„O haltet ein!“ rief Maria außer ſich, „Ihr

verkennt Emmerich, verkennt mich. Was quält Ihr mich? Verlaßt mich, und laßt mich Euch nimmer, nimmer wiedersehen!“

„O nein, ich will ihn feſthalten, dieſen köſtlichen Moment! Bald kehrt der, der ſich erfrecht, ſich Eure Gatte zu nennen, zurück. Nur wenige Minuten bleiben mir. Hört mich!“ fuhr er fort, indem er aufſtand: „ja, ich verließ Preßburg mit zerriſſenem Herzen. Ich folgte des Oheims Ruf, betrat des Hofes glatte Bahn. Ich fand Glanz und Ehre. Es ſchien als ob das Glück Reue fühlte, als wollte es mir durch tauſend Gaben erſetzen, daß es mir Eine unſchätzbare Gabe entzogen. Der Kaiſer überſchüttete mich mit Gnade, der erſte Miniſter ſchenkte mir ſeine Gunſt. Aber ich war nicht glücklich. Wählt unter den Schönen unſers Hofes, ſagte die Kaiſerin. Aber keine war ſchön neben dir. Da hörte ich: du ſeiſt frei. Ich warf mich meinem Herrn zu Füßen, ich bat ihn um Urlaub, ich ſprach ihm von dir. Geht, ſagte der gefühlvolle Fürſt, gebt unſerm Hofe dieſen Schmuck, bringt meiner Gemahlin eine treue Dienerin, eine Freundin. Ich eile auf Flügeln der Liebe nach Preß-

burg, kein Zweifel kommt in mein Herz — meiner Maria Liebe iſt ewig, ſag' ich mir, wie die meine ewig iſt. Ich komme; ich höre erſtarrt, du ſeiſt in den ruchloſen Händen eines Räubers, eines Hochverräthers, eines Aufrührers. Zorn füllt meine ganze Seele; allein mein Entſchluß iſt gefaßt: dich retten, dich beſitzen oder ſterben. Ich bedurfte der Liſt, mich in dies wohlverwahrte Haus einzuführen. Ich bin hier und —"

Jetzt unterbrach Emmerich, mit herzlicher Entſchuldigung ſeiner langen Abweſenheit, das Geſpräch; Ferdinand begann ſogleich mit ruhiger Faſſung ein neues, während welchem Maria ſich ſtill und leidend verhielt. Emmerich war etwas zerſtreut. Die Unterredung mit Stephan hatte ſichtlich auf ſeine Stimmung gewirkt. So ging der Abend hin.

Den folgenden Morgen ſchien der Reiſende wieder aufbrechen zu wollen, allein ſein Wirth bat ihn mit aller herzlichen Gaſtfreundlichkeit ſeiner Landsleute zu verweilen. Er ſchlug ihm vor, Samosko zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, ſolange er in dieſer Gegend ſei, und von hier aus, ſeinem Zwecke günſtige Streifereien

in die Gebirge zu machen. Er selbst, erbot er sich, wolle ihn an verschiedene schöne Stellen geleiten, und in den unwirthbarern Gegenden sein Führer sein. Der Fremde nahm nach einigen bescheidenen Weigerungen Einladung und Versprechen dankbar an, und schon beim ersten Frühstück ward die Sache völlig verabredet. Maria saß während der Verhandlungen schweigend mit hochklopfendem Herzen da. Als ihr Gemahl sie aufforderte, in seine Einladung einzustimmen, that sie es, nach seiner Meinung, mit so ungastfreundlicher Kälte, daß dieser, die ihm heiligen Gesetze der Hospitalität dadurch verletzt glaubend, sich veranlaßt fühlte, noch dringender zu werden. An Ungleichheit in Maria's Betragen gewöhnt, fand er, arglos und wenig beobachtend wie er war, auch jetzt nichts Auffallendes an ihr.

So ahnte er nicht, was seine unglückliche Gattin während der acht Tage litt, die der fremde Künstler ihr Gast war. Ihr Herz brach fast unter dem schweren Kampfe zwischen Liebe und ehelicher Pflicht, zwischen dem Wunsche glücklich zu sein und der Furcht unglücklich zu machen. Keinen Augenblick des Alleinseins mit

ihr ließ Ferdinand Szenirany ungenutzt vorübergehen. Immer wieder von neuem rollte er ein Gemälde vor ihr auf, das ihr die zärtlichste Liebe, endlich befriedigte Sehnsucht und als lockenden Hintergrund den Glanz des Hofs, die Freuden einer unbekannten Welt zeigte. Daß seine Treue nie gewankt, glaubte sie kaum mehr bezweifeln zu dürfen; kehrte er doch nach sechs Jahren wieder zu ihr zurück, er, der bei seiner glänzenden Bildung, bei seines Oheims Reichthum und Macht und des Kaisers Gunst, wie die Unerfahrene meinte, tausend vornehmere und schönere Mädchen hätte finden können, zu denen der Weg nicht durch Gefahren und Mühen ging, wie zu ihr. Alles was außer der Vorstellung einer ergebenen Treue die Phantasie einer Frau sonst noch beschäftigen und reizen kann, wußte Ferdinand überdem in Bewegung zu setzen, und auch hier kam ihm ihre gänzliche Unkenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse sehr zu Hülfe. Mehr als einmal erinnerte er sie daran, daß schon der ganze Hof sie erwarte, daß sie die vertraute Dienerin, die Freundin ihrer Kaiserin sein solle, und er mußte heimlich lächeln über die Wirkung, die diese Vorstellung that. „O

Eitelkeit! o Weiber!" sagte er für sich, und lächelnd ging er sichern Schrittes auf sein Ziel los.

Der arme Emmerich hingegen gebrauchte in seiner Treuherzigkeit nicht einmal die Waffen, die ihm zu Gebote standen und mit denen er vielleicht sogar einen so gefährlichen Liebhaber hätte besiegen können, als Ferdinand war; hätte er nur im Augenblicke, wo es nöthig war, sie zu führen verstanden. Durch immer dringender werdende Aufforderungen, sich einer neuen Verbindung zu Gunsten Theekeli's anzuschließen, auf das lebhafteste beunruhigt, war er in diesen Tagen gerade, und zwar zum ersten male während seiner Ehe, mehr mit seinem Vaterlande als mit seiner Liebe beschäftigt. Zerstreut und unentschlossen, ward er, wenn er sich bei Maria zu erheitern wünschte, durch ihre Verstimmung und trübe Laune nur selbst noch verstimmter. Dagegen fand er in der Unterhaltung mit dem heiter-besonnenen, ruhig-gefaßten Gaste einige Erholung, und er gab daher zu, daß sich Maria häufig in ihr einsames Gemach zurückzog.

Und doch mußte Maria im Grunde ihres Herzens von seiner unveränderlichen Liebe überzeugt sein, denn

zuletzt war es fast allein Mitleiden, was sie abhielt, in die Trennung von ihm zu willigen. Nach und nach war es Ferdinand's Beredsamkeit beinahe gelungen, sie glauben zu machen, sie begehe durchaus kein moralisches Unrecht oder keine Sünde, wie man sich zu jener Zeit auszudrücken pflegte, wenn sie einen Mann verließe, der nur durch Zwang zum Besitz ihrer Hand gelangt war.

„Blieb dir eine andere Wahl?“ sagte er. „Und weiß er nicht so gut wie du, daß dir keine blieb, daß du nur seine Gattin wurdest, deine Ehre zu retten? Wer hat je den Gefangenen eines Unrechts gezieben, der auf seine Befreiung bedacht ist, ohne an die Verantwortlichkeit seines Kerkermeisters zu denken? Soll er in Fesseln bleiben, um ihn nicht ins Verderben zu stürzen? soll er die Ketten darum ewig tragen, weil er sich einmal ihrer nicht hat erwehren können? — Dein Wort vor dem Altare? — Aber wem hast du es gegeben? Einem Manne, der von seinem Gotte, der von deiner Religion abgefallen ist, einem Ketzer. Der Himmel hat deinen Eid nicht gehört; er hat ihn nicht angenommen, denn du durftest ihn nicht schwören.

Der Staat erkennt ihn nicht an, denn du durftest dein Vermögen nicht einem Aufrührer, einem Hochverräther schenken, der es verwendet, sich Spießgesellen zu werben und neue Ränke gegen die heilige Person seines Kaisers zu schmieden. Und in welches grenzenlose Verderben wird, muß die Verbindung mit diesen Barcoczys dich einst noch stürzen, wenn du eigensinnig in einer Verblendung beharrst, die du Pflicht nennst. Du schmeichelst dir, der Friede sei vor der Thür; er werde dir erlauben, in eine Welt zurückzukehren, der du angehörst. Aber wie wenig kennst du den Stand der Angelegenheiten dieser Barcoczys. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß sie, nebst dem Grafen selbst, als die ersten Anstifter dieser letzten Empörung, von der Amnestie ausgeschlossen bleiben. Emmerich verräth seinen gänzlichen Mangel an Urtheilskraft, wenn er thörichterweise glaubt, Verbrechen dieser Art dürfe ein Monarch verzeihen. Bleibt ihm etwas anderes, als zu Theokeli zurückzukehren? In deine Wohnung wirst du rohe Muselmänner eindringen sehen, Tatarenhorden werden deine Mägde als Sklavinnen fortschleppen. Sag' nicht, sie kommen als Freunde,

als Verbündete. Blicke nach der nachbarlichen Walachei, nach der Moldau, diesen Schutzländern der Gottlosen, und du wirst es fühlen, ihre Freundschaft ist entsetzlicher als die Feindschaft christlicher Mächte. Fern im Heere der Aufrührer kämpfend, wird Emmerich dich nicht schützen können, wenn er auch wollte. Maria! — ein wüthender Schmerz faßt meinen Busen bei dem Gedanken, daß auch du als reizende Beute mit fortgeführt, im Harem irgendeines verworfenen Ungläubigen verblühen solltest! Du, die du mit einem einzigen muthigen Schritte die Zierde des Kaiserhofs, die geliebte und verehrte Hausfrau eines Mannes sein könntest, dem alle Gunst und Gnade seines Herrn nicht deinen Verlust ersetzen konnte." —

Dies und Aehnliches hörte Maria täglich. Keiner unter Ferdinand's Gründen blieb ohne Eindruck auf ihr Gemüth. Und selbst wenn der Gang der Begebenheiten sie nicht in das schreckliche Unglück führte, auf welches Ferdinand hindeutete, war nicht auch das, was sie hauptsächlich hier hielt, Emmerich's Liebe, ihr selbst schon oft als das Werkzeug erschienen, ihre Reichthümer einer unruhigen Partei zuzuwenden? Sie

kam auf diese Weise dahin, es sich als Großmuth, als zarte Gewissenhaftigkeit anzurechnen, daß sie einen Schritt nicht thun wolle, zu welchem die an ihr verübte Gewalt sie zu berechtigen schien; daß sie ihn blos aus Rücksicht auf das Glück eines Mannes zu thun verschmähe, der sich so schwer gegen sie vergangen, und damit ihr eigenes Glück opfere. Allein ihrer Empfindung gegen den, dem sie dies Opfer brachte, mischte sich nach und nach etwas unsäglich Bitteres bei, um so mehr, da er jetzt gerade ihren Werth und ihre Güte weniger zu erkennen schien. Immer mehr versenkte sie sich in jenes verderbliche Mitleiden mit sich selbst, das auf die Dauer selbst starke Herzen entkräftet, schwächere aber ganz zu Grunde richtet. Ferdinand's Dringen setzte sie zwar ein wiederholtes Nein entgegen, aber dieses Nein ward von so vielen heißen Thränen begleitet, daß auch ein minder erfahrener Mann nicht den Muth verloren haben würde.

Am neunten Morgen saßen alle drei beim Frühstück, als ein vertrauter Diener dem Hausherrn einen Brief überbrachte, den, wie er sagte, ein geheimnißvoller und schnell wieder verschwindender Bote abge-

geben habe. Emmerich veränderte die Farbe, als er die wenigen Zeilen flüchtig überblickt. Er stand auf, ging unruhig auf und nieder und endlich aus dem Zimmer.

„Das Schreiben ist von Theokoli", sagte Ferdinand flüsternd und Maria näher rückend. „Es bescheidet Emmerich an einen Ort, wo schon mehrere seiner alten Anhänger versammelt sind und sich mit Hülfe des Seraskiers von neuem rüsten, Moncacz zu entsetzen, das der General Karaffa bedroht. Gib Acht! Emmerich wird schnell verreisen; die Stunde ist da — entschließe dich, meine Maria!" —

Emmerich hatte wirklich die Hand seines Herrn und Freundes erkannt; aber anders, als Ferdinand ihn andeutete, lautete der Inhalt. Schon war ein dunkles Gerücht nach Sameskö gekommen, Graf Theokoli sei vom Seraskier verrätherischerweise gefangen genommen und dem General Karaffa übergeben worden. Die Worte des Briefs bestätigten wenigstens einen Theil dieses Gerüchtes. Er war in lateinischer Sprache abgefaßt und enthielt Folgendes:

„Dies Wort der Freund dem Freunde! — Emmerich

Barcoczy, ich grüße dich aus der Gefangenschaft. Du hattest recht, mich vor dem Bunde mit Ungläubigen und Verräthern zu warnen. Uebermorgen will der Seraskier mich nach Adrianopel abführen lassen. Bist du derselbe noch, der mir geschworen, stets zu meinen Diensten zu sein, wo es meine Ehre oder mein Leben gilt, so begib dich auf der Stelle so heimlich als möglich nach Veresmart. Dort wirst du Ketzer, Petroczy, Kendi und andere Getreue finden. Eurem vereinigten Muthe oder eurer List wird es gelingen, mich zu befreien. Von ihnen erfährst du das Nähere. Ich verlasse diese Verräther und, nach Polen flüchtend, werfe ich mich Sobieski in die Arme. Emmerich! ich baue auf dich. E. T."

Was des Freiherrn Wangen verfärbt, als er diesen Brief zuerst las, war keineswegs der Gedanke an die eigene Gefahr bei einem solchen Unternehmen: die Folgen dieses Schrittes waren es, die sich nebst Besorgniß um den Freund plötzlich vor seine Seele drängten. Auf dem Punkte, seinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen, war es ihm klar, daß er sich durch die Befreiung Theokoli's wieder als dessen

entschiedener Anhänger darstellte. Er fühlte außerdem, daß er diesem, wenn der einzige Umstand, um dessentwillen er ihn verlassen, die Verbindung mit den Ungläubigen, gehoben wäre, seinen Beistand jetzt nicht mehr versagen dürfe, wo noch kein neuer Eid an Oesterreich ihn band. Die Pforte schien äußerst geneigt zum Frieden; nicht weniger Fürst Apafi. Dagegen gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem Kaiser und Frankreich von neuem feindlich; es war nicht unwahrscheinlich, daß der wieder ausbrechende Krieg auch Ungarn wieder in Flammen setzen werde. Emmerich hatte Kriegslust und Muth mit der Muttermilch eingesogen. Unter Kampf und Schlachten aufgewachsen, waren stets die rastloseste kriegerische Thätigkeit und die unumschränkte Freiheit eines solchen Krieges gerade wie seine Partei ihn geführt, die Elemente gewesen, aus denen er Lebensodem geschöpft. Aber Liebe und Häuslichkeit hatten ihn nun empfänglich für das Glück des Friedens gemacht. Er gedachte außerdem des ihm von Maria bei ihrer Vermählung abgedrungenen Versprechens, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, sich den Kaiser zu versöhnen. Er gedachte auch

der Verpflichtung, die er übernommen, für seiner Gattin Vermögen zu sorgen, das durch einen neuen Uebertritt ganz verloren geben mußte, da fast alle ihre Güter in einem Theile des Landes lagen, der dem Kaiser am schwersten genommen werden konnte.

„Wie dem auch sei", sagte er, „meinen Freund, meinen einst anerkannten Herrn darf ich in der Noth nicht verlassen. Ich will nach Veresmart. Alles biete ich auf, um ihn zu befreien. Ich will es, und wenn das ganze Heer ungläubiger Hunde ihn bewachte. Ich geleite ihn mit den Freunden über die polnische Grenze. Dann sag' ich mich los von ihm. Mein Arm gehört meinem Lande, nicht ihm. Nur Ehrsucht und selbstisches Misvergnügen kann ihn über die Vortheile verblenden, die diesem der Oedenburger Reichstag zu Wege gebracht. Ich erkläre es ihm unumwunden, verlasse ihn an der Grenze. Meinen Eiden getreu will ich nicht mehr für ihn, noch gegen ihn fechten."

Seine Stirn glühte bei der Vorstellung, einem neuen vaterländischen Kampfe müßig zuzusehen. Sein Herz flammte auf und alle seine angeborenen kriege-

rischen Neigungen erwachten. „Maria", sprach er leise, „ich opfere dir viel!"

Mit diesen Gefühlen ging er in das Zimmer zurück, in welchem er Maria mit dem Gaste gelassen. „Verzeiht", sagte er zu letzterm, „ein nothwendiges Geschäft zwingt mich zu einer kleinen Reise, von welcher ich frühestens in einigen Tagen zurückkehren kann. Es ziemt dem Wirthe nicht, sein Haus zu verlassen, wenn werthe Gäste es bewohnen, allein dringende Umstände müssen mich entschuldigen."

„Ihr beschämt mich", erwiderte Ferdinand; „ewig wird Euere Gastlichkeit und Güte meinem Herzen erinnerlich sein. Aber Nothwendigkeit trifft wunderbar mit Nothwendigkeit zusammen. Soeben eröffnete ich Euerer edeln Hausfrau, daß dies der letzte Tag sein müsse, wo mir das Glück vergönnt sei, in diesem Schlosse zu verweilen: wiederholt schon gemahnt es mich, daß ich allzu lange hier gesäumt. Freunde warten meiner seit dem Herbst in Preßburg, wohin ich ihnen von Wien aus zu folgen versprach. Ein späterer Einfall bestimmte mich nach Venedig zu gehen und in Ragusa zu landen. Sie sind ohne Nachricht von mir,

und ohne Zweifel in Besorgniß. Erlaubt, daß ich nun mit Euch zugleich dies Haus verlasse und mich westwärts wende, während Ihr Euch vielleicht nach einer andern Himmelsgegend kehrt."

„Nicht doch", versetzte Emmerich mit herzlicher Höflichkeit, „straft nicht meine Unart durch so plötzliche Abreise. Ich würde Euch dringend bitten hier zu verweilen, nähme ich meine Frau mit mir; da sie aber zu Hause bleibt, würde es sich bei Euerer Jugend und Wohlgestalt nicht schicken, daß Ihr in des Hausherrn Abwesenheit ihr Gesellschaft leistetet. Ich ersuch' Euch, macht eine von Euern Streifereien und kehrt in ein paar Tagen hierher zurück."

Der Fremde schien von Emmerich's Güte gerührt, führte aber so dringende Gründe seiner Weigerung an, daß dieser endlich abstand. Es ward demnach verabredet, sich sogleich reisefertig zu machen, und der Gast verließ das Gemach, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Maria sah nicht ohne Bestürzung den Freund sich zu so schleunigem Aufbruch rüsten. Dunkle Gefühle des Schmerzes vereinigten sich in ihr mit dem Gedanken an eine drohende Zukunft, der durch den

geheimnißvollen Brief, welchen ihr Gemahl erhalten, durch die Versicherung Ferdinand's, er mahne ihn zu neuem Aufstand, und durch seinen schnellen Entschluß, sie auf so lange Zeit zu verlassen, wieder lebhafter aufgeregt und bestätigt ward. Demnach fühlte sie sich unmuthiger als je gegen Emmerich, und als dieser, nachdem er den Dienern einige Befehle gegeben, sich zu ihr setzte und sie, zärtlich die Trennung beklagend, liebevoll umarmen wollte, wand sie sich los und sagte schneidend:

„Darf ich mich wol unterstehen, Euch zu fragen, wer den Brief geschrieben, der Euch so unwiderruflich von mir treibt?"

„Du weißt, Schönste", erwiderte er gezwungen lächelnd, „unterstehen darfst du dich gegen deinen armen Sklaven alles. Aber darf er sich wol unterstehen, dir dies eine mal nicht zu antworten?"

„Ihr vielmehr wißt", entgegnete Maria bitter, „daß Ihr Euch alles erlauben dürft. Ich hätte mir die Frage ersparen können. Hört aber einmal ein ernstes Wort. Ich weiß zwar nicht, was in Euerm Briefe steht, allein ich kann vielleicht den Inhalt des-

selben errathen. Wenn er Euch etwa zu neuen gesetzwidrigen Handlungen auffordert, so bedenkt wohl, was Ihr thut. Den Frieden stören, Bürgerblut vergießen, um eigensinnig eingebildete Rechte zu behaupten, deren Verlust durch andere Vortheile ersetzt wird, kann nimmermehr gute Früchte tragen und wird zuletzt mit Landesverweisung oder schimpflichem Tod endigen. Erwägt dies alles wohl!"

Emmerich's Wangen überzog ein dunkles Roth; die Vorwürfe seiner Freunde, daß er unter unwürdiger Weiberherrschaft lebe, fielen ihm zum ersten male auf das Herz, und indem er fühlte, welch Opfer er ihr zu Liebe zu bringen gedenke, empfand er ihre Anmaßung doppelt verletzend.

„Liebes Kind", sagte er mit erkünstelter Gelassenheit, „schönen Frauen kleidet alles, nur nicht das Einmischen in politische Dinge; es ist gerade als wollt' ich mich an den Herd stellen, oder an den Stickrahmen setzen."

Maria schwieg beschämt und gereizt; eine kurze Pause entstand, die von dem eintretenden Ferdinand unterbrochen ward. Maria fuhr zusammen, als sie

den Freund in Reiſekleidern, und im nämlichen Augenblicke die Pferde vorführen ſah.

„Ihr ſeid bereit, und längeres Verweilen wäre uns beiden läſtig“, rief Emmerich, ſich peinlichen Empfindungen durch ſchnellen Aufbruch entreißend. Er wendete ſich zu Marien, ihr einen lauen Abſchied zu ſagen: als er ſie aber anſah, ergriff ihn der Anblick der ſchönen, bleichen Geſtalt wunderbar. Er umfaßte ſie, hielt die ſich Sträubende gewaltſam, und küßte ſie mehrere male mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die Sitte verſtattete damals den Ehemännern nicht ſolche freie Liebkoſungen in Gegenwart Fremder. Marien mußten dieſe doppelt verletzend ſein vor den Augen des ſcheidenden Freundes; dreifach aber nach dem eben vorgefallenen Auftritt. Denn feingeſtimmte Frauen fühlen ſich durch das blos ſinnliche Wohlgefallen derjenigen, die ihnen Nichtachtung bezeigen, eher gekränkt als geſchmeichelt. Zürnend entwand ſie ſich ihm, und es war in dem Augenblick etwas in ihrem Herzen gegen ihn, was faſt Widerwillen war. Der Gaſt näherte ſich ihr darauf und empfahl ſich ihr mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit eines wohlbewirtheten Fremdlings.

keine Miene, kein Wort verrieth eine tiefere Empfindung. Bestürzt und stumm stand sie, sah beide Männer das Zimmer, das Haus verlassen. Eine unwillkürliche Bewegung führte sie an das Fenster. Die Männer schüttelten einander die Hände, wünschten sich alles Gute und sagten sich, wie es schien, ein ebenso herzliches als höfliches Lebewohl. Dann saßen sie auf, Ferdinand ritt nebst seinem Diener zum Thore hinaus und wendete sich links, Emmerich folgte ihm und kehrte sich rechts. Ihn begleiteten mehrere Knechte. Nun waren sie ihren Blicken entschwunden. Nun war sie ganz allein. Lange stand sie in der schmerzlichsten Betäubung; endlich machte ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

Sie konnte es nicht fassen, daß er *so, so* von ihr geschieden war! Nach einem solchen Aufenthalt, nach solchen Auftritten so ohne allen Abschied, ohne ein einziges herzliches Lebewohl. Deine Weigerungen haben ihn endlich ermüdet, sagte sie zu sich selbst. Ach! aber sie wollte ihn ja nicht besitzen, sie wollte es ihm ja nur noch einmal sagen, daß sie lieber unglücklich sein wolle als eine Ehebrecherin. Nur noch einmal sehen, noch einmal segnen wollte sie ihn. Lange dachte sie,

er könne so nicht geschieden sein, er müsse, müsse wiederkehren. Aber der Tag schlich langsam hin, und sie harrte seiner vergebens. Schon dämmerte der Abend, als sie es in ihren Zimmern nicht mehr aushalten konnte; sie nahm ihren Pelz um, hing einen Schleier über und sagte ihren Leuten, sie wolle nur einen Augenblick frische Luft im Garten schöpfen. Allein sie ging nicht in den Garten, sondern den Schloßberg hinunter auf die Landstraße hinaus, die nach den südwestlichen Gegenden führte.

Eine unnennbare Angst trieb sie vorwärts, aber es ward dunkler und dunkler, und sie entschloß sich endlich zur Rückkehr. Indem sie noch einmal umherblickte, sah sie in geringer Entfernung eine weibliche Gestalt aus einer Bergschlucht hervortreten, die sie an der wunderlichen, fantastisch-zerlumpten Tracht für eine Zigeunerin erkannte. Das Weib trug ein halbnacktes Kind auf dem Arme; sie schien Marien, die auf der Fahrstraße mit schnellen kleinen Schritten wandelte, gar nicht zu bemerken; oben auf dem Bergpfad bleibend, hielt sie sich eine kleine Strecke hinter ihr, liebkoste ihrem Kinde, in einer Sprache, die aus ver-

schiedenen zusammengesetzt schien, fing aber plötzlich mit jugendlicher heller Stimme ein Lied zu singen an, das die Zuhörerin erschütterte.

Die Weise bewegte sich einförmig klagend zwischen wenigen Tönen hin und her. Die Worte waren im reinsten Serbisch und ein kurzes Sinnen der Sängerin zwischen jeder Strophe ließ Maria glauben, daß das Lied ein Erguß augenblicklicher Empfindung sei, oder aus dunkler Erinnerung jetzt erst zusammengesetzt werde. Es lautete:

Wehe mir! was stöhnet dort für Klage?
Läuten Glocken? schreit ein grauer Kukuk?
Wehe! wehe!
Wären's Glocken, tönten hoch vom Thurme,
Wär's ein Kukuk, säß in Baumeswipfeln.
Leide! leide!
Ist's das Mädchen auf dem steilen Bergpfad?
Ist's auf ihrem Arm der liebe Knabe?
Wehe! wehe!
Blutzerrissen ist ihr weißes Antlitz,
Blutverschwollen ihre schwarzen Aeuglein,
Leide! leide!
Blutzerstampfet ihre leichten Füße,
Blutdurchfeuchtet ihre gelben Stiefeln.
Wehe! wehe!
Liebster! zechest du im weißen Hause?
Liebster! jagest du im grünen Walde!
Leide! leide!

Gib mir deinen rundgefleckten Mantel,
Daß ich deinen Knaben mit verhülle!
Wehe! wehe!
Gib mir deine ſchwarze Wolfsfellmütze,
Daß ich drin mein Angeſicht verberge.
Leide! leide!
Mit der Geiſel trieb mich meine Mutter:
„Hündin! ſuche deinen fremden Buhlen!“
Wehe! wehe!
Nun drei Jahre ſchon, drei Tag' und Nächte,
Liebſter! ſuch' ich dich in Berg und Wäldern.
Leide! leide!
Such' im weißen Zelt dich mit dem Knaben,
Such' dich unter Leichen auf der Wahlſtatt.
Wehe! wehe!
Brauſt der Sturm und löſt das ſchwarze Haar mir;
Liebſter! nimm mich auf im weißen Hauſe!
Leide! leide!
Fällt der Schnee, und ſtarrt vor Froſt mein Büblein,
Liebſter! nimm uns auf am warmen Herde!
Wehe! wehe!

Maria, nur mit einer andern ſlawiſchen Mundart bekannt, verſtand nicht alle Worte des Liedes. Aber ſie verſtand genug, um es ihrem eigenen Zuſtande gemäß zu finden. Auf der Bergſtraße umherirrend, den Geliebten ſuchend, hätte auch ſie gern ihr Leid und Wehegeſchrei den Lüften vertraut. Was aber von beſonders ergreifender Wirkung für ſie war, iſt ein Geheimniß des Liedes, das ſich in keiner Ueberſetzung

wiedergeben läßt. Indem nämlich die Sängerin jedem ihrer Strophenpaare ein ſchmerzliches Lele, Lele! oder Lado, Lado! (wehe! und leide!) nachſendete, ſchien ſie zu gleicher Zeit die Götter der Liebe anzurufen, die in altſlawiſcher Mythologie wunderbar-beziehungsvoll dieſe Namen führten. Lado! Lele! tönte es in Maria's Herzen nach.

Im Zuhören hatte ſie unwillkürlich die Schritte ein wenig gehemmt, ſodaß die kräftiger ſchreitende Zigeunerin ſie bald eingeholt hatte. Kaum bemerkte die Fremde ſie, als ſie ſie anrief und ſie in verdorbenſtem Ungariſch, aber mit morgenländiſch-höflicher Art begrüßte.

„Allerſchönſte Dame", rief ſie, „nimmer verwelke die Blume deiner Geſundheit! nie verſiege der Quell deiner Liebesfreuden! vor dir fliehe die giftige Schlange und die ſchwarze Peſt, die tödtende! — ſage mir, bin ich noch weit von Samoske?"

Maria hatte die Grüße mit anmuthigem Kopfneigen beantwortet; bei der letzten Frage ſah ſie etwas beſtürzt auf: „Sucht Ihr vor ein Nachtquartier?" war ihre Gegenfrage.

„Ich hab' mir die armen Füße aufgelaufen, bin wund und todesmüde: keine Seele würde mir's irgendwo verweigern. Aber ſagt mir, iſt's noch weit?"

„Ganz nahe", entgegnete Maria, „auch mein Weg führt dorthin."

„Das iſt gut", erwiderte die Zigeunerin, indem ſie ſich anſchickte die ſteile Bergwand hinunterzuklimmen. Die Mühe ſchien klein für ihre geſchmeidigen Glieder. In wenigen Augenblicken ging ſie Maria zur Seite. Dieſe konnte ſie nun bequemer betrachten.

Sie ſah eine große ſchlanke Geſtalt von kaum achtzehn Jahren, mit kräftigen aber nicht rohen Gliedern. In dem länglichen, orientaliſch ſchön geformten Geſicht war nicht zugleich die orientaliſche Starrheit, die tödlich kalte Regelrechtigkeit der Züge, die dem fühlenden abendländiſchen Beſchauer das Herz zuſammenziehen kann. Es war im Gegentheil eine gemäßigte Beweglichkeit darin, welche die Seele nicht verleugnete und die dem Geſicht einigen Reiz gegeben haben würde, auch wenn weniger glänzende ſchwarze Augen daraus hervorgeſtrahlt hätten. Blendend weiße Zähne, rabenſchwarze, dicke Haarflechten ſchienen ihrem Volks-

stamm anzugehören; so auch die entstellende Farbe der Haut, und wenn das Lied von einem „weißen Antlitz" sang, so war das Beiwort vielleicht nur aus andern serbischen oder walachischen Gesängen entlehnt. Luft und Anstrengung hatten indessen heute die Wangen der Pilgerin kräftig geröthet, daß sie mehr anmuthig braun als widerlich gelb erschienen. Das schwarze Tuch, das sie um den Kopf geschlungen hatte, stand ihr wohl, es war vielfältig mit dunkelrothen Bändern umwickelt, und ringsumher mit großen und kleinen Silbermünzen behängt, die einen Halbkreis um die Stirn bildeten. Einige Stücke fehlten und schienen zur Reisezehrung angewendet zu sein. Ueberhaupt verrieth die ganze Tracht einen halb zu Grunde gerichteten Wohlstand, eine durch die Länge der Zeit verblichene und untergegangene Pracht. Der kurze schwarze Rock des jungen Weibes war einmal mit goldenen Tressen besetzt gewesen, die jetzt stückweise an ihm herunterhingen. Das vergelbte Hemd, das unter der Brust von einem alten golddurchwirkten Gürtel gehalten war und in einem Bausch über den Rock hing, war vielfach zerrissen, aber trotz dieses veralteten Zustandes waren

seine weiten Aermel zierlich mit rothen Bändern umschlungen, und statt der Knöpfe waren an Hals und Hand bunte Steine befestigt. Auch die Brust schmückten viele Schnuren farbiger Glasperlen, an denen in der wunderlichsten Vereinigung ein kleines Crucifix und allerlei morgenländische Talismane hingen. Keine Strümpfe deckten die Füße, und an den gelben, nach des Liedes Worten blutdurchfeuchteten Stiefeln waren Sporen befestigt, die andeuteten, daß sie einen Theil ihrer Reise zu Pferde zu machen pflegte. Sie trug kein Arzneikästchen unter dem Arm, mit dem andere Zigeunerinnen als Dorfdoctorinnen das ungarische Land gewöhnlich durchziehen: ihre Pilgerschaft schien andern Zweck zu haben als Lebenserwerb. Ein viereckiges Tuch vom schlechtesten Pelzwerk, das zu dem geputzten Ganzen wenig paßte und offenbar erst auf der Reise angeschafft worden, war das Einzige was sie, unter dem Kinn zusammengebunden, etwas vor der Kälte schützte. Auch das ganz unbekleidete Kind war in ein solches Tuch gewickelt, und es war kläglich anzusehen, wie dasselbe, nur von unzureichender Größe, stets dies oder jenes Glied entblößt hervorblicken ließ. Der

Knabe selbst aber schien wenig danach zu fragen, und an alle Witterung gewöhnt, für Hitze und Kälte gleich unempfindlich, schaute er keck und trotzig in die Welt. So stand die Zigeunerin jetzt neben Maria, deren edle, einfache Gestalt, in blauatlasnen Pelzmantel gehüllt, den Kopf nonnenhaft mit dichten Schleiern verhängt, zu der abenteuerlich grotesken Figur den schneidendsten Gegensatz bildete.

Maria beugte sich mit einiger Zärtlichkeit zu dem armen Knaben, der aber mit kindischem, stets ungezügeltem Eigensinn sie gerade mit der Faust in das Gesicht schlug. Der Mutter Verweis war nur leicht:

„Still, Bübchen", sagte sie mit halbem Lächeln, „was schlägst du Weiber? Es ist ein kecker Wildfang", setzte sie gegen Marien hinzu.

Diese schritt stillschweigend weiter. „Sagt mir doch", hob die Zigeunerin wieder an, „allerschönste Dame, sind' ich wel den Baron Barceczy zu Hause in Samoske?"

„Welchen Baron Barceczy meint Ihr?" fragte Maria, indem sie sich besann, was sie antworten sollte.

„Ei, ich meine den jungen, ſchönen, den Emmerich. Nach dem alten Wehrwolf, dem Stephan, möge eine Andere fragen.“

„Was wollt Ihr denn von Emmerich Barcoczy?“ fragte Maria ahnungsvoll.

„Ich will ihm was bringen, was ihm gehört.“

„Kennt Ihr ihn denn?“

„Das wollt' ich meinen“, verſetzte jene mit bedeutſamem Lächeln. „Da Ihr nach Samosko ſo ſpät geht, ſeid Ihr wol gar ſeine Schweſter, oder — —“

„Das bin ich“, verſetzte Maria ſchnell, in ängſtigendem Vorgefühl; „aber was wollt Ihr ihm denn bringen?“

Die Zigeunerin zögerte einen Augenblick. Dann ſagte ſie dreiſt: „Den kleinen Buben hier!“

Maria hatte zwar den Schleier vor das Geſicht gezogen, allein die Fremde mußte trotzdem eine Veränderung ihrer Züge wahrnehmen, denn ſie fuhr fort: „Deutet's mir nicht allzu übel. Die Schweſtern, weiß wohl, haben's nicht gern von den Brüdern. Aber das Herz iſt einmal ſo geſchaffen. Das frägt nicht nach Stand und Würden, nicht nach Gott und

Kirche. Und seht, der Bub' ist auch christlich getauft. Ich hab's Emmerich versprechen müssen, als er schied."

Sie schlug das Fell zurück, worin sie das Kind trug, und zeigte ihr ein Heiligenbild, welches ihm um den Hals hing.

„Wäre es möglich!" entgegnete Maria, die unwillkürlich stehen geblieben war. „Emmerich!" — die verschiedensten Gefühle bestürmten ihr Herz.

„Wundert Euch nicht allzu sehr!" fuhr jene nicht ohne Bewegung fort. „Sagt mir lieber, finde ich Euern Bruder?"

„Emmerich findet Ihr nicht, wohl aber seine Frau."

Als die Zigeunerin nicht antwortete, blickte Maria auf und bemerkte, daß jene die Farbe verändert hatte und ihren Knaben fest an ihre Brust drückte.

„Armer Bub'!" sagte sie endlich. „Er ist also vermählt. Nun ich hätt's denken können, und hab's gedacht tausendmal, aber ich bin ihm treu geblieben drei Jahre lang — und vielleicht noch eins drüber, und hätte doch auch manchen schönen Fang thun können. Aber ich mochte keinen außer ihm. Aber der Emme-

rich ist doch brav, er wird sein altes braunes Liebchen nicht verstoßen. Schade nur, daß er nicht da ist. — Ich getraue mich nicht hin", setzte sie hinzu, indem sie stehen blieb. „Armer, nackter Bub'! — Sagt mir, ist die Frau böse?"

Ein tiefes Mitleiden ergriff Maria. „Sie ist's nicht, armes Mädchen!" erwiderte sie. „Kommt nur mit mir! Wo wollt Ihr jetzt hin? Ihr könnt zur Nacht kein Haus mehr erreichen, und dort ist Samosko."

„Meine Mutter hat mir's vorausgesagt", fing die Zigeunerin wieder an. „Sie hat mich wund und blutig geschlagen, aber ich mochte nicht von dem Emmerich lassen. Heirathen kann er mich freilich nicht; aber ein anderes Mädchen hätte er doch auch nicht nehmen sollen. Er hat mir auch tausendmal gesagt, er wollt's nicht, er wollte ein freier Kriegsmann bleiben sein Leben lang. Aber er ist auch sicherlich schuldlos. Gewiß ist's ein reiches Mädchen, das er sich genommen hat, weil ihm der Kaiser Hab und Gut geraubt. Allein im Herzen bewahrt er die Kossanja!"

„Der Abscheuliche!" rief Maria, von diesen Worten heftig ergriffen.

„Möge Euch der Hals weh thun!“ versetzte die Zigeunerin zürnend, „was schimpft Ihr den Bruder? Ihr mögt mir eine schöne Schwester sein. Was geht Ihr denn noch so spät auf der Landstraße?“

Sie waren jetzt dem Hause ganz nahe. „Nicht seine Schwester bin ich“, sagte Maria, „ich bin seine angetraute Frau“; und als wolle sie den Verdacht der Nebenbuhlerin, Emmerich habe sie nur wegen ihres Geldes gefreit, entkräften, schlug sie bei diesen Worten den Schleier zurück, der das reizendste, zarteste Gesicht in ganz Ungarn verhüllte.

Die Zigeunerin starrte sie lange unbeweglich an, und eine unbeschreibliche, aus Schreck, Schmerz und Furcht gemischte Empfindung sprach aus ihren Mienen. Sie öffnete die zuckenden Lippen, aber kein Ton war zu vernehmen. „Dann ist's wol aus“, sagte sie endlich. „Frau! ich will Euch nicht fluchen, aber segnen kann ich Euch auch nicht. Ihr seid weiß wie der heilige Geist, und schön wie eine Houri! Ihr habt es ihm nicht anzuhexen brauchen; das ging alles mit menschlichen Dingen zu, daß er Euerer Liebe nachtrachtete, denn Euer Gesicht ist glänzend weiß, wie der

Schnee auf dem heiligen Berge; Euere Lippen glühen, wie die Sonnenwolken am abendlichen Himmel. Aber das Geſicht iſt doch nicht das Beſte an uns, das Herz iſt doch mehr werth! Und glaubt auch nicht, daß ich immer ſo vergrämt und hager geweſen, als ich jetzt vor Euch ſtehe. Die Koſſanja war Euch ein ſchönes junges Blut, als ſie vierzehn Jahr alt war und ſie der Emmerich Barcoczy zum erſten mal fand, Gold waſchend am Ufer der walachiſchen Aluta. Ihre Augen waren wie die ſchwarzen Schlehen auf dem Felde, ihre Brauen wie die kleinen Meerigel am Strande, und ihre Wangen wie der rothe Wein in der Herberg. Die jungen Burſche flammten alle in Glut auf, Chriſten und Gläubige. Die Muſelmänner hätten Euch eine Moſchee abgebrannt, wenn ſie's hätte haben wollen, und die Raizen und Madſchjaren ſchwuren, Gott ſolle ſie erſchlagen, wenn ſie nicht die Donau hinaufſchwämmen bis Wien, für einen Kuß von Koſſanja's Lippen. Aber die Koſſanja hatte blos den einzigen Chriſten lieb, und keinen Türken, und keinen von ihrem Volke. Aber als das Heer hinunter ins Zipſer Comitat zog, und der Emmerich nicht wieder

kam und nichts von sich hören ließ, da zerkratzte sie sich das Gesicht und riß sich die Haare aus den Brauen, und weinte sich blind und härmte sich mager. O Emmerich! Emmerich!" setzte sie laut weinend hinzu, „du hast meine Schöne gemordet! O Emmerich! du hast mein Herz gebrochen! Mögen's dir die heiligen Engel verzeihen! — von mir hörst du nichts wieder, aber der arme Bub' hier soll ein Türke werden!"

Mit diesen heftig ausgestoßenen Worten wollte sie davoneilen, aber Maria hielt sie.

„Bleib", sagte sie, „armes Mädchen, um deines Knaben willen verweile diese Nacht hier! Morgen wollen wir das Weitere besprechen."

„Kommt er morgen?" fragte das braune Mädchen unschlüssig.

„Schwerlich vor einigen Tagen", erwiderte Maria.

Indem näherten sich mehrere Mägde, die, besorgt um die ausbleibende Frau, sie jetzt mit der Fremden erblickend, aus dem Hofe herbeieilten. Kaum sah die Zigeunerin sie, als sie sogleich sich kräftig Maria's zarter Hand entriß, indem sie die schmerzlichen Worte rief:

„Laßt mich fort, sie würden mich nur höhnen! Und Ihr am Ende auch mit Euerm Heiligenblick! Komm, komm, armes Emmerichskind; in das Waldgebirge will ich, und der kalte Stein soll mein Bette sein, der Weißdorn unser Abendbrot, und der Sturm heult uns das Schlaflied. Komm!"

So lief sie mit Windesschnelle den Schloßberg hinunter, und bald barg nächtliche Finsterniß die Gestalt der Fliehenden. Maria folgte ihren Dienerinnen in das Haus.

In ihrem Gemach angelangt, warf sie sich in der heftigsten Bewegung in einen Sessel. „Was hab' ich hören müssen", rief sie schmerzvoll, „welchem Manne hab' ich mein Herz, mein Glück und das Glück des treuen Ferdinand aufgeopfert! Geliebt wenigstens wähnt' ich mich, und ich theile seinen Besitz mit einer elenden Landstreicherin, deren Volk der Menschheit Abschaum ist. Ehrlich wenigstens wähnt ich ihn, und er opfert einem verächtlichen Sinnenrausch ein armes Geschöpf, das nun in der Winternacht mit blutenden Füßen im Waldgebirge umherirrt, und viel-

leicht mir Unſchuldigen flucht! Und an dieſen Mann bin ich auf ewig gefeſſelt! O Ferdinand! o Ferdinand!"

Ein leiſes Geräuſch — ſie blickte auf, und Ferdinand ſtand vor der Erſtarrenden. Er war in veränderter Tracht; ein weiter Reiſemantel verbarg nur halb die kaiſerliche Uniform.

„Maria", ſprach er raſch, „jetzt iſt der Augenblick da. Zögere nicht! ich habe einen Haufen Reiter mit mir. Ich war entſchloſſen, dieſen Hof zu überfallen, wenn's ſein müßte. Aber alles geht nach Wunſch. Ich fand Thor und Thüren offen, wie eine deiner Dienerinnen mir zugeſagt. Zögere nicht, einzig Geliebte."

Er umfaßte zärtlich die ſchöne todtenbleiche Frau. Bis zur Willenloſigkeit entkräftet durch die namenloſe Angſt des Tages, heftiger als je aufgeregt durch die Entdeckung von Emmerich's Untreue, ſank ſie in die Arme des Verräthers: „Ich bin dein", ſtammelten ihre bebenden Lippen. „Thue was du willſt!"

„So laß uns eilen, Geliebte!" rief Ferdinand und trug ſie zur Thür. Aber ſie hier niederſetzend fügte er hinzu: „Laß mich indeſſen auch für unſere Sicherheit ſorgen. Gib mir den Schlüſſel zu deinem

Schranke. Einen Augenblick nur", sprach er weiter, als sie zögerte, und löste ihr das Schlüsselbund, das sie nach Art der Hausfrauen am Gürtelbande trug. Schnell fand er den rechten, öffnete ein Kästchen und nahm verschiedene Papiere, Maria's Vermögen betreffend, und auch ihren Trauschein heraus. Er mußte sich während seines achttägigen Besuches von allem genau unterrichtet haben.

Mit einer Ohnmacht ringend, sah Maria nicht was er that. Sie fühlte sich von neuem aufgehoben und durch das vermittels der Sorgfalt der bestochenen Magd leer gehaltene Haus getragen. Vor der Hofthür harrten mehrere Männer, die sie eiligst in einem bereit stehenden Tragsessel die Anhöhe vor dem Hause hinabbrachten. Unten hielt eine kleine Schar Reiter, nach ihren Uniformen kaiserliche Soldaten. Ein Schlitten nahm die beiden Fliehenden hier auf und trug sie, von den Reitern geleitet, im Verlauf der Nacht nach Eperies, wo Kaiserliche standen. Unterdeß hatte Ferdinand Maria mitgetheilt, daß der General Karaffa selbst ihm diese Truppen anvertraut und daß der Feldprieſter im Lager vor Kaschau ihrer harre, ihre

Hand in die seinige zu legen. Bei dem kurzen Verweilen in Eperies zerriß er den Trauschein vor Maria's Augen, die schamglühend und verworren keinen Willen mehr zu haben wagte. Nur das Eine wünschte sie: Ungarn so bald als möglich zu verlassen. Fern vom Vaterlande, im geräuschvollen Leben der Hauptstadt, jedem äußerlichen Erinnerungspunkte entrückt, wähnte die Arme eher vergessen zu können. Ach! aber wenn es wahr ist, daß der stete Wechsel und Reiz des Neuen, daß das rastlose Rollen der Begebenheiten außer uns, daß der Zauber des in der fremden Welt entdeckten Schönen auch das kränkste Gemüth endlich stärken und heilen kann, sobald es der Schmerz ist, der es entkräftet hat, nicht die Schuld, die es zu Boden drückt: den Stachel des Gewissens zieht ihr nicht heraus, mit aller Anstrengung eures Willens; der verfolgenden Mahnerin entflieht ihr nicht im ungestümsten Wirbeltanz wechselnder Ereignisse und Erfahrungen!

Ferdinand gab den Bitten Maria's nach, verweilte im Lager Karaffa's nur so lange als nöthig, um sich mit der Geliebten trauen zu lassen und sich mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und war, durch die

überall ausgebreiteten kaiserlichen Truppen geschützt, bald auf der österreichischen Grenze. Wenige Wochen nach der Flucht aus Samoske empfing das glänzende Wien die Reisenden.

Nicht ohne bestimmte Absicht haben wir bis hierher unsere Erzählung Schritt für Schritt weiter geführt; ja vielleicht da gerade am längsten verweilt, wo sie still zu stehen schien. Denn nicht die Handlungen selbst sind es, die dem Menschen Werth geben und rauben, die ihm euern Beifall verschaffen, euere Verachtung zuziehen sollten. Erst wenn ihr genau den Weg kennen gelernt, den die Seele machte, ehe sie zum Ziel der That gelangte; erst wenn ihr wißt, welche äußern Kräfte dahin gewirkt, den innern Entschluß zu bilden, welchen Samen Erziehung und frühe, Herrschaft erringende Verhältnisse in des Menschen Brust gestreut, und in welchem Grade empfänglich für solche Saat ihn das Schicksal geschaffen hat — erst dann dürft ihr richten, bewundern und billigen, entschuldigen und verdammen. Widerrechtliche Handlungen, wie ihr sie Emmerich Barcoczy wiederholt begehen gesehen, werdet ihr ihm vielleicht um seiner Treuherzigkeit

willen verzeihen. Aber werdet ihr auch Maria gleiche Milde angedeihen lassen, die mit dem Gesetze, das die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, zugleich das der Moralität, der Religion übertrat, indem sie den heiligsten Eid brach? Gewiß, ihr werdet es, wenn ihr aufmerkend den Weg verfolgt, den das Schicksal die Arme leitete. Es gab ihr ein weiches, liebebedürftiges, heißes Herz, und versagte ihr jedes Mittel, diesem Herzen ein Gegengewicht in einer ausgebildeten Vernunft, in einer selbständigen Willenskraft zu geben, indem es sie immer wieder in neue untergeordnete oder aufgezwungene Verhältnisse führte. Es weigerte ihr die Erfüllung des heißen Jugendwunsches, um ihn durch mehrjähriges Entsagen zur unaufhaltsamen Glut werden zu lassen, ihr dann in einem verrätherischen Augenblick das lang ersehnte Ziel dicht vor die Seele zu rücken. Von früher Jugend an in dem beschränktesten Kreise sich bewegend, verharrte sie länger als die Vernunft es wollte in dem jugendlichen Wahne, das Glück der Liebe sei ihre Bestimmung als Weib, ein Irrthum der eigentlich mehr unserer Zeit angehört, dem aber Maria ihre Individualität unterwarf. Wenn

wir indeſſen durch umſtändliche Darlegung innerer und äußerer Antriebe Emmerich zu reinigen, Maria zu entſündigen hofften: keine Leidenſchaft, kein Drang der Umſtände entſchuldigt den Verräther, der umſichtig und berechnend Betrug und Argliſt zu Hülfe rief, die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft mit Füßen trat und das heiligere Band der Ehe zerriß. Nicht die ungemäßigte Glut des Menſchenherzens, die als Flamme auflodernd, verderblich um ſich greifend, alle Schranken vernichtet; nicht die ungezügelte Kraft, die in wild ausbrechender Roheit zarte Blüten, liebliche Blumen zertritt — nicht das iſt das größeſte, das wahrhafteſte Uebel der Welt: der kalte, ſchleichende Eigennutz iſt es, die herzloſe Selbſtſucht, die mit ihrem Gefolge von Verrath, Trug und Heuchelei leicht den Sieg erringen, weil ſie wiſſen was ſie thun, während die Leidenſchaft blindwüthend ihre eigenen Waffen zerbricht.

Im Verlauf von zwei fruchtbringenden Jahren kam Maria zu dieſer Erkenntniß und lernte davon die ſchmerzlichſte Anwendung machen. Ihr Geiſt bedurfte nur der Freiheit ihrer jetzigen Lage, um mit unbefangenerm, geſchärfterm Blick alle Verhältniſſe zu

Überschauen. Mitten in der Welt und ihren mannichfachen Berührungen, konnte sie über Ferdinand nicht lange verblendet bleiben. Der verständige Leser hat bereits eingesehen, daß im Herzen desselben nie die wahre Liebe gewohnt. In seinen Jünglingsjahren hatte er sein Verhältniß zu dem schönsten Kinde in Ungarn als eine angenehme Unterhaltung betrachtet, wie er, halb ästhetisch, halb cavaliermäßig ausgebildet, sich überhaupt in empfindsamen Galanterien gefiel. Selbst arm, mit einem so armen Mädchen sich zu vermählen, kam ihm gar nicht in den Sinn; ebenso wenig wollte er sie unglücklich machen, denn er war kalt, ehrsüchtig und gleisnerisch, aber nicht sinnlich. Als der alte Opray um Maria warb, fand er es daher ganz natürlich, zurückzutreten und in Wien ein neues Glück zu suchen. Seine schöne Gestalt, seine glänzende Bildung verschaffte ihm bald die Gunst der Frauen und Männer; seine edle Geburt wie seines Oheims Ansehen bahnten ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen. Aber Eins fehlte ihm: Vermögen. Eine reiche Heirath sollte diesem Uebel abhelfen. Allein *diese* Erbin war alt und häßlich, *jener* Ruf war befleckt

und die Vortheile der Heirath nicht groß genug, dies übersehen zu lassen. Sein Oheim schlug ihm ein drittes Mädchen vor, eine edle Ungarin, verwandt mit den gräflichen Häusern der Zrini und Nadasdi. Ihre Angehörigen waren günstig gestimmt, aber das Fräulein begab sich plötzlich in ein Kloster und erklärte ihnen von dort aus: lieber wolle sie den Schleier nehmen, als die Gattin eines Mannes werden, der, sein Vaterland verrathend, sich schmeichlerisch um die Gunst der Unterdrücker mühe und ehrlos die züchtigende Ruthe küsse. Der Oheim war verstimmt, Ferdinand gereizt. Da kam plötzlich ihm die Nachricht zu Ohren, der alte Opray sei todt, Maria frei. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er reiste nach Preßburg, von einem Gute der schönen Witwe zum andern, bis er endlich hörte, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen sei. Der Schlag kam unerwartet. Die lebhafte Erinnernng ihrer Schwäche für ihn, das Bewußtsein seiner Verstellungskunst und Liebenswürdigkeit, hatten ihn seiner Sache so gewiß gemacht, daß er sich sogar in einem unbesonnenen Augenblick hatte verleiten lassen, mit Sicherheit von dem Zweck seiner Reise zu sprechen.

Seine Ehre stand auf dem Spiele. Eher alles wagen, als durch Rückkehr ohne Gattin sich dem Gelächter des Hofes preisgeben. Daß nicht Liebe Maria in Samosko hielt, war aus der Art ihrer Vermählung leicht zu schließen; so wollte er denn versuchen, die vielleicht schlummernde Empfindung zu erwecken. Die Stellung der Barcoczys zum Hofe, die Zerrissenheit aller Rechtsverhältnisse in den Zeiten bürgerlicher Kriege, schienen ihn vor allen gefährlichen Folgen zu sichern.

In Samosko selbst sah er bald, wie seine Sache stand. Es kam nur darauf an, den Baron auf einige Tage zu entfernen. Theokeli's Gefangennehmung durch Seitan Pascha gab ihm Veranlassung, in Emmerich's großmüthigem Herzen eine Saite anzuschlagen, die nicht ohne erschütternden Klang bleiben konnte.

In Wahrheit war der Graf nur darauf bedacht, sich die Pforte zu versöhnen, nicht aber von ihr abzufallen. Ferdinand, als Mitglied der Commission für die ungarischen Angelegenheiten, kannte Theokeli's Hand genau. Seine Freunde in Karaffa's Lager

wußten ihm bald einen von deſſen aufgefangenen Briefen an ſeine Gattin in Moncacz zu verſchaffen, deſſen Schrift er künſtlich nachmalte. Nur allzu gut das menſchliche Herz kennend, ließ er mit liſtiger Abſicht Maria durch Beſtürzung, Täuſchung, Erwartung in denjenigen abgeſpannten Zuſtand gerathen, in welchem eine liebende Frau keine Willenskraft mehr behauptet. Das Erſcheinen der Zigeunerin kam ſeinem Plane, ohne daß er es ahnte, zu Hülfe. So ſchien das Schickſal ſelbſt ihm beizuſtehen und ſein Opfer zu dem Abgrund zu geleiten.

Maria erfuhr zwar nie dieſe genauern Umſtände, aber ihre eigene Einſicht mußte ihr bald ſagen, daß ſie ihrem Gemahl jede Art von Unredlichkeit zutrauen dürfe. Sie ſah ihn mit habgierigem Eifer ſich in den Beſitz ihrer Güter ſetzen, deren Werth er auf das pünktlichſte zu kennen ſchien. Beobachtete ſie ſeine Stellung zum Hofe, ſo konnte ihrem Blick nicht entgehen, daß man ihn nur brauchte, aber, ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufend, ihm keineswegs wahre Achtung zollte. Sein unmäßiger Reichthum und das Verdienſt eines Vaterlandsverräthers erwarben ihm in

kurzem den Grafentitel, aber der Kaiser liebte ihn nicht, und die Bessern unter den Hofleuten vermieden wenigstens jede Annäherung. Offener zeigte sich der Haß seiner Landsleute. Die edelsten Häuser derselben waren ihm verschlossen, und selbst diejenigen vornehmen Ungarn, die der kaiserlichen Familie wahrhafte Ergebenheit bewiesen, theils persönlicher Vortheile wegen, theils weil es ihnen weise schien, sich dem Schicksal zu unterwerfen; selbst diese verachteten im Herzen den Mann, der mit emsiger Geschicklichkeit dem Unterdrücker die Fesseln schmieden half. Alles dies fühlte Maria, und es konnte nicht fehlen, daß das Bewußtsein, sie durchschaue ihn, auch auf sein Betragen gegen sie Einfluß hatte.

Schon anfänglich schien es ihr oft, er wolle mehr mit ihrer Schönheit prahlen, als daß sein Herz sich derselben freue. Ihre Blödigkeit, ihr Mangel an Gewandtheit machte ihn ungeduldig und verdrießlich, und blos wenn sie in Gesellschaften oder an öffentlichen Orten geglänzt hatte, bewundert worden war, nahm er wieder den galant zärtlichen, schmeichelnden Ton gegen sie an, der einst, ach! so verführerischen Reiz

für ſie gehabt! Aber wie ihre Achtung gegen ihn abnahm, hielt er es auch der Mühe nicht mehr werth, ſeine Rolle gegen ſie zu behaupten. Es bildete ſich nach und nach ein kalthöfliches Verhältniß zwiſchen dem Ehepaar, wie es in der großen Welt ſchon damals nicht ſelten ſtattzufinden pflegte. Gemahl und Gemahlin beſuchten verſchiedene Kreiſe, ſahen ſich einander oft nur bei Tafel, und zwei Jahre nach der Flucht aus Samosko hätte der Hellſichtigſte nicht mehr ahnen können, unter welchen Umſtänden einſt ihre Ehe geſchloſſen ward.

Was Maria's grauſam betrogenes Herz während dieſer Zeit litt, ſprechen keine Worte aus. Die Gegenwart lag laſtend auf ihm, und kein Blick in die Zukunft konnte es erheben, keiner in die Vergangenheit es tröſten. Nacht überall! Das größte Unglück, das eine Frau betreffen kann, iſt einen verderbten Mann zu lieben. Das wahre Weſen der Liebe, beſonders aber der weiblichen, iſt die Verleugnung des eigenen Willens, Untergang der Selbſtändigkeit in dem Ich des Geliebten. Wehe dann dem Herzen, wenn es mit dem beſſern Theile des Menſchen in Zwieſpalt geräth! Mit dem Glauben

an den sittlichen Werth des Geliebten geht jede Art von Glück in der Liebe unter.

Ist das Edlere in ihm nicht ganz verloren, ist es etwa die rohe Gewalt der Leidenschaft, die ihn stürzte, sie habe welchen Namen sie wolle, hat das Thier im Menschen etwa eine mehr als momentane Macht in ihm errungen und reißt ihn in die Tiefe des Verderbens, ja in den Schlamm der Gemeinheit, so ist's fast, als könnte neben der verlorenen Achtung doch noch in dem zartesten Herzen die liebende Empfindung für den Untergegangenen bestehen. Nur, daß die Flamme nicht mehr leuchtet! nicht mehr mit magischem Glanze die Welt rings umher erhellt! daß sie, eine verrätherische Glut, nur noch das Herz verzehren kann, welches sie widerwillig bergen muß. Aber tödlich jeder liebenden Schwachheit deiner Brust ist der schleichende Verrath, die wohlberechnende, trügerische Arglist, wenn du sie einmal unter der Larve erkannt hast. Unter den kalten Händen der niedrigen Eigensucht erstarrt dein Herz zu Eis. Deine Liebe ist todt. Du bist geheilt — aber glücklich?

So erlosch auch in Maria's Busen allmählich jede

Empfindung der Liebe für Ferdinand, und wenn sie zurückschaute, mit welchem Eigensinn sie so viele Jahre lang eine unbezwingliche Leidenschaft für ihn festgehalten, mußte sie sich gestehen, daß unter allen Räthseln der Natur der Mensch das unauflöslichste sei. Alles hatte sie nun, was sie sich in früher Jugend ersehnt: den Besitz des Geliebten, den Genuß von allen Schätzen der Kunst, von allem Schönen —, Reichthum, Glanz, Ehre obenein: aber alles das machte sie nicht glücklich. Mehr und mehr zog sie sich aus der Gesellschaft zurück, über deren Gehalt sich nur der Fernstehende täuschen kann, und jetzt erst, wo sie für sich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen hatte, ward ihr die Einsamkeit ersprießlich. Sonst hatten ihre Stunden des Alleinseins liebende Träume, Thränen, Klagen, schwärmerische Chimären ausgefüllt; jetzt erst lernte sie sich umsehen, in sich hineinblicken und denken.

Ein Gegenstand indessen blieb noch immer übrig, den sie, je mehr ihn ihr die Zeit in die Ferne rückte, mit Schwärmerei betrachtete. Emmerich war es, dessen Gestalt glänzend aus dem nächtlichen Dunkel ringsum her-

vertrat. Nicht etwa, als ob ihre Empfindung für den beleidigten Gatten jetzt die Gestalt der Liebe angenommen hätte. Ihr schmerzlich belebtes Herz schien für dieses Gefühl nicht mehr empfänglich zu sein. Aber schon das Ritterliche in Emmerich machte ihn geeignet, ihn, aus einer gewissen Sehweite betrachtet, von einer Glorie umgeben zu erblicken, die sein edler Eifer für Religion und Vaterland noch mehr erhellte, das Bewußtsein ihrer Schuld gegen ihn aber fast allzu blendend machte. Selbst die Erscheinung der Zigeunerin sah Maria jetzt aus einem andern Gesichtspunkte an. Gestand er nicht selbst freudig ein, daß erst die Liebe ihn veredelt, ihn zum bessern Menschen gemacht, die Liebe zu ihr? Und sagte die arme Rossanja nicht, sie habe nichts mehr von ihm gehört, seitdem er ins Zipser Comitat zog? Hatte er Sie nicht dort kennen gelernt, und wenn er gefehlt, hatte er es gegen sie? Auch seine vermeintliche Absicht, von neuem sich Theokeli anzuschließen, betrachtete sie jetzt mit ganz verändertem Urtheil. Nun erst hatte erweiterte Kenntniß der Geschichte ihr den Kampf der Ungarn begreiflich gemacht. Der alte Opray hatte in dem Widerstande der Nation

einen strafwürdigen Aufruhr gesehen; sie hatte es ihm auf das Wort geglaubt, und ohne je selbst nachzudenken, wer hier recht, wer unrecht habe, hatten ihr die gebildetern Sitten der Fremden mehr zugesagt als die Roheit ihrer Landsleute. In der Dunkelheit jugendlich-weiblicher Begriffe hatte ihr Herz auf diese Weise die Partei der Fremden ergriffen. In der Ferne, in der Fremde ward ihr erst das Vaterland lieb, heilig. Sie mußte sich als eine daraus Verbannte ansehen, denn das Bewußtsein ihrer Schuld gegen den, welchen sie als seinen Repräsentanten betrachtete, raubte ihr den Muth, je dahin zurückkehren zu wollen. Aber alle ihre Wünsche sendete sie dahin, wo schon Misvergnügen und Unwillen von neuem sich lebhafter zu regen begannen. Zwar lernte sie, je mehr sich ihre Begriffe aufklärten, je deutlicher das Mangelhafte, ja Verderbliche einer Verfassung einsehen, die nur einige bevorrechtete Stände begünstigt, während sie die wahrhafte Freiheit des vaterländischen Bürgers zu Boden drückt und jede würdige Ausbildung und Erhebung des Volkes hemmt. Manche der Einrichtungen der Regierung schienen dagegen der Zeit mehr gemäß zu sein und

blos diejenigen zu beeinträchtigen, die selbst nur auf Kosten Anderer sich bereichert sahen. Aber nicht für diese Andern kämpfte die Krone; sie war nur auf die eigenen Vortheile bedacht, und wenn eine allgemeine Umwälzung von innen heraus heilsam, ja nothwendig schien, so konnte dagegen eine vom Auslande bewerkstelligte, deren Zweck nur ein Tausch der Alleinherrscher war, dem Vaterlandsfreunde nicht erwünscht sein.

Von Emmerich hörte Maria nichts wieder. Nach ihm offen zu fragen hatte sie nicht den Muth. Dem Grafen Theokoli war es gelungen, sich bei dem Großherrn zu rechtfertigen; er ward wieder auf freien Fuß gesetzt und war bald von neuem thätig. Der Serasker von Rumelien ward für seine Verrätherei bestraft. Er ließ dem General Karaffa sagen, Theokoli sei nicht allein gefangen, er habe ihn hinrichten lassen und begehre nun die versprochene Summe Geldes. Der ganze Hof trug sich damals mit der belustigenden Anekdote von dem schlechten Latein, in welchem der Dolmetscher geredet, indem er seinen Herrn Seitan Pascha bei jedesmaliger Erwähnung mit vielem Pathos meus dominus Pascha

Satanas genannt habe. Worauf ihm der Graf Karaffa spöttisch antwortete: „Si quidem facinus patratum est, quid jam mihi cum satana?“ (Wenn die That schon geschehen, was habe ich dann noch mit dem Satan zu thun?)

Dem Seraskier sollte aber noch härtere Strafe werden. Er hatte zwar halb und halb mit Billigung des Hofes gehandelt; der Großherr aber, von neuem für Theokeli günstig gestimmt, vergaß alles, was jener in Polen Rühmliches gethan, und ließ ihn erdrosseln, dem Grafen Genugthuung zu geben. Vor dem versammelten Heere ward diesem eine Ehrenerklärung gethan und Schadenersatz versprochen. So schien ihm das Glück wieder zu lächeln, aber während seiner Gefangenschaft war Kaschau verloren gegangen; Siebenbürgen hatte sich dem Kaiser angeschlossen und siegreich drängte überall das christliche Heer die Ungläubigen zurück. Endlich erfüllte die erstürmte Einnahme von Ofen, das die Türken jahrelang behauptet, ganz Wien, ganz Deutschland mit Stolz und Freude. Wenige Festen hielten sich noch; mit Theilnahme blickte alles nach Moncacz, ein Schloß, das die Natur und die

ſchöne Helene Zrini, Theokeli's Gattin, mit entſchloſſenem Muthe vertheidigten. Unter den wenigen Anhängern, die dem Grafen Theokeli unter ſolchen Umſtänden übrigblieben, ward noch Stephan Barcoczy genannt, der, wie Maria hörte, bei den Türken ſelbſt in großem Anſehen ſtehen ſollte. Von Emmerich ſchwieg alles.

Der Hof glaubte dieſen glücklichen Stand der Sachen nach beſten Kräften benutzen zu müſſen. Plötzlich erſchell das Gerücht von einer neuen Verſchwörung zu Gunſten Theokeli's, deren Anſtifter wieder die Proteſtanten zu ſein ſchienen. Bald aber erkannte man ſie für allgemeiner, als je eine zuvor; war es nun, daß die wenige Mannszucht, welche die deutſchen Truppen in dem unglücklichen Lande hielten, die mishandelten Ungarn auf das Aeußerſte getrieben hatte, oder daß jene Verſchwörung blos in dem Mistrauen und der Politik des Hofes begründet war —, ehe ſie es ſich verſahen, wurden alle Edelleute, von denen man nur im geringſten vermuthen konnte, daß ſie mit dem Grafen Theokeli in Verbindung ſtänden, verhaftet; in den Städten aber, die man für die Hauptſitze des

Complotes hielt, Preßburg, Kaschau, Eperies und einige andere, durfte kein Bürger die Thore ohne Gewährsmann verlassen. Alle Gefängnisse wurden angefüllt mit den angesehensten Männern, den wohlhabendsten Grundbesitzern Ungarns. Keine durch die Verfassung vorgeschriebene Form ward mehr beobachtet, und niemand wagte sie mehr zu fordern, aus Furcht als Aufrührer gestraft zu werden. Ein Gericht ward in Debreczin niedergesetzt, an dessen Spitze der General Karaffa selbst stand, und das aus einigen wenigen Ungarn und mehrern Ausländern zusammengesetzt war. Alle möglichen Arten von Foltern, deren umständlichere Bezeichnung man uns gern erlassen wird, mußten dazu dienen, den Verhafteten Geständnisse auszupressen. Waren diese nun gegen Andere gerichtet, so gelang es den Unglücklichen selbst, ihre Freiheit für ungeheuere Summen, die sie auf ewig zu Bettlern machten, zurückzuerkaufen. Entfuhr den Gequälten aber das leiseste Wort gegen sich selbst, so machte ein schneller Tod auf dem Schaffot der vermeintlichen Gefahr ihres Daseins und ihrer Pein ein Ende. Blutiger noch war das Tribunal von Eperies, das, einen Monat später errichtet,

vom März bis zu Ende des Jahres seine furchtbare Thätigkeit fortsetzte. Ein Richtplatz ward mitten in der Stadt zubereitet, eine Bühne aufgeschlagen, die, in der ungarischen Geschichte unter dem Namen die Bühne von Eperies bekannt, dem verletzten Acte dieser blutigen Tragödie zum Schauplatz dienen mußte. Ueberall Schrecken erregend trieben sich in den Mauern der Stadt an dreißig grüngekleidete Männer umher, alles Henker oder Henkersknechte; das Land aber durchjagten Dragoner oder andere bewaffnete Reiter, die Protestanten, Katholiken und Griechen ohne Unterschied entführten, sobald auf sie ein leichter Verdacht, oder der Haß eines der Mitglieder des Gerichts fiel, aus der Kirche, aus ihren Häusern, von der Jagd, wo man sie antraf.

Merkwürdig war jedoch, daß man keinen einzigen unter den Waffen oder in Vertheidigungsstand überraschte. Des Hochverraths und des Verbrechens, den Beistand Theokoli's, der Tataren und Türken nachgesucht zu haben — nach kurzem Verhör, ohne überzeugende Beweise, ohne Eingeständniß schuldig befunden, wurde den Unglücklichen ihr Urtheil erst auf dem

Schaffot, und zwar in deutſcher Sprache vorgeleſen. So ward die Blüte des Adels zerſtört, die Kraft der Nation gebrochen. An der Spitze dieſes Gerichts ſtand abermals Graf Karaffa; ſein thätigſtes Mitglied jedoch war Graf Ferdinand Szentiranyi.

Der Hof hätte keine ſeinen Zwecken mehr gemäße Wahl treffen können. Ungemäßigter Ehrgeiz ließ Ferdinand kein Mittel verſchmähen, die Gunſt der Machthaber zu erlangen, oft erfahrener Haß und Verachtung hatten ihn auf natürliche Weiſe gegen ſeine eigenen Landsleute erbittert. Maria ahnte nicht, zu welchen Schritten die Regierung entſchloſſen war, dennoch erſchrak ſie heftig, als ſie hörte, daß die Beſtrafung ihres Landes zum Theil in ihres Gemahls Hände gegeben werden ſolle. Durfte ſie hoffen, ihn zur Milde bewegen zu können? Entſetzt wies ſie ſeine Anfrage: ob ſie ihn vielleicht nach Ungarn begleiten wolle, zurück. Lag doch Eperies nur wenige Meilen von Samoske!

Sie fürchtete für ihr Volk; ſie zitterte für Emmerich. Alle ihre Kraft nahm ſie zuſammen zu einer Unterredung mit Ferdinand, in welcher ſie ihm Emme-

rich's Schickſal an das Herz legte und ihn bei allem was heilig war beſchwor, des von ihnen beiden ſchwer Beleidigten Leben und Freiheit zu retten, wenn dies oder jene in Gefahr kommen ſollten. Er antwortete ihr mit einigen froſtigen Scherzen, indem er ſich, wegen ihrer Anhänglichkeit an den vorigen Gatten, die burleske Miene eines Eiferſüchtigen aus der italieniſchen Komödie gab. Maria's Herz ſchauderte, dennoch faßte ſie ſich, fuhr fort mit Thränen und Vorſtellungen, und ließ nicht ab, bis er, der Sache müde, ihr ſein Wort gegeben, beide Barcoczys auf alle mögliche Weiſe zu ſchützen. Maria fühlte wohl, wie wenig es ihm vom Herzen ging; tauſendmal war ſie im Begriff ihn zu begleiten, um durch ihre Gegenwart, durch ihr Vermögen wirken zu können. Aber ſie bebte zurück vor dem Gedanken, einen von den Brüdern wieder zu ſehen; ſie zitterte davor, in jedem verächtlichen Blicke ihrer Landsleute ſich als die Gattin eines Verräthers, als eine Abgefallene begrüßen zu ſehen. Auf der einen Seite beruhigte ſie der Abſcheu vor dem Türkenbunde, den ſie an Emmerich kannte, über ſein Schickſal, ſowie auch der Umſtand, daß ſie ſeit ihrer Flucht nichts

wieder von ihm gehört, sie überzeugte, er sei wenigstens bis jetzt im Türkenheere nicht thätig gewesen. Auf der andern Seite aber konnte ihre Seele die Vorstellung nicht fassen, daß selbst das verderbteste Herz den doppelt hasse und verfolge, gegen den eine Schuld es drückt. Immer kam sie wieder darauf zurück, daß Ferdinand selbst die Gelegenheit willkommen sein müsse, sich wenigstens von einem Theil der Bürde zu befreien, die nothwendig in einsamen Stunden sein Gewissen unbequem belästigen müsse. So beschloß sie, während seiner Abwesenheit die Güter in Böhmen zu besuchen, welche ihr Gemahl kürzlich gekauft und von deren schöner Lage sie viel hatte sprechen hören. Beide reisten an einem Tage ab, und der Abschied war von Maria's Seite nicht ohne lebhafte Erschütterung.

Auf den böhmischen Gütern, dicht an der lausitzer Grenze, lebte die arme junge Frau mehrere Monate lang, und die Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts hatte nichts Abschreckendes mehr für sie. Treulich erfüllte sie die Aufträge ihres Gemahls, die alle vortheilhaftere Benutzung oder Garten- und Bautenverschönerungen bezweckten; ihr Herz aber war wenig bei

diesem Geschäft, ein neuer Gegenstand zog es an und zeigte ihr von fern die Hoffnung, die entbehrte Gemüthsruhe wieder zu erringen. Noch war in Deutschland die Zeit nicht vorüber, in welcher das herzliche Bestreben vorherrschte, nach dem Einen was Noth ist: der Einzelne glaubte sich zu schwach zu so wichtigem und schwierigem Unternehmen; die Gesinnung des großen Haufens konnte ihn nicht befriedigen. So hatten sich längst schon stille Gemeinden gebildet, und fromme, zu Noth und Tod verbündete Christen reichten einander hülfreich die Hand, wenn der sündige Mensch strauchelte auf dem Wege zum Heil. Harte Verfolgungen hatten die mährischen Brüder, die vor allen sich durch frommsittlichen Wandel und christlichen Eifer auszeichneten, aus ihren alten Wohnsitzen in Böhmen und Mähren vertrieben. In Preußen und Polen, zuletzt aber in Sachsen hatten sie den ersehnten Zufluchtsort gefunden: dort wirkten und strebten sie unablässig, beschränkten Blickes, aber treuen Herzens und festen Schrittes nach dem einen höchsten Ziele wandelnd. Allein es fehlte nicht an einzelnen Familien, die, im Vaterlande verweilend, durch stille Zurückgezogenheit und demüthigen

Fleiß sich dem argwöhnisch-misfälligen Auge der Regierung entzogen hatten. Ganz in Maria's Nähe hatten sie sich abermals zu einer kleinen Gemeinde gesammelt und, wenig am Irdischen hangend, schienen sie stets bereit zu sein, Hab' und Gut zu verlassen, um, über die Grenze flüchtend, das zu retten, was sie das Heil ihrer Seele nannten. Maria's Aufmerksamkeit ward bald auf sie gerichtet. Sie bewilligte ihnen ein kleines Bethaus auf ihrem Gebiete. Im Anfang besuchte sie einige male ihre Versammlungen, um ihre Lehren zu prüfen; aber bald gewann der fromm-einfältige Sinn der verfolgten Brüder eine unwiderstehliche Anziehungskraft für ihr durch so rauhe Stürme vielfach bewegtes Herz. Als Kind und Mädchen war ihr die Religion nur eine mechanische Pflichtübung gewesen. Ihres Gatten Zweifelmuth hatte darauf auch ihr dem positiven Theil derselben seine Heiligkeit gemindert. Erst die Ergebung, die ihr durch eigene Verirrung herbeigeführtes Schicksal ihr auferlegte, hatte sie das Bedürfniß des Glaubens fühlen lassen, und hier endlich schien sie Befriedigung zu finden.

So war der Sommer vorübergezogen und mehr

als die Hälfte des Winters. Das Jahr war in seiner friedlichen Stille nur durch die entsetzlichen Nachrichten aus Ungarn unterbrochen, die Maria das blutige Verderben des Vaterlands verkündeten und ihr den eigenen Gemahl als sein hauptsächlichstes Werkzeug nannten. Endlich setzte die Krönung König Joseph's den Hinrichtungen ein Ziel. Die Ungarn verzichteten auf ihre Wahlfreiheit, und die Bühne von Eperies ward niedergerissen. Kurz nachher führte der Kreislauf des Jahres auch Maria den Tag zurück, an welchem sie einst Samosko verlassen. Noch immer feierte sie ihn mit den schmerzlichsten Erinnerungen, und es schien ihr ein grausames Spiel des Zufalls zu sein, als ihr gemeldet ward, es verlange ein Zigeunerweib sie zu sprechen.

Schnell aber durchzuckte sie der Gedanke an Kessanja. Laßt sie eintreten, sagte sie und ihre Stimme bebte dabei. Das Weib trat herein, aber es war nicht die junge blühende Kessanja. Hätte sie in einer Zeit von drei Jahren zu dieser vergrämten, schmerzzerissenen Gestalt altern können? Gelb und verwelkt hingen die Wangen, düster und krankhaft blickte ihr Auge. Die

ſchwarzen Flechten waren abgeſchnitten; eine zerlumpte Hülle deckte die kummergebeugten Glieder nothdürftig. Im matten Scheine des abendlichen Dämmerlichts erkannte Maria nicht in dieſer entſetzlichen Umgeſtaltung die arme Koſſanja. Glaubte ſie ſelbſt nicht den Leidensbecher bis auf die Neige geleert zu haben, hatte ſie nicht Tage, Nächte verweint, und blühte noch in unveränderter Schönheit? Ach, den Schmerz, der bis zur Fieberwuth, bis zum Wahnſinn geſteigert, ſüdländiſch-feurige Naturen ergreift, die nagende, vernichtende Qual, die in einer einzigen kurzen Sommernacht die Haare bleichen und ſchwinden, die Wangen welken machen kann und die liebliche Fülle vertrocknen — von dem Weh hatte ſie nie eine Vorſtellung gehabt. Koſſanja aber war von der Vorſehung mit der Fähigkeit verflucht worden, die Verzweiflung in all ihrer Entſetzlichkeit empfinden zu können; mit ehernem Griffel hatte ſie die Arme als ihr eigen bezeichnet.

„Was begehrt Ihr, gute Frau?“ fragte Maria ſanft.

„Dacht' ich's doch“, erwiderte Koſſanja und ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ich aber

kenne Euch noch, Gräfin Szentiranyi. Ihr seid noch immer ebenso milchweiß und schön, als Ihr mir einst in den Karpaten als Emmerich Barcsay's Gattin gegenüberstandet!"

„Koſſanja, du biſt's!" rief Maria erbleichend. „Jeſus mein Erlöſer, wie kommſt du hierher?"

„Ich hab' Euch aufgeſucht, ſchönſte Gräfin", erwiderte die Zigeunerin, „in Euerer Kaiſerſtadt, in Euerm Palaſte und auf Euern Landgütern. Euere Diener haben mich hin- und hergeſtoßen. Sie dachten, ich wollt' Euch was wahrſagen, und ich ſollt's ihnen thun. Aber der Boden brannte unter mir, und ich wollt's nicht — ſint's doch ſchon fünf Monden, daß ich Euch ſuche. Da ſchickten ſie die braune Hexe zum Teufel, wie ſie ſagten. Endlich habe ich doch Euch ausgekundſchaftet!"

„Und was willſt du von mir, Koſſanja?" fragte Maria. „Kann ich dir dienen, armes Weib, ſo ſprich, oder — bringſt du mir Nachricht von —"

„Von Emmerich, meint Ihr? Ihr habt's wol errathen. Daß ich Euch aufgeſucht hab' allüberall unter den Menſchen und raſtlos, wann ich mich lieber

geborgen hätte im Dickicht des Waldes oder unter der Erde in der kalten Gruft — denkt Ihr, 's war mir selber zu Liebe? Nein, beim Propheten! so schön Ihr seid und milde, Euer Anblick ist mir abscheulich! Euer Auge sticht mich wund, wenn Ihr mich anblickt; aus Euern Lippen spritzt Gift auf mich, wenn Ihr sie öffnet. 'Aber ich hab's Emmerich zugesagt, ich hab's ihm zuschwören müssen, bei meinen Göttern und seinen, ich wollt' Euch nachgehen bis ans Ende der Welt!"

„Du kommst in Emmerich's Namen, Unglückselige?" fragte Maria, zitternd sich auf einen Sessel niederlassend. „Sage, was bringst du mir?"

„Dies bring' ich Euch!" versetzte die Zigeunerin, indem sie aus dem Busen ein gesticktes Tuch zog, das einst weiß gewesen, jetzt aber dick mit dunkelm Blute gefärbt war.

„Nehmt hin", sagte sie mit durchdringender Stimme, „nehmt hin, Gräfin! Emmerich schickt's Euch als letzte Liebesgabe. Emmerich's Herzblut ist's, was das Tüchel geröthet. Als sein Haupt in den Staub rollte zu den andern Häuptern, und das dicke heiße Blut hoch

ſpritze aus dem Rumpfe, hab' ich's eingetaucht für dich. Denn ſo wollte er's haben!"

„Tag des Gerichts!" ſtammelten Maria's bebende Lippen. Aber ihre erſtarrten Hände hatten die Kraft nicht, das Tuch zu greifen. Die Zigeunerin warf es ihr auf den Schos.

„Mein Auftrag iſt erfüllt", begann dieſe von neuem. „Zagt Ihr? entſetzt Ihr Euch? weint Ihr ihm Thränen, den Ihr allein hingeopfert? — Freuet Euch nun Euers Werks, mit dem Verruchten, Euerm bübiſchen Gemahl, dem mit tauſendfachen Flüchen Belaſteten! — Wenn er's nur erlebt!" ſetzte ſie mit fürchterlichem Hohne hinzu. — „Werft das Tüchel nur in den Brunnen, da wird's wieder rein, und Ihr könnt's dem Mörder noch ſchenken zur fröhlichen Rückkehr, wenn er Euch koſt und ſich Euerer Weiße und Schöne erfreut! Aber wenn er's nur erlebt!"

„Weib, du biſt fürchterlich!" ſagte Maria, jetzt aus halber Ohnmacht ſich aufrichtend. „Der Allerbarmer, der längſt mein zerknirſchtes Herz ſah, richte zwiſchen mir und dir; o wohl mir, daß er gütiger iſt, als ihr Menſchen es ſeid!"

Die Zigeunerin ſah beſtürzt aus; ſchnell aber wandte ſie ſich mit trotzigem Schweigen zum Ausgang und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Ich laſſe dich nicht“, rief Maria aufſpringend. „O Koſſanja, wenn du ein Menſch, wenn du ein Weib biſt — ich beſchwöre dich, ſage mir mehr, ſage mir alles!“

Koſſanja ſchaute wilden Blickes umher. „Hier“, rief ſie, „auf den ſeidenen Teppichen, unter den Prunkgewölben ſollen ſie raſten, die müden zerbrochenen Glieder? Laß mich hinaus in den Wald, laß mich mich bergen in den Zelten der Meinen! Da kann ich ſchluchzen und ſchreien, da kann ich mich umherwälzen und heulen. Aber ich will's nun nicht mehr — o, ich bin ja frei nun — o!“

„Armes Mädchen“, ſagte Maria, einige Augenblicke über Koſſanja's Schickſal ihr eigenes vergeſſend; „armes Mädchen, o verweile hier! Gehe nicht im Zorn von mir, Koſſanja! Sammele deine Geiſter. Ich laſſe dich nicht eher, bis du gelernt haſt, meinem unglücklichen Herzen verzeihen!“

Heiße Thränen tropften bei dieſen Worten auf des

Mädchens Hände, die ſie liebevoll ergriffen hatte. Das Mädchen richtete unverwandt den troſtloſeſten Blick auf ſie, und in der ungewohnten Theilnahme ſchmolz ihr allmählich das verſteckte Herz. Die harten Züge, der krampfhaft zuckende Schmerz löſten ſich in glühende Thränenſtröme auf, die endlich ſanft und ſanfter wurden.

Nach kurzer Zeit ſaßen die beiden Weinenden einander gegenüber, und Koſſanja erzählte ihr trauriges Schickſal. Begierig horchte Maria einem Worte von Emmerich entgegen, allein ſie hatte den Muth nicht, das arme Mädchen zu unterbrechen, die auch dem eigenen Leiden einige klagende Worte widmete.

„Als Ihr den Schleier zurückſchlugt in den Karpaten“, begann ſie, „und ich Euer Antlitz ſah, da wußt' ich, es ſei alles aus, denn Ihr wart die Sonne, ich der Mond. Ihr wart die Donau; in ihren ſtolzen Wellen badet der Glückliche; ich der kleine Gießbach in der Felsſchlucht — keiner ſieht ihn als der Wanderer, der ſich im Waldgebirge verirrt. Wie hätte mit Euch die arme Koſſanja ſich meſſen können? Ihr wart die weiße Taube, die der heilige Geiſt iſt, und ich der

graue Kukuk, der klagen muß ſein Leben lang. Da lief ich mit dem Buben in den Wald, und ſtöhnte und ſchrie; aber der Bub' war ungeſtüm und wollte durchaus wieder unter die Leute, und ſchlug und rief auf mich ein. Nun ſann ich, was ich thun ſollte. Denn ſeht, ich bin eigentlich aus Rumelien, aber auch ſonſt viel umhergezogen; hinter Sarajewo in Bosnien wohnt' ich am längſten, aber im walachiſchen Lande lebt' ich erſt recht, denn da ſah ich Emmerich zuerſt, der herüber geflüchtet war mit dem jungen Grafen Theekeli. Ach, der Graf war ſchön wie der heilige Johannes, der Schönſte unter den Schönen, aber der Barcoczy gefiel mir doch beſſer; wenn ich dem ins Auge ſah, da dachte ich, ich ſäh' in die Aluta, im Mai, wenn's recht hell und warm iſt. — Seht, da wußt' ich nicht wohin, weil ich doch nirgends eine Heimat habe. Ich wollte gern wieder zu meiner Mutter zurück; die war zwar böſ' mit mir, als ich den Emmerich lieb hatte, und ſchlug mich, weil ich keinen als ihn lieb haben wollte, und von des Hoſpodars Sohn ſelber nichts wiſſen wollte, der meiner Mutter viel Geld bot für die Keſſanja, aber ſie hatte mich doch lieb, und,

Gräfin, Einen muß man auf der Welt haben, der einen lieb hat, sonst ist's tausendmal besser, todt sein. Wie ich nun so sitze und sinne, da kommt der Bub' freudevoll gelaufen und ruft: »Mutter, sind von unsern Leuten welche in der Nähe!« — und reißt mich auf und schleppt mich fort bis wir zu einer ganzen Horde Sinden*) kommen, die eben am Feuer liegen und Mittag machen. Mit denen zog ich nun fort bis an die Grenze von Siebenbürgen. Eines Abends einmal wird großer Jubel unter den Leuten, und der Bube kommt und schreit: »Mutter, sie haben Leichen gefunden mit prächtigen Kleidern, und 's ist auch ein ungarischer Edelmann dabei, über den fielen sie alle am meisten her. Und ich hab' mich auch zugeschlichen und hab' 'nen Ring gemaust, 'nen ganz großen, den hab' ich ihm vom Finger gezogen.« — Als ich das hörte sagt' ich: »Du Schandbub', bist selber ein Edelmannskind und schämst dich nicht und stiehlst! Gleich gib her! Für den Goldring wollen wir den armen Mann begraben lassen, wie's die Christen gern haben, auf dem

*) Sinde nennen die Zigeuner sich selbst. (Sind = Indus.)

Gottesacker, weil ein Dorf nah' iſt.« — Da ſchämte ſich der Bub', denn ſeht, das hatte ich ihm von klein auf geſagt, ſtehlen wäre ſchlecht, und ſchicke ſich nun gar nicht für Edelmannskinder. Und wie er mir den Ring gibt, da glaube ich der Blitz trifft mich, denn da iſt das Wappen der Barcoczys drauf, und hinten ein lateiniſcher Spruch. Es iſt der nämliche Ring, den ich tauſendmal an Emmerich's Finger geſehen, wenn ich die theuere Hand geküßt in den Tagen unſerer Liebe. Ich ſtürze hin, da waren ſie über ihn her wie die Raben über eine Leiche am Hochgericht: aber ich ſcheuche alles fort und erkenne Emmerich, und werfe mich auf ihn und bade ihn mit meinen Thränen. Und wie ich eine Weile ſo liege, da fühle ich's, daß er nicht todt iſt; es regte ſich leiſe unter der Bruſt, an Lippen und Händen. O Frau, für den Augenblick, für die Luft hab' ich nicht zu viel gelitten! Der wiegt ein ganzes Leben voll Schmerzen auf.

„Breite tiefe Wunden hatte er in Kopf und Seiten, und der ganze Mann ſchwamm im Blute. Als die Sinden hörten, daß er noch lebe, wurden ſie böswillig, doch thaten ſie ihm nichts, und ich ließ ſie nicht ziehen,

bis ſie mir alle ſeine Sachen wieder herausgaben. Dann machten wir eine Bahre und eine treue Seele half mir ihn in das Dorf tragen. Da brachte ich ihn in eine Kammer auf Streh und deckte ihn zu mit ſeinem Pelzrock und meinen Tüchern. Frau, nun begann eine Zeit, wie man ſie ſeinen Feinden in der Hölle kaum wünſcht. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, daß er zum erſten mal wieder die Augen aufſchlug; wie lange, bis es mir gelang, ihm einen von meinen Tränken einzuflößen; wie lange, daß ihm die Sprache wieder kam; das aber weiß ich, daß der warme Frühling ſchon herbeigekommen war, als er zum erſten mal die arme Koſſanja erkannte. Einen Dolch ſtieß er mir jeden Tag ins Herz bis dahin; aber von da an war die Spitze in freſſendes Gift getaucht. Legte ich ihn zurecht, als noch Fieberwahnſinn ſein armes Gehirn verzehrte, dann ſagte er mir: «Deine Hand iſt ſanft, meine Maria!» — Reichte ich ihm einen kühlenden Trank, dann verſetzte er: «Ich danke dir, meine Maria!» und immer ſprach und träumte er von Euch, und dachte nicht an die arme Koſſanja. Aber ich fragte nichts danach, und hielt treu bei ihm aus. Allein als

er wieder zu ſich kam, da wartete mein Schlimmeres. Denn er erſchrak als er mich erkannte — ach, gewiß war es ihm ein Vorwurf mich zu ſehen — aber ich machte ihm keine Vorwürfe und zeigte ihm auch den armen Buben nicht. Ich dachte, erſt mußt du geſund ſein, dann will ich dich fragen, ob du ein Vaterherz haſt. Allein er konnt's kaum erwarten, immer ſagt' er: «Kann ich nicht bald reiten, gute Koſſanja?» — und: «Wie weit iſt's wol bis Ungbwar?» — Nun ſprach er nicht mehr von Euch, und ich ſagte auch nicht, daß ich Euch kannte, aber ich ſah es ihm an, daß ihn die Sehnſucht faſt aufrieb. Und was meine Salben, meine Tränke gut gemacht, das machte die Glut ſeines Buſens immer wieder ſchlimm. So verging ein Tag nach dem andern, und wollte er aufſtehen auf meinen Arm geſtützt, ſo konnte er's nicht vor Schwäche, bis er endlich im Stande war ein Pferd zu beſteigen.

„Ach, Frau, ich habe gethan für ihn, was meine Kräfte vermochten. Ich habe für ihn gebetet und gekniet, des Morgens vor der heiligen Jungfrau und dem Heiland, des Mittags vor dem Prophetenbeten, des Abends vor dem heiligen Martin, denn Ihr wißt wohl,

das war sein eigentlicher Schutzpatron, der hat die Gemeinde gestiftet, zu der er gehört. Einer, dacht' ich, wird dem armen jungen Blute doch wol helfen. Des Nachts aber ging ich und sammelte Kräuter, im Mondschein am Kreuzweg, oder um Mitternacht auf dem Gottesacker, und da kocht' ich Tränke und Salben, und seht, das hat wol am besten geholfen. Sehen lassen durft' ich's dem Emmerich aber nicht, denn wenn er's mal merkte, ward er ganz wild und nannte mich 'ne braune Hexe, und schalt mich und sagte, bei solchem höllischen Gebräu ginge seine Seele unter, wenn auch sein Leib gerettet würde. Ach, und ich meint's doch so gut. Seht, Gräfin, das ist der Fluch, der uns getroffen, das alles uns schimpft und verachtet. Sie sagen, unser Stamm hätte einst der heiligen Jungfrau und dem Heiland auf der Flucht die Einkehr versagt; und andere behaupten, sie hätten in urältester Zeit gegen Brama gefrevelt, und darum seien sie verflucht mit sammt ihren Nachkommen bis ins tausendste Glied. Und so müssen wir denn tragen, was wir nicht verschuldet."

„Armes verirrtes Mädchen", sagte hier Maria,

„glaube doch nicht, daß der gnädige Gott die Schuld des Vaters räche an den Kindern. Höre, was er spricht: Der, dessen Seele sündigt, den will ich strafen, der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, und der Vater soll nicht tragen die Missethat des Sohnes; sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm sein!“

„Aber sage mir das Eine: wer setzte Emmerich in diesen hülflos-traurigen Zustand? Und was führte ihn an die Grenze von Siebenbürgen?“

Die Zigeunerin fuhr fort: „Es kam ihm ein Brief zu Handen von dem gefangenen Grafen; — aber jetzt weiß ich, er war nicht von dem Theokeli. Eine Verrätherhand hatte ihn geschrieben. Der forderte ihn auf, ihn zu retten, und beschied ihn nach Veresmart. Da nun fand er die Freunde nicht, und er glaubte, die hätten nicht den Muth zu dem Wagstück und beschloß, er allein wollt's thun mit seinen vier Knechten, und der List sollt's gelingen. Wie er nun bei dem tollkühnen Unternehmen dem Seraskier verdächtig geworden und Händel bekommen, das laß: mich nicht

weitläufig erzählen; der Abend dunkelt, und das Ende iſt noch lange nicht da. Kurz, er hatte flüchtig werden müſſen; die Hunde von Türken hatten ihn eingeholt und ihn und Pferde und Knechte niedergemetzelt.

„Als er nun endlich zu Roſſe ſitzen konnte, ritt ich mit ihm durch das ganze Bihar und weiter; aber an der Theiß verließ ich ihn und ſagt' ihm Lebewohl. Nun wollt' er mir viel danken und durchaus meiner Buben haben. Aber ich dachte, der wird wol hin- und herzeſtoßen und muß draußen im Stall ſchlafen, und muß den Rindern der blanken Frau aufwarten — nein, da iſt's doch beſſer, er bleibt ſein Leben lang ein wilder Sinde. Und ſo ritt ich mit dem Buben wieder zurück und geraden Weges nach Beſſarabien, und dachte, je weiter fort, je beſſer. Nun nährt' ich mich und das Emmerichskind ehrlich mit der Heilkunſt, und übte ſie glücklich an Menſchen und Thieren, zog auch nach Stambul hinauf und erwarb mir manches gute Stück Geld. Aber im tiefſten Herzen ſaß doch immer die Qual, und ſchlief mit mir, wo ich das arme Haupt bettete, und wachte mit mir morgens auf. Endlich trug ich's nicht länger, ich

dachte, einmal im Leben müßt' ich noch ſehen, was ihm befahren.

„Armer Mann, traurig genug war auch dir es ergangen! Wie trieb die heiße Sehnſuchtsbrunſt ihn nach Samoske, und er fand das Haus ſeiner Liebe verödet und leer! O Frau, Frau, wie konntet Ihr ſo tauſchen! Ihr zerſchlugt dem Aar die Flügel und ſprach:: Fliege hin, der Nachtrabe ſoll mein Vogel ſein. Aber arme Frau, Ihr wußtet's wol damals nicht, daß der ſich von Leichen nährt! — Nun, weint nicht ſo ſehr! Seht, ich kann's Euch nicht erſparen. Ich muß Euch ſtechen und ritzen mit meinen Reden. Wäret Ihr geſund, ſo würde es Euch nicht viel anhaben. Aber Ihr ſeid wund, und da dringt das Blut ſtromweis aus den kleinen Oeffnungen hervor.

„Sie ſagen, der Emmerich habe ſich geberdet wie Einer den der Böſe beſitzt, als er ſeines Verluſtes inne geworden. Dann aber iſt er zu Roſſe geſtiegen und hat das ganze ungariſche, polniſche und deutſche Land durchſucht, ob er irgendwo Euch fände. Als er nun endlich zurückgekehrt, da hat er auf Samoske ſtill gelebt wie ein Klausner, und hat viel in der Bibel

geleſen, und ſich nicht bekümmert um die Welthändel. Da ſchlugen ſie die Blutbühne von Eperies auf; dem alten Karaffa ſelbſt ward's zu viel, aber Euer Gemahl ſaß obenan und ward des Köpfens und Räderns nicht müde, und des Viertheilens und Folterns. Auch den armen Baron ließ er holen von Sameske, nicht weil er vor Jahren Theekeli's Freund geweſen, darum kamen ſie's nicht, denn dafür war er begnadigt in Preßburg — aber weil ſein Bruder, der Alte, bei den Türken in großem Anſehen ſteht, dafür ſollte der Emmerich büßen. Aber ſie ſagten nur ſo — wirklich war's, weil der feige Szentirany vor der Rache des Beleidigten zitterte. Er dachte, die Todten können nicht mehr Rache üben — aber er hat ſich ſchrecklich betrogen, der Verräther.

„Wie ich nun nach Eperies kam, da hieß es eben, der jüngere Barcoczy ſei nach der Stadt gebracht, und übermorgen ſolle er verhört werden. Ein Silberſtück nach dem andern bot ich den Wächtern. Ich dachte, du biſt zur guten Stunde gekommen; aber die Stunde war ſchwarz, denn ſie ließen mich nicht ein. Nun kam der Tag, und es war eine Menge Volks im Gerichts-

saal, und ich mischte mich darunter, daß ich ihn sähe. Das Blut trat mir an das Herz, als er hereingeführt ward, zwei grüne Schandbuben ihm zur Seite. Aber er sah ruhig aus und getrost, wie einer, der denkt, mir können sie nichts anhaben. Und auf dem Stuhl ebenan saß Euer Gemahl, der Verräther; doch der Emmerich erkannte ihn erst nicht, denn er war gar prächtig angethan und ganz behangen mit güldenen Gnadenkettlein und bunten Bändern und Kreuzchen. So trat er guten Muthes vor ihn hin. Aber nun begann der Präsident zu sprechen; da sah der Emmerich ihn starr an, und immer starrer und tiefer, daß der Feige vor dem Blick zu stammeln anfing und mit der Stimme zu beben. Da erkannte ihn Emmerich, und wie ein Falke war er auf ihn ein, und hielt ihn umfaßt mit den beiden kräftigen Mannesarmen und schrie mit Tönen, von denen die Halle dröhnte: »Find' ich dich hier, verruchter Bube! Hab' ich dich endlich!« — Und so würgte er ihn und schüttelte ihn, daß dem Grafen das Verrätherblut aus Mund und Nase stürzte, und hätte ihn auf der Stelle getödtet, wären nicht die Grimen über den Armen hergefallen und hätten ihn

losgekettet. Aber ihrer sechs mußten ihn halten, denn er schlug um sich und tobte, als wäre der böse Geist in ihn gefahren. Da stöhnte der Präsident: «Legt ihm Ketten an!» — und: «Bringt ihn ins tiefste Gefängniß!» — Da legten sie ihm Fesseln an Hände und Füße, aber ums Wegbringen war's kein leichtes Ding! Er redete zu den andern Räthen und verfluchte den Grafen —, 's war lateinisch, ich verstand's nicht recht, das aber sah ich wohl, daß einigen weich ums Herz ward und die andern riefen: «Bringt ihn nur fort, bringt ihn fort!»

„Den Abend sprachen sie ihm das Urtheil. Nun sagte ich zu mir: «Jetzt gilt's!» Und ich nahm all' mein rothes Geld und gab's den Wächtern, bis sie mich einließen. Gräfin, den Anblick vergeß' ich nicht. Ich bin in Erdhütten geboren und groß gezogen, aber in solch einem Loche hatte ich noch nie zu athmen versucht. Das Herz wollte mir springen, als ich den Helden da liegen sah in gefesselter Kraft, auf der nassen, verpesteten Streu. Sein Auge sprühte Funken, seine Stirn brannte, als ich mich zu ihm beugte und er das arme braune Mädel erkannte.

„Biſt du es, gute Koſſanja?“ fragte er. „Sei mir gegrüßt! Dich ſendet Gott ſelber. Willkommen, Bote des Himmels!“

„Ich meinte er ſei raſend geworden vor Wuth, und ſprach zu ihm: „Herr ſammelt Euch! Ich bin's. Ich komme nur will Euch fragen, ob Ihr noch was zu beſtellen und zu bedenken habt auf Erden. Befehlt über mich, Herr!“

„Da erwiderte er knirſchend: „Du thateſt wohl, Koſſanja! Dank, Dank, gute Koſſanja.“ Und nahm den großen goldenen Ring vom Finger mit dem Familienwappen und fragte: „Iſt mein Sohn bei dir?“ — „Ja, Herr“, antwortete ich. „Gib ihm den Ring“, ſagte er; „er iſt ein kleiner Bube, ſonſt ſollte er ſelber mein Rächer ſein. So genüge es ihm, Bote der Rache, den Rächer zu ſuchen. Fern unter den Türken, wo, weiß ich nicht zu ſagen, weilt Stephan Barcoczy. Ohne Säumniß laſſe den Buben ziehen und nach dem älteſten Barcoczy forſchen, und findet er ihn, ſo ſoll er ihm den Ring geben und ſagen, der Emmerich ſchicke ihm ihn: er ſolle alles fahren laſſen und nicht eher raſten noch ruhen, nicht eher ſich

reinigen, nicht eher den Bart ſcheren, bis er den jüngſten Sohn ſeines Vaters an dem Verräther Szentiramy gerächt. Des Knaben aber ſoll er ſich annehmen und ſoll ihm Vater ſein um Emmerich's willen, und ſoll ihn zum lutheriſchen Chriſten erziehen. Verſprichſt du mir dieſes, Koſſanja? Schwöre es mir bei den Leiden des Erlöſers und bei deinen Göttern, Koſſanja!»

„«Ich ſchwör' es Euch, Herr, bei jeder Gottheit, wie ſie auch heißen mag», ſagt' ich. Und dann fragte ich: «Habt Ihr ſonſt noch etwas auf dem Herzen?»

„Da band er das Tüchel ab, das er um den Hals trug, drückte die Augen drauf und den Mund und ſagte: «Schwöre mir mit demſelben Schwure noch ein Anderes, Mädchen!»

„Ich that, was er begehrte.

„«Morgen in aller Frühe komme auf den Richtplatz, und wenn des Henkers Beil nun mein Haupt vom Rumpfe getrennt, ſo tauche dies Tuch in das Blut hinein. Dann aber mache dich auf, und laſſe deine Füße nicht raſten und dein Haupt nicht ruhen, bis du Maria, einſt meine Gattin, gefunden. Gib ihr dies,

des Verrathenen letztes Vermächtniß. Einstens brachte sie mir es, ein Namenstag-Geschenk, das ihre eigenen zarten Hände gefertigt. Wo du sie treffen mögest, in des Mörders buhlerischen Armen, auf seiner Leiche in Thränen, gib es ihr und grüße sie von Emmerich.«"

Eine lange Stille trat ein, die nur von Maria's Schluchzen unterbrochen ward. Endlich fuhr Kossanja fort:

„Klagt nicht, weint nicht, Ihr seid die Glückliche, denn er liebte Euch. Wir schieden, und für Kossanja hatte er nicht ein Wort, nicht einen Gedanken. Ein lutherischer Pfaff' trat herein, ihn zu beichtigen. Er sah mich an, als hätt' ich was Böses gethan, gehext, wie sie's nennen, oder Buhlschaft getrieben. Aber ich fragte nichts danach und ging still meiner Wege.

„Des Morgens in aller Frühe ging ich auf den Richtplatz und hielt mich an den einen Pfosten der Bühne, daß das Volk mich nicht wegdrängen sollte. Zuerst brachten sie einen alten Mann, der zehn Kinder hinterließ; von denen standen welche umher und schrien und wimmerten, daß es einen Fels hätte erbarmen mögen. Der hatte eine Tochter, die Kammerdame war

bei der Gräfin Theekeli in Moncacz; an die hatte er einen Brief geſchrieben, ſie ſolle ihrer Herrin treu bleiben und ſich nicht durch Gold locken laſſen, wenn etwa der oder jener ſie verführen wollte, denn ehrlich währe am längſten. Der Brief koſtete ihm den Kopf. Der arme alte Mann! Die Kindlein mochten ihm wol am Herzen liegen, daß er ſo gebückt und traurig zum Tode ging, und gar nicht wie es einem Manne ziemt, über den ſeine Feinde Herr geworden. Ich dachte, der Emmerich wird's anders machen; aber als ſie den darauf herausbrachten, da ſagt' ich bei mir ſelber: wie iſt der doch über Nacht anders geworden! Denn er ging zwar aufrecht und ſtolz, aber er ſah nicht mehr wild aus, ſondern freudvoll, und dann und wann ſchlug er die Augen gen Himmel. Ja, ſogar als die grünen Schandbuben ihn ſtießen und drängten und ich meinte, er ſolle ſie niederſchlagen mit ſeinen Ketten, ſah er ſie ſtill und ernſtlich an, aber er ſagte kein Wort, und ich dachte bei mir ſelber: das iſt des Pfaffen Werk. Nun ſah er im Kreiſe umher, und als ſein Blick auf mich fiel, rief er: «Koſſanja!» — «Herr, was begehrt Ihr?» fragt' ich, aber ſie drängten mich

zurück und die Henkersknechte umringten ihn, und ich konnte nur ſehen, daß er nach oben wies, und nichts als die Worte vernehmen: »Dem allein gehört die Rache!« — Drauf — ich ſehe, Gräfin, Ihr ertragt's nicht — nun, ich habe gethan, was ich ihm zugeſichert mit Handſchlag und Eid."

„Unſelige!" rief Maria, „du verſtandeſt ſie nicht, die chriſtliche Regung des Herzens dieſes herrlichen Mannes! Ahnte dir nicht die Bedeutung des Winkes nach oben? O Koſſanja, ſage, ſandteſt du auch deinen Knaben ab?"

„Was wollt Ihr?" verſetzte das Mädchen finſter, „zweifelt ihr daran? Denkt Ihr etwa in Euerer chriſtlichen Frömmigkeit, Gott laſſe mit ſich ſpielen und ſich etwas abdingen von dem, was man ihm einmal verſprochen hat? — Wohl ſendete ich den Buben ab, und vielleicht trifft den Verräther in dieſem Augenblick der Dolchſtich des Rächers."

Maria verhüllte ihr Geſicht und ſchwieg lange; endlich ſagte ſie: „Sprich weiter, Mädchen, ende!"

„Ich habe nichts mehr zu ſagen", erwiderte die Zigeunerin. „Der Pfaffe ſchickte nach mir und wollte mir wol ins Gewiſſen reden; allein ich verweilte nicht

länger in dem blutigen Exerzies. Das übrige wißt Ihr! — O, weint nicht ſo ſehr! Ihr habt ihn verſtoßen und verlaſſen, aber Euer Haß war ihm theuerer als meine Liebe. Ihr waret ſein Traum in der Nacht, ſein Gebet beim Erwachen und ſein Gedanke beim täglichen Wirken und Schaffen. Aber was ſoll nun aus mir werden? — Hätt' ich den Buben nur wieder, oder wäre der Bube todt, daß ich mich auch hinlegen könnte und ſterben; dann wäre alles aus. Aber ſeht, Frau, wenn Euere Pfaffen recht hätten und wir wieder auflebten, wenn wir geſtorben ſind, und dann noch keine Raſt hätten — ſeht, dann möchte ich nicht ſterben, nicht wieder mit Euch dem Emmerich zur Seite ſtehen. Der Neid zerfräße mir den Buſen — ich hab' es lange getragen — ich trüg' es nicht länger!"

„O arme, arme Koſſanja!" rief Maria; „jenſeits gelten nichts mehr unſere irriſchen Neigungen, unſere Blindheit ſchwindet und das Herz nur iſt's, das uns Werth gibt vor den Augen des Höchſten und der durch ſeine Gnade erleuchteten Gerechten. Dort oben wird Emmerich dich lieben, nicht mich, denn du biſt beſſer als ich, Koſſanja, du biſt reiner!"

Die Nacht war längſt herangerückt, aber nur Maria's dringendſte Bitten erhielten es von der Zigeunerin, im Schloſſe bis morgen zu bleiben. Als die Gräfin allein war und ſie noch einmal mit ſchmerzlichen Thränen Emmerich's Schickſal überdacht, richtete ſie den Blick in die Zukunft und ſann, wie wol am beſten ſie ſeinen Geiſt verſöhnen könne. Da ihr der Himmel den heißeſten Wunſch ihres Herzens, ſelbſt Mutter zu ſein, auf ewig verſagt zu haben ſchien, ſo beſchloß ſie, Emmerich's Sohn an Kindesſtatt anzunehmen und ihn zum proteſtantiſchen Chriſten zu erziehen. Auch an ihren eigenen öffentlichen Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche dachte ſie. Zugleich aber wollte ſie keine ihrer Pflichten unerfüllt laſſen, und noch in der nämlichen Nacht ſchrieb ſie ihrem Gemahl einen Brief, der ihn ermahnte, Ungarn zu verlaſſen und überall auf ſeiner Hut zu ſein, weil ſie aus ſicherer Quelle wiſſe, daß ihm für den Verrath an ſeinem Vaterlande — ſo ſchrieb ſie — blutige Rache geſchworen ſei.

Am frühen Morgen fragte ſie nach der Zigeunerin, und mit der größten Beſtürzung vernahm ſie, dieſe habe

ſchon bei anbrechender Dämmerung das Schloß verlaſſen. Alle angewendete Mühe, die Unglückliche wieder aufzufinden, war vergebens. Möge ihr armes, ſchmerzdurchſtürmtes, zerriſſenes Herz bald in den Port des ewigen Friedens gelangt ſein!

Einige Tage nach ihrem Verſchwinden erhielt Maria einen Brief, der ſie von neuem auf das heftigſte erſchütterte. Der Geheimſchreiber ihres Gemahls meldete ihr den Tod, die Ermordung des Grafen. Er hatte ſich dem Heere des Kurfürſten von Baiern angeſchloſſen, das, Sieg auf Sieg erringend, bis nach Belgrad vorgedrungen war und die Feſte belagert hielt. Er ſelbſt war hier nicht kriegeriſch thätig, ſondern nur ſtets befliſſen, mit diplomatiſcher Liſt Theokeli's Stellung bei der Pforte zu untergraben und Zwiſtigkeiten im türkiſchen Lager anzuſtiften. Aehnliche Waffen wurden nun gegen ihn geführt und gaben ihm den Tod. Denn als einſt ihn ein ſolches Geſchäft zu einer kleinen Entfernung vom Heere nöthigte, ſchloſſen ſich ſeinem Gefolge einige ungariſche Edelleute an, die, angeblich geradezu aus dem Lager Theokeli's hinter Gyula kommend, ihm wichtige Entdeckungen zu machen ver-

ſprachen. Während er einen derſelben, vorſichtig ſeine Worte wägend, anhörte, drückte aus dem kleinen Haufen der ferner Gebliebenen ein ältlicher, finſterer Mann, der eine ſchwarze Wolfsmütze tief ins Geſicht gerückt hatte, ein Piſtol auf ihn ab, und der Schuß traf ihn gerade ins Herz. Eine ſchreckliche Stimme: „Für Emmerich Barcoczy!“ tönte in des Sterbenden Ohren, und leicht entkamen dem beſtürzten Gefolge die flüchtigen Reiter.

Maria war nun frei und wieder im alleinigen Beſitz ihres durch Ferdinand's Klugheit bedeutend vergrößerten Vermögens. Nach reiflicher Ueberlegung ſandte ſie auf geheimem Wege einen Brief nach Adrianopel, wo ſie ausgekundſchaftet, daß jetzt Stephan Barcoczy's Aufenthalt ſei. Sie forderte ihn auf, mehr der Stimme der Vernunft und Klugheit als der des Haſſes gegen ſie Gehör zu vergönnen und ihr den Sohn Emmerich's zu übergeben, den ſie ſo erziehen zu wollen mit den heiligſten Eiden beſchwor, als habe ſie ſelbſt ihn dem Freiherrn Barcoczy geboren. So ſolle des Vaters Namen und Religion, aber ihr, der Pflegemutter, Vermögen ihm erblich zutheil werden. Sie

machte ſich anheiſchig, beim Hofe die Legitimation des Knaben zu bewirken. „Gebt mir Mutterrechte“, ſchrieb ſie, „ſo will ich die Mutterpflichten treulich erfüllen. Hegt Ihr Mistrauen gegen die unglückliche Maria, ſo höret ihr Wort: Möge, bricht ſie dieſe Zuſage, einſt Euere Rache ſie treffen, wie ſie den unglücklichen Ferdinand Szentirany getroffen!“

In Stephan Barcoczy weg Klugheit und Sorge für den Vorteil der Seinigen jede Leidenſchaft auf, wie heftig ſie auch immer des Mannes Buſen durchwühlte. Er ſelbſt war nie vermählt geweſen, und haßte das feſſelnde Band. So war ihm denn die Ausſicht willkommen, in einem reichen Erben im Vaterlande, aus dem ſeine Stellung ihn verbannte, ſeinen Stamm fortleben zu ſehen. Er übergab demnach den Knaben dem Vertrauten der Gräfin, den dieſe zu dem Behuf an die türkiſche Grenze ſchickte, und ſandte ihr brieflich die Zuſicherung ſeiner Verzeihung, um die ſie ihn gebeten hatte. Der Frieden von Carlowitz raubte ihm bald darauf mit Theokoli und allen, die noch dem unglücklichen Grafen zur Seite ſtanden, die Ausſicht, je wieder in die Heimat zurückkehren zu können; er

widmete ſich von da an ganz dem neuen Vaterlande, und dunkle Gerüchte behaupten, er ſei als Muſelmann geſtorben.

Maria empfing den Knaben mit einem Mutterherzen, und als Jahre kaum hinreichten, die rohen Sitten, die ungezähmten Leidenſchaften des jungen Wilden zu ſänftigen und zu zügeln, betrachtete ſie es als eine vom Himmel ihr auferlegte Buße und ließ ſich nicht irren auf dem ſtillen, frommen Wege, den ſie erwählt. Geduld, Klugheit und Liebe bildeten endlich den Knaben, in deſſen ſchöner Natur der Mutter heißes Herz und des Vaters treue Innigkeit ſich einten, zu einem trefflichen Jüngling aus. Sorgſamer Unterricht und das fortſchreitende Zeitalter führten ſeinen Geiſt zu einer Höhe, die noch kein Barcoczy erreicht hatte. Große Opfer Maria's hatten ihm endlich dieſen Namen verſchafft. Als die Gräfin dieſes erreicht hatte, trat ſie öffentlich zur lutheriſchen Kirche über und unterwarf ſich willig den Beſchränkungen und Beſchwerden, welche dieſer Schritt ihr auferlegte. Allmählich hatte ihr armes Herz ſeine Ruhe wiedergefunden, und wenn ſie wahrnahm, wie des Himmels Segen ſichtlich auf

allen ihren Werken ruhte, sagte sie: „O, der Herr ist gnädig! Er straft um zu bessern, und Reue versöhnt ihn!“ — Lange nach ihrem Tode sprach die Umgegend noch von der schönen, wohlthätigen Gräfin Szentiramy.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Novellen.

Zweiter Theil.

Gesammelte Novellen

von

Talvj.

Nebst

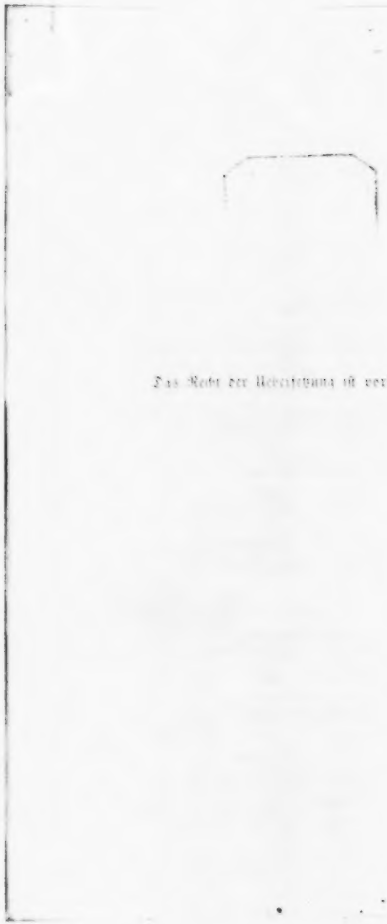
einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte

und

einer biographischen Einleitung.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1871.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Das vergebliche Opfer	1
Der Lauf der Welt	143
Ein Bild aus seiner Zeit	235
Anhang. Gedichte	469

Das vergebliche Opfer.

1826.

Was iſt es anders als Menſchenſchickſal, ſein Maß auszuleeren, ſeinen Becher auszutrinken?

Goethe.

Traurig, mit aufgeſtütztem Arm ſaß Hilbert, ein junger Arzt, eines Abends in ſeinem einſamen Zimmer, als die Thür ſich plötzlich öffnete und ſein Freund Victor ihn mit lautem Jubel begrüßte.

Auch Hilbert's Züge erheiterten ſich. „Biſt du einmal wieder da, lieber Herumſchwärmer? Und immer friſch und fröhlich, und blühender und kräftiger als je?"

„Geſund und wohl, und erfreut dich wieder zu ſehen", antwortete jener. „Aber du? was iſt aus dir geworden? Du ſitzeſt hier in deiner Zelle wie ein Klausner, hängſt den Kopf und brüteſt. Wie iſt's dir ergangen?"

„Das Erzählen iſt an dir, guter Freund", erwiderte Hilbert. „Während ich mich in dem engen Kreiſe

unserer Stadt langweilig und mühselig hin- und herbewegte, hast du die Welt durchflogen, und in einem Monat mehr erlebt und gesehen, als ich in den vier Jahren seitdem wir in Heidelberg voneinander Abschied nahmen."

Victor sah seinem Freund tief in das Auge. „Sei es!" sagte er endlich. „Die erste Stunde unsers Wiedersehens soll der Freude gewidmet sein, und da, wie es scheint, ich Freyeres mitzutheilen habe als du, so will ich den Anfang machen. Du siehst indessen," fuhr er fort, während Hilbert schellte und einige kleine Anstalten zur Bewirthung des lieben Gastes machte, „du siehst, es kommt nichts dabei heraus, wenn man hinter dem Ofen heckt und nur ans liebe Brot denkt und an morgen und übermorgen. Wärst du mir gefolgt, hättest in Nord und Süd ein Weilchen das tolle Treiben der Menschen mit angesehen, du hättest dir Kräfte geschöpft aus dem großen Strome der Begebenheiten, in dem ewig frisch und neu eine Welle wechselnd die andere treibt, Kräfte, der Noth des Tags zu steuern oder sie mit leichtem Muthe zu tragen."

„Ei", lachte Hilbert, indem er den Freund zum

gedeckten Tische führte und sich neben ihn setzte, „ich glaube, wir haben die Rollen gewechselt, wie kommst du zu dem didaktischen Tone? Ich bitte, vertausch' ihn mit dem epischen und sage mir: Bliebst du deinem Vorsatz getreu und war das schöne Neapel das erste Ziel deiner Wanderschaft?"

Victor gab dem Fragenden einen kurzen Abriß seiner Reise. Er hatte die bedeutendsten Länder Europas durchstreift, in den merkwürdigsten Städten verweilt. In der angeborenen, fröhlichen Weisheit seines Herzens hatte er beinahe nur die Früchte des Lebens gekostet; und wo ja hier oder da ein Dorn ihn ritzte, war die Wunde leicht zu heilen. Ueberall hatte dem schönen, reichen, kräftigen Jünglinge das Glück gelächelt. Die Achtung der Männer, die Gunst der Frauen war ihm ungesucht entgegengekommen. Die Bekanntschaft mit der großen Welt hatte seine Sitten nicht verderbt, aber sie hatte ihm die Hälfte des frischen, jugendlichen Enthusiasmus geraubt. Sie hatte ihm die reine Ansicht menschlicher Verhältnisse getrübt. Seine Phantasie war leichtfertig geworden, während sein Herz treu geblieben war. Mit Pietät hatte er festgehalten an den Erin-

nerungen seiner frühesten Jugend; mit dankbarer Wärme gedachte er als Mann der kleinsten Wohlthat, die der Knabe empfangen; er hatte nicht aufgehört, ein lebhafter, uneigennütziger Freund, ein guter, ehrerbietiger Sohn zu sein. Ja, im allmählichen Ersterben gewisser anderer Gefühle seiner Jugend hatten jene doppelt Kraft gewonnen. Allein indem er sich daran gewöhnte, mit dem Heiligen spielen zu sehen, hatte er die Scheu verloren, selbst damit zu spielen. Kirchliche Frömmigkeit war ihm ein Scherz, die Ehe eine Convenienz geworden. Unterdessen hatten sich seine Geisteskräfte bedeutend geschärft, und die edle Mäßigung der Gesinnung kleidete ihn wohl.

Aus dem weichen, reizbaren Knaben, aus dem schwärmerischen, haltlosen Jünglinge hatte ein heiterer, entschlossener Mann sich gebildet. Auf der Schule hatte der fleißigere und ausdauerndere Hilbert den Vorrang behauptet. Während der akademischen Jahre war er, innerlich viel beschäftigt, seinen stillen Weg fortgegangen, unterdessen Victor eine der bedeutendsten Rollen spielte. So hatte dieser sich von Kindheit an daran gewöhnt, den Freund hoch zu achten, sowie die liebende

Anhänglichkeit an ihn einen nothwendigen Bestandtheil seines Herzens auszumachen schien.

Auch jener hörte anfänglich mit warmer Theilnahme auf Victor's gedrungene Erzählung, die unverkennbar das Gepräge seines innersten Wesens trug.

Aber allmählich verlor sich seine Aufmerksamkeit. Er ward trüb und zerstreut und schien nur mit Mühe sich zusammenzunehmen.

Victor bemerkte es und endete kurz. „Jetzt gilt es, Hilbert", sagte er, mit bewegtem Gefühl ein Glas ergreifend, „unsere Freundschaft!"

Hilbert stieß an. „Nun", fuhr jener fort, „Vertrauen ist zur Freundschaft so nothwendig als die Luft zum Leben. Ist dir das heilige Wort nicht blos ein Wort — und es ist's nicht, das hast du mir unwidersprechlich bewiesen in jener nie zu vergessenden Stunde, als du mir nachsprangst in die Fluten des Rheins und dem Tode seine sichere Beute entrissest — ist sie dir, dem Manne, noch wie sie's dem Jünglinge war — das heiligste, göttlichste Gefühl der Menschenbrust — so sprich! Welch ein Kummer drückt dich nieder? Du bist bleich, abgemagert, und selbst die

lieben Augenblicke des Wiedersehens können dir nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen."

„Guter Mensch", sagte Hilbert weich, „die Freundschaft ist mir mehr als ein Wort, obwol du auf jene zufällige Rettung allzu viel Werth legst. Ich — ein geübter Schwimmer, du damals ein Anfänger in der Kunst. Ich habe es dir schon oft wiederholt. Aber leugnen will ich dir nicht, was ich dir doch nicht verhehlen könnte, ja, du siehst einen der unglücklichsten Menschen vor dir, die es gibt." Er fuhr sich mit der Hand über die umwölkte Stirn. „Ich liebe."

„Armer Freund", entgegnete Victor, „jetzt weiß ich alles, du liebst und bist nicht wieder geliebt."

„Nicht doch", erwiderte Hilbert; „ich werde geliebt mit der ganzen unbewußten Kraft eines jugendlichen, neuen Herzens; ein himmlisches reines Gemüth, das in dem Geliebten Vater und Mutter liebt, deren das Schicksal es beraubte."

„Nun? — aha! Aber die schöne Waise wird von einem Drachen von Oheim bewacht? Oder eine alte geizige Tante will sie verkuppeln? nicht? — Aber wäre es möglich, daß dies dich so niederschlüge?"

„Höre mich an", versetzte Hilbert, „laß mich weit ausholen. Du weißt, als wir, uns trennend, verschiedene Wege einschlugen, ging ich mit ernstem Sinne nur meinem Berufe nach. Ich ehrte meine Wissenschaft an sich, um ihrer umfassenden, geistreichen Tiefe willen; ich liebte sie wegen ihrer menschenfreundlichen Zwecke. So bereite ich mich treu und emsig zur öffentlichen Prüfung vor — ich schlage mich durch, sammle mannichfaltige Erfahrungen ein und alles geht erträglich, bis ich hierher zurückkomme, wo der alte Medicinalrath, wie du dich erinnerst, meinem seligen Vater längst gelobt hatte, mich einzuführen, durch die dornenvolle, gewundene Bahn der anfänglichen Praxis in das goldene Reich des Sicherstehens, des gegründeten Rufs, der ausgebreiteten Kundschaft. Denn du mußt wissen, während der berühmte Hoheprieſter des Aeskulap ungestraft jeglicher Laune fröhnen darf, die Freiheit hat, grob zu sein, unverschämt, geldgierig, sogar nachläſſig, spielt der Priesterjünger, der, im Vorhof des Tempels weilend, noch nicht in das innere Heiligthum, nicht des Gottes, nein, eines Götzen, welchen das Glück mit der Charlatanerie erzeugte, gedrungen ist, die demüthigste

Rolle von der Welt. So kannst du schließen, wie die Noth jetzt erst recht anging. Du ahnst nicht die Mühe, die es kostet, sich in all die Thorheiten des Volks zu schicken, die Selbstverleugnung, sich zu fügen in die albernen Vorurtheile der hochgeborenen Herren, die Geduld, sich zu schmiegen in die Launen der vornehmen Damen, besonders der alten. Doch ward ich mit ihnen noch am besten fertig."

Victor zog die Stirne kraus. „Armer Hilbert! Sind das die Resultate dieser vier Jahre? Bist du derselbe noch, der den strengsten Befehlen der Obrigkeit mit kühnem Muthe zu trotzen wußte, der dem ganzen akademischen Senat ein Schnippchen schlug, und es mit seinen verhöhnenden Possen mit einem versammelten hohen Adel und einer ehrsamen Bürgerschaft aufnahm. Bist du derselbe noch? Schicken — ja, nur ein Thor trotzt der Nothwendigkeit — fügen — zu Zeiten allenfalls, z. B. wenn das Herz es befiehlt; aber schmiegen? — nie!"

„Schon gut", erwiderte Hilbert, „wir wollen nicht um Worte streiten. Du bist frei, reich, unabhängig: du brauchst dich um die ganze Welt nicht zu kümmern.

Was aber mich anbelangt, so sind die tollen Zeiten der Renommisterei längst vorüber. Ei, es ist etwas ganz anderes, wenn wir noch einen Herrn Papa im Hinterhalt haben, der allenfalls unsere Schulden bezahlt, oder uns durch Fürsprache und vornehme Connexionen vom dreimonatlichen Festungsarrest befreit; oder wenn wenigstens noch ein paar Jahre vor uns liegen, in uns zu gehen! Aber hat uns die Prosa des Lebens mit all ihren Sorgen und Bedenklichkeiten erst einmal gepackt, müssen wir erst ans Fortkommen denken, dann fahre hin froher Uebermuth der Jugend; dann brich, stolzer Sinn! — Du weißt auch, wie solid ich im letzten Universitätsjahre schon ward."

Victor's Stirn runzelte sich mehr und mehr. „Laß das jetzt", sagte er, „ein andermal mehr darüber. Erzähle nur weiter."

„Mit meinem Alten selber", fuhr Hilbert fort, „ging es gut. Aber ein böser Geist hatte ihm eingeflüstert, daß seine Tochter Antonie gerade mich und keinen Andern zum Manne haben müsse. Hinter allem, was er für mich that, seinen Belehrungen, seinen Em-

pfehlungen schielte der Gedanke vor, daß er für seinen Schwiegersohn handle."

„Nun, und das Mädchen gefiel dir nicht?"

„Antonie ist hübsch, gefeiert, nicht ohne Bildung, aber voller Koketterie und lächerlicher Ansprüche. Dennoch — ich wohne im Hause, war täglich ihr Gesellschafter, ihr Führer auf der Promenade, ihr Tänzer auf den Bällen — so hätte ich mich vielleicht an den Gedanken gewöhnt, wenn nicht —"

„Aha! rückst du endlich heraus?"

„Noch weiß ich nicht", fing Hilbert wieder an, „ob es mein guter oder mein böser Genius war, der meinen Alten im Krankenzimmer gefangen hielt, als ein bejahrter, wegen seines Hochmuths verrufener Domherr schickte, mit der dringenden Bitte, er möchte eilig kommen; seine Enkelin, ein siebzehnjähriges Mädchen, sei plötzlich vom Fieber befallen. Ungern folgte ich dem Auftrage des Alten, an seiner Statt hinzugehen. Zwar behandelt selbst der adelstolzeste Edelmann den Arzt, den Herrn über Tod und Leben, mit mehr Auszeichnung als andere Bürgerliche; aber ich habe hier am Ort die Connexionen mit den reichen Kaufleuten

ſtets vortheilhafter gefunden, als mit dem ahnenreichen, aber meiſt geldarmen Volke. Genug, ich gehe hin, finde den Domherrn und die Großmutter, wie ich ſie mir vorgeſtellt, einfältig und dünkelhaft, aber die Enkelin! Das holdeſte, duftigſte Roſenknöspchen, die weichſte, ſchönſte Seele! Das lieblichſte Bild meiner Phantaſie war plötzlich verwirklicht, als ich eintrat und das reizende junge Geſchöpf mich aus den ſchneeweißen Kiſſen heraus flüchtig anſchaute, und hoch erröthend, bebend die ſchönſten aller Augen niederſchlug vor dem Anblick des fremden Mannes! Meine Fragen beantwortete ſie ſtammelnd, kaum hörbar; — den andern Tag ſchon ging es etwas beſſer, den dritten noch beſſer und ſo fort. Sie hatte ein langwieriges, aber nicht ſehr bedenkliches Uebel. Glücklicherweiſe zog ſich auch die Krankheit meines Alten in die Länge: ſo blieb mir das ſüße Kind ganz allein überlaſſen, und im eigentlichſten Sinne ganz allein. Es war eine Möglichkeit der Anſteckung da; dies war genug, den Großvater, der ſie ſonſt lieb hatte, zu entfernen. Und die Großmutter nun gar, die hatte morgens genug zu thun, ihren Mops zu kämmen und abends ihr Geld im

Triktrak zu verlieren. Selbst die Dienstboten durften der Kranken nicht nahen, aus Furcht, daß sie das Gift in sich aufnehmen und nachher durch ihre Gegenwart der Hausfrau und dem Hausherrn Gefahr bringen könnten. Eine gedungene Wärterin saß der armen Kleinen zur Seite. Du kannst denken, daß ich sie zu rechter Zeit zu entfernen wußte. So saß ich stundenlang dem bezaubernden Wesen gegenüber, und bald glitt das süße Geheimniß über die Lippen, nachdem meine Augen es ihr schon tausendmal verrathen hatten. Victor! ich lebte nun die köstlichsten, reinsten Stunden des Lebens. Oft zwar fiel mir ein, was daraus werden solle? Aber wenn ich bei ihr war, vergaß ich alles, und sprach ich ja ein ängstliches, sorgliches Wort aus, so hatte sie selbst Muth, allen Gefahren zu trotzen.

„Als sie endlich genesen war, ward mir ein so armseliges Honorar zugetheilt, daß ich es gern auf der Stelle zurückgesendet hätte, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Verdacht zu erwecken oder zu beleidigen. Dafür hatte ich die Ehre, zum Hausfreund angenommen zu werden, und da ich bei dieser Gelegenheit meine Meta

ſah, ward mir dieſe Gnade unſchätzbar. Sie mußte auf meinen Rath noch manchmal kleine Rückfälle haben, die mir den Beſuch auf ihrem einſamen Zimmer verſtatteten. Dieſe ſüßen Stunden und ein Briefwechſel, welchen wir führten, erhielt mich beinahe ein Jahr lang in dem Taumel des Glücks, bis vor ungefähr acht Wochen durch eine Unvorſichtigkeit des lieben Mädchens einer meiner Briefe in der Großmutter Hände fiel. Sie tobte vor Zorn; ebenſo wüthend war der Alte, und es kam zu den entſetzlichſten Scenen. Daß mir das Haus verboten ward, verſteht ſich von ſelbſt, und leider weigert ſich Meta, mich außer demſelben zu ſehen, was doch wenigſtens bisweilen geſchehen könnte, wenn wir Liſt und Verſtellung zu Hülfe nehmen. Du haſt keinen Begriff davon, was ich die Zeit her gelitten habe; ſie nicht mehr ſehen, die Sonne meiner Tage! Dazu kommt, daß der Medicinalrath deutlicher ſpricht wie je, und Antonie mit ihren falſchen, halb erborgten Reizen, mit ihren Launen, ihrer Unnatur im Vergleich mit der himmliſch-unſchuldigen Meta mir faſt widerlich iſt. Und doch ſollte die Qual meines Herzens noch höher ſteigen. Vor acht Tagen erhalte ich einen

Brief, den ersten nach unserer Trennung, von meiner Geliebten. Sie schreibt mir, ihre Großältern wären entschlossen, aller Fortsetzung dessen, was sie eine kindische Liebelei nennten, durch eine schnelle Verheirathung ihrer Enkelin vorzubeugen. Man sei im Begriff, sie einem verhaßten Freier, dem alten Domdechanten, dessen du dich erinnerst, dem armseligsten Menschen von der gemeinsten Gesinnung aufzuopfern, weil gerade kein Anderer bei der Hand sei. Nur ihr Großvater verweigere noch seine Einwilligung aus Mitleiden mit ihrer Jugend. Doch werde ihre hartherzige Großmutter siegen. Dies Weib, nur die Stiefmutter von Meta's Vater, hat kein Gefühl der Liebe für das holdselige Kind — ich kenne sie. Sie beschwört mich, sie zu retten, sie ist in Verzweiflung, sie bittet mich, sie zu meinen Verwandten zu bringen — aber lies selbst, fühle wie mir zu Muthe sein muß, nachdem ich diese Zeilen gelesen."

Er zog ein von frischen Thränen befeuchtetes Blatt hervor, das er auf der Brust trug. Victor überfah stillschweigend die zitternden Züge einer feinen weiblichen Handschrift, halb ausgelöscht von den vereinigten

Thränen der schönen Schreiberin und des unglücklichen Empfängers. Der innigste Schmerz, die hingebendste Liebe, die zerreißendste Angst klagte ihm aus jedem Worte des Briefes entgegen. Victor las ihn mit inniger Rührung.

„Nun", sagte er, „und du zweifelst doch nicht, was du zu thun hast?"

„Was soll ich thun!" rief Hilbert unmuthig, „sie entführen, sie um ihren Ruf, mich um Brot und Ehre bringen? Ich habe keine Verwandten, zu denen ich sie führen könnte, und hätte ich sie, was sollte daraus werden?"

„Nun, eine Heirath, Mensch!" fiel Victor noch unmuthiger ein, „eine Heirath in bester Form! Was sonst? Hast du mit dem armen Dinge gespielt?"

„Der Himmel strafe mich, wenn ich es that", versetzte Hilbert; „nicht mit ihr habe ich gespielt, wohl aber mit mir, mit meinem Herzen. Ich, ich hätte alles vorher sehen, alles bedenken sollen. Sie ist jung, unerfahren. Hätte ich sie nie kennen gelernt! O, wäre nur wenigstens die Entdeckung nicht geschehen, dann könnte noch alles gut werden!"

Victor sah ihn finster an. „Hilbert!" sagte er, „diese Klagen sind feige und unmännlich. Hast du den

Muth gehabt, dich hinter dem Rücken der Aeltern in das Herz eines Mädchens zu stehlen, so habe auch den, es vor aller Welt zu bekennen, daß sie dein sei. Sprich mit dem erbärmlichen Wichte von Bräutigam. Steck' ein paar Pistolen zu dir. Ich kenn' ihn von sonst her. Ich will tausend gegen eins wetten, er steht zurück."

„Du bist von Sinnen. Solche Studentenstreiche würden mich lächerlich machen, ohne mir zu nützen. Und thät' ich, was sie in ihrer Unerfahrenheit, und wahrscheinlich auch nur in einem Augenblicke der Verzweiflung begehrt, entführt' ich sie — nun gut, wär' ich mit ihr getraut, so müßten die Alten wol Ja sagen; aber wovon soll ich sie ernähren? Mein Vermögen ist bei dem tollen Leben auf der Universität draufgegangen. Ich verdiene so viel wie nichts, und bring' ich mich um des Medicinalraths Schutz, so bin ich hier verloren. Ich kenne dies Cliquenwesen. Zehn andere, neidisch auf mein Glück, lauern mir auf, und werden begierig diesen Schritt benutzen, mich zu verdrängen. Die Häuser des ganzen Doms, ja des ganzen Adels sind dann ohnedem mir verschlossen."

„O weh!“ fuhr Victor auf, „über die verwünschte Kleinstädterei! Nun so versuche dein Glück wo anders — einem Menschen von deinem Kopf und Kenntnissen kann es nirgends fehlen.“

„Das sagt sich leicht. Du ahnst nichts von den Schwierigkeiten, die sich hierzulande dem praktischen Arzte, dem Anfänger in den Weg thürmen. Connexionen machen bei uns alles. Ich habe sie nirgends.“

„So geht nach Amerika. Da bist Du frei, bist dort willkommen, denn man braucht dort Menschen.“

„Arbeiter — ja! Bin ich dazu erzogen, das Feld zu bauen? Soll Meta die Kühe melken, Kartoffeln pflanzen? Nein, beim Himmel, ich liebe sie zu sehr, um sie, die Verwöhnte, Zarte, dem Drucke der Armuth, dem Schmuz unwürdiger Beschäftigungen preiszugeben. Das Leben fristen, ihr und mir, das wollt' ich zur Noth hier wie dort. Aber heißt das Liebe, wenn ich um des eigenen Vortheils ihres Besitzes willen sie erst um Ehre und Ruf, dann um alle Behaglichkeiten des Daseins bringe, auf deren gemächlichen Genuß sich allein ein dauerhaftes Glück gründen läßt? Nein, Eigennutz, Selbstsucht wäre es!“

„Hier hast du recht, wenn auch nicht ganz", versetzte Victor nach kurzem Bedenken, und sein Ton war weicher, seine Miene sanfter wie früher; „aber wenn du wirklich mein Freund bist, so wirst du ein Darlehn einer ansehnlichen Summe von mir nicht verschmähen. Du gehst nach Amerika. In zehn, zwanzig Jahren hast du fünfmal so viel erworben, als der ganze Bettel beträgt. Dann bezahlst du mich, und, beruhigt es dein Gewissen, mit Zinsen bei Heller und Pfennig."

„Du bist der alte treue, edle Victor", sagte Hilbert, nicht ohne Verwirrung. „Aber — es widerspricht meinen Begriffen von Ehre, Geld von einem Freunde zu nehmen. Weiß ich doch, wie du selbst über diesen Punkt denkst."

„Nun wahrhaftig", versetzte Victor mit einiger Bitterkeit, „du bist ebenso gewissenhaft als Freund, wie gewissenlos als Liebhaber."

Eine lange Pause erfolgte. Endlich begann Hilbert: „Freund, ich will ganz aufrichtig sein. Ich kann jetzt nicht von hier fort, kann jetzt nicht mein Verhältniß zu Meta erklären, ohne für den undankbarsten Menschen zu gelten. Meine Ehre ist dabei im Spiel. Der alte Medicinalrath,

mein Freund, mein Gönner, mein Wohlthäter, hofft ſicherer als je, daß ich Antonien — Antonie ſelbſt —“

Victor ſah ihn feſt und durchdringend an.

„Es wird ſich, muß ſich löſen“, fuhr Hilbert fort, „aber käm' es gerade jetzt zur Sprache, daß ich ſchon ſo lange, ohne ihr Wiſſen dies Verſtändniß unterhalten, ſie würden ſehen — ſie würden glauben, ſie ſeien hintergangen, betrogen.“

„Du Unſchuldiger!“ ſagte Victor mit misfälligem Gefühl.

„Verkenne mich nicht, Victor“, erwiderte Hilbert erröthend; „Antonie iſt eine eitle Närrin; ſie ſelbſt hat ſich betrogen, nicht ich ſie. Die kleinſte meiner Aufmerkſamkeiten, die gewöhnlichſte Galanterie war ihr von Bedeutung — bei Gott! ich habe nichts gethan, als ſie nicht geradezu aus ihrem Irrthum geriſſen. Und der Vater — nun der glaubt, was er wünſcht. Ich ertrüge es nicht, vor dem Manne, den ich als Menſch wie als Gelehrten wahrhaft verehre, als Heuchler, als Betrüger zu ſtehen. Ich bin furchtbar verwickelt. Die Zeit wird alles ſanfter löſen. Ich ziehe das Verhältniß ſo hin, ermüde Antonien, bis ein neuer Gegenſtand mich ver-

drängt. Nur vor gewaltsamem Ausbruch muß ich mich hüten. Bedauere mich, Freund, verdamme mich nicht!“

„Nun und Meta, — du gibst sie also auf?“

„Ich vermag's nicht. Sie füllt des Tags all meine Gedanken, des Nachts meine Träume aus. Ich kann nicht leben ohne sie. O wäre nur die Entdeckung nicht — alles wäre gut.“

„Seltsamer Mensch!“ rief ungeduldig der Freund. „Einmal mußt' es doch herauskommen. Jetzt oder künftig.“

„Mein Plan war gemacht“, entgegnete Hilbert. „Ich habe die besten Aussichten. Meine Verbindungen, meine Kenntnisse geben mir die Hoffnung auf ein glänzendes Ziel. Unterdessen bleibt Meta im großälterlichen Hause. Ich genieße ihres Umgangs, und unsere Liebe bleibt ein Geheimniß. Die Alten können nicht ewig leben. Sie sind beide hochbejahrt und schwächlich. Bis zu diesem Punkte hat mich Glück und Fleiß der Geliebten um vieles näher gebracht; der angesehene berühmte Mann ist nicht mehr wie der blöde Anfänger zu behandeln. Die Großältern sind tot. Die entferntern Verwandten — wünschen werden sie die Verbindung nicht, aber auch nicht sich ihr entschieden widersetzen.“

„Oho!“ rief Victor, „welch ein weitläufiger Plan! Nun iſt ſie damit zufrieden, ſo laß ſie ſich wehren, ſo gut ſie kann. Schleppen werden ſie ſie doch nicht zum Altare, und thun ſie's, ſo kann ſie noch immer nein ſagen.“

„Sie hat den Muth nicht“, ſeufzte der Bedrängte. „Ich kenne dies ſüße, weiche, willenloſe Weſen. Sie zittert vor des Großvaters Zorn und wird bleich, wenn der Großmutter krächzende Eulenſtimme lauter als gewöhnlich tönt. Sie wird gehorchen, langſam hinwelken und — ſterben.“

Und nun begann er von neuem ſich in ſtürmiſchen Klagen zu ergießen. Thränen ſtrömten über ſein Geſicht und laute Seufzer erſtickten ſeine Stimme. Victor ergriff es ſeltſam, ſeinen Freund ſo bewegt zu ſehen. Er vergaß, was er in deſſen Betragen misbilligte, und hörte nur auf die Stimme ſeines Herzens. „Könnt' ich dir helfen! Ließe ſich etwas thun!“ rief er tauſendmal — aber alle Rathſchläge hatte er bereits erſchöpft und der Klagende hatte alle verworfen.

Nach Mitternacht trennten ſie ſich endlich. Victor warf ſich auf das Bett, aber er konnte nicht ſchlafen. Er verglich den kecken, übermüthigen Jüngling, den er

in Heidelberg verlassen, mit dem fügsamen, muth- und rathlosen Mann, den er wiedergefunden. Während zunehmendes Alter und erweiterte Lebenserfahrung seinem eigenen, empfänglichen, weichen, rasch auflodernden Gemüthe Mäßigung, Haltung und Festigkeit verliehen, hatten sie den Sinn des Freundes gebeugt, seinen Stolz geschmeidigt, und an den Ecken und Klippen des Lebens war ihm die freudige Kraft zum Handeln wie zum Dulden zerschellt. „Armer Hilbert!“ sagte er gerührt, und vor seiner Seele stand lebhaft das Bild seines nahen Todes in den Wellen des Rheins und die Gestalt des rettenden Freundes. Ein Gefühl drängte das andere in seiner mächtig aufgeregten Brust; ein Gedanke fuhr ihm wie ein Lichtstrahl plötzlich durch den Kopf, und, ohne lange zu prüfen, war sein großmüthiger Entschluß gefaßt.

Den andern Morgen war Hilbert kaum aufgestanden, als Victor schon zu ihm eintrat. „Nun“, sagte er, „hast du etwas ausgesonnen?“

Hilbert's Blässe, sein verstörtes Ansehen antworteten für ihn. „Es ist vorbei“, rief er schmerzlich: „ich bin verloren.“

„Freund!“ verſetzte Victor ſchnell und freudig, „ich weiß ein Mittel: ich will ſie heirathen.“

„Es iſt keine Zeit zum Scherzen“, entgegnete Hilbert finſter.

„Es iſt auch kein Scherz. Höre mich! Heirathen ſoll ſie durchaus; nun, ich werde ihr Gemahl, das heißt ich leihe ihr meinen Namen, du aber bleibſt ihr Geliebter und wahrhafter Gatte. Nun?“

„Du ſchwärmſt, Victor!“

„Nicht doch: vernimm meinen Plan! Ich mache in des Domherrn Hauſe Beſuch. Man ladet mich ein und ich ſehe das Mädchen. Zweimal höchſtens, dann werb' ich um ſie. Da ſie einmal heirathen ſoll, ſo darf ich ohne Eitelkeit vorausſetzen, daß man mich annimmt. Mein Adel iſt fleckenlos und mein Vermögen wenigſtens nicht geringer als das jenes alten erbärmlichen Wüſtlings, der, wie du ſagſt, ja noch des Großvaters Wort nicht hat. Du ſchreibſt unterdeſſen deiner Meta, ſie ſolle Vertrauen zu mir faſſen und getroſt einwilligen; ſo und ſo ſtänden die Sachen. Ich dringe nun auf baldige Hochzeit. Vier Wochen leb' ich, des Anſtandes wegen, an ihrer Seite. Feſte, Geſellſchaften,

des neuen Paares wegen angestellt, verschlingen diese Zeit; allein bin ich höchstens stundenlang mit ihr; du aber hast mein Ehrenwort, daß ich nur deine Gattin, dein Eigenthum in ihr sehe. Dann ruft plötzlich ein Geschäft mich in die Ferne. Ich verreise — meine Abwesenheit dehnt sich zu Monden, zu einem halben Jahre aus. Endlich kommt ein Brief an von dem wankelmüthigen Gatten. Die Fesseln drücken ihn. Er verlangt Scheidung. Meta's Ehre bleibt ungekränkt, ich selbst nehme alle Schuld auf mich. Zur billigen Schadloshaltung setze ich der wider Willen und Wunsch Geschiedenen ein Ansehnliches aus. Hast du erst Brot für dich und sie, so verabreden wir weiter, wie's damit werden soll. Du magst es meinethalben als ein Darlehn betrachten. Und es wird dies kaum nöthig sein, denn Meta ist reich und ihre Vermählung macht sie mündig. Geschieden ist sie Herrin ihrer Hand. Drei Vierteljahre Geduld und du bist glücklich."

Hilbert stand in freudiger Bestürzung da.

„Nun", fuhr jener fort, „fasst du nichts? Kommt Zeit, kommt Rath! Unterdessen fahren die Alten vielleicht ab, oder sind sie so gefällig nicht — nun, das

Hauptband, das der Abhängigkeit Meta's, ist bereits von meinem kecken Muthe zerrissen, und so viel Herz werdet ihr am Ende doch beide haben, ihnen in einem höflichen Billet eine Heirathsannonce zu machen? Auf jeden Fall ist Meta für jetzt dir gerettet."

Der Freund lag an seinem Halse.

„Bruder", rief er innigst bewegt, „Gott lohne dir deine Großmuth, deine Freundschaft! Aber bedenke wohl, was du thust. Es sind doch immer Ketten, die du dir anlegst, wenn auch nur auf Monden. Gesetzt, du würdest früher selbst geneigt, ein Herzensband zu knüpfen."

„Dann laß ich mich desto eher scheiden", erwiderte Victor lachend. „Fürchte übrigens nichts. Ich bin nicht so entzündbar. Der geschiedene Ehemann wird wahrscheinlich die wiedergewonnene Freiheit nie benutzen. Das Lebenslängliche eines solchen Verhältnisses ekelt mich an, und zweimal kann man sich doch anständigerweise nicht scheiden lassen. Zwar heg' ich selbst ganz vernünftige Ansichten, aber erstens bin ich so ein Stück von einem bon homme; meine verwünschte Ehrlichkeit ist mir überall im Wege; und zweitens würd' ich es

nicht gut ertragen, wenn meine Frau ebenſo liberal und vernünftig dächte. Aber jetzt — ans Werk! In ein paar Tagen iſt hoffentlich alles abgemacht. Dann magſt du Meta unterrichten. Leb' wohl, ich eile jetzt einige alte Bekannte wiederzuſehen. Noch heute muß ich mich dem Domherrn vorſtellen laſſen."

Unter tauſend Dankſagungen und Segenswünſchen entließ ihn Hilbert. Aber ſeine Bruſt war beklemmt, und trüben Blickes ſah er dem Freunde nach, der dieſem Abenteuer, wie jedem, mit frohem Muthe und dem beſten Willen entgegenging.

An einem Vorwande, ſich, ohne zudringlich zu ſcheinen, in des Domherrn Hauſe einzuführen, konnte es dem reichen und liebenswürdigen Ankömmling nicht fehlen. Als ein Stadtkind war er überdem mit dem halben Adel des Ortes verwandt: wie leicht ließ ſich auch ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Stammbaume und dem von Meta's Familie auffinden! Der Domherr nahm den neuen Vetter mit gutmüthiger Höflichkeit auf, kam auf Victor's Aeltern und die guten alten Zeiten zu ſprechen, und die muſterhafte Geduld, mit welcher der lebhafte Jüngling ihm zuhörte, ließ ihn

ſehr vortheilhafte Schlüſſe auf ſeinen Verſtand und Charakter machen.

Als endlich die Hausfrau erſchien, einen trägen dicken Mops auf den Armen, fand Victor das Thier allerliebſt, hatte Bonbons für daſſelbe in der Taſche, und geſtand, ſie eigen für ihn gekauft zu haben, da er, den heutigen Beſuch im Sinn, ihn geſtern beim Vorbeigehen im Fenſter hätte ſitzen ſehen. Die Dame war gerührt von des jungen Mannes Herzensgüte und Menſchenfreundlichkeit. Während ſie nun, ſich in Lobeserhebungen ergießend, ihm des Mopſes Eigenſchaften entwickelte, und der Gemahl ſie nicht zu unterbrechen wagte, kam dieſem der Gedanke, daß Victor wol eine paſſendere Partie für das arme Ding, die Meta, ſei, wie der alte zahnloſe Domdechant. Dieſen Betrachtungen zufolge wollte er gerade den Fremden bitten, heute Mittag mit ihnen fürliebzunehmen, als ſeine Gemahlin eben ihre Einladung für den folgenden Tag vortrug. Victor nahm ſie an, empfahl ſich und eilte zu ſeinem Freunde.

Er fand deſſen Thüre verſchloſſen. Während er noch pochte und am Schloſſe drehte, kam ein junges,

sehr modisch gekleidetes Frauenzimmer die Treppe herauf, und schien sich nach dem obern Stockwerk begeben zu wollen. Hut und Shawl bezeugten, daß sie ausgewesen war. Im Vorübergehen blickten ein Paar schöne Augen den grüßenden Victor forschend an. Sie ging mit Anmuth einige Schritte weiter; dann blieb sie stehen und sagte, den Kopf halb zurückwendend:

„Sie finden den Doctor Hilbert oben bei uns."

„Wenn ich nicht fürchtete, ihn so angenehmer Gesellschaft zu entziehen", versetzte Victor höflich, „so würde ich ihn rufen lassen."

„Irr' ich nicht", erwiderte die Dame, die jener leicht für Antonien erkannte, lächelnd, „so sind sie der neu angekommene, angebetete Freund unsers Hausgenossen?"

„Neu angekommen bin ich", antwortete er leicht, „aber unter letzterer Bezeichnung erkenne ich mein Verhältniß zu Freund Hilbert nicht wieder."

„Nun", sagte Antonie freundlich, „sind Sie nur der, den ich meine, so darf ich es schon wagen, selbst Ihre Führerin zu sein. Sie finden meinen Vater in gelehrten Debatten mit Ihrem Freund. Sie waren es, die mich aus dem Hause trieben, aber kaum darf ich hoffen, sie

ſchon beendigt zu ſehen. Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Ihr Eintritt die trockene Verhandlung unterbricht."

Mit dieſen Worten flog ſie leichtfüßig die Treppe hinauf. Victor ſah ſich gedrungen, ihr zu folgen. Er war etwas verwundert über das zuvorkommende Betragen der Schönen, doch war er, bei aller Beſcheidenheit, zu ſehr Mann, um es nicht damit zu entſchuldigen, daß es ſeiner eigenen Perſon galt.

„Was bring' ich Ihnen mit?" rief Antonie neckend Hilbert zu; „Sie wären der undankbarſte Menſch unter der Sonne, wenn Sie die Großmuth nicht anerkennten, mit welcher ich ſelbſt den Gegenſtand herbeiführe, der, all Ihre Empfindungen in Anſpruch nehmend, uns andere Freunde in Schatten und Dunkel ſtellt."

Hilbert erwiderte die Galanterie nicht, welche die Schöne wahrſcheinlich erwartete. Victor's unvorhergeſehene Erſcheinung machte ihn beſtürzt. Er ſcheute des Freundes redliches Auge und behauptete mit einiger Aengſtlichkeit ſeine zweideutige Stellung. Antonie unterbrach das ernſtere Geſpräch, welches ſich bald zwiſchen dem würdigen Hausherrn und dem vielgereiſten jungen

Fremdling entspann, durch eine Aufforderung, zu Tische zu gehen, und so sah sich Victor in diesem Familienkreise eingeführt, ehe er es selbst wollte und ahnte. Die Unterhaltung rollte schnell und leicht dahin; der Medicinalrath ward munter beim Glase Wein, Antonie war lebhaft und gesprächig, Victor gewandt und geistreich, Hilbert sammelte sich, so gut er konnte; so ging der Mittag rasch vorüber. Victor entging indessen die Spannung des Freundes nicht. Er nahm eine Gelegenheit wahr, das Gespräch auf den Domherrn zu lenken und sagte gleichgültig: „Ich werde morgen dort speisen."

„So bereiten Sie sich nur auf einen recht langweiligen Mittag vor", sagte Antonie.

„Was sprichst du!" fiel der Vater ein, „der Anblick der schönen Meta ist wol ein paar Secunden Langerweile werth."

Antonie warf den rothen Mund etwas auf. „Darüber sind die Stimmen verschieden", meinte sie. „Ich für meine Person bin zwar ganz entzückt, wenn ich sie nur sehe, aber allgemein wird sie doch nicht schön gefunden. Zu mager finde ich sie selbst, und Sie zum

Beiſpiel, Hilbert, ſagten Sie nicht noch neulich, es wäre eine fade Blondine?"

„Sie gilt für ein wenig zu blond", erwiderte der Gefragte.

Antonie ſteckte ſich eine herabgefallene Locke ihres ſchwarzen Haares zurecht. „Es iſt wahr", ſagte ſie, indem ſie die großen dunkeln Augen weit aufſchlug, „Geiſt ſpricht wenigſtens nicht aus ihrem ſchönen Geſichte. Aber wo ſollte der auch in ihre Augen kommen? Mit dem Anſehen muß man ſich genügen laſſen. Nie habe ich eine langweiligere und einſilbigere Perſon gekannt. Indeſſen ſoll ſie doch nicht gerade ſehr einfältig ſein, aber leider ein wenig ſchläfrig. Ohne alle Lebhaftigkeit! In der Geſellſchaft ſolcher Großältern freilich", fügte ſie lachend hinzu, „und eines ſolchen Mopſes muß auch wol jede angeborene Fähigkeit zu Grunde gehen."

„Iſt das Fräulein dort erzogen?" fragte Victor.

„Nein", berichtete Antonie, „in einer Penſionsanſtalt in der Nachbarſchaft, deren Vorſteherin die lächerlichſte, pedantiſchſte Närrin war, die ich je geſehen. Hoch in den Vierzigen, aber noch ſo ſentimental, daß ſie die ihr anvertrauten Pflänzchen täglich mit Thränen begoß.

Ich habe einmal, als ich zufällig auf einer Reise begriffen war und in ihrem Dorfe ein Rad brach, einen halben Tag lang bei ihr zubringen müssen, aber ich bin fast gestorben vor Langerweile."

Der Medicinalrath meinte, Meta sei vielleicht nur blöde, übrigens brauchten die Mädchen keinen Verstand zu haben. Wenn sie das Herz am rechten Fleck hätten, und besonders, wenn sie hübsch wären, so sei es genug. Antonie, welche sich sehr viel Geist zutraute, ward ernstlich böse und rief den fremden Gast zum Schiedsrichter auf. Natürlich fiel Victor's Urtheil ganz zu ihren Gunsten aus; dabei war es ihm lieb, daß ein Gespräch, welches seinem Freunde nicht anders als peinlich sein konnte, eine allgemeine Wendung nahm. Nach dem Kaffee mußten die beiden Herren Krankenbesuche machen, und Victor empfahl sich, nachdem er vom Hausherrn freundlich zur Wiederholung seiner Besuche aufgefordert war. Antonie fragte ihn noch, ob er musikalisch sei, und ob er sie nicht zuweilen mit der Violine begleiten wolle; auch ob er gern tanze, und ob er die hiesigen Bälle besuchen werde. Dann fügte sie auch hinzu, daß sie den Tanz leidenschaftlich, besonders aber den Cotillon liebe.

Victor wußte nicht recht, ob ſie durch ihr zuvorkommendes Betragen blos bezweckte, den träumeriſchen Hilbert zu ſtrafen und eiferſüchtig zu machen, oder ob ſie es im Ernſte darauf angelegt habe, ihn einzunehmen. Auf jeden Fall aber verließ er ſie mit keiner unvortheilhaften Meinung, war es nun, daß ſie als eine Getäuſchte ſein Mitleid oder durch ihre ſchmeichelnde Freundlichkeit ſeine Eitelkeit rege gemacht hatte. Er bedauerte zugleich ſeinen Freund, der, mit befangenem Herzen, in die Netze ſeiner ſchönen Wirthin gefallen ſei. Denn ſeine Liebe zu Hilbert wollte gern das für geſchmeichelte Eigenliebe halten, was kalte Berechnung war. So hinterging er ſich ſelbſt, da ein ſchärferer und unbefangenerer Blick ihn leicht hätte überzeugen können, Antonie ſei mehr gefallſüchtig als kokett, mehr unzart und eitel, als liſtig und abſichtlich. Ueberhaupt irren die Männer leicht, wenn ſie da künſtlich gelegte Schlingen vermuthen, wo gerade die ſo ungeſchminkte wie unveredelte, rohe Natur des Weibes durchbricht.

Pläne, Berechnungen, ſchlaue Vorſätze, gelte es nun einen Liebhaber oder einen Mann, gehören meiſt nur den Aelteren des Geſchlechts an. Einige Triumphe

ihrer kleinen Eitelkeit zu erleben, Königin der Bälle zu sein, angenehm mit Huldigungen und Galanterien unterhalten zu werden, den Neid der Gespielinnen zu erwecken — dieses Glück befriedigt die ehrgeizigsten Wünsche der Jüngeren. Antonie aber war noch nicht über die Zwanzig hinaus.

Als Victor den folgenden Mittag sich bei dem Domherrn einstelite, fand er eine kleine Gesellschaft versammelt, die man, wenn sie auch aus lauter sehr vornehmen Personen bestand, doch eben nicht eine auserwählte nennen konnte. Die prächtigen Engländer, mit welchen Victor angefahren kam, und der Mops der gnädigen Frau, der, behaglich auf seinem sammtenen Polster liegend, jeden, der sich ihm näherte, grimmig anknurrte, machten die Hauptgegenstände des Gespräches aus. Erst als man eben zu Tische gehen wollte, erschien Meta. Victor war beinahe bestürzt über die außerordentliche Schönheit des Mädchens; eine hohe, luftige, fast allzu schlanke Gestalt, das lieblichste Oval des Gesichts, die reinste, jungfräulichste Stirn, eine edle Nase, ein feiner zarter Mund, eine weiße glänzende Haut, aber leider kaum einen schwachen Hauch des Lebens

auf den bleichen Wangen, und die ſchönen, ſtets auf den Boden gerichteten Augen dick von Thränen verſchwollen. Der alte Domdechant ſetzte ſich breit und dreiſt ihr zur Seite, aber Meta verbarg kaum den Widerwillen, den er ihr einflößte. Sie rückte ſo nah als es immer der Anſtand erlaubte, an ihren andern Nachbar an, und beantwortete mit unverſtändlicher halber Stimme ſeine zudringlichen Fragen. Victor, dem der Ehrenplatz neben der Großmutter angewieſen war, glaubte den Schritt, den er ſich vorgenommen, durch einige Aufmerkſamkeiten vorbereiten zu müſſen. Aber auch auf ſeine Anrede antwortete ſie ſo kurz als möglich und die allerunbedeutendſten Worte. Als er aufgefordert ward, von ſeinen Reiſen zu erzählen, richtete er ſich mehrere male an das arme blöde Kind, und ſuchte ſie mit all der verbindlichen Gewandtheit, die ihm eigen war, in das Geſpräch zu ziehen. Alle ſeine Mühe war vergebens Denn wenn ſie ſich ja in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, mehr als ja oder nein zu antworten, ſo redete ſie ſo unzuſammenhängend und ſtammelnd, was ſie ſagte, war ſo bedeutungslos und verkehrt, daß Victor ſich überzeugte, Antonie habe recht.

Wie verblendet muß Hilbert durch ihr reizendes Aeußere sein! dachte er. Die Bemerkung befremdete ihn aber nicht, da er nur zu gut wußte, wie häufig die Neigung der gescheitesten Männer auf schöne, aber geist- und seelenlose Geschöpfe fällt.

Er gab endlich seine vergeblichen Versuche ganz auf. Die seltsame Rolle, die er hier spielte, kam ihm selbst langweilig genug vor, und da er sich vor der bösen Laune, in welche er zu gerathen fürchtete, vor allem hüten mußte, so zwang er sich anfänglich gewaltsam in eine scherzhafte hinein. Die gute Wirkung, die dies hervorbrachte, gab ihm bald seine alte Heiterkeit zurück, und als die Hausfrau die Tafel aufhob, war keiner unter den Gästen, der nicht von des Fremden Unterhaltungsgabe höchlich erbaut war. Während die schöne Meta den Kaffee einschenkte, zog der Domherr ihn vertraulich in eine Ecke. Mit Vergnügen hatte er Victor's Aufmerksamkeit auf seine Enkelin bemerkt, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß das einfältig schüchterne Betragen derselben ihn könnte zurückgeschreckt haben. Er begann damit, von dem glücklichen Zustande seines Vermögens zu reden und fügte mit ziemlich unzwei-

deutiger Miene hinzu: „Alles das kriegt einmal die Meta. Aber das kleine Ding hat noch ein ansehnliches Mütterliches, ein Gut in der Lausitz, das ganz schuldenfrei ist, und 15000 Thaler in der Bank. Und gutherzig und wirthschaftlich ist sie auch.“

Wie günstig der Augenblick schien, Victor's Zartgefühl duldete nicht, daß er ihn benutzte. Doch wünschte er, die Sache sobald als möglich zu beendigen; daher leistete er schon den zweiten Tag darauf des Domherrn dringender Einladung, ihn bisweilen abends beim Spiel zu besuchen, Folge. Einige Tage lang ließ er vergehen, dann ging er wieder hin. Alle diese Stunden brachte er äußerst langweilig zu, und er sagte halb ernst, halb scherzhaft zu seinem Freunde: „Das größte Opfer, welches ich dir bei der Sache bringe, ist, daß ich mich diesen langweiligen Abenden jetzt, und nachher den tödlich-steifen Familienfêten unterziehe. — Aber laß nur, es wird ja auch vorübergehen, und du bist glücklich!“

Hilbert war allmählich ruhiger geworden. Die schöne Meta blieb sich gleich; in unbezwinglicher hocherröthender Schüchternheit beantwortete sie kaum nothdürftig Victor's Fragen, und er verschonte sie endlich

soviel wie möglich damit. Ueberdem sah er sie nie anders als in der Gesellschaft ihrer Aeltern, wo ohnehin jedes herzlichere Gespräch unmöglich war.

„Sie ist schön", sagte Victor freimüthig, „aber meine Schönheit ist's nicht. Die bloße todte Form genügt mir nicht. Ich liebe die pikanten, geistreichen Gesichter." — Hilbert hütete sich weislich vor dem Versuch, ihm eine andere Meinung beibringen zu wollen.

„Nun wird es wol Zeit", sagte eines Abends der Freund: „morgen geh' ich hin und halte um ihre Hand an; schreib' ihr heute Abend alles, daß sie sich nicht etwa weigert und aus der Komödie ein Thränenspiel wird."

Hilbert versprach es. Im Verlauf des Abends ward er nachdenklich und still. Er ging wenig auf Victor's heitere Unterhaltungsweise ein und das Gespräch stockte endlich ganz.

Victor brach auf. „Ich will dich begleiten", sagte der Doctor. „Der Abend ist schön, laß uns noch ein wenig auf den Wall und durch die Straßen gehen, da wir einmal zu dieser Zeit aus dem verwünschten Neste nicht mehr hinauskönnen."

Er griff dem Freund unter den Arm. Beide gingen ſchweigend zwiſchen den hohen Häuſern hin, die langen, dunkeln Gaſſen hinunter. Als ſie auf den freiern Wall traten, ſahen ſie den Mond bleich und heimlich ſich in dem breiten Strome ſpiegeln, der unter ihren Füßen dahinfloß. Dunkle Wolken, abenteuerlich und bedeutungsvoll geſtaltet, beſchatteten von Zeit zu Zeit das Geſtirn und den mattern Abglanz. Beide Freunde ſtanden betrachtend ſtill.

Auf einmal fühlte Victor ein heftiges Zittern an ſeinem Arm. Er blickte auf Hilbert und ſah im hervorbrechenden Schimmer des Mondes betroffen des Freundes Wangen mit Todtenbläſſe überzogen, mit Thränen befeuchtet. „Hilbert!“ rief er beſtürzt, „wie iſt dir!“

„Befremdet es dich“, entgegnete Hilbert mit ſchmerzlichem Lächeln, „daß der verzweiflungsvolle Spieler bebt, wenn er ſein Letztes, ſein Alles auf Eine Karte geſetzt hat?“

„Was iſt das!“ fuhr Victor finſter auf.

„Ich mistraue dir nicht“, erwiderte jener, „ich traue keines Mannes Ehre ſo unbedingt wie der deinen, aber — du biſt ein Menſch!“

„Noch iſt's Zeit, Hilbert", verſetzte Victor, „fürchteſt du, ſo tret' ich willig zurück!"

„Ich wäre von neuem rathlos", ſagte der Doctor; „aber ich beſchwöre dich, mein Victor, werde nicht an mir zum Verräther!"

„Hilbert!" rief Victor erſchüttert.

„Meta iſt ſchön — du kennſt nicht ihre unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit, ſie wird ſich dir entfalten in all ihrer Gewalt — aber, Victor, hintergehe den Freund nicht, der dir traut!"

„Welche Bürgſchaft verlangſt du, ſeltſamer Menſch!" entgegnete Victor. „Deine Zweifel ſind beleidigend — dennoch zürn' ich dir nicht. Sag' mir den furchtbarſten der Eide vor; ich will ihn wörtlich dir nachſchwören."

Hilbert faßte ſeinen Arm von neuem, zog ihn mit ſich fort durch einige Gaſſen, bis ſie vor dem erhabenen, geiſterhaft vom gebrochenen Mondlicht beleuchteten Dome ſtanden. Ein Geſchäft hatte ſpät abends den Küſter hineingeführt. Die Thür war nur angelehnt.

Victor folgte dem Freunde, der in heftiger Gemüthsbewegung mit ſtillen, raſchen Schritten voranging. Der Fußtritt hallte ſchauerlich in dem weiten Gewölbe. Eine

bange Ahnung durchzuckte Victor, als ſein Führer vor einer abgetheilten Vertiefung ſtillſtand, welche die Grabſtätte von Victor's Vorfahren war, wo auch die theuern Leichen ſeiner Aeltern ruhten.

Hier an dieſer Stelle, deren Anblick zu dieſer Stunde des liebenden Sohnes Herz auf das furchtbarſte erſchütterte, nahm Hilbert ihm einen feierlichen Eid ab. Bei der heiligen Aſche ſeiner Aeltern, bei dem Frieden ihrer Seelen, bei der Hoffnung ſeiner einſtigen Wiedervereinigung mit ihnen, mußte er ſchwören, daß er Meta als ſeines Freundes Gattin und Eigenthum, als angeborene Schweſter ehren wolle. Ein kalter Schweiß lag auf beider Stirnen, als ſie die Kirche verließen und gerade von ihren mächtigen Thürmen die grauſigen Schläge der Mitternacht tönten. Hilbert wendete den Ueberreſt der Nacht zu einem rührenden, herzerſchütternden Briefe an Meta an. Victor's aufgeregtes Gemüth fand Ruhe in den Armen des Schlafs.

Den folgenden Morgen ging er zu Meta's Großältern. Der erfreute Domher bat ſich und ſeiner Enkelin, der Form wegen, drei Tage Bedenkzeit aus, und der

Freier benutzte diese Frist zu einem Ausflug auf das Land.

Als er wieder zu Hause anlangte, fand er einen Brief vor, der ihm die Braut zusagte. Er ließ sich für den Abend bei dem Domherrn melden, ward angenommen und ging mit einiger Aengstlichkeit hin.

Meta war ihm bedeutender geworden seit jenem Abend. Hatte er früher sie mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachtet, so fühlte er jetzt wenigstens, daß er sich hüten, daß er über sich wachen müsse. Das Mädchen selbst that alles, um ihm die strengste Zurückhaltung zu erleichtern. Als er sie mit verlegen-liebreicher Miene heute als seine Braut begrüßte und auf der Großältern Ermahnung sie umarmte, schien sie einer Ohnmacht nahe zu sein. Er küßte sie leise auf die Stirn und flüsterte ihr tröstende, freundliche Worte zu. Umsonst wiederholte er im Verlauf des Tags ihr, so oft er es unbemerkt konnte, die Versicherung seiner uneigennützigen Freundschaft und die Bitte um Vertrauen; umsonst warf ihr die Großmutter zürnend-strafende Blicke zu; vergebens forderte sie der Alte zum Frohsein auf, sie mit Geschenken überhäufend: die Be-

schämung über ihre Rolle schien sie fast zu Boden zu drücken. Sie litt unendlich, und Victor litt theilnehmend mit.

Er bat dringend, den Hochzeittag so sehr wie möglich zu beschleunigen; aber da Meta's Aussteuer noch nicht fertig war, so waren zwei Monate die kürzeste Zeit, die er erlangen konnte. Die Braut selbst schwieg ganz dazu.

Theils sie zu schonen, theils sich selbst langweilig-peinliche Stunden zu ersparen, wußte er es einzurichten, daß er während der acht Wochen des Bräutigamstandes die Hälfte der Tage zu kleinen Reisen, Ausfahrten auf das Land oder in benachbarte Städte benutzte. Die übrige Zeit mußte er natürlich viel im Hause des Domherrn sein. Aber sowol dieser wie seine Gemahlin sorgten dafür, daß er nicht länger als auf kurze Minuten mit seiner Braut allein war; denn der trostlose Herzenszustand derselben ließ sie fürchten, sie möchte eine unbewachte Stunde anwenden, sich ihrem Verlobten zu entdecken, der dann, ohnehin, wie es schien, ziemlich lau gesinnt, leicht sich geneigt finden könnte, zurückzutreten. Mit eben der Strenge bewachten sie auch die Corre-

ſpondenz des armen Mädchens. Meta ſelbſt ſchien indeſſen mehrere male ein Alleinſein mit ihm zu ſuchen; gelang es ihr aber, ſo ward ſie ſo von Verwirrung und Scham bewältigt, daß alle die Verſätze zu reden und ſich zu erklären, die ſie etwa haben mochte, dadurch unwiderruflich vereitelt wurden. Sie öffnete die zuckenden Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Thränen drängten ſich ſchwer und langſam aus ihren Augen. Nicht das ſchüchterne Erröthen einer jungen Braut färbte ihre Wangen: ein flammendes Roth, das mit leichenhafter Bläſſe fieberiſch wechſelte.

Auch Victor verlor ſo den Muth, offenherzig mit ihr zu ſprechen, denn er brauchte nur durch irgendeine heimlichere Annäherung, durch einige doppelſinnige Worte, durch einen bedeutungsvollen Wink auf die Zukunft zu erkennen zu geben, daß er an ihr Verhältniß zu Hilbert denke, um ihre Verlegenheit bis zu dem peinlichſten Zuſtand zu ſteigern. So endete er gewöhnlich ſelbſt aus Mitleiden ſobald als möglich dieſe ſeltenen einſamen Augenblicke.

Nie hatte ſich ein Mann beſcheidener gegen ein

junges ſchönes Frauenzimmer betragen. Die weiche, liebreiche, gütige Geſinnung, welche er ihr fortwährend zeigte, war die eines überlegenen, ältern Freundes. Er fragte theilnehmend nach ihrer Geſundheit, empfahl ihr ein Buch zum Leſen, freute ſich an der Zahmheit ihres Vogels, an dem Gelingen ihrer kleinen Arbeiten. Die Neckereien, denen ein Brautpaar nie entgeht, wußte er mit Feinheit, ſoviel wie es ſich immer, ohne aufzufallen, thun ließ, abzuwenden. Die reichen Geſchenke, welche er ihr, des Anſtandes wegen, machte, ließ er ihr durch die Großältern überreichen. Den Vorabend der Hochzeit, der gewöhnlich ſo beziehungsreichen Scherzen zur Beſchämung der Braut gewidmet iſt, erklärte er im voraus, eines wichtigen Geſchäfts wegen, abweſend ſein zu müſſen. So löſte er mit Herzensgüte und Klugheit die ſchwierige Aufgabe ſeiner Rolle auf das beſte.

Unterdeſſen war es ihm ebenfalls keine kleine Mühe, den verlaſſenen Freund zu tröſten, welcher ſchmerzlich betroffen von der Geliebten gänzlichem Schweigen war. Die Strenge der Großältern, die Schonung, welche ſie der Ehre ihres Verlobten ſchuldig war, mußten ihr zur

gerechten Entschuldigung dienen. Antonie war anfangs nicht wenig empfindlich, als sie von des glänzenden jungen Fremden Verlöbniß mit Meta hörte. Da jener aber vor wie nach noch manchen Abend vergnügt bei ihr zubrachte, mit ihr schwatzte, mit ihr sang, und bei einigen Freundinnen, die ihn in der Loge hinter ihr hatten stehen und auf dem Ball dreimal mit ihr tanzen sehen, für ihren Anbeter galt, gab sie sich zufrieden und bedauerte ihn um der Convenienzheirath willen.

Mittlerweile kam der Hochzeitmorgen heran.

Als nun Victor an diesem entscheidenden Tage, ungefähr eine Stunde vor der zur Trauung festgesetzten Zeit, in die Wohnung seiner Braut trat, kam ihm der Domherr, noch unangekleidet, entgegen und sagte:

„Nun, junger Herr! daß Sie doch heute einmal ein bischen ungeduldig sind! Die Meta ist auch schon fertig, wie ich höre, und Zeit ist's nun wol, daß Sie sie einmal allein haben. Kommen Sie", fuhr er fort, den Bräutigam am Arm nehmend und ihn in einen Corridor hinauf in Meta's entlegenes Zimmer ziehend, „wir wollen das Mädchen überraschen."

Er öffnete ſchnell die Thür. Meta ſtand völlig angekleidet in der Mitte des Gemachs, ihr zur Seite das Kammermädchen, das noch manches zurechtzuziehen und zu putzen hatte, hinter ihr eine Freundin derſelben, die gekommen war, die ſchöne Braut zu ſehen, und nun der ſorglichen Zofe hülfreiche Hand leiſtete.

„Fort, ihr Jungfern", rief der eintretende Domherr, und ſcheuchte die Mädchen aus dem Zimmer fort, „der Bräutigam kommt!" Und Victor dicht vor die Braut führend: „Nun, junger Herr! Da haben Sie das kleine Ding! und nun haben Sie ſie einmal recht lieb, und dann Ihr ganzes Leben lang ſo fort!" —

Und die eigene Rührung fürchtend, eilte er aus der Thür.

Die bezaubernde Schönheit der jungen, hocherröthenden Braut traf Victor wie ein elektriſcher Strahl. Nie hatte ſein Auge ein ſo liebliches Weſen erblickt. Glänzend umfloß der ſchimmerndſte Atlas die zarte Geſtalt bis zu den zierlichen ſilbernen Füßchen hinab. Koſtbare Blonden ſchmückten Bruſt und Aermel. In reichen, künſtlichen Flechten wand ſich das blonde Haar um das

schön geformte Haupt, einige Perlenschnüre waren durch die bedeutsamen Myrten geschlungen, die es kränzten. Unbeweglich, einem Marmorbilde gleich, stand sie vor dem im Entzücken Erbebenden, aber die rosige Glut ihrer Wangen, ihr tiefer, ängstlicher Athem bezeugten, sie lebe.

Sprachlos hatte Victor, auf des Alten Geheiß, seine Arme um sie geschlungen. Jetzt drückte er sie fest an sich, labte das Auge an ihrer Schönheit, küßte sie mit Inbrunst mehreremal, betrachtete sie wieder und küßte sie von neuem. Geduldig ließ sie alles geschehen, aber ein leises Zittern bebte durch ihre Glieder. So schien es nur von dem bezauberten Jüngling abzuhängen, diese Stunde des Alleinseins den zärtlichsten Liebkosungen zu widmen. Aber jetzt zuckte wie ein zündender Blitz vom heitern Himmel der Gedanke an den verrathenen Freund durch seine Sinne. Er fuhr entsetzt zurück, ein flammendes Roth bedeckte sein Gesicht und gleich darauf tödtliche Blässe. So gedemüthigt vor sich selbst, so niedergeworfen aus dem festen Standpunkte seiner Tugend, stand er ein paar Secunden wie zu Boden geschmettert da.

Er fuhr ſich mit der Hand über das bleiche Geſicht. „Vergeben Sie mir, Meta!“ ſagte er ſtammelnd, „die Gewalt Ihrer Schönheit — aber nie, nie wieder — ich ſchwör' es Ihnen. — Zürnen Sie mir nicht! Ich ſelbſt, ich ſelbſt will dem Freund den augenblicklichen, willenloſen Verrath geſtehen.“ —

Sie ſtand ſchweigend, regungslos, die Blicke feſt an den Boden geheftet.

„Ja“, fuhr Victor geſammelter fort, „ich will es in der Stunde, die bald nun erſcheint, wo ich ſelbſt Ihnen den Freund wieder zuführe. Ungeſtört freuen Sie ſich ſeines freundſchaftlichen Umgangs, und laſſen Sie mich ſo lange in Ihrem Bunde der Dritte ſein, bis die Sicherheit Ihres Verhältniſſes mir erlaubt, in die Ferne zu treten. Dann, liebe Meta, ſind Sie ganz ſein. Sehnſüchtig, ungeduldig harrt der Liebende dieſes köſtlichen Augenblicks!“

Meta zuckte zuſammen. „Nie, nimmermehr!“ rief ſie plötzlich emporfahrend.

Victor ſah ſie mit ſtarrem Staunen an. „Meta!“ rief er.

„Nie, nie will ich ihn wiederſehen“, ſprach ſie leiſer.

Victor traute seinen Sinnen nicht: „Wie ist mir denn!“ sagte er verwirrt; „empfingen Sie Hübert's Brief nicht?“

„Um dieses Briefes willen verachte ich ihn derzeit!“, rief sie, all ihren Muth zusammennehmend.

„Sie lieben ihn nicht mehr?“

„Ich verachte ihn.“

Victor trat schnell das Bild des verrathenen, betrogenen Freundes vor die Seele. Edelmüthig empfand er in diesem Augenblicke, nur für ihn, seinen Schmerz, seine Verzweiflung.

„Treulose!“ rief er zürnend, „was ist das? nach solcher Hingebung, nach solchen Versicherungen! nach einem jahrelangen heimlichen Verständniß wagen Sie zu sagen, Sie lieben ihn nicht?“

„Und warum“, antwortete sie schmerzlich, „warum soll ich ewig fehlen, weil ich einmal gefehlt? Warum soll der rechte Weg mir verschlossen sein, weil ich mich einmal verirrt? — Ja, ich hab' ihn geliebt, und oft ist mir, als hätt' ich es nie! Er überraschte mein Gefühl, er betrog mich um mein Herz! Jetzt aber, jetzt weiß ich's — ich liebe ihn nicht mehr, ich verachte ihn!“

„Wankelmüthige!“ rief Victor mit einer Donnerstimme; denn des Freundes klagender, vorwurfsvoller Blick sah ihn drohend an, und schraubte ihn in einen unnatürlichen Zorn hinauf. „Tauschen Sie Ihre Gefühle, wie Ihre Kleider? Auf welches Weibes Liebe darf der Mann rechnen, wenn nicht auf die Beständigkeit derer, die das großälterliche Haus heimlich verlassen will, um seinetwillen!“ — Und als fühlte er, der Vorwurf sei zu stark, fügte er sanfter hinzu: „Aber Sie sind nur beleidigt, empfindlich gegen ihn, aufgebracht. Sie werden zu sich kommen und, was er auch gegen Sie verbrochen hat, dem zärtlich, leidenschaftlich Liebenden verzeihen!“

„Ich sehe“, erwiderte die Gekränkte mit zitternder Stimme, „wie schonungslos der Unwürdige mit meiner Ehre umgegangen. Ja, als ich jenen unseligen Brief schrieb, lenkte die Verzweiflung meine Hand. Alles wollte ich thun, zum Entsetzlichsten war ich bereit, um dem Unglück einer, dem Auge Gottes misfälligen Ehe zu entgehen. Ich fühlte ich könne, einem Menschen gegenüber, den ich mit Ekel erblickte, den ich sittlich verachtete, die heiligen Pflichten einer Ehefrau nicht

erfüllen — und o! ich zitterte vor der Nichterfüllung meiner Pflichten, ich zitterte vor meinem strafenden Gewissen und betete: Führe mich nicht in Versuchung!"

Sie war im höchsten Grade bewegt. Victor wußte nichts zu thun, nichts zu sagen; die widersprechendsten Gefühle bestürmten sein Herz, und nie hatte er sich so ganz rathlos gesehen.

Meta fuhr fort: „War das wirklich Liebe, was ich einst für Hilbert empfand, nun so liebte ich ihn doch nur so lange, als ich ihn achten zu dürfen glaubte. Was aber sollte ich von seiner Ehre denken, als ich ihn mit kriechender Geschmeidigkeit um die Gunst der armseligsten Menschen buhlen sah? Was von seiner Liebe, als er das siebzehnjährige Mädchen zu niedrigen Künsten und listiger Verstellung abrichtete, die zu hintergehen, denen es Gehorsam und Ehrfurcht schuldig war? Was endlich von seiner Ehre und seiner Liebe, wenn er, nachdem er mit feiger Selbstsucht die Geliebte vierzehn gräßliche Tage und Nächte der Verzweiflung preisgegeben hat, sie endlich der Discretion eines Dritten übergibt und sie in das beschämendste Verhältniß zwingt?"

War es die Kraft der Wahrheit, war es die Bestürzung über den Geist, der sich plötzlich vor seinen Augen in dem schüchternen, blöden Mädchen entwickelte, was jetzt Victor's Blick niederschlug und seine Seele erschütterte? Schweigend duldete er es, daß sie weiter sprach.

„Und wie, sagen Sie mir, mein Herr! wie verträgt es sich mit Ihrer eigenen Ehre, Ihren hochberühmten Namen zu verleihen? Die einem Andern abzutreten, die Sie für Ihr Eigenthum erklärt haben? Die zu verschleudern, der Sie vor Gottes Altare Schutz und Obhut zuschwören wollen?"

Scharf verletzt fuhr Victor auf. „Meta", rief er unwillig, „wo es eines Mannes Ehre gilt, sind Frauen und Mädchen nicht Richterinnen! Aber", fuhr er schneidend fort, „wollen Sie einmal den Ton des Vorwurfs und der strengen Gewissenhaftigkeit anstimmen: warum erst heute diese Erörterungen? warum erklärten Sie sich nicht gleich meinem Freunde? warum jetzt, da es zu spät ist, und keiner mehr zurück kann?"

„Zu spät?" rief Meta, und der edelste Stolz überzog ihre Wangen mit höherm Roth, ihre schönen Augen

füllten sich mit Thränen und ihre Stimme bebte stärker; „zu spät? Noch nicht, mein Herr! noch sind Sie frei — es kostet Sie ein herzhaftes Wort und unsere Verbindung ist aufgelöst. Sprechen Sie es, ich will das zweite sagen. Ja, ja", fuhr sie in leidenschaftlicher Aufregung fort, „sprechen Sie es, erklären Sie, daß ich Ihnen zuwider sei, vernichten Sie meinen Ruf, vernichten Sie mich selbst, wenn ich Ihnen verhaßt bin!"

„Sie mir verhaßt!" rief Victor athemlos; „Meta! ich hasse mich selber! — Hilbert, wie! soll ich ihn betrügen! soll ich als ein Meineidiger vor seinen trauernden Blicken erscheinen! ich — ich meinen Freund verrathen!"

Es war, als ob die Weinende Muth aus seinen Worten schöpfe, denn gefaßter fuhr sie fort: „Er ist dieses Namens nicht würdig. O verkennen Sie mich nicht! Haben Sie nicht das unglückliche Geständniß tausendmal auf meinen zitternden Lippen schweben sehen? Ihm antwortete ich deutlich durch das Schweigen der Verachtung, und glauben Sie mir, er hat diese Stimme verstanden. Ich habe ihm keine Rechenschaft mehr zu geben. Aber Ihnen — ich sah Sie nicht

allein — und geſchah es ja — o wie oft! — und durfte ich ſelbſt — das Wort erſtarb mir, ehe es geſprochen war. Ich hatte den Muth nicht — o ich hoffte — ich fürchtete — ach! laſſen Sie mich!“ fuhr ſie fort, mit den kleinen Händen das lieblich erröthende Geſicht deckend vor dem forſchenden, durchdringenden Blick ſeiner Augen.

Sie war reizender als je in dieſem Moment der Verwirrung. Zum erſten male durchfuhr Victor eine Ahnung, daß ſie ihn liebe. Ein ſeliges Gefühl zog in ſein Herz ein. Aber ehe er ſich deſſen noch deutlich bewußt ward, liehen ſchon die angeborene Großmuth ſeiner Seele, ſeine Ehre und die verrathene Freundſchaft ihm Waffen, es zu bekämpfen. Er feindete ſich ſelbſt an um der Treuloſigkeit ſeiner Gefühle willen; dunkel empfand er, daß nur ein kräftiger Entſchluß ſeine Tugend retten könne. So rief er mit lauter Stimme:

„Nein, Meta, nein! ich liebe Sie nicht, ich habe Sie nie geliebt — Sie wußten es, meines Freundes willen, dem Retter meines Lebens zu vergelten, bot ich Ihnen Hand und Namen an. Nein, ich liebe Sie

nicht — ich bin kein Verräther. Sie sind Herrin Ihrer Handlungen — aber ich — hören Sie mein Gelübde: nie, nie sollen Sie mehr sein, als Gattin des Freundes — als solche will ich Sie, als Schwester Sie ehren."

„Wohlan", rief Meta heftig, „so hören Sie auch das meinige!" Sie hob feierlich die Rechte empor: „Ich schwöre hiermit, Hilbert nie wiederzusehen, nie wieder nur seinen geheimsten Händedruck zu dulden, ihn zu fliehen, wie die tödtende Pest, ihn, der meines jungen Lebens Glück auf ewig vergiftete. Ich will die Augen zudrücken, wenn er sich meinem Anblicke aufdrängt, ich will abwehrend die Hände vorhalten, wenn er sich mir naht. Jede meiner Bewegungen soll ihm zeigen, daß ich ihn verachte!"

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl. Nach einer Weile sagte sie gesammelter: „Nun, mein Herr, thun Sie jetzt, was Sie nicht lassen können. Sie haben meinen Schwur gehört. Noch sind Sie frei: verreisen Sie eiligst; schreiben Sie meinem Großvater. Noch ist es Zeit."

Aber Victor ſtand noch immer in dumpfer Betäubung da. Eine lange ſchmerzliche Stille folgte.

Endlich öffnete die Großmutter die Thür. Sie trat mit feierlichem Anſtand ein, und hatte, dem nöthigen Pathos zu gefallen, ſogar den Mops heute in eine entfernte Kammer ſperren laſſen, wo er während der Ceremonie bleiben ſollte, nicht aber ohne ihm die Einſamkeit durch allerlei der beliebteſten Leckerbiſſen zu verſüßen.

„Meine Kinder", ſagte ſie, das Brautpaar bei den Händen nehmend, „die Gäſte ſind da, der Prediger wartet."

Und nachdem ſie ihrer Enkelin eine ziemlich lange, erbauliche Rede gehalten, in welcher ſie ſie an die Pflichten mahnte, welche ihr neuer Stand ihr auferlegte, forderte ſie den Bräutigam kurz auf, ſeine Gattin lieb zu behalten und Nachſicht mit ihrer Jugend zu haben, und führte ſie in den Geſellſchaftsſaal.

Eine große, glänzende Verſammlung, meiſt aus der ausgebreiteten Familie Meta's, zum Theil auch aus des Bräutigams entfernten Verwandten beſtehend, harrte ihrer hier. Die Damen ſtrahlten von Edelſteinen und

rauschten in kostbaren Stoffen; die Herren prangten mit Ordensbändern, Sternen und Kreuzen. Ein leises, feierliches Flüstern ging durch den steifen Halbkreis. Victor hatte Muth und Entschlossenheit, wie irgendein Mann; aber der Muth, vor diese Versammlung hinzutreten und seine veränderte Gesinnung zu erklären, gebrach ihm. In schweigender Verwirrung nahm das schöne Brautpaar die förmlichen Glückwünsche der Menge auf. Sie wurden getraut. Düster, mit erzwungener Fassung stand der Bräutigam da; geisterbleich und kalt, zur Bildsäule erstarrt die Braut. Keine Thräne füllte ihr gleichgültig vor sich hinblickendes Auge. Die Gäste, die von ihrem weichen Herzen mit Recht eine höchst lamentable Scene gefürchtet, schüttelten bedenklich den Kopf.

Bei der Tafel ward die Spannung noch merklicher. Ohne ein Wort miteinander zu sprechen, saßen die Neuvermählten einander zur Seite. Bebend fuhr Victor zurück, wenn er zufällig die Hand berührte, die er gestern noch mit liebreicher Unbefangenheit an seine Lippen gedrückt. Wäre es möglich gewesen, daß die Scheu von Meta's bisherigem Betragen gegen ihn noch

vermehrt hätte werden können, so hätte dieser Tag es bewirkt. Aber es war nicht mehr die ängstliche Schüchternheit eines Herzens, das schamhaft sich in sich selbst verbirgt. Es war eine sprödе, kalte, abstoßende Zurückhaltung. Das tiefsinnige Wesen der Braut wußte die Gesellschaft jedoch leicht zu Gunsten ihrer Sittsamkeit auszulegen und durch ihre strenge Erziehung zu entschuldigen. Desto mehr aber wurde dem Bräutigam seine dumpfe Gefühllosigkeit verdacht. Victor sammelte sich, so gut er es vermochte. Gleichgültige Gespräche wurden angeknüpft; erlebte Begebenheiten wurden mitgetheilt, politische Streitfragen aufgestellt, und mit Wärme und Einseitigkeit, wie immer, beantwortet. So ging der Mittag vorüber, zu dem die reiche Bewirthung einen Theil des Abends gezogen. Für die andere Hälfte hatte Meta sich schon früher den Ball verbeten. Die peinliche Langeweile des Tags voraussehend, freilich aber ohne Ahnung seiner schmerzlichen Erschütterungen, hatte Victor einen durchreisenden Taschenspieler hierher beschieden, der durch seine Geschicklichkeiten und losen Künste die Gesellschaft erträglich unterhielt und sogar die Neuvermählten augenblicklich zu

beschäftigen schien. So kam die Stunde des Scheidens herbei. Halb ohnmächtig lag Meta in ihres gerührten Großvaters Armen; mit stammelnden Lippen bat sie die Großmutter um ihren Segen. Fast besinnungslos saß sie endlich im Wagen, dem Bräutigam zur Seite, der, fest in eine Ecke gedrückt, im düstersten Schweigen verharrte.

In der neuen Wohnung angelangt, führte er sie mit steifem Ceremoniell die Treppe hinauf, durch das Vorzimmer, in die ihr bestimmten Gemächer. Seine Miene sprach eine zornige Kälte aus, seine Bewegungen waren gezwungen. Schroff war der Ton seiner Stimme, abstoßender noch seine Worte, als er sie an der Thür ihres Cabinets mit einer frostigen Verbeugung verließ.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Madame", sagte er, „eine bessere, als Ihr eigensinniger Wankelmuth mir zubereitet hat."

Meta antwortete keine Silbe. Sie konnte nicht bleicher werden, als sie war. Ihr Kammermädchen wußte nicht, was sie denken sollte. „Am Hochzeittage schon Zank?" sagte sie, „das ist arg!"

In ſeinem Zimmer warf ſich Victor mit Ungeſtüm auf einen Stuhl. Der langverhaltene Sturm ſeines Herzens brauſte fürchterlich los. Zorn und Schmerz bewegten heftig ſeine Bruſt und kämpften mit Gewalt die neuerwachten, kaum in ihrer Schüchternheit anerkannten Empfindungen nieder. Konnte, ja mußte der unglückliche Freund nicht die veränderte Stimmung der Geliebten ſeinem verrätheriſchen Einfluſſe zuſchreiben? Er ſah, innerlich erbebend, Hilbert's bleiche, gramvolle Geſtalt, er ſah ſich noch einmal mit ihm auf dem Grabe ſeiner Aeltern, und mit gepreßtem Buſen wiederholte er ſein Gelübde.

„Sie wird zu ihm zurückkehren", ſagte er; „ſie iſt verletzt, empfindlich; ſie wird ſeinem Flehen, ſeinen Thränen verzeihen!" Er wollte es glauben, und glaubte es doch nicht, und wußte nicht, daß auch ſein innerſtes Herz es zu glauben ſich ſträubte. Und wenn ſie feſt blieb, wenn er für einige Augenblicke den Freund vergaß: was war aus ihm geworden? welche unerwartete Wendung hatte ſein eigenes Schickſal genommen? er ſah ſich plötzlich an eine Frau gekettet, die er nicht liebte, die er nicht gewählt hatte; ſah ſich gebunden in

den Jahren der Freiheit, ehe er noch einmal daran gedacht hatte, sich auf die häusliche Ruhe des ehelichen Lebens, auf sein langweiliges Einerlei, auf seine strengen Pflichten vorzubereiten. Große Pläne lagen noch vor ihm. Noch hatte er erst den kleinsten Theil der cultivirten Welt gesehen, und die Lust am Neuen und der jugendliche Muth seines Geistes trugen ihn weit über dieselbe hinaus. Er schauderte vor dem Bilde einer verlassenen, ihrem Gatten nachweinenden Frau; ein inniges Mitleid mit der schönen Meta ergriff ihn, wenn er daran dachte, daß dies ihr Los sein solle und müsse. Sein Zorn wendete sich gegen sich selbst, gegen seinen Freund. Er verwünschte seine Unbesonnenheit, verwünschte seinen Einfall, die Vaterstadt wiederzusehen; er verwünschte die feige Engherzigkeit Hilbert's. So, abwechselnd tobendem Ungestüm und schmerzlichster Wehmuth hingegeben, brachte er schlaflos die Nacht zu.

Gratulationsbesuche füllten den folgenden Morgen aus. Einladungen zu Mittags- und Abendfesten bei der zahlreichen Verwandtschaft halfen die Zeit hinbringen. Drei Tage waren vergangen, und Victor

hatte ſeine Gemahlin nicht anders allein geſehen, als während des Hin- und Herfahrens von einer Geſellſchaft in die andere. Düſter und geſpannt ſaßen ſie nebeneinander. Keine Berührung der Hand, kaum ein gegenſeitiges Anblicken fand ſtatt; der Gemahl war ſchroff und kalt, die Gemahlin feierlich und ſteif. Während der Morgenſtunden verſchloß ſich erſterer ſorgfältig in ſeinem Zimmer, aus Furcht, auf der Straße Hilbert zu begegnen. Denn was ſollte er ihm ſagen? was hatte er ihm mitzutheilen? Als er aber einſt zu einem Mittagsmahle fuhr, zu welchem ſeine Gemahlin, die das Alleinſein mit ihm jetzt gern auf dieſe Weiſe vermied, ſich ſchon voraus begeben hatte, begegnete er dem lang geflohenen Freund, der eilig in Geſchäften zu ſein ſchien. Raſch donnerten die Wagen aneinander vorüber, aber der ſchneidende, vorwurfsvolle Blick, das farbloſe, abgehärmte Geſicht Hilbert's warf einen neuen ſcharfen Stachel in Victor's Herz. Schnell war er entſchloſſen. Sowie der Wagen anhielt, ſchickte er, mit einem auf dem Knie geſchriebenen Billet, ſeinen Bedienten zu Hilbert und erſuchte ihn, morgen in aller Frühe für ihn zu Hauſe zu ſein.

Den folgenden Tag begab er sich zu ihm. Hilbert sah ernst und schwermüthig aus. Schweigend bot er dem Freund einen Stuhl. Der angeborenen Redlichkeit Victor's war der Zwang, die Zurückhaltung, die auch diesem Verhältnisse drohte, ganz unerträglich. Und doch war er verwirrt wie nie sonst, Hilbert gegenüber. Er sagte sich selbst: Du hast dir nichts vorzuwerfen! und fühlte sich dennoch wie ein Schwerschuldiger.

„Bruder!" begann er endlich, „laß uns aufrichtig sein! Die Sachen stehen nicht, wie sie sollen. Meta ist beleidigt; sie ist höchst aufgebracht auf dich."

„In der That?" fragte Hilbert gezwungen.

„Und gesteh' es: sie hat Ursache. Die Tage der Angst und Qual, während deren du sie sich selbst überlassen, ohne ihr nur den Trost deines Zuspruchs zu geben — verdenk' es ihr nicht, wenn sie darüber empfindlich ist."

„Was sollte ich thun?" rief jener aufgeregt.

„Sie sah es als einen Mangel an Liebe an", fuhr Victor fort, „sie glaubte sich verschmäht. Es wird keine leichte Arbeit sein, sie zu versöhnen."

„Und wie", fuhr Hilbert auf, „wie sollte mir das

gelingen? Ich sehe sie, spreche sie nicht, ich bin fern von ihr, entfremde ihr ganz!“ Und nun ergoß er sich von neuem in einen Strom der schmerzlichsten Klagen. Dem Freunde, obwol er ihm keine Vorwürfe machte, entging doch die gegen ihn gerichtete Bitterkeit derselben nicht. Lebhaft gekränkt, erbot er sich selbst, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, Meta zu einer Unterredung mit ihm zu bewegen. Dies war sogar über die frühere Abrede hinaus großmüthig, da nach derselben, solange Victor anwesend war, die Liebenden zur Schonung seiner Ehre sich nicht wiedersehen sollten. Auch schien es Hilbert innig zu empfinden. Victor übermannte fast die Wehmuth, als der Freund sich an seine Brust warf und knabenhaft weinte. Er erkannte in dieser Unfähigkeit, den männlichen Anstand zu behaupten, die ganze Tiefe seines Gefühls. Er sprach ihm zu und tröstete ihn, indem er ihm ausführlich erzählte, welche fremde, steife Stellung er der ihm Anvermählten gegenüber behauptete. Er ahnte nicht, daß er dadurch von neuem den glimmenden Funken des Verdachtes, der die wunde Brust des Freundes zehrte, zur hellen Flamme anblies. Denn scharfsichtig und

mistrauisch von Natur, wußte Hilbert leicht in dieser gezwungenen Zurückhaltung das ängstliche Bewachen der keimenden Liebe zu erkennen.

Zu Hause angekommen, ließ Victor, all seinen Muth zusammennehmend, sich sogleich bei seiner Gemahlin melden. Die arme Meta schien diesen so ungewohnten Besuch in so einsamer Stunde zu ihres Herzens Gunsten gedeutet zu haben. Ein holder Strahl der Freude erleuchtete, halb von geheimer innerer Angst überschattet, das schöne Gesicht, als er hereintrat und sie langsamen Schrittes, mit leisem Beben ihm entgegenkam. Victor's Entschluß zerschmolz fast vor diesem lieblich-verwirrten Blick, vor dieser rührenden Gestalt. Gewaltsam nahm er sich zusammen und setzte sich stumm neben sie auf das Sofa, wo sie ihm schweigend einen Platz angewiesen hatte.

Nach einer langen Pause fragte endlich Meta mit freundlicher Bescheidenheit, wie es schien, nur um ein Gespräch anzuknüpfen:

„Sie waren heute so früh schon aus?"

Die Frage half Victor auf die Bahn. „Ja", sagte er herzhaft, aber mit niedergeschlagenem Blick, „ich war

bei einem der unglücklichsten und trostlosesten Menschen unter der Sonne. Ich war bei Hilbert. Ich sah ihn in Verzweiflung. Ihren Zorn auf sich geladen zu haben. Er trägt es nicht. Nur einmal müssen Sie ihn sehen, anhören, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat. Einem Verbrecher wären Sie diese Genugthuung schuldig. Wie dürften Sie sie einem liebenden Manne verweigern, welcher blos aus Furcht, Sie zu verlieren, Sie verloren zu haben scheint."

Eine neue ängstliche Stille erfolgte, in welcher die grausam Getäuschte sich mühsam erholte.

„Ist es möglich", begann sie nach einigen Secunden, und ihre Stimme zitterte merklich, „ist es möglich, daß Sie noch jetzt mir diesen Vorschlag machen können? Ist es möglich, daß Sie es mir jemals zumuthen konnten? daß Sie wünschen konnten, eine Frau, welche Sie der Ehre Ihres Namens gewürdigt, welche Ihnen feierlich vor Gott von ihren Angehörigen übergeben worden, könne sich zu einem demüthigenden, erniedrigenden Liebeshandel herablassen? Und Sie selbst können eine solche Ehrlosigkeit einem unerfahrenen jungen Ge-

schöpfe rathen, zu deren Schützer und Vormund die Gesetze und die Kirche sie ernannt haben?"

Finster und nicht ohne innere Beschämung erwiderte Victor: „Der Fall, in welchem wir uns befinden, ist so einzig, wie neu. Es ist Spitzfindigkeit, Sophisterei ist's, ihn nach allgemeinen Grundsätzen beurtheilen zu wollen. Meine Ehre ist mir heilig, und in jedem andern Verhältniß bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu vertheidigen; hier aber" — —

„Sie meinen", fiel ihm Meta mit sanfter Beredsamkeit ins Wort, „in einem Verhältniß, in welchem Ihre Gattin Ihnen theuer wäre. Aber — o! verkennen Sie mich nicht: nicht Ihre Liebe will ich Ihnen abdringen — nur das fordere ich von Ihnen, nur darum bitte ich Sie flehentlich — quälen, beschimpfen Sie mich nie wieder mit einem ähnlichen Antrage. Wenn Sie als Mann, wenn Sie als Cavalier ihn mit Ihrer Ehre versöhnen können, dürfen Sie als Mensch mir diese Bitte verweigern?"

„Meta!" rief Victor heftig, „Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern! Soll ich wortbrüchig werden? Soll ich mich dem gerechten Vorwurfe aussetzen, lau

und lässig des Freundes Sache geführt zu haben? Soll ich vor seinen Blicken erröthen?"

„Und um ein großmüthiger Freund Hilbert's zu sein, wollen Sie mir ein falscher, irreleitender Freund werden? Denn haben Sie nicht auch mir Freundschaft versprochen, mir nicht mehr als einmal gesagt: ich solle Vertrauen zu Ihnen fassen, ich solle bauen auf Sie als auf meinen Bruder? Nicht als Gatten, als Freund ruf' ich Sie auf: Ist es recht, ist es billig, daß Sie ein leichtsinniges Weib aus mir machen wollen, um ein unüberlegtes, ja frevelhaftes Wort zu lösen? Ist es nicht Selbstsucht, daß Sie meinen sittlichen Ruf opfern wollen, um sich den Namen eines gewissenhaften Freundes zu retten?"

„Sie, Meta", rief Victor erhitzt, „Sie sind es, die ungerecht ist, aus unreif-tugendhafter Ueberspannung. Ihren Ruf opfern? Ist es etwas Ehrenrühriges, was ich von Ihnen begehre? Verständigen sollen Sie sich mit Hilbert, erst nach der Scheidung ihm angehören. Ist Ihnen eine Geschiedene eine Ehrlose, nun so wähnen Sie wenigstens nicht, daß die Welt Ihre altmodisch-romanhafte, kleinstädtisch-beschränkte Ansicht

theile. Und haben Sie nicht schon selbst manche getrennte, treffliche Frau gekannt?“

„Meine Erfahrung ist gering“, entgegnete Meta, „aber fern sei es von mir, einen Stein aufzuheben. Ja, ich kann mir deutlich Verhältnisse denken, die einen solchen Schritt entschuldigen, andere, welche ihn rechtfertigen. Wo Mishandlungen stattfinden, wo die Gefahr moralischer Entwürdigung droht, da wird er eine Pflicht gegen sich selbst. Aber misverstehen Sie mich nicht, Victor! In die Scheidung werde ich willigen, wenn Sie unwiderruflich Ihres Sinnes bleiben. Aber nie, um keinen Preis um eines andern Mannes willen! Dieser frivole Tausch ist's, vor dem mein besseres Selbst zurückbeben würde, und wäre mir Hilbert noch, was er mir einst in jugendlich-phantastischer Verblendung war; dieses frevelhafte Spiel mit dem Heiligen! Knüpfen und lösen und wieder knüpfen, als wär' es ein Gürtelband meines Kleides! — Victor! Möge meine Ansicht die richtige sein, möge sie es nicht — sie ist die meines innersten Herzens. Die Ruhe meines Gewissens hängt davon ab. Wollen Sie mir meinen Frieden rauben? Victor! Victor! Wollen

Sie das Heil der Seele eines armen, jungen Geschöpfes gefährden, dem Sie geschworen haben, Freund und Führer zu sein?"

„Es ist genug", sagte Victor. „Kein Wort mehr aus meinem Munde, das Sie kränke! Sie sind streng — mögen Sie es sein! Nur eins, eins nur versagen Sie mir nicht. Sprechen Sie ihn selbst, sagen Sie ihm selbst, wie Sie gesinnt sind."

„Ich darf es nicht", versetzte Meta sanft, aber fest; „ich will es nicht. Fürchten Sie nicht, daß er unser Verhältniß verkenne. Er ist scharfsichtig. Ueberdem — Ihr Gewissen spricht Sie frei."

„Aber er wird verzweifeln! Der Gram wird ihn verzehren! Hätten Sie ihn gesehen, die bleichen, trostlosen Züge!"

„Er wird sich beruhigen. Wenn er bisjetzt unglücklicher, zerrissener war als ein anderer Mann in seiner Lage, so war er es, weil der Conflict der verschiedensten Empfindungen ihn peinigte: das, was er Liebe zu mir nannte, und ungezähmte Geldgier, kleinliche, aber leidenschaftliche Ehrsucht, und die Scham sein Wort zu brechen. Aber eben, weil sein Herz von jeher

die Beute vieler heftig einander bestreitenden Begierden war, wird keine einzige es überwältigen. Der Zwiespalt dieser Empfindungen wird ihn stets quälen, aber er wird auch beständig in Befriedigung der einen ein Gegengewicht für die Verletzung der andern finden."

Die jugendliche Weisheit tönte, obwol mit Einfachheit ausgesprochen, wie ein Orakelspruch von Meta's schönen Lippen in Ohr und Seele des Hörers. Die beruhigende Ueberzeugung mußte in seinen milder werdenden Gesichtszügen zu lesen sein; denn mit erneutem Muthe fuhr die reizende Sprecherin fort:

„Verdenken Sie es mir nicht, wenn ich diesen Augenblick zu meiner eigenen Rechtfertigung zu benutzen suche. Bei Gott, der mich sieht und hört, meine Seele ist frei von jedem niedrigen Vorsatz, frei von jedem eigennützigen Plane. Wenn ich fehlte — und o, ich fühle, ich that es, als ich in schweigender, schüchterner Zurückhaltung um einen Schritt breit abwich von der geraden Bahn der Ehrlichkeit und Offenheit — und schon seh' ich die Strafe mich einholen; wenn ich fehlte, so war es Muthlosigkeit, die mich verleitete, mädchenhafte Schwäche, unbezwingliche Blödigkeit. Sie fragen,

was mich jetzt stark macht, was mir jetzt Kühnheit und Muth gibt? O, wissen Sie nicht, daß die Flut unaufhaltsam ausströmt, wenn der Damm einmal zerbrochen ist? Was das Element rastlos treibt, ist die innere Nothwendigkeit, die Bedingung seines Daseins; es ist die des meinen, die mich" —

Sie unterbrach sich erröthend: „Hören Sie mich in Geduld an", fuhr sie fort. „Vielleicht entschuldigt meine Geschichte meinen Irrthum am besten. Ich hatte das Unglück, beide liebende Aeltern früh zu verlieren. Meines Vaters erinnere ich mich kaum; meine Mutter überlebte ihn. Ihre Tage waren seitdem zwischen ihrem Grame und meiner Erziehung getheilt. In diesem letztern Geschäfte stand ihr eine Jugendfreundin bei, die unverheirathet und ganz ohne Vermögen in ihrem Hause lebte und den gewöhnlichen Namen einer Gouvernante führte. Es war eines der trefflichsten und gebildetsten Frauenzimmer, die je gelebt haben mögen. Die zärtlichste Liebe leitete mich und führte mich ins Leben ein. Als ich acht Jahre alt war, starb auch meine theure Mutter. Während ihres langen und schmerzlichen Krankenlagers, wo sie mir früh ein Muster

erhabener christlicher Geduld ward, entwarf sie den Plan, und sprach die Ausführung desselben als ihren letzten Willen aus, daß ihre Freundin meine Erziehung vollenden sollte. Um sie vor einer peinlichen Abhängigkeit von meinen Großältern zu sichern, setzte sie ihr ein beträchtliches Legat aus und verabredete mit ihr, daß sie sich auf dem Lande ankaufen, und dort ein wenig Glieder umfassendes Erziehungsinstitut gründen solle. In dieser Anstalt sollte ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben. Die Aeltern meines Vaters — sie selbst hatte weder Aeltern noch nähere Verwandte mehr — waren ganz zufrieden mit diesem Plane, da die Pflege eines so jungen Kindes ihnen nur Beschwerde gemacht hätte. Meine Großmutter, die Stiefmutter meines Vaters, liebte überdem weder mich noch meine Mutter. Sie hatte den Stiefsohn mit einer ihrer eigenen Verwandten zu verheirathen gewünscht — so strafte sie die Gattin seiner Wahl wie deren arme Tochter mit eisiger Kälte. Mein Großvater besuchte mich bisweilen in unserm friedlichen Dörfchen und freute sich stets über meine damals blühende Gesundheit und über mein Glück. Wir waren zehn junge Mädchen, von denen

ich einige wie Schwestern liebte und keine einzige mir gleichgültig war. Die liebevollste, weiseste Sorgfalt wachte über uns. So wuchsen wir auf in klösterlicher Einsamkeit, aber in einer heitern idyllischen Landschaft, arbeitsam, harmlos und glücklich. Das Andenken meiner Mutter blieb mir lebendig und stets wußte meine Pflegerin mein Herz mit der Seligen in einem frommen Zusammenhang zu erhalten. Funfzehn Jahre war ich erst alt, als auch sie mir der Tod raubte. Eine frühe unglückliche Liebe hatte die Blüte ihrer jugendlichen Kraft geknickt. Weinend gingen ihre Zöglinginnen, ihre Töchter auseinander: einige fanden Trost in den Armen liebender Aeltern; andere verheiratheten sich — ach! ich habe keine wiedergesehen!

„Der fürchterliche Contrast vernichtete mich fast, als ich nun in das Haus meiner Großältern kam und die frostigste Gleichgültigkeit mich empfing. Mein Großvater liebte mich zwar ein wenig, aber immer kam es mir vor, nur wo es galt, mit mir zu tändeln, mich zu hätscheln wie ein Kind; er verstand keine meiner Empfindungen, mein wahres Wohl war ihm gleichgültig, mein ganzes Wesen war ihm fremd. Er that

nichts, mich glücklich zu machen, aber wenn ich traurig war, ward er böse und sagte: er könnte einmal keine verweinten Gesichter sehen; meine Klagen langweilten ihn, mein Schmerz war ihm lästig. So lernte ich es bald, mich tief in mich selbst zu verschließen; aber mein Herz war liebebedürftiger wie je. Bisweilen bat ich meine Großältern, sie möchten mir erlauben, eine von meinen Gespielinnen auf einige Monate zu mir einzuladen; aber sie waren meist bürgerlich, ich sollte nicht mehr vertraulich mit ihnen umgehen; andere waren zu fern und die Kosten der Reise zu beträchtlich — ich getraute mich nicht vorzuschlagen, daß sie es von dem Erbe meiner theuern Mutter bezahlen möchten.

„Zwei Jahre vergingen. Die Sehnsucht nach einer Herzensfreundin war fast Leidenschaft in mir geworden. In dieser weichen, krankhaft-sehnsüchtigen, Mittheilung begehrenden Stimmung befiel mich ein Nervenfieber, vielleicht eine Folge derselben. Mein Uebel war ansteckend und entfernte alle Hausgenossen von mir. Nur eine gemiethete Wärterin war bei mir. Ich lag einsam, verlassen. Hilbert allein kam zu mir, brachte mir Erquickung, Labsal; nur er unterhielt mich, pflegte

mich — liebte mich. Dumpfer Langeweile hingegeben, ohne Beschäftigung, brachte mir nur sein Kommen Leben, seine Gegenwart Freude. Er erzählte mir, er las mir vor, er scherzte mit mir; er sah mich gerührt an, als ich ihm von meinen Müttern, von meinen Freundinnen erzählte. O war es ein Wunder, daß mein armes verstoßenes Herz sich an die einzige Seele schmiegte, die es zu verstehen schien; daß ich die Hand faßte, die in dieser traurigen Nacht meines Daseins er mir liebreich entgegenstreckte? War ich leichtsinnig, daß ich nachsichtig des erfahrenern, überlegenen Mannes wachsende Kühnheit duldete? O ich glaubte ihn mit allen Kräften der Seele zu lieben. Ich war ihm dankbar als dem Retter meines Lebens, ich bewunderte ihn als den gebildetsten, klügsten Mann, den ich je gekannt. Meine Einbildungskraft beherrschte mein Herz. Ich war stolz auf meine Liebe. Ich erwartete mit Ungeduld, meinen Freund doppelt glänzen zu sehen im Kreise der mittelmäßigen, oberflächlichen, leeren Menschen, welche die Gesellschaft meiner Großältern bildeten. So freute ich mich auf meine Wiederherstellung.

Aber mit der Genesung des Leibes sollte ich die

Krankheit der Seele erkennen. Ich sah den unabhängigen, geistvollen, allem Vorurtheil spottenden Mann sich beugen vor den hochadelichen Tröpfen, kriechen vor den vornehmen Gönnern, hörte ihn unterwürfig den jämmerlichen Thorheiten schmeicheln, die er heimlich verlachte. Und dies alles, um sich eine Carrière zu machen! sich zu poussiren! aus Liebe zu mir! — Und o, ich erlebte es, daß er in meine junge Seele das Gift der Verstellung und der Falschheit träufelte; ich mußte Krankheiten erdichten, Listen gebrauchen, mich durch feige Lügen erniedrigen vor mir selbst. Lange war ich mir des innern Zwiespaltes nur dunkel bewußt; ich folgte ihm, ich that, was er wollte, aber ich war nicht glücklich mehr!

„Da änderte sich die Lage der Dinge: meine Großmutter war bereits der Verirrung ihrer Enkelin auf der Spur; ein verlorener Brief gab ihr vollkommene Gewißheit. Welch eine Scene gab es da! Wie einen auf der That ertappten Schulknaben sah ich den, ihm geistig so weit überlegenen Mann meinem tobenden Großvater gegenüberstehen, da er schon durch das Uebermaß, die Uebertreibung in dessen Vorwürfen un-

widersprechlich zur Rechtfertigung hätte aufgefordert werden müssen. Zitternd und erbleichend stand ich dabei; aber ich zitterte nicht vor dem Zürnenden, ich erblaßte vor des Freundes Feigheit. Hier, glaube ich, löste sich das Band gänzlich, das mein Herz an das seine knüpfte. Und doch wähnte ich, fest an ihm halten zu müssen, an ihm, dessen Briefe ihn mir als einen Unglücklichen, Verzweifelnden schilderten. Ich erschien mir wie eine Verrätherin an der heiligen Treue, ich betrog mich selbst, als ich ihn mit Beständigkeit meiner Gefühle täuschte. Doch zog ich mich mehr und mehr zurück, verweigerte es, ihn zu sehen und gelangte allmählich zur Klarheit über den Zustand meines Innern. Zweifeln Sie nicht, daß ich mich dabei höchst unglücklich fühlte!

„Da bewarb sich ein armseliger, verächtlicher Mensch um meine Hand. Von Jugend auf hatten mir meine Erzieherinnen eine misgeformte ungleiche Ehe als das höchste Elend, als moralisch verderblich, als sündhaft vorgestellt. Meiner Großmutter Befehl brachte mich der Verzweiflung nahe. Mein ganzes Wesen empörte sich. Ich glaubte in einem Augenblick aufgeregtester

Phantasie mich an dem Freund vergangen zu haben, dem ich, um viel geringerer Schwächen willen, als der Domdechant offen vor sich hertrug, meine Achtung entzogen. Ich war zu allem entschlossen, einer gezwungenen Heirath zu entgehen. Sie wissen, was ich that, welchen Brief ich schrieb. O Sie verachteten mich wol schon darum, ehe Sie mich kannten! Sie verdammten mich, ehe Sie mich hörten!"

„Nein, Meta!" entgegnete Victor lebhaft, „bei Gott, Sie thun mir Unrecht! Aber ich glaubte die innigste, rücksichtloseste Liebe darin zu erkennen, und dieser Irrthum führte mich weiter und weiter."

„Ich erhielt keine Antwort", fuhr Meta fort. „Mein Großvater verweigerte noch seine Einwilligung: dies rettete mich. Da erschienen Sie. Ich hatte Sie noch nicht gesehen, als schon mein Großvater — er meinte es gut. Ich sah Sie nun öfters, und Sie schienen dem armen schüchternen Mädchen liebreich gesinnt zu sein. Täglich hörte ich, welch ein Glück es für mich sein würde. — Der Domdechant — —"

Meta holte tief Athem und sprach dann leise weiter:

„Eines Tages ſagte mir mein Großvater: Sie hätten um meine Hand angehalten. Als ich gleich darauf in mein Zimmer gehe, um mich zu ſammeln und zu faſſen, find' ich einen Brief auf meinem Nähtiſch liegen und erkenne Hilbert's Hand. Ein Zittern überfällt mich. Ich öffne widerſtrebend. Ich leſe und traue meinen Sinnen kaum. Ich war empört, auf das äußerſte gekränkt. O! ich hatte den ſchmeichelnden Gedanken genährt, die freundliche Aufmerkſamkeit, welche Sie — nun war ich grauſam enttäuſcht. Ich weinte, ich zürnte. Mehrere male nahm ich die Feder zur Hand, Hilbert mit Vorwürfen zu überſchütten, daß er es wage, mit ſolchem Antrage mich zu beleidigen. Ich ſollte ſpielen mit Gottes heiligem Wort! mich vermählen und ſcheiden laſſen, wie ich mich anzog und auszog! — Ich vermochte es nicht vor Zorn und Verachtung. Dazu kam, daß meine Großmutter mich ſtrenger als je bewachte. Ich glaubte endlich, keine Antwort ſei auch eine Antwort. Nach drei Tagen forderte mein Großvater mein Ja. Es war eine Form; denn hätte ich es nicht gegeben, er hätte es mir entriſſen. Der Domdechant ſtand drohend im Hinter-

grund. — O Victor! Jetzt werden Sie mich verdammen! Ich hatte gekämpft und gerungen; ich hoffte, es würde meinem herzlichen Bestreben, der treuen Erfüllung meiner Pflichten gelingen — endlich Ihre Achtung, Ihre Neigung zu gewinnen. Er forderte mein Ja — und ich gab es ihm!"

Ein langverhaltener Thränenstrom brach hier aus den schönen Augen der Sprecherin. Sie verbarg das Gesicht in ihr Tuch. Victor ergriff sprachlos ihre Hand, drückte sie an sein Herz, an seine Lippen.

Nach einer Weile setzte sie ihre Erzählung unter Thränen fort.

„O ich hatte gefehlt, und kaum war das Wort gesprochen, so war ich mir's lebhaft, schmerzlich bewußt. Sie müssen es bemerkt haben, daß ein Geheimniß lastend auf meinem Herzen lag, ein Geständniß auf meinen Lippen zitterte. Aber Sie deuteten es anders. Großmüthig wollten Sie mich schonen, mir jede Erklärung ersparen. So vereitelten Sie es selbst, wenn ich mühselig einmal den Muth gefunden, eine geheime Unterredung einzuleiten. Sie waren häufig abwesend —

ach! Sie vermieden mich. Am Hochzeittage endlich — o Sie wissen nun alles!“

Victor sprang unruhig auf. Ja, er wußte nun alles, und mehr, als ihr furchtsamer Mund deutlich auszusprechen gewagt. Er sah sich geliebt mit der innigsten, heftigsten Empfindung und mußte herzlos diese Liebe zurückweisen. Er konnte der beglückteste, beglückendste Mann sein, und mußte sich und die süße Freundin zu grausamer Entsagung verdammen!

Aber es sollten Stunden noch härterer Prüfung kommen. Geringe Achtsamkeit auf seine Gesundheit und die heftige Gemüthsbewegung der letzten Tage hatten ein langverjährtes Uebel von neuem geweckt: eine an sich unbedeutende Wunde im Arm, die er sich in früher Jugend einmal im Zweikampf zugezogen hatte, brach auf. In der Nacht, welche den Unterredungen mit Hilbert und Meta folgte, befiel ihn plötzlich ein Fieber, und den Morgen raffte er sich mühsam empor und sah sich außer Stande, sich in eine andere als in eine häusliche Morgenkleidung zu werfen. Die Einsamkeit des heutigen Tags fürchtend, hoffte er anfänglich noch immer, der Einladung zum Mittagessen und abends

zum Spiel Folge leisten zu können. Allein der Wundarzt, den er endlich rufen ließ, verbot ihm das Ausgehen bestimmt; so sah er sich genöthigt, absagen zu lassen.

Als er den Bedienten hinausendete, dies Geschäft zu verrichten, blieb zufällig die Thür seines Zimmers halb offen. So hörte er deutlich Meta eilig aus ihrem Gemache kommen und den Bedienten beauftragen, auch sie zu entschuldigen. Er trat in die Thür.

„Ich bitte Sie, Meta, fahren Sie allein hin", sagte er mit gerunzelter Stirn.

„Sie werden mir doch nicht zumuthen, Sie in diesem fieberhaften Zustande allein zu lassen?" entgegnete sie, indem sie sorglich die Fenster des Vorzimmers schloß.

„Sie werden die Leute beleidigen. Das Diner ist unsertwegen veranstaltet."

„Noch mehr würden sie mir es verdenken, wenn ich allein käme", erwiderte sie bescheiden. „Erlauben Sie mir immer, bei Ihnen zu bleiben. Ich will Sie nicht hindern, wenn Sie etwa durch Lesen sich zerstreuen

wollen, oder durch Schlummer erquicken.“ Sie winkte dem Bedienten, zu gehen.

Der Gemahl hatte den Muth nicht, ihn zurückzurufen.

Zum ersten mal sollte er einen Tag allein mit ihr zubringen, und nach solchen Erklärungen, nach solchem Geständniß! Sie saß ihm bei Tisch gegenüber; er sah sie in lieblich stiller Geschäftigkeit walten als ordnende Hausfrau; die sorgsame Thätigkeit ihres Geistes machte ihre schönen Augen heller und freudiger strahlen. Anfangs war sie furchtsam und schüchtern. Doch verriethen ihre umständlichern, ausführlichen Antworten, wenn er sie anredete, daß sie geneigt war, ein unbefangenes Gespräch zu unterhalten. Nach und nach ward sie dreister; das Bestreben, ihn zu erheitern, zu zerstreuen, besiegte ihre Blödigkeit; sie fragte selbst, sie erzählte, sie theilte mit Bescheidenheit ihre Ansichten mit. Eine holde Anmuth des Geistes, ein reicher Verstand, ein fester Blick entfalteten sich vor Victor's bewundernder Seele. Alle weitern Erklärungen, alle wiederholten Herzenserschütterungen schien sie sorgfältig vermeiden zu wollen. Ihr Mädchen mußte arbeitend in

der offen stehenden Nebenstube sitzen; der Bediente sich häufig ein Geschäft im Vorzimmer machen.

Den Nachmittag kam der Chirurgus wieder, die Wunde von neuem zu verbinden. „Ich muß auf das Land", sagte er, „es wäre möglich, daß ich auf den Abend nicht wieder kommen könnte. Sie übernehmen dann wol mein Geschäft, gnädige Frau! Der Verband ist ganz einfach."

Meta erröthete. „Der Kammerdiener", sagte sie verlegen — „sein Herr ist an seine Bedienung gewöhnt."

„Aha! Wahrscheinlich können Sie kein Blut sehen", versetzte der Arzt. „Ja, ja, das ist so zarter Damen Art!"

„Das nicht", erwiderte Meta schnell, „ich fürchte nur . . ."

Victor errieth sie leicht. „Wollen Sie mir nicht diesen freundlichen Dienst erzeigen, Meta?" fragte er sanft.

„Gern, wenn Sie es wünschen", entgegnete leise die noch höher Erröthende.

Der Chirurgus ging. Die Vermählten blieben allein.

Wir sind nicht gesonnen, dem Leser alle einzelnen wenig hervorstechenden Züge eines häuslichen Stillebens vor die Augen zu führen. Edlere Frauen erscheinen, der innersten Natur ihrer Stellung zum Manne nach, nie liebenswürdiger als im engen Kreise des Hauses. So konnte es nicht fehlen, daß das Band sich enger und enger um Victor's widerstrebendes Herz zog, daß er der süßen Gewalt unterlag, gegen die er so muthig, so ritterlich angekämpft hatte. Und nie war eine Liebe edler, nie fester begründet gewesen. In dem gefährlichsten Verhältniß der Berechtigung durch äußere Gesetze hatte er jung und feurig Meta's unvergleichlichen Reizen widerstanden und in der bewunderten Schönen die Erwählte des Freundes geehrt; er hatte in seinem heldenmüthigen Herzen die Kraft zur Entsagung gefunden, auch als der stammelnde Mund der Liebenden ihm verrieth, daß ihm selbst das seltene Glück einer freien weiblichen Neigung entgegenblühe. Was nicht der Schönheit, was nicht der Liebe gelungen war, das bewirkte Meta's sittliche Grazie, der innere Adel ihres Wesens, die stille Harmonie ihrer Seele. Wie er mehr und mehr sie innig verehren mußte, wie er im klaren Spiegel

ihres unbefangenen Betragens das edelste Bild eines lilienreinen, jungfräulichen Sinnes erkannte, zog eine gewaltige, heiße, unbezwingliche Leidenschaft in sein Herz ein. Noch wußte er nur halb, was er fühlte; noch blieben seine Aeußerungen, seine Worte im Gleichmaß ruhig-freundlichen Wohlgefallens. Meta empfand den Eindruck auf sein Gemüth, und begnügte sich damit. Es stand in ihrer Macht, das Hervorbrechen der Blüte durch einen einzigen unschuldigen Kunstgriff zu beschleunigen. Aber in zarter Sittsamkeit verschmähte sie es, die Waffen zu gebrauchen, die auch dem gewöhnlichsten Weibe zu Gebote stehen, das die Natur mit äußern Reizen geschmückt hat. Sie verbarg es nicht, daß sie ihm zu gefallen wünsche. Es war eine gewisse sittliche Koketterie in ihrem Wesen, eine sanfte Gefälligkeit, die ihn wunderbar rührte. Aber höher als je schien der strengste Anstand die Schranken zwischen ihr und dem Gemahl gethürmt zu haben. Sie setzte sich ihm nicht zur Seite, sie berührte seine Hand nicht, sie wäre vor sich selbst erröthet, seine Liebe einer unedlern Regung verdanken zu müssen.

Abends blieb der Chirurgus aus. „Wollen Sie

wol nun Ihr Amt antreten, Meta?“ fragte Victor lächelnd. Sie fand sich sogleich bereitwillig. Mit Geschicklichkeit löste sie den Verband und zeigte in der ganzen Behandlung so viel Umsicht und Klugheit, daß es des Freundes lebhafteste Verwunderung erregte. Kein Zittern verrieth, daß es der Geliebte war, den sie pflegte. Ihre Hand war so fest als zart, und ihre Bescheidenheit that ihrer Genauigkeit keinen Eintrag.

„Es befremdet Sie“, sagte sie lächelnd, „daß ich mich dabei nicht ein wenig ziere? Ich habe Uebung in diesem barmherzigen Schwestergeschäfte. Meine gute Pflegemutter hielt es für ein echt weibliches. Ihre eigene Jugend fiel in die Zeiten des Siebenjährigen Kriegs, wo sie ihrem Vater, einem Wundarzt, oft hatte hülfreiche Hand leisten müssen. So führte sie auch uns an das Lager der Kranken unsers Dorfs. Wenn ein wilder Knabe den Fuß verrenkt oder den Arm gebrochen, wenn ein Zimmermann verunglückt war, oder sonst ein Unfall einen Armen in unserm Kreise getroffen, mußten wir Mädchen abwechselnd Krankenpflegerinnen sein und uns in menschenfreundlichen Pflichten üben. Wir mußten dem Wundarzt zur Hand

gehen und die leichtern Dienste selbst übernehmen. Sie schalt uns, wenn wir in sinnbetäubendem Mitleiden in Thränen dahinschmolzen, wo wir ein thätliches beweisen konnten. Sie suchte uns zu überzeugen, daß Weichlichkeit nicht Weichheit sei und schätzte nichts höher als die stete Gegenwart des Geistes, den klug entschlossenen Sinn, der handelt, wo der sich selbstsüchtig Schonende weint."

Unter solchen Gesprächen, unter solchen Gefühlen war ein Tag und ein folgender vorübergegangen, und der Abend des zweiten fand Victor's Uebel eher schlimmer als besser. Seine Seele arbeitete heftig und heftiger. Was anfänglich ein heimliches, beklemmendes und doch fast süßes Leiden gewesen war, das war allmählich ein herbes, schneidendes Weh geworden, das zerriß jetzt als ein unendlicher, wüthender Schmerz seine Brust. Nah und näher war er der Geliebten gekommen, und noch gähnte ihn die Kluft an, in ihrer unübersteigbaren Breite, die schreckliche Kluft, die ihn auf ewig von ihr trennte. Er mußte es sehen, wie sie liebend, flehend die schöne Hand nach ihm ausstreckte, und durfte ihr die seine nicht reichen! In fieberhaft verträumter, ent-

ſetzlicher Nacht ſah er die drohende Geſtalt des hintergangenen Freundes, ſah er, aufgeſchreckt aus ihrer friedlichen Gruft durch das gebrochene Wort, die bleichen Schatten ſeiner verehrten Aeltern ihn zurückſcheuchen, wenn die Stimme ſeines Herzens ihm zurief: überſpringe mit keckem Muthe die trennende Kluft! Sie war ſein vor der Welt, ſein durch ihren eigenen, innerſten Willen; alle Kräfte ſeines Weſens nannten ſie ſein, und er ſollte ſie laſſen! Es kam ihm in den aufgeregten Sinn, des Freundes Großmuth aufzurufen, ihn anzuflehen um die Zurückgabe ſeines Wortes. Aber ſeine eigene Großmuth bebte vor dem Schritte zurück, ein verſtecktes, von Zorn und Scham gemiſchtes Gefühl unterſtützte ſie. Er geſtand ſich es ſelbſt nicht, daß ſeine liebende Empfindung für ihn ſich in halben Haß verwandelt hatte; er tobte gegen das Geſchick, das mit Menſchenherzen ſpielt, gegen ſich ſelbſt, der in frevelhaftem, übermüthigem Leichtſinn ſich und die Geliebte in ſolches unabſehbares Elend geſtürzt.

Wie wechſelnde und quälende Leidenſchaften während dieſer entſetzlichen Nacht ſein Herz durchſtrömt hatten, die freudeloſe Helle des Morgens fand den einen Ge-

danken in ihm fest: „Es kann nicht so bleiben. Du mußt entsagen, so thu' es als ein Mann!“

Er fühlte nicht den Schmerz der erhitzten Wunde vor dem seines grausamen Entschlusses. Aber er schritt an das Werk wie ein Held. Das Betragen, welches er von jetzt an seiner zerrissenen Brust gegen die arme, bestürzte Meta abzwang, möchte schwer und verletzend zu schildern sein. Er war nicht schroff und kalt, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe. Er war hart, bitter und lieblos; er vermied sie, er schloß sich ein, er trotzte der Gefahr der Wunde, ging aus und ließ sie tagelang in schmerzlicher Einsamkeit allein. Mit sanfter Geduld, mit stillem Leiden ertrug sie den grausamen Wechsel. Sie war nicht mehr liebevoll andringlich, nicht mehr dienstbeflissen und beredt; aber sie war gütig, milde, und all ihr Thun von freundlicher Würde beseelt. Victor konnte sie nicht sehen, ohne sich von bittern Vorwürfen zerrissen zu fühlen. „Ich will fort!“ rief er jeden Abend, und vermochte es nicht am Morgen. Geflissentlicher noch vermied er den Freund zu sehen, dem er keinen Trost, keine Rechenschaft zu geben wußte. Er hatte ihm kurz gemeldet, daß Meta auf ihrem Ent-

ſchluſſe beharre, ihn nicht wieder zu ſprechen. Auf einmal erhielt er einen Brief von ihm, der ihn mit ebenſo kurzen Worten bat, morgen früh um 7 Uhr ſich bei ihm einzuſtellen.

Victor's erſter Gedanke war an eine Ausforderung, und es war faſt, als empfinde er eine Art Freude darüber. „Es iſt das kürzeſte Mittel, es zu enden!“ rief er; allein ein reiflicheres Nachdenken verſcheuchte den Gedanken bald ganz. Hilbert war nicht der Mann, ſich ohne offene Nothwendigkeit auf eine Unternehmung dieſer Art einzulaſſen. Er ſelbſt ſchämte ſich des Gefühls, das ihn überraſcht hatte. Zu der beſtimmten Stunde begab er ſich zu Hilbert.

Er ging hin mit dem feſten, edelmüthigen Verſatz der vollkommenſten Offenheit, aber die finſtere Zurückhaltung, die gezwungene Höflichkeit, mit welcher ihn jener empfing, verſchloß auch ſein Herz krampfhaft wieder. Mit ſchweigendem Ernſt, in gemeſſener Haltung ſtanden ſie einander gegenüber. Auf beider Stirnen war Kummer und Unſchlüſſigkeit deutlich zu leſen, und es wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen, welcher von den Freunden der Unglücklichſte war.

„Victor!“ hob jetzt Hilbert an, „du hast mir mit großmüthigem Herzen ein vergebliches Opfer gebracht. Es scheint, ich habe Meta verloren.“

„Du hast ihr Herz verloren“, erwiderte Victor mit beklemmter Brust.

„So ist es“, entgegnete Hilbert finster, „aber nicht durch irgendeine Beleidigung, eine Vernachlässigung. Es ist eine alte Geschichte, in allen ihren Kapiteln, »Der Wankelmuth der Weiber« überschrieben. Sie liebt mich nicht mehr, weil — sie dich liebt.“

Der Freund heftete sprachlos den Blick an den Boden.

„Jetzt habe ich noch eine Bitte an dich“, fuhr jener mit schlecht erkünstelter Kälte fort, „und du kannst, du wirst sie mir nicht versagen. Du bist schöner, liebenswürdiger als ich. So lange sie dich sieht, so lange sie noch hofft, dich gewinnen zu können, ist sie mir unwiederbringlich verloren. Dem neuen Gegenstande ihrer treulosen Leidenschaft fern, wird die alte Neigung, die so lange ihr Herz beherrscht, wiederkehren. Vier Wochen wolltest du an ihrer Seite leben? Seit zehn Tagen bist du vermählt — wenn du

wirklich mein Freund biſt — laß es bei dieſen Tagen bewenden!“

Victor fühlte, wie das Blut ihm aus den Wangen trat, wie die düſtere Stirn ſich mehr und mehr umwölkte. Der Doctor ſchien es abſichtlich nicht bemerken zu wollen; denn ſchneidend fuhr er fort: „Nicht, mein Freund! als ob ich das mindeſte Mistrauen gegen dich hegte. Wie könnteſt du je unredlich an deinem Hilbert handeln, wie vermöchteſt du es, ſein blindes Vertrauen zu verrathen, wie je die Nacht zu vergeſſen, wo du mir auf dem Grabe deiner Aeltern einen unwiderruflichen Schwur thateſt! Nein, Victor, ich wiederhole es, ich habe nicht den geringſten Verdacht gegen deine Ehre: allein — laß mir das Feld frei! Es kann nicht fehlen, eine ſo raſch aufgelohderte Flamme muß, nicht mehr genährt, ſchnell wieder in Aſche zuſammenſinken! Sie iſt's, welche die frühere Glut überſtrahlt. Laß mich von neuem um ihr Herz ringen!“

Victor ſtand ein paar Secunden unbeweglich, und der gewaltigſte Schmerz drohte ſeine kämpfende Bruſt zu zerſprengen.

„Wohlan!“ rief er endlich; „es ſei! So nimm

auch das noch von meiner Hand! Ich will fort! Du hast recht: es kann nicht so bleiben! Ja du hast recht: ich bin kein Meineidiger! — So nimm sie denn hin! — Versuche noch einmal dein Heil! Flehe sie an! Wirf dich vor ihr nieder! Sei glücklich, daß doch Einer es sei! — Ich will fliehen, ich will dich und sie niemals wiedersehen."

Der Freund schien nur zerstreut diesen wilden Ausbruch seines Schmerzes mit angehört zu haben. „Die Rolle, welche du zu spielen hast", sagte er, „muß dir ohnehin höchst lästig und beschwerlich sein. Du hast lange im Hafen gelegen. Bald wirst du die gebundenen Schwingen wieder frei bewegen können im neuen Ausflug in irgendeine unbekannte Weltgegend. Aber auf jeden Fall dank' ich dir. Wann denkst du zu reisen?"

„Heute", entgegnete Victor gereizt, aber gesammelter, fast bis zum Scheine der Kälte, „heute, jetzt gleich. Ich gehe fürs erste nach Wien: dort werden deine Briefe mich treffen. Schreib mir doch, wie weit du gelangst. Möge sie dir verzeihen, daß nicht alles vergeblich gewesen sei."

Er wendete sich rasch und wich des Freundes Um-

armung aus. Hilbert ergriff seine Hand; er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Seine Miene ward weicher. Er wollte sprechen, aber mit verändertem Entschlusse ließ er plötzlich die Hand des ihn finster zweifelnd Anblickenden fahren und Victor eilte ohne weitern Abschied zur Thür. Rasch wendete er sich noch einmal hier um. Der in sein Innerstes zurückgedrängte Zorn suchte irgendeinen Ausweg, die schwere Brust zu erleichtern. Mit strengem, gebieterischem Tone sprach er:

„Noch eins, Hilbert! Meta zu bereden, sie anzuflehen, sie zu gewinnen, ist dir erlaubt. Aber daß sie mein ist, solange sie meinen Namen führt, dessen sei wohl eingedenk! Die kleinste Beleidigung meiner Ehre räch' ich gleich, ob an Freund oder Feind! Du bist der Retter meines Lebens und ich denke, ich habe dir vergolten. Wenn Meta's Herz sich dir von neuem zugewendet, melde es mir, dann sei sie frei; bis dahin, Hilbert!" . . .

Seine Stimme war fast drohend geworden während des Redens.

Hilbert erwiderte kalt: „Halte du dein Wort; ich werde die Bedingungen halten!“

Zu Hause befahl Victor seinem Kammerdiener, ohne Säumniß Postpferde zu bestellen und sogleich in aller Stille Koffer und Mantelsack zu packen. Während dessen schrieb er an seinen Geschäftsführer, gab ihm mehrere Aufträge und sorgte auf das großmüthigste für die zurückbleibende Gemahlin. Auch ein paar flüchtige Zeilen an den Domherrn nöthigte er sich ab, seine plötzliche Abreise mit einer dringenden Angelegenheit entschuldigend. Dann warf er sich in Reisekleider. In einer Stunde war alles abgemacht. Mit Entschlossenheit ging er nach Meta's Zimmer, denn noch einmal wollt' er und mußt' er sie sehen.

Schmerzlich klagende Accorde tönten ihm aus dem innern Gemache entgegen. Er hörte den Klang eines Fortepiano; es schien das Vorspiel eines zu beginnenden Gesanges zu sein. Unwillkürlich blieb er stehen. Da erhob sich leise anschwellend eine reine, jugendliche Stimme, und in einfacher, melodischer Weise drangen liebliche, weiche Töne einer tief bewegten Brust in das

Herz des Lauſchenden. Klar und beſtimmt glitten die Worte über der Sängerin Lippen:

So iſt der Traum zerronnen,
Und du biſt ſchon erwacht!
Kaum hat die Nacht begonnen,
Ach! deines Daſeins Nacht!

Wie bang in heißen Thränen
Verſeufzet und verklagt,
Wird Stund' auf Stund' ſich dehnen,
Eh's deiner Seele tagt!

Weh mir! was Nacht ihr nennet,
Iſt mir des Morgens Schein!
Was ihr als Tod erkennet,
Das muß mir Leben ſein.

An meiner Kindheit Stätte,
Bereitet mir ein Haus!
Ein Haus, ein enges Bette,
Mein Herz! — da ruhſt du aus!

Der Geſang löſte ſich in ſtilles, herzliches Weinen auf. Victor's Feſtigkeit zerſchmolz in dem rührenden, troſtloſen Klagelaut. Er ſelbſt, während er eine kleine Weile regungslos ſtand, fand ſich in ſanften Thränen wieder. Schon erhob er die Hand, leiſe die Thür zu öffnen, als plötzlich in veränderter, muthigerer Weiſe Spiel und Geſang von neuem begannen:

Gönn', o gönne mir die Stunde,
Laß mich öffnen diese Wunde,
Stille Thränen träufeln drein!
Einmal noch laß mich genießen,
Laß sie fließen,
Dann gehör' ich ewig dein!

Streng ach! tönen deine Worte,
Scheuchen aus des Herzens Pforte
Alle Frühlingsträume mir!
Noch die scheidenden zu grüßen,
Laß sie fließen,
Dann gehör' ich ewig dir!

Monden, Jahre werden fliehen,
Mahnend mir vorüberziehen,
An die nothgedrungne Wahl,
Wohl, ich hab' es dir verhießen,
Laß sie fließen,
Ach, nur noch ein einzig mal!

Und von neuem schienen der Sängerin Thränen zu fließen. Aber Victor's Entschluß war gehemmt. Er wußte nicht deutlich, an wen die letzten Verse gerichtet waren, ob an Gott, ob an den Schatten ihrer Erzieherin, ob an die eigene Vernunft oder sonst eine höhere Kraft des Menschen selbst: allein was er klar erkannte, das war eine starke, muthige Seele im Kampfe mit einer überwältigenden, hoffnungslosen Neigung. Mit dem festen Vorsatz im Herzen, sie zu

verlaſſen, war er, wie ſchmerzlich ihm auch die Vorſtellung, daß ſie ihn vergeſſen könne, ſein mochte, doch zu edelmüthig, um durch ſeine verzweiflungsvolle Gegenwart ſie noch einmal erſchüttern zu wollen. Mit raſchem, männlichem Schritt war er der Thür genaht, — leiſen, zagenden Fußes kehrte er nach ſeinem Zimmer zurück. Aber kaum hatte er es betreten, als ſchon der Klang des Poſthorns ihn ſchmetternd zum Aufbruch mahnte.

„Ich komme!“ rief er dem Kammerdiener zu. Als er durch das Vorzimmer ging, trat gerade Meta's Mädchen herein. Sie erſchrak und ward blaß, als ſie die Reiſeanſtalten erblickte. Victor erkannte, daß es in der Seele ihrer Gebieterin war. Er ging raſch, ſtumm an ihr vorüber — aber eilig kam die ſchnell Geſammelte hinter ihm drein geſtürzt.

„Gnäd'ger Herr!“ rief ſie athemlos; „Sie verreiſen ohne Abſchied? Was ſoll denn aus meiner armen gnäd'gen Frau werden?“

Victor warf ſich verzweifelnd in den Wagen: „Bring ihr mein Lebewohl, Liſette!“ rief er außer ſich, „und wenn du ſie weinen ſiehſt, dann gib ihr den Troſt, daß ich noch tauſendmal unglücklicher bin wie ſie.“

Der Wagen rollte davon. Noch einmal tönte das Horn; Victor sah auf zu Meta's geschlossenen Fenstern. Aber stark bewohnt war das Haus, die Straße lebendig, und tief in dem Hintergrunde des Gemachs hielt ihr bewegtes Gefühl die Ahnungslose zurück.

Mehrere Monate lang durchstrich unser armer Flüchtling in verschiedenen Richtungen Deutschland, ehe er den Muth hatte, Wien zu berühren. Ihn auf seiner Reise zu begleiten, würde dem Leser eine traurige Mühe sein. Zum zweiten mal sah er das behagliche, selbstgefällige Sachsen, zum zweiten mal den herrlichen Rhein mit seinen alten stattlichen Städten. Er sah die blühenden Fluren Schwabens wieder und deren wackere Bewohner, die, während die Natur ihnen des physischen Lebens Vollgenuß beut, doch unabläßig den klug bedenklichen Sinn auf den Ernst der Zeiten gerichtet halten und das Eine, was noth ist. Aber wie ganz anders gestaltete sich die Welt vor seinem düstern Blicke! In die Ecke des Wagens gedrückt, über schmerzlichen Erinnerungen brütend oder bangen Zweifeln hingegeben, durchflog er unaufhaltsam das Land, das durch seine in üppiger Sommerfülle aufgeblühte Schöne, anfänglich,

den Contraſt ſeines umſchatteten, zerriſſenen Innern herber und ſchneidender machte, dann in ſeinem herbſtlichen Verwelken und Hinſterben ſeiner Schwermuth neue Nahrung reichte. In den Städten ſuchte er keinen ſeiner Bekannten auf; die er zufällig traf, erſchienen ihm langweilig und kalt; der Männer frivole Jagd nach Genuß verletzte ſein höher geſtimmtes Gemüth; von den Frauen war keine ſo ſchön wie die verlaſſene Meta.

In Baiern wollte er verweilen; manche liebe Erinnerung knüpfte ihn an München, aber es zog ihn gewaltſam nach Wien. Es war, als harrte ſeiner dort Entſcheidung ſeines Schickſals. War es Hilbert gelungen, ſich von neuem Gunſt zu erwerben? Es konnte nicht, durfte nicht ſein! Seine weltmänniſchen Anſichten von dem Wankelmuth der Frauen ſcheiterten an der Vorſtellung von Meta's edelm, reinem, feſtem Sinne. Dennoch quälte ihn raſtlos der Gedanke daran, und wenn Hoffnung und Begierde nach endlicher Nachricht ihn vorwärts trieben, ſo hielt ihn wiederum Furcht vor einer Entſcheidung zurück, die ſein Herz zu zerſchmettern drohte.

Es war im Spätherbst, als er so gespaltenen Sinnes in der Kaiserstadt einfuhr. Mehreremal hatte er schon längere Zeit hier verweilt. Sie war ihm eine zweite Heimat geworden; in vielen würdigen Häusern konnte er den besten Empfang, von mehrern bedeutenden und interessanten Personen ein freudiges Wiedersehen erwarten. Aber alle diese Gefühle wurden von dem einen Gedanken an Meta und Hilbert verdrängt. Er sendete sogleich nach der Post: keine Briefe waren da. „Sie ist mir treu!“ rief er und athmete freier auf. So lange er abwesend war, hatte er keine Nachricht von seiner Vaterstadt. Sorgfältig sah er die Zeitungen und das Intelligenzblatt seiner Provinz durch. Sparsam ward in erstern der Name seiner Heimat genannt, niemals im letztern Hilbert's oder Meta's erwähnt. Regelmäßig sendete er posttäglich nach Briefen, und unter Herzklopfen erwartete er jedesmal den Boten.

Aber während dem Ausbleiben der schlimmen Nachricht war er dennoch zuversichtlicher, im Verlauf der Zeit allmählich ruhiger geworden. Der vorschreitende Winter lockte ihn mehr und mehr zur Geselligkeit. Er sah sich, ehe er sich es bewußt ward, in neuen Ver-

bindungen, während auch die alten sich fester geschlungen hatten. Aber keinen Augenblick verließ ihn das lebendige, erwärmende Gefühl seiner Liebe. Indem er hoffte, fing er an, dem Leben wieder einen dürftigen Genuß abzugewinnen. „Sie ist mir treu", sagte er sich wiederholt; „Hilbert muß ermüden, endlich abstehen und zurücktreten. Dann ist sie mein und ich bin glücklich!" —

Solchen tröstlichen Gedanken überließ er sich eben, als ihm ein Brief überreicht ward, in dessen Aufschrift er mit Schreck des Freundes Hand erkannte. Das Blut stieg ihm glühend in das Gesicht, aber bleich und bleicher ward er, indem er las, bis das sprachlose Entsetzen einem tobenden Zorne wich. Der Brief lautete:

„Mein theurer Victor!

„Um deine Großmuth zu vollenden, mußtest du den Schritt thun, der allein mir wieder zu hoffen vergönnte. Es ist gelungen. Meta ist von neuem mein und bereit, es vor der Welt zu werden. Es hat mir Mühe und Seufzer genug gekostet. Sie zürnte mir sehr und hatte aus echter Frauenrachsucht, die sie mir jetzt tausendmal abbittet, ihr liebes kleines Herz mit

wahrem Eigensinn dir zugewendet, der sie verschmähte und verschmähen mußte. Ich habe ihr vergeben und sie mir. Reiche nun je eher je lieber die Klage wegen der Scheidung ein. Meta wird in alles willigen. Sie sagt mir, sie würde nur höchst ungern sich darüber in eine Correspondenz mit dir einlassen. Du kennst ihr holdes, verschämtes Gemüth und wirst billige Rücksicht darauf nehmen. Lebe wohl, mein theurer, großmüthiger Victor! Und habe tausend Dank von mir und meiner Meta, daß du uns rettetest.

Dein Hilbert."

Wir wollen es nicht unternehmen, Victor's Gefühle zu schildern. „Es ist nicht wahr", rief er außer sich und trat das Blatt wüthend mit den Füßen, „er betrügt mich, der Bube!"

Aber war ein Betrug denkbar, dem die schleunigste Entdeckung drohte? Konnte dem Freund irgendeine Frucht daraus erwachsen? Er nahm den Brief auf, er las ihn zum zweiten mal: da stand es in klaren deutlichen Worten: Meta ist mein; sie willigt in die Scheidung.

Und in welchen hämisch-vertrauten Ausdrücken sprach

er von ihr! Er wußte nicht, ob er den glücklichen Freund heftiger haßte, oder die geliebte Unbeständige tiefer verachtete. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er sie unklug verlassen und sich so um ihr Herz betrogen hätte. Dann wieder zürnte er schamroth bei der Vorstellung, daß das seine ein Opfer eines albernen, verliebten Verdrusses geworden sein sollte. Er rief sich Meta's liebliches, edles Bild zurück, er wiederholte sich seine Unterredungen mit ihr, ihre feste, deutliche Erklärung über Hilbert's Gesinnung. Das war nicht die empfindliche Laune einer Liebenden, das war der klare, tiefgewurzelte Unwille, der aus dem innersten Misfallen am Unedeln und Gemeinen erwächst. „Es kann nicht sein", rief er noch einmal.

Und doch — was hätte Hilbert mit einer solchen Täuschung beabsichtigen können? Der Neid seines Herzens schärfte seinen Verdacht gegen den Freund. Wie dem auch sei, sagte er endlich, ich muß der Sache auf den Grund kommen. Er faßte seinen Entschluß und schrieb:

„Wie ungern auch Meta aus «holder Verschämtheit» sich über die bewußte Sache in einen Briefwechsel

mit mir einlassen mag; ich verlange durchaus, es von ihr selbst zu hören, daß sie die Scheidung wünscht. Sie entschließe sich daher, mir in einem paar Zeilen von ihrer eigenen Hand ihre Gesinnung zu melden. Sowie ich sie erhalte, werde ich meine Maßregeln nehmen und falls sie dir günstig sind, sogleich die Scheidungsklage einreichen.

Victor."

Unter schwerer Herzensbeklemmung verlebte unser junger Freund einige Wochen, bis die Antwort eintraf. Aber wie viel seine Seele auch in den letzten Monden gelitten, der Moment war der bitterste seines Lebens, als endlich ein neuer Brief Hilbert's anlangte und er folgende Worte las:

„Wärst du minder welterfahren, liebster Freund, so würde ich dir es weniger verdenken, daß du Beständigkeit und Consequenz bei einer von Evens schönen Töchtern suchst. Meta ist ein holdes, liebes Geschöpf, aber sie ist ein Weib. — Selbst an dich zu schreiben kann sie sich nicht entschließen und ohne unbillig zu sein, kannst du es auch nicht verlangen. Allein sie erlaubt mir, dir inliegendes Blatt zu senden, welches

ich vor einiger Zeit von ihr erhielt. Es iſt unverkennbar Meta's Hand. Es muß dich überzeugen, wenn du nicht verblendet ſein willſt.

„Daß du mir nicht traueſt, verzeihe ich dir, obwol ich dir traute.

Hilbert."

Das Blatt, von welchem ihm in gräßlicher unleugbarer Deutlichkeit die ſchönen Schriftzüge Meta's entgegenſtarrten, lautete:

„Weil ſie zu Ihrem Glücke nothwendig iſt, ſo willige ich in die Scheidung; denn Ihr Wohl wird ſtets eines der heiligſten Bedürfniſſe meines Herzens ſein. Ich mache nur eine Bedingung: die, daß ſchlechterdings nicht von einer Geldentſchädigung die Rede ſein darf. Ich bin reich und bedarf ihrer nicht. Ein einziges Wort ſolcher Art wird alles rückgängig machen.

„Ehe die Klage eingereicht iſt, ſchreiben Sie nicht an meinen Großvater. Er würde Sie nur in Ihrem ſchnellen Gange zu hemmen ſuchen, ſei es auf dieſe oder auf jene Art, und Sie würden ſo wenigſtens ſpäter an das Ziel Ihres lebhaften Wunſches gelangen.

Meta."

Es war etwas seltsam Kaltes in diesem Briefe. Hilbert zu beglücken, seinen lebhaften Wunsch zu befriedigen — nicht ihren eigenen! Aber er war ja zum Verzeigen geschrieben! Und die Besorgniß, daß ihr Großvater die schnelle Wiederverheirathung zu hindern suchen würde! Es blieb ihm kein Zweifel! es war unwidersprechlich bewiesen: Meta war zum zweiten mal treulos.

Er schrieb an seinen Geschäftsführer, beauftragte ihn kurz, aber bestimmt mit der ganzen Sache, gab ihm unbeschränkte Vollmacht, mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß er ohne Säumniß zu Werke schreite. Obwol im höchsten Grade gegen die Wankelmüthige aufgeregt, war er doch seines frühern Wortes eingedenk, vor Gericht alle Schuld auf sich zu nehmen. Er gab demnach in seinem Privatbriefe seinen Wunsch, sich anderweitig zu verbinden, als Grund an, versicherte, seiner Gemahlin Einwilligung gewiß zu sein und bat den Sachwalter, den er als einen sehr klugen und feinen Mann kannte, die Sache nach Gutdünken, aber so schonend wie möglich für jene einzurichten.

Sein Herz, der krankhaftesten Bitterkeit voll, schien

zu Eis erſtarrt, nachdem er dieſen letzten Schritt zur gänzlichen Tödtung ſeiner Hoffnung gethan hatte. Er fühlte, er könne in dieſer fürchterlichen Stimmung nicht ausdauern. Er wollte ſich zerſtreuen. Er durchreiſte Ungarn, ſah Italien wieder. Aber ſeine Seele ſchien unheilbar verwundet. Die ſehnende Stimme ſeines Herzens zu betäuben, ſtürzte er ſich in Vergnügungen, die ihn langweilten. Das unreine Bild, welches die Welt früh ſchon in ſeinem Gemüthe abſpiegelte, verzerrte ſich bis zur Caricatur, wo es ihm Frauengeſtalten zeigte. Er wähnte, das Geſchlecht geringſchätzen zu müſſen, weil die Edelſte, echt Weiblichſte, die er gekannt, ſich wetterwendiſch und charakterlos gezeigt. So gefährlich geſtimmt, gab er ſich Verſuchungen hin, die ihn ehemals angeekelt hatten, und die ihn jetzt nicht reizten. Ein verwöhnter Sohn des Glücks, hatte ihn dieſer letzte Schlag zu einer Art von Rachſucht geſtimmt gegen das Geſchick, welches ihn mit allen Gaben des Lebens überhäuft hatte, aber die eine Einzige, von deren Beſitz ſein Wohl und Weh abhing, nur an ſeine Seele kettend, um ſie grauſam und hämiſch wieder von ihm loszureißen.

So war der Winter vorübergezogen und das Geschäft der Scheidung unterdessen langsam vorwärts geschritten. Der Bevollmächtigte konnte es mit aller Gewandtheit nicht in schnellern Gang bringen. Es war kein eigentlicher Grund zur Klage vorhanden. Zwar erklärte sich Victor bereit, die Schuld einer Untreue auf sich zu nehmen; auch konnte seine schnelle Abreise leicht für „böswillige Verlassung" gelten; aber in beiden Fällen hätte Meta die Klagende sein müssen, und dazu war sie auf keine Weise zu bringen. „Unüberwindlicher Widerwille" blieb daher das einzige Motiv, welches vor Gericht anerkannt werden konnte. Und obwol das Geschäft durch den Umstand, daß beide Eheleute durchaus keinen weitern Anspruch aneinander machten, als den, geschieden zu sein, sehr vereinfacht ward, und keine Auseinandersetzung des Vermögens nöthig war, da nie gemeinschaftlicher Besitz stattgefunden hatte, so lag es doch wiederum in der Natur der Sache, daß es sowol um jenes unstatthaften und unerklärlichen Grundes willen verweigert wurde, als auch wegen Victor's großer Entfernung schwieriger werden mußte.

Das Frühjahr war schon weit vorgerückt, als ein

Brief des Sachwalters Victor in Venedig aufsuchte. Er meldete ihm, daß endlich das Geschäft sich seinem Ausgang nahe und daß er hoffe, ihn schon in wenigen Wochen in Besitz der Papiere setzen zu können, die ihn für gänzlich frei erklärten. Er setzte hinzu: „Binnen kurzer Zeit also sind Sie von neuem Herr Ihrer Hand! Ihren Freund, Herrn Dr. Hilbert, hatte ich zeither öfters die Ehre zu sehen, da er sich stets sehr eifrig nach dem Verlauf unsers Geschäfts bei mir zu erkundigen pflegte. Auch er rüstet sich, wie ich vernehme, zur Hochzeit — doch wissen Sie dieses ohne Zweifel bereits durch ihn selbst.“ —

So war denn alles vorbei. „Die Elende! Die Schamlose!“ rief Victor verächtlich; „noch nicht einmal vollständig geschieden und schon voller Gedanken an die neue Hochzeit! Am besten wäre es, sie wäre Witwe geworden; dann ließe sich Leichen- und Hochzeitmahl schön ökonomisch vereinigen! Ein Thor wär' ich, wenn mich das kränkte! — Nein, ich bin gänzlich geheilt! Ich will zurück! Ich will sie sehen, ich will wissen, ob sie die Stirn hat, mir frei in das Gesicht zu schauen. Und wie sollte sie nicht, die Betrügerin! Sie hatte den

Muth, mein Herz zu zerschmettern, sie wird den haben, sich an meinen bleichen Wangen, an meiner zerrütteten Kraft zu erfreuen!“

Vielleicht hätte Victor diesen Entschluß rasch ausgeführt, wenn nicht in seinem von Natur sanften und besonnenen Gemüthe sich solche Rachegedanken jedesmal schnell in herzliche Wehmuth aufgelöst hätten, in welcher er vor der Vorstellung zurückschauderte, Meta als Hilbert's Gattin wiederzusehen. Seine Gesundheit war aber in der That unter solchen heftigen Gefühlen und bei der unbesonnenen und ungeregelten Lebensart, welche er führte, sehr angegriffen. Ein deutscher Arzt, welcher ihn behandelte, hatte bereits wiederholt gerathen, das nahende Frühjahr zu einer Reise in ein rheinisches Bad, welches er ihm namhaft machte, zu benutzen. Als er ihn den Tag, nachdem er jene Nachricht erhalten, kränker als je traf, drang er lebhafter in ihn, und machte ihm endlich den Gebrauch der berühmten Heilquelle zur unerlaßlichen Bedingung der Gesundheit. So entschloß sich Victor zuletzt, in sein Vaterland zurückzukehren, und erreichte in kurzem das dringend empfohlene Reiseziel.

Die Geſellſchaft war zahlreich und glänzend. Mancher frühere Bekannte geſellte ſich zu dem neuen Ankömmling; die Feinheit und Anmuth ſeiner Sitten erleichterte auch Fremden ein ſchnelles Anſchließen. Den Tag nach ſeiner Ankunft ging er, von andern jungen Männern umgeben, in der Allee auf und nieder. Da ſagte ein Offizier, mit dem er ſchon oft auf ſeinen Reiſen zuſammengetroffen, zu ihm:

„Wahrhaftig, Sie ſind überall ein Glückskind. Kaum erſchienen, und ſchon eine Eroberung gemacht! Sehen Sie nur, wie die junge Schöne dort Ihnen die prächtigen Augen nachſendet. Sie verläßt Sie mit keinem Blicke! Jetzt biegt ſie ſogar das Köpfchen zurück! und Sie bleiben ſo gleichgültig, als müßte es nur ſo ſein! —“

Victor lächelte ablehnend. Als aber mehrere ſeiner Begleiter die Bemerkung beſtätigten, konnte er doch nicht umhin, indem ihr Weg ſie wieder an dem Platze vorüberführte, wo die Damen ſich niedergelaſſen hatten, auf die beobachtende Schöne einen nähern Blick zu richten. Zwei feurige ſchwarze Augen begegneten ihm; ein angenehmes Lächeln ladete ihn zum Herzutreten ein. Er erkannte Antonien.

Zum erſten mal ſah er einen Zeugen ſeiner Verhältniſſe wieder. Alle die Nachrichten, die er zu gewärtigen hatte, drangen plötzlich quälend auf ihn ein. Voller Beſtürzung trat er zurück. Er erröthete, und mit düſterer Miene grüßend, ging er vorüber.

Die Begleiter lächelten ſich einander an.

„Eine alte Bekannte alſo?“

„Ja.“

„Sie ſind grauſam. Scheu hob ſich ihr Fuß, Ihnen entgegenzutreten, als Sie kalt und ſtolz an ihr vorbeiſchritten.“

Aehnliche Neckereien, ſcherzhafte Anſpielungen wiederholten ſich. Victor wies alles leicht zurück; doch fürchtete er endlich, Antonien zu compromittiren, wenn er ſie nicht anredete, und glaubte, ſein gleichgültiges Verhältniß zu ihr durch nichts beſſer als durch ein öffentliches, kalthöfliches Geſpräch beurkunden zu können.

Er ging alſo mit gewohnter Artigkeit auf Antonien zu. Den vorigen flüchtigen Gruß ſuchte er mit der Ueberraſchung, ſie hier zu treffen, zu entſchuldigen. Antonie war nicht wenig empfindlich; doch ſchmeichelte ihr die Bekanntſchaft eines ſo glänzenden jungen Mannes

zu ſehr, um ſich es eben viel merken zu laſſen. Sie begrüßte ihn holdſelig und ſetzte hinzu: „Haben Sie Ihren Freund ſchon geſehen?“

„Meinen Freund?“ wiederholte Victor beſtürzt.

„Nun ja — Hilbert, wie wird er ſich freuen, Sie zu finden!“

„Hilbert iſt auch hier?“

„Allerdings! halten Sie ihn für ſo ungalant, ſeine junge Frau allein reiſen zu laſſen?“

„Seine junge Frau?“

„Lieber Baron! Sie ſind wie ein Träumender! Wiſſen Sie denn nicht, daß wir ſeit drei Wochen ſchon verheirathet ſind?“

„Sie — Sie ſind Hilbert's Gattin?“

Seine Stimme erſtarb faſt, indem er dieſe Frage that. Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht. Antonie hatte bisjetzt ſehr laut und munter, wie ſie pflegte, geſprochen. Der Eindruck, welchen die Nachricht auf ihn machte, erſchreckte ſie halb, halb ſchmeichelte er ihr. Etwas leiſer erwiderte ſie: „Ja doch — wußten Sie das nicht?“ und ſetzte wie entſchuldigend und vorwurfsvoll

hinzu: „daß er mich liebte, war Ihnen ja damals schon bekannt, als Sie sich vermählten.“

Victor hatte in sprachloser Verwirrung die Hand an die Stirn gelegt. Die Umstehenden lächelten zum Theil verlegen, zum Theil schadenfroh-zufrieden, daß eine solche Scene einmal das langweilige Einerlei des Hin- und Herschlenderns unterbrach.

„Wo ist Hilbert?“ fragte plötzlich der sich mühsam Fassende.

„Da tritt er eben in die Allee. — Aber ich bitte Sie — was haben Sie vor?“

Victor sah die Allee hinauf. Mit finsterm Schweigen zog er den Hut und ihn fester in die Stirn drückend, eilte er mit großen, heftigen Schritten dem Kommenden entgegen. Die Damen sendeten neugierige Blicke nach. Die Männer waren zu discret, um zu folgen. Antonie ließ ihre Aengstlichkeit wegen der Zusammenkunft laut werden. Man war zu gespannt, um Zeit zu haben, sie zu trösten. Aller Augen waren in die Ferne auf die einander Begegnenden gerichtet.

Als Hilbert den auf ihn Zueilenden erkannte, schien er heftig zu erschrecken. Er hemmte unwillkürlich den

Schritt; auf einmal beg er raſch in einen Seitenweg, der zu jeder Tageszeit ganz menſchenleer zu ſein pflegte. Victor folgte ihm. So waren beide den forſchenden Blicken der Menge entzogen.

Hilbert fing jetzt an, langſamer zu gehen, und der Freund erreichte ihn bald. Der raſche Gang hatte ihn noch mehr erhitzt; eine dunkle Glut deckte ſein Geſicht; ſeine Augen funkelten, während jener bleich und beklommen den Blick auf den Boden heftete. Victor's erſte Bewegung war, ihn bei der Bruſt zu packen. Aber die ſchon erhobene Hand ſank unwillkürlich: des Freundes Anblick entwaffnete ihn bald. Er ſah ihn mit verächtlichem, durchbohrendem Blicke an.

„Betrüger! Elender Betrüger!“ rief er, „du wagſt es, mir zu ſtehen?“

Hilbert blickte finſter auf: „Ich bin gerächt“, ſagte er, „das wollte ich. Sie war treulos; ich mußte ſie haſſen.“

„Bube!“ rief Victor noch heftiger, „niederträchtiger Schurke — und um die Rachſucht deines feigen Herzens zu befriedigen, konnteſt du das Glück deines älteſten, treueſten Freundes untergraben, ſein Herz brechen!“

Hilbert war nichts weniger wie furchtsam. Auf der Universität hatte er für viel geringere Beleidigungen sein Leben gewagt. Aber er war Staatsbürger und Ehemann; er blickte umher, und als er sich überzeugt hatte, daß niemand in der Nähe war, der jene Schmähworte hören konnte, fand er für gerathen, sie hinzunehmen.

„Victor!“ erwiderte er beruhigend, „daß ich auch dein Herz traf, wußt' ich nicht. Ich glaubte nicht, daß du sie liebtest. Sie wollte ich strafen, an ihr mußt' ich gerächt sein. Sie durfte die Frucht ihrer Treulosigkeit nicht genießen; sie durfte dich nicht besitzen.“

„Du lügst; du wußtest, daß ich sie anbetete, daß das Leben mir eine Last war ohne sie! Und hättest du es nicht gewußt — gerechter Gott! — du konntest dem Engel ein Henker werden wollen — du marterteſt, die du einmal geliebt! Unmensch! sprich, was ist aus Meta geworden? und durch welchen unerhörten Betrug bewegst du sie zur Scheidung?“

Hilbert schwieg einige Secunden. Er konnte des Freundes Blick nicht ertragen.

„Es ist geschehen“, sagte er. „Ich bin gestraft.

Die fürchterlichste Leidenschaft hat meines Herzens Kräfte aufgezehrt. Besonnen, planmäßig ging ich zu Werke: dennoch kann ich sagen — ich wußte nicht, was ich that. Du nicht bist zu beklagen — ich, ich selbst bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!"

Victor sah ihn an. Der Sturm der Gefühle hatte tiefe Furchen über des Jugendfreundes Antlitz gezogen; ein langer, heftiger Gram sprach aus seinem erloschenen Auge; er war auffallend gealtert, es lag etwas Herzerschütterndes in seinem Anblick, das Victor die Worte eingab:

„Sage mir alles! Wollte Gott, daß ich dir vergeben könnte."

„Wozu sollt' es frommen?" entgegnete Hilbert. „Vergiß sie! Sie ist nicht mehr dein. Du solltest und durftest der Ihre nicht sein."

Victor's Zorn loderte von neuem auf: „Elender! du irrst! Noch ist sie mein, und beim allmächtigen Gott, sie soll es bleiben! Sprich, wie betrogst du sie und mich?"

„Du weißt es von ihr selbst. Sie willigte in die Scheidung. Das Blatt war wahrhaftig echt."

„Es war ihre Hand — aber nur teufliſche Ränke konnten es ihr entreißen. Wagſt du noch jetzt, mir die Wahrheit zu verleugnen? — Die Strafe ſoll dich finden, verrätheriſcher Bube! Heute noch werfe ich mich in den Wagen; zu ihren Füßen will ich erfahren, wie du mich, wie du ſie hintergingſt. Zittere, Betrüger! vor den ſtrafenden Gerichten!“

„Verweile noch, Victor!“ ſagte Hilbert, „und komm“, ſetzte er entſchloſſen hinzu, „ich will dir es nicht leugnen: ich warb umſonſt um ſie; ſie blieb kalt, eiskalt bei meinem Flehen; ſie ſtieß mich zurück, ſie verachtete mich, ſie ließ mich nicht vor ſich. Ich liebte ſie glühend, ich hatte wie ein Raſender das gefährlichſte Spiel geſpielt um ihres Beſitzes willen, und ſollte es verloren haben? Sie war mein Geſchöpf — ich hatte ſie die Liebe gelehrt, und es ſollte für einen Andern geweſen ſein? Ihr hintergingt mich, im innerſten Herzen warſt du meineidig und ſpielteſt den Kalten, und ich hätte dich nicht haſſen ſollen. Ja, ich verabſcheute dich und ſie — ich verabſcheue euch jetzt!“

Eine furchtbare Leidenſchaft ſprach aus ſeinen Mienen. „Haß und Liebe iſt eins“, fuhr er düſter fort; „es iſt

die eine, höchste Kraft der Seele auf einen einzigen Punkt gerichtet. Die Begegnung, die sie findet, ist's allein, die sie verschieden gestaltet: wir lieben, was uns die Hoffnung des Besitzes gewährt; wir hassen, was uns reizt und zu gleicher Zeit unbezwinglich abstößt. Ich mußte sie hassen, hassen, daß sie mich also verrathen, also betrogen hatte. Ihr Verrath rechtfertigte den meinen; ihr Betrug adelte meine Arglist."

„Der grimmigste Neid ist's, der dich verblendet", versetzte Victor, „sie mußte dich verachten, wie ich dich jetzt verachte. Aber sage mir alles!"

„Was verlangst du?" erwiderte Hilbert mit erzwungener Kälte; „hasse mich, verachte mich; ich bin geächt. Wozu soll ich das schwarze Gewebe vor deinen erhabenen Blicken entrollen? Die Liebe gab mir es in die Hand, die verschmähte, beleidigte Liebe. Meta zog nach dem einsamen Landsitz, den sie von ihrer Erzieherin geerbt hatte. Ich folgte ihr. Mein Gram, meine Liebe, mein Zorn rührten sie nicht. Sie sollte und durfte sich deiner Liebe nicht freuen. Und dir entzog ich ja nichts, du durftest sie doch nicht dein nennen: ein furchtbarer Eid band dich und bindet dich noch."

„Willſt du mich wie ein Kind mit Geſpenſtern ſchrecken?“ fragte Victor verächtlich.

„Ich ſchrieb dir. Du wollteſt Beweiſe. Du ſelbſt zwangſt mich zur Liſt. Ihr Landgut liegt fern von der Poſtſtraße; dies war mir günſtig. Der wöchentliche Bote war leicht zu gewinnen. Ich ſchrieb in deinem Namen: ich verlangte, um einer neuen Vermählung willen, in deinem Namen die Scheidung. An dich, nicht an mich war der Brief, den ich dir ſendete. Ich fing ihn auf. Jetzt weißt du alles! — Zürne mir nun, Victor — du darfſt mich haſſen, nicht ſie! — Sie allein iſt die Schuldige! — und o! mir iſt die Strafe auf dem Fuße gefolgt — ich habe meine Seele mit einem fruchtloſen Verrath belaſtet — ich wähnte dich tief in Italien, ich hoffte, du werdeſt ſie vergeſſen, bei Gott! ich kannte nicht die Stärke deiner Liebe! Du eilſt zu ihr, und ich — ich bin an eine alberne Närrin geſchmiedet — ein eiteles, flaches Weib wird Mutter meiner Kinder werden! Ihre Vergnügungsluſt iſt's, die mich acht Tage nach der Hochzeit hierher treibt, wo ich dich — dich treffen muß — und ſo mein eigener Verräther werde! Alles iſt fruchtlos!“

Als Hilbert halb verworren in der heftigſten Leidenſchaft ſolche wechſelnde Gefühle ausſprach, miſchte ſich in Victor's verächtliche und zürnende Empfindung gegen ihn ein tiefes Mitleid. Er ſah ihn lange ernſthaft an; plötzlich aber kam ihm der Gedanke ein, daß der geringſte Verzug bedenklich ſein könnte. Ohne Abſchied eilte er davon. Seinen Kammerdiener ließ er zurück, alles zu berichtigen. Er ſelbſt befand ſich ſchon binnen wenigen Minuten auf der dem Norden zuführenden Heerſtraße.

Tag und Nacht, unaufhaltſam jagte Victor ſeiner Vaterſtadt zu. Er ſtürzte aus dem Reiſewagen in des Sachwalters Haus. Noch war der letzte Beſcheid nicht erfolgt. Mit furchtbarer Heftigkeit beſchwor er ihn, die Sache rückgängig zu machen. Der Mann zuckte die Achſeln. „Die herzzerreißendſten Misverſtändniſſe, der ungeheuerſte Betrug“ — rief Victor athemlos. „Schonen Sie kein Geld, mein halbes Vermögen geb' ich willig.“

Der Juriſt verſprach alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe und gab ihm zuletzt noch den Troſt, wenn alles umſonſt ſei, könne er ſich ja leicht von neuem

trauen lassen. Victor verließ ihn. Ohne Säumniß flog er Meta's Wohnorte zu.

Zum ersten mal, seitdem er Antonien und Hilbert wiedergesehen, genoß er jetzt einige Momente der Ruhe. Dem Ziele so nahe, fing er an, sich liebenden Träumereien zu überlassen. Meta's reizende Gestalt trat ihm klar in all ihrer Schöne vor die tiefbewegte Seele. Er dachte sich die kaum erblühte Knospe zur vollen jungen Rose entfaltet, ihre zarte Anmuth erhöht durch liebliche Fülle, die schönste Seele in der vollkommensten Form. Er dachte Meta sein, sich an ihrer Seite, in ihrer Liebe lebend, beglückt und beglückend, und eine unnennbare Seligkeit machte sein Herz bänger und stärker schlagen.

Unter solchen süßen Phantasien hatte er sich einem einfachen Landhause genaht, das weiß und freundlich aus dunkeln Linden hervorleuchtete. Schnell erkannte er es für die Wohnung der Freundin. Er stieg aus, sendete den Wagen ins Wirthshaus, und schlich sich durch eine Hinterpforte in den angrenzenden Garten.

Eine klösterliche Stille lag über den regelrechten, reinlich abgetheilten Blumenbeeten verbreitet; weiße

ſteinerne Bänkchen an den Ecken gaben dem kleinen Bezirk, den Wanderer zur Ruhe ladend, ein frommes, kirchhöfliches Anſehen. Victor's Herz zog ſich eng und enger zuſammen. In ſchmerzlicher Beklemmung ſtand er jetzt vor einem dichten Gebüſch, das ſich um das Haus hinzog. Ein ſchmaler Weg führte ihn durch; er hörte deutlich Kinderſtimmchen traulich untereinander plaudern. Eine dicke, hohe Hecke begrenzte das Boskett und bildete einen Halbkreis um einen freien Platz vor dem Hauſe. Victor ſtand ſtill und ſchaute unvermerkt durch eine Oeffnung des Geſträuchs. Er war grün gekleidet, und keine Farbe konnte ſchimmernd den Lauſchenden verrathen.

Rund an der Hecke hin ſaßen kleine, reinlich gekleidete Bauermädchen, alle mit leichten Handarbeiten beſchäftigt und harmlos untereinander ſchwatzend. Dicht vor dem Hauſe, ihnen im Angeſicht, ſtand eine Gartenbank, auf der zwei junge Frauenzimmer, ebenfalls arbeitend, ſaßen. Sie waren einfach in hellfarbige Zeuge gekleidet. Ein großer, ländlicher Hut verbarg das Geſicht der Einen; die Andere, ein hübſches, blühendes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, hatte den Stroh-

hut neben ſich gelegt. Die Kinder brachten wechſelnd ihre Arbeit zu den Damen und empfingen mit Freuden Lob, mit Ehrerbietung ſanft ausgeſprochenen Tadel.

„Nun", ſagte endlich die Dame im Hut, und Victor's Herz bebte vor der Stimme. Unverkennbar war es Meta's weicher, lieblicher Ton, aber ein leiſes Zittern ſchien ihm beigeſellt, der Victor's Rührung zur heftigen Erſchütterung werden ließ.

„Nun, meine Kleinen, ihr ſeid fleißig heute und mögt wol gern wieder einmal ein Geſchichtchen hören?"

Ein freudiges Ja ſchallte durch den Halbkreis und die Lehrerin begann lächelnd. Es war eine einfache häusliche Erzählung, die Moral darin klar und verſtändlich, aber nicht dick aufgetragen und in grell hervorſtechenden Zügen. Andächtig hörte Victor ihr zu; ein kurzer Huſten, der ſie oft unterbrach, fing an, ihn zu ängſtigen; als aber einmal zufällig die Sprecherin das Geſicht zu ihm umwandte und er deutlich der geliebten Freundin Züge erkannte, da war es, als ob der Schreck ihm die Sinne raubte. Lange, lange ſchaute er ſie an. Eine eiskalte Hand legte ſich auf ſein glühendes Herz. Die Knie brachen ihm; er mußte ſich

auf einen Baumſtamm ſetzen und durch die Hände, mit denen er ſein Geſicht bedeckte, drangen brennende Thränen.

Kaum neunzehn Jahre alt — und längſt herbſtlich verblüht, längſt abgeſtorben die Roſen ihrer Jugend! Nicht die einſtige Lilienreinheit und Weiße leuchtete ihm aus ihrem Antlitz entgegen. Ueber eingefallene Wangen zog ſich ſchlaff und welk eine krankhaft gelbliche Haut. Herrlich wölbte ſich die Stirn, lieblich rundete ſich das Kinn, aber wie edel die Formen waren, ſcharf traten ſie jetzt hervor in ihrer ſtrengen Regelrechtigkeit. Ernſt und groß ſahen die ſchönen Augen aus dunkeln Höhlungen heraus; ein ſchmerzlicher Zug des tiefſten Seelenleidens ſpielte um die feinen, bleichen Lippen. Wer nie die reizende Meta geſehen, hätte dies Geſicht nicht ohne Erbarmen betrachtet. Wer ſie gekannt und geliebt, dem mußte das Herz zerreißen. Es war die Blüte, die, ehe ſie zur Frucht gedieh, der giftige Wurm des Todes geſtochen; es war die Knospe, welche, bevor ſie in balſamiſcher Fülle ihren Duft erſchloß, der Sturm einer Nacht vom lebenſpendenden Stocke geknickt.

Weibliches Geſinde ging inzwiſchen ab und zu, leiſe

die Gebieterin um dies und jenes befragend, oder ihr Bericht erstattend von erfüllten Aufträgen. Alles deutete auf häusliche Thätigkeit hin, auf stilles Schaffen und Wirken, und während der Freundin körperliche Kräfte ermatteten, schienen die edlern ihres Geistes erhöht und vervielfältigt. Sie war nicht versunken in dumpfem Gram, nicht träg untergegangen in feigen Thränen: ihre starke Seele schien den Schmerz besiegt zu haben, der ohne Widerstand den zarten Leib bewältigt hatte.

Die Lehrstunde war beendigt und die Kinder zerstreuten sich. Victor scheute sich, sie durch Ueberraschung zu erschüttern. Fest angelehnt stand er regungslos und hoffte einen günstigen Moment zu erspähen. Das Gespräch, welches sie mit ihrer Gefährtin begann, stimmte seine Seele noch weicher.

„Weißt du noch, Amalie", hob Meta an, „als wir noch kleine Mädchen waren, wie ich da die Kinder des Dorfs zusammenzuschleppen pflegte? und nie genug hatte, und keine Freude kannte, ohne Kinder?"

„Ja wohl", erwiderte jene, „du warst immer das Mütterchen. Wenn wir andern herumsprangen und tobten, dann saßest du und strickest Strümpfchen für

die kleinen Barfüßchen, oder wiegteſt die Kinder, deren Aeltern auf dem Felde waren."

„Ihr necktet mich", fuhr Meta fort, „und wurdet roth, wenn ich davon ſprach, wie ich's machen wollte, wenn ich erſt Kinder hätte; aber gewiß und wahrhaftig, ich dachte an nichts anderes, als die kleinen Lieblinge zu pflegen. Gott hat es anders gefügt."

„Gute Meta, alle Armen, alle Bedürftigen ſind deine Kinder!"

„Es iſt doch das nicht! Und warte nur, Malchen! laß mich nur erſt wieder geſund und bei Kräften ſein, dann ſuch' ich mir zwei kleine freundliche Mädchen aus, die will ich erziehen und lieb haben. Ich will ihre Mutter ſein und Gott wird ihr Vater ſein. Nächſtne Frühling, denk' ich, bin ich ſo weit. Die kleine Marie iſt ganz verwaiſt, und eine Gefährtin will ich ihr auch ſchon finden. Ich will alles daranſetzen, daß ſie mich liebgewinnen; denn je älter man wird, je härter muß es ſein, ganz einſam zu ſtehen."

Sie redete mit ruhiger, klarer Stimme; kein kläglicher Jammerton traf Victor's Ohr; dennoch ergriff ihre Rede ihn tief. Auch Amalie ſchien mühſam ihre

Rührung zu verbergen. Meta erhob ſich. Die Freundin begleitete ſie bis zur Thür des Hauſes. „Ich habe etwas vergeſſen“, ſagte ſie hier und kehrte zurück. Als ſie aber allein war, kniete ſie auf Meta's Fußſchemelchen nieder, legte das Geſicht auf den Sitz, welchen ſie eben verlaſſen, und weinte einige Augenblicke heftig. Dann richtete ſie ſich empor; ſie ſchien ſich ſammeln und nach dem Hauſe begeben zu wollen. Jetzt trat Victor raſch hervor.

Victor kündigte ſich mit fliegenden Worten dem erſtaunten Mädchen als ein Verwandter, als ein Freund Meta's an. Eine Ahnung überfiel ſie. Er ſäumte nicht lange, ihr zu geſtehen, wer er ſei; „ein entſetzlicher Betrug hat mich von ihr losgeriſſen“, ſagte er; „die zärtlichſte Liebe führt mich von neuem zu ihr. Ich bin ſchuldlos wie ſie. Nie hat meine Seele den frevelnden Gedanken einer neuen Verbindung gefaßt — ich wähnte ſie treulos. Sagen Sie ihr dies, ſagen Sie ihr alles! Bereiten Sie ſie vor, mich zu ſehen, daß ſie nicht vor meinem Anblick erſchrecke. Ich warte hier!“ —

Er warf ſich auf Meta's Sitz. „Hier will ich Ihres Wiederkommens harren — o eilen Sie, Freundin

meiner Meta! Eilen Sie, daß ich mich ihr zu Füßen werfen, daß ich die Geliebte, Verrathene knieend um Vergebung flehen kann für den schmähenden Zweifel!"

Die Bestürzte ging in das Haus. Die Viertelstunde, während welcher sie ausblieb, dehnte sich ihm zum halben Tage aus. Vorübergehende Dienstboten sahen ihn verwundert an. Mit einem stummen Wink nach dem Hause beantwortete er ihre Fragen. Endlich erschien Amalie wieder. Sie sah froh aus und schien erst jetzt sich von ihrem Schreck erholt und das Glück der geliebten Freundin ganz begriffen zu haben.

„Sie will Sie sehen — sie weiß alles", sagte sie, und, ihn bei der Hand ergreifend, führte sie ihn über den Hausflur in das Gemach der zitternd harrenden Meta.

Sie saß im Lehnstuhl; als er eintrat, wollte sie sich schnell erheben, aber sie sank kraftlos zurück. Er stürzte zu ihren Füßen. „Konnten Sie dies von mir glauben, Victor", fragte sie leise. Fieberische Röthe deckte ihre Wangen. Ihre Augen glänzten. Sie war von neuem schön. Aber sie zitterte heftig.

Als sie seine tiefe Erschütterung sah, sagte sie: „O

glauben Sie nicht, daß ich so krank sei. Ich bin blos erschrocken, freudig erschrocken vor meinem Glücke. Ich bin nur angegriffen! O ich werde mich erholen. Ich werde aufblühen an Ihrer Seite, mein Freund!"

„An meinem Herzen", rief er, sie fest an sich drückend. Amalie warnte, bat sich zu mäßigen, aber lange währte es, ehe beide genugsam gesammelt waren, um sich durch gegenseitige Mittheilungen aufzuklären.

„Ist es wahr", rief Meta wiederholt, „ist es kein Traum — ich werde noch glücklich sein auf Erden. Hier soll ich's sein, an derselben Stelle, wo ich einst es war in bewußtloser Kindheit; hier soll mir die ganze Fülle des Erdenglücks, der Liebe zutheil werden!"

Tage gehörten dazu, ehe sich die beiden liebenden Gatten finden lernten in das neue Verhältniß; Tage der innigsten Seligkeit. Wir schweigen davon. Denn was ließe sich erzählen von einem Leben, das zwei harmlos Glückliche leben? Der stille Frieden ihres Daseins langweilt den Dritten; der Strebende interessirt, der Genießende erregt Ueberdruß und Neid; wer den Hafen erreicht hat, geht unserer Theilnahme verlustig. Aber daß er sich doch im sichersten Port selbst nicht

geborgen wähne! Nicht Stürme drohen ihm mehr Gefahr, nicht Klippen ſind ihm mehr verderblich; aber wer ſagt dem gelandeten Schiffer, ob nicht die heutige Nacht noch erhellt werde vom Brande ſeiner Habe? von ſeinem in raſchen Flammen auflodernden Gute? Wozu hat er täglich und nächtlich behutſam das Fahrzeug gelenkt, ängſtlich ſpähend vor den Karten geſeſſen und drohende Bänke klüglich umgangen — mit gebundenen Händen, unthätig und kraftlos ſoll er es nun vor eigenen Augen untergehen ſehen!

Schon mehrere Wochen waren die Liebenden vereint, als endlich bedeutende Summen Geldes, die Victor freudig aufopferte, den Scheidungsproceß rückgängig gemacht hatten. Er lächelte ſchmerzlich, als er die Papiere hierüber empfing. Denn es war ihm kein Geheimniß mehr, und mit zerriſſenem Herzen ſah er das Unabänderliche kommen; langſam, rettungslos welkte Meta einem ſichern, leidensvollen Tode entgegen. Die berühmteſten Aerzte der Umgegend kamen nach der Reihe. Keiner gab Hoffnung. Pünktlich befolgte Meta ihre Vorſchriften, ängſtlich die Rathſchläge jedes, der Erfahrung zu haben meinte. Ja, ihr armes Herz gab

im Eifer des Verlangens ſüß hoffend ſich dunkelm Wahne hin. Erröthend verſchmähte ſie es nicht, geheimnißvolle ſympathetiſche Curen zu gebrauchen. „Die Liebe iſt's, die mich abergläubiſch macht", ſagte ſie lächelnd. Sehnſüchtig wünſchte ſie zu leben und oft lag ſie in brünſtigem Gebet vor Gott und flehte ihn unter heißen Thränen an, ihres jungen Lebens zu ſchonen.

Victor ertrug es kaum. Seine Verzweiflung, ihr Flehen erſchütterten nicht den Rathſchluß des Herrn. Als die letzten Aſtern zu welken begannen, als die Erde ſich mit gelben Blättern deckte, der Herbſtwind rauh und trüb durch die entlaubten Bäume blies — da fühlte auch ſie klar und unwiderruflich, daß ſie am Ziele ſei, daß wenige Tage ſie ſcheiden würden von dem Geliebten ihrer Seele.

Als ihr zum erſten mal dies ſchwere Bewußtſein ward und der Arzt ihr nicht zu widerſprechen wagte, weinte ſie eine Stunde lang einſam und innig. Bald aber faßte ſich ihr Geiſt und ſie ſah dem Unabwendbaren von da an mit frommer Ergebung entgegen. Sie tröſtete Victor, bat ihn, zu leben und zu verſuchen glücklich zu ſein. Dann nahm ſie ihm ein Verſprechen

ab, ihr das zu bewilligen, was sie von ihm verlangen würde. Sie gebot ihm, sich nicht an Hilbert zu rächen; denn oft hatte sie plötzlich die Glut des Zorns in seinen Augen auflodern sehen, wenn er, in Schmerz fast aufgelöst, ihr gegenübersaß, und leicht hatte sie den Zug seiner innern Gedanken errathen.

„Ich erkenn' es jetzt klar", sagte sie, „nicht er allein war der Schuldige. Auch du fehltest, mein Victor, als du leichtsinnig mit Ernstem und Heiligem spieltest. Und ich auch, o ich auch verging mich, als ich zu feige war, das Rechte zu thun. Nicht der Irrthum, der mich an Hilbert knüpfte, machte mich rettungslos elend; der Schritt war es allein, den ich abwich von der offenen Bahn der Redlichkeit. Wer den Muth nicht hat, zu sprechen und zu handeln, wo das Gewissen zu sprechen und zu handeln gebietet, der sündigt vor den Augen des Herrn, den trifft seine strafende Hand. Und war es auch allein jungfräuliche Schüchternheit, die mich abhielt, alles offen zur Erklärung zu fördern? Lauerte nicht vielleicht auch im Hintergrunde meines Herzens die eigennützige Furcht, dich zu verlieren, wenn ich spräche! — Bei meinem Gott, vor dessen Augen ich

bald ſtehen werde, ich weiß es nicht! Aber unſer Herz iſt ein dunkler Abgrund und eng nebeneinander geſäet ſind die Keime des Böſen und Guten. Wechſelnd treiben ſie Früchte hervor; wir unterſcheiden nicht, ob dieſes, ob jenes ſie zeugte. Drum richte milde, mein Victor, und verzeihe auch Hilbert!"

Erweicht, wie er war, verſprach er, was ſie begehrte.

Sie ward ruhig und ruhiger. Die letzten Stunden waren ſchmerzenlos. Sie ſtarb mit Bewußtſein, Victor's Hand krampfhaft in die ihre gedrückt. An der Stätte ihres Glücks ward ſie in die ſtille Gruft hinabgeſenkt; und nie hat die Erde ein ſchöneres und reineres Herz bedeckt. —

Als nach zwei Jahren Victor einmal wieder aus weiter Ferne nach ſeiner Heimat und dem geliebten Dörfchen zurückkehrte, fand er auf dem Grabe der theuern Verblichenen einen Mann in der gebückten Stellung eines Trauernden. Er ſchien den kalten Stein mit heißen Thränen zu benetzen und ſeine Mienen ſprachen ein tiefes Leiden aus. Victor trat näher; er

erkannte Hilbert. Zürnend wandte er das Geſicht ab und winkte ihm ſchweigend mit der Hand zu gehen.

„Victor!“ begann Hilbert ernſt.

Der Freund winkte noch einmal.

„Victor,“ rief jener, „zürne mir nicht mehr. Du biſt gerächt. Ein unglücklicher, kinderloſer Vater ſteht vor dir. Noch ungeboren tödtete meinen Knaben der Leichtſinn meines Weibes — ein zartes Mädchen die Unvernunft der Amme, der unmütterlich die Mutter es überließ. Ehre und Ruhm ward mir zutheil, während mein Herz darbt und umſonſt nach häuslichem Glücke ſeufzt. Nimm deinen Zorn von meiner ſchwer belaſteten Bruſt!“

Victor ſah ihn an. „Leb' wohl!“ ſagte er endlich und reichte ihm die Hand. Hilbert drückte ſie feſt. Dann verließ er langſam den Garten. Victor ſaß auf dem Grabe der Gattin. Er blickte ihm nicht nach und nie wollte ſein Auge ihn wiederſehen.

* * *

Ob er ſich getröſtet? — Ob er vergeſſen? — Wir wiſſen es nicht; doch glauben wir es faſt. Denn die Gewalt der Zeit iſt groß; größer noch die Gebrech-

lichkeit des Menſchenherzens, das ſich nicht finden kann weder in die Fülle der Freude noch des Leides. Ruhig iſt er gewiß; zufrieden vielleicht, heiter auch, glücklich aber wol nie wieder geworden. Denn die Wunden der Seele heilen wol, aber ſie vernarben nie ganz; nach langen Jahren gewahrſt du die Spur der Stellen, die einſtens bluteten. Wenn du einmal dich verſenkteſt in die Tiefe des Schmerzes, nicht in der Stunde aufgeregter Leidenſchaft, nein, jahrelang, mit der ganzen Kraft deines Weſens: ein unbezwingliches Weh bleibt dir zurück und den ſüßen Freudenkelch gegenwärtiger Tage wird der Erinnerung Wermut dir verbittern. Lange gepflegt und geliebkoſt iſt ſie, eng verwachſen, ein Theil deines Herzens geworden. Du kannſt dich ihrer nicht mehr entäußern. Rein genießeſt du nur, wenn du die Vergänglichkeit des Genuſſes vergißt; ſie aber legt unwiderruflich ſchmerzliches Zeugniß ab, daß kein Erdenglück beſteht.

Der Lauf der Welt.

1828.

Il n'y a que d'une sorte d'amour, mais il y en a mille différentes copies.
Larochefoucauld.

Alwinens Thür flog auf, und der Graf trat in das Zimmer ſeiner Braut. Mit freudeſtrahlendem Geſicht, händeklopfend ſprang ihm das Fräulein entgegen.

„Sie kommen, ſie kommen“, rief ſie jauchzend.

„Wer kommt?“ fragte befremdet der Graf.

„Couſine Fanny und der Baron! mein Mütterchen, meine Pflegerin, meine gute liebe Fanny! Freuen Sie ſich doch mit mir! Sehen Sie nicht ſo ernſt aus! Freuen Sie ſich der Ausſicht, die liebenswürdige Frau nun auch kennen zu lernen!“

„Was geht mich Couſine Fanny an?“ erwiderte der Bräutigam, gezwungen lächelnd. „Ich kenne nur Alwinen, will nur Alwinen kennen. Ihre Freude iſt's, die mich freut — und betrübt.“

„Und betrübt?“ wiederholte die Kleine ſtaunend.

Eine Thräne ſchien ſich in das lachende Auge drängen zu wollen. Es war, als wenn eine Wolke plötzlich vor die Sonne tritt.

„Alwine!“ ſagte der Graf und drückte mit Heftigkeit die zarte Hand, ſeine Wangen färbten ſich mit dunklerm Roth, und die ſchöne Stirne zog ſich in ſtrenge Falten. „Alwine! hätten Sie nur einen Begriff von meiner Liebe, Sie würden wenigſtens ſo nicht fragen. Ich liebe nur Sie, ſehe, höre, denke, empfinde nur Sie. Sie lieben mich, ſagen Sie! Ja, aber Sie lieben neben mir tauſenderlei. Ihr Herz hat Raum für Geſpielen, Blumen, Vögel — und weiß Gott was alles für Tanten, Vettern und Couſinen! Ich fürchte, mir bleibt nur eine kleine Stelle darin übrig.“

Alwine wußte nicht mehr, ob ſie lachen oder weinen ſollte.

„Lieber Graf“, ſagte ſie herzlich, „Sie liebe ich tauſendmal mehr als Vögel, Blumen, Couſinen und Tanten. Will ich nicht ſelbſt meine geliebten Aeltern Ihretwegen verlaſſen? Und wie werden ſie mich vermiſſen! aller Orten werd' ich ihnen fehlen! Noch iſt's

vierzehn Tage bis zur Hochzeit, und schon richtet der liebe Vater täglich wehmüthige Blicke auf mich; und wie oft sah ich die gute Mutter sich still die Brille abwischen, wenn sie, wie sie pflegt, emsig beim Nähzeug im großen Stuhle sitzt. Ach, bester Graf! zweifeln Sie nicht an meinem Herzen, das so viel Liebe freudig Ihnen opfert."

Sanfte Thränen netzten das liebliche Gesichtchen. Der Graf ließ ihre Hand fahren.

„Das eben ist's!" rief er unmuthig. „Darf ich hoffen, Ihnen so Theures ersetzen zu können? Es läßt sich leicht sagen: das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen. Sie reichen mir mit halbem Herzen, mit getheiltem Sinne die Hand, mir, der Sie allein und einzig liebt, der nichts auf der Welt begehrt und will als Sie. Ich biete Ihnen mein Alles, und Sie geben mir einen armseligen Ueberrest von Empfindung dafür, und wollen mich überreden, dies sei Liebe."

„Lieber Freund", sagte Alwine nach einer kleinen Pause sanftmüthig, „Sie sind in der übelsten Laune. Irgendetwas hat Sie verstimmt und gereizt, und so

müſſen Sie zanken, mit dem erſten, der Ihnen begegnet. Unmöglich können Sie es mir im Ernſt verdenken, daß ich keine unnatürliche Tochter, kein undankbares, liebloſes Geſchöpf bin. Aber Sie ſollen Ihren Willen nicht haben, mein ſchöner Herr! ich will ſtill halten, wie ein Lamm. Ich will Ihnen nicht vorrechnen, wie manchen Neigungen ich Ihretwegen ſchon willig entſagt, wie manches theure Verhältniß ich um Ihretwillen ſchon abgebrochen."

„Neigungen? Verhältniß? Wovon ſprechen Sie?"

„Welche Freude machte mir nicht das Klavierſpiel, keine Beſchäftigung war mir lieber! Ich war noch ſo ſchwach darin! Unterricht that mir ſo noth! Sie wollten es nicht mehr — o, ich ſchäme mich auszuſprechen warum! es war gar zu beleidigend! gar zu kränkend."

„Alwine, ich kenne nichts Unſchicklicheres als dieſe Handberührungen! dies Sitzen Arm an Arm! dieſe unanſtändigen, verführeriſchen Vertraulichkeiten!"

„Iſt es möglich! Der Cantor! ein Menſch, ſo tief unter mir an Stand und Erziehung! ein Ehemann noch dazu und nicht ein bischen liebenswürdig! Aber

ich that es, weil Sie's wollten. Ich gab den Unterricht auf und stümpre nun so fort. Und dann — o nein! das können Sie nicht vergessen haben — es wird Ihnen von selbst wieder einfallen. Sehen Sie — vergeben Sie mir, aber ich kann nicht ohne Thränen daran denken! Mein liebes kleines Canarienvögelchen, das so zahm und ergeben war! Sie wissen, wie ich an dem kleinen Liebling hing, dennoch — es war mein fester Vorsatz, ihn wegzugeben, weil Sie ihn nicht leiden mochten. Da ersparten Sie es mir selbst! — O nein, mein Geliebter! ich mache Ihnen keinen Vorwurf! ich weiß es, es that Ihnen selbst weh, als Sie aus Versehen ihn ertraten, den armen, kleinen, flügellosen — aber noch einmal! seien Sie mir nicht böse — ich muß weinen, wenn ich an die kleinen, brechenden Aeuglein denke, mit denen er so klagend mich ansah, an das zuckende Herzchen, das in meiner Hand zum letzten male pochte!"

Sie verbarg mit den Händen die weinenden Augen. Der Graf stand erweicht und beschämt. Er umfaßte sie sanft.

„Sie sind ein süßes Kind, meine Alwine!" sagte

er, „kommen wir erſt nach der Stadt, ſollen Sie Papagaien und Goldfiſchchen haben, ſoviel Sie wünſchen.“

„Und dann Minchen“, fuhr Alwine ermuthigt fort. „Sie war meine Jugendgeſpielin, meine älteſte, liebſte Freundin, das beſte Mädchen von der Welt, und ſtets ſo liebevoll gegen mich! Seh' ich ſie noch? Zog ich mich nicht ganz von ihr zurück? Muß erleben, daß ſie mich für ſtolz und undankbar hält? Und blos, weil Sie aus unbegreiflichem Eigenſinn das gute Mädchen nicht mögen, weil Sie ſie langweilig, geſchwätzig, weiß der Himmel was alles finden.“

„Minchen?“ wiederholte der Graf lächelnd. „Amtmanns Minchen? Ja, ja, ich beſinne mich, eine wahre Vogelſcheuche! häßlich wie die Nacht und ſuperklug! voll tugendhafter Floskeln. Liebſte Alwine, Sie bedürfen dieſer Folie nicht, um ſchön und liebenswürdig zu erſcheinen.“

„Wie!“ rief Alwine, nicht ohne Empfindlichkeit, „Sie trauen mir doch nicht etwa zu, daß ich darum — —“

„Alles Gute, alles Vortreffliche traue ich Ihnen zu, ſchöne Alwine“, erwiderte der Graf ſchmeichelnd

und zog sie fester an sich, „allein Sie wissen selbst, was die Freundschaft anbetrifft, so stehen die Damen in einigem Miscredit.“

Aber Alwine machte sich los. Sie war ernstlich böse. Sie vertheidigte München, vertheidigte ihre Freundschaft. Der Eifer, mit dem sie sprach, stand ihr allerliebst. Der Graf fand sie höchst reizend in ihrem Unmuthe. Er ward immer weicher und schmeichelnder. Die Zärtlichkeit kleidete ihn tausendmal besser als die üble Laune, und so war die Versöhnung bald geschlossen. Nach ein paar Minuten saßen die Liebenden traulich beieinander, und es währte nicht lange, so war Alwine wieder bei Cousine Fanny. Der Graf ließ es geschehen. Er hörte nicht viel hin, freute sich still an der anmuthigen Bewegung der blühenden Lippen, spielte mit Locken und Schleifen der Geliebten und versäumte nicht, sie oft durch dem Verlobten gestattete Liebkosungen zu unterbrechen. Die Kleine plauderte harmlos fort, und als die alte Landräthin, Alwinens Mutter, in das Zimmer trat, bemerkte sie wohlgefällig den seltenen Frieden des Brautpaars und schlich sich, leise die Thür zudrückend, wieder hinaus.

Im Grunde wußte auch der Graf alles ſchon, was Alwine ihm ſagte, hatte ſeit den vier Wochen, daß er als Bräutigam hier auf dem Gute des Landraths zum Beſuch war, alle Verhältniſſe der Familie bis zum Ueberdruſſe abſprechen hören. Er wußte, daß Couſine Fanny als eben erſt erwachſenes Mädchen in das Haus ſeiner künftigen Schwiegereltern gekommen war, daß ſie die fünfjährige Alwine gleich beim erſten Anblick geliebt und ſie gehätſchelt und gepflegt, ſieben Jahre lang, oft mit Aufopferung eigener Freuden und mit ſchlafloſen Nächten, wie gutgeartete große Mädchen gern die Kraft ihrer Liebe an kleinern üben und ſtärken. Es war ihm längſt bekannt, daß ſie ſich mit einem jungen Baron aus der benachbarten Stadt verſprochen hatte, der ein paar Jahre hindurch das wahrhafte Ideal eines Bräutigams geweſen war, verliebt über allen Ausdruck, gefällig, unterwürfig, nur für die Eine lebend, die Eine beſingend, feiernd auf mannichfache Weiſe; daß ſie nun bereits ſeit ſieben Jahren mit ihm verheirathet ſei und in einer ſehr entfernten Reſidenz lebte, wo der Gemahl als Rath bei der Regierung angeſtellt war. Das alles hatte

der Graf vielfältig beſprechen und beſonders gern und oft bei dem excentriſchen Ausdruck verweilen hören, mit welchem der zärtliche Bräutigam ſeine Liebe kundgegeben hatte. Wie er einmal mit Todesgefahr den ſteilſten Felſen erſtiegen, weil die Geliebte einen flüchtigen Wunſch ausgeſprochen nach einer dort blühenden Blume; wie er einen treuen Hund, der ihm einſt das Leben gerettet, abgeſchafft, weil ſein Bellen ſie erſchreckt; wie an jedem Morgen friſche Kränze ihre Toilette geziert, und ein neues huldigendes Gedicht ſie begrüßt. Alle dieſe Züge hatte der Graf aus dem Munde des Landraths und der Landräthin gleichgültig mit angehört, aber als heute nun auch Alwine ihrer gedachte, ward er unwillkürlich aufmerkſamer und ſeine Miene verdüſterte ſich. Der Abend dämmerte ſchon; ſo bemerkte Alwine es nicht. Der ſie umfaſſende Arm ſank zurück, das zürnende Auge auf den Boden geheftet, begann er mit der Spitze des Fußes kleine Kreiſe zu malen.

„Nun“, unterbrach er endlich die anmuthige Schwätzerin mit ſchlecht erkünſtelter Kälte, „bald werden

Sie sich ja am Anblick dieses liebenswürdigsten aller Männer weiden können."

Alwine erschrak vor dem Tone seiner Stimme.

„Sie wissen nur zu gut", entgegnete sie einlenkend und mit weicher Hand die seine ergreifend, „jetzt hab' ich nur Augen für Einen!"

„Jetzt, ja! wo nur der Eine das Glück hat, vor diesen schönen Augen zu stehen."

„Nun, Sie glauben doch nicht etwa, daß das zwölfjährige Mädchen schon Liebesgedanken gehabt?"

„Wer überzeugt mich vom Gegentheil, Alwine? Ich könnte Ihnen zwanzig für eine nennen, die noch früher Romane gespielt."

„Liebster Freund! Sie machen mich lachen! Mit Ihren Städterinnen mag es anders sein, aber wir Landmädchen spielen im zwölften Jahre noch mit der Puppe."

„Diese Wärme der Erinnerung" — — — —

„Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber! Sie haben des Barons Wiedererscheinen auf keine Weise zu fürchten. Seine Huldigungen galten ausschließlich seiner Fanny. Er hatte weder Ohr noch Auge für eine Dritte."

„Sie spotten meiner, Alwine“, rief der Graf aufgebracht, „diese Garantie geben Sie mir für Ihre Treue!“

„Bleibt mir eine andere übrig“, erwiderte das Mädchen schmerzlich, „wenn Sie die sicherere Bürgschaft meines Herzens, meines ewig gleich liebevollen Betragens verwerfen?“

„Sie sind beleidigt, Alwine“, sagte der Graf rasch aufstehend, „Sie haben keine Ahnung davon, wie der bloße Gedanke, die entfernteste Möglichkeit, Sie zu verlieren, mein treues liebendes Herz zerreißt!“

„O hätten Sie Vertrauen zu mir! Wodurch hab' ich je Ihren Argwohn verdient!“

„Sie kennen das Menschenherz nicht, meine Alwine! Sie kennen Ihr eigenes Herz nicht! Schwach und eitel ist Ihr Geschlecht! ein zerbrechliches Gefäß bewahrt des treuesten Mannes irdisches Glück!“

„Die Liebe macht mich stark“, rief Alwine, sich an seine Brust lehnend, „die Liebe zu Ihnen. Sie sind meine Eitelkeit, mein Stolz! O quälen Sie Ihre Alwine nicht durch Mistrauen!“

Kuß und Umarmung erstickten jedes fernere Wort.

Aber nicht immer endeten die Streitigkeiten der Liebenden ſo. Oft genug kam Alwine mit rothgeweinten Augen zu Tiſche, und der Graf ſpielte mit Meſſer und Gabel, ohne zu eſſen; ſtürzte ſchweigend ein paar Gläſer Wein hinunter und ſtieß den anſpringenden Hund mit ſolcher Gewalt zurück, daß das arme Thier heulend in eine Ecke flog. Der Landrath ſummte dann ein Liedchen vor ſich hin, die gute Mutter ſchüttelte ſtill den Kopf. Alwine war die einzige, die freundlich und liebevoll ſprach, nur darauf bedacht, den Gedanken nicht wieder in den beſorgten Aeltern aufkommen zu laſſen: ſie ſolle den Eiferſüchtigen, Uebellauniſchen aufgeben, an deſſen Seite kein Eheglück ihrer warte.

Alle Kränkungen, alle Beleidigungen, welche ſie erfuhr, nahm ſie willig und gern als ein Uebermaß ſeiner Liebe. Welche Sünde wird leichter verziehen? Und der Graf war unwiderſtehlich, wenn er, der ſtolze, unbeugſame Mann, ſo zärtlich und demuthsvoll, oft kniend um Vergebung flehte, ſie ſeine Heilige nannte, und die rührendſten enthuſiaſtiſchſten Betheuerungen glühender Liebe ausſprach. Ein härteres als Alwinens Herz hätte darüber alles vergeſſen!

Der Graf war über zwölf Jahre älter als seine Braut, ein schöner, stattlicher Mann, Offizier, und Cavalier im weitesten Sinne des Wortes. Er war früh unabhängig geworden und hatte die Freiheit seiner Lage nicht immer weislich benutzt. Er galt für einen Verehrer der Frauen, weil er im Aeußern keinen Zug ritterlicher Galanterie vernachlässigte und fast nie ohne zärtliches Verhältniß war. Aber im Herzen glaubte er die Frauen verachten zu dürfen und bürdete unbillig, was der Leichtsinn der einen an ihm verbrochen, und die Schwäche einer zweiten ihm gelehrt, dem ganzen Geschlecht auf. Mistrauen und Stolz, der nur Außerordentliches sich aneignen zu dürfen glaubte, machten ihm jeden Gedanken an Heirath verhaßt. Dennoch blieb im Innersten seines Herzens eine Sehnsucht nach echter, wahrer Liebe, nach einer süßen anmuthigen Häuslichkeit lebendig. Ein stilles, frommes Mädchen zu finden, fern von dem Verderben der Residenzen erzogen, unschuldig und schön, durch ihn gebildet, durch ihn für die Liebe empfänglich gemacht — seine Seele öffnete sich, und sein Gemüth erweichte sich wunderbar, wenn ihm in einsamen, seltenen Augen-

blicken dieſe Vorſtellung kam. Allein er dachte daran, wie der Reifgewordene an die Erfüllung eines frühen Jugendtraums, an das Wahrwerden eines lieben Märchens denkt, das einſt des Kindes Phantaſie mit idealen Gedanken gefüllt.

Ein Zufall führte ihn als Gaſt zu fernen Verwandten auf das Land; ganz nahe lag das Gut von Alwinens Aeltern. Das Pfingſtfeſt, das man eben feierte, brachte wechſelsweiſe die ganze Nachbarſchaft bald hier bald dort zuſammen. Die friſche blühende Schönheit Alwinens entzückte den Grafen, ihre natürliche Anmuth und Güte feſſelte ihn, ihre Unerfahrenheit und Neuheit in allen Verhältniſſen der großen Welt übten eine zauberiſche Gewalt über ſein Herz aus. Er ſah, wie ſie, obwol ſchöner und liebenswürdiger als alle, ſo herzlich von ihren Geſpielinnen geliebt ward; wie ſie ſo harmlos und kindlich der Luſt des Tanzes genoß, wo aus Mangel an Tänzern, wie es wol auf dem Lande zu geſchehen pflegt, ſich Mädchen und Mädchen paarten; wie ſie, ſo unſchuldig und ſchüchtern ſie war, ſich doch ſo geſchickt der plumpen Zudringlichkeit einiger ältern Landjunker zu entziehen

wußte. Solche Beobachtungen rechtfertigten das erweckte Gefühl in seiner Brust; der Gedanke an eine ernste Verbindung trat ihm seit langer Zeit zum ersten male wieder vor die Seele. Alle Umstände waren günstig; Stand, Vermögen — gegen nichts ließ sich die mindeste Einwendung machen.

Er trat mit einigen raschen Schritten Alwinen näher, und Alwine trat nicht zurück. Mit Beben und betäubendem Herzklopfen, mit hochglühenden Wangen hörte sie endlich seine Erklärung mit an. Seine feinen liebenswürdigen Sitten gefielen ihr; seine stolze Männlichkeit überwältigte sie; sie fühlte, an seiner Kraft ruhen zu können; die heiße Liebe, welche er ihr aussprach, lieh ihr Vertrauen zu ihm. Ihre Aeltern konnten gegen den wohlhabenden gräflichen Freier, gegen den anerkannten Mann von Ehre und Redlichkeit nichts einwenden. So war sie seine Braut, ehe noch sie sich ihrer Gefühle für ihn recht bewußt geworden war. Aber nun schmiegte sie sich ihm mit der innigsten Hingebung an. Wie sie von jeher die zärtlichste, gehorsamste Tochter gewesen war, die rücksichtsvollste

Freundin, die gütigſte Herrin, ward ſie jetzt die aufmerkſamſte, liebreichſte Braut.

Der Graf dagegen war kaum ihres Beſitzes gewiß, als, nicht etwa ſeine Leidenſchaft ſich verminderte — dieſe ſchien mit jedem Wiederſehen zu ſteigen — nein, aber als der Egoismus ſeines Sinnes ſchroff und verletzend hervorbrach. Umſonſt, daß ſeine getrübten Anſichten von Frauenwerth und Treue an Alwinens muſterhaftem Betragen abglitten: ſein ſchneller Sieg ſelbſt über ihr Herz mußte dazu dienen, ſein altes Mißtrauen zu wecken. Es quälte ihn, ob nicht ein Anderer an ſeiner Stelle auch ſo glücklich geweſen ſein würde? Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er ja vielleicht der erſte Mann geweſen ſei, den ſie gekannt, der ſich ihr liebend genähert. Dazu kam die Langeweile und Einförmigkeit des Landlebens, wenn er ſie während des Bräutigamsſtandes auf mehrere Tage oder Wochen beſuchte. Er hegte geringe Achtung gegen den glänzenden Kreis, in welchem er ſelbſt ſich mit Anmuth und Freiheit bewegte, und glaubte die Geſellſchaft leicht entbehren zu können, an welcher er doch mit allen Ketten der Gewohnheit hing. Von der Acker-

wirthſchaft, des Landraths Steckenpferd, verſtand er nichts. Bei der guten Mutter Familiengeſchichten hatte er genug zu thun, das Gähnen zu unterdrücken. Alle Kräfte ſeiner Seele waren einzig auf Alwinen gerichtet, aber ohne daß das liebe Mädchen ſich daran hätte erfreuen können.

Mit der unermüdlichſten Geduld unterwarf ſie ſich ſeinen despotiſchen Launen und konnte doch nur auf kurze Zeit des theuern Freundes Zufriedenheit erringen. Die Liebe des guten Kindes, die ſich über alles, was es umgab, wohlthätig ausdehnte und doch für ihn ſo unbeſchränkt und reich blieb, war ihm nicht ausſchließlich, ja nicht ſelbſtſüchtig genug. Er wollte nicht ihr höchſtes, er wollte ihr einziges Glück ſein. Sie ſollte ihn nicht allem vorziehen, ſie ſollte alles über ihn vergeſſen. Ihre unſchuldigſten Liebhabereien verdroſſen ihn, ſobald ſie nur irgend das Maß des bloßen Wohlgefallens überſchritten. „Lieb' ich doch auch einzig ſie!“ ſagte er, und vergaß, daß er, ehe er ſie gekannt, gar nichts geliebt, daß ſein Herz in ſtolzer, egoiſtiſcher Abgeſchiedenheit an keinem Gegenſtande mehr als oberflächlichen Antheil genommen. Seine Aeltern

waren längst todt; mit seinen Geschwistern lebte er gespannt; von den achtungsvollen, anscheinend freundschaftlichen Verhältnissen mit seinen Waffengefährten wußte sein Gefühl für Ehre und Anstand mehr als sein Herz. Alwinens ewige Gefälligkeit ließ seiner launischen Eigensucht freien Spielraum. Hatten schon während seiner kürzern Besuche die besorgten Aeltern oft bedenkliche Mienen gemacht, so drohte ihr Mißfallen jetzt, wo er seit beinahe einem Monate die letzten Vorbereitungen zur Hochzeit abwartete, oft genug laut auszubrechen. Aber Alwinens Liebe ließ keine Erörterungen zwischen Aeltern und Bräutigam zu. „Ich liebe ihn", sagte sie beschwichtigend, „er wird mich schon besser kennen, mir vertrauen lernen!" Und Vater und Mutter schwiegen, das arme Kind nicht zu kränken.

Endlich kam der Tag, für welchen Fanny ihre Ankunft angekündigt hatte. Der Wagen ward angespannt, man wollte dem willkommenen Besuch entgegenfahren, ihn desto eher begrüßen zu können. Alle standen wartend an den Fenstern umher, der Graf hinter seiner Braut. Da trat ein Herr in Reise-

kleidern, ziemlich wohl beleibt und dem Anſehen nach bereits ſtark in den Vierzigen, in das offenſtehende Thor des Schloßhofs. Die Pfeife ragte hoch hinten aus der Taſche empor; der erſchlaffte Gang ſchien zu verrathen, daß er einen weiten Weg zurückgelegt habe, übrigens trug ſein ganzes Anſehen das Gepräge einer gewiſſen Behaglichkeit. Er ſah ſich mit der Miene eines Bekannten rings um, grüßte, die Familie am Fenſter erblickend, vertraulich hinauf und ſchritt raſcher auf das Wohngebäude zu.

„Wer mag das ſein?“ fragte Alwine.

„Ich ſollte meinen, ich müßte ihn kennen“, entgegnete die Mutter.

Der Landrath nannte allerlei Namen entfernter Bekannten, die Damen verwarfen alle. Während dieſes Geſprächs trat der Fremde unangemeldet in das Zimmer. Beim erſten Ton ſeiner Stimme rief die Landräthin höchſt überraſcht: „Mein Himmel! der Baron!“ und der Landrath, nachdem er ihn näher betrachtet:

„Wahrhaftig, unſer Regierungsrath!“

Freudige Begrüßungen wechſelten nun mit Fragen

nach Fanny und verwunderungsvollen Ausrufungen, ihn allein zu ſehen. Aber der Baron beruhigte die Beſorgten:

„Meine Frau iſt alſo noch nicht hier?“ fragte er. „So kann ſie doch keine Viertelſtunde mehr ausbleiben. Sie haben gar böſe Wege hierzulande, lieber Onkel! Ich konnte das Stoßen und Rütteln und das ewige Lamentiren nicht mehr ertragen und zog vor, die letzte Stunde zu Fuß zu gehen. Auf der ganzen Reiſe hab' ich's ſo gehalten. Fanny war es auch recht; ſie kann das Tabackrauchen im Wagen nicht leiden, und mir wird es zu ſchwer, es zu laſſen, da es noch das einzige iſt, was einem die Langeweile im Reiſewagen vertreibt.“

Unterdeß nun der Landrath ſich freute, in ihm einen Genoſſen beim Rauchen begrüßen zu dürfen — denn der Graf ließ ihn dies ſein Lieblingsvergnügen, aus Galanterie gegen die Damen, immer allein genießen und ſchmälerte ihm es dadurch zur Hälfte — und die gütige Hausfrau ihn ermunterte, ſich es bequem zu machen, betrachtete Alwine den neuen Vetter nicht ohne unangenehme Verwunderung. Welch ein ganz anderes

Bild hatte Couſine Fanny's junger Gatte in ihrer kindiſchen Phantaſie hinterlaſſen! Daß man in ſieben Jahren älter wird, hatte ſie nicht vergeſſen; männlicher, ruhiger, gehaltener meinte ſie; aber in dem Manne, der da ſo nüchtern, ſo proſaiſch, ſo alle Jugend verleugnend vor ihr ſtand, glaubte ſie den nicht zu erkennen, der, wie ſie unerfahren wähnte, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, aus dem ſchlanken, poetiſchen, kaum achtundzwanzigjährigen Liebenden, den ſie damals gekannt, in ſieben Jahren hätte werden müſſen. Der Graf ſah ſie an. Er errieth leicht, was in ihrer jungen Seele vorging, und lächelte ein wenig ſpöttiſch.

Der Regierungsrath begrüßte darauf die Couſine herzlich, und ihren Verlobten mit einem Anſtand, der deutlich auf ſeine Erziehung und die Gewohnheit, mit Leuten von Rang und Geburt umzugehen, hinwies. Den von neuem in Anregung gebrachten Vorſatz des Entgegenfahrens ſuchte er jedoch der Familie auszureden.

„Mit dergleichen Freundſchaftsbezeigungen", meinte er im allgemeinen, „ſei ſelten dem Reiſenden gedient, der, hauptſächlich wenn er einem werthen Ziele zu-

ſteuere, nur ungern das in der Phantaſie aufgenommene Bild ſich zerſtückeln ließe, indem er gezwungen werde, das geliebte Locale von dem geliebten Perſonale zu trennen. Fanny insbeſondere", fügte er lächelnd hinzu, „würde Ihre Erſcheinung, trotz ihrer Sehnſucht hierher, vielleicht mehr in Verlegenheit ſetzen als erfreuen, denn ſie ſitzt ſo von Schachteln umgeben und in ſolcher Angſt um die zarten Sachen darin, daß ſie bei der beſtändigen Erſchütterung des Wagens nur immer zu halten und aufzuheben hat. Sie könnte daher dieſe nothwendigen Uebel ſo wenig ihrem Schickſale überlaſſen, um ſich zu Ihnen in Ihren Wagen zu ſetzen, als ſie, ſo hoch umthürmt und umlagert, mehr als eine Perſon in den ihrigen aufnehmen könnte."

„Ja, ja", lachte der Hausherr, „ſo machen's die Weiber."

Allein die Landräthin äußerte Beſorgniß. „Der Abend dämmert ſchon", ſagte ſie. „Ich kenne Fanny; ſie war immer furchtſam, und ſo ganz allein — — —"

„Nicht doch", erwiderte der Baron, indem er ſich die Pfeife ſtopfte. „Der Bediente iſt bei ihr."

„Wie, wenn ſie gar umwürfe....."

„Der Kutſcher iſt zuverläſſig", entgegnete er und zündete die Pfeife an.

Alwine beſchloß um ſo lebhafter zu fahren. „Kommen Sie, beſter Graf!" ſagte ſie mit einem kleinen Trotze, der ihr ſonſt wenig eigen war. Der Graf erklärte ſich lächelnd zu allem bereit. Er war liebenswürdiger als je, und die Folie des ſchwerfälligen Ehemanns gab in den Augen der jungen Braut ſeiner Erſcheinung einen mehr als gewöhnlichen Glanz.

Indem rollte ein Reiſewagen in den Hof. Alles eilte hinunter, die geliebte Fanny zu begrüßen. Der Baron war zu ermüdet von dem weiten Gange. Er trat mit der Pfeife an das Fenſter und ſah nicht ohne herzliche Rührung, wie ſeine Frau, vor Freude laut weinend, ſich in die Arme der ehrwürdigen Pflegeältern warf und die ſüße, kleine, nun zur Jungfrau erblühte Schweſter an ihre Bruſt drückte. So wenig dieſe letztere vom Baron befriedigt war, ſo ſehr entzückte ſie Fanny's Wiederſehen. Die ſieben Jahre hatten freilich trotz der ſorgſamſten Pflege auch ihren Reizen einigen Eintrag gethan. Allein was davon die Toilettenkunſt nicht verbergen konnte, deckte Alwinens Liebe für

sie zu, und außerdem machte die Anmuth ihrer Miene, die Grazie ihrer kleinen zierlichen Gestalt, die Eleganz ihrer Kleidung sie noch immer zu einer höchst liebenswürdigen Erscheinung. Mehr aber als alles dies nahm die unveränderte, ja gesteigerte Liebe, mit welcher sie ihre Verwandten begrüßte, deren Herzen ein. Die süßen Worte Vater, Mutter, Schwester tönten wie Musik von ihren zarten Lippen, als wollte sie sich an ihrem lange nicht gehörten lieben Klange weiden.

Besonders aber überhäufte sie Alwinen mit den zärtlichsten Liebkosungen und wußte es wiederholt als das sicherste Zeugniß ihrer Freundschaft geltend zu machen, daß sie die Pflegeschwester nicht um ihre jugendliche Schönheit beneide, sondern sich herzlich darüber freue. Eine Aeußerung, die Alwinen freilich nur beschämen konnte und mit hohem Erröthen von ihr aufgenommen ward, um so mehr, als sie glaubte, vor dieser holdseligen Erscheinung ganz verschwinden zu müssen. Ein instinctartiges Gefühl machte sie daher heute weicher und liebevoller als je gegen den Grafen; überdies war sie zu lange auf diesen Abend vorbereitet, um über den Empfang des lieben Gastes den Bräutigam

ſcheinbar nur im mindeſten zu verſäumen, und ihr gutes Herz lehrte ſie, die zärtlichſten Aufmerkſamkeiten gegen beide ſo geſchickt zu vereinigen, daß ſelbſt der Graf, der ohnehin durch den Eindruck, welchen der Baron gemacht, in günſtige Stimmung verſetzt war, keinen Grund zur Unzufriedenheit finden konnte.

Für den folgenden Morgen hatte die Baronin Alwinen zu ſich beſchieden. „Da wollen wir unſere Herzen voreinander ausſchütten, liebes Mädchen! Wir haben einander gar viel zu erzählen. Ich weiß, bei euch fängt der Tag früh an; habe du Nachſicht mit der Städterin, mit der Verwöhnten. Um acht Uhr komm vor mein Bett, ſüßes Kind!“

Alwine verſprach es freudig. Schon bald nach ſechs Uhr kam der Graf vor die Thür ſeiner Braut, um ſie zum Spaziergange abzuholen. Der Morgen war herrlich. Sie ging ſtill entzückt an des Geliebten Seite; die Natur, Gottes Schöpfung, erſchien ihr ſchöner durch ihn, ſie ihm ſchöner in der freien Natur; ihr innigerer Händedruck ſagte es ihm; ſein beredterer Mund verkündete es ihr; ſo waren beide miteinander zufrieden. Die reinſte Freude ſpiegelte ſich

in des lieben Mädchens Augen, denn wie schwach auch die menschliche Brust sei, an dem Vergnügen, dem Geliebten zu gefallen, hat die Eitelkeit geringern Antheil als das Herz.

Endlich schlug die Dorfuhr acht, und Alwine erinnerte sich an das der Cousine gegebene Versprechen. Sie erwähnte es unbefangen gegen den Grafen und schlug vor, den Weg nach dem Schlosse zu richten. Ueberdies war es die gewöhnliche Zeit, wo sie von ihren Morgenspaziergängen zurückzukehren pflegten. Der Graf aber meinte, die Damen der großen Welt schliefen wenigstens bis neun, und suchte den Rückweg geflissentlich in die Länge zu ziehen. Alwine gab im Grunde heute lieber nach als je, aber sie war zu pünktlich gewöhnt und zu gewissenhaft, um ihr gegebenes Wort über ihr Vergnügen zu vergessen. Nach einer Viertelstunde erinnerte sie daher den Freund aufs neue und ließ sich wieder eine andere Viertelstunde hinhalten. Nun wollte sie Fanny nicht länger warten lassen. Der Graf nahm es übel, daß sie an seiner Seite, daß sie in solchen Stunden der überschwenglichen Liebe nur an Fanny zu denken Zeit habe. Er machte keine Ein-

wendungen mehr, aber er ging verſtimmt und ſchweigend an ihrer Seite. Umſonſt bemühte ſie ſich, mit liebevollen Worten ihm deutlich zu machen, wieviel ihr heute ihre Gewiſſenhaftigkeit koſte. Er antwortete nicht, und ſo ſchwieg auch ſie endlich. Aber als ſie ſich vor Fanny's Thür trennten, konnte ſie nicht umhin, erſt in ihr einſames Kämmerchen zu ſchleichen, um ſich eine Viertelſtunde lang hier recht auszuweinen und mit erleichtertem Herzen der lieben Schweſter nahen zu können.

Der Graf hatte recht gehabt; Fanny war kaum erſt erwacht. Sie fand in der Ermüdung von der Reiſe eine gerechte Entſchuldigung, und Alwine hatte nicht nöthig, die ihrige wegen des verlängerten Ausbleibens anzubringen. Ihre verweinten Augen entgingen Fanny's aufmerkſamem Blicke nicht, doch war ſie zu discret, um von vornherein mit Fragen in ſie zu dringen. Das junge Mädchen mußte ihr ihre Liebesgeſchichte auf das umſtändlichſte mittheilen; ſie wollte alles wiſſen: was ſie geſagt, empfunden, was der Graf geſprochen und wie er dabei ausgeſehen, vom erſten Augenblick der Bekanntſchaft an bis auf heute. Das

ungemeſſene Lob, mit welchem die erfahrene Frau von ſeinem Aeußern ſprach, gab Alwinen Muth, ebenſo ſein Inneres zu rühmen, und ſie redete mit ſolchem Enthuſiasmus, daß jene endlich lächelnd fragte:

„Hat er denn wirklich keinen Fehler?“

Alwine war zu aufrichtig, um zu leugnen, und zu ſehr durch des Bräutigams Fehler gequält, um ſie zuzugeben. Sie ſuchte auszuweichen; als ihr aber Fanny tief und tiefer in das verweinte Auge ſah und ſie vor dem ſcharfen Blick derſelben umſonſt es niederſchlug, bekannte ſie endlich, er ſei empfindlich und eiferſüchtig. Sie wollte nicht ſagen despotiſch, ſelbſtſüchtig und neidiſch.

„Eiferſüchtig?“ rief Fanny; „o du glückliche Unglückliche! Es iſt der ſchönſte, liebenswürdigſte Fehler, den ein Liebender haben kann. Glaube mir, das iſt das Seidenfädchen, ſein Herz auf ewig feſtzuhalten. Kennſt du erſt dieſe verwundbare Stelle, ſo ſteht es bei dir, ihn durch tauſend kleine, unmerkliche Nadelſtiche beſtändig nach dem ſüßen Balſam deiner Liebe lechzen zu machen, den du natürlich auch wieder immer für ihn bereit haben mußt. O wie glücklich biſt du! Wiſſe

Kind, das iſt von jeher mein größtes Leiden geweſen, daß es mir nie hat gelingen wollen, nur einen Funken von Eiferſucht in meinem Mann zu wecken.“

„Du ſcherzeſt, Fanny! Was hätte deinem Herzen wohlthuender ſein können, als ſolch unbegrenztes Vertrauen?“

„Gutes Kind, iſt dir das Märchen auch erzählt worden? Vertrauen? Man iſt allenfalls ſeiner Grundſätze gewiß, aber auch ſeines Herzens? Wer den Menſchen kennt, weiß, daß er mit dem Zügel des Pflichtgefühls höchſtens die Leidenſchaft in ihrem wilden Laufe hemmen, nicht aber ſie nach Belieben hierhin oder dorthin lenken kann. Wer ſich das ſichere Eigenthum eines liebenden Herzens bewahren will, muß klüglich bedacht ſein, es dem Angriffe und der Gefahr des Kampfes zu entziehen.“

„Unmöglich, meine Fanny! Die Tugenden mögen im Preiſe ſteigen durch mühevollen, ſchwer errungenen Sieg. Aber die Treue iſt kaum eine Tugend; ſie iſt das Element, in welchem allein die wahre Liebe lebt, die nothwendige Bedingung ihres Daſeins; ſie iſt ihr Bedürfniß, wie das Athemholen das des Lebens iſt.“

„Kleine Schwärmerin! aus welchem Roman haſt du deine Weisheit geſchöpft? So wenig wir wiſſen, warum wir Blau mehr lieben als Roth, oder umgekehrt, ſo wenig wir Rechenſchaft zu geben vermögen, weshalb wir eine Speiſe der andern vorziehen, ſo wenig ſind wir Herren unſerer Neigungen. Wir eſſen Kraftſuppen und enthalten uns des Confects, wenn der Arzt es verordnet; aber werden wir uns deshalb überreden können, die Suppe ſchmecke ſüßer als Marzipan? Gewiß nicht, wir folgen eben der Vernunft, daß wir um unſerer Geſundheit willen der Lieblingskoſt, für deren Wohlgeſchmack wir nicht können, entſagen. Gerade ſo iſt's mit der ehelichen Treue. Die Pflicht des Gatten wie der Gattin iſt's, zu ſorgen, daß die Brühe ſchmackhaft bleibe."

Die ſtumme Verwunderung, mit welcher Alwine zuhörte, ſchmeichelte der ſchönen Philoſophin und beſchwichtigte halb und halb ein geheimes ſchmerzliches Gefühl in ihrer Bruſt. Sie trank ihre Taſſe Chocolade aus und fuhr fort:

„So lange ich Braut war, meine Alwine, war ich, obwol ein paar Jahre älter, nicht weniger unerfahren

als du. Mein Verlobter hielt mich durch seine unermüdlichen Aufmerksamkeiten so sehr in Athem, seine Liebe befriedigte mich so ganz, daß ich gar nicht an die Möglichkeit des Erkaltens dachte. Aber der Ehemann zeigte sich bald anders. Zuerst ging noch alles gut; es kann auf der Welt nicht zwei glücklichere Wesen geben, als wir waren. Aber dann gerieth der Baron mehr und mehr in die Geschäfte hinein. Er saß den ganzen Tag in Acten vergraben, und kam er dann abends zu mir, war er abgespannt und erschlafft, und wie viel Mühe ich mir auch gab, ihn zu unterhalten, ich mußt' es nicht selten erleben, daß er mitten unter meinen Erzählungen an meiner Seite einschlief. Ich weiß kaum, ob das Los der Gattin eines Müßiggängers trauriger ist, oder das der Frau eines Ueberbeschäftigten. Der Müßiggänger quält sie durch Einmischen in alles: er hat ewig zu fragen, zu stören, Rath zu geben, und keine Liebe ist so kräftig, daß die Langeweile sie nicht nach und nach zu Tode zu martern vermöchte. Der Ueberbeschäftigte wiederum hat nicht Zeit zu empfinden, zu lieben, und es ist fast, als ob die Bürde der Arbeit, indem sie ihm die Frische des Geistes raubt, auch lastend

auf ſeinem Herzen drückt und den freien Athemzug hemmt. Es ſollte mein Geſchick ſein, dies zu erfahren. Ich hatte mich den ganzen Tag über ſo herzlich auf jene Abendſtunden gefreut! Als ich ſah, daß meine Unterhaltungskunſt nicht mehr ausreichte, ſchlug ich vor, die Abende in Geſellſchaft zuzubringen. Allein da war es ihm läſtig, ſich nach ſo mühevollem Tage noch anzukleiden, noch Zwang anzuthun. Ich machte nun den Verſuch und ging allein. Aber ich hatte bald genug Urſache, es zu bereuen! Statt der geliebten Fanny zu folgen, die geputzt, gefeiert zu ſehen ſonſt ſein höchſter Triumph war, was that er? er ging auf das Caſino. Da waren nur Männer, da konnte er im Ueberrock erſcheinen und beim Whiſt die müden Gedanken vollkommen ausruhen laſſen. So leben wir nun jahraus, jahrein. Ich habe mich, ſo gut ich kann, in mein Los gefunden, beſuche Bälle, Thees, Aſſembleen ohne ihn. Bered' ich ihn ja einmal, mich zu begleiten, ſo ſeh' ich ihn dennoch den ganzen Abend nicht. Von Tanz und Unterhaltung ungeſtört, von den Damen ungenirt, ſitzt er in einem entlegenen Zimmer mit einigen Collegen und — raucht. Dabei werd' ich doch als die

glücklichste Frau gepriesen. Seine Redlichkeit ist anerkannt. Er ist ein ausgezeichneter Arbeiter, einer der aufgeklärtesten Köpfe. Er wird Director, Präsident, Minister werden. O sage, werd' ich dann glücklicher sein? Er läßt mich thun, was ich will. Wie hasse ich diese Freiheit, die nur seine Erkaltung mir verschafft! Dem despotischsten Zwange wollt' ich mich unterwerfen, wenn die Liebe mir ihn auferlegte!"

Thräne auf Thräne drängte sich in Fanny's Augen, während sie sprach. Alwine hatte, tief bewegt, ihre Hand ergriffen. Jene fuhr fort:

„Umsonst versuchte ich oft, durch Erregung seiner Eifersucht die alte Liebe in ihm zu wecken. Ich erzählte neckend von diesem und jenem, der mir den Hof gemacht. Er versicherte lächelnd, sein Vertrauen zu mir wäre zu groß, um je Besorgnisse zu hegen. O dies unselige Vertrauen! Er sprach von einer galanten Intrigue wie von einer Unmöglichkeit. Er achte mich, meinte er, dies sei genug. Wie wenig kennen diese Actenmenschen das Herz! Ich redete mit Interesse, mit Wärme von einem jungen Mann — er stimmte in mein Lob ein. Ich empfing ein Billet, las es heimlich und versteckte es.

Er bemerkte es nicht. Entweder er hatte noch seine verwünschten Domänen im Kopfe, oder er griff gerade nach den Zeitungen, und immer «begierig saugend an geliebtem Rohr». O glückliche Alwine! du wirst nie diesen Zustand kennen lernen! Der Graf ist mistrauisch, er wird ewig sorgsam wachen, sich deine Liebe zu erhalten. Er ist Offizier, darum kein Sklave der Bequemlichkeit, dieser Feindin der männlichen Liebe. Sein Dienst wird ihm Zeit übriglassen für dich, und sein Geschäft, weil es größtentheils ein körperliches ist, seinem Geiste nicht vorzeitig die jugendliche Frische rauben."

Die Stunde war nun gekommen, wo Fanny aufstehen und sich ankleiden mußte, Alwine ging betrübt fort. Sie betrachtete der Freundin Lage nicht in Bezug auf ihr eigenes Verhältniß. Der ganze Eindruck, den sie empfangen, war Mitleid mit Fanny und Widerwillen gegen den Baron, den sie ohne weiteres für veränderlich erklärte. Sie war zu jung, als daß wir ihr nicht verzeihen sollten, daß sie keine bessere Psychologin war.

Fanny hatte zwar die Wahrheit, allein bei weitem

nicht die ganze Wahrheit gesagt. Der verständige Leser übersieht das Verhältniß leicht. Des Barons Liebe hatte ihren eigentlichen Sitz in der Phantasie gehabt, die Fanny's war wenig mehr gewesen als geschmeichelte Eitelkeit. So konnte es nicht fehlen, daß der Besitz jene herabstimmen, die Entziehung der Nahrung diese niederschlagen mußte. Doch hätte beider Verdienst und die Gewohnheit des Beisammenseins diese Gesinnung gegeneinander wol im Verlauf des Lebens zu einer wahrhaften Herzensliebe gestalten können, aber erstens blieb, zu ihrer beider Kummer, ihnen das liebste Band versagt: ihre Ehe blieb kinderlos. Zweitens hatte Fanny recht, wenn sie überhäufte Arbeit für das Gift des Gefühls hielt. Der Baron hatte sich als Jüngling fast ausschließlich mit Poesie und der schönen Literatur abgegeben. Der Ernst des trockenen Geschäftslebens ekelte ihn anfänglich an. Es bedurfte eines herzhaften Entschlusses, einer muthigen Entsagung seiner Lieblingsneigungen. Er hatte viel nachzuholen, und trotz seines ausgezeichneten Kopfes kostete ihm das Arbeiten zuerst Anstrengung. Er verwickelte sich anfangs absichtlich in endlose Geschäfte und

konnte sich ihnen dann nicht mehr entziehen. Fanny suchte sich indessen, so gut sie konnte, zu trösten. Die dunkle Sehnsucht eines liebebedürftigen darbenden Herzens ist die gefährlichste Feindin tugendhafter Grundsätze. Ein vorsichtiger, zärtlicher, aufmerksamer Ehemann hätte die beste Gattin in ihr gehabt. Ihre vereinzelte Stellung in der Gesellschaft ward ihr bald unerträglich. Sie mußte jemand haben, der sich es zum Glück rechnete, sie an den Wagen zu führen und einen Tanz zu erlangen, sie mußte es laut und entzückt aussprechen hören, daß sie schön und liebenswürdig sei. So hatte sie Anbeter in Menge; einen davon als Liebhaber anzuerkennen, hinderten sie Erziehung, Furchtsamkeit und ein dunkles Gefühl des Rechten.

Die Hoffnung des Wiedersehens ihrer verehrten Pflegeältern, ihres geliebten Zöglings, hatte alle edlern Gefühle ihres guten Herzens rege gemacht, und sie hatte sich darauf vorbereitet, ein paar Wochen lang ohne Anbeter, ohne Intriguen, ausschließlich den ländlichen und häuslichen Freuden gewidmet, zuzubringen. Sie betrachtete die Zeit im voraus als das Pastorale

ihres bunten geräuſchvollen Lebens, wie in einer Sammlung von Gedichten unter Romanzen, Satiren und erotiſchen Liedern auch eine Idylle nicht leicht fehlen darf. An ihren Mann machte ſie ohnehin keine Anſprüche mehr, und von dem Grafen, dem Bräutigam ihrer Alwine, mehr als gewöhnliche Galanterie zu erwarten, war ſie zu wohlgeſinnt.

Was dieſen letztern anbelangt, ſo war er nicht der Mann, gegen die anmuthige Gegenwart einer liebenswürdigen gewandten Frau gleichgültig zu bleiben; auch fühlte er den Reiz des Wechſels ſo gut wie jeder andere, und der beliebte Grundſatz des engliſchen Dichters:

'T is not that I expect to find
A more devoted, fond and true one,
With rosier cheek, or sweeter mind,
Enough for me, that she's a new one *) —

---

*) Der Vers iſt von Th. Moore und würde im Deutſchen ungefähr ſo lauten:

Nicht daß ich hoffe' ein Lieb' zu finden,
Ein mehr ergebenes und treues,
Mit röthrer Wang' und ſüßrem Sinne,
Genug für mich, daß es ein neues!

war wie aus seiner Seele geschrieben. Allein um leichtsinnig zu sein, hatte er zu schweres Blut, das Unanständige eines Liebesverständnisses ein paar Wochen vor der Hochzeit konnte seinem feinen Takte um so weniger entgehen, als wirklich Fanny's Schönheit mit der blühenden und fast vollkommenen der jungen Alwine keinen Vergleich aushielt.

Fanny wünschte eifrig die Plätze ihrer jugendlichen Freuden wiederzusehen, und auch der Regierungsrath stimmte in ihren Wunsch ein.

„Ist man doch ein ganz anderer Mensch geworden", sagte er lächelnd. „Wenn ich zurückdenke an jene Zeiten, ist mir, als sei es ein Traum gewesen!"

Er lachte herzlich, als ihm die Landräthin einige seiner Extravaganzen in das Gedächtniß rief, und bemerkte nicht das unwillige Erröthen seiner Frau. Sie konnte nicht, wie tausend andere Frauen, den Erkalteten mit Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jetzt necken und ihm scherzhafte Vorwürfe machen. Ihr Herz und ihre Eitelkeit waren zu tief gekränkt; sie schwieg beleidigt still, und so entgingen ihre Empfindungen ganz seiner Aufmerksamkeit. Dabei konnt' es

nicht fehlen, daß die Huldigungen, welche sie den Grafen fortwährend seiner Braut darbringen sah, in einem so liebedürstenden Herzen einen stillen heimlichen Neid erweckten.

Einige Tage lang machte anhaltendes Regenwetter die verabredeten Ausfahrten unmöglich. Der Baron ging unterdeß mit dem Landrath auf den Böden, in den Ställen umher, denn ohne ein besonderes Interesse für diesen Zweig der Landwirthschaft zu haben, wünschte er als Kameralist die Gelegenheit zu benutzen, sich durch eigenes Anschauen zu unterrichten. Die beiden Verlobten hatten ein Recht, von Zeit zu Zeit sich abzusondern, und nahmen es gern in Anspruch. So blieb Fanny oft mit der guten verständigen Mutter allein, in herzlichen Gesprächen zwar, die aber bei der ganz verschiedenen Lebensweise und Ansicht der beiden Frauen kaum anders als einförmig und für die Verwöhnte unbefriedigend sein konnten.

Endlich erheiterte sich der Himmel, und Streifereien durch die erfrischte herrliche Gegend versprachen doppelten Genuß. Aber zugleich fing die Landräthin an sich unwohl zu fühlen; sie drang darauf, daß einige

kleinere Partien ohne sie gemacht würden; als man jedoch eines Abends heimkehrte, fand man sie im Fieber, und alle Vorboten einer bedeutendern Krankheit zeigten sich. Alle waren besorgt, und bereit, die freundlichen Pläne zur Benutzung der folgenden Tage aufzugeben, besonders zeigte der Landrath die zärtlichste Unruhe. Indessen erklärte der herbeigerufene Arzt, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei, daß jedoch die Sache langwierig werden könne und die Kranke besonders der Ruhe bedürfe. Alwine schlug nun sogleich vor, daß sie zur Pflege ihrer guten Mutter zu Hause bleiben wollte, daß aber die lieben Gäste ihre Zeit nicht versäumen dürften, und Vater und Bräutigam sie in der Gegend herumführen müßten. Sie hörte auf keine Einwendungen, ordnete mit einer Anmaßung, die dem guten sanften Kinde allerliebst stand, alles an, schickte Boten aus, die Kommenden anzumelden, und empfahl dem Kutscher, ja zur rechten Zeit bereit zu sein. Auch die Landräthin stimmte ihr bei und stützte sich auf des Arztes Ausspruch, wie die größte Ruhe ihr nöthig sei, und so entschloß man sich denn, ohne

ſie und Alwinen große Ausfahrten und kleine Reiſen anzutreten.

Der Landrath fuhr mit dem Baron in einem leichten Cabriolet voraus, und wenn gleich keinem von beiden der Sinn für die wunderſchöne Natur, die ſie umgab, gebrach, war doch ihr Augenmerk ebenſo wohl auf die Felder und ihre Benutzung gerichtet, und ihr Geſpräch ausſchließlich dieſem Gegenſtand gewidmet.

Der Graf hätte anfänglich tauſendmal lieber bei ſeiner Braut im verdüſterten Cabinete geſeſſen und ihr zärtliche Worte zugeflüſtert, als bei Fanny im Wagen, um deren Ritter zu ſpielen.

Allein Alwine fürchtete mit Recht die Störung durch ſeine Gegenwart und ſeine ungeſtümen Anſprüche an die ihrige. Sie hielt es überdies für Pflicht, ſich unter ſolchen Umſtänden ausſchließlich ihrer guten Mutter zu widmen, und für lieblos, Fanny ſich ſelbſt zu überlaſſen. So trieb ſie den Grafen fort. Dieſer, durch die Ausſicht, ſeine Hochzeit verſchieben zu müſſen, doppelt verſtimmt, hatte jedoch zu viel guten Ton, um ſeine Empfindungen nicht zu verbergen,

und einen zu ſcharfen Blick, um zu zweifeln, auf welche Weiſe eine galante verwöhnte junge Frau am beſten unterhalten werde. Als Unterhaltung, nur als ſolche, nahm auch Fanny ſeine erhöhten Artigkeiten auf, aber ſie ſättigte ſich mit mehr als gewöhnlicher Begier an der ſüßen Speiſe, die ſie acht bis vierzehn Tage lang hatte entbehren müſſen. Die innere Zufriedenheit vermehrte noch ihre Liebenswürdigkeit, die Gefahr des Tête-à-tête die natürliche Empfänglichkeit des Grafen. Ueberdies hatte er beſtändig beim Fahren zu beruhigen — wir wiſſen ja, wie furchtſam Fanny war! — beim Ausſteigen und Klettern zu helfen, die Gräben waren ſo breit, die Felſen ſo ſteil, Fanny ſo zum Schwindel geneigt! In keiner Rolle gefallen ſich die Männer beſſer als in der des Beſchützers. Die Schwäche der Frauen läßt ihre Stärke erſt im rechten Glanz erſcheinen, und die Damen wiſſen nur zu gut, wie liebenswürdig ſie in ihrer Hülfsbedürftigkeit ſind und welche treffliche Bundesgenoſſin ihnen die männliche Eitelkeit iſt. Auf den Spaziergängen mit dem Grafen lieh das Landmädchen Alwine ihm nur ſelten dies Vergnügen. Wie eine junge Gemſe

flog sie auf die Felsenspitzen hinauf, ein anmuthiger Sprung brachte sie über manches rauschende Bächlein, und bei den kleinen Gefahren zu Wasser und zu Lande dachte sie nicht daran, daß erkünstelte Furcht sie reizender machen könnte als natürlicher Muth.

So wohl unterhalten kam Fanny von jeder Streiferei mit Entzücken zu Hause. Die Aussichten, die sie gesehen, waren göttlich, alles war ihr durch Neuheit doppelt interessant geworden, ihre jetzige Heimat bot ihr weder Burgen noch Felsen, jedes Plätzchen war überdies voll der süßesten Erinnerungen für sie, und so schien es natürlich, daß ihr Verlangen, alles wiederzusehen, mit jedem Tage wuchs. Alwine freute sich ihrer Freude herzlich, und die erhöhte Zärtlichkeit, die der Bräutigam in den kurzen Momenten ihrer späten abendlichen Begrüßung ihr zeigte, tröstete sie für die häufigen Trennungen.

Das gute Kind dankte Gott, daß er ihr mindestens noch die liebe Mutter zu pflegen vergönne und dieser letztern lieber vor als nach ihrer Hochzeit das Fieber geschickt. Der Mutter Krankheit schien sich übrigens in die Länge ziehen zu wollen; vielleicht war es die

langgenährte heimliche Sorge um das Glück der geliebten Tochter, die ihre ohnehin schwache Kraft gebrochen. Der Landrath glaubte es wenigstens, doch äußerte er gegen niemand etwas, auch seine Gattin sagte kein Wort, das darauf deutete, nun, da alles zu spät schien.

Während ihres Uebelbefindens hatte sie auch keine Veranlassung, in ihrer Angst um Alwinens Zukunft bestärkt zu werden. Das Mädchen selbst erinnerte sie nie an eine von des Grafen Launen, und wenn dieser mit seiner Braut auf kurze Stunden vor dem Bette der Kranken erschien, war es natürlich, daß sowol diese Situation, als die vorhergegangene lange Abwesenheit ihn weicher und liebevoller als je stimmte.

Weder Mutter noch Tochter ahnten indessen, was mehr noch als beides dazu beitrug, des Grafen gewöhnlichen launischen Uebermuth zu zügeln. Sollte es nicht das dunkle halbreuige Gefühl einer schuldbewußten Brust gewesen sein? Denn er war nach und nach dahin gekommen, sich mit Marmontel's quand on n'a pas ce que l'on aime, il faut aimer ce que l'on a zu trösten. Sollte er tagelang kalt und unempfänglich

an der Seite einer holdſeligen Frau ſitzen? Wovon ſollte er am Ende mit ihr ſprechen, als von ihren unwiderſtehlichen Reizen? Und wie hätte ſeine Braut dies erfahren können? Denn der Gedanke, das ſanfte kleine Herz Alwinens zu verwunden, war und blieb ihm unerträglich. Ihr dieſe unbedeutenden, vorübergehenden Galanterien auf das gefliſſentlichſte zu verheimlichen, war daher ſein feſteſter Vorſatz, und damit mußte ſein Gewiſſen ſich beruhigen. Wie konnte ſie etwas kränken, wovon ſie nimmermehr Kenntniß bekam? Nur der Mann, ſagte er ſich, wird durch heimliche oder öffentliche Untreue der Geliebten gleich beleidigt, denn ſie iſt eine Beſchimpfung ſeiner Ehre. Das Weib, deſſen Ehre nur in der eigenen Treue beſteht, kann durch den Verrath des Geliebten nur am Herzen verletzt werden, und daher nur durch die Entdeckung des Verraths. Ihr liebendes Gefühl nicht zu verwunden, iſt meine Pflicht; Pedanterei, knabenhafte Romanſchwärmerei wär's, wenn ich mich berufen fühlte, blos darum, weil ſie ſich am Krankenbette langweilt, mich auch im Reiſewagen zu langweilen.

Ob ſich Fanny's Gewiſſen auch ſo leicht zur Ruhe

ſprechen ließ? Wir glauben nicht. Noch vor ein paar Wochen wäre ſie vor der Vorſtellung erſchrocken, ihrer Alwine den Bräutigam zu rauben, und hätte den, der ihr das zugetraut, für den abſcheulichſten Verleumder erklärt. Und noch immer erſchrak ſie davor. Denn alle gutgeſinnten Frauen haſſen die Theorie des Böſen von Herzen, ſie wiſſen nicht, wie die Männer, ſich durch Sophiſtereien damit zu verſöhnen, und wenn ſie es dennoch begehen und entſchuldigen, ſo iſt es nur, weil ihr Fall gerade eine Ausnahme von tauſend Fällen iſt und nicht nach allgemeinen Regeln beurtheilt werden kann. Ueberdies hatte ein Wort das andere gegeben, ein Blick den andern erzeugt; Erfahrung hatte ſie nicht Vorſicht gelehrt, — ſie war verwickelt, in tauſend ſeidene Fädchen verſchlungen, ehe ſie es wußte. Das Gewebe war zart — ein herzhafter Entſchluß hätte es zerreißen können, aber gerade dieſes Bewußtſein überzeugte ſie, daß hier keine Gefahr vorhanden, daß dies Verſtändniß nichts als ein heiteres Spiel ſei. Ein paar Wochen, und alles iſt aus, dachte ſie, mein Weg führt mich nach Norden, der ihrige ſie nach Süden, und nie, nie ſoll es Alwine erfahren, nie ahnen!

Auf diesem Wege war die Sache weiter gediehen, als sie, und vielleicht auch weiter, als der Graf anfänglich gewollt hatte. Rückschritte sind immer schwieriger als die natürlichern, die uns vorwärts führen. Und wo der Weg mit jedem Momente lieblicher zu werden scheint, und blumenreicher, gehört einiger Heldenmuth dazu, den Rückweg nicht zu vergessen. Mit dem Gedanken: er steht dir immer noch offen, gehen wir weiter und weiter, bis wir uns in dem süßduftenden Labyrinthe verirrt und den verlorenen Pfad nicht mehr zu finden wissen.

Still und freundlich saß unterdessen Alwine am Bette der Mutter, und das Bewußtsein, freudig das Glück der Nähe des Geliebten dem kindlichen Gefühl zum Opfer zu bringen, verlieh ihr eine süße Zufriedenheit. Wenn die Kranke über ihrem Vorlesen sanft eingeschlafen war, überließ sie sich wol, sorgsam am Lager sitzen bleibend, ihr die störenden Fliegen abzuwehren, den Hoffnungen einer lieblichen Zukunft. Pläne für ihr ferneres Leben, die fast alle darauf hinausliefen, wie sie sich bemühen und bestreben wolle, mehr und mehr des Geliebten Vertrauen zu gewinnen,

beſchäftigten ihr harmloſes Gemüth, und oft richteten ſich ihre Gedanken zu Gott in Gebeten für die verlaſſenen Aeltern. Kein reineres Herz wandte ſich je voller Inbrunſt zu ihm.

Einſt waren die lieben Umherſtreifenden drei ganze Tage lang weggeblieben. So lange hatte noch keine Ausfahrt gedauert. Alwinens Sehnſucht war faſt bis zur Leidenſchaft geſteigert, und ſie überließ ſich dieſem Gefühle um ſo lieber, als binnen dieſen drei Tagen die günſtigſte Veränderung mit der theuern Kranken vorgegangen war. Sie war aufgeſtanden, ſie ging in den angrenzenden Zimmern umher. Alwine konnte die Zeit kaum erwarten, dies Glück dem beſorgten Vater zu verkündigen und mit ſolcher Botſchaft den ungeduldig der Hochzeit Harrenden zu erfreuen. Ein paar Stunden vor der zu erwartenden Rückkehr, beſchloß ſie, von der Mutter ermuntert, den Kommenden entgegenzugehen. Durch dichtes Gehölz hinter dem Garten führte ein Pfad nach der Landſtraße, welche ſie kommen mußten; ſo wurde ihr der Gang auf dem ſtaubigen Fahrweg erſpart; ſie konnte am Wäldchen ſtehen bleiben und die Wagen erwarten. Schon weidete ſie ſich an

der Vorſtellung der freudigen Ueberraſchung des Geliebten, wenn er ſie plötzlich hinter den Bäumen vertreten ſähe.

Mit liebenswürdiger Koketterie zog ſie den häuslichen Ueberrock aus und wählte ein weißes Kleid, worin der Bräutigam ſie am liebſten zu ſehen pflegte. Feiern wir doch heute ein Geneſungsfeſt! ſagte ſie, wie um ſich bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen, und putzte ſich erröthend mit rothen Schleifen und Bändern. Sie mochte ſie ſich etwas verſpätet haben, ſie eilte nun mit raſchen Schritten durch das Gehölz, als ſie plötzlich Minchen, am Arme eines jungen Mannes, vor ſich ſtehen ſah. Sie hatte die Freundin in der letzten Zeit, wo ſie wiederholt kam, ſich nach dem Befinden der Landräthin zu erkundigen, wieder öfters geſehen. Den jungen Mann kannte ſie: es war ein Prediger aus der Nachbarſchaft, für den Minchen lange ſchon eine ſtille Neigung gehegt. Eine freudige Ahnung durchflog Alwinens theilnehmendes Herz, und es überraſchte ſie nicht, als Minchen ſagte: „Du ſiehſt eine glückliche Braut, gute Alwine! heute feierten wir unſere Verlobung!“

Alwinens Lippen strömten von den herzlichsten Segenswünschen über. Sie drückte die Freundin an ihr Herz und verzieh dem Bräutigam, den sie als den redlichsten, besten Mann kannte, leicht die ungeschickten Bücklinge, mit denen er dem gnädigen Fräulein unterthänigst dankte.

Unter den Gesprächen über dies neue Ereigniß, unter Alwinens freudigem Bericht über die Genesung ihrer Mutter, war die Zeit schnell vorübergestrichen, und das Mädchen mußte nun eilen, ihr Ziel zu erreichen. Gedankenvoll ging sie weiter und bemerkte die einbrechende Dämmerung nicht. An einen Scheideweg kommend, wußte sie plötzlich nicht wohin, und sie sah nun ein, daß sie den rechten Pfad verloren. Sie schlug den ersten besten ein, kehrte um, als es ihr nicht der rechte schien, ging nun wieder zu weit zurück und konnte endlich die Richtung nicht mehr finden, die sie nach der Fahrstraße führte.

Unterdeß war der Mond aufgegangen, und seine bleichen Strahlen liehen der sonst ihr so bekannten Gegend etwas Unheimliches und Fremdartiges. Noch nie war sie um diese Stunde allein im Freien, we-

nigſtens noch nie ſo weit vom Hauſe entfernt geweſen. Ein dunkles Gefühl geheimer Angſt bemeiſterte ſie, und ſie beſchloß endlich, die Bank aufzuſuchen, die ihr Vater hier für ſie unter einem ſchattigen Baume hatte errichten laſſen, ihr Lieblingsplätzchen, wo ſie manche Stunde mit dem Verlobten geſeſſen hatte. Von dort aus meinte ſie leicht ſich orientiren zu können. Nach einigem ängſtlichen Suchen fand ſie einen ſchmalen Pfad, der dahin führte und dicht neben dem Bänkchen auslief. Sie ſah durch das Gebüſch den Schein des Mondes blendend hell auf den ausgehauenen Platz fallen, und die weißen Stämme der jungen Birken, die ihn umkränzten, leuchteten faſt. Als ſie näher trat, glaubte ſie leiſe flüſtern zu hören; ſie ſchrak unwillkürlich zuſammen. Aber mit noch größerm Befremden ſah ſie jetzt ihr Bänkchen von einem liebenden Paare beſetzt. Sie konnte nur den Rücken der beiden gewahren und den umſchlingenden Arm des Mannes. „Hat Minchen auch den Weg hierher gefunden?“ fragte ſie lächelnd. Sie zweifelte nicht, ſie ſei es; doch wunderte ſie ſich, daß die Verlobten eine ihrem vorigen Wege ganz entgegengeſetzte Richtung genommen.

Blödigkeit und Verschämtheit, eine solche Scene zu unterbrechen, hielten ihren Fuß zurück. Sie stand ein Weilchen, nur durch einen dichten Busch von den Sitzenden getrennt. Da hörte sie bestimmt und deutlich die Worte:

„Hören Sie endlich auf, süße Fanny, sich und mich zu quälen! Kann Ihrer Cousine Glück beeinträchtigen, was sie nicht weiß, nie erfahren wird? Laß mich doch des Sonnenscheins deiner himmlischen Gegenwart genießen, geliebter Engel! die Nacht wird ohnehin bald genug eintreten!“

„O mein schöner Herr!“ entgegnete eine zarte Stimme leise, „die Nacht hat zum Glück strahlende Sterne! Alwinens blaue Augen — — —“

„Das Feuer der deinigen hat ihren matten Glanz vollends erblassen gemacht!“

„Nein“, sagte Fanny — denn Alwine hatte sie längst erkannt — „nein, liebster Graf! Sie gehen zu weit.“ Sie suchte sich ihm ängstlich zu entwinden, aber ihr Widerstand schien ihn nur beherzter zu machen.

„Beklagen Sie mich“, fuhr er zärtlich fort, „tadeln Sie mich nicht — warum führte den Baron, warum

nicht mich ein guter Genius vor Jahren in Ihre holde Nähe? Statt seiner, der das Kleinod, das er besitzt, so wenig zu schätzen weiß? Warum muß ich jetzt erst, jetzt erst Sie finden, da wir beide gefesselt sind?"

„Blumenfesseln sind Ihre Ketten", entgegnete Fanny. „Wie undankbar sind die Männer! Wie sind wir zu beklagen! ich — Alwine! wir alle!"

„Schönste Fanny", versetzte der Graf dringender, „verkennen Sie mich nicht! Ich bin nicht undankbar! Alwine ist ein gutes Kind, bei Gott! ich will sie nicht kränken! Aber kannst du mich im Ernste verdammen, daß der Glanz der vollen, balsamischen Rose mein Herz erquickt, weil ich, ehe mein Auge sie erblickte, mit flüchtigem Wohlgefallen die Hand nach dem duftlosen Vergißmeinnicht am Wiesenbache ausstreckte?"

„Schmeichler! gehen Sie! ich darf und mag das nicht hören! Alwine ist tausendmal schöner, jünger, besser als ich, und, was mehr als alles ist, Ihre Braut."

„Wie schonungslos sind Sie! Ja, sie ist meine Braut! sie soll meine Gattin werden! Was ihr gebührt, soll sie haben. Sie wird damit zufrieden sein! Aber

laſſen Sie mich dann wie des ſüßeſten Traumes meines Lebens der Stunden gedenken — lieblichſtes Geſchöpf! —"

„Nein, fort! fort! Sie werden mich böſe machen! Was denken Sie von mir?"

Etwas beſcheidener fuhr der Graf fort! „Laſſen Sie mich nur Ein Wort des Troſtes von Ihren himmliſchen Lippen hören. Nur das Eine ſagen Sie: wenn ich frei wäre — —

„Nun ja, wenn ich — aber ich bin es nicht — Sie ſind es nicht — jetzt laſſen Sie uns gehen!" —

Sie ſprang auf. Er hielt ſie umfaßt, Fanny wendete den Kopf ſprachlos zur Seite. „O, warum bin ich's nicht!" rief er; aber ein greller Schrei der bedrängten Fanny riß ihn plötzlich aus ſeinem Entzücken. Er ließ die Zitternde fahren und ſtand wie zur Bildſäule erſtarrt.

Denn dicht vor ihnen ſtand Alwine: geiſterhaft ſchimmerten im gebrochenen Mondlicht die weißen Gewänder — geiſterhafter die todtbleichen Wangen. Aus dem langen Blick der thränenloſen, weit aufgeſchlagenen Augen, ſtill und feſt auf ihn, auf ihn allein gerichtet,

ſah ein tödlich verwundetes, in namenloſem Weh erſterbendes Herz ihn an. Keine Feder ſchildert die Gefühle, die dieſer Blick in ſeiner ſchuldigen Seele weckte.

Jetzt machte er eine Bewegung zu ihr hin, aber ſtill abwehrend hob ſie die Hand empor, und als er unwillkürlich wie gefeſſelt ſtehen blieb, glitt ſie, den Blick gewaltſam von ihm abwendend, geſpenſtiſch leiſe an ihm vorüber. Er ſah ihr erſchüttert nach, wie ſie langſam den Weg hin ſchwankte, der ſie zurück nach dem Hauſe führte. Er hatte nicht den Muth, ihr zu folgen.

Fanny aber, als ſie ſich etwas von ihrem erſten Schrecken erholt, brach in lautes Weinen aus. Sie rang die Hände, ſie überſchüttete ihn, ſich ſelbſt mit den leidenſchaftlichſten Vorwürfen. Alle Folgen einer ſolchen Entdeckung ſtanden plötzlich vor ihrer Seele. Die Scham vor ihrem Gemahl, vor den verehrten Pflegeältern, ja vor dem Grafen überwältigte ſie faſt; aber mehr noch ergriff ſie der Gedanke an die unſchuldige Alwine, und ſie legte wiederholt die Hände vor

die Augen, den letzten Blick des armen gequälten Herzens nicht mehr zu sehen.

Der Graf wagte nicht, sie trösten zu wollen. Er stand stumm in sich versenkt. Die Hälfte seines Lebens hätte er darum gegeben, die letzten Augenblicke zurückzurufen. Allein es ward spät und später. Die beiden andern Männer mußten schon lange zu Hause sein. Er selbst war mit Fanny am Eingange des Gehölzes ausgestiegen, um diesen Theil des Wegs zu Fuß zurückzulegen, während der Wagen allein dem Schlosse zufuhr.

Er erinnerte endlich Fanny in einem ehrerbietigen Tone, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Sie stieß den Arm zurück, den er ihr bot, und eilte mit ungewissem Schritt vorwärts. Er ging stumm hinter ihr her. Nicht weit vom Garten sahen sie einen Mann auf sich zukommen, der ihnen ängstlich auszuweichen suchte und, als er keinen passenden Pfad fand, schüchtern grüßend sich an ihnen vorbeidrückte. Es war der junge Prediger, der, nachdem er seine Braut zu Hause gebracht, dem schönen Mondscheinabend das Vollgefühl eines seligen Herzens vertrauen wollte und still für sich,

in heiliger Einſamkeit, die Nachfeier ſeiner Verlobung hielt. Mit dem geſtirnten Himmel, mit der unendlichen Größe und Herrlichkeit der Natur war ſeine Bruſt vertraut: die nichtige Größe ſogenannter vornehmer Perſonen drückte ſeinen Geiſt nieder. Sein ſcheues Vorüberſchleichen konnte ihm faſt das Anſehen eines bedrängten Gewiſſens geben.

Fanny hatte ihn kaum bemerkt. Allein auf den Grafen machte ſeine unerwartete Erſcheinung einen ſchnellen mächtigen Eindruck. Bisjetzt war es ihm noch nicht eingefallen, wie wol Alwine zu ſo ſpäter Stunde allein hier in den Wald gekommen ſein möge? Das tiefe Bewußtſein ſeiner Schuld hatte für einige Augenblicke ſein angeborenes Mistrauen unterdrückt. Aber jetzt diente der bloße Anblick des jungen Mannes dazu, den ſchlummernden Funken zur hellen Flamme anzufachen, und das drückende Gefühl ſeines gedemüthigten Stolzes half geſchäftig in die Glut blaſen. Er kannte den Prediger; er wußte, Alwine hatte ihn ſonſt oft bei Minchen getroffen und ſchätzte ihn ſehr. Er leitete gewiſſermaßen ihre Lektüre; noch vor wenig Tagen hatte der Graf ein Buch mit ſeinem Namen in ihren

Händen gesehen. Eifersucht und zornige Scham über seine eigene Einfalt einige Augenblicke vorher begannen in seinem Innern zu toben — vielleicht auch hatte das letztere Gefühl das erstere geweckt, und er wollte mehr eifersüchtig sein, als daß er es war.

Genug, als sie durch die Hinterthür in den Garten traten, hatte er sich so weit gesammelt, Fanny liebreich zuzureden, sich zu fassen, und den Uebrigen nichts merken zu lassen. Fanny that, als hörte sie ihn nicht, aber seine Vorstellungen schienen doch nicht ohne Wirkung zu bleiben. Ihre Thränen standen. Sie rückte ihren Hut tiefer in das Gesicht und ihre Schritte wurden gleichmäßiger.

Zu Hause waren sie schon längst mit einiger Unruhe erwartet worden. „Und wo ist Alwine?" riefen Vater und Mutter zugleich. Niemand hatte sie gesehen. Man sandte Boten aus, sie zu suchen. Angst und Sorge bemächtigten sich aller. Der Graf ergriff den Vorwand, sich zu entfernen. Endlich bemerkte das Kammermädchen, der Schlüssel stecke außen an der Thür ihres Zimmers. Aber die Thür war fest verriegelt. Auf wiederholtes Klopfen öffnete sie sich, und

Alwine trat mit blassen Wangen und zerstörter Miene heraus.

„Ich bitte dich", sagte sie sanft, „sage meinen guten Aeltern, ich sei etwas unpäßlich. Ich bin es. Ich will mich zu Bett legen. Wenn ich euch einigermaßen lieb bin, so laßt mich nur ein paar Stunden in Ruhe!" fügte sie heftiger hinzu. „Ich bitte dich dringend, beschwöre auch meine Aeltern, mich jetzt ungestört zu lassen!"

Sie zog sich von neuem zurück und schob den Riegel vor. Das Kammermädchen berichtete zagend. Der Landrath war in der höchsten Bestürzung und wollte durchaus zu dem geliebten Kinde, das er drei Tage lang nicht in seine väterlichen Arme geschlossen. Aber die Mutter hielt ihn zurück. Eine dunkle Ahnung sagte ihr alles. Fanny ging unter dem Vorwande unerträglichen Kopfschmerzes auf ihr Zimmer. Der Regierungsrath bedauerte, ohne nähern Antheil zu nehmen, und setzte sich endlich mit dem Landrath zum Schach.

Was indessen in Alwinens junger Seele vorging, möchte schwer und unerfreulich zu beschreiben sein.

Der Wanderer, der, von langer mühseliger Irrfahrt heimkehrend, sich inbrünstig sehnt, an dem Herzen der zärtlichen Gattin auszuruhen, zu sitzen am häuslichen Herde an ihrer Seite, während die geliebten Kleinen seine Knie umklammern, und nun, an das heiß erwünschte Ziel gelangt, vergebens mit schweifendem Blick die traute Stätte sucht, wo die heimatliche Hütte stand: er erkennt sie nicht wieder, zur nächtlichen Stunde ein Raub tückischer Flammen geworden, liegt sie, ein Schutthaufen vor ihm, und in fürchterlicher Seelenstarrsucht steht er ein paar Augenblicke lang vor seinem zertrümmerten Glück — wer wird ihm sein tiefes Mitleid versagen? Aber was ist der Verlust der irdischen Habe gegen den des Glaubens an die heilige Treue?

Der heftige Abscheu, den der Graf so oft vor jeder Idee des Wankelmuthes, der Unbeständigkeit gegen sie ausgesprochen hatte, die Strenge, mit welcher er selbst die harmlosesten Neigungen als Verletzung des ausschließlichen Gefühls für den Geliebten ansah, hatte nie in ihr den Gedanken an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen lassen. Er hatte ihr so oft gesagt, wie schwach das weibliche Herz sei, daß sie nie entfernt

geahnt hatte, wieviel nöthiger es ihr sei, sein Herz, als ihr eigenes zu bewachen. Daß er mistrauisch und launisch sei, wußte sie und war entschlossen, sich darein zu fügen; daß er der Sklave seiner Sinne war, daß er nicht das Weib in ihr, nur seine Gattin in ihr ehren wollte, hatte sie nie für möglich gehalten. Theils hatte die Achtung, welche er ihr selbst und ihren Verhältnissen bewies, sie bisjetzt vor dieser traurigen Kenntniß bewahrt; theils hatte sie noch keine Gelegenheit gehabt, ihn in einer Lage zu beobachten, wo er Veranlassung gehabt hätte, diese Seite seines Charakters zu zeigen. Und hätte er sie gehabt, müßte er sie sehr unvorsichtig zur Schau getragen haben, um von dem ungeübten Blicke des jungen, herzlich liebenden Mädchens erkannt zu werden. Die Kammerjungfer war häßlich, die Köchin alt; durch die Reihen rothbäckiger Bauerdirnen, die abends vor ihren Thüren standen, ging er nur den Arm Alwinens in den seinen geschlungen. — Der erste Verdacht in ihrer Brust war zugleich unumstößliche Gewißheit! Und mußte das sein! mußte gerade die verehrte, geliebte Fanny an ihr zur Verrätherin werden!

Sie brachte die Nacht in unſaglichem Herzenselend zu. Ganz früh kam die Mutter zu ihr. Alwinens Sorge um ſie, ſie ſo zeitig am Tage außer Bette zu ſehen, verdrängte halb den eigenen Schmerz. Unter herzlichen Worten und Fragen ging eine Viertelſtunde hin, ohne daß die würdige Frau geradezu eine Erklärung gefordert hätte. Alwine verſicherte, wieder geſund zu ſein, und beſtand darauf, aufzuſtehen. Während ſie ſich ankleidete, ging die Mutter fort, nach dem Vater zu ſchicken, welcher der Ungeduld, die liebe Tochter wiederzuſehen, zu entgehen, einen Morgenſpaziergang unternommen hatte. Kaum war Alwine fertig, als die Thür ſich unerwartet öffnete und der Graf raſch hereintrat. Sie ſchrak heftig zuſammen. Seine Miene war finſter. In ſeinen Bewegungen war der künſtliche Zorn, hinter dem die Scham ſich zu verſtecken ſucht.

„Alwine“, hob er an, ohne die Erbleichende anzuſehen, „ich habe Sie zu Vorwürfen berechtigt.“

„Ich mache Ihnen keine“, erwiderte ſie mit einer leiſe zitternden Stimme, die ihn halb entwaffnete. Aber er nahm ſich zuſammen und fuhr fort:

„Es ſollte mir weh thun. Es wäre ein Zeichen,

daß Ihr Zorn größer wäre, als meine Schuld, und würde mir alle Mittel — zur Rechtfertigung ſag' ich nicht — zur Entſchuldigung rauben, Sie müſſen mir erlauben, weniger nachſichtig zu ſein. Auch ich bin zu der Frage berechtigt: wie kamen Sie um dieſe Stunde in den Wald?"

Er ſah ſie an, ein unbeſchreiblicher Blick antwortete ihm. Finſter und verwirrt fuhr er fort: „Waren Sie wirklich allein dort? waren Sie dort hingegangen, um mich zu belauſchen?"

Alwine ſah ſprachlos vor ſich nieder. Sie legte bebend beide Hände über die Bruſt. Vielleicht ſchien dies ihm die demüthige Stellung einer überführten Sünderin zu ſein, denn er ſetzte heftiger hinzu:

„Sprechen Sie, was führte Sie dorthin? Sie waren nicht allein! Sie vermutheten dort meine Gegenwart nicht! Reden Sie! Ich weiß alles! Zwiſchen den Büſchen kroch der demüthige Schleicher aus Bungen herum. Wie kam er dorthin? Vertheidigen Sie ſich, Alwine! Bei Gott, ich brenne vor Begierde, zu hören, was Sie zu ſagen haben!"

Alwine hatte die Hände über das bleiche, feuchte

Gesicht gelegt. Ihre Knie trugen sie nicht mehr. Eine lange Pause erfolgte. Endlich sagte sie fast tonlos:

„Ich ging in den Busch, um Ihnen bis an die Landstraße entgegenzugehen. Das Zeugniß meiner Mutter werden Sie nicht verwerfen. Minchen begegnete mir mit dem Prediger. Sie ist mit ihm verlobt. Heute wird sie ihn als ihren Bräutigam vorstellen. Jetzt aber bitt' ich sie dringend: gehen Sie! Lassen Sie mich nur eine Stunde lang allein!"

Er zögerte. Heftiger setzte sie hinzu: „Wenn Sie glauben, der Tochter des Hauses, dessen Gastfreundschaft Sie erfuhren, auch nur eine Spur von Rücksicht schuldig zu sein, so — seien Sie barmherzig und lassen Sie mich jetzt!" —

Es war etwas unsäglich Bitteres, krampfhaft Verzogenes in ihrer Miene, als sie die letzten Worte sprach. Noch nie sah er sie so, noch nie nur ähnlich. Er betrachtete sie mit äußerster Bestürzung.

„Alwine", sagte er sanfter, sich ihr nähernd.

Allein sie trat zurück: „Haben Sie Erbarmen und gehen Sie!" rief sie außer sich.

„Vielleicht sollt' ich nicht," entgegnete er, durch ihr

Weſen immer verwirrter. „Allein Ihre Bitte wird ſtets mir Befehl ſein. Ich gehe jetzt, weil Sie es wollen, aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir wenigſtens, wenn Sie ſelbſt keiner Entſchuldigung bedürfen, wie mein Herz ſich zu glauben ſehnt, daß Sie mir wenigſtens eine Stunde gewähren müſſen, wo ich zu Ihren Füßen meine Entſchuldigung ſtammeln darf. Verſprechen Sie mir das, meine Alwine!“

„Gehen Sie nur jetzt“, verſetzte ſie abgewandt.

„Nicht eher, als bis Sie mir Ihr Wort gegeben haben“, rief er, indem er leidenſchaftlich auf ſie zutrat.

„Gut“, entgegnete ſie abwehrend, „in zwei Stunden will ich Sie ſprechen. Gehen Sie jetzt.“

Er ging, nicht ohne einige vergebliche Verſuche gemacht zu haben, ihre Hand zu ergreifen. Sie verſchloß hinter ihm ihre Thür.

Nach einer halben Stunde fanden ihre Aeltern ſie im heftigſten Fieber. Der ſchmerzlichſte Seelenkampf blickte aus dem lieben, ſonſt ſo engelruhigen Geſichte hervor. Der Vater war außer ſich; ein reitender Bote ward ſogleich nach dem Arzte geſchickt. Als der Graf ſie nach dem verfloſſenen Termine aufſuchte, war ſie

außer Stande Wort zu halten. Den Abend kannte sie ihn kaum. Auch Fanny sah sie mit gleichgültigem Blick an. In lichtern Momenten sprach sie den Wunsch aus, nur ihre Aeltern und ihr Mädchen zu sehen. Den folgenden Tag war ihre Krankheit bedeutend gestiegen und der Doctor machte ein bedenkliches Gesicht.

Die Landräthin ahnte dunkel den Zusammenhang der Sache. Der Graf betrug sich wie ein Verzweifelnder. Minchen und ihres Verlobten wirklich eintreffender Besuch und der Mutter beiläufige Erzählung von der Freude des guten Kindes, ihm entgegenzugehen, hatte ihn vollkommen von der Unschuld Alwinens, an der er im Innersten des Herzens diesmal nicht gezweifelt hatte, überzeugt. Der Gedanke, die schöne, reine, leidenschaftlich geliebte Alwine durch sein Vergehen an den Rand des Grabes gebracht zu haben, machte ihn fast wahnsinnig. Er hätte nicht strenger gestraft werden können.

Fanny ging mit leichenblassen Wangen im Hause umher. Sie wagte nicht, den Grafen anzusehen. Oft warf sie sich schluchzend an den Hals der Mutter und wenn diese aus dem Krankenzimmer trat, bewachte sie

ihre Mienen mit unendlicher Angſt, als wolle ſie das Urtheil über das Ziel ihres eigenen Lebens darin leſen. Der Regierungsrath war traurig und nachdenklich. Hier hatte er Zeit, ſeine Frau zu beobachten. Er näherte ſich ihr liebreich und zeigte ihr eine ſo ſanfte, gütige Stimmung, daß ein genauer Beobachter wol merken konnte, er fühle, er habe zu verzeihen. Auch erwiderte Fanny ſeine Aufmerkſamkeiten, die ſie ſo wenig mehr gewohnt war, mit einer gewiſſen dankbaren Demuth, welche die verſtändigen Aeltern in Stunden, wo nicht Alwinens Pflege ſie beſchäftigte, zu allerlei Schlüſſen berechtigte.

Alwinens geſunde, kräftige Natur hatte bald die Gefahr beſiegt. Schon nach einigen Tagen durfte mit Sicherheit auf baldige Geneſung gerechnet werden. Sie duldete nun auch freundlich ſtill den Grafen und Fanny an ihrem Bette, nur mit einem von ihnen allein zu bleiben, vermied ſie, und da beide fühlten, wie ſehr ſie noch der Schonung bedürftig war, ſuchten ſie es auch nicht.

Sie war nun mehr matt und angegriffen als krank, und blos auf des Arztes Geheiß blieb ſie noch liegen,

um neue Kräfte zu ſammeln. Sie ſelbſt ſchien ungeduldig, aufzuſtehen und als eine Geſunde behandelt zu werden. An ihrem ſtillen, beſondern Weſen konnten die Aeltern, die ſich ſtets ihres Kindes Herz zum genaueſten Studium gemacht, wohl merken, daß ſie etwas vorhabe. Allein ſie ließen ſie gewähren, ohne ſie durch Rath oder Frage zu ſtören. Fanny blieb kleinlaut und trübe. Das herzlichere Verhältniß zwiſchen ihrem Gatten und ihr verſprach faſt, dauernd zu werden. Des Grafen Bruſt ſchien merklich durch Alwinens Geneſung erleichtert; und da er ſeine Braut nur wenige Stunden des Tags ſehen konnte, verſchmähte er es nicht, mit der unterdeß angekommenen jungen Haushälterin, einem muntern hübſchen Dinge, die an Alwinens Stelle künftig der Mutter Gehülfin ſein ſollte, ein paar andere zu verſcherzen. Wozu greift man nicht, der Langenweile des Landlebens zu entgehen?

Endlich durfte Alwine das Bett verlaſſen. Den folgenden Morgen erklärte ſie ihren Aeltern mit anſcheinender Ruhe, ſie ſei zu der Einſicht gekommen, daß ſie recht gehabt, als ſie ihr die Verbindung mit

dem Grafen widerrathen hätten; ſie wünſche mit ihrer Bewilligung noch jetzt ſie zu löſen. Zugleich bat ſie herzlich, ſie möchten nicht fragen warum, und verſicherte, alles wohl bedacht und von allen Seiten betrachtet zu haben. Es war eine gewiſſe Feſtigkeit in Ton und Miene, die den liebevollen Aeltern Zutrauen zu ihrer Kraft gab, ihren Vorſatz auszuführen. Sie waren nicht überraſcht durch ihren Entſchluß und gaben ihr freudig Erlaubniß und Zuſtimmung. Alwine bat nun ihren Vater, die Sache ſo ſchonend wie möglich für den Grafen einzuleiten: „Ich wünſchte ihn nicht mehr allein ſehen zu müſſen", ſetzte ſie mit einer Stimme, deren Zittern ſie vergeblich zu verbergen ſuchte, hinzu.

Der Landrath eröffnete dem Grafen kalt, aber höflich Alwinens Wunſch. Der Graf ſtand anfänglich wie vom Donner gerührt. Als er endlich die Sprache wiederfand, bekannte er ſich unaufgefordert als den Schuldigen, und jedes Wort, das er ſprach, drückte ein tiefes Gefühl ſeines Vergehens und einen heftigen Schmerz aus. Doch bat er dringend darum, Alwinen noch einmal allein ſehen zu dürfen, und berief ſich, als

es ihm verweigert ward, auf ihr ihm vor ihrer Krankheit gegebenes Wort. Der Vater, die herbeigerufene Mutter, beide fanden eine ſolche Unterredung gleich bedenklich, fruchtlos und unnütz erſchütternd für den Grafen ſowol als die kaum geneſene Alwine. Allein der Bräutigam erklärte endlich, nur, wenn er es aus dem Munde ſeiner Braut ſelbſt, und zwar ohne Beiſein ihrer Aeltern höre, daß er ihr entſagen müſſe, könne er ſeine Anſprüche aufgeben.

Die Unterhandlungen darüber hatten einen ganzen Tag lang gedauert. Je mehr Furcht Alwine ſelbſt zeigte, ihn zu ſehen, um ſo entſchiedener verweigerten die Aeltern ihre Erlaubniß dazu. Aber je feſter ſie ſchienen, je hartnäckiger beſtand der Graf auf ſeinem Willen, und ſo erklärte Alwine endlich, ſie wolle ihn ſehen. Ihr Vater warnte ſie, ſtärkte ſie noch einmal durch ſeinen Rath und Zuſpruch. Sie gelobte ihm, unerſchütterlich zu bleiben, und ihre Aeltern verließen ſie.

Nicht nur der Schmerz über die entdeckte Untreue des Geliebten, auch der Kampf, der ſich in ihrer Seele erhob, hatte Alwinen krank gemacht. Ein Herz wie

das ihre kann nicht lange zürnen, am wenigsten um einer Beleidigung willen, die allein es selbst traf. Aber sich von ihm loszusagen, sein verrätherisches Betragen nicht durch ihre Verzeihung gleichsam zu autorisiren, erschien ihr als eine moralische Pflicht; ihre Tugend forderte dies Opfer, welches das minder strenge Herz darzubringen sich sträubte. Nicht die Liebe allein, die innigste hingebendste Liebe, die noch je eine menschliche Brust stärker bewegte, auch das Zarteste und Edelste im Weibe, die Scham war es, die sie an ihn mit unauflöslichen Banden kettete. Vor dem Urtheil der Welt gewährte ihrer Aeltern Billigung und tadelloser Ruf ihr Schutz; aber wer schirmte sie vor der Glut der Beschämung, wenn die lebendige Erinnerung der süßen Stunden einst über sie kam, wo sie ihm willig und erröthend die Rechte des Liebhabers zugestanden? Kein sittsames weibliches Herz kann den Gedanken ertragen, daß der Mann, dem es solche Ansprüche gegeben, ihm je wieder ein Fremder werden könnte. Jede Vertraulichkeit, die es gestattet, jede Liebkosung, die es erwidert, bilden einen neuen Ring zu der Kette, die nicht mehr zu lösen, die nur

gewaltſam zu zerſprengen iſt; und die Erinnerung einer einzigen in halbem Rauſch verlebten Stunde ſtempelt es in ſeinem innerſten Bewußtſein unwiderruflich zu jenes Mannes Eigenthume.

Der Drang ſolcher und ähnlicher Vorſtellungen war es, der Alwinens innere Unruhe bis zum Fieber ſteigerte. Sie hatte geſiegt und war ruhiger geworden. Doch fing ſie an heftig zu zittern, als ſie jetzt den wohlbekannten Schritt vor der Thür hörte, und als ſie ihn eintreten ſah, mußte ſie ſich niederſetzen.

Bleich, mit einem Blick tiefen Schmerzes trat er vor ſie hin. Sie hatte den Muth nicht, ihn anzuſehen. Vergebens erwartete ſie, er ſolle ſprechen. Es ſchien, als mangele ihm die Kraft dazu. Das ſtolze Haupt lag gebeugt auf ſeiner Bruſt. Die rechte Hand deckte die Augen, die, ach wie oft! ſie ſo liebevoll angeblickt.

„Lieber Graf", hob Alwine endlich, nach Faſſung ringend, an. „Sie haben mich zu ſprechen verlangt. Ich wollte Ihnen und mir die Pein dieſer letzten Unterredung erſparen. Glauben Sie aber nicht, daß ich geſonnen war, feindſelig von Ihnen zu ſcheiden."

Ihr Athem ſtockte. Noch änderte er nicht ſeine Stellung. „O nein“, fuhr ſie mühſam geſammelt fort. „Sie aber ſelbſt müſſen einſehen, daß ich eine andere Liebe verlange, als die Ihr Herz für mich hat. Es iſt daher das Beſte — gewiß, lieber Graf! — laſſen Sie uns in Frieden ſcheiden!“

Er ſah ſie lange mit einem unbeſchreiblichen Schmerz an. Dann kniete er langſam vor ihr nieder. Er wagte nicht, ihre Hand zu faſſen, nur den Saum ihres Kleides drückte er ſprachlos an ſeine Lippen.

Sie bat ihn ängſtlich aufzuſtehen. „Laſſen Sie mich, Alwine!“ rief er mit einem Tone, der bis in ihr tiefſtes Herz drang; „laſſen Sie mir den armſeligen Troſt, zu Ihren Füßen mein Leben auszuhauchen. Ich bitte Sie nicht, einem Unwürdigen Ihre reine Hand zu reichen. Ich will nichts — ich verlange nichts — aber von dieſem Platze dürfen Sie nicht den einſt Geliebten verſtoßen!“

„Sprechen Sie nicht ſo“, ſagte Alwine leiſe und bemühte ſich vergebens, ihn aufzurichten. Eine glühende Thräne fiel aus des Grafen Auge auf ihre eiskalte Hand.

Eine einzige Thräne eines männlichen Mannes übt über ein weibliches Herz mehr Gewalt, als die reichſten Ströme aus dem ſchönſten weiblichen Auge über eines Mannes Bruſt. Alwinens Kraft drohte zu brechen. Sie zog ihre Hand zurück. Er fuhr fort:

„Nein, Alwine, ich will mich nicht vertheidigen — nicht entſchuldigen, und doch — entſchuldigen vielleicht könnte ich mich. Aber du biſt zu heilig, zu rein, um das zu verſtehen, was ich zu ſagen hätte. Glaube mir nur das Eine, meine Alwine! glaube mir: mein Herz war nie mehr dein, als in jenen verrätheriſchen Augenblicken, die ich verwünſche, verwünſche in den Abgrund der Hölle! — Ja, ich bin ſchuldig, ich bin deiner unwerth, nicht ſeit jener Zeit, ich war nie deines heiligen Herzens werth. Aber bedenke wohl, was du thuſt, meine Alwine! Deine beleidigte Tugend will grauſam dem verirrten Freunde den Weg verſchließen zum Tempel eines reinern Glücks? O nein, nein! meine Alwine iſt nicht ſtreng und hart, ſie iſt gütig! Nein, Geliebteſte, du kannſt, du wirſt nicht ewig zürnen!“

„O Gott“, rief Alwine, hart bedrängt, „ich

zürne Ihnen nicht, aber darf ich — muß ich nicht — —“

Dem Grafen entging nicht, wie gut ſeine Sache ſtand. Er ſprang auf, er ſetzte ſich neben ſie. Sie wollte aufſtehen, fliehen im Gefühl ihrer Schwäche. Er hielt ſie und fuhr ſchmeichelnd fort: „Nein, ſüße Alwine, du darfſt nicht, du mußt nicht. Du willſt auch nicht. Wie oft hat deine zarte Hand die Saiten dieſer ungeſtümen Bruſt zu mildern Tönen geſtimmt; wie oft mit ſanftem Wort ihre wilden Stürme beſchworen. Darfſt du ſie den finſtern Mächten wieder überlaſſen? Mußt du nicht dein Liebeswerk vollenden, Geliebte? Willſt du die Verantwortung übernehmen, wenn die Leidenſchaft den hinreißt, der nur deiner ſüßen Macht ſich unterwarf, hinreißt auf den dunkeln Pfad ſchlimmern Vergehens, als dein weiches Herz verletzte?“

„O mein Himmel“, rief das arme Kind, faſt überwältigt, „welche Verantwortlichkeit wollen Sie auf meine ſchwache Bruſt werfen! Schonen Sie mich!“

„Verzeihe mir, verzeihe dies eine Wort, wie du mir tauſend ſchlimmere verziehſt. Aber haſt du auch

dein eigenes Los ſchon bedacht? Kannſt du hoffen, erwachend je die Morgenſonne wiederzuſehen, ohne daß du in einſamen Gedanken des Freundes leiſes Klopfen vernimmſt, das dich zur Feier des jungen Tags rief? Kannſt du im Schatten eines Baumes ruhen, ohne vor der geſpenſtiſchen Leere des Platzes neben dir zu ſchaudern, den der Geliebte nicht mehr ausfüllt? Kannſt du wähnen, in ſtiller Nacht erquickenden Schlummers zu genießen, den nicht ſein bleiches Bild unterbricht, dich mahnend — nicht an das gebrochene Wort — es iſt dein, ich geb' es dir zurück — nein! aber an deine Schuld um ſein gebrochenes Herz?"

Alwine war durch und durch erſchüttert. Ihre Thränen ſtrömten. Sie rang die Hände. Wir zweifeln, ob unſere geneigten Leſerinnen es nöthig finden werden, den Verlauf der Unterredung weiter zu verfolgen. Und wer aus der Kenntniß des eigenen ſtärkern Herzens ihr Ende nicht errathen kann, der möge nur ein paar Minuten lang verſuchen, mit dem unſerer armen jungen Heldin zu lieben und zu fühlen, um nicht länger zweifelhaft zu bleiben.

Die Landräthin war im Nebenzimmer. Sie merkte

aus der Länge und Stille der Zuſammenkunft, daß ſie der Tochter zu Hülfe kommen müſſe. Sie öffnete die Thür und ſah nun wohl ein, daß ſie zu lange geſäumt. Sie erſchrak heftig, als ſie ihr Kind zwar mit rothgeweinten Augen, aber doch kaum anders, als ſie ſie hundertmal betroffen, koſend neben dem Geliebten ſitzen ſah. Alwine riß ſich beſchämt von ihm los und warf ſich an ihrer Mutter Bruſt.

„Mutter!“ rief ſie, „ich kann nicht ohne ihn leben. Zürne mir nicht! Möge mein Schickſal ſich erfüllen. Ich kann nichts, als mich ihm unterwerfen.“

„Mutter!“ ſagte der Graf, innig ihre Hand küſſend, „meine Alwine hat mir verziehen. O vergeben auch Sie mir!“

Der Landrath kam herbei. Des zärtlichſten Vaters, der verſtändigſten Mutter erneuerte Warnungen, Bitten, ja Gebote ſcheiterten an den Thränen, an dem Flehen des geliebten Kindes. „Ich weiß es nun“, rief ſie, „ich kann ihm nicht entſagen, ich darf es auch nicht. Macht mich, macht ihn nicht unglücklich, geliebte Aeltern!“

So gedrängt gab der Landrath, und ungerner noch

endlich die Mutter ihre abgenöthigte Zustimmung. Der Graf dankte auf die verbindlichste Weise. Der Hochzeitstag ward von neuem angesetzt, und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Alwine bis dahin keine einzige Thräne über ihn vergoß.

Von der armen Fanny Brust war eine schwere Last genommen, als sie diesen Ausgang erfuhr. Wenn Alwine dem Grafen verzieh, meinte sie, durfte auch sie sich selber verzeihen. Sie hatte sich vorgenommen, in einer stillen Stunde ihrer Cousine alles zu gestehen und sie mit Thränen um Vergebung zu bitten: nun aber beschloß sie, sich diese demüthigende Scene zu ersparen. Und Alwine unterstützte diesen Entschluß, indem sie geflissentlich vermied, mit ihr allein zu bleiben. Für ihres Gatten gütiges Betragen fühlte sie sich sehr dankbar. Sie nahm sich aber doch vor, es sich nicht allzu sehr merken zu lassen, damit er nicht etwa auf den Gedanken komme, ihre Schuld sei größer, als sie wirklich war. In dem Baron schien allerdings die Besorgniß erwacht zu sein, seine gutmüthige, aber charakterlose Gattin bedürfe eines Wächters. Er war

nichts weniger als unempfindlich im Punkte der Ehre; allein er konnte leicht bemerken, daß das Verhältniß ſeiner Frau zu dem Grafen das einer flüchtigen Galanterie nicht überſchritten habe, und ſo beſchloß er, es nicht weiter zur Sprache zu bringen, um ſo mehr, da er aus ſeiner Frau heftigen Gemüthsbewegung glaubte ſchließen zu müſſen, es ſei das erſte dieſer Art. Er nahm ſich vor, ihr künftig mehr Zeit zu widmen, ſie dagegen, ſeine kleinen ehemänniſchen Bequemlichkeiten mit mehr Toleranz zu ertragen. Als ſie in den Wagen ſtiegen, fragte er wohlmeinend nach ihren Schachteln, die ſie, aus Rückſicht auf ihn, ſo eng wie möglich zuſammengepackt hatte; ſie aber fragte ebenſo freundlich nach ſeiner Pfeife, welche er, weil ſie das Rauchen nicht mochte, in die Wagentaſche geſteckt. Hat der Eindruck dieſer einzelnen Begebenheit gegen die verjährten Gewohnheiten ihres ehelichen Lebens vorgehalten, ſo ſind ſie noch ein glückliches Paar geworden.

Tief und heftig war Alwinens Schmerz, als ſie einige Tage ſpäter die geliebten Aeltern, die traute Heimat verließ. Denn an der Hand eines Mannes,

gegen den ſie noch eine Fülle von Liebe, aber kein Vertrauen mehr hegte, ging ſie einem neuen Leben, einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Und doch war die Empfindung der beiden Alten heftiger zwar nicht, aber tiefer gewiß.

Der Graf fand etwas Beleidigendes in ihrem grenzenloſen Schmerz, doch war er nicht Unmenſch genug, ſich es gegen ſeine junge Gattin merken zu laſſen. Er ſprach ihr aufs zärtlichſte zu, tröſtete ſie mit baldigem Wiederſehen und ſchleuderte auf die Haushälterin, die am Wagen ſtand und ihn mit frecher Leichtfertigkeit anſah, einen zornig-verächtlichen Blick. Die Halbohnmächtige lag an ſeiner Bruſt, dicht von ſeinen Armen umſchloſſen, als der Wagen im raſchen Fluge davonrollte. Alle rings umherſtehenden Dienſtleute ſendeten laut und herzlich ihren Segen nach. Er widerhallte im Munde der Landleute, die ſich vor dem Thore verſammelt hatten, ihr liebes Fräulein zum letzten male zu grüßen. Des Grafen ſtarke Bruſt überwältigte faſt das Gefühl, wie er hier unwürdig mit ernte, was der Geliebten Güte geſäet. In ſeiner tiefen Erſchütterung kam ſie ihm faſt wie das Opfer-

lamm vor, das für ſeiner Sünden Vergebung bluten müſſe. Er drückte ſie feſter an ſich, und wenn er das gehalten, was er in dieſem Augenblicke gelebte, ſo iſt auch Alwine eine glückliche Frau geworden.

Mit ſchmerzlicher Ergebung ſahen die liebenden Aeltern eine Zeit lang der forteilenden Tochter nach. Dann ging die Landräthin in ihr Wohnzimmer hinauf. Sie ſetzte ſich ſtill in ihren Lehnſtuhl und fing herzlich an zu weinen. Der Gatte war ihr gefolgt; er ging tiefbewegten Gemüths im Zimmer auf und nieder; jetzt blieb er vor der gebeugten Matrone ſtehen.

„Sei ruhig, gute Mutter“, ſagte er; „wir haben gethan, was in unſerer Macht ſtand. Sie wollte es nicht anders. Die ſanfte Seele, die uns niemals widerſtand, widerſtand uns dies eine mal. Es war ihr Schickſal ſo!“

„Kann uns das tröſten? Darf irgendetwas uns über den Gedanken tröſten, unſer geliebtes einziges Kind blindlings in das Unglück ſtürzen zu ſehen?“

„Blindlings? Nicht doch! Die Augen ſind ihr ſchmerzlich genug geöffnet worden. Sie kannte das

Unglück, das sie erwartete, und wollte es dennoch. Und ist es denn am Ende ein so großes Unglück, einen schönen, stolzen und verliebten Mann zu haben? sag' selbst, Mutter!"

„Du scherzest! Ich erkenne deine gute Absicht. Allein was des Grafen Liebe betrifft, so ist sie Sinnlichkeit. Er liebt nicht die gute, er liebt die schöne Alwine."

„Nun, daß man euch blos eurer Güte wegen liebt, wollt ihr ja selbst nicht. Die geistreichsten, vernünftigsten Frauen haben gestanden, daß der Eindruck, den sie durch ihr Aeußeres machen, ihnen am meisten schmeichelt. Laß nur! Alwine sieht den Grafen mit ihren, nicht mit unsern Augen. Der glückliche Leichtsinn der Jugend wird sie über die Huldigungen, die er ihr darbringt, den Kummer vergessen lassen, den er ihr verursacht, und der feurig Verliebte wird schon sorgen, daß die schönen Augen nicht lange in Thränen schwimmen! Mit den Jahren findet sich manches: er wird mit ihr älter, vor ihr sogar, und so hoffentlich vernünftiger und gelassener."

„Guter Vater!" entgegnete die Landräthin, „du

verleugneſt deine eigene Einſicht, mich mit Hoffnungen zu täuſchen, die du ſelbſt nicht theilſt. Liebe ohne ſittliche Achtung ſchmeichelt keinem edeln weiblichen Herzen, und wenn ſie am Liebhaber ertragen wird, dem ein minder unumſchränktes Vertrauen verziehen werden muß, ſo empört ſie am Gatten. Denn Treuloſigkeit der Geliebten iſt eine Schwachheit, die der Gattin ein Verbrechen. Auch ich bin nicht ohne Troſt, allein er beruht auf beſſerm Grund. Vielleicht wird es die Fülle der eigenen Liebe ſein, die Alwinen ewig ein gewiſſes Glück ſichern wird. Denn nicht nur die Liebe, welche ein Herz empfängt, auch die, welche es ausſtrömt, beglückt. Und der Reichthum in unſers Kindes Bruſt wird nie verſiegen. Fanny's Empfindung mußte erſterben, denn ſie war nur geſchmeichelte Eitelkeit; des Barons Leidenſchaft erkaltete; es war Phantaſterei. Aber eine wahrhafte Herzensliebe ſtirbt, erkaltet nur mit dem Herzen ſelbſt."

„So iſt's, meine Liebe! Aber beurtheile auch Fanny nicht zu ſcharf! Sie und Alwine, beide ſind die wahrhafteſten Repräſentantinnen ihres Geſchlechts,

nur daß in der einen die Tugenden deſſelben, in der andern die Schwächen mehr vorwalten. Aber dieſe ſchließen jene, jene ſchließen dieſe nicht aus. Die Liebe iſt das Element des Daſeins beider, es iſt das aller Frauen. Stark und ſchwach ſind ſie nur durch die Liebe: ſtark durch die, welche ſie austheilen, ſchwach durch das Bedürfniß, Liebe zu empfangen. Der Heroismus liebender Gattinnen, die demüthigenden Bande berühmter Regentinnen, die Selbſtverleugnung eines mütterlichen Herzens, der Stiefmütter giftiger Neid — vielleicht ſind es alles nur Schattirungen Einer Farbe. Ein Abglanz Gottes ſind ihre lichten Stellen, ſein Auge allein vermag zu erkennen, wo unter dem nächtlichen Dunkel ein heller Grund verborgen liegt."

„Gut", verſetzte die Gattin, unter Thränen lächelnd, „aber ſo ſei es auch mir vergönnt, in den beiden Männern, die unſere Töchter heimführten, die treuen Spiegel ihres Geſchlechts zu erkennen. Im Leben des größern Theils der Männerwelt iſt der Liebe nur ein kurzer Abſchnitt vergönnt: ein lieblicher Morgentraum, der ſelten dauert in der Sonnenhelle des reifern männlichen Geiſtes. Dann nimmt der Staat ihn

in Anſpruch, die Wiſſenſchaft, der Erwerb, der Ruhm. Es iſt eine ſchöne Idee, zu wirken, zu nützen, doppelt reizend, wenn man dadurch nicht blos andern, ſondern ſich ſelbſt auch nützt. Vielleicht ſoll und muß es ſo ſein; faſt glaub' ich's, wenn ich die Liebe des andern Theils betrachte, die mit ihren berauſchten Sinnen, mit ihrem eiferſüchtigen Egoismus und ihrem raſtlos überdrüßigen Verlangen nach Wechſel kaum ſich ſelbſt, geſchweige andere beglückt."

Der Landrath hatte gleichfalls lächelnd zugehört. „Mutter", ſagte er freundlich, ihr tief in das halb-zürnende Auge ſchauend, „mach' es nicht zu arg! Wären wir wirklich ſo ſchlimm, ihr wäret arge Thörinnen, uns ſo zu lieben. Und wir, meine Gute! haben wir uns nicht ein Vierteljahrhundert lang treu und herzlich geliebt? nicht miteinander uns gefreut und redlich ausgehalten, im Kummer und Leid? Was iſt das phantaſtiſche, hochmüthige Jugendgefühl gegen das unauflösliche Band zweier Seelen, die Eins geworden ſind durch Jahre des Vertrauens, der Achtung und der demüthigen Opfer ehelicher Selbſtverleugnung? Ja, Opfer ſind es und gemeinſchaftliche Leiden, die

den Menſchen am feſteſten an den Menſchen knüpfen. Nicht wenn wir unſern eigenthümlichen Neigungen folgen und dem natürlichen ſanften Zuge unſerer Herzen, wirkt die Liebe in uns mächtig; nur wenn ſie uns gleichſam aus uns ſelbſt herausgehen läßt, zeigt ſich ihre ganze Kraft. Daß du für mich ſorgteſt, gute Mutter, vom Morgen bis zum Abend, daß du Geduld übteſt mit meinem Starrſinn, daß deine Sanftmuth gut machte, was mein Ungeſtüm verdorben, das war ſchön und löblich, indeſſen du folgteſt deiner edeln Natur, du konnteſt kaum anders. Aber daß kein Wort der Klage über deine erbleichenden Lippen ging, als der Feind den Brand warf in unſer Eigenthum, den, deinen Warnungen zum Trotz, mein Stolz, meine Heftigkeit gereizt, und nun all der liebe Beſitz, dein blühender Hausſtand, an dem dein echt weibliches Herz hing, das theure Erbe deiner hochverehrten Aeltern, vor deinen Augen in Rauch aufging; — daß kein Wort des Vorwurfs je ihnen entſchlüpfte bei dem neuen, mühſeligen Erwerb, daß du mir nur Miene heiterer Ergebung zeigteſt in der gefahrvollen Lage, in welche meine Schuld dich geſtürzt, als wir nächt-

lich vor der Rache des Uſurpators flohen — daran erkannte ich erſt den ganzen Reichthum deiner Liebe, deines Herzens. Und ich, Mutter? darf ich es ſagen? — ja ich darf es. Daß ich dir treu war, auch in den Jahren der Jugend, daß ich dein Wohl im Auge hatte mein Leben lang, daß ich kein Verſchwender war deinetwegen, daß ich mit freundlichem Rathe dir beiſtand und deinen Rath ehrte — das alles war nur meine Pflicht. Aber wenn ich Tage über an deinem Lager ſaß, wenn Krankheit dich dort gefeſſelt hielt, nicht Zerſtreuung ſuchte, Jagd oder Spiel, wie andere Männer, wenn ich dann den Ausbrüchen deiner krankhaften Reizbarkeit, du Theure, deinen wie Vorwürfe bittern Thränen Geduld und herzlichen Zuſpruch entgegenſetzte und das ſchwellende Herz tief hinunterdrückte in die trotzige Mannesbruſt — da übte auch ich die wahre, heilige Liebe aus, und wenn es Momente gibt, wo die Engel lächelnd auf die Menſchen niederſehen, ſo waren es jene in deinem, dieſe in meinem Leben, Mutter!"

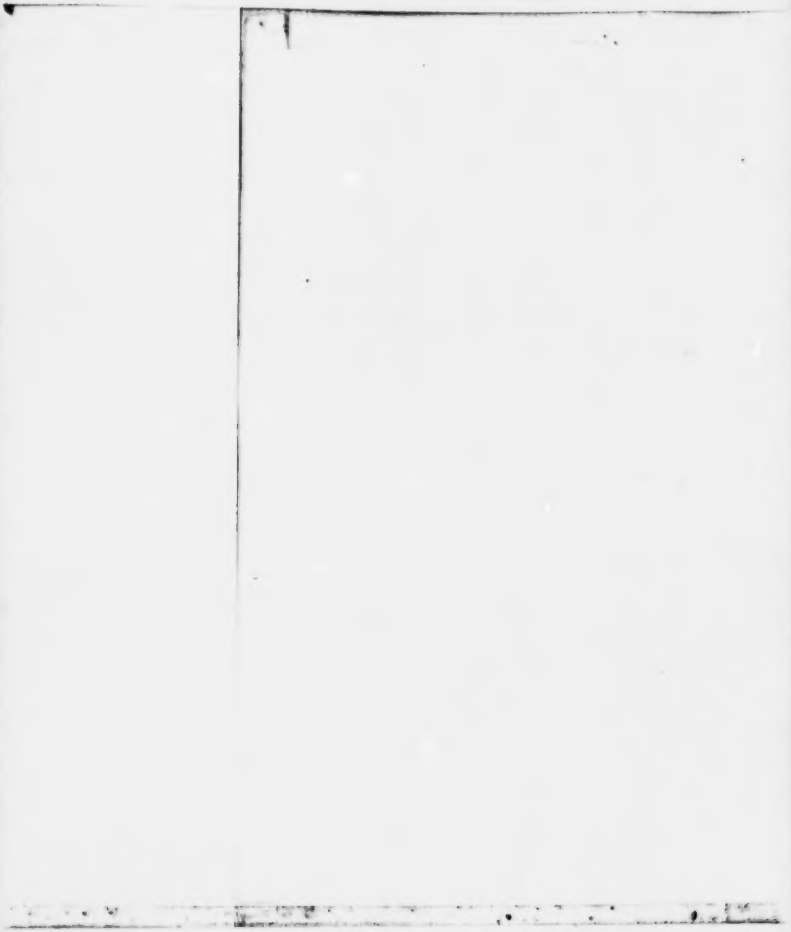
„Amen!" verſetzte die Landräthin tief gerührt, „nein, die echte Liebe iſt kein Jugendtraum: ſie iſt

des ganzen, langen Lebens einziger, beſter Gehalt. Es iſt wahr, ſchnell entfloh die Zeit, wo ein Druck der jugendlich runden Hand, wo ein Kuß der blühenden Lippen dich entzückte. Und wär' es nicht erlaubt, ihr eine wehmüthige Thräne nachzuſenden? Aber wenn der Beſitz dich auch beruhigte, er machte nach fremden Gütern dich nicht lüſtern; und ich weiß es, dieſe verwelkten Wangen, dieſe erloſchenen Augen, ſie ſind noch immer dir theuer, und vielleicht wirſt du es ſchwerer ertragen, im Sarge dies reizloſe Antlitz von der kalten Hand des Todes berührt zu ſehen, als wenn die Neuvermählte im friſchen Glanze der Jugend dort gebettet worden wäre. Und du, beſter, theuerſter Freund meines Lebens! auch deinem Haupte nahm die Zeit ihren Schmuck! Die reichen Locken ſind dahin, die ſonſt es umſchatteten, aber wie ehrwürdig iſt mir dieſe kahle Stirn, und wenn ſonſt mein Herz ſtolzer ſchlug, wenn ich draußen deinen kecken muthigen Schritt hörte, jetzt erwärmt es ſich, wenn ich von meinem Fenſter aus dich rüſtig noch, aber doch minder ſtraff und ſtattlich über den Hof

kommen ſehe. Wir ſtiegen den Hügel zuſammen hinan, freudig und im mildeſten Sonnenſchein. Nun gehen wir Hand in Hand hinunter; durch die Wolken dringen noch Strahlen genug, uns den alterlich-langſamen Weg freundlich zu erhellen und am Fuß des Berges die ſtille Stätte zu beleuchten, wo wir beieinander ſchlafen wollen!“

Ein Bild aus ſeiner Zeit.

1868.



„Das Leben des Menſchen, welches mit einem Fragezeichen beginnt, taumelt durch eine Straße von Ausrufungszeichen und verſtummt zuletzt mit einem Gedankenſtrich."

Inſchrift im Irrenhauſe von Sevilla.

I.

Das Wiederſehen.

Das romantiſche Zeitalter der Culturgeſchichte Deutſchlands iſt nur den Alten unter uns noch perſönlich erinnerlich. Als ungefähr beim Anbruch des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts ſeine reichen Blüten mit ſo reißender Schnelle ſich aus den Keimen einer faſt krankhaften Empfindſamkeit entfalteten, ahnte wol keiner, daß ſchon nach Ablauf von kaum fünf bis ſechs Jahrzehnten all dieſer Gemüthsreichthum entweder als herbſtliches Laub der Politik, Induſtrie oder Kirchlichkeit verwelkt und abgefallen ſein, oder als gereifte Früchte dieſer drei großen Fragen eine nun proſaiſchere

Generation erfrischen würde. Als das goldene Zeitalter der deutschen Poesie jedoch, als die Geburtsperiode so origineller wie geistreicher philosophischer Systeme, durch die der deutsche Name nach mehr als einem Jahrhundert der schmählichsten Entwürdigung wieder einige Geltung in Europa bekam, wird dieses halbe Jahrhundert trotz seiner mannichfaltigen Verirrungen auch dem heutigen Geschlecht immer theuer und von besonderm Interesse sein.

In die Mitte dieses unsers romantischen Zeitalters nun, in das erste Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, wünsch' ich meine Leser zurückzuführen, indem ich den Vorhang eines Familienbildes vor ihnen aufrolle. —

Auf der Terrasse des stattlichen Herrenhauses eines Gutes in Mitteldeutschland saßen drei Damen mit zierlichen Handarbeiten beschäftigt und in traulichem Gespräch, sich der schönen Jahreszeit und des herrlichen Abends freuend.

Die eine, eine ältliche Frau, voll mütterlicher Würde, in einfacher, aber durchaus damenhafter Kleidung, war bald als Hausfrau zu erkennen. Von den beiden andern, zwei blühenden jungen Mädchen, sah

die eine ihr ähnlich. Es war eine anmuthige, wenn auch vielleicht etwas zu volle Geſtalt; auch ihr Geſicht konnte hübſch genannt werden, und ihre roſigen Wangen, ihr reiches, blondes Haar und die Perlenreihen ihrer Zähne hatten ihr ſchon manches Compliment von Jung und Alt eingetragen. Der Eindruck ihres ganzen Weſens war der einer vollſtändigen, ſo geiſtigen wie phyſiſchen Geſundheit und konnte kaum anders als günſtig ſein.

Freilich durfte man ſie nicht mit dem wunderſchönen, geiſtreichen Mädchen vergleichen, die neben ihr ſaß und über welche die Götter ihre Gaben ſo verſchwenderiſch ausgeſtreut hatten, daß ſie, vertheilt, Zehnen hätten zum beſten Schmuck gereichen können. Ich überlaſſe es meinen Leſern, die junge Dame ſich vorzuſtellen wie das ſchönſte Mädchen, das jeder oder jede von ihnen je geſehen, und will nur erwähnen, daß ſie von hohem, ſchlankem Wuchs war, ihr Profil von griechiſchem Schnitt, Haar und Augen dunkel, während ihre Hautfarbe der der ſchönſten Blondine nicht nachſtand.

Agnes Nordland — ſo hieß das ſchöne Mädchen — war die Tochter eines angeſehenen Beamten in einer der kleinern Reſidenzen Norddeutſchlands. Sie war

mit Edithen von Hartung, der Tochter des Hauſes, in das ich meine Leſer geführt, mehrere Jahre lang in der Schule geweſen und die jungen funfzehn- und ſechzehnjährigen Mädchen hatten bei der Trennung einander ewige Freundſchaft geſchworen. Die verabredete Correſpondenz war zuerſt mit großem Eifer geführt worden, nach und nach aber eingeſchlafen, wie es ſo mit jugendlichen Verpflichtungen zu gehen pflegt. So waren beide einander endlich ganz aus den Augen gekommen bis vor zwei oder drei Monaten, als eben Edithe, mit ihren Aeltern auf einer Reiſe begriffen, in einer der größern Städte, durch welche ihr Weg ſie führte, in einen Laden ging, eine Kleinigkeit einzukaufen. Der ſonore Klang der Stimme der zu gleichem Zweck neben ihr ſtehenden Dame ſchien ihr vertraut. Sie blickte auf und begegnete den Augen Agnes Nordland's. Wieder und wieder ein prüfender Seitenblick, aber ſchon nach ein paar Secunden fanden ſich die Hände der beiden freudig überraſchten Mädchen.

„Edithe, biſt du es wirklich, meine kleine Heilige?“ rief Agnes entzückt.

„Agnes! hab' ich dich endlich wiedergefunden?“

flüſterte Edithe und ſah ihr mit ſo ſeelenvollem Lächeln ins Auge, daß die Freundin, leicht heftig ergriffen wie ſie war, ihr auf die Schulter ſank, und ohne die beiſtehenden Mitkäufer und Verkäufer zu beachten, die Arme um ſie ſchlingend in Thränen ausbrach.

„Komm mit zu meinen Aeltern, theures Herz", ſagte Edithe leiſe, etwas verſchämt wegen der Scene, die ſie gaben. „Sie ſind im Hotel hier ganz nahe und werden ſich mit mir freuen."

Schnell zahlte ſie, was ſie ſchuldig war. Auch Agnes zog ihre Börſe, warf das Doppelte des verlangten Preiſes, wie er ihr noch in die Ohren hallte, auf den Ladentiſch und eilte, ohne das Herausgeben des Geldes abzuwarten, ihren Arm in den ihrer Freundin legend, aus dem Laden.

„Wie glücklich, daß wir uns endlich gefunden haben, theures Herz", ſagte ſie. „Nach ſieben langen Jahren gefunden! Nur daß wir uns ſo gefunden haben, gefällt mir nicht. So proſaiſch! in einem Laden! Konnte es nicht auf der ſchönen Brücke ſein? oder auf der herrlichen Galerie?"

Edithe lachte. „Nun, du weißt ja, meine Liebe",

sagte sie, „je prosaischer, je besser paßt es zu mir. Hast du vergessen, daß du mir immer meine prosaischen Ansichten vorwarfest? Und auf der Brücke hättest du nicht einen Blick auf mich geworfen. Noch weniger auf der Galerie.“

„Nun, sage mir“, fragte jene weiter, „wohnst du noch immer auf dem Lande? Und wie kommst du hier her nach dem deutschen Florenz?“

„Eine höchst genußreiche Reise, die ich mit meinen guten Aeltern bis nach Prag gemacht, und von der wir eben auf der Heimkehr begriffen sind. Aber für dich ist dies alles nur gering, die du in fernen Ländern herumgeschweift und bei deinem forschenden Geiste sicherlich reichlich eingesammelt hast.“

„Ja“, erwiderte Agnes nicht ohne Bitterkeit, „ich habe unterdessen England und Italien und einen Theil von Frankreich gesehen — ungefähr wie der Gefangene aus dem vergitterten Fenster seines Kerkers den blauen Himmel und die Gipfel der Bäume sieht.“

„Was meinst du?“ entgegnete Edithe bestürzt.

„Was anders“, erwiderte jene, und die Winkel ihres schönen Mundes zogen sich verächtlich herab, „ist das

Gouvernantenthum und das Geſellſchafterinnenthum wol für dieſe hochgeborenen Ladies und Gräfinnen? Ja, du haſt recht. Ich habe eingeſammelt, aber zu meiner Sammlung gehört auch eine gründliche Kenntniß der Sklaverei und der Erbärmlichkeit der Menſchen.“

Die beiden Mädchen ſtanden vor dem Hotel. „Jetzt“, ſagte Edithe, die ſie mit dem Blicke der innigſten Theilnahme angehört, „laß uns für ein paar Stunden alles, was hinter uns liegt, vergeſſen. Hoffentlich biſt du für den Augenblick frei und kannſt mich für die ſieben Jahre der Trennung durch einen Beſuch von mindeſtens ebenſo viel Wochen entſchädigen. Wie freue ich mich, dich meinen theuern Aeltern vorzuſtellen! Und wie willkommen wirſt du ihnen ſein, denn ſie wiſſen ja, was du mir geweſen und, wie es mir vorkommt, im Augenblick, wo ich dich finde, wieder biſt!“

Und ſicherlich konnte kein Empfang freundlicher ſein als der des Herrn und der Frau von Hartung, Edithens Eltern. Herr von Hartung hatte in den erſten Jahren der Trennung der beiden Freundinnen, als Agnes das älterliche Haus verlaſſen und ihr Briefwechſel nach und nach ins Stocken kam, auf Edithens

Wunſch wiederholt Nachforſchungen nach der Freundin Aufenthalt gehalten. Aber nach und nach, zumal als ihre Verhältniſſe ſie in fremde Länder führten, war ſie ihm aus den Augen gekommen und man hatte nicht erfahren können, was aus ihr geworden war. Die guten Aeltern aber wußten, wie ihre Tochter immer an ihr gehangen; die ſchöne Erſcheinung der wiedergefundenen Freundin kennte ihr günſtiges Vorurtheil für dieſe nur beſtätigen.

Sie erneuerten daher Edithens Einladung in der herzlichſten Weiſe, und da Agnes eben für den Augenblick frei war und ſich hier nur aufhielt, um Briefe abzuwarten, durch die ein neues Verhältniß als Erzieherin eingeleitet werden ſollte, ſo nahm ſie gern und dankbar die gaſtliche Aufforderung an, die Familie auf ihr Gut zu begleiten und einige Wochen dort auszuruhen. Denn ſie liebte Edithen, eben darum weil ſie dieſelbe ſo ganz verſchieden von ſich ſelbſt wußte, wahrhaft und war ſich bewußt, durch angenehme Unterhaltung und liebenswürdige Sitten für ein paar Wochen der Gaſtfreundſchaft reichlich zahlen zu können.

Die Poſt ward daher benachrichtigt, wohin etwa

an ſie ankommende Briefe ihr nachgeſchickt werden ſollten, und in dem kleinen beſcheidenen Hotel garni, in dem ſie abgetreten, die mäßige Rechnung bezahlt. — Daß diesmal aber die Herausgabe des über dieſe hinauslaufenden Geldes abgewartet wurde, will ich nicht unerwähnt laſſen. Denn das arme Kind hatte das Recht, ihre „Sklavenkette“ mitten in der Zeit brechen zu dürfen, mit einem für ihre dürftige Kaſſe ſchon ſehr bedeutenden Geldopfer erkauft, und ſah ſich ganz gegen ihre großmüthigen und nobeln Neigungen zu der erbärmlichen Proſa einer ſehr genauen Berechnung gezwungen.

Das Gut des Herrn von Hartung lag nahe am Fichtelgebirge und das Herrenhaus, im ziemlich modernen Stil auf einem ſanften Abhang erbaut, ſah beſonders aus ſeinen obern Fenſtern, über die Gipfel der Bäume des herrlichen Parks hinweg, gerade in den pittoresken weſtlichen Ausläufer jenes reizenden Gebirgs hinein. Die gute Frau von Hartung wies dem lieben Gaſt ſogleich dasjenige Fremdenzimmer an, das die allerſchönſte Ausſicht hatte, denn ſie wußte den Enthuſiasmus für alles, was Naturſchönheit und Natureigen-

thümlichkeit war, leicht in dem feurigen Mädchen zu erkennen.

Sie bot der Tochter freundlich an, ob sie nicht während der Freundin Besuch dies schön ausgeschmückte Fremdenzimmer mit dieser theilen wollte? und Agnes wünschte es dringend, allein in einigen Punkten war Edithe eigenthümlich, fast bis zum Eigensinn so. Eine kurze Einsamkeit am Morgen und Abend war ihr zur nöthigen Sammlung, zur Selbstprüfung unentbehrlich geworden, seitdem sie sich nach ihrer Rückkehr aus der Schule in das älterliche Haus an diesen Seelenluxus gewöhnt hatte. Ja, wenn ihre Aeltern vom Heirathen sprachen, war immer ihr erster beunruhigender Gedanke, wie sie sich dann dieser Oberherrschaft ihres Gewissens vielleicht würde entziehen müssen.

Ihr Zimmer sah nur nach dem Hofe; aber es hatte den Vortheil, dicht neben dem der Aeltern zu sein, und sie konnte daher der lieben kränkelnden Mutter sogleich als Beistand dienen, im Fall ihr in der Nacht irgendetwas zustieß. Sie hatte sich längst gewöhnt, die schöne Aussicht beim Aufstehen durch einen Morgenspaziergang vor dem Frühstück zu ersetzen, zu dem starke

Schuhe immer bereit ſtanden. Dieſen gelobte auch die ſtädtiſch gewöhnte Freundin immer mit dem lieben Landmädchen zu theilen und beide verſprachen ſich herrliche Tage, und ſagten einander mit Küſſen und Umarmungen gute Nacht.

Wochen und Monate vergingen, und es läßt ſich ſchwer entſcheiden, wer in dem erneuten Freundſchaftsbunde glücklicher war.

Agnes hatte ſich durch ſieben harte Jahre voll bitterer Erfahrungen muthig durchgekämpft. Getäuſchte Erwartungen, Demüthigungen aller Art und ein oft beleidigtes Selbſtgefühl hatten ihr die Genüſſe jener Jahre verbittert. Sie hatte, aus der Penſion zurückgekehrt, zwei davon im älterlichen Hauſe zugebracht. Ihr Vater, ein geachteter, ſtreng pünktlicher Beamter, forderte die genaueſte häusliche Oekonomie, um ſeine Familie bei ſpärlichem Gehalt mit einem gewiſſen äußern Anſtand ernähren zu können, ohne darum ſich abhalten zu laſſen, die Anſprüche derſelben jährlich um eine Zahl zu vermehren. Er hatte mit großer Aufopferung vier Jahre lang an Agnes', der älteſten Tochter, Erziehung eine bedeutende Summe gewandt: nun aber

ſollte das ſechzehnjährige Mädchen dafür die Lehrerin der älteſten unter den jüngern Geſchwiſtern ſein, während die arme, frühzeitig verwelkte, ſich raſtlos zerarbeitende Mutter die Wärterin der kleinſten darunter blieb, ſoweit ſich die Wartung mit der Hülfe vereinigen ließ, die das eine Dienſtmädchen im Kochen, Fegen, Waſchen und Aufwarten bedurfte.

Agnes, voll feuriger Anſprüche an das Leben, aber gut, liebend und thätig wie ſie war, übernahm den Unterricht ihrer drei kleinen Geſchwiſter mit freudigem Eifer. Die beiden Jungen wurden in die Schule geſchickt und ſie hatte blos ihre Aufgaben zu überwachen und ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen. Aber nur zu bald ward ſie gewahr, daß ihr kein Augenblick zu ihrer eigenen Fortbildung übrig blieb. Nahm das arme Kind ein Buch auf, ſo waren der großen Jungen Strümpfe zu ſtopfen, ſetzte ſie ſich an das Klavier, ſo waren Bohnen zu ſchneiden oder Taſſen zu waſchen.

Am Nachmittag vollends, wenn die arme zerrüttete Mutter ein wenig Schlaf bedurfte, und das Mädchen mit dem Aufwaſchen und mit Scheuern und Putzen ewig nicht fertig werden konnte, nahm der große Haufen der

größern und kleinern Kinder Agnes in Anſpruch. Um drei Uhr gingen die Lehrſtunden wieder an; und waren die beendigt, ſo lagen vom Morgen her noch ſo viele Nähtereien unvollendet herum, und die Brüder, die, im Winter mindeſtens, ihre Arbeiten in der Wohnſtube verrichten mußten, weil nur dies eine Zimmer geheizt ward, fanden der Schweſter „ewiges Klaviertrommeln“ ſo ſtörend, daß weder an Leſen noch an Muſikübungen zu denken war. Wollte ſie aber ſich gleich nach dem Abendeſſen in ihr kaltes Schlafkämmerchen zurückziehen, um ſich, in ein warmes Umſchlagetuch gehüllt, am eben erſchienenen „Hesperus“ oder „Titan“ zu ergötzen oder bei einer Tragödie ihres angebeteten Schiller eine Thräne zu weinen; oder auch die poetiſchen Gedanken, die ihr während des Strümpfeſtopfens und Bohnenſchneidens gekommen, in Stanzen zu ordnen und zu Papier zu bringen, ſo ſchallte der Seufzer ihrer Mutter ihr nach, „daß erſchrecklich viel Licht verbrannt werde“. — Sie gewöhnte ſich daran und ſaß bald in ſchwärmeriſchem Sinnen verloren, aber ſpäteſtens um zehn Uhr ertönte durch die halbgeöffnete Thür die Donnerſtimme des Vaters, „daß längeres Aufſitzen ihr ſchade;

und daß sie, wenn sie lesen oder Verse machen wolle, früher aufstehen solle". Welches gesunde siebzehnjährige Mädchen jedoch entreißt sich willig dem süßen Morgenschlaf? Und überhaupt, läßt sich dem Gotte gebieten? — So war es kein Wunder, daß nach und nach die Bücher uneröffnet blieben, das Instrument tage-, ja wochenlang unberührt stand, und die väterliche Fürsorge als Tyrannei empfunden ward.

Ein anderer schlimmer Punkt, der sich bald zum Zankapfel gestaltete, war des jungen Mädchens Kleidung. Agnes wußte, daß ihre Aeltern arm waren und war nicht so unvernünftig, von ihnen in diesem Punkte große Ausgaben zu erwarten. Wenn ihre halb vertragenen Gewänder für die kleinen Mädchen zerschnitten wurden und sie dafür ein neues dunkles und zum Staat ein helles Kattunkleid bekam, hatte die Mutter ihre Freude an der Geschicklichkeit, mit welcher die Tochter sich selbst zu helfen wußte, und verzieh ihr darum wohl, daß diese das neue Gewand, wenn sie es ohne bedeutende Kosten konnte, etwas phantastisch ausschmückte, oder etwa dazu Blumen ins Haar steckte. Agnes war von einem fast übermüthigen Gefühl für das Schöne

beſeelt und haßte darum die durch eine verkannte Rückkehr zur Natur eingeführte Mode der Zeit — eine kurze, bis knapp unter die Bruſt und Schulterknochen reichende Taille, und ein in ſpitzen Zwickeln wie angeklebtes Kleid — eine Mode, welche die Thorheit unſerer Zeit wieder hervorgerufen. Sie hatte ſich mit der Mutter Bewilligung einen alten, einſt werthvollen Shawl angeeignet, der noch von der Großmutter ſtammte und ſich in ſeinem türkiſchen Roth gut erhalten hatte, wie oft er auch ſchon beim Kindertragen der Mutter als Mantel gedient hatte. Wenn dieſe nun einmal ſich Sonntag Abend auf der Tochter ſchmeichelndes Bitten entſchloß, mit ihr einen Spaziergang vors Thor zu machen und Agnes den Shawl viereckig über die Schultern ſchlug, daß er in vollen Doppelfalten über dem knappen Kleide in ſo maleriſcher Draperie herabfiel, als hätte das junge Mädchen es der Lady Hamilton oder der Händel-Schütz abgeſehen — und, ſtatt den hoch aufſchnäbelnden Strohhut aufzuſetzen, ein buntſeidenes Tuch turbanartig um den Kopf ſchlug, ſo erſchrak die bis zur Blödigkeit beſcheidene Mutter, als ſie die Tochter aus ihrem Zimmer treten ſah, und

hätte während des Spaziergangs bei jedem halb verwunderten, halb bewundernden Blick der Begegnenden vor Scham unter die Erde sinken mögen. Beim nächsten Ausgang hielt sie streng darauf, daß Agnes den Schnabelhut aufsetzte und einen seidenen Streifen um die Schultern schlug, den man Shawl nannte. Der darauffolgende aber brachte eine neue Phantasterei ans Licht und gleich darauf eine neue Strafpredigt; zuletzt auch wol eine bittere Verhöhnung der „Romanenheldin" von seiten des Vaters, gegen den die Mutter geklagt, und einen heißen Thränenguß der Tochter.

Der kleine häusliche Krieg über alle diese Fragen dauerte gegen zwei Jahre. Wie manches andere junge Mädchen, wähnte sich Agnes von den Ihrigen misverstanden, verkannt, unterschätzt. Und sie glaubte sich um so mehr dazu berechtigt, als sie ihrer außerordentlichen Schönheit und ihres interessanten Gesprächs wegen und um ihres in jeder Hinsicht besondern Wesens willen überall, wo sie mit Fremden in Berührung kam — was freilich nur selten geschah —, mit Auszeichnung behandelt ward.

Sie war durchaus nicht eitel, weder auf ihre

Schönheit noch auf ihren Geist. Beides betrachtete sie als ihr natürliches Anrecht. Aber eben dieſes hohe Selbſtgefühl machte ſie für alle Verletzungen doppelt empfindlich. Sie war ſich bewußt, zu Schiller's „ſittlichem Adel" zu gehören, zu den „edeln Naturen", welche „durch das, was ſie ſind, zahlen", während ſie den „gemeinen Naturen" durch das, „was ſie thun", ihre Schuld an die Welt zu entrichten überlaſſen dürfen. Sie rechnete ſich ihre kleinliche häusliche Thätigkeit hoch an und glaubte ſich dadurch die vollſte Anerkennung ihrer Aeltern zu verdienen. Sie ſehnte ſich in die Welt hinaus. Sie ſehnte ſich zu handeln, zu wirken, Einfluß zu gewinnen, ohne ſich nur einmal klar bewußt zu werden, daß ſie ſich, jung und feurig wie ſie war, ganz insgeheim auch nach den Genüſſen der Welt ſehnte, zu denen ſie durch ihren innern Werth ſich berechtigt hielt.

Entſchloſſen, wenn auch noch etwas furchtſam, trat ſie mit der Bitte hervor, ſich in öffentlichen Blättern um eine Stelle als Gouvernante oder Geſellſchafterin bewerben zu dürfen, und ſiegte endlich durch ihre Beharrlichkeit inſoweit über die erſchrockene, ängſtlich

protestirende Mutter, daß ihr Vater zuletzt nichtachtend sagte: „Laß sie es nur einmal versuchen!“ ohne jedoch ihr dabei helfen zu wollen. Als er indessen sah, daß sie fest blieb und sich willig erklärte, die Hälfte ihres Gehalts der Mutter gewissenhaft auszuzahlen, daß sich die arme, sich zerarbeitende Frau dafür ein zweites Dienstmädchen halten könne, zeigte er sich geneigter und fing selbst an, sich für sie zu bemühen und namentlich die Zeitungsbewerbungen für sie zu schreiben. Er versprach auch, die Anträge zu prüfen, damit, wie er sagte, nicht etwa ihre verwünschte Genialität ihr dabei einen dummen Streich spiele.

Zur jetzigen Zeit wäre es Herrn Hofrath Nordland wol minder schwer geworden, eine passende Stellung für seine gut unterrichtete und besterzogene Tochter zu finden, namentlich eine Stelle als Schullehrerin, wie er sie wünschte. Aber vor funfzig Jahren hatten deutsche Männer noch nicht einsehen gelernt, daß auch ein gut unterrichtetes Frauenzimmer in andern Dingen als sogenannten „weiblichen Arbeiten“ eine tüchtige Lehrerin sein kann, und bei allen bedeutenden Mädchenschulen waren außer zum Unterricht im Stricken und Nähen

nur Männer angestellt. Eine Stelle als Gouvernante oder als Gesellschafterin einer kränkelnden Dame oder als „Gehülfin der Hausfrau" war demnach alles, was übrigblieb. Erstere fand sich auch glücklicherweise bald und zwar, da der Ruf von England ausging, mit guter Bezahlung.

Nach England! Agnes war entzückt, England zu sehen, das Land der politischen Freiheit! die Geburtsstätte Shakspeare's und Burns'! die Heimat von Mary Wolstonecraft und Coleridge und Scott! (und hätte sie erst Lord Byron schon gekannt!). England, der Sitz der in die schärfsten und originellsten Formen geschnittenen aristokratischen Gesellschaft! Aber ach! Agnes hatte drei Jahre in England gelebt, ohne von der bürgerlichen Freiheit daselbst mehr zu erfahren, als sie aus den Zeitungen erfuhr; ohne einen einzigen seiner berühmten Schriftsteller kennen zu lernen, und ohne von der Gesellschaft mehr zu sehen, als die junge Gouvernante mit ihrem forschenden, spähenden Blick erkennen konnte, wenn sie nach dem Diner mit den Kindern in das Drawingroom herabzukommen, höflich eingeladen ward,

wenn man den Kindern Obst vom Desert zutheilte, der „Miß Nordland“ aber vom Hausherrn ein Glas Wein eingeschenkt wurde, indem er mit den höflichsten Formen herablassend ihr zutrank. Oder abends, wenn Gäste eingeladen waren und sie davon benachrichtigt wurde, um sich mit der Toilette danach einzurichten; und die Dame vom Hause ihr gleich beim Eintritt mit der Bitte entgegentrat, „die Gesellschaft eine Zeit lang mit ihrer schönen Musik zu unterhalten“.

Wie oft aber hatte das arme Kind, das offen und zur Mittheilung immer willig war, es erfahren, daß die Gesellschaft, nachdem man ihr für ihr schönes Spiel oder ihren herrlichen Gesang in bester Form gedankt, sich wieder in geschlossene Kreise zurückzog, und sie ganz allein in einer Ecke saß, wenn nicht eben einer der jungen Herren, ihre Schönheit bewundernd, bei ihr stehen blieb und sich so in ihr munteres und geistvolles Gespräch verlor, daß endlich die Hausfrau, wie zufällig, sich räuspernd, vorbeistreifte; und wenn dies im Eifer der Unterhaltung nicht bemerkt wurde, dieselbe mit gezwungenem Lächeln und der Frage unterbrach:

„Entſchuldigen Sie, Miß Nordland, ſind die Kinder alle zu Bett?“

Was wunder, daß das heißes Blut machte; daß Agnes oft heiſer war, wenn ſie ſingen ſollte, und einen böſen Finger hatte, wenn man ſie zum Spiel aufforderte, oder von der Dame beſchuldigt ward, ihre Pflichten zu verletzen.

Ein Wechſel brachte keinen beſſern Zuſtand. Dazwiſchen pflückte das erregbare, lernbegierige Mädchen von Früchten, was ihr erreichbar war, aber ſie war weit entfernt, befriedigt zu ſein, und ſehnte ſich oft, ſich an ihrer Mutter Bruſt ausweinen zu können. Denn die Mutter, beſchränkt wie ſie war und wie ſehr ſie der Tochter Werth unterſchätzte, liebte ſie doch wenigſtens.

Zu rechter Zeit eröffnete ſich indeſſen eine freudige Ausſicht.

Eine reiche Gräfin in Deutſchland hatte ihre einzige Tochter verheirathet. Das junge Paar wünſchte die Schweiz und Italien zu bereiſen, und die alte Dame, die die Koſten davon trug, wollte ſie begleiten. Da aber, wie ſie ſagte, drei eine ungleiche Zahl machen

und der beste Theil ihrer Tochter von nun an ihrem Manne gehöre, wollte sie sich eine Gesellschafterin anschaffen. Der elegante Reisewagen bot einen bequemen vierten Platz und die Kammerfrau, obwol sie es Agnes nie verzieh und sie es gern nachher durch kleinliche Vernachlässigung entgelten ließ, konnte, da man mit Extrapost fuhr, neben dem Bedienten auf dem wohlverwahrten Bock sitzen. Agnes nahm die angetragene Stelle, obwol sie ihr weniger als der Gouvernantendienst in England eintrug, mit Freuden an und ihr junges Herz schlug den langersehnten Alpen und den classischen Kunstgenüssen Italiens entgegen.

Aber ach! wie bald mußte sie es erfahren, daß sie eigen gemiethet war, während das junge Paar Berge bestieg und in köstlichen Aussichten schwelgte, der alten Dame, deren Kräfte dazu nicht ausreichten, unterdessen Gesellschaft zu leisten. Die letztere hatte wol einige Versuche gemacht, sich hinauf- und hinuntertragen zu lassen, und Agnes war durch das Entzücken, mit dem sie zu Pferde oder zu Fuß sie begleitete, die Freude der ganzen Gesellschaft gewesen. Aber bald merkte die alte Gräfin, daß sie auch im Tragstuhl nicht dem

Schwindel entgehen könne. Von nun an mußte Agnes ſich begnügen, die Schweiz nur in ihren Thälern oder auf ihren Seen zu bewundern. Sie fand ſich drein, denn auch dies gab ihr hohen Genuß. Aber die Abende — es war September — die langen Abende! die alte Dame zog ſich zeitig zurück. Agnes war zum Vorleſen fertig, und durch angeborenes Talent ſchon in der Schule darin Meiſterin geweſen. Aber nur zu bald ward erkannt: abendliches Vorleſen hindere das Einſchlafen der nervöſen Frau. Ein kleines Ecarté oder ein Whist à deux regte die Nerv nicht auf; und während das junge Paar im Mondſchein luſtwandelte, ſaß Agnes ſeufzend am Kartentiſch.

In Italien ging es ihr nicht viel beſſer. Zum Beſehen der Galerien und Alterthümer reichten der alten Dame Kräfte zwar etwas beſſer aus, aber bald konnte es nicht länger unbemerkt bleiben, daß der junge Ehemann es intereſſanter fand, die Ausbrüche des Entzückens der ſchönen geiſtvollen Geſellſchafterin über die Kunſtſchätze, die ſie umgaben, anzuhören, ſich an dem Enthuſiasmus derſelben mit dem ſie ſich allen hiſtoriſchen Aſſociationen hingab, zu ergötzen, als, mit dem

Kataleg in der Hand, ſeine junge Gemahlin von Zimmer zu Zimmer zu führen, um ihre ſchülerhaften Bemerkungen anzuhören oder ihr unterdrücktes Gähnen ignoriren zu müſſen. Agnes ſchwelgte eine kurze Zeit in den höchſten Genüſſen. Mit dem ganzen Egoismus aller Enthuſiaſten bemerkte ſie es kaum, daß die arme junge Frau oft Thränen in den Augen hatte und daß der Mutter Betragen gegen ſie kälter und zurückhaltender ward. Sie war daher auf das unangenehmſte überraſcht und in ihrem Selbſtgefühl auf das empfindlichſte beleidigt, als eines Morgens, noch vor Ablauf des erſten Quartals, die alte Dame ihr erklärte, daß ihre Dienſte nicht mehr nöthig ſeien und ſie ihr die Wahl ließ, natürlich mit Bezahlung des vollen Vierteljahrgehalts und Erſtattung der Reiſekoſten, nach Deutſchland zurückzugehen, oder eine für ſie unterdeß geſuchte Stelle bei einer franzöſiſchen Familie anzunehmen, die eine Gouvernante brauche und eben nach Frankreich zurückkehren wolle. Empfindlich, bis zum mühſam unterdrückten Zorne gereizt, auch von dem geheimen Wunſche, Frankreich zu ſehen, bewogen, ließ ſich das junge Mädchen übereilt beſtimmen, die letztere Stellung anzunehmen,

und mußte zu ſpät entdecken, daß unter der Gouvernante und Lehrerin eine ſogenannte Bonne oder Wärterin verſtanden ward und ſie ſich, weil ſie die Sache nicht gehörig unterſucht, zu einem Dienſtboten erniedrigt hatte. Nach vielfältigem Verdruß und Verluſt gelang es ihr, im Innern Frankreichs eine Stelle als Lehrerin der engliſchen und deutſchen Sprache an einer Töchterſchule zu erhalten. Aermlich bezahlt und mit unbelohnender Arbeit überhäuft, machte ſie, an bittern Erfahrungen überreich, endlich ſich los und kehrte nach Deutſchland zurück, wo eine für ſie günſtige Schickung ſie mit ihrer Schulfreundin zuſammenführte.

Kein Wunder, daß ſie ſich dem reizenden poetiſchen Müßiggang des Lebens als Gaſt, und zwar als willkommener verzogener Gaſt auf dem reichen Gute der Familie Hartung mit überſtrömender Freude hingab. So vollkommene Herrin ihrer Zeit war ſie nie geweſen. Sie konnte leſen, dichten, malen, muſiciren, in Wald und Buſch umherſchweifen, träumend im Graſe liegen, wie es ihr eben ihr überſtrömendes poetiſches Gefühl eingab, während Edithe der Mutter in der großen Haushaltung beiſtand, und die Kranken mit ihr beſuchte,

die Dorfſchule aber ſelbſtändig beaufſichtigte, in der ſie aus den ältern Mädchen, die den Elementarunterricht überſtanden, ſich eine Klaſſe zur eigenen weitern Belehrung gebildet hatte. Unterdeſſen die Tochter des Hauſes ihr Leben ſorglich zwiſchen Arbeit und Genuß theilte, ließ ſie mit Freuden ihre Freundin während der kurzen Lebensperiode eines Beſuchs ſich dem bloßen Genuß hingeben.

Auch an Freuden nach außen hin fehlte es nicht. Auf den Rittergütern umher wohnten angenehme Familien, mit denen ein höflicher Austauſch von Einladungen unterhalten ward. Agnes, von der Familie Hartung auf das liebevollſte und als eine Ebenbürtige behandelt und eingeführt, wußte auch in weitern Kreiſen ſich durch Schönheit und Talente zu behaupten. Wo ſie erſchien, ward ſie bewundert; ihre frühere Geſchichte ward kaum berührt und ſie fühlte ſich bald ganz in dieſen Kreiſen zu Hauſe, wenn auch keine eigentliche geiſtige Befriedigung ſtattfand und, wie in des guten Vicars von Wakefield Familie, oft, was an Witz fehlte, durch Lachen erſetzt werden mußte.

So habe ich denn endlich meine Leſer zu den drei

Damen auf der Terraſſe des Ritterguts Feldberg zurückgeführt, zu denen eben ein ältlicher Herr aus der Glasthür des Saals trat, einen im Augenblick empfangenen Brief in der Hand.

„Was gibt es, Väterchen?“ fragte Frau von Hartung. „Du haſt eine gute Nachricht bekommen. Ich ſeh's an deiner Miene.“

„Der Flüchtling iſt endlich eingefangen“, erwiderte Herr von Hartung lächelnd. „In drei Tagen kann er hier ſein.“

„Ein Brief von Robert?“ fragte ſeine Gattin und ihre Stirn runzelte ſich leiſe.

„Von Robert. Er iſt in Hamburg angekommen. Er kommt direct aus England.“

„So viel ich weiß, war er ſchon vor drei Jahren in England, ehe er nach Spanien ging.“

„Ja, aber er ſchreibt, er habe damals die Hochlande nicht geſehen, und für die, das weiß ich, hat er immer geſchwärmt, ſeitdem er den Oſſian geleſen hat. Darum iſt er auch nun in Irland geweſen und ſchreibt wie verrückt über die Fingalshöhle und Staffa und weiß der Himmel was alles.“

Er warf den Brief seiner Frau auf den Schoß und ging, die Hände reibend, mit freudigen Gedanken beschäftigt auf der Terrasse auf und nieder, indem er jedesmal, wenn er, hinter ihrem Rücken wegschreitend, bei seiner Tochter vorbeikam, ihr schmeichelnd über die blonden Locken strich.

Die Mutter nahm den Brief kopfschüttelnd auf und las ihn mit ernster Miene.

Agnes' Augen waren den Bewegungen der Familie mit einiger Neugierde gefolgt. Wie überrascht war sie, als jene auf ihre Freundin fielen und sie das liebe Gesicht derselben mit dunkelm Roth überdeckt sah. Wie ward es nun ganz zur feurigen Glut unter Agnes' forschenden Augen.

Die Mutter reichte den Brief stillschweigend zurück. Indem ihr Blick das Gesicht ihrer Tochter suchte, sagte sie ablenkend: „Nun wir werden ja sehen, wie es ihm nach so vielem Umherstreifen in unserm stillen Hause gefällt und nach so langem Müßiggang im Geschäftsleben."

„Ist mir nicht bange", erwiderte ihr Gatte. „Er ist zu klug, um sich ewig in einem solchen Schlaraffen-

leben zu gefallen. Wer tüchtig eingesammelt, muß auch ausheilen wollen."

„Unterdessen laß es uns ruhig abwarten", versetzte seine Frau, indem sie aufstand und zum Abendessen einlud.

„Robert von Felsenegg", sagte beim Hineingehen Herr von Hartung erklärend zu Agnes, „ist mein Neffe, oder vielmehr der Sohn meines Vetters, den ich an Kindesstatt angenommen, weil der arme Junge schon als Knabe vater- und mutterlos ward. Ein prächtiger Junge, der Ihnen auch gefallen wird, Agneschen, denn er schwebt auch immer in den höhern Regionen, gerade wie Sie, und macht Verse und verachtet die Erde als zu gering, um darauf zu treten, gerade wie Sie."

„So verkennen Sie mich, Herr von Hartung", erwiderte Agnes lachend und das Gespräch ging beim Abendessen bald auf andere Dinge über.

Auch Edithe hatte bald ihre natürliche Gesichtsfarbe und ihren unbefangenen Blick wiederbekommen, obwol es Agnes' beobachtendem Auge nicht entging, daß eine gewisse Beklemmung ihr geblieben und daß nur die

ungewöhnliche Herrschaft, die sie über sich selbst übte, sie in anscheinender Ruhe hielt.

II.

Zwei Mädchenherzen.

Man sagte einander gute Nacht. Agnes bemerkte, daß die Mutter schweigend aber inniger als sonst einen Kuß auf der Tochter Stirn drückte. Sie folgte theilnehmend der Freundin bis an ihre Thür. „Darf ich heute nicht mit hinein?“ fragte sie schmeichelnd.

„So komm nur“, lachte Edithe. „Wir finden dich sonst morgen früh todt im Bette, vom unzubesiegenden Drange getödtet, zu wissen, was ein gewisser Robert mir ist.“

„Wenn Wangen eine Erzählung so glühend einleiten, wie es heute die deinen thaten, weiß ich schon ungefähr, was der Charakter der Erzählung sein wird.“

„Und doch würdest du sehr irren", versetzte Edithe, indem sie sich mit der Freundin auf dem gemächlichen Sofa niederließ und einen Schirm vor das Licht stellte, denn sie wollte beim Sprechen nicht angesehen sein, „wenn du eine Liebesgeschichte erwartetest."

„Was anderes kann ich nach deinem Erröthen erwarten? Liebst du Robert nicht?"

„Ich kenne ihn nicht. Wir haben als Kinder miteinander gespielt, und zwar lief ich damals als Kleinste und Unbedeutendste nur so mit, denn er war eigentlich, so lange er bei uns im Hause war, der Spielgefährte meiner zwei Jahre ältern Schwester, und eine große Anhänglichkeit bestand zwischen beiden, obwol es auch an heftigem Zank nicht fehlte. Du erinnerst dich wol noch von der Schule her, wie oft ich dir mit Thränen von meiner theuern Schwester erzählt, und welche furchtbare Lücke in unserm Hause entstand, als sie nach Gottes Willen in ihrem zwölften Jahre sterben mußte, nachdem meine armen Aeltern schon vier kleine Kinder verloren hatten. Meine gute Mutter grämte sich krank und darum eben ward ich nach der Pension geschickt, weil

ihr beſtändiges Kränkeln ſie unfähig machte, meine Erziehung zu leiten und zu beaufſichtigen.“

„Und Robert?“ fragte Agnes mit verhaltener Ungeduld.

„Laß mich von vorn anfangen. Dies Gut und ſo auch die andern Güter meines Vaters waren das Eigenthum meines Großonkels, des Barons von Salingen, der ſie theils erworben, theils erheirathet hatte. Seine Familie war urſprünglich ohne Vermögen und ſeine beiden Schweſtern hatten Offiziere geheirathet, die auch nicht reich waren und von ihrem Gehalt leben mußten. Dies beſtimmte meinen Großoheim, der kinderlos war, die beiden Söhne ſeiner Schweſtern zu ſeinen Erben einzuſetzen. Die übrigen Kinder derſelben waren Mädchen, denen blos ein kleines Kapital ausgeſetzt ward, da der Großonkel einen beſondern Widerwillen dagegen hegte, ſein Vermögen zu zerſplittern, wie er eine gleichmäßige Theilung nannte. Einer dieſer Neffen war mein Vater, der ſchon als Knabe und Jüngling ſich in ſeiner Trefflichkeit erwies und des Oheims Troſt und Stütze ward. Der andere war Robert's Vater.“

„Nun? und Robert?“ fragte Agnes ungeduldig noch einmal.

„Von dem iſt noch nicht die Rede“, entgegnete Eritbe. „Robert's Vater war leider wild und widerſprenſtig. Nicht blos in ſeinem Privatleben handelte er in allen Dingen gegen ſeines Oheims Willen, heirathete eine Schauſpielerin und verſchwendete den ihm reichlich ausgeſetzten Jahresgehalt im Spiel und in wüſtem Leben; noch empfindlicher waren dem ariſtokratiſch geſinnten Oheim die politiſchen Geſinnungen des Adoptivſohnes, der beim Ausbruch der Revolution in Paris war und ſich den Jakobinern anſchloß. Nach wiederholten Drohungen enterbte ihn mein Oheim und ſetzte meinen Vater zum alleinigen Erben ein, indem er ihm einen feierlichen Eid abnahm — denn er kannte das weiche Herz ſeines Neffen — das Teſtament nicht umſtoßen zu laſſen, das Erbe nicht zu theilen, ſondern das Vermögen zuſammenzulaſſen. Kurz nach ſeinem Ende ſtarb auch Robert's Vater durch die Guillotine. Das erſte, was der meinige that, war, nach der armen Witwe zu forſchen und ihr ein reichliches Jahresgeld auszuſetzen. Als auch ſie bald abgerufen ward, nahm

er ſich Robert's, des einzigen hinterlaſſenen Kindes, mit einer Zärtlichkeit an wie ein Vater. Er ließ ihn erziehen, ſtudiren, reiſen. Kein Vater kann mehr für ſeinen Sohn thun, und um ihm mit gutem Gewiſſen die Hälfte ſeines Vermögens wieder zuwenden zu können, machte der gute, treffliche Mann den Plan, ihn mit ſeiner älteſten Tochter zu verheirathen. Unſer theures Lottchen ſtarb und der Plan ging auf mich über."

„Endlich!" ſagte Agnes. „Aber iſt es möglich, daß du das Opfer eines ſolchen Plans werden ſollſt, der zwar von deines Vaters Güte zeugt, aber auch von ſeiner Unkenntniß des menſchlichen Herzens?"

„Von Opfer kann hier nicht die Rede ſein. Der Plan ward Robert ſchon vor vier Jahren mitgetheilt, aber ausdrücklich die Bedingung hinzugefügt, daß ihm die Tochter und er dieſer genug gefalle, um miteinander durch das Leben gehen zu wollen."

„Nun, und wie ging's mit dem «Gefallen?»" fragte Agnes etwas ſpöttiſch.

„Ich ſagte dir ſchon, wir haben uns ſeit unſern Kinderjahren nicht wieder geſehen. Robert war an

einer ziemlich entfernten hohen Schule und dann auf Universitäten und brachte zuweilen die Ferien in unserm Hause zu, aber dies war während ich in der Pension war, und es traf sich so, daß seine Ferienzeit nie in die der meinen fiel. Auch nachher ist er einmal hier gewesen; allein ein anscheinender Zufall wollte, daß ich gerade bei einer kranken Freundin war, die in meinem Besuch einen Trost fand, sodaß ich sie trotzdem, daß mein Vater meine Zurückkunft wünschte, nicht verlassen mochte. Seit vier Jahren aber, d. h. seit der Zeit, daß Robert von meines Vaters Plan weiß, ist er meist in fremden Ländern gewesen und hat, selbst wenn er Deutschland berührte und sogar einmal ziemlich nahe war, wie es scheint, einen Besuch sorglich vermieden, ohne Zweifel, weil es ihm vor einer Entscheidung über sein Lebensglück graut."

„Tadele ihn nicht darum, Edithe!" versetzte Agnes, die mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Aber du, meine Edithe! glaubst du, in diesem dir bestimmten Bräutigam «den Rechten» zu finden?"

„Um ganz offen zu sein, nein; so sehr ich es meines guten Vaters wegen wünschte. So weit ich Robert

kennt, iſt er unſtet, träumeriſch, veränderlich. Die Wahl ſeiner Studien ſtand ihm frei. Nachdem er erſt für das eine, dann für das andere philoſophiſche Syſtem geſchwärmt, ſein Vormund aber darauf beſtand, daß er ein Brotſtudium wählen ſollte, entſchied er ſich für die Medicin. Bald aber fand er dieſe Wiſſenſchaft ungenügend, unſicher, in der Kindheit. Er warf ſich nun auf die Jurisprudenz, ging zu den cameraliſtiſchen Studien über und ward Referendarius. Aber kaum war er glücklich durch das Beamtenexamen — und zwar ſoll er es glänzend beſtanden haben, denn er hat bedeutende Fähigkeiten — als er das ganze Beamtenthum für eine unerträgliche Sklaverei erklärte. Er wollte von vorn anfangen. Er wollte Ingenieur werden, er wollte ſich ganz den ſchönen Künſten widmen. Er wollte fremde Länder ſehen; den Orient, Amerika. Nur meines Vaters Verſprechen, ihn, ehe er ſich feſtſetze, einige Jahre reiſen zu laſſen, verſöhnte ihn mit dem Gedanken des Feſthaltens an der gewählten Laufbahn. Aber die ganze Einrichtung ſeiner Reiſen iſt planlos: wie der Moment ſie eingibt. Alles dies ſcheint mir von einem ſchwachen, wetterwendiſchen Charakter zu zeugen."

„Vielleicht thust du ihm doch damit unrecht", sagte Agnes nachsinnend. „Daß einen jungen Mann die Sehnsucht nach dem noch unverstandenen Ideal so körperlich wie geistig hierhin und dorthin treibt, ist gewiß nicht unnatürlich."

„Unnatürlich nicht. Der Mann aber, dem ich meine jungfräuliche Freiheit opfere, dem ich unterthan sein will und ergeben mit Herz und mit Seele, muß mein Führer durch das Leben sein können, meine Stütze in der Noth, mein Vorbild im Rechten. Ich muß ihn nicht allein lieben, ich muß ihn auch unbedingt hochachten können. Von Robert kann ich nur sagen, daß ich um meines Vaters willen den Wunsch habe, ihn als ein solches Vorbild zu erkennen, aber nicht die Hoffnung. Ich muß vor allem Robert erst eine Zeit lang beobachten können."

„Schon recht", versetzte Agnes. „Eine einzige Stunde des Zusammenlebens wird dir sagen, ob du ihn lieben kannst oder nicht. Vielleicht ein einziger Blick."

„Was das anbetrifft", versetzte Edithe lächelnd, „so weißt du schon, ich kann deine poetischen Ansichten von

der Liebe beim ersten Anblick nicht theilen. Dir, meine reizende Freundin, mag es wol manchmal begegnet sein, daß die Männer sich über Hals und Kopf in dich verliebt haben. Wir andern, nur spärlich begabten Mädchen müssen uns mit einem langsamern Gange ihrer Empfindungen begnügen; und soviel ich mich erinnere, ist Robert auch eben kein Adonis."

„Wie sehr mißverstehst du mich! und zu welchen prosaischen Ansichten zwingt sich meine Edithe zuweilen hernieder! Nichts ist mir mehr zuwider als der Ausdruck «sich ineinander verlieben». Wenn zwei Herzen sich beim ersten Anblick oder beim ersten Austausch ihrer Ansichten, Gefühle, Meinungen als füreinander von der Natur bestimmt erkennen, mächtig, unwiderruflich, entscheidend für das Leben — so ist's ja nur Gewalt der Harmonie, die das ganze Weltall beherrscht. Wenn du dich an das Klavier setzest, abends im Zwielicht, ohne Notenblatt vor dir, und nur von den unwiderstehlichen Gesetzen deiner innern Sehnsucht geleitet, folgst du nicht unwillkürlich, unbewußt denen der höhern Tonkunst? Wirst du discordirende Töne anschlagen, aufs gerathewohl in die Tasten greifen? Nein, ein

unwiderſtehliches Geſetz wird dich leiten und dich unbewußt die rechten Accorde finden laſſen."

Edithe hatte die ſchöne Freundin, die in ihrer Begeiſterung doppelt ſchön ausſah, ſchweigend angehört. „Ich geſtehe", ſagte ſie endlich etwas ſchelmiſch, „deine poetiſchen Anſchauungen ſind mir ein wenig zu hoch. Ich kann den Zuſammenhang zwiſchen Robert und den Accorden noch nicht recht finden."

„Nun, ſo laß mich dir auch geſtehen, dein Verhältniß zu dem Bräutigam ſcheint mir ſo bürgerlich proſaiſch eingeleitet als möglich, beſonders auch, weil doch am Ende die Geldſäcke zum Grunde dienen ſollen. Ich bedauere innigſt, daß dein Vater dir ſeinen Plan mitgetheilt hat, denn du wirſt einer gewiſſen innern Verwirrung über deine Gefühle kaum entgehen können."

„Auch mir wäre es tauſendmal lieber, ich wüßte nichts davon und ich dürfte ihn blos als Vetter begrüßen."

„Und ebenſo wünſcht' ich, er ſähe in dir nicht gleich die zugeführte Braut, was ſein Freiheitsgefühl mehr oder weniger verletzen muß."

„Nicht die zugeführte Braut soll er in mir sehen, Agnes, du weißt es, die vorgeschlagene nur, die von seinem besten Freund und Wohlthäter vorgeschlagene, der er sich nicht als Bräutigam zu nähern vollkommen berechtigt. Die Art und Weise, wie er mich kennen lernt, wird mir vielleicht zum Vortheil gereichen, denn bei meinem Mangel an Schönheit würde er mich leicht übersehen haben."

„Still, Edithe! ich kann es kaum ertragen, dich so überbescheiden zu sehen. Du bist hübsch genug für jeden Mann. Aber ich gestehe, noch weniger kann ich es ertragen, daß du die ganze Sache so ganz prosaisch ansiehst."

„Was mich anbelangt", erwiderte Edithe lächelnd, „so ist's gerade das «Prosaische» meines Verhältnisses mit ihm, was mich stärkt. Du weißt, liebes Kind, ich kann einmal auf deine poetischen Anschauungen des Lebens nicht eingehen. Ich habe den schönen Sommerabend nicht vergessen, als wir größern Mädchen zusammen im Mondschein im Garten saßen und unser Entzücken an der herrlichen Tragödie «Wallenstein's Tod» austauschten, die unser Literaturlehrer uns am Nach-

mittage vorgelesen. Max, der göttliche Max war es vor allem, der die Phantasie unserer jungen Köpfe beschäftigte. Wohl weiß ich es aber noch, wie ich mich schämte, wie Ihr alle so nichtachtend und mitleidig auf mich niedersahst, als ich fragte, was wol aus Thekla geworden sein könne, nachdem sie sich auf Max' Grabe recht ausgeweint hatte? Ich schämte mich meiner prosaischen Frage, besonders als ich hörte, daß Schiller selbst in einem sehr schönen Gedicht die Fragenden zurechtgewiesen habe. Aber dennoch blieb die Frage in meinem Innern unbeantwortet und sie ist es noch. Der Mensch ist keine Nachtigall und ist so wenig ausschließlich zum Glück der Liebe als zur Befriedigung seiner Gefühle geschaffen, und wären es die reinsten und edelsten, deren das Herz befähigt ist."

„So wäre die Liebe nicht das Höchste, das Edelste im Menschenleben? So wäre die Liebe nicht unsere Bestimmung?"

„Die Liebe — ja. Aber nicht das Glück, nicht die Befriedigung der Liebe. Die Liebe ist das Höchste, die langmüthig ist und freundlich, die sich nicht bläht,

die ſich nicht erbittern läßt, die ſich der Wahrheit freut, die alles hofft, alles duldet."

Agnes ſah Edithe faſt fremd an, als dieſe mit leiſer Stimme, aber ſie mit klarem Blick anſchauend, die Worte ſprach. Im Augenblick hätte man das junge Mädchen faſt ſchön nennen können. Nach einer geringen Pauſe ſchloß die Freundin ſie in ihre Arme. „Ich wußte es immer", ſagte ſie, „du biſt eine kleine Heilige, du mußt katholiſch werden. Du gehörſt in ein Kloſter, liebe barmherzige Schweſter!"

„Kennſt du wirklich kein anderes Chriſtenthum?" fragte Edithe etwas verletzt.

„Leider hat ihm der Proteſtantismus jeden Schatten von Poeſie abgeſtreift. Weißt du nicht mehr, was unſer Schiller ſagt? Aus Religion will er von allen euern Religionen nichts wiſſen. Aber laß ſehen. Laß mich die Gelegenheit benutzen, dich hier in deinem Allerheiligſten etwas zu belauſchen."

Sie nahm die Bücher auf, die auf dem Nachttiſch lagen; ſie waren nach Mädchenart voller Zeichen von geſtickten Bändern und ausgeſchnittenen Papieren.

„Laß ſehen! Die Bibel? Recht! das iſt ein herrliches

reiches Buch! Nur daß unsere Rationalisten mit ihren flachen Erklärungen mir die schönsten Züge darin verwässern möchten. — Das Gesangbuch? — Gut allenfalls, obgleich du das prosaischste Zeug darin findest. — Gellert's Schriften! Was? hältst du etwa Gellert auch für einen Dichter?"

„Nicht doch! nicht um seines poetischen Werthes willen ist er mir lieb. Aber keiner unserer großen noch kleinen Poeten hat mir die Fragen, die ich gern mir alle Abende vorlegen möchte, so würdig und gedrungen zusammengestellt als er in seinem: «Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, wie hab' ich ihn vollbracht? verstrich er mir vergebens?» Ich lese diese Selbstbetrachtung alle Abend, liebe Agnes, und wiederhole mir oft mit Thränen des demüthigsten Selbstgefühls: «Herr, der du alles weißt, was könnt' ich dir verhehlen? Ich fühle stündlich mehr die Schwachheit meiner Seelen!»" —

Agnes schüttelte den Kopf. „Das ist Selbstquälerei", sagte sie. „Du bist das beste, liebreichste Wesen, das ich je gekannt. Ich kann mich meiner ganzen Natur nach nicht in diese Demuth hineinzwängen. Glaub'

mir, auch mir iſt Gott vertraut. Ich fühl' ihn in jedem Lüftchen, das mich anweht, in jedem Bächlein, das durch den Wald rauſcht, ſo deutlich wie in Donner und Blitz und in den großen Weltbegebenheiten, die unſer Vaterland mit der Sklavenkette bedrohen. Aber hätte der Schöpfer darum dies kühne ſehnſüchtige Streben nach dem Höchſten in meine Bruſt gelegt, um mich in den Staub zu werfen? Darum mir das ſtolze Selbſtbewußtſein, zum Großen befähigt zu ſein, gegeben, um meine Wangen mit der Schamröthe meiner Erbärmlichkeit zu überziehen?"

„Laß es gut ſein für heute", ſagte Edithe abbrechend. „Es iſt ſpät und du weißt, ich ſtehe gern früh auf."

Die Freundinnen küßten einander zur guten Nacht und trennten ſich.

„Ein herrliches Geſchöpf," dachte Edithe, „aber auf einem Wege, der meiner Seele fremd iſt. Möge, wenn der Allmächtige ihr einſt vielleicht noch ſchwere Prüfungen auflegt, das ſtolze Bewußtſein der eigenen Kraft nur hinreichend ſein, ſie vor dem Erliegen zu bewahren."

„Ein liebes Mädchen," ſagte Agnes für ſich. „Wo aber hat ſie dieſen Anſatz zum Herrnhuterthum her? Von den Aeltern nicht; die neigen entſchieden zum Rationalismus, wenn ſie auch pflichtmäßig, des Beiſpiels wegen, jeden Sonntag in die Kirche gehen. Wundern würd' es mich kaum, wenn ſie noch einmal katholiſch würde, und wir, ſetzte ſie ſeufzend hinzu, ſpät im Leben — zuletzt uns noch vor einem Madonnabilde kniend wiederfänden!"

III.

Robert.

Die drei Tage waren dahingeflogen. Ein vierter, ein fünfter ſchlich hin, ohne daß der Erwartete ankam oder ein zweiter Brief eine Entſchuldigung brachte. Herr von Hartung war ſichtlich verſtimmt, und die ſo ſelten bei ihm hervortretende Gereiztheit, mit der er ſeiner Frau Mistrauen ausdrückende Bemerkung über

Robert's neue Zögerung beantwortete, zeigte deutlich, daß auch er durch diese verletzt war.

Unterdessen ging, nachdem Frau von Hartung blos einige einfache Anordnungen für des Reisenden Empfang getroffen, in der Familie alles seinen gewöhnlichen Gang fort, und unter den Damen ward des Vetters weiter nicht erwähnt. Edithe setzte ihre wohlgeordneten häuslichen Beschäftigungen, ihre Musikübungen und ihren Schulunterricht fort; aber Agnes hätte nicht Agnes, das feurige Mädchen von hinreißender Phantasie und unwiderstandener Schwärmerei sein müssen, wenn der Gedanke an Robert sie nicht auf ihren Streifereien durch Wald und Flur beschäftigt hätte.

Sechs Tage nach jenem, an dem Robert's Brief angekommen, trat Edithe ihrer Freundin entgegen, als sie kurz vor Tisch, von ihrem Spaziergang heimkehrend, das Schloß betrat.

„Agnes", rief sie, „willst du mir einen Gefallen thun?"

„Mit Freuden," erwiderte jene. „Was ist's?"

„Sieh, Mama will im Eßzimmer neue Gardinen aufgesteckt haben. Dazu hat sie sich Proben kommen

laſſen, aus Stoker's Laden in Eggolsheim" — der Name eines benachbarten Städtchens ſüdlich vom Gute — „und einen Reſt ausgeſucht. Nun aber reicht bei genauerer Meſſung das Zeug nicht aus. Da will ſie's gern für Vergütigung austauſchen und wünſcht die Sache billig und verſtändig abgemacht. Darum mag ſie ſie nicht gern Sophien überlaſſen, die, wie du immer zu ſagen pflegſt, doch nur gerade ihren Kammermädchenverſtand hat. Sie will, daß ich in die Stadt fahre und andern Stoff wähle. Aber ich habe auf heute eine Zuſammenkunft mit dem Schulmeiſter und dem Herrn Paſtor verabredet, die mir bei der Bildung einer neuen Klaſſe helfen ſollen, und ich kann es den beiden Herren nicht gut abſagen. Willſt du mir den Gefallen thun und das Geſchäft in der Stadt für mich abmachen?"

„Ob ich will, fragſt du noch? Ich bin nur zu froh, etwas für dich thun zu können. Wann ſoll ich bereit ſein?"

„Du mußt ſpäteſtens um halb vier Uhr fahren. Bei unſern ſchlechten Landwegen nimmt es dir mindeſtens anderthalb Stunden, nach Eggolsheim zu

kommen. Eine halbe Stunde geb' ich dir für das Geschäft. So kannst du gerade zum Abendessen wieder hier sein."

„Ihr hebt mir doch etwas auf? Ich fürchte wirklich, ihr laßt mir nichts übrig."

„Vielleicht doch. Wenn du deine Sache gut machst, sollst du etwas haben."

So scherzten die jungen Mädchen, ohne zu ahnen, daß die Stunde sich nahte, in welcher ihr Lebensglück sich entscheiden sollte.

* * *

Mögen die Leser nun auch einen Blick auf den vielbesprochenen Reisenden werfen, der in seiner ungeheuern Gemüthsunruhe, in seiner quälenden Unentschlossenheit ihre Theilnahme, ja ihr Mitleid einigermaßen in Anspruch nimmt.

Denn es ist sicherlich nichts Kleines, über seine Zukunft entscheiden zu sollen; nach vierjähriger unbeschränkter Freiheit sich mit dem Bewußtsein zu befreunden, künftig von jedem irgend bedeutenden Schritt Rechenschaft ablegen zu müssen, nach lange unbegrenzter Seefahrt sich von dem kleinen gedrängten Hafen ein-

geschränkt zu sehen, mit dem Versprechen, dem weiten Meer für immer den Rücken zu kehren.

Robert war mit dem Vorsatz nach Deutschland zurückgekehrt, ein neues Leben zu beginnen. Er sah ein, daß er, siebenundzwanzig Jahre alt, auf der Grenze des Jünglingslebens stand, und daß es dem Manne, nachdem er alle Blüten dieses letztern gepflückt, besser zieme, ein nützlicher Staatsbürger und häuslich beglückter Ehemann zu werden, als ferner zwecklos und nur auf den eigenen Genuß bedacht, in der Welt umherzuschweifen. Das Opfer wurde ihm überdem so leicht gemacht, daß kaum einer, der nicht einen so mächtigen, vom Vater ererbten Freiheitstrieb in sich gehabt hätte, es als ein Opfer betrachtet haben würde.

Er sollte eine seiner Cousinen heirathen, von denen beiden er eine freundliche, wenn auch nur schwache Erinnerung hatte. Er wußte, daß eine davon gestorben war; aber er hatte vergessen welche, und unglücklicherweise des Oheims Brief verloren, der ihm den Namen meldete. Die eine, mit der er am meisten gespielt hatte, eine Brünette, so viel wußte er noch, war munter gewesen und herrisch. Sie hatten sich oft gezankt und

immer wieder verſöhnt und wieder gezankt. Die andere war jünger, ein weiches blondes Kätzchen, von der er weniger wußte. Beide waren ihm als gute, gehorſame Kinder erinnerlich, und es war wahrſcheinlich, daß ſie ebenſo gute, gefällige Frauen machen würden. Er hatte vier- bis fünfmal geliebt im Leben, ein paarmal darunter mit glühender Leidenſchaft, und jedesmal mit der feſten Ueberzeugung, ſo könne er nie wieder lieben. Seit ein paar Jahren aber ſah er auf alles dies zurück wie auf einen Traum, auch wol wie auf eine überſtandene Krankheit, und er kehrte wie ſchon oben geſagt, mit dem Vorſatz zurück, die überlebende Couſine zu heirathen.

Der Oheim hatte, als er ihm den Plan mittheilte, die Bedingung, „daß er dieſer Couſine dazu genug gefallen müſſe", keineswegs unerwähnt gelaſſen. Robert war nicht eitel genug, um dies für eine ausgemachte Sache zu halten, ohne ſich jedoch, verwöhnt wie er war, darüber ſehr zu beunruhigen. Nur der Gedanke des Aufgebens der eigenen Freiheit war es, der ihn merklich verſtimmte, und das Gewicht des ſchönen Ritterguts, das dem jungen Paar gleich bei

der Heirath abgetreten werden sollte, mußte wol die Wagschale sehr bedeutend herabziehen, um von dem der Erinnerung an dies Opfer nicht aufgeschnellt zu werden. Wohl wußte er, daß der gütige Mann auch ohne die Heirath ihn nicht ohne Unterstützung lassen werde. Allein es war und blieb doch immer nur eine Unterstützung. Eigener Erwerb durfte und mußte von ihm, dem gereiften Manne, erwartet werden. Wie anders leuchtete ihm seine Zukunft entgegen, wenn er sich als unabhängiger Gutsherr dachte, der „Sklaverei des Beamtenthums" gänzlich entrückt, ganz der Literatur und den Wissenschaften gewidmet, den kleinlichen Sorgen und Mühen für ein anständiges Fortkommen überhoben. Die Politik — in seinen Tagen die entwürdigendste und erbärmlichste, die Deutschland je erniedrigt — reizte ihn nicht; staatsmännischen Einfluß verschmähte er; nur in der Literatur, der einzige Schatz, den das Vaterland sich unabhängig bewahrt, einen Namen zu gewinnen, war sein Ehrgeiz. Konnte er auf die Muße dazu hoffen, wenn er als jüngster Rath am Gericht oder bei der fürstlichen Kammer angestellt, mit geisttödtender Arbeit überhäuft, mühsam

Stufe auf Stufe erklimmen mußte, um endlich vielleicht am Abend ſeines Lebens eine erträglich unabhängige Stellung zu gewinnen?

Alles dies ſpornte ihn an, als er am Morgen den Brief an den Oheim ſchrieb und mit herzlichen Worten ſeine Freude ausdrückte, nach langer Sturmfahrt im friedlichen Hafen einlaufen zu dürfen. Kein Wort ſchrieb er, das er nicht empfand, kein Gefühl drückte er aus, das nicht am andern Morgen, als er abreiſte, noch in ſeinem Herzen wach war. Aber während der einſamen Reiſe durch ſandige Flächen hatte er Zeit genug, die Sache noch einmal von allen Seiten zu beſehen, Zeit genug zum Brüten und Grübeln; er blieb in dieſer und jener Stadt einen Tag liegen und verſank, wie denn die Unſchlüſſigkeit die gefährlichſte Feindin der guten Laune iſt, nach und nach in die verdrießlichſte Stimmung.

Je mehr er dem beſtimmten Ziele ſich nahte, je mehr ward dieſe noch durch die ſchlechten Wege erhöht, die ihn im einſamen Wagen herumſchüttelten. Hatte im Norden der Sand ihn ungeduldig gemacht, ſo reizten hier die Steine ſeinen Ingrimm. Der Enthuſiasmus

für Kunſtbauſtraßen, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland erwachte, war noch nicht in dieſe Gegend gedrungen, wenigſtens nicht in die nächſte Umgebung des Wohnſitzes ſeines Oheims. Endlich lag Feldberg vor ihm, und das Schloß, das, wie oben erwähnt, auf einem Abhang ſtand, leuchtete ihm durch ſchattige Bäume entgegen. Aber ein überwältigendes Gefühl ſagte ihm, er dürfe ſo, er dürfe in dieſer Stimmung nicht ankommen. Noch einen Tag der Freiheit, flüſterte es in ihm. „Weiter“, rief er dem erſtaunten Kutſcher zu, „weiter! fahr dran vorbei, Kutſcher, fahr nach der nächſten Stadt, wo du füttern kannſt. Raſch!“

Aber mächtig und mächtiger kam das Gefühl ſeiner Thorheit über ihn, als er weiter und weiter fuhr. Er ſchämte ſich ſeiner ſelbſt, und in einem ſtolzen Herzen erzeugt Scham faſt immer eine Art Zorn. Als ſie vollends in das Thor und auf das holprige Pflaſter des Städtchens kamen, rief er hinaus: „Kutſcher, ich gebe dir das Trinkgeld doppelt, wenn du mich noch heute Abend nach Bamberg bringſt. Fahr zu, ſo ſchnell du kannſt!“

Der Kutscher, so angespornt, fuhr wie rasend drauf los. Mit unbarmherzigem Peitschenhieb trieb er die Pferde an, die von Furcht gejagt, einige Augenblicke in wüthendem Galop dahinflogen. So ward er in seinem blinden Eifer nicht gewahr, daß mitten auf der Straße ein nur halb bekleidetes Kind saß, das furchtlos mit Steinen spielte. Das unglückliche Geschöpf wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht im nämlichen Augenblick aus einem Laden dicht dabei eine junge Dame getreten wäre, die mit unnachahmlicher Geistesgegenwart und eigener Lebensgefahr auf den Knaben zuflog und, den Kleinen an seinen Lumpen fassend, ihn hinwegzog und der Gefahr entriß.

Die junge Dame nahm das schreiende Kind auf den Arm, und trug es die Treppe des Kellers hinab, aus dem die erschrockene Mutter, die unten an der Waschwanne gestanden, mit Zetergeschrei und Fluchen gegen den Kutscher gerichtet, heraufstürzte. Blut träufelte von des Kleinen Füßen auf der Dame Kleid herab; vielleicht war es nur das Ziehen über das spitzige Pflaster, was das arme Geschöpf verwundet

hatte. In ihrer Wuth gegen den Kutſcher und den Herrn, der raſch, ſobald ein Anhalten der Pferde nur möglich war, aus dem Wagen geſprungen war, überließ das Weib der Retterin auf einige Augenblicke ihr Kind. Als aber Robert, ſie raſch am Arm nehmend und ſein lebhaftes Bedauern ausdrückend, ſie die Treppe wieder mit hinunterzog und vor den herbeieilenden Nachbarn und Gaſſenjungen die Thür ſchloß, warf ſie ſich ſchluchzend auf den kleinen Knaben und entriß ihn den Armen der Dame.

Robert unterſuchte mitleidig die Wunden an den Füßen des kleinen Schreiers; er fand nur höchſt unbedeutende Verletzungen, die leicht zu heilen waren. Jetzt fiel ſein Blick auf die junge Dame.

Ein wunderſchönes Mädchen ſtand vor ihm; aber bleich wie der Tod und einer Ohnmacht nahe.

„Großer Gott, mein Fräulein! Was iſt Ihnen? Sie können kein Blut ſehen? Schnell ein Glas Waſſer!“

Aber Agnes — denn ſie war es — wendete ſich mit Ekel hinweg. „Luft! Nur Luft!“ hauchte ſie,

und trat zurück, als die Frau auf sie losfuhr, sie zu stützen.

Wo wäre auch wol frisches Wasser in diesem Sitz der niedrigsten Armuth zu finden gewesen? Das kochende Wasser dampfte aus der Waschwanne und verdunstete die Luft, aber gerade den Luxus, den der Arme mit dem Reichen theilen könnte, verschmäht er.

„Rasch, hinaus in die Luft!“ rief Robert, und warf seine Börse auf den fettigen Tisch, sodaß die blanken Thaler daraus über den noch schmuzigern Boden rollten. „Nehmt, gute Frau“, setzte er hinzu, indem er das schöne Mädchen, das einer Ohnmacht nahe war, die Kellertreppe hinauf, halb führte, halb trug. Unbeachtet hallten die Danksagungen der armen Mutter, die vielleicht nie im Leben so viel blankes Geld gesehen, dem vornehmen Paare nach.

Auf der Straße kam Agnes sogleich wieder zu sich, und machte sich ohne Schrecken, aber indem ein liebliches Erröthen ihre erblaßten Wangen überzog, aus den Armen des Fremden los.

Sein bewundernder Blick aber blieb mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihr haften.

„Erklären Sie mir das, mein Fräulein“, sagte er lächelnd; „so heldenmäßig im Handeln und von ein paar Tropfen Blut überwältigt?“

„Nicht doch! Es war nicht das Blut“, erwiderte sie, und ihr schönes Gesicht drückte die stolzeste Verachtung aus; „es war das Gemeine der Scene, das mich anekelte; die schmutzige, pöbelhafte Erscheinung dieses Weibes, die verpestete Luft des Locals!“

„Ist es möglich?“ rief Robert halb belustigt, halb bewundernd; „so mächtig ist die Aristokratie des Gefühls?“

„Warum nicht? Sollte es nicht eine Aristokratie des Gefühls wie eine des Geistes geben? — Aber nun“ —

Sie wendete sich nach der entgegengesetzten Richtung von der, in welcher er sie ein paar Schritte geführt, ehe sie zu vollständigem Bewußtsein gekommen.

„Mein Fräulein“, sagte er mit einiger Hast, „Sie sind auch jetzt noch nicht stark genug, um zu Fuß zu gehen. Lassen Sie sich herab, sich meines Wagens zu bedienen, wo Sie auch hin wollen.“

„Ich danke Ihnen. Mein Weg führt mich in die

entgegengesetzte Richtung. Auch bin ich nicht allein stark genug", setzte sie lächelnd hinzu, „nach meinem Wagen zu gehen, den ich des bösen Pflasters wegen vor dem Thore im Norden der Stadt gelassen, während ich hier ein paar Geschäfte abmachte, sondern noch zwanzigmal so weit, wenn es noth thäte."

„So erlauben Sie mir mindestens, Sie zu begleiten?"

„Es wird Sie aus Ihrer Richtung bringen."

„Trauen Sie mir nicht zu, Gewinn und Verlust dabei selbst berechnen zu können?"

„Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, mein Herr, nur lassen Sie uns aus diesem Gaffertreis so schnell als möglich heraus."

Die Hauptstraße des Städtchens, die einzige, die von Reisenden berührt ward, zog sich durch die ganze Länge desselben in mannichfachen Krümmungen von Norden nach Süden hin. Agnes hatte ihren Shawl möglichst ausgebreitet übergeworfen, sodaß er einigermaßen die Blutstreifen verbarg, die vorn an ihrem Kleide hinunterliefen. Schweigend gingen sie einige Schritte die immer einsamer werdende Straße entlang.

„Sie verachten das Volk?“ fragte endlich Robert.

„Das nicht“, erwiderte Agnes; „aber sein Zustand widerstrebt meiner innersten Natur. Jede Berührung des Gemeinen verletzt mich.“

„Wie aber wollen Sie eine Verbesserung seines Zustandes ohne Berührung bewerkstelligen?“

„Jeder Mensch hat seinen Beruf. Ich erkenne es nicht als den meinen an, mich durch eine solche Berührung zu beschmutzen. Aber verstehen Sie mich wohl! Ich spreche nicht vom Standesunterschied allein. Die Berührung des Gemeinen in allen Ständen ist's, die meinem Selbstgefühl widersteht.“

„So kommen wir uns einige bedeutende Schritte näher“, versetzte Robert.

„Ich fürchte nur“, erwiderte Agnes lächelnd, die sich es eben erst bewußt ward, daß sie im Eifer des Gesprächs ein paar Augenblicke stehen geblieben, „ich fürchte nur, wir kommen so nicht um einige bedeutende Schritte weiter. Ich muß eilen, denn es wird spät.“

„Sie sind grausam“, sagte Robert und wollte ihre Hand ergreifen.

Aber er erfaßte nur die Fingerſpitzen des Handſchuhs, ſo ſchnell entzog ſie mit ſtolzem Blick ihm die Hand. Der Handſchuh blieb in der ſeinigen. Sie that, als ſehe ſie es nicht.

Jetzt traten ſie aus der Stadt. Dicht am Thore ſtand der Wagen, der Kutſcher daneben an der geöffneten Thür, der jungen Dame beim Einſteigen zu helfen. Aber Agnes ſtand einen Augenblick ſtill, unſchlüſſig, ob ſie nicht die Zurückgabe ihres Handſchuhs fordern müſſe. Robert trat raſch hinzu, umſchlang ſie halb, indem er ſie mit ſtarkem Arm in den Wagen hob und ſagte:

„So leben Sie wohl! Ich will denken, daß ich ein Märchen erlebt, indem mir eine Fee erſchienen iſt, die ſich meinem ſterblichen Auge vielleicht auf immer entziehen will.“

„Leben Sie wohl!“ erwiderte Agnes erröthend. Der Wagen rollte davon.

Robert ſah eine Weile ihm nach. Dann drehte er ſich zu dem Thorſchreiber um und fragte: „Wem gehört die Kutſche? Sie hat ein adeliches Wappen.“

„Es iſt die vom Gute“, erwiderte der Thor-

schreiber. „Dem Herrn von Hartung sein Wagen. Sie kommen von Feldberg nicht gerade oft nach unserer Stadt, aber die gnädige Frau kauft doch manches in unsern Läden.“

Robert stand in höchster Bestürzung. „Und die Dame?“ fragte er endlich.

„Nun, das war das Fräulein“, erwiderte der Thorschreiber. „Wer sollt' es denn anders gewesen sein?“

Es war als träfe den Fragenden ein Blitzstrahl. Ein Strom von Gedanken, von innern Vorwürfen, von beschämendem Bewußtsein kam über ihn.

„Wie“, sagte er zu sich selbst, „dieses wunderschöne, geistreiche Mädchen meine Braut? Und ich Thor weiche ihr aus dem Wege! Sie ist's, vor der ich fliehe! Ist sie nicht des Opfers einer Freiheit werth, die mich doch immer zu keiner rechten innern Befriedigung führt?“

Rasch trat er den Rückweg an und stand in ein paar Minuten an seinem Wagen. „Schnell zurück nach Feldberg“, befahl er dem Kutscher. „Das doppelte Trinkgeld bleibt dir gesichert.“

Er war mit einem mal wieder in die beste Laune versetzt. Er zog den kleinen Handschuh heraus und küßte ihn.

„Welche aber kann das sein von den beiden Mädchen? Welche von beiden kann sich so schön entwickelt haben? Lotte muß es sein, denn Edithe, die Kleine, war blond. Und dacht' ich doch, Lotte wäre es gewesen, die gestorben war; das war ein Irrthum, seh' ich nun. Es war nur ein hübsches, ausdrucksvolles Gesichtchen, die zehn oder elf Jahre haben Wunder an ihr gethan."

So fuhr also unser Freund in der besten Stimmung nach Feldberg zurück, wo eine Viertelstunde vor ihm Agnes eben angekommen war.

Diese hatte dem Kutscher empfohlen, recht schnell zu fahren. Als er aber schon nach einigen Minuten wieder schläfrig dahinleierte, ließ sie es sich halb unbewußt gern gefallen, drückte sich fest in die Ecke und ließ den Strom ihrer Gedanken ungehemmt fließen.

„Wer war dieser Mann?" fragte sie sich. „Werd' ich ihn je wiedersehen? — Wahrscheinlich nie! Er

reist weit in die Welt hinaus, indeß ich hier an der Scholle klebe, denn in dem elenden Gouvernantenthum, das mein Los ist, will ich nie wieder hinaus ins Freie, wo für mich keine Freiheit ist. Mit welchem Blick sah er mir ins Auge! Er verstand mich mindestens, während sonst mich fast niemand versteht. Aber ich werd' ihn nie wiedersehen!

„Wie, wenn das der Rechte gewesen wäre? Der, welchen die Natur, die Schöpferin für mich geschaffen hätte? Und blickte er mich nicht an, als fühle auch er, daß aus meinen Augen, von meinen Lippen ihm ein mit seinem tiefsten Innern harmonirender Accord entgegentönen müsse? Im innersten Herzen fühl' ich's, im innersten Geiste weiß ich es, daß auch er in diesem Augenblicke mit mir beschäftigt ist."

Meine Leser würden sich irren, wenn sie glaubten, Agnes sei eine jener leicht entzündbaren Naturen gewesen, die, ihrer Einbildungskraft einen freien Spielraum gebend, Verliebtsein mit Lieben verwechseln, wie sie die Romane unserer Leihbibliotheken, wenn auch ihre Zahl im Abnehmen ist, noch immer zu Tausenden auferziehen. Die mächtige Phantasie Agnes Nordland's

war keineswegs ausschließlich durch Romane, sie war hauptsächlich durch die poetischen Anschauungen der größten Schriftsteller unserer und anderer Nationen genährt worden, und ihre Ansprüche an das Leben waren dadurch mit jedem Jahre desselben, das sie zurückgelegt, nur gehoben worden. So war sie dreiundzwanzig Jahre alt geworden, ohne daß sie je zu der klaren Ueberzeugung gekommen, das, was sich gelegentlich in ihr regte, sei Liebe. Hier und da hatte wol ein Mann auf kurze Zeit ihr Interesse erweckt — etwa ein berühmter Schriftsteller oder Künstler, oder auch — ein junger Prinz, je ausgezeichneter, je höher stehend je besser. Aber die Verblendung hatte nie länger als einige Tage gedauert. Sie hatte die eigene Thorheit belächelt und war zum vollen Bewußtsein gelangt, noch nie geliebt zu haben.

Daß es ihrer Schönheit nie an Huldigungen gefehlt, versteht sich von selbst, aber auch ein paar ernsthafte Bewerber hatte sie trotz ihrer Armuth gehabt. Der eine, ein Professor vom Gymnasium ihrer Vaterstadt, ein geschätzter Gelehrter, hatte dem siebzehnjährigen Mädchen eine geringe Meinung eingeflößt, weil er im

Streite der Zeit zwiſchen den Romantikern und den Realiſten es mit letztern hielt und Iffland und Kotzebue für die beſten Dramatiker der Zeit erklärte. Nebendem rauchte er nicht allein, er ſchnupfte auch, und ſie hatte ſich trotz der peinlichen häuslichen Lage nicht einen einzigen Tag Bedenkzeit ausgebeten, um den Antrag abzulehnen. Der andere Bewerber war ein in Italien reiſender Kaufmann, aus einer Mittelſtadt Deutſchlands, der neben einem größern Geſchäft auch einen Laden hielt. Dies war zuviel der Proſa für Agnes' poetiſchen Sinn, wenn auch ſonſt der Mann ihr keineswegs miſſiel und ſie ſich ein paarmal im Palazzo Pitti recht gut mit ihm unterhalten hatte.

Die junge Schwärmerin hielt vor wie nach „ihr Ideal", dem allein ſie ihre Freiheit opfern wollte, in ihrem Innern verborgen, nur daß ſie zu geſcheit war, um nicht ſchon in frühen Jahren eine feſte Form deſſelben aufzugeben und darauf zu beſtehen, daß Er blaue oder ſchwarze Augen, eine römiſche oder eine griechiſche Naſe haben ſollte. Die Huldigungen, die ihr überall wurden, wo ſie erſchien, nahm ſie ohne Dank, ohne Eitelkeit, nur als ihr gebührend an, und

eben dieser Stolz, der sie bisjetzt bei aller Schwärmerei vor aller Verirrung geschützt, hatte sie auch vor jeder Art Koketterie bewahrt.

Wie ging es nun zu, daß sie heute, gerade heute so seltsam ergriffen war? Robert war durchaus nicht schön. Er hatte würdige, ziemlich regelmäßige Züge, eine große männliche Gestalt und seine ganze Erscheinung kündigte den Mann von Stande an. Aber kein Bildhauer hätte ihn sich je zum Modell gewählt, einen Apollo zu meißeln, kein Maler, um in seinen Zügen das Urbild des schaffenden Dichters zu verwirklichen. Was war es nur, daß die Gestalt dieses so flüchtig begegneten Mannes ihr immer vor Augen schwebte? Wer kann noch an einem Magnetismus der Seelen, wer noch an einer innern Wahlverwandtschaft zweifeln?

Unter solchen Phantasien kam Agnes in Feldberg an, wo die gastliche Familie Hartung sie, in der Abenddämmerung plaudernd, zusammen erwartete.

Agnes berichtete über ihre Geschäfte. Sie hatte Proben mitgebracht, aus denen Frau von Hartung von neuem wählen, worauf das gewählte Zeug gesendet werden sollte. Als Licht hereingebracht war, die Zeuge

beſſer beſehen zu können, fiel Erithens Blick zuerſt auf die Blutflecke in Agnes' Kleid.

„Was iſt geſchehen?“ fragte ſie beſtürzt. „Was iſt dir widerfahren, liebe Agnes?“

Nun trug dieſe ihr kleines Abenteuer vor. Robert's ward nur als „eines Reiſenden“ gedacht. Für den Muth, mit dem ſie ſich der eigenen Lebensgefahr ausgeſetzt, erwartete ſie keine Bewunderung, aber als ſie den Einfluß beſchrieb, den die pöbelhafte Mutter und der Schmutz, wie die Luft des Kellers auf ſie gehabt, konnte ſie es nicht ohne lebhafte Empfindlichkeit ertragen, daß Erithe in Lachen ausbrach.

„Beſtes Herz!“ ſagte dieſe; „wie willſt du's aushalten, wenn der Krieg kommt und an uns Frauen die Pflege der Verwundeten? Haben wir nicht noch geſtern alles verabredet, wie wir, wenn endlich der erſehnte Zeitpunkt kommt, daß unſer deutſches Volk aufſteht und dieſes demüthigende franzöſiſche Joch abſchüttelt, wie wir Frauen und Mädchen auch das Unſere thun müſſen und in die Lazarethe gehen und die Geopferten pflegen wollen? — Höre, Kind, ich fürchte, du wirſt dich an die Generale, mindeſtens an

die Offiziere halten müſſen, die reine Hemden anhaben und ſich hoffentlich gut gewaſchen haben, während du mir die gemeinen Soldaten überläſſeſt."

„Poſſen, Edithe! wie du mich misverſtehſt. Meinſt du nicht, daß ein großer Gedanke, ein erhabenes Gefühl uns Stärke verleiht? Uebrigens war es vielleicht minder der phyſiſche Ekel vor dem Schmuz des Locals als der moraliſche vor der gemeinen Natur des Weibes, der mich überwältigte."

So gab eben ein Wort das andere, als auf einmal ein Wagen gehört ward, der in den Hof rollte und vor dem Hauſe anhielt. Frau von Hartung trat an das Fenſter.

„Beſuch? noch ſo ſpät?" fragte ſie verwundert.

„So muß ich ſchnell mein Kleid wechſeln", rief Agnes und lief, ihre Sachen zuſammenraffend, aus dem Zimmer.

Herr von Hartung trat an das andere Fenſter, es öffnend. „Was!" rief er auf einmal, „Robert? Er iſt's! — Er iſt da, der liebe Junge!" und hoch erfreut eilte er hinunter an die Hausthür, dem kaum mher Erwarteten entgegen.

Frau von Hartung trat ebenfalls an die Hausthür und ſah, oben auf den Stufen ſtehen bleibend, mit inniger Rührung, mit welcher herzlichen Freude ihr Gatte den jungen Mann in ſeine Arme ſchloß, und wie dieſer eine tiefe Bewegung beim Wiederſehen des guten Oheims nur mühſam bewältigte. Auch ihr Empfang war der herzlichſte. Sie nahm den Gaſt bei der Hand und führte ihn ins Wohnzimmer, aus deſſen Mitte Edithe, die unterdeſſen Zeit gehabt, ſich vollkommen zu ſammeln, ihm die Hand entgegenſtreckte.

„Willkommen, lieber Vetter", rief ſie ihm mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit zu. „Sie haben lange auf ſich warten laſſen, aber jetzt, da Sie da ſind, verzeihen wir Ihnen alles."

Aber welche Worte könnten Robert's Verwirrung ſchildern, welche die ungeheure Beſtürzung ausdrücken, die ſich ſeines Geiſtes beim Anblick der fremden Geſtalt bemächtigte? Mit ſteifem Anſtand, mit blutrothen Wangen ſtand er vor ihr, er, dem ein vieljähriger Verkehr mit der Welt die gewandteſten Sitten zur andern Natur gemacht hatte. Kaum daß er die ihm freundlich gebotene Hand zu faſſen vermochte.

„In der That, es ist lange — Jahre sind dahingeflogen — Sie also sind meine Cousine?“

„Und wer sollt' ich denn anders sein?“ fragte lächelnd Edithe, deren Fassung mit Robert's Verlegenheit wuchs. „Freilich mag ich mich in den vielen Jahren, daß wir uns nicht gesehen, recht ordentlich verändert haben, sowie auch ich mir nie hätte vorstellen können, daß der kleine Robert zu einem so mächtig großen Mann aufwachsen könnte. Nimmermehr hätte ich Sie wiedergekannt, hätte ich Sie wo anders getroffen.“

Zum Glück hatten Herr und Frau von Hartung sich beim Eintritt etwas abgewandt, aus Discretion vielleicht, denn sie waren auf einige Verlegenheit beim ersten Wiedersehen der beiden für einander Bestimmten gefaßt. Indessen hatten sie doch genug von Robert's Verwirrung bemerkt, um sich nachher beim Schlafengehen zusammen daran zu belustigen und Herrn von Hartung Gelegenheit zu allerlei kleinen Neckereien zu geben, „wie doch die Frauenzimmer sich auf die Verstellung viel besser verständen als die Männer“ und „wie die vollkommene Aufrichtigkeit doch nur bei diesen zu finden sei“.

Unterdeſſen hatte ſich Robert bald gefaßt, und bis Frau von Hartung ihre Tochter hinausſchickte, indem ſie ihr mit leiſer Stimme einige Anordnungen zur Erweiterung des Nachteſſens auftrug, das ſchon lange auf ſie wartete, der Vater ihr aber nachrief, ja für eine Flaſche Johannesberger zu ſorgen, die Ankunft des lieben Gaſtes zu feiern, war er bald mit dem Oheim im eifrigſten Geſpräch.

Plötzlich aber öffnete ſich die Thür. Agnes, die unterdeſſen ihr Kleid gewechſelt und ſich die Haare glatt geſtrichen, trat in all ihrer Schönheit in das Zimmer.

„Sieh da! Agneschen!“ rief der freundliche Wirth ihr entgegen. „Da iſt er endlich, der Vetter Robert, der lang Erwartete. Mamſell Agnes Nordland, lieber Junge, eine liebe Freundin Edithens, die bei uns zum Beſuch iſt, der hoffentlich noch recht lange dauern wird.“

Einen Augenblick ſtanden beide wie verſteinert.

„Ich glaube“, ſagte Agnes mit leiſer Stimme, „wir haben einander heute ſchon begegnet.“

Robert verbeugte ſich tief.

„Was!“ rief Herr von Hartung verwundert. „Wie wäre das möglich? Kamſt du nicht von Kaſſel, Robert?“

„Allerdings.“

„Und wie kamſt du auf die Straße nach Eggelsheim? Da müßteſt du ja bei Feldberg vorbeigefahren ſein?“

„Ich weiß nicht — der Kutſcher iſt fremd, wie du weißt — er verfuhr ſich.“

„Nun das muß ein Dummerjahn ſein. Konnte er denn nicht fragen?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Robert und ſeine Verlegenheit wuchs mit jedem Wort. „Du weißt Onkel, ich hab' ihn ſchon in Hamburg gemiethet. Er kommt mit ſeinem Plattdeutſch hierzulande nicht recht fort.“

„Und konnteſt du denn nicht ſelber aufpaſſen? Oder war dir Feldberg ſo fremd geworden, daß du es ſelber nicht mehr kannteſt?“

„Der Himmel weiß wie es zuging. Dir iſt wol noch erinnerlich Onkel“, entgegnete Robert ablenkend, „ich bin manchmal ein Träumer. Ich würde denken,

ich hätte geſchlafen als wir vorbeifuhren, wenn das bei den Straßen hierzulande möglich wäre.“

Und damit hatte der kluge Neffe den Oheim auf das rechte Kapitel gebracht, den verwunderten Frager abzulenken. Denn der Bau einer Chauſſee oder Kunſtſtraße durch die Gegend gehörte ſchon lange zu des Oheims Lieblingsplänen, wie in der That die Förderung von allem, was zum gemeinen Beſten beitragen konnte. Schon lange hatte er die Ritterſchaft bearbeitet, ſie zu beſtimmen, die Regierung dabei zu unterſtützen. Er ſelbſt war zu Opfern bereit; aber die Zeit gehörte in jeder Hinſicht einer individuellen Richtung an, wenn auch nicht die beſtändige Erwartung neuer Kriegsausbrüche an und für ſich allen gemeinnützigen Unternehmungen hinderlich geweſen wäre. So hatte er mit alle ſeinem Eifer nicht viel ausrichten können.

Indeſſen hatte Robert ſeinen Zweck erreicht. Das Geſpräch war auf allgemeine Dinge gelenkt. Man ging zu Tiſch und die Unterhaltung ward meiſt von ihm ſelbſt und dem Oheim geführt. Dazwiſchen fiel ſein Blick wechſelsweiſe jetzt auf Edithen, jetzt auf Agnes. Letztere ſaß, ihrer ganzen Natur zuwider, ſtill und in

ſich gekehrt. Edithens liebliches Geſicht ward durch eine gewiſſe unbewußte Verſchämtheit, durch ein unerkanntes, nie empfundenes Etwas verſchönert. So verlor ſie zu ihrem Glück ſelbſt im Vergleich mit der ſchönen Freundin nicht viel.

Die Damen zogen ſich zeitig zurück. Agnes erklärte, ihre Fahrt habe ſie etwas ermüdet. Sie hatte ſich vorgenommen, noch vor dem Zubettgehen Edithen ihr kleines Abenteuer zu erzählen. Als aber die Zeit zur guten Nacht kam und Edithe, die ſich unbewußt nach Alleinſein und Sammlung ſehnte, heimlich die Bitte um Einlaß in ihr Schlafzimmer fürchtete, ging ſie mit einem ſtillen Kuß zur guten Nacht an der Freundin Thür vorüber in ihr eigenes Gemach. Denn was ſollte ſie ihr ſagen?

IV.

Des Schickſals Stimme.

Vielleicht ſchlugen drei junge Herzen heute Nacht mit ſtärkerm Schlage als ſonſt wol im gaſtlichen Schloſſe Feldberg.

Am mindeſten beunruhigt von den Dreien, obſchon auch ſie ungewöhnlich aufgeregt war, konnte man wol die Tochter des Hauſes nennen. Der Eindruck, den Robert auf ſie gemacht, war entſchieden günſtig geweſen und ſie durfte ohne Eitelkeit ſich ſchmeicheln, daß auch ſie ſein Wohlgefallen erregt habe. Freilich ſtand ihre Sache dadurch noch nicht um ein Haar anders als vorher, aber es war doch ein Gefühl in ihr, als wäre ſie einem Ziel um einen großen Schritt näher gerückt, ohne ſich recht bewußt zu ſein, nach welcher Richtung ſie dieſer Schritt geführt habe. Nach einem innigen Gebete zu Gott, das rechte Ziel ſie erkennen zu lehren, verſank das gute Kind in den geſunden ruhigen Schlaf, der ſie für die Erfüllung ihrer Pflichten zu ſtärken pflegte.

Kein Wunder, daß der ihr bestimmte Bräutigam, trotz der ermüdenden Tagereise, die er eben bestanden, nicht so bald als sie Beruhigung in den Armen eines erquickenden Schlafes fand. Edithens Erscheinung hatte ihn auf das angenehmste berührt. Es war etwas so Klares, Zutrauenerweckendes in ihrem Blick, eine solche jungfräuliche Würde in ihrem Betragen, daß ihm halb unbewußt Schiller's berühmte Stanzen zu Ehren der Frauen in der Seele widerhallten. Er hätte sich ohne Störung, ohne Widerstand diesem Gefühle hingeben können, wenn nicht — eine Zauberin der anmuthigen Gestalt zur Seite gestanden hätte, die ihn wie mit magischer Gewalt von ihr hinwegriß.

„Und muß mir", rief eine innere Stimme ihm mit unverhehltem Unmuth zu, „das Schicksal gerade jetzt dieses schöne Geschöpf in den Weg führen, in deren innerm Wesen ich einen reinern Spiegel meiner selbst erkenne? Ein geistvolles, empfängliches Weib, in dessen Innern durch den ganzen, langen, einförmigen Schlendrian der Ehe hindurch meine Ideen, meine Ansichten, mein Charakter ein wohlthätiges Echo hervorrufen würden, während sonst wol im langweiligen Einerlei

des häuslichen Stillebens auch der kühnste Genius Gefahr läuft, in todesähnlichen Schlummer zu versinken? — Verwünscht sei mein Geschick! — Und doch" — unterbrach er sich lachend — „darf dieses Uebermaß meines Glücks mich verdrießen? Laß sehen, was die Zeit bringt! — Noch bin ich frei und vielleicht ward' ich im Laufe der nächsten beiden Wochen schon zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es das Beste für mich ist, frei zu bleiben."

Am leidenschaftlichsten bewegt war Agnes, obwol sie es glücklich zu verbergen gewußt. Seltsam, daß zum ersten mal im Leben sich ein bitteres Gefühl gegen Edithen in ihr regte, wenn sie sich auch dessen nicht bewußt ward. .

„Gehört er ihr etwa?" fragte sie sich. „Keineswegs, selbst äußerlich nicht, denn die Hauptbedingung der guten Aeltern selber ist, daß, wenn ihre Herzen sich nicht finden, von der Heirath nicht mehr die Rede sein soll. Und es ist kaum denkbar, daß diese Herzen, die offenbar die Natur nicht füreinander schuf, sich finden sollten. Sie kann ihm nicht genügen, trefflich wie sie ist. Sie kann und wird ihn nie recht verstehen, wird

nur immer den ruhigen, pflichtgetreuen, frommen Mann in ihm vermiſſen, der ihr Ideal iſt. Und wie, wenn ſie ihn lieben lernte? Und ſollte er darum der Ihre ſein, weil ihr Herz ſich für ihn entſcheidet? Hat ſie darum, weil ſie reich iſt, weil das äußere Glück ſie begünſtigt und ſie von den Aeltern ihm in die Arme geführt wird, ein höheres Anrecht auf ihn, als das ſympathetiſche Herz, das von der Natur für ihn geſchaffen iſt?

„Aber ich? Ich ſollte ihr ihn entreißen? Ihr, der theuern, trefflichen, liebevollen Freundin, den Mann verlocken, zu dem ihr Herz ſie zieht? Selbſt wenn's ein misverſtandener Zug wäre, ich will es nicht! Es wäre ſchlecht! Niedrig! Mein Stolz empört ſich dagegen! Wie könnte ich den Aeltern wieder in die Augen ſehen, ſie, die mich mit der liebevollſten Gaſtfreundlichkeit überhäuften!

„Fern ſei und bleibe mir ſtets alles Unedle! Kein Wort, kein Blick verrathe was ich fühle. Ja, was ich fühle. Ich kann es mir nicht mehr verbergen! Ich liebe dieſen Mann. Aber keine Miene, keine Aeußerung, kein Verrath an meinem Innern ſoll es ihm darthun,

bis mir die feste, klare Ueberzeugung geworden, daß sein Herz mir allein unwiderruflich gehört; bis ich die klar und fest ausgesprochenen Worte von seinen Lippen höre: Ich liebe dich, Agnes. Dich allein. Du, die du all mein Inneres verstehst, du, die du die Hälfte meines Ichs bist. Du bist mir tausendmal mehr als elbst des besten Mädchens Güte, tausendmal mehr als des reichsten Mädchens Reichthum. Dir, dir allein gehör' ich an."

Wenn ich meinen Lesern einen solchen Blick in das Innere meiner jungen Helden habe thun lassen, so habe ich dadurch zugleich den Geist und die Haltung charakterisirt, welche dem vierzehntägigen engen Zusammenleben der drei jungen Leute im ganzen eigen waren. Edithe setzte im wesentlichen ihre gewohnten häuslichen und sonstigen Beschäftigungen fort, die den größten Theil ihrer Morgenstunden in Anspruch nahmen. Robert hatte zu viel Takt, um unterdessen Agnes auf ihren Streifereien zu begleiten, vielmehr gesellte er sich währenddem meist dem Oheim bei und suchte sich durch Beobachtung und Fragen über landwirthschaftliche Dinge zu unterrichten. Der heiße Nachmittag war der Unter-

haltung gewidmet, entweder durch Gespräch oder Vorlesen einiger der merkwürdigen literarischen Erscheinungen, an denen jene Zeit so reich war. Frau von Hartung war dabei gern gegenwärtig und, wie die jungen Damen, mit dieser oder jener Handarbeit beschäftigt, war es allen Dreien ein wahrer Genuß, Robert mit seiner herrlichen Stimme und seiner Gewandtheit, in des Verfassers Sinn einzugehen, vorlesen zu hören.

Im Gespräch, das die Lektüre oft verdrängte, waren er und Agnes die Hauptpersonen. Er wußte viel von seinen Reisen zu erzählen. Seine Anschauungen waren bisweilen einseitig, parteiisch, aber sie waren immer originell, lebendig, geistreich. Mutter und Tochter begnügten sich dabei gern mit Zuhören und einzelnen Bemerkungen und Fragen, während Agnes allein ihm mindestens hierhin und dorthin folgen konnte. Denn unter wie beschränkten Verhältnissen sie auch gesehen und beobachtet hatte, immer hatte sie mit scharf durchdringendem Auge gesehen, immer mit kühnem, eigenthümlichem Geiste beobachtet. Was nun gar die Kunstwerke Italiens anbelangt, so war es zum Erstaunen,

wie beider Urtheil, beider Bewunderung und Entzücken hier immer zusammentraf. Und wie konnte es anders sein, als daß beide immer von neuem im tiefsten Innern fühlten, daß sie füreinander geboren seien?

Die schönen Abende waren meist den Spaziergängen in die liebliche Gegend gewidmet, und zwar reichten für die weiteren Streifereien der Mutter Kräfte nicht mehr aus. Auch Herr von Hartung fand bei seiner wachsenden Corpulenz eine abendliche Spazierfahrt mit seiner Gattin bequemer. Die jungen Leute waren sich daher hier allein überlassen.

Auch auf diesen Spaziergängen waren Robert und Agnes meist die Hauptsprecher, und wer die Drei beobachtet, hätte wol bemerken können, daß Edithe immer stiller und stiller ward.

Im ganzen war die Stimmung des ersten Abends dieselbe geblieben. Nur daß die Liebe sich in Edithens junges Herz eingeschlichen und ganz unvermerkt Robert's Bild in diesem guten, treuen, echten Mädchenherzen einen immer festern Sitz erhalten hatte. In der freien Natur war Edithe ganz zu Hause. Indem sie sich selbst freier fühlte, drückte sie auch ihre Gefühle klarer und

entſchiedener aus, als wenn ein Urtheil über einen literariſchen oder Kunſtgegenſtand von ihr erwartet wurde. Ihr friſcher, ſicherer Gang, ihre Gewandtheit und jugendliche Kraft im Bergſteigen bezeugten, wie frei ſie ſich in ihrem heimiſchen Elemente bewegte. Sie war glücklich in der Gegenwart und ſicherlich war ihr Genuß, wenn ſie die Sonne in ihren wunderbaren zauberiſchen Verhüllungen in roſige und goldene Schleier hinter die reizenden heimiſchen Berge ſinken ſah, nicht weniger innig, als der der beiden Andern, die ſich bei dieſem Anblick den noch viel mehr bewunderten Anblick des Sonnenuntergangs im Mittelländiſchen Meer oder zwiſchen den Alpen zurückriefen und in ihren Geſprächen darüber mitunter die Gegenwart vergaßen.

Freilich aber war dieſen Beiden das eine, höchſte Glück zutheil geworden, ſich in einem Gefühle zu begegnen, gemeinſchaftlich zu empfinden und, das berühmte:

Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen und ein Schlag

verwirklichte ſich in ihnen oft bis zum augenblicklichen Vergeſſen Edithens. Was aber dem Verhältniß der Beiden noch einen beſondern Reiz gab, war das Be-

wußtſein eines Geheimniſſes zwiſchen ihnen, denn ohne daß eigentlich einer von ihnen wußte warum, war ihr früheres Begegnen nie von ihnen berührt worden.

Edithe ſah und erkannte es dunkel, trotz dem noch dunklern Anwachſen des Gefühls in ihrem eigenen Herzen. Es war ihr bisweilen, als zöge ſich dies arme Herz plötzlich krampfhaft zuſammen und ihrer Freude am Genuß der Natur miſchte ſich oft eine ſo tiefe Wehmuth bei, daß ſie ſich ſelbſt nicht lange unklar bleiben konnte.

„Er iſt frei", ſagte ſie ſich. „Er ſoll frei bleiben, keine Ahnung meines innerlichen Gefühls ſoll die Wahl ihm erſchweren. Kein Wunder, daß Agnes ihn mehr anzieht als ich, ſie, die ſoviel ſchöner und geiſtreicher iſt. Manchmal täuſch' ich mich wol! Und wenn ſein Auge, ſein ſeelenvolles Auge ſo liebevoll mir nachfolgt auf meinen kleinen unbedeutenden häuslichen Bewegungen und mit ſo tiefer Innerlichkeit manchmal an mir zu hängen ſcheint, ſo kommt wol ein Gefühl über mich, als wär' ich ihm mehr als Couſine, mehr als Schweſter! Aber wie viele Mädchen mögen ſich ſchon auf ähnliche Weiſe getäuſcht haben. Er iſt mir gut. Er achtet

mich. Keine Miene ſoll ihm andeuten, kein Wort je ihn ahnen laſſen, daß ich ihm — mehr als gut bin — daß ich ihn — mehr als achte.

„Und Agnes? Noch liebt ſie ihn nicht. Dieſe offene ſtolze Natur würde es nicht verbergen können noch wollen, wenn ſie ihn liebte oder — wenn ſie ſeiner Liebe gewiß wäre. Seltſam immer, daß ſie gar nicht mit mir von ihm ſpricht, ja, daß ſie faſt vermeidet, mit mir allein zu ſein.

„Und muß ich daraus nicht den Schluß ziehen, daß ſie weiß, daß Robert mich nicht liebt? Würde ſie, die ſo ſcharf ſieht, es nicht längſt wiſſen oder ahnen, was in ihm vorgeht? — Und wenn der Arme ſie liebte und bei ihr keine Erhörung fände?“

Ein gerechter Mädchenſtolz regte ſich in ihr. „Deſto ſtrenger“, ſagte ſie zu ſich ſelber, „muß meine Selbſtbeherrſchung ſein. Er darf nicht ahnen, was mich ſo tief bewegt. Eine anderwärts getäuſchte Hoffnung darf ihn ſo wenig zu mir führen, als ein Gefühl der Dankbarkeit oder des — Mitleids.“

Diejenigen meiner Leſer, die die Welt und das menſchliche Herz kennen, mögen vielleicht überraſcht ſein,

daß ſich unter allen mistrauiſchen Bedenken Edithens nicht auch der Verdacht zudrängte, Robert könne ſelbſt mit der vollen Liebe zu der ſchönern Agnes, doch vielleicht in ihr das reichere und vornehmere Mädchen zu heirathen wünſchen. Wirklich kam bei allen ihren Selbſtquälereien ihr dieſer Gedanke nicht in den Sinn. Einem nothleidenden, energieloſen, unfähigen Mann, außer Stande, durch eigene Kraft für Lebenserwerb und Familienunterhalt zu ſorgen, würde ſie einen ſolchen Schritt vielleicht verziehen haben. Von einem Mann wie Robert würde er ihr als eine ſolche Erbärmlichkeit erſchienen ſein, daß er allein hingereicht haben würde, jede Neigung in ihr zu tödten. Es muß auch bemerkt werden, daß das goldene Zeitalter der Culturgeſchichte Deutſchlands durchaus nicht die Periode der herrſchenden Geldheirathen in ſich ſchloß, mit welcher andere Länder vertrauter waren und welche theils die veränderten Anſichten unſerer Zeit, theils der überhandnehmende Luxus auch mehr oder weniger in unſerm Vaterlande eingeführt haben. Liebe, Uebereinſtimmung der Herzen galt damals noch als Grundbedingung einer glücklichen Ehe, mindeſtens bei den Männern

beſſerer Art. Indeſſen mag es wahr ſein, daß in jeder Zeitperiode Männer und Frauen verſchieden darüber zu denken pflegen.

Vielleicht möchte auch ſchon hier und da einer meiner Leſer die Frage aufgeworfen haben, ob Herr und Frau von Hartung nicht die Gefahr fühlten, die aus dieſem vertraulichen Leben für des Erſtern Lieblingsplan erwuchs? Frau von Hartung — denn Frauen ſehen ſchärfer — ſah dieſe Gefahr allerdings, und machte ihren Gemahl darauf aufmerkſam. Aber dieſer war theils zu tief von ſeiner Tochter Werth durchdrungen, theils an und für ſich zu ſanguiniſcher Natur, um auf ihre Beſorgniß einzugehen.

„Laß nur", ſagte er, „wir können das arme Mädchen doch nicht darum aus dem Hauſe jagen, weil ſie ſchöner iſt als unſer Kind? Und glaube mir, der Junge iſt kein Thor. Er wird ſich nicht ein armes ſchönes Mädchen erwählen, wenn er ein reiches liebenswürdiges Mädchen haben kann, in deren treuen Augen jeder Mann das Verſprechen eines unbeſchränkten häuslichen Glücks leſen kann. Und was ließe ſich auch thun?"

Seine Frau aber that ſtillſchweigend, was ſich thun ließ. Sie hatte kürzlich gehört, es werde für die jungen Prinzeſſinnen eine Vorleſerin geſucht und ſogleich an Agnes dabei gedacht, denn wie gern ſie auch dieſe als Gaſt bei ſich ſah, ſo fühlte ſie doch, daß der Beſuch nicht ewig dauern könne. Die Oberhofmeiſterin war ihre Jugendfreundin und einer der einflußreichſten Männer in der Hauptſtadt ihr naher Verwandter. An beide ſchrieb ſie nun, ohne weitere Mittheilung gegen ihren Gatten, indem ſie Mademoiſelle Nordland, als durchaus zu dieſer Stelle geeignet, dringend empfahl, und beide um ihre Mitwirkung zur Erreichung ihres Zwecks, als um eine Gefälligkeit gegen ſie ſelbſt, inſtändig erſuchte. Vom Vetter war ſchon eine Antwort eingelaufen, die ihr die beſten Hoffnungen gab. Von der Freundin erwartete ſie täglich einen Brief, der ſie berechtigte, Agnes aufzufordern, ſich um jene Stelle zu bewerben.

So ſtanden die Sachen, als an einem ſchönen Mondſcheinabend die drei lieben Wanderer erſt gegen Mitternacht zu Hauſe kamen, ſo tief hatte der benachbarte Wald ſie verlockt, ſo unwiderſtehlich hatte der

magiſche Glanz des Mondes mit ſeinen ſeenhaften Schöpfungen ſie gefeſſelt. Frau von Hartung war ſchon lange im Bett, ihr Gatte allein ſaß noch auf, denn auch ſämmtliche Dienſtboten hatten ſich zurückgezogen, nachdem der rückſichtsvolle Hausherr übernommen, die Thür ſelber ſicher zu verſchließen, wenn die jungen Herrſchaften endlich heimgekehrt wären. Er hatte ſich, um ſeine Gattin nicht durch ſein ſpätes Zubettgehen zu ſtören, eins der Gaſtzimmer zurechtmachen laſſen, denn ſie war ſchon ſeit einigen Tagen etwas unwohl und vollkommene Ruhe that ihr vor allem noth. Als demnach die Erwarteten endlich kamen, empfahl er ihnen vor allem Stille und leiſes Auftreten.

„Und um eins noch", ſetzte er hinzu, „will ich bitten. Macht die Nacht aus purem Enthuſiasmus für den Mond nicht länger zum Tage. Es gehe gleich jeder auf ſein Zimmer, und zu Bett ſobald als möglich. — Es ſind auch noch ſpät Briefe angekommen", ſetzte er hinzu. „Die Poſt hat ſich bei den abſcheulichen Wegen wieder um ein paar Stunden verſpätet, aber da Mondſchein iſt, hat ſie die Boten-

frau noch heute Abend herausgebracht. Auch für Sie zwei, Agneschen! Ich habe sie Ihnen auf Ihren Nachttisch legen lassen. Aber wenn Sie mir folgen, so lesen Sie sie erst morgen!"

„Vater!" sagte Erithe lächelnd, „was mutheſt du ihr zu? Einen empfangenen Brief erſt am folgenden Tage leſen? Weißt du nicht, daß für ein junges Mädchen ein empfangener Brief etwas ganz anderes iſt, als für euch Männer?"

Und doch hätte Agnes faſt Herrn von Hartung's Ermahnung befolgt, ſo lebhaft bewegt war ihr Gemüth, ſo fieberiſch ungeſtüm klopfte ihr Herz, als ſie in ihre einſame Kammer trat. Schon die zauberhaft geſtaltete äußere Welt um ſie her hatte die Stimmung der jungen Schwärmerin faſt bis zur höchſten Höhe geſteigert. Sie ſaßen im Walde auf einen gefallenen Baumſtamm nieder, der auf der beſchränkten Lichtung um ſie her zufällig liegen geblieben war. Zu ihren Füßen, etwas tiefer unten, rauſchte durch dichtes Gebüſch mit gelindem Fall ein Bach geheimnißvoll dahin, nur daß hier und da auch der verrätheriſche Glanz des Mondes ſein Daſein verrieth, wo das Buſchwerk

sich öffnete. Sie saßen lange in Schweigen versenkt, denn in der kaum verstandenen Bewegung ihrer Herzen war ihr Gespräch, nach und nach leiser und einsilbiger werdend, unvermerkt endlich ganz verstummt. Da gleitete Agnes' feuchtes Taschentuch an ihrem seidenen Kleide auf die Erde herab. Sie bückte sich danach, zugleich auch Robert, der neben ihr saß. Ihre Hände begegneten einander. Sie fühlte den leisen Druck seiner Hand. Sie wollte die ihre ihm entziehen. Er drückte sie fester. Jetzt ließ sie ihm die Hand. Ihr Herz schlug höher im entzückten Bewußtsein, er liebe sie. Er beugte sich tiefer, als suche er noch etwas, und im nämlichen Moment fühlte sie seine glühenden Lippen auf ihrer zitternden Hand.

Ein paar Augenblicke und sie erhob sich mit einem gewissen innerlichen Bewußtsein der Beruhigung, in welchem sie selbst sich fast fremd war. Denn eine unerschütterliche Ueberzeugung hatte sich ihrer bemächtigt, der Bund der Herzen, welche die Natur füreinander geschaffen, sei jetzt geschlossen. Kein Gedanke an die Freundin störte sie. Stolz und glücklich schritt sie schweigend auf dem schmalen Wege voraus, auf

dem höchstens zwei nebeneinander Platz hatten. Hinter ihr gingen Robert und Edithe. Letztere versuchte ein paarmal ein Gespräch einzuleiten, da aber auch Robert nur einsilbig antwortete, gab auch sie gern ihrer stillen Stimmung nach, und alle Drei erreichten schweigend das Schloß.

Erst als Agnes in ihrem einsamen Zimmer angelangt war, brach sie in einen heißen Thränenstrom des Entzückens aus. „Er liebt mich, der geliebte Mann", rief es in ihr. „Ich habe mein Ziel auf redlichem, geradem Wege erreicht. Er ist mein, mein, weil er für mich geboren ist! Weil nur ich ihn verstehe, den theuern herrlichen Mann!"

Jetzt fiel ihr Blick auf die beiden Briefe auf ihrem Nachttisch. Sie erbrach den einen, dessen Adresse von einer ihr fremden Hand war. Er enthielt den Antrag einer Gouvernantenstelle in Berlin. Sie warf ihn gleichgültig beiseite. „Morgen!" sagte sie.

Sie griff nach dem andern. Es war ihres Vaters Handschrift. Ein dunkler Schrecken durchzuckte sie. Sie erbrach den Brief und las:

„Liebe Agnes!

„Es ſchmerzt mich ſehr, dir melden zu müſſen, daß deine gute Mutter ſeit mehrern Tagen ſehr ſchwer erkrankt iſt. Ich muß dich daher bitten, dich ſogleich nach Empfang des Briefs auf den Weg zu machen, denn ſie wünſcht ſehr, dich zu ſehen.

„Ja, mein Kind, ich will und kann es dir nicht verſchweigen, daß die theure Frau im Sterben liegt; daß der Arzt ſie aufgegeben hat und ihr höchſtens noch vier bis fünf Tage Lebenskraft zuſpricht. Wenn du alſo deine arme Mutter noch lebendig antreffen willſt, ſo komm gleich, komm ohne Zögern zu deinem tiefbetrübten Vater K. Nordland."

Einen Augenblick ſtand ſie wie zur Bildſäule erſtarrt. Wer könnte den furchtbaren Uebergang vom höchſten Entzücken zum tiefſten Schmerz, in einen einzigen Augenblick zuſammengedrängt, mit Worten ſchildern! So auf einmal herabgeſtürzt vom Gipfel des Triumphes in die tiefſte Schlucht des Jammers — denn Agnes konnte einmal ihrer ganzen Natur nach nicht anders als mit der ganzen, vollen Kraft der Seele fühlen.

Auch hatte ſie ihre gute, ſanfte Mutter wahrhaft mit großer Zärtlichkeit geliebt. Es war nicht gerade die rechte reine Tochterliebe, die ſie für die Arme in ihrem Herzen gepflegt — eine Miſchung von Zärtlichkeit, Achtung und Vertrauen — vielmehr hatte ſich in ihr kindliches Gefühl etwas von einem faſt mütterlichen Mitleid gemiſcht, wenn es ihr einfiel, wie viel von dem geiſtigen Element der theuern, zarten Frau unter alle den phyſiſchen Anſprüchen, deren Befriedigung ihr Leben gewidmet war, zu Grunde gegangen ſein mußte. Allein auch eine kindliche Zärtlichkeit hatte ſie für ſie gehegt, in der ſie oft in ihren — Herzens- oder Phantaſieleiden, wie es nun war — Troſt gefunden. Trotz den mannichfaltigen Verweiſen der Mutter war es ihr immer eine Art Erleichterung geweſen, wenn der ſtrenge Vater geſcholten oder die Brüder, die rohen Knaben, ſie verletzt hatten, oder wenn der Schmerz um Ferdinand und Luiſe's*) Tod ihr faſt das Herz brach, ſich auf den Schemel zu der Mutter Füßen zu ſetzen und den Kopf in ihren Schos

*) Kabale und Liebe.

gelegt, die ſanfte Hand ſich über das Haar ſtreichen zu fühlen. Armes Kind! pflegte die Mutter zu ſagen, armes Kind! ohne weiter zu fragen. Aber es lag ein ſüßer Troſt in dieſem: Armes Kind! in dieſem Zugeſtehen der Berechtigung zum Schmerz, der mehr Beruhigung gab, als alle Troſtgründe hätten geben können.

Seit ihrer Abweſenheit aus dem älterlichen Hauſe auch hatte ſich Agnes oft in trüben Stunden nach der Mutter geſehnt, und während der kurzen Beſuche vollends, die ſie von Zeit zu Zeit dort gemacht, hatte die vermehrte Achtung, mit der die Tochter behandelt wurde, das Verhältniß zu beiden Aeltern bedeutend gereinigt.

Nur ein paar Augenblicke lang überwältigte der Schmerz jetzt ihr ſtarkes Gemüth. Mit den Worten: „Ich muß fort! Ohne Zögern fort!“ riß ſie ſich empor. Sie öffnete die Thür ihres Zimmers und ſah durch die glasgedeckte Oeffnung über der Thür, die in ein gegenüberliegendes Zimmer führte, noch Licht. Es war dasjenige, das Herr von Hartung ſich für dieſe Nacht zum Schlafzimmer gewählt hatte.

Sie klopfte leise.

„Was ist's?“ fragte er. „Sophie, bist du's? Ist deine gnädige Frau nicht wohl?“

„Agnes ist's. Ein Wort nur! Ich bitte Sie flehentlich.“

Herr von Hartung, der eben das Licht auslöschen und ins Bett steigen wollte, warf rasch die nöthige Bekleidung über, denn die Stimme der jungen Freundin zitterte so, daß er sie kaum erkannte.

„Gleich, gleich!“ rief er.

Er öffnete. Das schöne Mädchen stand vor ihm, bleich wie der Tod.

„Herr von Hartung“, sagte sie, „Sie sind mein Freund. Meine Mutter liegt im Sterben. Ich muß zu ihr. Sagen Sie, wie ich noch diese Nacht fort kann, wie ich die Post erreichen kann.“

„Kind! Sie können diese Nacht nicht allein reisen!“ rief der gute Mann erschrocken.

„Ich muß. Sie will mich sehen! Lesen Sie!“

Sie reichte ihm den Brief. Er übersah ihn rasch. Er war in großer Verlegenheit. Was konnte er

für das Mädchen thun? Nur das Eine fühlte er entſchieden: ſie mußte zur Mutter.

Hätten Herr von Hartung und Agnes dreißig bis vierzig Jahre ſpäter gelebt, er hätte ſie leicht auf irgendeine Eiſenbahn, die nach Norden führt, bringen laſſen können; ja, hätte es nur ſchon Schnellpoſten gegeben oder wären mehr Kunſtſtraßen oder Chauſſeen fertig geweſen! Aber im erſten Zehntel unſers Jahrhunderts war die Extrapoſt für den, welcher viel Geld und einen eigenen Wagen hatte, das einzige Mittel, ſchnell weiter zu kommen. Für einen Wagen ſorgte zwar in einigen Theilen Deutſchlands zur Noth die Poſt. Aber theils war der Wagen danach, theils erhöhte er auch die Koſten beträchtlich, und Geld war daher doppelt nöthig. Für alle aber, die darüber nicht zu gebieten hatten, gab es kein anderes Mittel zu reiſen, als in einer Miethskutſche, die höchſtens des Tages acht bis zehn Stunden fuhr und Nachts natürlich die müden Pferde ausruhen ließ; oder die ſogenannte Fahrpoſt, die auf den ſchlechten Straßen ſich freilich oft noch langſamer bewegte als die Miethskutſche, dafür aber den Vortheil des Pferdewechſels

und des Gebrauchs der Nacht hatte. Und darum wählte sie Herr von Hartung für Agnes.

„Gut, gut", sagte er. „Sie müssen hin. Sie sollen fort. Ich will den alten Martin wecken, der ist sicher. Der soll Sie noch heute Nacht nach Lichtenfels bringen. Von da geht morgen früh um vier Uhr die fahrende Post nach Leipzig. Da werden Sie, fürcht' ich, nur etwas warten müssen. Ich weiß nicht, wann von dort die Post wieder abgeht, aber lange dauert's wol nicht. Und für ein junges Mädchen allein ist's noch immer das Sicherste. Machen Sie nur ein kleines Päckchen, nur was Sie für ein paar Tage nothwendig brauchen. Edithe soll Ihnen morgen alles aufs schönste einpacken und Ihre Sachen Ihnen nachschicken. In ein paar Stunden müssen Sie bereit sein. Ich will Edithen wecken."

„Nicht doch! Ich bitte Sie dringend. Ersparen Sie mir und ihr die Qual dieses Abschieds. In einer Stunde bin ich bereit. Aber ich beschwöre Sie, wecken Sie niemand als den Kutscher."

Herr von Hartung versprach es ihr und zog sich in sein Schlafzimmer zurück, um sich in wärmere Be-

kleidung zu hüllen, ehe er in den Stall ging, mit dem Kutſcher zu ſprechen. Er war in großer Unruhe. Das leichenblaſſe Geſicht des armen Mädchens ſchwebte ihm immer vor den Augen; die verzweiflungsvolle Faſſung ihrer Miene, als er vom Warten in Leipzig ſprach.

„Wahrhaftig“, ſagte er für ſich, „es wäre unverantwortlich, das arme Kind ſo in die Welt hinauszuſchicken.“

Schon nach einigen Minuten klopfte es wieder an Agnes' Thür.

„Ich habe mir die Sache beſſer überlegt“, ſagte er mit angenommener Gleichgültigkeit. „Sie können fort, ſobald Sie Ihr Päckchen fertig haben. Ich will Ihnen die kleine Kutſche mitgeben, die brauche ich fürs erſte gar nicht. Sie können ſo mit Extrapoſt fahren und kommen ſchneller hin. Sie brauchen auch ſo faſt gar nicht auszuſteigen, um ins Wirthshaus zu gehen. Das bischen Eſſen, das Sie brauchen, können Sie ſich in den Wagen kommen laſſen. In fünfzig Stunden ſind Sie da. Und dann“, ſetzte er hinzu, indem er zwei lange Rollen Geld auf den Tiſch legte, „iſt es mir auch eingefallen, Sie hätten vielleicht nur Papier-

geld oder Gold, und das würde unbequem ſein, da Sie doch auf jeder Station bezahlen müſſen. Da hab' ich Sie mit einzelnen Thalern und Gulden verſehen. Mit dem Wagen, Kind, hat es gar keine Noth. Ich brauche ihn nicht. Sie können ihn mir bei Gelegenheit zurückſchicken, und läßt ſich's nicht thun — nun dann kann ihn Ihr Vater gelegentlich für mich verkaufen."

Agnes hatte den guten Mann mit einem unbeſchreiblichen Blick der tiefſten Rührung angehört. Sie ſank auf ſeine Schulter und ſchluchzte laut.

„Ruhig, ruhig, liebes Kind", ſagte auch er innig bewegt.

„Ich danke Ihnen, edler Mann!" flüſterte ſie.

Er zog ſich zurück, um den Kutſcher zu wecken.

Agnes, im tiefſten Innern erſchüttert, ſank in ihren Lehnſtuhl, und bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht.

„Und dieſen guten Mann will ich der Erfüllung des langgehegten Plans ſeiner edeln, großmüthigen Seele berauben! Dazwiſchentreten will ich zwiſchen ſeinen heißeſten Wunſch und ſeines geliebten Kindes

Glück! Und Edithe! o, leugne es dir nicht länger! Du weißt es, was du nicht ſehen gewollt! Sie liebt ihn! Und wie könnte ſie ihn nicht lieben! Und du! —

„O! und meine Mutter!“ rief ſie, wie in Verzweiflung aufſpringend. „Sie ſtirbt! ja ſie ſtirbt mir zur Strafe! Ja, ich erkenn' es, es gibt einen Gott, einen zürnenden, ſtrafenden Gott! Ich fühle ſeine rächende Hand, die, was ich liebe, mir nimmt, weil ich mit unreiner Hand nach dem mir noch tauſendmal Liebern gegriffen! O, laß ſie mich mindeſtens noch lebend finden, mein Gott, laß ſie nicht dahingehen, ohne mich zu ſegnen! Laß in ihrer Liebe mich Troſt finden!“

In ſolcher Erſchütterung fand Herr von Hartung noch das unglückliche Mädchen, als er nach einer halben Stunde wieder vor ihre Thür kam. Er half ihr raſch einige Bündel und Päckchen ihrer nothwendigſten Sachen in einen kleinen Reiſeſack ſtecken. Er hatte befohlen, den Wagen vor dem äußern Hofthore halten zu laſſen, um ſeine Gattin und Edithe nicht zu wecken. Agnes am Arm, ſelbſt ihren Sack und Shawl tragend, ging

er mit dem weinenden Mädchen mit leiſen Schritten über den Hof.

„Es iſt zwei Uhr“, ſagte er. „Wir haben Mittwoch heute. Am Freitag, ganz früh am Morgen, um vier oder fünf, ſind Sie bei den Ihrigen, armes Kind! Gott der Allmächtige ſegne Sie.“

Er küßte ſie väterlich und hob die Weinende in den Wagen.

Mit ſchwer belaſtetem Herzen, mit zerriſſenem Gemüth fuhr ſie in die dunkle Nacht hinaus und kaum, daß der erwachende Tag ihr einige Faſſung gab und das Ausſchauen in eine Gegend, durch die ſie noch nie gefahren, noch gewandelt war, ſie etwas zerſtreute. Als aber am Abend der Mond wieder aufging in all ſeinem magiſchen Glanze, und das Geſtirn ihr wieder gleichſam als eine neue Gegenwart aufſtieg, da drang er auch durch den dunkeln Schatten, den der momentane Schmerz auf alles um ſie her geworfen, und das Bild des Geliebten trat wieder mit voller, hinreißender, Gewalt vor ihre Seele. Sie fühlte wieder den Druck ſeiner Hand, den Kuß auf die ihre. Sie begann ſich ihres Kleinmuths zu ſchämen.

„Wie", ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „ich ſollte ihn aufgeben, weil ein reicher Mann mir etwas von ſeinem Ueberfluß opfert! Ihn aufgeben, weil auch ein anderes Mädchen ſeinen unſchätzbaren Werth erkennt! Fern von mir ſei eine Großmuth, die ihn und mich gleich unglücklich machen würde, denn nur ich kann ihn verſtehen! Nur für mich iſt er geboren. Er iſt mein und ich gehöre ihm auf ewig!"

Am Morgen nach ihrer Abreiſe herrſchte große Beſtürzung in der Familie Hartung. Wie ſehr Edithens Mutter auch Agnes' Entfernung gewünſcht hatte; ſie ſo ſcheiden zu ſehen, erregte ihr inniges Mitleid; Edithe ſelbſt aber war auf das tiefſte bewegt und ſetzte ſich, da ſie nichts anderes für die Freundin thun konnte, ſogleich an den Schreibtiſch, um ihr mindeſtens ihr inniges Mitgefühl auszudrücken.

Was ſie aber unbewußt faſt noch tiefer ergriffen, war die Art und Weiſe, wie Robert die Nachricht aufnahm. Er kam etwas erhitzt und ſichtlich — vielleicht durch eine ſchlafloſe Nacht — höchſt aufgeregt zum Frühſtück.

„Sind Sie nicht wohl, lieber Vetter?" fragte

Frau von Hartung. „Sie ſcheinen ja ſo aufgeregt.“

„Sie haben einen ſcharfen Blick, liebe Tante“, erwiderte er, etwas gezwungen lächelnd, „ich hoffte es beſſer verbergen zu können, daß ein grimmiger Kopfſchmerz mich die ganze Nacht nicht hat ſchlafen laſſen.“

„Ich bedauere. Auch uns finden Sie recht traurig und verſtimmt. Unſere liebe Agnes hat geſtern Abend noch eine ſehr traurige Nachricht bekommen. Ihre Mutter iſt gefährlich krank und keine Zeit war zu verlieren. Da iſt denn das arme Mädchen ſchon in der Nacht abgereiſt, um ſie nur noch lebend zu finden.“

Weder Herr noch Frau von Hartung beobachteten Robert bei dieſer Mittheilung. Edithens Blick aber ruhte auf ihm und ſie ſah mit Beſtürzung, daß plötzlich die Glut ſeines Geſichts wich und eine Todtenbläſſe ſeine Wangen überzog. Er drückte mit einigen gezwungenen Worten ſeine Theilnahme aus, machte eine gleichgültige Bemerkung über eine geſtern beſprochene Zeitungsnachricht, die ſich zu beſtätigen ſchien, und fand bald darauf einen Vorwand in ſeinem Kopfweh, ſich vom Frühſtückstiſche zurückzuziehen.

„Er liebt ſie.“ Dieſes Gefühl durchfuhr Edithens Seele mit Blitzesſchnelle. „Wäre ſie ihm nur als Freundin theuer, ſeine Theilnahme könnte kaum ſo zerſtörend auf ihn wirken. Auch die Trennung von ihr kann es nicht ſein. Wie bald kann er ſie erreichen — um ſie nie, nie wieder von ſich zu laſſen. Aber eben, weil er ſie liebt, fühlt er ihren Schmerz ganz als den ſeinen. O, es iſt ſchön, o, es muß ſüß ſein, ſo geliebt zu werden.“

Ein zuckender Schmerz fuhr durch ihre Seele und ſetzte ſich bald als ein tiefes, innerliches Unglücksgefühl feſt, das keine Bitterkeit in ſich hegte, aber ihr ganzes Weſen durchdrang. Robert ſchweifte den ganzen Morgen raſtlos umher; beim Mittagseſſen zeigte er ſich gefaßt, und verſicherte, ſich wieder wohl zu fühlen. Abends ſchien er wieder ganz der Alte; ja, Edithe glaubte mit nicht geringer Verwirrung zu bemerken, daß er ſchon in den folgenden Tagen heiterer, leichter geſinnt ſchien als je, ja daß er ſich wie ein Mann zu fühlen ſchien, von deſſen Schultern plötzlich eine große Laſt genommen iſt.

„Vielleicht hat ſie von unterwegs an ihn geſchrieben“,

dachte Erithe, denn indem ſie ihn ſtill beobachtete, gerieth ſie immer mehr in eine ihr ganz fremde innere Aufregung. „Denn ſicherlich, auch ſie liebt ihn. Und war es recht, es mir zu verheimlichen? War es recht, mich eine ſo unwürdige Rolle ſpielen zu laſſen? Aber vielleicht thu' ich ihr Unrecht. Und auch ihm. Welches Recht hab' ich auf ihn? Aber wie dem auch ſei, ſeine Freundin will ich ſein, wie ich die ihre bin. Ich will freundſchaftlich mit ihm ſprechen und mit vollkommener Freimüthigkeit, daß er Vertrauen zu mir faſſen kann, denn offenbar iſt's die Furcht, meinen guten Vater zu kränken, die ihn ſo zurückhaltend macht."

Sie erröthete. Sie war ſich nur zu gut bewußt, daß ſie nicht freimüthig mit ihm ſprechen konnte, noch durfte. Aber es war außerdem noch etwas in ſeinem Weſen, was es ihr erſchwerte. Es war, als wäre er ſeit jenem erſten Tage nach Agnes' Abreiſe annähernder, herzlicher gegen ſie ſelbſt geworden; ſie fühlte öfter wie ſonſt, daß ſie unter ſeinem beobachtenden Blicke erröthete. Dennoch — ſie hoffte ſelbſt zu mehr Ruhe zu gelangen, wenn ſie ſich ihm offen, zutraulich, als Freundin zeigte. „Und wie ſehr wird es ihn erleich-

tern", ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „wenn ich ihm ſage, daß ich nur dieſes ihm ſein will, nicht mehr ihm ſein kann. Ich muß und will mindeſtens ſein Vertrauen haben, wenn ich ſeine Liebe nicht gewinnen kann."

Sechs Tage waren ſeit Agnes' Abreiſe vergangen, aber noch war kein Brief von ihr eingetroffen. Robert ſaß gegen Abend im Garten, in träumeriſches Sinnen verſenkt, wie er oft pflegte, wenn er allein war. Edithe kam zögernd des Wegs daher, der hinter ſeinem Rücken die reizende Baumgruppe erreichte, in deren Schatten er ſaß. Sie wollte ihn nicht überraſchen. Sie räuſperte ſich leiſe, als ſie noch ein paar Schritte von ihm war. Er ſah ſich um und ſchaute ſie mit einem ſo ſeelenvollen Blicke an, daß ſie ſich nicht ohne einige Verwirrung neben ihn ſetzte.

„Robert", fing ſie mit etwas gezwungener Stimme an, „ich ſehe Sie ſeit einiger Zeit etwas heiterer. Haben Sie von Agnes gehört?"

Sein Blick drückte Ueberraſchung aus:

„Ich? Von Agnes? Was haben Sie mir von ihr zu ſagen, Edithe?"

„Sie wiſſen, wir haben leider noch keine Nachricht

von ihr. Aber ich erklärte mir Ihre erheiterte Stimmung — Robert! Haben Sie Vertrauen zu mir? Halten Sie mich nicht für Ihre Freundin?"

Sein durchdringender Blick verwirrte sie.

„Wollen Sie durchaus, Edithe, daß ich Sie nur für meine Freundin halte?"

„Die Freundschaft ist mir heilig", erwiderte sie, froh mit einer Zweideutigkeit antworten zu können.

„Edithe, Sie sind die Wahrheit selbst. Muß ich glauben, daß Freundschaft alles ist, worauf ich jemals in Ihrem Herzen Anspruch machen dürfte?"

Edithe sah in ihrer Verwirrung unaussprechlich lieblich aus.

„Robert", sagte sie erröthend, „Sie fordern zu viel von mir. Sie haben mich nie berechtigt, eine Prüfung meines Herzens anzustellen."

Robert nahm ihre Hand, allein sie entwand sie ihm leise.

„Der kühnste Mann", sagte er, „verliert den Muth Ihrer stoischen Ruhe gegenüber, Edithe."

„Bin ich wirklich so fürchterlich?" fragte Edithe

lächelnd, aber ihr Herz ſchlug mit bedeutend ſtärkerm Schlage.

„Edithe, nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den Ihre Erſcheinung, den Ihr ganzes Weſen auf mich machte am erſten Abend, als ich zu Ihnen kam.“

„Ich hoffe mindeſtens, meine Erſcheinung flößte Ihnen Vertrauen zu mir ein, lieber Vetter, und Ihre nähere Bekanntſchaft mit mir ſtärkte dies Vertrauen. Darum eben bitte ich Sie jetzt, mir von dem Eindruck zu ſprechen, den meiner ſchönen Freundin Erſcheinung auf Sie gemacht.“

Edithe war ſo ganz Weib; der jungfräuliche Stolz, der ihr die Gefühle ihres Herzens zu verbergen gebot, wirkte ſo mächtig in ihr, daß Robert, während ſie jene Worte ſprach, unwillkürlich von dem bittern und demüthigenden Bewußtſein gepackt ward, er ſei im Irrthum geweſen, als er ſich geſchmeichelt, er habe innigere Gefühle in ihrem Herzen geweckt, als verwandtſchaftliches Wohlwollen.

„Ja“, ſagte er mit einiger Schärfe, „warum ſollt' ich Ihnen die Wahrheit verhehlen, liebe Couſine? Agnes' göttliche Schönheit hat mich tief bewegt; aber

nicht ihre Schönheit allein. Was mich noch mächtiger in ihrer Nähe ergriff, war das Bewußtſein, daß ich in ihrem Innern mich ſelbſt wiederfand; es waren meine eigenen, innerſten Empfindungen, die aus ihren Augen ſprachen, meine eigenen Anſchauungen, die mir in ihren Worten begegneten, das Reſultat meiner eigenen Betrachtungen, das ich in ihren Lebensanſichten wiederfand."

Arme Eröthe! All dein jungfräulicher Stolz konnte das heiße Blut nicht hemmen, das, während er ſprach, dir in die Wangen ſtieg, um einen Augenblick darauf einer tödlichen Bläſſe zu weichen.

„Sagen Sie mir alles, lieber Vetter!" flüſterte ſie, aber ihre Lippen zitterten und die Worte waren kaum verſtändlich. Dies gab ihm Muth.

„Aber dieſem wunderbar ſympathiſchen Gefühle ſchloß ſich auch ein anderes nicht minder tiefes Bewußtſein an; die feſte, klare, nicht zu überwältigende Ueberzeugung, daß ich in einer Erwiderung dieſer Liebe, wenn Sie es ſo nennen wollen, daß ich in einer Verbindung mit Agnes ſo wenig auf häusliches Glück, innere Beruhigung und eine befriedigende Antwort auf

die großen Lebensfragen, die noch vor mir liegen, hoffen durfte, als mir dies alles in mir ſelbſt zu finden möglich wäre. Neben ihr ſtanden Sie, theure Edithe, in Ihrer holden Weiblichkeit. Mit dem erſten Blick, den ich auf Sie warf, wendete ich Ihnen, Ihnen allein mein ganzes Vertrauen zu. Sie erſchienen mir wie die geweihte Prieſterin am Altare eines häuslichen Glücks, wie ich es mir oft in den dunkelſten Stunden jugendlicher Verirrungen wie in den lichten Momenten einer tiefern Erkenntniß erſehnt."

„Ich verſtehe Sie, lieber Vetter", ſagte Edithe und ihre Stimme zeigte nichts von den bittern Gefühlen, die ihrem Innern eine krankhafte Stimmung gaben. „Um, was Sie ſagen, in kurze und deutliche Worte zu faſſen: Sie erkennen in Agnes die ſympathiſche, harmoniſche Seele; allein Sie glauben, beſſer von den Stürmen Ihres Lebens ausruhen zu können an der Seite einer einfachen, geachteten Hausfrau. Doch Sie halten mein Herz für genügſamer als es iſt, lieber Vetter!"

„Nicht doch, Edithe", erwiderte Robert beleidigt. „Sie misverſtehen mich gefliſſentlich. Ich liebte Agnes;

vielleicht glaubt' ich ſie nur zu lieben. Eine gewiſſe Scheu hielt mich von der reichen Erbin zurück, die mindeſtens äußeres Glück nur bieten, kaum auf Glück hoffen konnte von einem Manne, der jahrelang ſich der Entſcheidung über ſeine und ihre Zukunft entzogen hatte."

„O, Robert, ſprechen Sie nicht ſo —"

„Ja, Edithe, ich will ganz wahr ſein gegen Sie, die mir immer erſchien wie die Göttin der Wahrheit ſelber, nur daß die jungfräuliche Züchtigkeit ihr einen Schleier übergeworfen. Mein Herz ſchwankte lange wie ein Rohr zwiſchen Agnes und Ihnen. Ich erſchrak über Agnes' plötzliches Verſchwinden, denn ein furchtbares, quälendes Bewußtſein kam über mich, ſie wie mich ſelbſt getäuſcht zu haben. Aber die drückende Laſt, die, ſeit ich die Zauberin nicht mehr vor mir ſehe, von meinen Schultern gefallen iſt, die Erleichterung, die ich fühle, ſeitdem das Schickſal ſelber für mich entſchieden, hat mich zu dem vollen, unumſtößlichen Bewußtſein gebracht, daß ich nur Sie liebe, Edithe, Sie allein, theuere Edithe!"

Edithe hatte bebend, mit tief niedergeſchlagenen Augen,

ihn angehört. Sie ſchwieg ein paar Secunden lang. Endlich ſagte ſie, leiſe den Kopf ſchüttelnd:

„Robert, ich kann keinem Manne angehören, der mir nur ein halbes Herz entgegenbringt, der nicht mit ganzer Seele die liebenden Empfindungen erwidert, die — ich meine, der — mein Herz —“ fügte ſie leiſe ſtammelnd hinzu.

Aber das arme Kind hatte bereits zu viel verrathen.

„Erwidert!“ rief Robert, ihre Hand ergreifend und feſthaltend. „Theure Edithe, Sie vergönnen mir dieſen Blick in Ihr Herz? Spricht eine Stimme, eine leiſe Stimme dort für mich?“

Er umfaßte ſie. Das erröthende Mädchen wollte ſich loswinden, aber er hielt ſie feſt in ſeinen Armen. Was nun folgte, kann ſich leicht jeder Leſer und jede Leſerin ſelbſt ausmalen. Genug, daß eine kleine halbe Stunde darauf beide, Robert mit entzückten Augen, Edithe mit hochglühenden Wangen, und beide mit klopfendem Herzen in den Saal traten, wo Herr und Frau von Hartung ſaßen, die leicht errieth en, was vor-

gefallen war, und mit freudiger Rührung dem jungen Paare ihren Segen gaben.

V.

Ein glückliches Ehepaar.

Ein paar Stunden von Feldberg lag noch ein anderes Rittergut, das dem Herrn von Hartung wie jenes aus der reichen Erbschaft seines Oheims zugefallen war. Auf diesem lebte nun seit zwei Jahren ein glückliches junges Ehepaar, Robert von Felsenegg und Edithe, geborene von Hartung. Das Gut, das bisher vortheilhaft verpachtet gewesen, hatte Herr von Hartung, auf Edithens Wunsch, seinem Neffen schon vor der Hochzeit als persönliches Eigenthum übergeben. Obwol sie alles, was ihr war oder was ihr einst gehören würde, auch als ihrem geliebten Gatten gehörend betrachtete, sagte ihr doch ihr Zartgefühl, daß es ihm angenehmer sein möchte, nicht alles von seiner Gattin empfangen zu haben. Ihre Hochzeit, die sechs Wochen

nach der eben beſchriebenen Verſtändigung ſtattfand, war ein wahres Freudenfeſt für die ganze Nachbarſchaft geweſen, und auch für das Brautpaar nur durch den Gedanken an Agnes getrübt worden — die, ſeitdem ſie durch einige flüchtige Zeilen ihren Glückwunſch abgeſtattet, nichts von ſich hatte hören laſſen.

Edithe hatte ſich lange gegen eine ſo baldige Hochzeit geſträubt und einen Brautſtand von mindeſtens ſechs Monaten verlangt, wobei ihr die Mutter zur Seite ſtand; aber davon hatte weder der Bräutigam noch der Vater etwas wiſſen wollen, wie ſchwer es letzterm auch ward, ſein geliebtes Töchterchen, die die Freude ſeines Lebens war, entbehren zu ſollen. Er hielt den Eheſtand, und zwar den glücklichſten Eheſtand, den er ihm wünſchen konnte, für Robert's beſte Schule und verließ ſich nach ſeiner ſanguiniſchen Weiſe darauf, daß das häusliche Leben an der Seite einer Frau wie Edithe, den unruhigen, theoretiſchen, genialen Weltbürger über kurz oder lang zum praktiſch-nützlichen Staatsbürger erziehen würde. So gab denn, da die Ausſtattung Edithens längſt, auf das ſchönſte eingepackt und packweiſe mit ſeidenen Bändern zuſammengebunden,

in zehn Kiſten fertig lag, ſich auch die Mutter darein, und auch Edithen ward endlich von dem zärtlichen Bräutigam ihre Einwilligung abgeſchmeichelt, daß aus den ſechs Monaten ſechs Wochen werden ſollten.

Wo es auf einige hundert Thaler mehr oder weniger in den Ausgaben nicht ankommt und nicht unbedeutende Städte in der Nähe ſind, kann auch in ſechs Wochen ein Haus nothdürftig eingerichtet werden. Das junge Paar fand daher in Rößlingen — ſo hieß ihr Gut — ſo ziemlich alles, was zu einem bequemen Leben gehörte. Was die Verſchönerung ſeines Haushalts anbetraf, die Ausſchmückung mit Luxusartikeln und die Vervollſtändigung des Ganzen, ſo waren dieſe ihm ſelbſt überlaſſen, und gewiß gehört dieſes gemeinſchaftliche Prüfen, Ausſuchen, Kaufen und Ordnen, dieſes Fundamentlegen zum häuslichen Leben, da wo es nicht an Mitteln dazu fehlt, zu den willkommenſten Freuden eines jungen Ehepaars. Eine Hochzeitsreiſe zu machen, war im erſten Jahrzehnt unſers Jahrhunderts noch keine abſolut zwingende Mode geworden; beſonders aber war ein Aufbruch gleich nach der Trauung und eine Hochzeitnacht im Gaſthof noch etwas Unerhörtes, wenn der

Bräutigam ein Haus oder die Braut noch Aeltern hatte.

Der Honigmonat des jungen Ehepaars, der ſich auch wol zu zweien bis dreien ausdehnte, war die Periode eines unbeſchreiblichen Glücks; und eben weil es unbeſchreiblich war, mag jeder Leſer ſich ſelbſt ein Bild davon machen. In allem gemeinſchaftlichen Wirken zweier befreundeter Seelen liegt mehr oder weniger Genuß, für die beiden jungen Eheleute war er überdem ganz rein, weil alle Sorgen namentlich für die Landwirthſchaft, von welcher Robert nichts verſtand, ihnen fürs erſte erſpart blieben, da Herr von Hartung ihnen für ein Jahr ſeinen bewährten und durchaus vertrauenswürdigen Verwalter abgetreten hatte. Es war Herbſt; während des Winters, der vor ihnen lag, konnte Robert die Sache ſich theoretiſch aneignen und im Frühling, mit einem ſolchen Mann an der Seite, ſich im Praktiſchen üben.

Ein Winter auf dem Lande erſchien dem jungen Ehepaar keineswegs langweilig. Robert hatte längſt entdeckt, daß Edithe einen gründlich ausgebildeten Verſtand hatte, und in Kenntniſſen Agnes durchaus nicht

nachſtand. Ja, auf der Schule waren die beiden jungen Mädchen immer als Häupter der Klaſſen Rivalinnen geweſen und Agnes hatte bald gefühlt, daß ſie ihre Nebenbuhlerin lieben müſſe, um ſie nicht beneiden zu dürfen; ſodaß recht eigentlich, bei ſonſtiger totaler Verſchiedenheit, das Bewußtſein ihrer Ebenbürtigkeit das Fundament ihrer Freundſchaft geworden war. Robert fand daher während der langen Winterabende vollkommene Befriedigung in der Unterhaltung mit ſeiner jungen Gattin oder gemeinſchaftlichem Leſen mit ihr, und ſehnte ſich nicht aus dem Landleben, das ihm vollkommen neu, heraus nach den Freuden der Welt. Der Tag aber war der Ausarbeitung eines größern epiſchen Gedichts gewidmet, deſſen Plan ihm ſchon lange im Sinn gelegen, während er bei ſeinem raſtloſen Umherſchweifen zur Ausführung deſſelben nicht Zeit gewann.

Edithe war dagegen in dem neuen Lebenskreis, in den ſie eingetreten, ſchon halb zu Hauſe, nur daß er ſich beträchtlich erweitert hatte. Ihre Wirthſchaft nahm um ſo weniger von ihrer Zeit in Anſpruch, als ſie,

wie andere Gutsherrinnen, eine Ausgeberin hatte. Aber desto unbedingter konnte sie sich der erweiterten Thätigkeit widmen, zu der sie sich als die Mutter einer ganzen Dorfgemeinde verpflichtet fühlte. Das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte die höhern Schichten der Gesellschaft mit Gewalt aus dem starrkrampfähnlichen Schlaf aufgeschüttelt, in dem sie in Bezug auf ihre Pflichten gegen das Volk Jahrhunderte gelegen hatten. Die Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen, die Veredlung des Bauernstandes namentlich durch Erziehung und frühe Entwickelung aller Seelenkräfte beider Geschlechter, war ein Lieblingsthema unter den Edelsten der deutschen Nation geworden. Auch Edithens Herz schlug dafür mit der ganzen Wärme, deren es fähig war; die Schriften Pestalozzi's, Oberlin's und anderer Menschenfreunde waren ihre Lieblingswerke, und der Gedanke, jetzt, wo sie unabhängig und mit allen Mitteln versehen war, auf die Dorfgemeinde, die als Herrin zu ihr aufblickte, so wohlthätig wirken zu können, machte sie unbeschreiblich glücklich.

Aber gerade in diesem Punkte sollte sie sich zum

erſten mal in ihrer Ehe durch den gänzlichen Mangel an Sympathie bei Robert ſchmerzlich berührt fühlen.

Freilich hemmte ihr Gatte ihr ſtilles Wirken auf keine Weiſe. Er ließ ſie gewähren, freute ſich gutmüthig mit ihr, wenn ihr etwas gelang, und belächelte ſie etwas ſpöttiſch, wenn ſie ſich getäuſcht ſah. Kurz, ſie konnte ſich nicht leugnen, daß ſeine ganze etwaige Theilnahme an ihren Schulen, ihren kleinen Feſtlichkeiten, ihren Arbeits- und Krankenhäuſern nur ihrer Perſon, nicht ihren Beſtrebungen galt.

Robert war ein Philanthrop ſeiner Zeit. Er ſchwärmte für die Menſchheit und verachtete das Volk; gerade wie er dem Princip nach Demokrat, oder mindeſtens für allgemeine Gleichheit der Rechte war, ohne darum geneigt zu ſein, ſeine ariſtokratiſchen Privilegien aufzugeben. Er haßte die Bedrücker ſeines deutſchen Vaterlandes; aber als einer ſeiner Freunde beim Ausbruch des Kriegs in öſterreichiſche Dienſte ging, dieſe Bedrücker zu bekämpfen, und ein anderer, der für dieſe und gegen ſeine deutſchen Landsleute fechten ſollte, nach Spanien floh und in ihn drang, ſich ihm anzuſchließen, reizte ihn zwar das Romantiſche und Aben-

teuerliche dieſer Flucht, und ein Anſchluß an die Guerrillas war verführeriſch genug für einen jungen Enthuſiaſten, der in Napoleon den Erzfeind aller Freiheit ſah. Dennoch ſiegte ein gewiſſer angeborener Mangel an Thatkraft in ihm, als ſich gerade, noch ehe er zum Entſchluß kam, eine ſehr lockende Ausſicht für ihn eröffnete, den Orient an der Seite eines gründlichen Kenners orientaliſcher Sprachen bereiſen zu können. Als er zurückkam, lag Deutſchland wieder in neuer politiſcher Schlaffheit verſunken und lebte, wie er, in Büchern und philoſophiſchen Syſtemen ſtatt in Thaten, ein Zuſtand, den er raſtlos beklagte und in dem allein er ſich doch heimiſch fühlte.

Nicht minder als dieſer Mangel an Sympathie verletzte Edithen die gänzliche Unkirchlichkeit ihres Gatten, obwol ſie ihn darum keineswegs hätte irreligiös nennen mögen. „Glaube mir“, ſagte er, „wollte ich dich in die Kirche begleiten, ſo ſäß' ich als Heuchler an deiner Seite. Gott iſt mir näher außer, als in der Kirche. Ich weiß von vornherein alles, was der Prediger zu ſagen hat, weiß es beſſer als er ſelber. Die natürliche Folge iſt, daß ich mich langweile und bald an-

fange, andern Gedanken nachzuhängen; und daß die Gedanken eines Menſchen, der ſich langweilt, eben nicht anders als verdrießliche Gedanken ſein können, muß dir deine eigene Ueberzeugung ſagen, wenn du es nicht aus Erfahrung weißt. Laß mich daher nur immer zu Hauſe, liebe Edithe! hindr' ich doch dich nicht."

Und in der That hinderte er ſie auch nicht. Vielmehr gefiel ihm ihre Frömmigkeit. „Die Frauen kleidet das", pflegte er zu ſagen. „Sogar ein wenig Aberglauben ſteht ihnen gut, beſſer mindeſtens als die Freigeiſterei."

Edithe, wie geſagt, blieb nicht lange blind über die verſchiedenen Wege, die Robert und ſie vereinzelt zu gehen hatten, ohne daß jedoch der Mangel an innerer Uebereinſtimmung in einigen der wichtigſten ihrer Ueberzeugungen ihrer Liebe zu ihm Abbruch that, oder das Glück ihrer Ehe bedeutend beeinträchtigte. „Er liebt mich", ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Er iſt gut. Hab' ich nicht auch meine Schwächen? meine irrigen Ueberzeugungen vielleicht? Und wie gütig, wie liebenswürdig iſt er, daß er mich nie in irgendetwas zu ſtören ſucht,

was ich für recht erkannt, wenn auch er vielleicht eine andere Ansicht hat!“

Als nun aber gar, nachdem noch lange kein Jahr verflossen, ein holdes, kräftiges Knäbchen ein neues Band um das liebende Ehepaar schlang, und für Großvater und Großmutter in dem theuren Wesen gleichsam ein neues Leben erwachte, da empfand Edithe ihr Glück mit doppeltem, zehnfachem Dank gegen Gott. Und wenn manchmal sie sich durch einzelne Züge von ihres Gatten schrankenlosem, wenn auch verkapptem Egoismus — denn was ist die Theilnahmlosigkeit für den Fortschritt solcher unserer Mitmenschen, deren Wohl in unsere Hand gelegt ist, anders? — verletzt fühlte und ein dunkles Bewußtsein ihr sagte, daß sie das nicht in Robert gefunden, was sie einst gegen Agnes als unerläßlich für ihren Erwählten nöthig ausgesprochen — ihr Stütze, Führer und Vorbild zu sein, — so drängte doch immer wieder ihre Liebe zu ihm dies Bewußtsein in den Hintergrund, und zwar mit doppelter Gewalt, seit sie außer ihrem Gatten auch den Vater ihres Kindes in ihm liebte.

„Und hat nicht auch er Nachsicht genug gegen mich

zu üben?“ fragte ſie ſich herzklopfend. Denn ſie wußte wohl, wo ſie ihrem Gatten nicht genügen konnte, wenn ſie nicht aus ihrer Natur herausgehen, d. h. wenn ſie nicht aufhören wollte, wahr und ehrlich zu ſein. Dies war ein gar empfindlicher Punkt und ſo ſchwer zu behandeln, daß Edithens Klugheit, wenn auch nicht ihr Zartgefühl daran ſcheiterte. Robert war Dichter. Er hatte ihr und Agnes viele ſeiner kleinern lyriſchen Ergüſſe mitgetheilt und ſich an beider Mädchen aufrichtiger Bewunderung geſonnt. Mit vollem Recht ſingt unſer Uhland:

Singe, wem Geſang gegeben
In dem deutſchen Dichterwald;
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Aber nur ein entſchiedener poetiſcher Genius ſollte Dichten zum Lebenszweck machen — ſei es nun in Proſa, ſei es in Verſen — Robert's ganze Phantaſie war mit dem Plan ſeines großen Heldengedichts erfüllt, ſeine ganze Zeit mit deſſen Ausführung. Die Scene deſſelben lag in Spanien, in den Kämpfen der Mauren und Chriſten. Ein Schleier, aus den Fäden

orientaliſcher Magie und romantiſchen Chriſtenthums gewoben, lag über den Geſtalten und ließ ihre Individualität nur mühſam erkennen. Die Handlung verſchwamm in geiſtverwirrender Myſtik. Edithe hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, wenn Robert ihr am Abend einen eben vollendeten Geſang oder ein Bruchſtück daraus vorlas. Sie ließ ſich wol anfänglich von den ſchönen Verſen, dieſem und jenem gelungenen Bilde hinreißen und ſprach lebhaft ihr Wohlgefallen und ihre Bewunderung aus. Aber das Ganze fing bald an, ſie zu verwirren, ja endlich ſie zu langweilen. Sie mußte es oft erleben, daß Robert innehielt, ſichtlich ein Wort des Beifalls erwartend, während ſeine Erwartung an ihrer Redlichkeit ſcheiterte; oder auch, daß er ungeduldig über ihre Fragen, da ſie den Zuſammenhang des Ganzen durch den magiſch-myſtiſchen Schleier nicht erkannt, das Blatt ärgerlich weglegte, mit den ziemlich empfindlichen Worten: „Ich ſehe, du verſtehſt mich nicht.“

Wenn ihr Vater kam, ſie zu beſuchen, oder ſie in Feldberg empfing, war meiſt eine ſeiner Fragen:

„Nun, wie ſteht's mit dem großen Heldengedicht?

Iſt Thaer noch immer nicht zu Ehren gekommen? Noch immer kein Wiedervornehmen der kameraliſtiſchen Studien? Es wäre doch ein Anfang!“

Sie konnte nur ausweichend antworten. Aber ſie wußte wohl, der Verwalter hatte ſchon ein paar mal um Erlaubniß gebeten, der gnädigen Frau die Rechnungen vorlegen zu dürfen. „Der gnädige Herr habe ihn ſchon dreimal abgewieſen, mit dem Beſcheid, er habe jetzt keine Zeit!“ — Und hatte gefragt, ob er den alten Rappen' für hundert Thaler hingeben ſolle? „Der Pächter Neumann habe dieſe Summe geboten. Der gnädige Herr habe geſagt, er könne ſich nicht jetzt mit der Sache befaſſen. Er ſolle die gnädige Frau fragen.“

Das aber waren einzelne bittere Tropfen in dem Kelch, der vom ſüßen Trank des Glücks ſonſt überfloß. Auch der Gedanke, wie das Verhältniß zu Agnes ſich ſo ganz umgeſtaltet, warf von Zeit zu Zeit einen ſolchen bittern Tropfen hinein. Sie hatte außer den paar Zeilen eines gezwungen und ſeltſam ausgedrückten Glückwunſches zu ihrer Heirath Edithen in den zwei Jahren nur zwei bis dreimal einen kurzen

Brief geſchrieben und nicht verhehlt, daß ſie zu Hauſe ſehr unglücklich ſei und ſich ganz und gar der Stelle entrückt ſehe, für die ſie ſich beſtimmt fühle. Edithen war es oft ſchwer auf das Herz gefallen, daß Agnes trotz ihrer Zurückhaltung Robert vielleicht geliebt habe und ſich nun ſchmerzlich getäuſcht fühle; da dieſer aber ihr nie geſtanden, wie weit er in einer augenblicklichen Miſchung von Seelen- und Sinnenrauſch die Freundin kurz vor ihrer Trennung zum Glauben an ſeine Liebe berechtigt hatte — vielleicht weil in ſeinem eigenen Innern dieſer Augenblick faſt zur Vergeſſenheit gekommen war, ſo konnte Edithens edles Herz ſich mindeſtens einem reinen Mitleiden überlaſſen und kein Mistrauen in Robert ward in ihr rege.

Die arme Agnes hatte ihre Mutter nicht mehr am Leben gefunden. Seit den fünf Jahren, daß ſie ihr älterliches Haus verlaſſen, war die Zahl ihrer Geſchwiſter noch um eins vermehrt worden und ihre arme Mutter war als Opfer der Erwartung einer abermaligen Entbindung geſtorben. Agnes war troſtlos und eine Bitterkeit gegen ihren Vater, die ſie kaum zu verbergen ſuchte, machte ihren Schmerz noch ſchwerer.

Ihre beiden ältern Brüder waren auf der Univerſität. Von den beiden jetzt erwachſenen Schweſtern war die älteſte, ſechzehn Jahre alt, vom Kindertragen entſchieden ſchief geworden: ein zartes, kränkelndes Geſchöpf, deren Anblick Agnes heiße Thränen auspreßte. Die zweite funfzehnjährige, die wie jene bereits ſeit drei Jahren aus der Schule genommen war, blühte, unter allerlei anderer häuslicher Arbeit, munter auf. Außer ihnen machten fünf kleinere Geſchwiſter das Haus oft faſt bis zu Agnes' Verzweiflung lebendig. An Liebe für keinen von ihnen fehlte es ihr und alle hingen an der ſchönen liebevollen Schweſter mit der zärtlichſten Zudringlichkeit und baten auf das dringendſte um Einlaß, wenn ſie ſich, um nur einen Augenblick Ruhe zu gewinnen, einmal in ihrer Kammer einſchloß.

Als der erſte heftige Schmerz um ihrer Mutter Tod überwunden war und ihre kräftige Natur ihr wieder einige Faſſung gegeben, nahm ſie ſich vor, das Außerordentliche zu thun und ihres Vaters ſtrengſten Anſprüchen zu genügen. Denn, dachte ſie, die Liebe macht mich ſtark; der Kampf wird nur kurz ſein. Der theure Mann wird bald mir Erlöſung bringen! Sie

nahm ſich des Hausweſens an, ſorgte für der Kinder Anzug und Reinlichkeit und ihr Vater ſelbſt mußte ſie bewundern.

Aber bald bemächtigte ſich ihrer eine raſtloſe Unruhe; eine Woche war ſeit ihrer Abreiſe verſtrichen und kein Wort von Robert drang zu ihr; nur von Edithen war ihr auf dem Fuße ein zärtlich theilnehmender Brief gefolgt, in dem ſie jedoch Robert's Namen ſchmerzlich vermißte.

Er wird ſelbſt kommen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Er kann ſo ſchnell nicht fort. Aber ich weiß, daß er mich liebt! Noch fühlte ſie den Druck ſeiner Hand, ſeiner glühenden Lippen. Unter dem langen Warten erſtarb ihr Muth und Kraft. Sie gab die Aufſicht über die Küche auf und wollte allein für die Kinder leben. Dieſe Vernachläſſigung eines beſtändigen Mahnens und Nachſehens hatte zur unmittelbaren Folge, da es eben Sonntag war — der einzige Bratentag der ganzen Woche, auf den die Kinder ſich ſchon ſechs Tage lang gefreut —, daß ein halb verbranntes, ausgedörrtes Stück Fleiſch auf den Tiſch kam, denn das junge ſchlecht beſoldete Mädchen in

der Küche war nicht gewohnt, etwas anderes zu thun, als was ihr eben geheißen war, und hatte heute vergeblich auf die Anordnungen der Mamſell gewartet. Agnes wollte das Jammern der Kinder nicht noch einmal hören, den verächtlich-zornigen Blick des Vaters nicht noch einmal ſehen. Sie nahm ſich vor, künftig die Küche zur Hauptſorge zu machen und lieber die Hemden der Kinder ungeflickt zu laſſen. Das zweite Mädchen war entlaſſen, ſeitdem ſie ſelbſt ſeinen Lohn und Unterhalt nicht mehr aus ihrem Jahrgeld bezahlen konnte. Die Krankheit und das Begräbniß ſeiner Gattin und die Trauerkleider für die ganze Familie hatten Hofrath Nordland's Kaſſe vollſtändig erſchöpft. So gingen wiederum einige Tage in läſtiger, wenn auch raſtloſer Arbeit hin. Agnes' Ungeduld, von Robert zu hören, ſteigerte ſich endlich bis zum Fieber. Durch weit in die Zukunft hinausſchweifende Pläne ſuchte ſie ſich mit dem Augenblick zu verſöhnen; aber ihr ſeltſam zerſtreutes Weſen ſetzte ſie den beſtändigen Mahnungen des Vaters und den kindiſchen Neckereien ihrer Geſchwiſter aus.

Da kam endlich Edithens Brief, der ihr in kurzen,

liebevollen Worten ihre Verlobung meldete, und mit noch kürzern innigern ihr Glück aussprach. Der Schlag war zerschmetternd. Und was für ein verkehrtes Ding ist doch das weibliche Herz! War es in der Natur, daß die furchtbare Bitterkeit, die des unglücklichen Mädchens Herz füllte, sich fast mehr gegen die unschuldige Freundin als gegen den ungetreuen Mann richtete?

„Sein Herz", sagte sie zu sich selber, „gehört doch mir allein. Es ist das reiche, hochgeborene Fräulein, die der selbstische Mann, vom Kosten der Weltfreuden zwar übersättigt, aber doch nicht entwöhnt, sich zur Frau erwählt, um deste bequemer ausruhen zu können und ganz der erniedrigenden Arbeit überhoben zu sein! Und sie in ihrer Beschränktheit merkt es nicht und glaubt, sein Herz zu besitzen, das sie nicht versteht! Aber ich will sie beide aus dem meinen reißen! Keins meiner Worte soll ihnen den Triumph geben, mich getäuscht zu haben."

Hierauf schrieb sie einen trockenen, etwas geschraubten Glückwunsch, dessen Kürze Edithe sich durch ihre Ueberbeschäftigung und ihren Schmerz um die

Mutter erklärte, wie auch der Umſtand, daß die Freunde erſt nach mehrern Monaten wieder einen Brief von ihr erhielten, in ihrer bedrängten Lage eine Art Entſchuldigung fand. Was Robert dabei dachte oder fühlte, hat er niemand je mitgetheilt.

VI.

Das Epos.

Es war im zweiten Jahre von Robert's und Edithens Ehe, daß ſie eines Abends zuſammenſaßen, als der Bediente hereintrat und den eben angekommenen „Hamburger Correſpondenten“ vor dem gnädigen Herrn auf den Tiſch legte.

„Es ekelt mich, die politiſchen Nachrichten zu leſen“, ſagte Robert. „Schmach, nichts als Schmach fürs Vaterland! und ein dicker Schleier über alles, was Einen von England oder Spanien aus noch tröſten könnte!“

Er entfaltete das Blatt, warf einen flüchtigen Blick hinein und legte es vor ſeiner Frau hin.

„Laß ſehen“, ſagte dieſe, „ob wir nicht irgendeine Anzeige finden, die uns von Bekannten etwas meldet. — Was iſt das? iſt es möglich? Agnes!“

Sie las:

Die heute vollzogene eheliche Verbindung meiner Tochter Agnes mit dem Freiherrn Karl Wilhelm von Saſſen habe ich die Ehre, meinen und meines Herrn Schwiegerſohnes Freunden und Bekannten hiermit ergebenſt anzuzeigen.

Karl Otto Nordland,
Hofrath in herzogl. ***ſchen Dienſten.

„Agnes!“ rief Edithe noch einmal. „Und das muß ich durch die Zeitungen erfahren! Aber Gott ſei Dank! ich darf hoffen, daß ſie glücklich iſt; ich weiß, daß ſie keinen Mann heirathen würde, den ſie nicht liebte.“

„Biſt du deſſen ſo gewiß?“ fragte ihr Gatte. „Daß er, der Freiherr, in das ſchöne Mädchen verliebt iſt, kannſt du wol mit ziemlicher Gewißheit vorausſetzen. Aber ob ſie ihn nicht heirathet, um ſich ihrer

fatalen häuslichen Lage zu entziehen und Frau Baronin zu werden, iſt eine andere Frage.“

„Nicht bei einem Weſen wie Agnes. Ich weiß, daß ſie eine Ehe ohne Liebe als ein ſchmähliches Concubinat betrachtet; die Heirath eines Märchens mit einem Mann, den ſie nicht als den ihr von der Natur ſelbſt beſtimmten erkennt, für eine ebenſo ehrloſe Erniedrigung als die ſchmählichen Verbindungen der Art, die nicht von der Kirche ihren Segen oder den Gerichten ihre Beglaubigung empfangen haben. — Es kann dir ja nicht fremd geworden ſein, unſere Agnes war ſtets etwas excentriſch. Aber ſie war auch immer aufrichtig und voller Muth, lieber das Schwerſte zu tragen, als etwas zu thun, das ſie für unrecht erkannte.“

Am nächſten Morgen ſchrieb Edithe der Freundin einen liebevollen Brief, in dem ſie ihre Wünſche für ihr eheliches Glück und ihre auf ihre frühern Geſpräche gegründete Sicherheit ausdrückte, daß ſie demſelben entgegengehe. Noch war keine Woche verſtrichen als ſie folgende Antwort erhielt:

„Ja, meine Edithe, ich bin verheirathet; d. h. ich

habe mich verkauft. Erſchrick nicht! meine Anſichten von Liebe und Ehe ſind genau noch dieſelben, die ich dir in jenen glückſeligſten Tagen meines Lebens, als ich bei euch in Feldberg war, wiederholt ausgeſprochen habe. Ein fortgeſetzter ſinnlicher Verkehr zweier Weſen ohne vollkommene Uebereinſtimmung ihrer Herzen iſt in meinen Augen noch immer nichts anderes als ein verächtliches Concubinat, und in ein ſolches, von der Kirche feierlich eingeſegnetes und von den Gerichten anerkanntes hat deine Agnes ſich verkauft. Mein angetrauter Gatte iſt ein frecher Wüſtling, mehr als zweimal ſo alt als ich. Hätte er mich ohne kirchliche Einweihung und ohne gerichtlichen Ehecontract gewinnen können, wie er ſchon früher andere arme getäuſchte Mädchen gewonnen, ſo hätte er es bei weitem vorgezogen. Ich habe ihn nicht getäuſcht. Er weiß, daß ich ihn weder liebe noch achte, und er — ich glaube faſt, manchmal haßt er mich beinahe; aber ſeine Begierde, mich zu beſitzen, ſiegte über alle Hinderniſſe. Und ich — ſei ganz ruhig, theure Edithe, ich werde ihm meine eheliche Treue halten, ſo gewiſſenhaft halten, als hätte die Liebe mich ihm zugeführt. Ich will ihm die gefälligſte Gattin ſein und

alle meine Pflichten gegen ihn erfüllen; ich will ihn nicht zurückſtoßen, wie ſchwer es mir auch wird, denn ſeine Liebkoſungen füllen mich mit Verzweiflung und Ekel. Aber ich will aushalten, ſo lange ich kann.

„Erithe! ſtark wie ich bin, ich konnte dies Leben nicht mehr ertragen. Dieſe Tage, Wochen, Monate voll der kleinlichſten, erbärmlichſten, verächtlichſten Sorgen, die mit allem Abmühen, allem unwürdigen Zerarbeiten keine Reſultate haben konnten. Darum entſchloß ich mich, mich zu verkaufen. Mein Vater — ich muß es ihm laſſen — war anfänglich gegen meine Verbindung, des ſchlechten ſittlichen Rufs wegen, in dem der Freiherr ſtand. Als ich feſt blieb, half er mir, den Ehecontract aufzuſetzen und ihn gerichtlich zu machen. Meine arme Hermine, die von zu frühem Kinderwarten ſchief iſt und zum Krüppel herangewachſen wäre, habe ich in eine orthopädiſche Anſtalt gethan; meine Amalie, ein fähiges, geſundes Mädchen, aber ſchon ſeit Jahren aus der Schule genommen, um ſie zu Hauſe Mägdedienſte thun zu laſſen, habe ich in unſere Penſion geſchickt; das Geld für zwei Jahre, für die beiden armen Kinder zu zahlen, iſt bereits in meinen

Händen. Aus dem sehr reichlichen Nadelgeld, das mir gerichtlich ausgemacht, kann ich meinem Vater eine gute Summe geben, dafür eine wackere Haushälterin zu halten, die für ihn und die kleinern Kinder sorgt. Auch den großen Brüdern soll es an Unterstützung nicht fehlen. O, Edithe, der Gedanke, daß ich die Wohlthäterin der Meinen werden kann, macht mich ganz glücklich und versöhnt mich fast mit meinem Geschicke.

„Und zu seiner Ehre sei es gesagt: in allem Finanziellen zeigt sich der Freiherr — mein Mann — großmüthig. Noch außer dem Nadelgelde überraschte er mich am zweiten Tage unserer Ehe mit einer freiwilligen Schenkung von fünftausend Thalern, für die ich mir einen Shawl, einen Zobelpelz oder was sonst kaufen sollte. Aber ich übergab das Geld sogleich meinem Vater, es für mich vortheilhaft auf Zinsen zu legen. Und schon vor der Hochzeit beschenkte er mich mit dem köstlichsten Schmucke, der mir vielleicht einst, wenn ich mein Los nicht mehr ertragen kann, ein zweites Kapital sein wird. Aber ich will es tragen, so lange ich kann, liebe Edithe, denn wahrhaftig, nicht umsonst will ich mich geopfert haben!“

Die Freundin hatte dieſen Brief unter heißen Thränen geleſen und bei manchen Stellen durchlief ein ſtiller Schauder ihre Glieder.

„Armes, verirrtes Geſchöpf!“ ſeufzte ſie. „In welches Labyrinth von widerſprechenden Gefühlen, in welche furchtbare Entheiligung der Ehe — eine Entheiligung, die du ja ſelbſt anerkennſt, hat dich dieſe dunkle Miſchung von Selbſtſucht und Großmuth geſtürzt! Kaum einige Tage verheirathet und ſchon der Gedanke an die Möglichkeit einer Scheidung! Was kann ich ihr ſagen? Die Unglückliche iſt verloren, wenn ihr je der Mann entgegentritt, den ſie für den rechten, für den von der Natur ihr beſtimmten zu erkennen glaubt!“

Auch auf Robert machte der Brief einen ſchmerzlichen und in vielen Stücken verletzenden Eindruck; doch konnte er nicht umhin, die ungeheure Thatkraft des jungen Mädchens zu bewundern, vielleicht eben darum, weil er den eigenen Mangel daran fühlte und ſich bewußt war, wie durch ſein ganzes Leben nur immer die Umſtände ihn ſelbſt geleitet hatten.

Er und Edithe, ſowie die Aeltern der Letztern lebten

zu fern von der Welt, um trotz ihrer wiederholten Erkundigungen viel von dem Freiherrn von Saſſen hören zu können. Nur ſo viel ward ihnen gewiß, daß er in ſittlicher Hinſicht im übelſten Rufe ſtand, ſonſt aber für einen Ehrenmann galt. Von Agnes ſelbſt wußten ſie, daß das Ehepaar nach einem kurzen, glänzenden Aufenthalte in Paris und einer Reiſe durch Italien ſich in Berlin niedergelaſſen hatte, und aus dem, was Edithe ſonſt hier und da durch Reiſende von dem Glanze und dem Strudel der Geſelligkeit vernahm, in dem ſie dort lebten, und wie Agnes durch Geiſt und Schönheit der Mittelpunkt der bedeutendſten Kreiſe war, durfte ihr die Ueberzeugung werden, daß ihre Freundin mindeſtens äußerlich glücklich ſei.

Der Winter des Jahres 1811 — der zweite von Robert und Edithens Ehe — neigte ſich zu Ende, als der Erſtere ſein Heldengedicht vollendet hatte und genug daran gefeilt zu haben glaubte. Sehr natürlich fühlte er ein entſchiedenes Bedürfniß, ehe er es durch den Druck der Welt übergab, die Stimme einiger bewußter Kunſtrichter zu hören. Berlin war damals wie jetzt der Hauptſitz einer ſcharfen, aber im ganzen geſunden

Kritik in der deutſchen literariſchen Welt. Wie wenig productiv dieſer große Sammelplatz der verſchiedenſten Beſtrebungen ſich namentlich in poetiſcher Hinſicht auch zeigte und noch zeigt, es iſt gewiß, daß das Mittelmäßige weder in Kunſt noch Literatur je dort Geltung bekommen konnte, noch jetzt kann. Nach Berlin drängte es demnach Robert auf ein paar Monate zu gehen, um ſein Gedicht dem Urtheil einiger kritiſchen Größen zu unterwerfen, oder vielleicht, wie er ſich heimlich ſchmeichelte, ſich ihre Bewunderung zu ſichern.

Er ſchlug daher Edithen vor, mit ihm auf einige Zeit nach dieſer Hauptſtadt zu gehen. Und wie gern hätte Edithe ihn begleitet! theils weil ſie wünſchte, die Freundin wiederzuſehen, theils weil ſie hoffte, in einem temporären großſtädtiſchen Leben eine Erfriſchung für ſich wie für Robert zu finden. Von Monat zu Monat hatte ſie gehofft, daß das Gedicht endlich fertig werden ſolle; allein als der erſehnte Zeitpunkt kam, war ſie bereits in einer Lebensperiode, die dem jungen Ehepaare einen neuen Zuwachs ihrer häuslichen Freuden verſprach, zu weit vorgerückt, um es nicht unthunlich und unbequem zu finden, ihren Gatten zu begleiten.

Sie ließ demnach, nicht ohne ein peinliches Gefühl, das sie sich selbst nicht erklären konnte, den geliebten Mann allein reisen; und er versprach unter den herzlichsten Abschiedsumarmungen, sicherlich in höchstens zwei Monaten wieder da zu sein, um nicht etwa durch einen Brief von Edithens Entbindung hören zu müssen. Die Mutter zog unterdessen zu ihr, und der Vater, der über die endliche Vollendung von Robert's Epos laut seine Freude ausdrückte, versprach, jeden zweiten Tag die beiden Frauen zu besuchen.

Robert dachte nicht ganz ohne einige Verlegenheit an das Wiedersehen der schönen Agnes, wie sehr auch die Zeit die Erinnerung an jenen verrätherischen Moment in den Hintergrund seiner Seele gedrängt und im Allgemeinen eine zwanzigmonatliche glückliche Ehe seine Phantasie beruhigt hatte, kaum daß er sich anfänglich entschließen konnte, ihr seine Aufwartung zu machen. Aber überall, wo er hinkam, hörte er von der reizenden, geistvollen Frau von Sassen erzählen und von ihren literarischen Theecirkeln, in denen neben ihr einer ihrer Hausfreunde, Dr. Scherzer, einer der einflußreichsten und strengsten Kritiker in der belletristi-

ſchen Welt, ſeinen Scepter ſchwang. Dr. Scherzer ward als ein bevorzugter Anbeter der ſchönen Dame genannt, den ſie ſchon darum begünſtigen mußte, weil es ſein Einfluß war, der ihren Salon mit den literariſchen und künſtleriſchen Größen Berlins füllte, ſowie mit den ausgezeichneten Fremden, die dieſe „lions“ zu ſehen wünſchten. Wenn Agnes einen Ball oder eine große Soirée gab, war auch der alte Freiherr wol gegenwärtig; er ging, alle alten Damen, ſoweit es nur immer die Weltſitte verſtattete, ſorglich vermeidend, im Saale umher, flüſterte den jungen Mädchen cyniſche Scherze oder übertriebene Schmeicheleien ins Ohr und freute ſich, laut lachend, an ihrem Erröthen; auch machte er den Wirth am Buffettiſch, und zwar konnte dort niemand über ſeinen Mangel an Liberalität klagen. Aber Agnes' literariſche Kreiſe floh er wie die Peſt und hatte auch gegen alle, die ſie frequentirten, eine entſchiedene Nichtachtung, obwol er ſeine Frau nicht gerade hinderte, da ſeine Verſpottung und Neckereien nur wie abgeſtumpfte Pfeile an der ſchroffen Kälte, mit der dieſe ihn fortwährend behandelte, abprallten.

Als Robert endlich Agnes eines Morgens ſeine

Aufwartung machte, und ſie nun ſchöner, als er ſie je geſehen, und in vollkommenem Einklang mit der Eleganz ihrer Umgebung und der imponirenden Würde einer vornehmen und gefeierten Frau vor ihm ſtand, war der Eindruck faſt überwältigend. Agnes' Schönheit und ganze äußere Erſcheinung waren von der Art, daß zunehmende Jahre bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte ihrer Anziehungskraft eher günſtig als ſchädlich ſind. Die geiſtige Kühnheit in ihrem Auftreten, die Entſchiedenheit ihrer Meinungen, die ſtolze Nichtachtung derer, von denen ſie ſich für unverſtanden erklärte, kleiden eine Frau und zumal eine Frau aus der vornehmen Geſellſchaft beſſer als ein junges Mädchen, das durch häufiges Erröthen verſchönert wird und in dem ein gewiſſer Grad von Schüchternheit, obwol oft ſehr irrig, für Beſcheidenheit gilt.

Auch der halb phantaſtiſche Anzug, den ſie mit großem Geſchick mit einem gewiſſen Unterwerfen unter die Mode zu vereinigen wußte, gewann einen verſchiedenen Charakter bei einer Dame von Einfluß und Geltung in der großen Welt, zumal da koſtbare Stoffe und werthvoller Schmuck dazu verwandt wurden. Was

bei dem jungen Mädchen belächelt ward, erregte bei der glänzenden Weltdame Bewunderung und Nachahmung.

Robert ſah ſich im erſten Augenblicke Agnes gegenüber, verlegen und verwirrt wie er war, faſt in umgekehrter Stellung als in jenen Tagen in Feldberg, wo ſie zu ihm aufgeblickt hatte, ſo imponirend ſtand die herrliche Geſtalt vor ihm. Aber ihr Empfang war weich und herzlich. Sie fragte auf das liebevollſte nach Edithen und nach ſeinem Knaben und wollte alles wiſſen. Als ſie jedoch hörte, daß er ſchon eine ganze Woche in Berlin ſei, ohne ſie aufgeſucht zu haben, da fiel ihr Auge ſo vorwurfsvoll, ſo unausſprechlich dringend und glühend auf ihn, daß es ihm war, als müſſe er ſich ihr zu Füßen werfen und die vielfach Gekränkte um Vergebung bitten.

Sie hörte nun, was ihn nach Berlin geführt, und ging ſogleich mit dem liebenswürdigſten Eifer auf die Sache ein. Sie erbot ſich, einen der folgenden Abende einen Kreis der bedeutendſten und in der literariſchen Welt einflußreichſten Perſonen bei ſich zu verſammeln, in dem er ſeine Schöpfung vortragen ſollte. Dazu

aber gehörte einige Zeit. Unterdessen solle er in einer stillen Morgenstunde ihr selbst, seiner alten Freundin und Verehrerin, einige Bruchstücke mittheilen, zu sehen, welchen Eindruck einzelne Scenen und dergleichen machten. Mit einer solchen Verabredung auf morgen schieden sie: Robert sichtlich gehoben, im Innern entzückt über dies bezaubernde Weib; Agnes aufgeregt, zerstreut und unruhig der verabredeten Morgenstunde entgegensehend.

Und doch ahnten beide nicht, wie gefährlich ihnen gerade diese Morgenstunden werden sollten. In Agnes sollte der phantastische, in schleierhafte Mystik gehüllte Dichter das magnetisch verwandte Verständniß finden, das er in Edithen so schmerzlich vermißt hatte; und als die reizende junge Frau, die in ihrem luftigen Négligé von indischem Musselin, statt der Morgenhaube anderer Damen einen Spitzenschleier über das reiche Haar geworfen, und halb auf dem schwellenden Divan liegend, bei den nämlichen Stellen, bei denen Edithe den Kopf geschüttelt und ihn gebeten, das noch einmal zu lesen, sie verstehe nicht und fühle sich verwirrt, in Entzücken ausbrach und sich durch seine romantische Auffassung der persischen Magie in eine andere neue Welt

verſetzt erklärte, ſo ſchlich ſich in Robert's Herz zum erſten male einige Bitterkeit ein — nicht gerade gegen Edithens Perſon, aber doch gegen den Umſtand, daß es gerade ſein Weib ſein müſſe, die ihn nicht verſtehe.

Dieſe Morgenſtunden, die für beide mehr und mehr Reiz gewannen, wiederholten ſich, ehe der beſprochene Abendcirkel zu Stande kommen konnte, ſo vergriffen war die literariſche Modewelt beim Ausgange des Winters, da alles Verſäumte nun noch in den beiden letzten Monaten zuſammengedrängt werden ſollte. Agnes hatte nicht vergeſſen, unterdeſſen Robert mit ihrem Freunde Dr. Scherzer bekannt zu machen, den ſie beſonders ihm als Recenſenten zu ſichern wünſchte. Aber leider war ihr bei der feurigen Weiſe ihrer Empfehlung nicht eingefallen, daß dieſer die Empfehlung etwas zu feurig finden könnte. Dr. Scherzer war ihr offener Anbeter, ihr Begleiter in Concerten, ihr täglicher Beſuch. Sie behandelte ihn ſtets mit einer gewiſſen Auszeichnung, wußte ſeiner Eitelkeit auf alle Weiſe zu ſchmeicheln, ohne daß es ihr je einfiel, daß er daraus Folgerungen ziehen könnte, die ihn zu den Anſprüchen eines Liebhabers berechtigten. Auch hatte Scherzer zu

ſcharfe Augen, um ſich darüber zu täuſchen. Eben aber ſeine ſcharfen Augen ließen ihn bald ſeiner ſchönen Freundin Intereſſe für den Dichter als eine Art des Intereſſes erkennen, die ihm im Wege ſtand. Er beſchloß daher, ihn gleich bei ſeinem erſten Auftreten zu vernichten.

Zwar konnte und wollte er den ſtürmiſchen Beifall keineswegs hemmen, mit dem Robert's Gedicht aufgenommen ward, als es in jenem glänzenden literariſchen Kreiſe endlich zur Mittheilung kam. Die ſchönen ſonoren Verſe, der Reichthum der Bilder und die ſo kräftige wie wohltönende Stimme des Vorleſers mußten nothwendig eine günſtige Wirkung haben. Einigen kritiſchen Beiſitzern der Verſammlung fiel freilich die Dunkelheit des Zuſammenhangs auf, und die verwaltende Myſtik verletzte dieſen und jenen. Allein der Eine dachte wol, er hätte nur nicht recht zugehört; ein Anderer fühlte ſich gerade durch dieſe Myſtik angezogen, während ihm ſonſt das Gedicht hier zu lang ausgeſponnen, dort zu ſehr zuſammengedrängt war. Allein keiner fühlte ſich berufen, in die Nektarbecher, die von andern und namentlich von den Damen dem beglückten Dichter

geboten wurden, einige bittere Tropfen zu miſchen. Scherzer hatte eine malitiöſe Freude an dem Rauſche, in den er letztern verſetzt ſah; aber Agnes' Entzücken über den Beifall, den ihres Freundes Erzeugniß fand, ſah er mit tiefer Erbitterung aus ihren ſchönen Augen blitzen.

Robert hatte an ſeinem Machwerke ſo viel gefeilt, daß er dieſen Beifall für deſſen Aufnahme in der Welt für entſcheidend hielt und jeder weitern kritiſchen Durchſicht entſagte, beſonders da einige Verſuche, dieſen oder jenen literariſchen Freund zum Leſen ſeines Manuſcripts zu beſtimmen, an der ungeheuern Ueberbeſchäftigung derſelben geſcheitert waren. Er beſchloß daher, es ſogleich dem Druck zu übergeben und noch vor ſeiner Abreiſe alles Geſchäftliche ins Reine zu bringen.

Denn ſchon war über die Hälfte der Zeit um, die er ſich für ſeine Abweſenheit vom Hauſe geſetzt, denn nicht allein Edithens Bitte, auch ſein eigenes Herz trieb ihn an, ſein Kind beim Eintritt in die Welt in ſeinen väterlichen Armen empfangen zu wollen. Ein Verleger ließ ſich für einen Dichter, der dem Honorar entſagte und nur auf ſchönes Papier, den beſten Druck

und beſonders auf eine ungeſäumte Herſtellung ſeines Werks drang, bald finden. Auch ward ihm für die zweite Auflage ein anſehnliches Honorar verſprochen. Die Arbeit begann ſogleich, denn er wünſchte mindeſtens den erſten Bogen noch hier im Reindruck begrüßen und Agnes zu Füßen legen zu können.

Das Verhältniß zwiſchen ihm und Agnes war unterdeſſen immer inniger geworden, obwol man es keineswegs als Liebesverhältniß bezeichnen durfte. Denn Agnes hatte einſt bei einem ſtillen Alleinſein mit ihm die Gelegenheit genommen, ihm die Aeußerungen in ihrem Briefe an Edithen zu wiederholen. Sie ſagte ihm frei, daß ſie ihren Gatten verachte, ja daß er im engen Zuſammenleben ihr noch widerlicher geworden ſei; daß ſie aber ihre Ehe als einen gerichtlichen Contract betrachte, den ſie ehrlich halten wollte, ſo lange ſie ihn für gültig halten müſſe, d. h. ſo lange er nicht ebenfalls gerichtlich aufgelöſt ſei. Ihre Offenheit gab Robert einige Sicherheit. Als Freund konnte er, Ehemann wie er war, ſtundenlang neben dem reizenden Geſchöpfe auf dem Sofa ſitzen, während er ihre Hand in der ſeinen hielt und nur von Zeit zu Zeit, wenn ihre

Gedanken im Geſpräch einander ſo magnetiſch begegneten, an ſeine Lippen zog.

Der Reindruck des erſten Bogens ſeines Werks war endlich fertig, und zwar war damit der letzte Termin für ſeine Abreiſe eingetreten, wenn er Rößlingen noch vor der Geburt ſeines Kindes erreichen wollte. Er ging, der Freundin, der er ſein Gedicht gewidmet hatte, jenen Bogen zu überreichen und zugleich von ihr Abſchied zu nehmen. Es war ihm ſchwer ums Herz, und doch gab ihm der Gedanke, daß der letzte Augenblick der Gefahr für ihn gekommen ſei, auch wieder einige Sicherheit und er konnte dem morgenden Tag in Momenten faſt mit einiger Sehnſucht entgegenſehen, ungefähr wie ein am Wechſelfieber Erkrankter ſich nach dem Tage ſehnt, an dem das Fieber ihn nicht heimſucht.

Er fand ſeine Freundin in einer Aufregung, die bald auch ihn dahinriß und ſein Herz mit Ungeſtüm klopfen machte. Lange ſaßen ſie ſchweigend nebeneinander, Hand in Hand. Endlich erhob er ſich, Abſchied zu nehmen.

Agnes ſprang wie entſetzt empor.

„So gehen Sie!“ ſagte ſie leiſe. Aber der Augenblick überwältigte ſie. Als er ihre rechte Hand an ſeine Lippen zog, ſchlang ſie plötzlich mit unbezwingbarer Leidenſchaft ihren linken Arm um ſeinen Hals.

„Robert! Robert!“ rief ſie in den ſchmerzlichſten Tönen, „warum thateſt du mir das? Mir gehörſt du, nur mir! Edithe kann dich nicht faſſen! Ich allein verſtehe dich! Mir allein gehörſt du an! Und du opferteſt mich ihr!“

Er umfaßte ſie. Er wollte ſeine Lippen auf die ihrigen drücken. Allein ſie ſtieß ihn ungeſtüm zurück.

„Nicht das!“ rief ſie. „Nicht das! Aber ich verzeihe es dir, daß ich mich ſo ſchmachvoll verkauft habe! Denn dein, dein allein iſt die Schuld!“

Mit dieſen, mit einer erſchütternden Leidenſchaft ausgeſtoßenen Worten floh das unglückliche Weib in ihre Kammer, und er hörte, wie ſie mit Ungeſtüm den Riegel vorſchob. Er ſollte ihr nicht nachfolgen. Sie wollte von der Schuld freibleiben, die ihr allein für Ehebruch galt.

Robert's Abreiſe war für den Abend angeſetzt und die Poſtpferde waren bereits beſtellt. Nur wenn er

die Nacht zu Hülfe nahm, durfte er hoffen, Rößlingen noch zu rechter Zeit zu erreichen. Am späten Nachmittage ſchickte er, ſich nach dem Befinden der Frau Baronin zu erkundigen, und erhielt zur Antwort, daß ſie einen plötzlichen Fieberanfall bekommen und im Bett läge.

„Ich kann nicht fort, ſolange ſie in dieſem Zuſtande iſt", ſagte er zu ſich ſelbſt.

Spät am Abend ging er ſelbſt hin und fragte den Bedienten an der Thür, wie es jetzt ſtehe? Er erhielt die Antwort, die gnädige Frau liege im Fieber und phantaſire heftig und wunderlich, wie das Kammermädchen ihm berichtet. Als der Freiherr zu Hauſe gekommen, habe er ſogleich nach dem Doctor geſchickt. Robert ließ die Pferde abbeſtellen.

Am folgenden Morgen erhielt er etwas beſſern Beſcheid. Ein wenig Morgenſchlaf hatte die Kranke erquickt. Sie war wieder bei ſich. Gegen Mittag brachte man ihm eine eingeſiegelte Karte: „Von Frau von Saſſen", hieß es. Sie ſchrieb:

„Frau von Saſſen bittet Herrn von Felſenegg dringend, ſeine Abreiſe nicht länger zu verſchieben: ſie

ist gesund und bittet ihn, glückliche Reise wünschend, ihre liebevollsten Grüße an Edithe mitzunehmen."

Verwirrt, aber doch einigermaßen beruhigt, reiste Robert endlich ab.

VII.

Aufschuß der bösen Saat.

Als Robert in Rößlingen ankam, war das Töchterchen, das unterdessen ihm geboren, bereits zwei Tage alt. Frau von Hartung kam ihm bis an die Treppe entgegen, seinen zu raschen Eintritt zu hindern. Sie that keine Frage und sprach kein Wort des Vorwurfs aus; aber ihre ernste, kalte Miene ergoß stillschweigend einen ganzen Strom davon über den Verspäteten. Sie wollte ihm auch für den Augenblick keinen Eintritt in Edithens Zimmer verstatten, da sie nach langem, ruhlosem Wachen endlich eingeschlummert sei. Angst und Sehnsucht hatten sie unmittelbar vor ihrer Entbindung in einen fieberhaften Zustand versetzt,

und ſo war es nicht unnatürlich, daß jene ſie jetzt zwiefach geſchwächt und erſchöpft hatte. - Ruhe thue vor allem ihr jetzt noth.

Bald kam auch ſein Schwiegervater herbei, der raſtlos, ihn jede Minute erwartend, im Garten auf- und abſchritt. Er trat mit den Vorwürfen über Robert's verſpätete Zurückkunft viel offener hervor und wollte deſſen ziemlich oberflächliche Entſchuldigungen nicht gelten laſſen. Denn die Angſt um ſeine Tochter hatte ihn, den ſonſt ſo nachſichtigen Mann, unnatürlich aufgeregt. Er hatte überdem es ſich zur Pflicht gemacht, während ſeines Neffen Abweſenheit, die gerade in den Vorfrühling, eine für den Landwirth ſo wichtige Jahreszeit fiel, etwas tiefer in die Verwaltung des Gutes hineinzuſehen, und ſo grobe Vernachläſſigungen entdeckt, daß er ſich für berechtigt hielt, ſeinem Schwiegerſohn darüber ſein ernſtes Misfallen zu zeigen. Allein er wählte eine unglückliche Stunde dazu, die, unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft, da Edithe noch ſchlief, und alſo, wie der gute Vater meinte, der Angekommene Gattin und Kind doch noch nicht ſehen könne.

Kein Wunder, daß der junge Mann ſich durch

dieſe Bewillkommnung in ſeinem eigenen Hauſe, ſchuldig oder nicht, auf das tiefſte beleidigt fühlte. Nur mit der größten Anſtrengung hielt er ſeine empörte Empfindlichkeit zurück. Er, der zwei Monate lang in den glänzendſten Kreiſen der Hauptſtadt Gefeierte, dem von ſchönen Händen mit beſcheidenen Bitten Stammbuchblätter zu Dutzenden überreicht waren, und von den ſchönſten unter Beifallsklatſchen der bedeutendſten Autoritäten ein Dichterkranz auf das Haupt gedrückt worden, der mit Einladungen zu vornehmen Diners Ueberſchüttete, der in der gebildetſten Stadt Deutſchlands ſeine Abende oft hatte in drei Theile ſpalten müſſen, um nur allen dringenden Gaſtgebern genug zu thun — er mit kalter Zurückhaltung empfangen, dann ſogar mit bittern Vorwürfen überhäuft und zuletzt herabgekanzelt wie ein Schulknabe! Er verbiß mühſam ſeinen Zorn, dachte an Agnes und ging tief in den Garten hinein.

Als Erithe erwachte und liebend nach ihm fragte, hatte ſie mindeſtens noch eine halbe Stunde zu warten, ehe der Gefundene in gefaßter Stimmung zu ihr eintrat.

Vielleicht, wenn er seine Frau vor seinen Schwiegereltern gesehen, hätte ihr Empfang, für den Augenblick wenigstens, alle die während seiner Abwesenheit erhaltenen Eindrücke verwischt, und nur das reuige Bewußtsein seiner Schuld, von der seine verzögerte Rückkunft nur ein kleiner Theil war, wäre ihm geblieben. Denn die liebevollen Augen der bleichen jungen Frau bewillkommneten ihn auf das rührendste, als sie mit den Worten die Hand nach ihm ausstreckte:

„Wie leid thut es mir, daß du so lange zurückgehalten worden, theurer Mann! — aber die geliebte Kleine hat sich auch einen Tag früher in die Welt gedrängt, als ich sie selbst erwartet habe. So bist du eigentlich nur um einen Tag zu spät!“

Er küßte sie und das Kind, das die Wärterin ihm brachte, mit Rührung und begnügte sich, mit einigen verwirrten Worten seine verspätete Ankunft zu entschuldigen, nicht zu erklären. Aber wenn auch diese gütige Bewillkommnung seinen Groll von Edithen selbst ablenkte, gegen seine Schwiegereltern und seine Lage, in der er sich seit seinem Aufenthalt in Berlin wie ein

Gefangener vorkam, blieb dieſer Groll doch im tiefſten Herzen ſitzen.

Indeſſen glich die Zeit nach und nach manches aus und ſchliff mindeſtens die Schärfen der Eindrücke und Empfindungen glücklich ab. Alles kehrte in Rößlingen in das alte Geleis zurück, nur daß Edithe, trotz der angewachſenen Bevölkerung der Kinderſtube, ſobald ſie ſich einigermaßen erholt hatte, neben der Aufſicht über die Hauswirthſchaft auch die über die Landwirthſchaft übernahm. Für eine tüchtige Ausgeberin wie für einen zuverläſſigen Verwalter war geſorgt; ſo erklärte ſich denn, als Robert ihr einſt ſeinen Abſcheu gegen dergleichen niedrige Sorgen entſchieden ausſprach und ſeinen Widerwillen, ſich noch einmal den beleidigenden Vorwürfen ihres Vaters auszuſetzen, Edithe willig, die Laſt ihm abzunehmen, und meinte, bei ſorglicher Eintheilung der Zeit ihm auch darin das Leben erleichtern zu können, indem er ſich ſo ganz den Studien widmen dürfe.

Wer aber hat nicht ſchon, wenn er je eine Zeit lang ein vielfältig bewegtes Leben geführt, etwa perſönlichen Antheil an bedeutenden Ereigniſſen genommen, oder

auf Reisen bleibende Eindrücke in rastlosem Wechsel empfangen, oder auch vom Wirbel der Gesellschaft ergriffen, sich in bunten Kreisen bewegt hat, und oft sich ermüdet herausgesehnt, in die Stille der Häuslichkeit zurück zum behaglichen Ausruhen von Geist und Körper — wer von diesen hat nicht schon beim endlichen Ausruhen eine gewisse Oede und Unbefriedigung empfunden? Ueber Robert kam dies Gefühl mit voller Macht; die Gesellschaft der Landjunker der Nachbarschaft langweilte ihn; für die Jagd wollte die Jahreszeit nicht passen, Fischen hatte ihm nie Vergnügen gewährt, Edithens Zeit war durch Kinder und Wirthschaft mehr als je in Anspruch genommen; den Plan zu einer neuen literarischen Arbeit hatte er noch nicht gemacht: die Revision der eingesandten Druckbogen war demnach das Einzige, was ihm noch einiges Interesse einflößte. Dennoch sah er dem Erscheinen seines Werks mit Ungeduld entgegen.

Gegen die Mitte des Sommers ward endlich, von mannichfaltigen, ziemlich großsprecherischen Buchhändleranzeigen angekündigt, das Product seines Geistes der Welt übergeben. Aber was war des gespannten Dich-

ters Gefühl, als dem Erſcheinen des Werks unmittelbar in dem geleſenſten und einflußreichſten deutſchen Blatte der Zeit eine Recenſion deſſelben folgte, deren Verfaſſer die Feder ſtatt in Tinte in Gift getaucht hatte. Nicht allein der Plan des Gedichtes war aus kritiſchen Gründen als völlig unreif verworfen, die Charaktere auch wurden mit ſcharfem Witz lächerlich gemacht, und einzelne ſchwache Stellen carikirt ſo boshaft geſchickt als Proben dargelegt, daß ſie als charakteriſtiſche Züge für das Ganze erſcheinen mußten. Der Dichter ward beſchuldigt, die Philoſophie der alten Perſer und ihrer Magier mit Sprüchen aus dem Koran und mit den hyperromantiſchen Legenden des Mittelalters auf abgeſchmackte Weiſe vermiſcht zu haben. Dabei jedoch war nicht unterlaſſen, um ſich das Anſehen der Unparteilichkeit zu geben, gelegentlich den niedergeſchmetterten Verfaſſer durch ein gnädiges Lob der harmoniſch klingenden Verſe wieder aufzurichten; aber ſelbſt dieſes beſchränkte Lob gewiſſermaßen wieder aufgehoben, indem die Recenſion mit den Worten Schiller's ſchloß:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Robert war außer sich vor Zorn. Er erkannte Scherzer's Feder, seinen Neid und seine Bosheit. Andere gleich darauf folgende Kritiken nahmen sich seines Gedichts an; aber in der grimmigen Aufregung, in welche ihn die erste versetzt, wußte er kaum, ob die Gönnermienen, die selbst seine günstigsten Recensenten annahmen, ihn nicht noch mehr empörten als der zwar verrätherische, heimtückische, aber doch unverschleierte Angriff seines erbitterten Feindes. Er war unbeschreiblich unglücklich, denn die ihm so hämisch beigebrachte Wunde hatte den schwächsten Theil seines innersten Selbst getroffen. Wir haben an Lord Byron's Grimm über die boshafte kritische Behandlung seiner ersten poetischen Erzeugnisse gesehen, und an Keats', sein schwaches Leben untergrabender Empfindlichkeit über eine ähnliche Behandlung erfahren, welche tiefe Wunden die Stacheln der namenlosen Instrumente, mit denen die Recensenten ihre Schlachten führen, einbohren können. Es war so, und wird in allen Zeiten

so sein. Aber der lebhafte, ja stürmische Antheil, den bald darauf das ganze Publikum an der Sache nahm, konnte in Deutschland nur in einer Zeitperiode stattfinden, wo in seiner politischen Erschlaffung die Literatur dem Deutschen eben noch alles war, wie in den Tagen, in denen Robert den tückischen Angriff erlebte.

Die Gesellschaft der nördlichen Königsstadt, wie die anderer größern Städte, war soeben auf dem Punkte, sich durch Landleben, Reisen und Badebesuch zu zerstreuen. Bücher wurden verhältnißmäßig wenig gelesen, weil man keine Zeit dazu hatte. Aber Zeitungen und kritische Blätter wurden in jedem Kaffeehaus, in jedem Lesecabinet gehalten und waren dem Reisenden und Badebesucher immer zugänglich. Die Eindrücke der Recensionen blieben also um so dauernder, je mehr die Selbstprüfung erschwert war.

Agnes' Briefe legten durch die Theilnahme, mit der sie die Sache zu der ihren machte, einigen Balsam auf Robert's Wunden. Sie hatte sich mit Scherzer überworfen, und ohne den Nachtheil zu berücksichtigen, den sie sich dadurch in ihrem gesellschaftlichen Leben bereitete, seinen tückischen Neid damit bestraft, daß sie

ihm ihr Haus verboten hatte. Jetzt bereitete sie sich eben vor, in ein, wie sie an Edithe schrieb, ihr eigen vom Arzte empfehlenes Bad zu gehen, das nur eine Tagereise von Rößlingen entfernt lag, und von wo aus sie hoffte, die Freunde besuchen zu können.

Daß Edithe an Robert's Kränkung und an seiner daraus erwachsenden dauernden Verstimmung den innigsten Antheil nahm, braucht kaum erwähnt zu werden. Theils weil die Leser wissen, wie sie ihn liebte, theils weil die Annehmlichkeit ihrer Häuslichkeit nur zu oft das Opfer dieser Verstimmung ward. Leider traf es sich so, daß einige Stellen des Gedichts, an denen Edithe beim Vorlesen ihr Misfallen frei ausgesprochen, in der berüchtigten Recension besonders scharf mitgenommen waren. Robert vermied daher jetzt fast unwillkürlich, mit ihr von seinem poetischen Erzeugniß zu sprechen: es war ihm in manchen Augenblicken, als sei sein eigenes Weib mit seinen Feinden im Bündniß.

Eine besonders ungünstige Schickung wollte auch, daß Frau von Hartung während dieser Zeit ernsthaft erkrankte, woraus natürlich für ihre Tochter der Wunsch

und die Pflicht entſtanden, ſie häufig zu beſuchen. An ihren lieben kleinen Säugling gefeſſelt, nahm die treue Tochter, ſo ungern ſie auch jetzt gerade ihren verſtimmten Gatten verließ, oft die beiden Kleinen mitſammt der Wärterin hinüber nach Feldberg, um über Nacht dort zu bleiben, und mußte dann wol auch, da der armen Mutter Zuſtand ſo zweifelhaft war, bis zum dritten Tage dort warten, um des Arztes Entſcheidung zu hören. Der Doctor war ihr langjähriger Hausfreund und ſeine Theilnahme ihr ſo wohlthuend als ſeine Meinung wichtig. War es unnatürlich, daß Robert unterdeſſen einige Zerſtreuung in einem gewiſſen, nicht allzu fernen Badeorte ſuchte, und daß Edithe, wenn ſie zurückkam, nur ſelten davon hörte?

Ich habe im Anfang des fünften Kapitels die beiden erſten Jahre der Ehe Robert's und Edithens, die ſich eben zu Ende neigten, als durchaus glückliche bezeichnet. Und wirklich warf dieſe erſte, unverſtandene, tiefe Verſtimmung ihres Gatten auch die erſten Schatten auf Edithens eheliches Glück. Nicht daß nicht während deſſelben ſo manche Illuſion der jungen liebenden Frau zerſtört worden wäre. Die

Charakterſchwäche, der Mangel an Thatkraft in ihrem Gatten, ja die ungeheure Selbſtſucht, in der er befangen war, konnten ihr nicht lange verborgen bleiben, nur daß die grellen Züge dieſer Eigenſchaften durch den Schleier ihrer Liebe weniger ſcharf hervortraten. Seine Schlaffheit, ſeine ſcheinbare Unfähigkeit, gegen ſeine Neigung zu handeln, und ſein Hang, alles auf ſeine Individualität zu beziehen, wußte ſie durch ſeine lange Gewohnheit, nur für ſich ſelbſt zu leben, und ſeine Entfremdung des Familienkreiſes zu entſchuldigen. Für jedes kleine unbedeutende Opfer, das er ihr, das er den Kindern im häuslichen Leben brachte, war ſie ihm dankbar, ſie, die auch zu dem größten fähig und willig war, wenn ſie auch vor dem Opfer zurückgeſchaudert haben würde, das kaum ein Luſtrum ſpäter eine ihr verwandte Seele*), zum Gipfel der romantiſch-irreligiöſen Ueberſpannung der Zeit aufgeſchraubt, brachte, als ſie ihren in Geiſtesſchlaffheit verſunkenen Gatten durch Selbſtmord aufzuſcheuchen hoffte. Zu dieſem Opfer jener armen jungen Schwärmerin war

*) Charlotte Stieglitz.

Edithe nicht allein zu fromm, sie war auch zu hellsehend. Die sehr gesteigerte Misstimmung, in der sie ihren Gatten jetzt sah, hielt sie übrigens für vorübergehend und hoffte, er würde sich nach einiger Zeit von selbst herausreißen und sein Recht auf den Parnassus der Welt durch neue Productionen darthun.

Es war Spätherbst und sie bei ihrer Mutter, die sich unterdessen wieder erholt hatte, auf einem Morgenbesuch, als eine andere Dame, eine benachbarte Gutsbesitzerin, mit der die Familie Hartung seit Jahren verkehrt hatte, ebenfalls zum Besuch kam. Sie hatte eine ihrer Töchter, eine frühere Spielgefährtin Edithens, in der nordischen Königsstadt verheirathet.

Nach einigem Hin- und Hergespräch fragte sie Edithen: „Haben sie kürzlich Nachricht von Frau von Sassen?"

„Ziemlich lange nicht", versetzte diese. „Leider hat sie keine Zeit gefunden, vom Bade aus, wo sie in meiner Nähe war, mich zu besuchen und hat mir nach ihrer Rückkehr noch nicht geschrieben."

„Nun, sie wird wol jetzt wenig genug Zeit zum Briefschreiben haben. Denn die Sache wird mit großer

Haſt und Eile betrieben. Ich höre, das Gericht ſoll wöchentlich drei Sitzungen halten. Der Vorſitzer und ſämmtliche Räthe ſollen ja ganz entzückt von der ſchönen Frau ſein."

„Was meinen Sie, gnädige Frau?" fragte Edithe beſtürzt.

„Nun, wiſſen Sie denn nicht, daß Frau von Saſſen auf Scheidung geklagt hat? Meine Tochter hat mir ſchon vor vierzehn Tagen davon geſchrieben. Ganz Berlin ſpricht davon. Lieber Gott, ſolche Dinge kommen jetzt alle Tage vor! Aber Frau von Saſſen iſt einmal dazu geſchaffen, von ſich ſprechen zu machen."

„Schonen Sie meine Tochter!" fiel Frau von Hartung ein, als ſie Edithen todtenbleich werden ſah. „Sie liebt Frau von Saſſen ſchwärmeriſch. Edithe, denk' an dein Kind!"

Edithe kam ſehr erſchüttert und in tiefer Betrübniß nach Hauſe. Als ſie ſich Robert mittheilte, ſchwieg er lange. Er wußte offenbar um die Sache, die ſeine Frau ſo bewegte.

„Glaubſt du", ſagte er endlich, „daß Agnes Unrecht thut, ſich von dem Elenden ſcheiden zu laſſen?"

„Nicht' in der Scheidung, in der Ehe liegt das Unrecht, Robert! Agnes' Heirath war eine Sünde."

„Du kennst das großmüthige Motiv, das sie dazu bestimmte. Es war ein schweres Opfer, das sie ihrem Vater, ihren Geschwistern brachte."

„Das großmüthigste Motiv würde eine Sünde nicht entschuldigen, Robert. Aber überdem war Agnes' Motiv keineswegs rein. Ich liebe Agnes, aber meine Liebe machte mich nicht so blind, nicht zu erkennen, daß es ebenso sehr die Aussicht war, durch ihr Opfer eine vornehme Frau zu werden und für die Befriedigung ihrer weltlichen Neigungen leben zu können, die sie bewog, es zu bringen, als das Verlangen, ihre jungen Schwestern erziehen zu können und das Leben ihrer Familie zu erleichtern. Das Opfer zu bringen, für die Ihrigen auf eine Weise zu arbeiten, die sie darum unter ihrer Würde hielt, weil sie ihren Neigungen widerstand, war sie nicht stark genug; aber zu dem unmoralischen Opfer hatte sie Muth, das sie vor dem Altare zum Eigenthum eines Mannes machte, den sie verachtete, während sie ihn zu lieben und zu ehren versprach. O Robert, ich habe es gleich tief, tief gefühlt.

Ihre Heirath war eine Sünde! Wär' ich bei ihr gewesen, ich hätte sie auf den Knien beschworen, den unseligen Schritt nicht zu thun. Aber es war zu spät!"

„War es zu spät, die Ehe zu hindern, so ist es doch nicht zu spät, sie zu trennen. Hoffentlich macht dich deine Frömmigkeit nicht so beschränkt in deinen Ansichten, die Scheidung an sich auch für eine Sünde zu halten."

„Sicherlich nicht. Es gibt gewiß Fälle, in denen sie erlaubt ist, ja sogar Pflicht gegen uns selbst wird."

„Es gibt tausend Fälle", unterbrach Robert sie mit entschiedenem Ton und finstern Mienen. „Die Gesetzgeber unserer Tage sind nicht grausam genug, einen augenblicklichen Irrthum mit ewigem Elend bestrafen zu wollen. Auch das Urtheil der Gesellschaft ist endlich zur Reife gekommen. Du bist in einem beschränkten Ideenkreis aufgewachsen und durch die altfränkischen Ansichten deiner Aeltern beherrscht. In Berlin kannst du kaum einen gebildeten Cirkel besuchen, ohne einer gerichtlich geschiedenen, und darum nicht weniger hochgeachteten Frau zu begegnen, oft wieder glücklich verheirathet und sie und ihr Gatte mit dem frühern Ehe-

mann auf freundschaftlichem Fuße lebend. Die erste Ehe war eben ein Irrthum gewesen, und je früher ein Irrthum gut gemacht wird, je besser."

„Die frivolen Sitten der Welt", versetzte Edithe, „rechtfertigen keine Handlung, wenn sie an sich unrecht ist. Allein laß uns nicht darüber streiten."

„Ich finde", erwiderte Robert etwas höhnisch, „du gehst in deiner moralischen Ueberspannung noch weiter als Agnes, wenn sie eine Ehe ohne Liebe ein gerichtliches Concubinat nennt."

„Trotz dieser Ansicht", versetzte Edithe ablenkend, „durfte sich Agnes durch des Freiherrn Betragen tief beleidigt fühlen. Nur begreif' ich nicht, wie es ihr ein Grund der Trennung ihrer Ehe werden konnte, da sie bei ihrer vollkommenen Kenntniß seines Lebenswandels darauf vorbereitet sein mußte. Es ist daher nur zu sehr zu fürchten, daß Agnes noch ein anderes Motiv zur Scheidung drängt."

Robert ward bleich; dann aber glühendroth im Gesicht. „Edithe", sagte er bitter und in einem Ton, der Nichtachtung ausdrückte; „es ist ein ganz gehässiger Zug an euch überfrommen, tugendhaften Weibern, daß ihr

immer bereit ſeid, einen Stein auf eine ſchwächere Schweſter zu werfen. Iſt's ſchwarz, ſo ſchwärzt ihr es noch recht!"

Jetzt veränderte auch Edithe die Farbe. Ein ſo hartes Wort hatte ſie noch nie von Robert gehört.

„Du thuſt mir Unrecht, Robert", ſagte ſie mit gezwungener Gelaſſenheit. „Ich ſehe, ich habe den rechten Augenblick nicht gewählt, dir meine Anſichten mitzutheilen. Wir wollen abbrechen; nur das laß mich noch hinzufügen, daß ich Agnes' Freundin bin und, wenn ich die Sünde verabſcheue, ich darum nicht die Sünderin verdamme."

Sie verließ ihn und ſuchte, als ſie ihn bei der Mahlzeit wiederſah, die gewöhnliche unbefangene Stimmung wiederherzuſtellen. Aber er blieb einſilbig und niedergeſchlagen. Einige Wochen vergingen, ohne daß ſie Weiteres von Agnes hörten. Ihres Mannes trübe Laune machte ihr große Sorgen. Beſonders aber ſchlug ſie das geringe Intereſſe, das er für die Kinder zeigte, tief nieder. Allein ſie hütete ſich wohl, gegen ihre Aeltern irgendeine Aeußerung zu thun, die darauf hindeutete. Sie meinte, daß wol dies einförmige Land-

leben auf ihm, dem Verwöhnten, drückend laſte und ſchlug ihm vor, auf einige Wintermonate nach Berlin zu ziehen, und als er das ablehnte, nur ein paar Monat zu warten, bis ſie das kleine Mädchen entwöhnen und zugleich mit dem Knaben der Pflege ihrer guten Mutter übergeben könne, um mit ihm eine Reiſe zu machen. Oder auch ob es nicht vielleicht das Beſte wäre, einen Pächter für das Gut zu ſuchen und für den Winter nach Italien zu ziehen? Robert hörte ſie ſchweigend an; und es war etwas wie Rührung in ſeiner Stimme, als er mit abgewandtem Geſicht antwortete:

„Laß uns die Sache erſt noch recht überlegen, liebe Edithe!“

So ſtand es zwiſchen den Eheleuten, als Robert eines Morgens eine kleine „Geſchäftsreiſe“, wie er ſie nannte — antrat, von der er erſt am folgenden Abend zurückſein konnte. Am Nachmittag erhielt Edithe folgenden Brief von Agnes:

„Theure Edithe!

„Du haſt gehört, daß meine Kette gewaltſam gebrochen iſt, daß ich frei bin, mindeſtens in einigen

Wochen ſein werde. Ich hatte längſt gewußt, daß Saſſen mich betrog und ſeinen niedrigen Neigungen fröhnte, allein ich war darauf vorbereitet und ließ ihn ruhig gewähren.

„Die Entdeckung, daß Saſſen eine ſeiner Maitreſſen durch erdichtete Empfehlungsbriefe in meinen perſönlichen Dienſt gebracht, weil er auf dieſe Weiſe ſeinen laſterhaften Umgang mit ihr am bequemſten fortſetzen oder wieder aufnehmen konnte, und die unkluge Weiſe, in der ſich das erbärmliche Geſchöpf deſſen überhob, gaben mir auf einmal das Recht, meine Kette zu zerbrechen. Denn gerade dieſe Beleidigung unſers Gatten erkennt das Gericht, das uns gemishandelten Frauen ſo wenig Rechte zugeſteht, als zur Scheidung berechtigend an, während es trotz anderer nicht geringerer Beſchwerden die Feſſeln nicht brechen will, die uns an einen verachteten oder gehaßten Gatten ſchmieden. Genug, ich bin frei und wenn ich auch die Papiere darüber noch nicht in Händen habe, da noch zu beſtimmen iſt, wie viel Einkommen ich zu beanſpruchen habe und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr — Dinge, die ich natürlich ganz meinem Advocaten überlaſſe —, ſo darf ich doch

die Wiedererlangung meiner Freiheit als ſicher betrachten.

„Für die beiden armen Mädchen, Hermine und Amalie, iſt für das nächſte Jahr geſorgt; bei erſterer hat ſich die Cur ſchon von den beſten Folgen erwieſen. Meinen Vater hoff' ich auch aus dem viel geringern Einkommen, das ich künftig haben werde, noch reichlich unterſtützen zu können. Ich ſehe es kommen, daß er die Haushälterin heirathen wird, die ich ihm, als ich mich vermählte, gemiethet habe, und ich weiß auch kaum, was er Beſſeres thun könnte. Sie iſt ein treues, ſorgliches Weſen und wird ihm und den Kindern eine liebevolle Pflegerin ſein. Freilich mag ich dann nicht wieder auf Beſuch ins väterliche Haus, denn ich kann meiner theuern Mutter verödete Stelle nicht ſo ausgefüllt ſehen. Auch könnt' ich's wol ohnedem nicht. Denn mein armer Vater, deſſen natürlich ſo geſundes und ſcharfes Urtheil während des langen, geiſttödtenden Actenlebens halb erſtorben iſt, ſodaß er in einigen Stücken noch an den in früheſter Jugend eingeſogenen altmodiſch-beſchränkten Begriffen des großväterlichen Nachlaſſes feſthält, iſt ſehr erzürnt über meine Schei-

dungsklage und hat mir einen donnernden Brief geschrieben. Aber er irrt, wenn er glaubt, daß ich diesen Ton noch ertragen kann, obwol er keinen Einfluß auf meine Handlungsweise gegen ihn haben soll.

„Dieses alles, theure Edithe, hab' ich deinem theilnehmenden Herzen anvertrauen wollen, ehe ich dir den eigentlichen Zweck meines Briefs mittheile, der an die beiden vorherrschenden Züge deines innern Wesens, an deine Vernunft und an deine Großmuth appelliren soll.

„Ja, Edithe, ich bin frei; aber glücklich kannst du allein mich machen!

„O Edithe! wie verschieden war von unserer Geburt an unser Los, während doch die Ansprüche, zu denen mich die Natur berechtigt hatte, den deinen nicht nachstanden! Du, im vollsten Genuß eines reichlichen Wohllebens geboren, die Tochter zärtlich liebender Aeltern, begabt, liebenswürdig und von allen geliebt und geachtet; dann dem Manne zugeführt, den sie — ach! in liebendem, wenn auch blindem Wahne — dir bestimmt; jahrelang in einem dich befriedigenden Genuß der häuslichen Ruhe lebend; die zärtliche Mutter zweier gesunder, reizender

Kinder. O Edithe! Bist du nicht mehr als vierundzwanzig lange Lebensjahre glücklich gewesen?

„Und ich? o Edithe! Vergleiche mich mit dir! In jener erbärmlichen Beschränkung des Mittelstandes geboren, die viel unerträglicher ist als die Noth der niedern Stände, viel demüthigender als die eigentliche Armuth, weil sie zu immer wieder getäuschten Ansprüchen berechtigt, deren Nichterfüllung Herz und Geist in einer beständigen, krankhaften Aufregung erhält; herumgestoßen in einer Welt, die im nämlichen Augenblick, wo sie unbewußt die Rechte anerkennt, die Schönheit und Geist einem Weibe geben, ihm zuruft: »Aber du hast kein Recht zu deinen Rechten, denn du bist arm.« Und ach! was ist das alles! Im Augenblick, wo die volle Erkenntniß des Zwecks meines Daseins mich ergreift, vom Schicksal in seiner grauenhaftesten Gestalt, als Tod unserer Liebsten, ergriffen und wieder in das Dunkel gerissen, in dem das Licht mir auf ewig zu verschwinden droht, das für einen kurzen Augenblick meiner Zukunft zu leuchten schien!

„Liebe, gute Edithe! du verstehst mich. Ich liebe Robert. Ich habe ihn gesehen und geliebt, ehe er dir

vor die Augen trat. Das Schickſal ſelbſt — du nennſt es die Vorſehung — führte uns einander entgegen. O hätte ich damals geſprochen! Aber eine falſche Großmuth hielt mich zurück. Ich wollte dir, meine Edithe, der er von den Aeltern zugedacht war, den herrlichen Mann nicht rauben. Ich wollte ihm freie Wahl laſſen. Wahl? kann von Wahl die Rede ſein, wenn zwei Herzen magnetiſch zueinander geriſſen werden? Erſt der Abend vor meiner plötzlich erzwungenen Abreiſe gab mir die Gewißheit, daß des theuern Mannes Herz für mich ſchlug. Als meiner Mutter Tod ſo plötzlich über mich kam, glaubt' ich in meinem Schmerz auch darin eine Stimme des Schickſals zu vernehmen, die mir vorwarf, dir, meiner geliebten Freundin, den dir beſtimmten Mann entriſſen zu haben. Auch Robert ward von jener ſchwärmeriſchen, ſelbſtquäleriſchen Anſicht ergriffen. Er glaubte mir entſagen zu müſſen, weil ich dem Geſchick ihm entführt ward. Deine Güte, deine Liebenswürdigkeit, meine Edithe, ſchien dem Verblendeten Erſatz bieten zu ſollen. Er empfing die Braut aus ſeines väterlichen Freundes, ſeines Wohlthäters Händen. Aber das Herz läßt ſich nicht höhnen. Das Schickſal, das

uns so grausam getrennt, führte uns wieder zusammen und löste zur rechten Stunde meine Ketten.

„Ja, theure Edithe, sei du in deiner Großmuth sein Schicksal und löse auch die seinen. Er liebt mich wie ich ihn liebe: tief, heiß, glühend, unbezwingbar. Er erkennt klar und unwidersprechlich, daß ich das Wesen bin, der Theil seines Ichs, von der Natur selbst für ihn geschaffen. Die Vernunft, die von jeher dir Leiterin in allen deinen Schritten war, muß dir sagen, daß er mit diesem Bewußtsein an deiner Seite nicht länger glücklich sein kann. Solange er nicht zur klaren Erkenntniß seines Innern gekommen, konnte er in der lauen Atmosphäre, in der ein prosaisches Alltagsleben sich hinschleppte, sich für glücklich halten. Er kann es nicht mehr, seitdem er zum vollen Bewußtsein gekommen, daß er mich liebt; so wenig als du an seiner Seite noch glücklich sein kannst, wenn du zu dieser Ueberzeugung gekommen bist.

„Robert hatte nicht den Muth, dir den Stand der Sache zu eröffnen; darum übernahm ich es, die ich deine Großmuth kenne und weiß, daß es dein größtes Glück ist, Glückliche zu machen. O sei großmüthig,

Edithe! handle nicht klein und selbstsüchtig; sei edel wie immer!

„Deine dich innigst liebende Agnes."

VIII.

Die Entscheidung.

Noch lange, nachdem sie den Brief gelesen, saß Edithe kraftlos zusammengebrochen da, das furchtbare Blatt auf dem Schoße; wie einer, der in der Nacht überfallen, plötzlich mit Dolchstichen verwundet wird, nachdem ihm vorher durch irgendein betäubendes Mittel die Kraft, sich zu wehren, genommen.

Plötzlich fuhr sie empor: „Es ist nicht so, es kann nicht so sein! Robert ist kein Betrüger! die zwei Jahre des Glücks, die hinter mir liegen, sind keine Lüge gewesen! — Und doch — würde, könnte Agnes so schreiben, wenn sie nicht mit ihm einverstanden wäre?

„Was will sie von mir, sie, die sich meine Freundin

nennt? Denkt sie, ich will seine Liebe erzwingen? — die Liebe eines Mannes, den ich verachten muß, wenn sie die Wahrheit spricht? — Ich will fort, fort noch heute! Meine Kinder will ich nehmen und zu meinen Aeltern fliehen. O meine armen, armen Aeltern!"

Ein heftiger Ausbruch von Thränen erleichterte sie endlich. Wer möchte es unternehmen, den namenlosen Schmerz zu schildern, die wechselnden Ergießungen von bitterster Kränkung, Zorn und tiefster Verachtung, die von Zeit zu Zeit ihr Innerstes erleichterten, nur um es im nächsten Augenblick von neuem in dumpfem Hinbrüten versunken, still bluten zu lassen.

Sie wollte sich aufraffen. Sie eilte zu ihren Kindern. Aber der Anblick der geliebten Wesen, die vaterlos werden sollten, gab ihrem Schmerz erst volle Kraft.

„Nein", sagte sie zu sich selbst, als die Gestalt, die Stimme, das kindliche Spiel des kleinen Albert nach und nach alle die glücklichen Familienscenen ihr wieder vor die Seele führten, in denen sie in Robert den liebevollen Gatten, den zärtlichen Vater gesehen; „es ist nicht so! es kann nicht so sein! Eine giftige Schlange

hab' ich an meinem Busen genährt, eine schöne glänzende Verführerin, die vom rechten Weg ihn augenblicklich verlockt hat!

„Und doch? wäre dem so, könnt' ich den Schwächling noch achten? Könnt' ich einen Mann noch lieben, den ich nicht mehr achten kann? Und hab' ich nicht Agnes immer wahr und redlich gefunden? Er hat den Muth nicht, mir die Sünde zu eröffnen? aber er hat den Muth, die Sünde zu begehen? — Ich will fort. Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich verachte ihn. Ich will zu meinen Aeltern! — Nein, ich will meinen Aeltern alles sorglich verhehlen! Die Theuern sollen nicht aufhören, mich für glücklich zu halten! Glücklich! wie könnte ich nach diesem Brief es je wieder sein!"

So hin- und hergeschleudert von den schmerzlichsten Gefühlen, von den verwirrendsten Gedanken, brachte die unglückliche Frau den Abend, die Nacht und den folgenden Morgen hin. Wiederholt versuchte sie zu beten; aber sie vermochte nicht, sich dazu zu sammeln, und Gott, der, wenn er das Schwerste auf unsere Schultern legt, keine Verleugnung der menschlichen Natur von uns verlangt und nur gebeut, daß wir gegen

seinen unverständlichen Willen nicht murren sollen, Gott vergab der so schwer getroffenen jungen Frau sicherlich ihre Schwäche. Nur mit dem einzigen Gedanken konnte sie sich zu Gott erheben: Zeig mir den rechten Weg, du Vater im Himmel!

Erst der letzte Theil des folgenden Tags, als die Rückkehr ihres Gatten immer näher trat, und der Gedanke, der Augenblick sei da, wo sie handeln müsse, brachte ihr mit der Erschöpfung eine gewisse scheinbare Fassung — scheinbar, sag' ich, denn sie wußte noch ebenso wenig, was sie zu thun habe, als gestern. Die nämliche Betäubung dauerte fort.

„Vor allem muß ich sehen", sagte sie zu sich selbst, „muß aus seinem eigenen Munde die Wahrheit hören. Liebt er mich nicht mehr und — o! hat er mich nie geliebt, hat er mich so furchtbar betrogen, so soll seine Hand mich nicht mehr berühren, so ist er frei!"

Sie fuhr heftig zusammen, als sie seinen Wagen in den Hof fahren hörte. Sie hatte das Abendessen für ihn angeordnet und dem Bedienten befohlen, dem Herrn zu sagen, sie sei nicht recht wohl und habe sich zu Bett gelegt; ein anderes Schlafzimmer, in welches

ſie ihn ſchon manchmal gebettet, wenn eins der Kinder abends ein Anzeichen gab, daß eine unruhige Nacht zu erwarten war, ſtehe für ihn bereit, da ſie nicht geſtört zu werden wünſchte. Sie zog ſich jedoch nicht in ihr Schlafzimmer zurück, ſondern ging, als ſie den Wagen hörte, in die Bibliothek, die an das Speiſezimmer anſtieß, und ſchloß die Thür hinter ſich ab. Hier ſtellte ſie mit krampfhafter Haſt einen kleinen Tiſch zurecht, zwei Stühle daran, einander gegenüber, ein paar Lichter darauf. Sie wollte bei ihrem Geſpräch nicht neben ihm auf dem Sofa ſitzen. Er ſollte ihre Hand nicht mehr berühren. Sie hatte eine gewiſſe anſcheinende Ruhe erlangt. Kaum daß ſie ſich bewußt war, daß ihre Füße ſchwankten, ihre Hände zitterten. In die Sofaecke gedrückt, ſaß ſie und wartete mit klopfendem Herzen.

Sie hörte den Bedienten ihren Auftrag ausrichten; hörte Robert in das Speiſezimmer treten und lange auf- und niedergehen. Sie hörte ihn ſeufzen, ſtöhnen. Endlich ſetzte er ſich zu Tiſch. Aber er konnte nur wenig genoſſen haben. Schon nach einigen Minuten ſtand er wieder auf, und ging von neuem auf und ab.

Sie öffnete die Thür. Er ſtand dicht vor ihr, bleich, mit verſtörtem Blick.

„Darf ich dich bitten, hier hereinzukommen, Robert“, ſagte ſie mit bebender Stimme. „Die Leute würden beim Abräumen unſer Geſpräch da drinnen ſtören.“

Sie wies dem Eintretenden ſtillſchweigend einen der zurechtgeſetzten Stühle an, und ſetzte ſich ihm gegenüber. Der Brief lag auf dem Tiſch.

„Ich bitte dich, dieſen Brief zu leſen, Robert, und mir aufrichtig zu ſagen: iſt alles wahr, was Agnes ſchreibt?“

Robert überſah das Blatt mit düſterm Blick. „Es iſt alles wahr“, ſagte er leiſe.

„Du haſt mich betrogen, als du ſagteſt, du liebteſt mich?“

„Ich betrog dich nur, nachdem ich mich ſelbſt betrogen, Edithe! Ich hielt das Gefühl der höchſten Achtung, des innigſten Wohlgefallens, der herzlichſten, brüderlichen Neigung für Liebe; ich glaubte dieſe meine Freundſchaft hinreichend für das häusliche Glück.“

„So haſt du mich nie geliebt?“ fragte ſtotternd Edithe nach einer Pauſe.

„Ich habe dich geliebt, ich liebe dich noch, wie ein Bruder eine Schweſter liebt; wie ich von dir geliebt zu ſein wünſche, als meine beſte verehrteſte Freundin ....“

Er wollte ihre Hand ergreifen, die auf den Tiſch geſunken war. Aber ſie riß ſie mit einer Bewegung zurück, die faſt Abſcheu ausdrückte. Dies gab ihm den Muth zu ſagen: „Nur Agnes beſitzt und beſaß, obwol mir lange ſelber unbewußt, mein volles ganzes Herz. Es war ein Zauberſchlag, der uns beim erſten Sehen zuſammenführte. Nur ſie verſteht mich. Nur in ihrem Beſitz wird ſich mein Herz je befriedigt fühlen. Sie war zu tugendhaft, um ganz mein werden zu wollen, ſolange ſie durch das Joch des Geſetzes einem Andern gehörte. Jetzt, wo dieſe Feſſel geſprengt, iſt ſie mein, jetzt darf und ſoll ſie mein ſein. Das Schickſal iſt nicht ſo grauſam gegen des Menſchen Herz, zu wollen, daß es ewig bluten ſoll, weil es ſich einmal geirrt hat.“

Edithe hatte, den Kopf auf die Hand geſtützt, die ihre Augen verbarg, während ſeiner Worte wiederholt krampfhaft zuſammengezuckt.

„Und deine Kinder?“ fragte sie endlich.

„Für so kleine Kinder kann ich als Vater nichts thun. Du bist zu gut, um sie in Haß gegen mich zu erziehen. Wachsen sie heran, so will ich meine Vaterpflichten gegen sie erfüllen, so wie ich ihre Mutter immer als eine Heilige verehren und als meine beste Freundin lieben werde.“

Edithe drehte den Kopf ab, ohne ihr Gesicht zu zeigen, aber ihre Bewegung deutete auf entschiedenen Widerwillen. Nach einer langen Pause, während des heftigsten Kampfes in ihrem Innern, fragte sie mit Fassung: „Und was willst du, daß ich thun soll? Was verlangst du von mir?“

Und vielleicht ward die Antwort ihm noch schwerer als ihr die Frage, denn erst nach einer abermaligen langen Pause sagte er: „Ich wünsche, daß du gegen mich als Klagende aufträtest. Daß du es seiest, von der die Ehescheidung ausgeht. Nenne mich untreu, sprich «unüberwindlichen Widerwillen» gegen mich aus — führe, was du willst, gegen mich an. — Ich kann gegen dich nicht Kläger sein.“ Seine Stimme zitterte merklich bei den letzten Worten.

Edithe erhob ſich. „So laß mir mindeſtens Zeit; gib mir einen Tag Bedenkzeit. Morgen — ich kann dir nicht beſtimmt ſagen, ob früh oder ſpät, will ich dir eine entſchiedene Antwort geben.“

Mit dieſen gefaßten Worten verließ ſie ihn. In ihrem Schlafzimmer fiel ſie auf die Knie. Nach langem Ringen hatte ſie Sammlung zum Gebet erkämpft. Der Zuſtand der Ungewißheit war vorüber; ſie kannte nun Robert's Geſinnung. Kein, wenn auch furchtbar ſchmerzlicher, doch immer noch wohlthätiger Zweifel blieb ihr zum Troſte über. Sie flehte Gott an, ſie zu erleuchten und ſie den rechten Weg erkennen zu laſſen, und Gott gab ihr Kraft, das unverſchuldete Elend zu tragen.

Eine Art von Erleichterung gab es ihrem liebenden kindlichen Herzen, daß ihre Aeltern eben auf einer Reiſe begriffen waren, und ſo mindeſtens für jetzt ihre Lage ihnen fremd blieb. Frau von Hartung's Schweſter war an einen Edelmann verheirathet, der am Genferſee zu Hauſe war, und vor kurzem, nachdem er lange in Deutſchland als Offizier gedient, dorthin übergeſiedelt war, um die Güter in Beſitz zu nehmen, die ihm aus

seines Vaters Erbe zugefallen waren. Herr von Hartung benutzte mit Freuden seiner Verwandten Einladung, um ihnen mit seiner Gattin, die sich von ihrer letzten Krankheit nur langsam erholte, noch im Spätherbst einen zweimonatlichen Besuch zu weihen, indem er sich von dem mildern Klima für seine geliebte Frau eine gründlichere Besserung versprach.

Edithe dankte der Vorsehung, daß die Kenntniß ihres Elends ihren Aeltern noch erspart werden sollte, und fühlte auch, daß in ihrer herzzerreißenden Lage Gott ihr einziger Rathgeber sein müsse.

Am Morgen frühstückte sie mit Robert wie gewöhnlich. Sie sah so todtenbleich, so furchtbar abgehärmt aus, daß er vor ihrem Anblick erschrak. Außer ihren schmerzlichen Gedanken hatten auch ihre Kinder sie wach gehalten, die beide husteten und unruhig waren, das jüngste wol von der krankhaften Nahrung, welche die arme Mutter allein ihm geben konnte. Sie hatte ganz in der Frühe schon nach dem Arzte geschickt, der in der benachbarten Stadt wohnte: ein an Kopf und Herz gleich tüchtiger Mann und, wie schon oben erzählt, der langbewährte Hausfreund ihrer Aeltern,

der sie schon als Kind gekannt und väterlich geliebt hatte.

Robert, gegen den sie nichts davon erwähnt, denn es widerstand ihrem weiblichen Stolze, sein Mitleiden auf irgendeine Weise zu erwecken, sah sie dennoch mitleidig an. Aber er kannte ihren Edelmuth und zweifelte darum nicht an ihrer Entscheidung. Nur so bald hoffte er nicht darauf; er glaubte bis zum Abend warten zu müssen, und hörte daher, nachdem der Bediente das Frühstücksgeschirr hinweggeräumt, Edithen nicht ohne Bestürzung sagen:

„Ich habe dir eine bestimmte Antwort versprochen, Robert. Ich bin bereit dazu. So höre mich: Ich kann meine Einwilligung zur Trennung unserer Ehe nicht geben.“

Robert sprang hastig auf: „Was meinst du?“ fragte er hastig.

„Ich kann sie dir hauptsächlich unserer Kinder wegen nicht geben, denen ich nicht aus gereiztem Selbstgefühl, aus beleidigtem Stolz den Vater nehmen will noch darf.“

„Dies ist Unsinn! Ich habe dir schon gesagt, daß

sie dein sein sollen, ausschließlich dein, solange sie deiner bedürfen. Wachsen sie heran, so wird außer meinem Betragen die Vernunft schon sie lehren, daß ihr Vater ihr bester Freund ist, wie ihre Mutter ihre beste Freundin."

„Sie können nie einen Vater lieben lernen, der ihre Mutter so grausam behandelt hat. Aber höre mich an. Unsere Kinder sind nicht mein einziger Grund, meine Einwilligung zu verweigern. Auch meiner selbst wegen verweigere ich sie. Du willst, ich selbst soll als Klägerin auftreten. Aus welchem Grunde? Soll ich dich der Untreue anklagen? Dies würde Agnes' Ruf unvertilgbar beflecken, da das Gericht schwerlich eine andere Untreue anerkennt, als die, welche ein Weib gänzlich entwürdigt. — Soll ich «unüberwindlichen Widerwillen» angeben? Willst du mich zur Lügnerin herabziehen? Glaubst du, daß ich fähig bin, den falschen Eid abzulegen, der zur Bekräftigung der Klage gefordert werden wird? Verlangt das gefällige Gericht unserer Tage vielleicht nur im allgemeinen einen Antrag auf Lösung der Ehe, ohne Gründe zu fordern? Macht dies mich nicht ebenfalls zur Lügnerin,

da ich, du weißt es, die menſchliche Trennung unſerer von Gott geſchloſſenen Ehe nicht begehre, nicht wünſche, nein, alles thun möchte, ſie zu verhindern."

Robert konnte ihr nicht antworten. Aber aus ſeinem Blick ſprach ein ſteigender Zorn.

„Du wirſt mir antworten: ſo will ich ſelbſt der Kläger ſein. So will ich auf eine Scheidung unſerer unglücklichen Ehe antragen. Ich kann dich nicht hindern. Ich glaube aber, daß kein Gericht, ſobald nicht von ſeiten des angeklagten Theils ein grobes Vergehen zu Grunde liegt, eine Scheidung gewähren wird, wenn nicht beide Theile einwilligen. Und ich, du weißt es, werde nicht einwilligen."

Jetzt fuhr Robert in wildem Grimm auf: „Edithe! haſt du in der That allen weiblichen Stolz verloren? Willſt du dich mir zum Weibe aufdringen? Und fühlſt du nicht, daß dies dich mir ganz zuwider machen muß?"

Die unglückliche Frau konnte nicht bleicher werden, als ſie ſchon war. Aber ein unbeſchreiblich ſchmerzlicher Blick traf ihn aus den bisher faſt ſtarren Augen der tief Beleidigten.

„Robert!“ ſagte ſie mit bebender Stimme, „ich habe dich innig geliebt, geliebt, wie ein Frauenherz nur lieben kann. Ich liebe dich noch. Aber Gott iſt mein Zeuge! jede deiner Berührungen wäre mir ein Grauen, wenn nicht die Liebe, die wahre Liebe dich zu mir zöge.“

Ein Gefühl der Scham, der Reue, durchzuckte ihn. Er ſetzte ſich, ſtemmte die Elnbogen auf den Tiſch und begrub in ſtummem Schmerz ſein Geſicht in den Händen.

„Höre mich, Robert“, fuhr Edithe fort. „Ich bin fern davon, zu wünſchen, daß du bei mir bleiben ſollſt. Geh wieder auf Reiſen. Du kennſt Amerika noch nicht. Der Süden und der Norden, und dann wieder der weite Weſten werden dir die verſchiedenſten Bilder bieten. Ein großer Theil der Welt ſteht noch unbekannt dir offen und in dem, was du kennſt, bleibt dir noch vieles zu erforſchen. Ich will dir unterdeſſen dein Eigenthum treu verwalten. Du brauchſt mir nicht zu ſchreiben. Ich aber will dir von unſern Kindern regelmäßig Nachricht geben. Denn ihnen, ihnen ſollſt du, darfſt du dich nicht ganz entfremden. Deine

Leidenſchaft für Agnes iſt ein Rauſch, der nicht ewig dauern kann.“

Robert wollte auffahren; aber er nahm ſich zuſammen und hörte ſie mit finſterm Schweigen an, als ſie fortfuhr:

„Machſt du dieſe Verirrung allein zu dem Zweck deines Lebens, ſo wird ſpät oder früh dein Erwachen fürchterlich ſein. Prüfe mindeſtens erſt ihre Dauer. Wer weiß, was die Jahre bringen! Vielleicht — vielleicht erbarmt ſich Gott meiner! — aber das, das wollt' ich nicht ſagen. Fahre nicht auf! Ich ſagte nicht, daß ich wünſchte zu ſterben, ich ſprach nur von der Möglichkeit, daß du auf dieſe Weiſe, daß du durch Gottes Willen frei würdeſt! — Jetzt aber laß alles zwiſchen uns abgethan ſein. Ich kann nicht mehr. Du haſt meinen Entſchluß gehört. Er iſt unerſchütterlich. Entſchließe auch du dich.“

Sie erhob ſich mühſam. Bis zur Ohnmacht erſchöpft, konnte ſie kaum ihr Zimmer erreichen, und des Doctors Beſuch, der bald darauf eintrat, durfte auch ihr durch des Freundes Theilnahme und durch einige ſtärkende Mittel zugute kommen.

Hinten im Garten ſtand ein kleiner Pavillon, der von einem frühern Beſitzer des Gutes, für deſſen ausgedehnte gaſtfreundſchaftliche Verbindungen die Zimmer des Schloſſes nicht ausreichten, zur Aufnahme von einigen Gäſten eingerichtet war. Edithe erfuhr von ihren Leuten, daß Robert angeordnet habe, ſeine perſönlichen Sachen — ſeine Garderobe, einige Bücher und dergleichen — dort hinüberzuſchaffen. Edithe that, als wiſſe ſie davon, und fügte hinzu, daß der Doctor gemeint habe, bei den Kindern ſei wahrſcheinlich der Keuchhuſten im Anzug, und da der Hausherr dies Uebel noch nie gehabt, ſei es rathſam, jetzt beim Anbruch des Winters, die Gefahr der Anſteckung zu vermeiden. Es war in der That ſo, nur daß der Doctor von einer Möglichkeit, nicht von der Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Krankheit geſprochen hatte. Edithe aber war bei aller Tiefe ihres Schmerzes aus einem gewiſſen angeborenen Frauenſtolz ſorgſam bedacht, das häusliche Misverhältniß vor ihren Leuten zu verſchleiern. Konnte ſie ſich doch nicht verhehlen, daß aus der Mitte derſelben ſchon manches Auge die ge-

liebte und verehrte Gebieterin mitleidsvoll angeblickt, ohne daß sie recht verstanden, warum.

Fünf bis sechs Tage vergingen, ohne daß Robert wieder das Schloß betrat, oder Anstalten machte, auf ihren Vorschlag, eine größere Reise anzutreten, einzugehen. Sie schickte ihm die Mahlzeiten regelmäßig hinüber und schlich oft gegen Abend im Garten umher, die Dienstboten glauben zu machen, sie gehe zu ihrem Gemahl. Am dritten Tage hörte sie, er sei verreist; am folgenden, daß er zurückgekommen. Ach, sie wußte nur zu gut, wo er gewesen war. Denn seit ihrer Ehescheidung wohnte Agnes in jenem benachbarten Badeort.

Unterdessen waren die Kinder besser geworden und der Arzt hatte längst erklärt, der Husten sei blos einer geringen Erkältung zuzuschreiben und werde bald vorübergehen. Sie selbst aber, als er sie mit inniger Theilnahme so bleich und abgehärmt sah, hatte er dringend ermahnt, ihr kleines zartes Mädchen an andere Speise zu gewöhnen, und sie folgte gewissenhaft seinem Rath.

Sie saß mit der treuen Wärterin bei ihren Kindern,

als eines Nachmittags wiederum ein Wagen in den Hof fuhr. Sie zog rasch die Klingel. „Du weißt", rief sie der eintretenden Zofe entgegen, „daß ich jetzt keinen Besuch annehme. Rasch, rasch! eile, ehe man aus dem Wagen steigt!" — aber das Mädchen hatte kaum das Zimmer verlassen, als schon die Thür sich wieder öffnete und Agnes hereintrat. Edithe flog erschrocken empor. In fast unwillkürlicher Bewegung eilte sie der andern Thür zu, die aus der Kinderstube in ihr eigenes Cabinet führte. Aber ebenso rasch eilte Agnes ihr nach und als Edithe der Freundin ihrer Jugend in das Gesicht blickte und den tiefen Schmerz sah, der aus ihren Augen sprach, und die bebende Stimme hörte, die fragte: „Du willst mich nicht mehr sehen, meine Edithe?" da ergriff sie ein inniges Mitleiden und sie sagte: „So komm mit mir!" und beide traten zusammen in Edithens Gemach.

„Was willst du von mir, Agnes?" fragte Edithe hier. „Ich habe deinen Brief, vor dem mir schaudert, nicht beantwortet. Aber Robert hat dir meine Antwort gebracht. Sie ist unwiderruflich. Hoffe nicht, durch neues Dringen mich zu einer andern zu bewegen.

Dein Flehen könnte vielleicht mich zum Aufopfern meiner selbst bestimmen, aber Gott sei davor, daß es mich je zum Unrechtthun verführe!“

„Ueber das Recht oder Unrecht dieser Frage“, entgegnete Agnes schmerzlich, „werden wir uns nie vereinigen. Genug, du hast entschieden. Du willst nicht Klägerin sein. Und selbst wenn Robert als Kläger gegen dich aufträte, die Lösung einer Ehe zu bewerkstelligen, die er wie ich für unmoralisch, oder nach deinem Ausdruck für sündlich halten, seit eure Herzen nicht einmal in der Selbsttäuschung mehr eins sind, Einen Schlag schlagen — selbst dann erklärst du deine Einwilligung verweigern zu wollen. Robert will und soll nicht gegen dich klagen.“

„Was willst du also von mir, Agnes?“ fragte Edithe noch einmal.

„Ich will“, erwiderte Agnes, und die letzte blasse Rose, die noch auf ihren Wangen schimmerte, schien während sie sprach vollends zu erbleichen: „ich will, daß du, du, meine Edithe, entscheiden sollst, was ich zu thun habe.“

Beide Frauen setzten sich einander gegenüber, Edithe in anstrengender Spannung.

Agnes begann mit erzwungener Fassung.

„Robert hat beschlossen, deinen Vorschlag anzunehmen. Er will von neuem auf Reisen gehen; will nach Amerika. Er will, er dringt in mich, daß ich ihn begleiten soll. — Du erschrickst, Edithe? Du hast es nicht so gemeint, Edithe? Dein Blick drückt Abscheu aus? Noch hab' ich ihm kein festes Versprechen gegeben. Noch hab' ich seinem Flehen, noch meinem eigenen heißen Verlangen widerstanden. Nicht weil ich fürchten muß, meinen Ruf dadurch zu verlieren! Was ist mir an meinem Ruf gelegen, wenn ich mir keines Unrechts bewußt, wenn ich glücklich und mit dem Geliebten vereinigt bin? Ich verachte die Stimme der Welt! Nicht sie fürcht' ich — mich selbst, mich selbst fürcht' ich, meine Edithe!"

Und als Edithe schwieg und nur sprachlos sie anstarrte, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort:

„Ja, ich fürchte Robert's leidenschaftliches Drängen, fürchte der Glut seiner Liebe beim innigen Zusammenleben nicht immer widerstehen zu können. Ich fürchte

mich ſelbſt. Edithe! ich habe eine gräßliche Nacht gehabt! Schon hatte die Liebe geſiegt; ſchon hatte ich ihm ein halbes Verſprechen gegeben, das in meinem berauſchten Innern ſchon die volle Kraft eines ganzen, feierlich beſchworenen hatte, als heute Nacht — o Edithe, es war eine furchtbare Nacht — als heute im Schlafe mein Vater mir erſchien, mein ſtrenger, drohender Vater, er, der die Liebe nie kannte! O welch einen Blick der tiefſten Verachtung ſchleuderte er auf mich und wies mit dem Finger auf ein gräßliches Haus in unſerer Vorſtadt, vor dem ſelbſt vorbeizugehen uns kleinen Mädchen von den Müttern verboten war, ſodaß es unſere Phantaſie beſchäftigte und wir einander wol fragten: was kann denn das für ein Haus ſein? Und hinter dem zürnenden Vater ſtand bleich und geſpenſterhaft die Mutter und rang die Hände und flehte: Ach, meine Agnes, thu' mir nur das nicht! nur das nicht! O Edithe! es war eine grauſenvolle Nacht! ich fuhr in Schrecken empor.

„Aber dann ſagt' ich mir wieder: es iſt Aberglauben, von Träumen ſich lenken zu laſſen. Mein höchſtes Geſetz iſt die Liebe; mein Gebieter der Geliebte! —

So hin- und herschwankend zwischen herzzerreißenden Entschlüssen kam es mir plötzlich wie ein Orakelspruch in den Sinn: ich will Edithen fragen. Sie, die Reine, die Heilige, die Robert glücklich zu sehen wünscht, es aber in ihrer tugendhaften Beschränkung für Sünde hält, zu lösen, was die Kirche gebunden, sie soll entscheiden, ob ich mit Robert gehen oder — eine andere Reise antreten soll. Ich habe nur diese Wahl. Hier kann ich ohne den Geliebten nicht bleiben. Sage du mir, was ich thun soll. Dein Wort soll entscheiden."

„Und kannst du mir wirklich diese Frage thun? kannst du zweifeln, daß ich dich von einem Schritt abmahnen sollte, der deiner Ehre so dringende Gefahr bringt? Du sagst, du verachtest die Stimme der Welt. Glaube mir, Agnes, es hat noch kein Weib gegeben, das damit angefangen, die Welt zu verachten, welches nicht damit geendet, von ihr verachtet zu werden. Und könnte dein Stolz dies tragen? Aber nicht deinen Stolz ruf' ich auf. An dein Herz wende ich mich. Kannst du, willst du den Fluch deines Vaters auf dich laden? dem warnenden Schatten deiner Mutter Trotz bieten? — Und höre noch meine letzte Warnung, unglückliches

Weib! ſagteſt du nicht, du fürchteſt dich ſelbſt? denkſt an eine Möglichkeit, daß deine Kraft ſchmelzen könne in der Glut des von dir mit ſolcher Leidenſchaft geliebten Mannes? Und glaubſt du, eines Mannes Liebe für das gefallene Weib könnte je bleiben, was ſie für das reine Weib war? Und könnteſt du ein Daſein ohne des Mannes volle Liebe ertragen, dem du alles, ſelbſt dein Gewiſſen und deine Ehre geopfert?"

Die letzte Farbe war aus Agnes' Wangen gewichen, während Edithe mit leiſer aber ſchmerzlich eindringlicher Stimme ſprach. Sie ſaß eine Zeit lang ſprachlos und ſtarr vor ſich hinſchauend da, nachdem jene geendet hatte. Dann erhob ſie ſich und ſagte mit dumpfem Ton:

„Du haſt entſchieden. Ich gehe. Du willſt es. — Um eins, Edithe, will ich dich noch bitten. Dulde mich dieſe Nacht noch in deinem Hauſe. Ich mag nicht zurück in der dunkelnden Nacht."

„Ich will dir die Gaſtfreundſchaft nicht verſagen", antwortete Edithe, obwol ſie von Agnes' Bitte unangenehm berührt ward. „Nur eins verſprich mir dagegen, Agnes. Keine Zuſammenkunft mit Robert in

dieſem Hauſe! ſie beſchimpft mich und ich bin es mir ſelbſt ſchuldig, ſie nicht zu dulden."

„Sei ruhig", verſetzte Agnes mit krankhaft ſeltſamem Lächeln. „Ich verſpreche dir, Robert nicht wiederzuſehen."

Mit dieſen Worten wollte ſie das Zimmer verlaſſen. Edithe begleitete ſie bis an die Thür der Gaſtſtube, die immer für ihre Aeltern bereitſtand. Ein Cabinet mit den Betten ſchloß ſich an, und auch dieſe letztern wurden meiſt fertig gehalten für den Fall, daß etwa noch ſpäter Beſuch eintreffen ſollte, wie es die gaſtfreundliche Sitte des Landlebens auf Rittergütern wol mit ſich bringt.

„Ich bitte dich", ſagte Agnes, „laß die Zofe gleich etwas friſches Waſſer bringen, ich möchte mich bald niederlegen. Und nun gute Nacht!"

Sie umſchlang ſie mit einer gewiſſen Heftigkeit und küßte ſie. Edithe fühlte mit einigem Schauder die eiſige Kälte ihrer Lippen. Sie wollte der einſtigen Freundin Hand ergreifen. Aber jene ſchob ſie ſanft zurück, ließ ſie nicht eintreten, und wiederholte nur die Bitte, das Mädchen ohne Aufſchub zu ſenden.

Edithe ſchickte etwas ſpäter Thee und Abendbrot hinüber. Aber alles ward unberührt zurückgebracht. Das Mädchen berichtete: die gnädige Frau habe einige Zeilen geſchrieben und blos gebeten, ihren Kutſcher ihr heraufzuſchicken: ſie wolle ihn für heute ablohnen. Frau von Felſenegg werde ſie, wenn nöthig, in ihrem Wagen nach Hauſe ſchicken. Der Kutſcher ſei auch gekommen. Sie habe ihn bezahlt und ihm auch einen Auftrag gegeben. Er habe den Brief, den ſie geſchrieben, wegtragen ſollen; wahrſcheinlich, ſetzte das Mädchen hinzu, habe die gnädige Frau ihren Leuten gemeldet, daß ſie ſie heute Abend nicht erwarten möchten.

Edithe ſaß lange in trübem Sinnen verloren. Ein tiefes Mitleiden für die Jugendfreundin bewegte ihr weiches Herz, ſeitdem ſie ſie wiedergeſehen und den Ausdruck einer hoffnungsloſen Verzweiflung in ihren Zügen.

„Und iſt ſie nicht noch mehr zu bedauern als ich“, ſagte ſie zu ſich ſelber, „ſie, die im Umgang mit Gott keinen Troſt findet? Sie, die höchſtens den ſtrafenden Gott kennt, nicht Gott den Vater, den Erbarmer? — Und war ich nicht zu hart mit ihr? Sie wies mich fort,

weil ſie nur die ſtrenge Mahnerin in mir ſah, die beleidigte Gattin. Sollte ſie nicht mehr die bemitleidende Freundin in mir finden, weil ſie gefehlt hat? Und iſt nicht ihre Verirrung, ſoweit ihre unglücklichen Folgen mich treffen, mehr eine Verirrung ihres Geiſtes als ihres Herzens? — Ich will zu ihr. Sie ſoll an meinem Halſe ſich ausweinen! Ich will ſehen, ob ſie noch wach iſt; ob nicht vielleicht ſchon der Schlaf der Ermüdeten Linderung gegeben."

Sie ging leiſe nach Agnes' Zimmer und blieb lauſchend an der Thür ſtehen. „Was iſt das?" Sie hörte Stimmen. Robert's Stimme! „Es iſt nicht möglich!" rief es ſchaudernd in ihrem Innern. „So hat ſie mich betrogen! — Es iſt ein Irrthum!" Aber deutlich hörte die Unglückliche Robert ſagen: „So biſt du dennoch mein!" und deutlich auch Agnes: „Vereinigt auf ewig!"

Ein unbeſchreibliches Gefühl des Grauens und innern Abſcheus ergriff ſie. Sie ſchlich leiſe, als wollte ſie die Verräther nicht ſtören in ihrem verbrecheriſchen Genuß, in ihr Zimmer zurück. Die Wärterin hatte die Kinder ſoeben zu Bette gebracht. Aber ſie riefen

nach der Mutter und der kleine Albert erklärte, ohne ihren Kuß nicht einschlafen zu können. Eine heiße Thräne fiel auf sein Gesicht, als sie sich zu ihm hinunterbeugte. Nun wollte er mit zärtlichem Mitleid wissen, warum sie weinte, und in ihrem Bestreben, das Kind zu beruhigen, gewann sie selbst ihre Fassung wieder.

Die Wärterin, welche selber die arme gnädige Frau kaum ohne nasse Augen ansehen konnte, war ans Fenster gegangen, die Läden zu schließen. „Da kommt der gute Herr Doctor", rief sie erfreut, und auch Edithe fühlte sich einigermaßen erleichtert durch die Nähe des bewährten Freundes. Er war auf einem benachbarten Gute gewesen und mochte nicht an Rößlingen vorbeifahren, ohne nach den Kindern zu sehen. Er freute sich, sie so wohl zu finden; aber Edithens verstörtes Ansehen fiel ihm auf. Er setzte sich in ihrem Zimmer zu ihr nieder und hoffte, indem er sich mit ihr in ein allgemeines Gespräch einließ, sie zu erforschen und durch seine Theilnahme ihr Zutrauen zu gewinnen. Er erzählte ihr, wie der Krieg nun entschieden sei, und der

Tyrann Europas ſich rüſte, um auch Rußland vollends in Ketten zu legen.

„Und nun“, ſagte er, „müſſen unſere Truppen auch wieder mit und ſo manche arme Mutter wird um ihren Sohn weinen müſſen, ſo manche arme Witwe um ihren Mann! Es iſt eine Schmach!“

Edithe war nicht ſelbſtiſch genug, um nicht auch in ihrem Schmerz an ihres Vaterlandes Geſchick theilzunehmen. Sie hörte traurig zu und wollte wiſſen, was das vielfältig gemishandelte Preußen wol thun werde, als das Mädchen, das Agnes aufgewartet hatte, haſtig eintrat.

„Gnädige Frau“, ſagte ſie und ihr ganzes Weſen kündigte Angſt und Schrecken an; „bei der fremden Dame iſt's nicht ganz richtig. Es dringt heraus aus der Thür wie Stöhnen; ja man ſollte denken, es röchelte Einer. Sollte ſie nicht etwa der Schlag gerührt haben?“

Edithe und der Doctor eilten der Thür zu. Sie war verſchloſſen und kein Klopfen öffnete, während die grauenhaften Töne auch laut und lauter zu ihnen drangen. „Die Thür des Cabinets iſt unverſchloſſen“,

rief das Mädchen und alle drei ſtürzten durch das Cabinet in das Zimmer. Hinter ihnen das herbeieilende Geſinde.

Auf dem Tiſch vor dem Sofa, dem Cabinet gegenüber, brannte dunkel ein einziges Licht. Daneben ſtand ein Glas und ein geleertes Fläſchchen; ein beſchriebenes Blatt lag zur Seite. Auf dem Sofa aber regten ſich noch zwei Geſtalten krampfhaft umſchlungen, in gräßlicher, bewußtloſer Dumpfheit. Nur jenes gräßliche Röcheln und convulſiviſche Zuckungen verriethen, daß noch Leben in ihnen war. Edithe ſchrie laut auf. Ihr Blick fiel auf das Blatt. Sie las:

„Edithe, du haſt entſchieden! ich gehe. Robert ſei dein für dies Leben. Gibt es einen Gott und ein Leben jenſeits, ſo wird er dann mein ſein. Agnes.“

Und darunter war mit zitternder Hand geſchrieben: „Du trennteſt uns fürs Leben. So vereint uns denn der Tod! Wir ſind glücklich. Wir verzeihen dir.“

Das Blatt entfiel Edithens Hand. In tiefer Ohnmacht ſank ſie in der treuen Wärterin Arme.

IX.

Schluß.

Tiefe Trauer lag auf dem Schloſſe zu Rößlingen. Der Hof war mit Streh bedeckt, die Läden der Fenſter geſchloſſen oder letztere mit dunkeln Vorhängen verſchleiert. Zwei ſchwer Kranke lagen dort in weit voneinander entlegenen Zimmern. Wohl beſtand der gute Doctor darauf, ein drittes Krankenzimmer eingerichtet zu haben. Aber Edithens unerſchütterlicher Wille widerſtand diesmal ſeinem dringenden Rath und er ließ ſie gewähren, als er ſah, daß die Seelenkraft der ſo ſchmerzlich bewegten Frau die Schwäche des Körpers zu beſiegen wußte, wenn es zu handeln galt.

Die Kunſt des Arztes hatte durch die ſtrengſten und durchgreifendſten Gegenmittel den furchtbar vernichtenden Folgen des Giftes glücklich entgegengewirkt, was freilich nur durch die unmittelbar der Vergiftung folgende Anwendung dieſer Gegenmittel möglich war. Doch hatte er ſie, wie es ſchien, vom Tode nur, aber nicht von der Qual und dumpfen Geiſtesverwirrung

retten können, die monatelang die beiden Verirrten im Krankenzimmer hielt. Edithen ward mindeſtens der Troſt zutheil, zu erfahren, daß Agnes ſie nicht betrogen hatte. Der Doctor hatte in Robert's Bruſttaſche das Blatt gefunden, das ſie ihm zum Abſchied geſandt. Darauf waren die Worte geſchrieben:

„Ich ſcheide von dir, mein heiß und ewig Geliebter! Ich gehe, um auszuruhen. Kehre zu Edithen zurück! Du wirſt ſie wieder lieben lernen. Wenn nicht, ſo liebe ſie mindeſtens als mein Vermächtniß. Gibt es ein Wiederſehen nach dem Tode, ſo werden wir dort vereint ſein. Leb wohl! Deine Agnes."

Nachdem die Unglückliche dies geſchrieben und durch den Kutſcher befördert hatte, füllte ſie ein Glas zum Theil mit Waſſer an und leerte das Opiumfläſchchen darein, das ſie mit Abſicht bei ſich trug. Dann verſank ſie in tiefes Sinnen. Sie dachte an Robert, an Edithen, an ihr verfehltes Leben. Jetzt empfängt er das Blatt, jetzt lieſt er es, ſagte ſie für ſich. Sie ergriff das Glas und leerte es zur Hälfte. Mit unwillkürlichem Ekel ſetzte ſie es auf den Tiſch nieder.

Sie ſank auf den Stuhl daneben. Ein Gedanke an ihren Vater, an ihre Geſchwiſter ergriff ſie, und als die liebenden Geſichter der jungen, verlaſſenen Mädchen und alle die unſchuldigen fragenden Kinderaugen ſie anſahen, ergriff ſie eine tiefe Rührung. „Es iſt zu ſpät“, rief ſie entſchloſſen, „ich habe zu mächtig an die dunkle Pforte geklopft. Sie öffnet ſich und ich muß hinein!“

Sie griff nach dem Glaſe und eben wollte ſie es an ihre Lippen ſetzen, als Robert athemlos in das Zimmer brach. Er ſtürzte auf ſie zu und entriß ihr das Glas.

„Nicht allein ſollſt du erlöſt ſein“, rief er, bis zum höchſten Gipfel einer faſt ſinnloſen Leidenſchaft aufgeſchraubt. „Ich ſterbe mit dir. So ſind wir vereint.“

Mit dieſen Worten leerte er bis auf den letzten Tropfen das Glas. Agnes lag entzückt in ſeinen Armen.

„Im Tode vereint!“ rief ſie. „Arme Edithe! Du konnteſt uns nicht trennen. Wir ſind eins.“

Im Taumel ihrer leidenſchaftlichen Schwärmerei

dachte keiner der Unglücklichen daran, daß der getheilte Trank statt des Endes ihnen vielleicht nur ein qualvolles Leben bereiten möchte. Noch einmal riß Agnes sich los und fügte ihrem Brief an Edithe die oben mitgetheilten Zeilen bei. Dann saßen die Liebenden eng verschlungen, in entzückter Liebestrunkenheit alles vergessend, auf dem Sofa nieder und bald ergriff sie jene todesähnliche Betäubung, in welcher der Arzt und Edithe sie fanden, und Zuckungen und Stöhnen ihr einziges Lebenszeichen waren.

Agnes' zarter Körper war von dem unglücklichen Trank viel heftiger angegriffen worden als Robert. Vielleicht auch hatte sie mehr davon zu sich genommen. Tagelang lag sie in sinnloser Betäubung. Wochenlang lebte sie unter beständigen Krämpfen, ohne erwachtes Denkvermögen, ein fast idiotisches Leben. Als sie endlich einmal, nachdem sie das junge blühende Mädchen, das immer an ihrem Bette saß und nebst einer gemietheten, bewährten Krankenwärterin ihre beständige Pflegerin war, oft lange angeschaut hatte, plötzlich in die Worte ausbrach: „Amalie, meine Amalie, bist du es wirklich?" da strömten Thränen der Freude aus den Augen

Edithens, die hinter ihr ſtand, denn ſie dachte bei ſich: nun iſt ſie gerettet! Leiſe zog ſie ſich zurück. Sie hatte Amalien aus der Penſion kommen laſſen, Agnes zu pflegen. Sie ſelbſt nahte ſich der Unglücklichen nur, ſo lange dieſe bewußtlos war. Sie wollte ihr auch jeden ſtummen Vorwurf erſparen.

Frau von Hartung aber kam in ihrer ſittlichen Empörung nie in Agnes' Zimmer. Die Aeltern Edithens waren eiligſt zurückgekehrt, als ſie hörten, welche herzzerreißenden Prüfungen ihrem geliebten Kinde auferlegt waren. An Verbergen war nicht mehr zu denken geweſen, ſeitdem das ganze Hausgeſinde Zeuge jener furchtbaren Scene geweſen. Man hatte zwar den Vorfall einigermaßen zu überſchleiern geſucht, und einem unglücklichen Verſehen, einer Verwechslung die Vergiftung zugeſchrieben. Aber jeder hatte ſeine Gedanken, und das Beſte ſchien, ſo wenig als möglich davon zu ſprechen.

Für Robert war Edithe die Hauptpflegerin, obwol auch ihr eine geübte Krankenwärterin zur Seite ſtand. Wie Agnes lag auch er in tagelanger Betäubung und während dieſer Zeit verließ ihn ſeine im tiefſten Innern

leidende Gattin kaum einen Augenblick. Als er aber wieder mehr und mehr zu ſich kam, zog ſie ſich nach und nach mehr zurück, und während ſie anordnete und überwachte, überließ ſie die perſönliche Pflege der Wärterin. Nur daß er, auch wenn nur in halbem Bewußtſein, immer nach ſeiner Frau fragte und jede kleine Handreichung, jeden geringen Liebesdienſt lieber von ihr annahm. Sein Erwachen war ſeltſam. Er glaubte in einen langen tiefen Schlaf verſenkt geweſen zu ſein. „Wunderlich!“ wiederholte er, „ich habe den quälendſten Traum gehabt! Wer doch ſchlafen könnte ohne Träume!“

Einmal, als er lange, mit offenen Augen, aber in Geiſtesabweſenheit gelegen, ſagte er zu Edithen, die an ſeinem Bette ſaß: „Ich habe ſchwer, ſchwer geträumt. Ich habe von Agnes geträumt. Weißt du noch, wie ich dir zuerſt meine Liebe erklärte, als Agnes abgereiſt war, wie ich dir ſagte, ich fühlte mich, als ob eine ungeheure Laſt von meinen Schultern genommen? Und ſo ähnlich iſt mir jetzt! Und doch war ſie ſo ſchön!“

„Ich glaube“, fuhr er nach einer langen, träumeriſchen Pauſe fort, „Agnes war mein böſes Princip.

Du bist mein gutes. Ihr streitet euch um den Menschen", setzte er mit irrem Lächeln hinzu und war bald wieder in tiefen Schlaf versunken.

Je mehr er zu vollständiger Besinnung kam, je in sich gekehrter ward er und in seinem Betragen gegen Edithen trat eine merkliche Scheu ein, die durch ihre zunehmende Zurückhaltung nur vermehrt ward. Edithe hatte den Doctor gebeten, Robert zu sagen, daß auch Agnes gerettet sei und sich erhole, und der kluge Mann hatte von selbst unterlassen, durch sonstige daran geknüpfte Gespräche den sich mühsam Aufrichtenden von neuem zu erschüttern.

„Wir müssen sie so bald als möglich aus dem Hause schaffen", hatte der Doctor wiederholt gegen Edithe geäußert, und sich auch nicht versagen können, ein darauf hindeutendes Wort gegen Agnes fallen zu lassen. Aber er hätte nicht nöthig gehabt, das unglückliche Weib daran zu erinnern. Als sie zum ersten mal wieder aufstand und vor den Spiegel trat, schauderte sie zurück. Ein grünlich-graue Blässe hatte die Rosen und Lilien verdrängt, die dort einst auf dem Bilde blühten, das ihr entgegentrat. Ihre Adern waren dick

aufgeſchwollen. Krankhafte Zuckungen riſſen die ſchönen Formen hin und her. Ihre Schönheit war vernichtet. Ein unbeſchreibliches Grauen vor ſich ſelbſt überfiel ſie.

Kurz darauf traf es ſich, daß die Krankenwärterin, die ſie pflegte, um ein paar Tage Urlaub bat, weil eine in der Ferne verheirathete Tochter mit ihren Kindern zum Beſuch gekommen ſei. Sie war im nächſten Städtchen zu Hauſe, wo ihr Mann ein untergeordnetes Amt bekleidete. Agnes willigte ſogleich ein. Aber Edithe, die unterdeſſen ſich wieder ihr leiſe genähert, aber jedes längere Geſpräch, jede mögliche Erſchütterung ſorgſam vermieden hatte, machte Schwierigkeiten. Sie beſchloß endlich, Robert's Wärterin, die leichter entbehrt werden konnte, dafür anzuſtellen. Aber Agnes weigerte ihr entſchieden den Zutritt und wollte auch keins der Mädchen des Nachts um ſich haben. Sie behauptete, wohl genug zu ſein, um ſich ein paar Nächte lang mit Amalien allein behelfen zu können, und Edithe mußte nachgeben.

Wie groß aber war ihr Schreck, als ſie am zweiten Morgen in aller Frühe in das Krankenzimmer trat, um nach Agnes zu ſehen, und beide Betten unberührt

und das Gemach leer fand. Ein Brief an ſie von Agnes' Hand lag auf dem Tiſch. Sie ſchrieb:

„Verlange nicht, Edithe, daß ich dir danken ſoll, daß du und die, welche in deinem Namen handelten, mich dem Tode entriſſen, um mich einem qualvollen, von allem, was es ziert, entblößten Leben zu überliefern. So körperlich wie geiſtig vernichtet, wie ich mich ſehe und fühle, kann und will ich Robert nicht angehören. Ich fliehe. Ich beſchwöre dich, verfolge mich nicht. Ich zürne dir nicht. Ich erkenne des Schickſals Stimme in dem, was geſchah; des zürnenden Schickſals, das verſöhnt ſein will. Mein Leben ſei der Buße geweiht. — Robert und Edithe, ſeid glücklich! Agnes."

Die nur nothdürftig Geneſene war mit Amalien entflohen. Edithens Nachforſchungen gelang es zu entdecken, daß eins der untern Mädchen, der das Einheizen der Schlafzimmer übertragen war, von Agnes erkauft worden, ihr für die zweite Nacht der Abweſenheit der Wärterin einen Wagen aus der nächſten Stadt zu beſorgen. Auf dem Tiſche lagen reichliche Geldgeſchenke, in mehrere Couverte vertheilt, für die Dienſtboten des

Schloſſes eingeſiegelt da. Die Koffer mit Agnes' Sachen, die Edithe bald nach dem erſchütternden Vorfall aus dem bewußten Badeort, Frau von Saſſen's derzeitigem Wohnſitz, hatte holen laſſen, ſtanden wohlverpackt umher, mit der Adreſſe an einen Spediteur in Chur, der Agnes von ihren frühern Reiſen her bekannt war. Alles war mit Faſſung und Vorſicht angeordnet und ausgeführt.

Sechs Wochen nachher erhielt Edithe einen Brief aus Rom, von Amaliens Hand. Das Blatt war von Thränen durchnäßt und ſchwer zu entziffern. Das junge Mädchen bat mit herzlichen Worten ihre gütige Freundin um Vergebung für die Weiſe, in welcher ſie ſie verlaſſen, und meldete ihr, auf ihrer Schweſter Geheiß, daß dieſe zur katholiſchen Kirche übergegangen. — „Sie ſpricht davon", ſetzte ſie hinzu, „in ein Kloſter zu gehen. Die Unglückliche! Gott! Wie kann ich meinem armen Vater das beibringen!"

Unter ſolchen ſchmerzlichen Erſchütterungen hatte Edithe mindeſtens den Troſt, Robert eher, als ſie geglaubt hoffen zu dürfen, hergeſtellt zu ſehen. Seine ſtarke Natur ſchien, mit Hülfe der ſo unmittelbar darauf

angewandten kräftigen Gegenmittel, die Wirkungen des Giftes ziemlich überwunden zu haben. Nur eine bedenkliche Schwellung der Halsadern war zurückgeblieben, und ein so reizbarer Zustand der Kehle, daß der Doctor ihm auf das strengste empfahl, das Haus während des Einbrechens des Winters zu hüten, und eine gefährliche Entzündung jenes Theils ankündigte, im Fall der sonst Genesene sich der Luft aussetze. Edithe sah daher mit verdoppelter Angst dem langen Winter entgegen. Wie konnte sie unter diesen Umständen einem häufigen Alleinsein mit ihrem Gatten ausweichen? Ihre Aeltern, die sie oft, ja wechselsweise fast täglich besuchten, vermieden Robert's Gegenwart soviel als möglich, und Edithe suchte ihr Zusammensein mehr zu hindern als zu befördern. Denn beide waren voll von gerechtem Zorn gegen den undankbaren Mann, der den kostbaren Schatz, den sie ihm mit solchem Vertrauen überliefert, so wenig zu würdigen gewußt, und der Vater hatte schon davon gesprochen, daß seine geliebte Tochter, sobald jener ganz genesen, sich durchaus von ihm trennen müsse, und sich nicht länger zum Opfer eines charakterlosen Schwärmers machen dürfe. Daß aber Edithe ihn nie

verlaſſen würde, ſolange er noch als Kranker zu betrachten war, wußten ſie, und behandelten daher Robert, wenn ſie ihn ſahen, mit kalter Höflichkeit.

Während des Tages halfen die Kinder aus, beſonders der Knabe, der eben in ſein drittes Jahr ging und mit ſeinen poſſirlichen Verſuchen, zuſammenhängend zu ſprechen und ſich ſelbſtändig zu zeigen, der Gegenſtand des Vergnügens und der Bewunderung des ganzen Hauſes war. Auch der Vater erwies ihm große Zärtlichkeit und beſchäftigte ſich viel mit ihm. Aber die langen Winterabende! Frau von Hartung hatte auf Edithens Wunſch ihr eine junge Couſine zum Beſuch geſchickt, deren Neigung zum ſtillen häuslichen Leben jener keine beſondern Pflichten für ihre Unterhaltung auferlegte. Ihre Gegenwart bei den Mahlzeiten und ſonſt auch nöthigte das Ehepaar mindeſtens zu einiger Zurückhaltung und es konnte nicht unwillkürlich zu einer erſchütternden Erörterung zwiſchen ihnen kommen! Aber ach! Noch einmal, die langen Winterabende. Schlief nicht die Couſine regelmäßig ein, wenn Edithe abends vorlas, und ſaß nicht auch Robert immer zuletzt

im tiefſten melancholiſchen Nachſinnen verloren und hörte kaum mehr zu?

Da trat ein glücklicher Umſtand ein, der die Sache einigermaßen ins Gleiche brachte. Es kam ein neuer Pfarrer in das Kirchſpiel, ein Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit und von gefälligen Sitten. Er war Witwer und kinderlos. Das Pfarrhaus, alt und hinfällig, war außerdem noch kürzlich durch einen innern, durch Unvorſichtigkeit entſtandenen Brand in mehreren ſeiner beſten Stuben beſchädigt. Während des Winters ließ ſich nicht viel zur Herſtellung thun, man mußte dazu die erſten Monate des Frühjahrs abwarten. Edithe ergriff gern die Gelegenheit, mit Robert's Einwilligung den ſehr geachteten Mann für den Winter zu ſich auf das Schloß einzuladen, und hatte dadurch ſich und ihrem Gatten außer einer erſehnten Schranke einen intereſſanten Geſellſchafter für die Mahlzeiten und die Abende geſichert.

Robert konnte ſich nicht verhehlen, daß ſein Verhältniß zu Edithen ſich in jeder Hinſicht weſentlich verändert hatte. Seit ihrer erſten Bekanntſchaft hatte ſie in ihrer Beſcheidenheit zu dem um mehrere Jahre

ältern, vielgereiſten, geiſtreichen Mann hinaufgeblickt und er ſich daran gewöhnt, ſie, bei aller Achtung und Zärtlichkeit, mit dem Gefühl einer gewiſſen Superiorität zu behandeln. Edithens Ideal einer Ehe war auf eine ſolche Superiorität gegründet. Sie fand daher, ſolange ſie ſich mit dem Ausdruck der Liebe paarte, in dieſer Weiſe nichts Verletzendes. Daß Edithe außer gut und liebevoll auch klug und gebildet war, hatte Robert ſchon längſt entdeckt, obwol die Schätze ihres Geiſtes nie vor ihm recht ausgebreitet lagen. Sie ſprach mit Freimüthigkeit ihre Gefühle aus. Aber in der Darlegung ihrer Gedanken hatte ſie eine gewiſſe Blödigkeit, die immer auf eine directe Aufforderung wartete und die beſonders ſie gegen Agnes in der Unterhaltung in Schatten ſtellte. Denn wer, dem der Duft eines vollen, blühenden Blumenbeetes entgegenſtrömt, wird auf die Gefahr erſtarrender Finger hin, nachſuchen wollen, ob unter dem Schnee, welcher das nächſte Beet bedeckt, nicht auch noch Blumen blühen? Dies war der erſte Eindruck, den Robert von ihrer Unterhaltung empfangen; und wenn auch ſeine Achtung ihres Geiſtes bedeutend während ihres ehelichen Ver-

hältniſſes geſtiegen war, ſo hatte er doch nie eine Schätzung ihres vollen intellectuellen Werthes erlangt, und er war oft mehr durch die Verſchiedenheit ihrer Anſichten verletzt als durch deren Gründe beeinflußt worden.

Der treffliche Mann aber, der jetzt ihr Gaſt geworden, war in ſeiner Unterhaltung ganz dazu geſchaffen, Edithen zur vollen Geltung zu bringen. Er hatte, ehe er eine Pfarre angenommen, ſein Leben dem Lehramt gewidmet, und ſeine beſondere Gabe, den geiſtigen Menſchen zur Selbſtändigkeit herauszuziehen, vielfach bewährt. Ohne directe Abſicht, mindeſtens ohne je eine zu zeigen, wußte er die verhüllenden Schleier zu heben, die hier und da die Begriffe verdunkelten. Roſenblätter wie Strohhalme ſchwimmen auf der Oberfläche der ſtrömenden Wellen. Aber die Perlen zu finden, die auf dem Grunde liegen, erfordert die Kunſt des Tauchers. Robert, ſonſt immer ein Hauptſprecher, wo es zu ſprechen galt, hörte jetzt oft nur bewundernd zu, und würde ſich der Anregung gefreut haben. Aber ein ſchwerer Trübſinn lag über ihm, eine ſtille, tiefe Traurig-

keit, die ſtatt mit ſeiner zunehmenden Geſundheit zu weichen, mit jedem Tage zuzunehmen ſchien.

Seltſam! Es war ihm, als wäre Edithe durch ihre Leiden ſchöner geworden! Die faſt in Ueberfülle ſtrotzende Geſundheit des zweiundzwanzigjährigen Mädchens hatte nie einen beſondern Reiz für ihn gehabt, die ſchweſterliche Vertraulichkeit, mit der ſie ihn, trotz ihres geheimen Gefühls für ihn, vom Augenblick ihres Wiederſehens an zu behandeln gewußt, immer etwas Erkältendes. Geſichter, wie das ihre, denen beſonders die Seele Reiz gibt, gewinnen bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt des Lebens mit den Jahren, ſtatt zu verlieren; obſchon aus andern Gründen wie die Schönheit Agnes', bei deren Wiedererſcheinen eine ähnliche Bemerkung ſich uns aufdrang. Edithe war beträchtlich dünner im Geſicht und ſchlanker an Geſtalt geworden. Die Roſen auf ihren Wangen, die für ihre kräftige Geſundheit zeugten, blühten in zartem Roth. Die Zurückhaltung, die ſie bei aller Freundlichkeit gegen ihren Gatten beobachtete, gab ihr eine erhöhte Würde. Die widerſpenſtige Natur des Mannes in Robert ward gereizt, ohne daß er es ſich

vollkommen klar ward, was ihn mächtig und mächtiger zu ihr zog.

Die Nachricht von Agnes' Flucht hatte ihn zuerst heftig erschüttert, nicht aber die, daß sie katholisch geworden sei. Es schien ihm, als hätte sich damit das Schicksal der schönen Schwärmerin erfüllt. Er fühlte sich merklich erleichtert, denn er war sich klar bewußt, daß von diesem Momente an ihre Wege gänzlich voneinander abwichen. Das Bedürfniß, sich Gott zu nähern, das Agnes durch diesen Schritt zu befriedigen hoffte, war seiner mehr egoistischen Seele völlig fremd. Es gab Momente, wo der unwiderstehliche Einfluß, den seine Leidenschaft für das schöne, hochbegabte Geschöpf acht oder neun Monate lang über ihn ausgeübt, bis er sich fast bis zum momentanen Wahnwitz gesteigert, ihm als eine Art von Zauberei erschien, nur daß er diese nicht aus Kräutern, Zeichen oder Sprüchen erwachsen ließ, sondern zur eigenen Genüge psychologisch erklärte. Doch lag die Erinnerung an diese Zeit schwer auf ihm, besonders aber blickte er auf den letzten Moment wie auf eine vollständige Geistesverwirrung zurück und versank darüber immer mehr in Melancholie.

* * *

Während dieſes bürgerliche Trauerſpiel auf dem Schloſſe zu Rößlingen ſo viele Herzen erſchütterte, ward die große welthiſtoriſche Tragödie vorbereitet, die das gemishandelte Deutſchland endlich aus ſeinem politiſchen Schlafe ſchütteln ſollte. Napoleon führte ſein tapferes Heer nach Rußland, mit dieſem die Söldnerſcharen deutſcher Fürſten, die ſelbſt nur Söldner jenes großen Mannes waren. Das Unternehmen ſeines ungezügelten Ehrgeizes ſcheiterte an der Vaterlandsliebe des ruſſiſchen Volks und an der furchtbaren Kälte des ruſſiſchen Winters, in deſſen geſteigerter Gewalt die Welt ein Strafgericht Gottes erkannte. Viele Tauſende wurden ſein Opfer. Die Ruſſen drangen in Deutſchland ein, vom jubelnden Volke als Befreier begrüßt. York führte das preußiſche Heer über. Des Königs von Preußen Ruf „An ſein Volk" erſchallte.

Nicht blos in Preußen, durch ganz Deutſchland erweckte der Ruf einen kräftigen Widerhall, und in allen Theilen des großen Vaterlandes ſchlugen die Herzen der Jugend einem Kampf mit dem langjährigen Unterdrücker entgegen. Wenn wir Friedrich Rückert

, glauben sollen*), so war der Patriotismus unter den fränkischen Frauen eben nicht groß; aber wer Edithen gekannt, die ja auch eine Fränkin war, muß wissen, daß es (und wahrscheinlich gar viele) Ausnahmen gab. Für sie besonders hatte die Erhebung Deutschlands einen unendlichen, auch persönlichen Werth. Denn sie sah mit inniger Zufriedenheit, wie tief und anregend Robert dadurch berührt ward. Sie hatte lange gewußt, daß er die Unterdrücker seines Vaterlandes hasse und die Erniedrigung desselben tief fühle.

Aber sie hatte ihn seinen Patriotismus nie anders als in Worten bethätigen hören. Und was blieb auch dem Einzelnen anders übrig? Jetzt aber ergriff es ihn mächtig, und da unterdessen sein Halsübel geheilt und er nicht mehr Hausgefangener war, erklärte er entschieden, sich dem preußischen Heere als Freiwilliger anschließen zu wollen.

Robert war in einer der Provinzen geboren, die früher zu Preußen gehört hatten oder der Sippschaft seines Königs unterthänig gewesen, aber auf Napoleon's

*) Siehe Rückert's Lied: „Das fränkische Mädchen."

gebieterische Anordnung von ihm für geraubtes G
schmählich vertauscht worden waren. Er mußte daher auf die Confiscation seines Guts vorbereitet sein, wenn er ohne Erlaubniß seines jetzigen Königs, der erst später sich den Feinden Napoleon's beigesellte, diesen Schritt that. Aber diese Besorgniß hatte keinen Einfluß auf seinen Entschluß. Edithe bestärkte ihn mit klopfendem Herzen darin. Mit einer innern Genugthuung, die ihr selbst kaum klar ward, sah sie den einst innigst geliebten, jetzt, so wie sie wähnte, nur tief bemitleideten Mann, der sie so schmerzlich, so grausam beleidigt, zum Handeln bereit.

Er stand zur nächtlichen Abreise gerüstet vor ihr. Er hatte die schlafenden Kinder geküßt, während der Mutter heiße Thränen über die Wangen liefen. Jetzt ergriff er ihre Hand.

„Edithe", sagte er leise, mit tiefverhaltenem Schmerz, „wenn ich als Sieger zu dir zurückkehre, so soll mein Leben der Wiedererwerbung deiner Liebe gewidmet sein, um die ich in wahnsinniger Verirrung mich gebracht. Vielleicht wenn ich falle, ehe wir uns wiedersehen,

wird auch in dir deine einstige Empfindung für mich erwachen."

Er wollte sie umarmen und küssen. Aber sie entzog sich ihm leise. „Als Sieger oder besiegt", antwortete sie, ihm die Hand drückend, „wird innige Schwesterliebe dich empfangen! Gott schütze und segne dich!"

Heftig bewegt riß er sich los. Er wußte es, sie konnte ihn nicht mehr achten. Sie konnte ihre Lippe nicht von dem Manne berühren lassen, der selbst den Tod dem ehelichen Leben mit ihr vorgezogen hatte. Und eine Edithe konnte nicht lieben, ohne zu achten. Sie konnte die Freundin, die Pflegerin, die Wirthschafterin eines Mannes sein, der ihr vorgeworfen, sich ihm aufdrängen zu wollen, aber nicht in der innigsten Vertraulichkeit sein eheliches Weib. Sie stieg in seinem Innern höher im Preise in ihrem edeln Stolz. Der Entschluß stärkte sich in ihm, alles daranzusetzen, sie zu verdienen.

Jeder Leser weiß, daß dieser glorreiche Krieg auch glorreich endete, und daß, während der Congreß der Fürsten und Herrscher sich in Wien amusirte, durch Napoleon's Zurückkunft ein neuer Krieg ausbrach, aus

dem ebenfalls die Deutſchen und ihre Verbündeten als Sieger hervorgingen. Während beider blutigen Kriege war Robert in vielen Schlachten geweſen, und ſeine Tapferkeit wie ſeine, wenn auch nur theoretiſch erworbenen ſtrategiſchen Kenntniſſe hatten ihm hohe Achtung und entſchiedene Auszeichnung erworben. Während des kurzen Friedens aber hatte [illegible] ſeine nicht unbedeutende Stellung noch an das Heer gegeben, und er war nicht im Stande geweſen, wenn auch nur auf wenige Tage, nach Rößlingen zurückzukehren.

Edithe war während dieſer Zeit nach Feldberg zu ihren Aeltern gezogen, um ihre Kinder unter deren Schutz zu laſſen, im Fall ihrer etwaigen Abreiſe, zu der ſie ſich immer bereithielt. Denn wenn Robert verwundet werden ſollte, wollte nur ſie ihn pflegen, wie eine Schweſter den Bruder. Unterdeſſen übte ſie Thätigkeit nach allen Seiten hin, für die Verſorgung der Lazarethe mit Kleidungsſtücken und Speiſen und die Erleichterung der durch die Kriegszüge Verarmten. Denn ſie hatte die volle Ueberzeugung, daß Frauen ſo gut Pflichten gegen ihr Vaterland haben als Männer, und handelte nach dieſer Ueberzeugung.

Nach dem Frieden kehrte sie nach Rößlingen zurück, und erwartete mit klopfendem Herzen ihren Gatten.

Ja, ihren Gatten! Ach! Sie hatte geglaubt, einen Mann, der so schwer sie beleidigt und der so tief in ihrer Achtung gesunken, nicht mehr mit der ganzen Hingebung der Gattin lieben zu können, aber während der langen Trennung, während aller der Gefahren, denen sie täglich ihn ausgesetzt wußte, und ach! während der Ruhm seiner Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit in den verschiedensten Stimmen zu ihr drang, hatte sie ihr Herz besser verstehen gelernt. Und als er nun vor ihr stand, das eiserne Kreuz an der Brust und den vollen Blick der Liebe auf sie richtete; dann aber ihre Hand ergreifend fragte: „Edithe, darf ich jetzt, jetzt noch einmal um deine Liebe werben?“ da schlang sie ihre Arme fest um ihn und flüsterte: „Mein Robert! Auf ewig mein!“

Robert hatte gezeigt, daß er auch handeln könne, und wußte auch die Verzeihung seiner Schwiegerältern leicht zu erlangen. Zu einer Zeit, wo Ehescheidungen, blos um einer veränderten Neigung willen, täglich vorfielen und eine christliche Anschauung des Selbstmordes

für einen altmodischen Begriff galt, konnten seine Extravaganzen auch vor der Welt ihm nicht besonders geschadet haben.

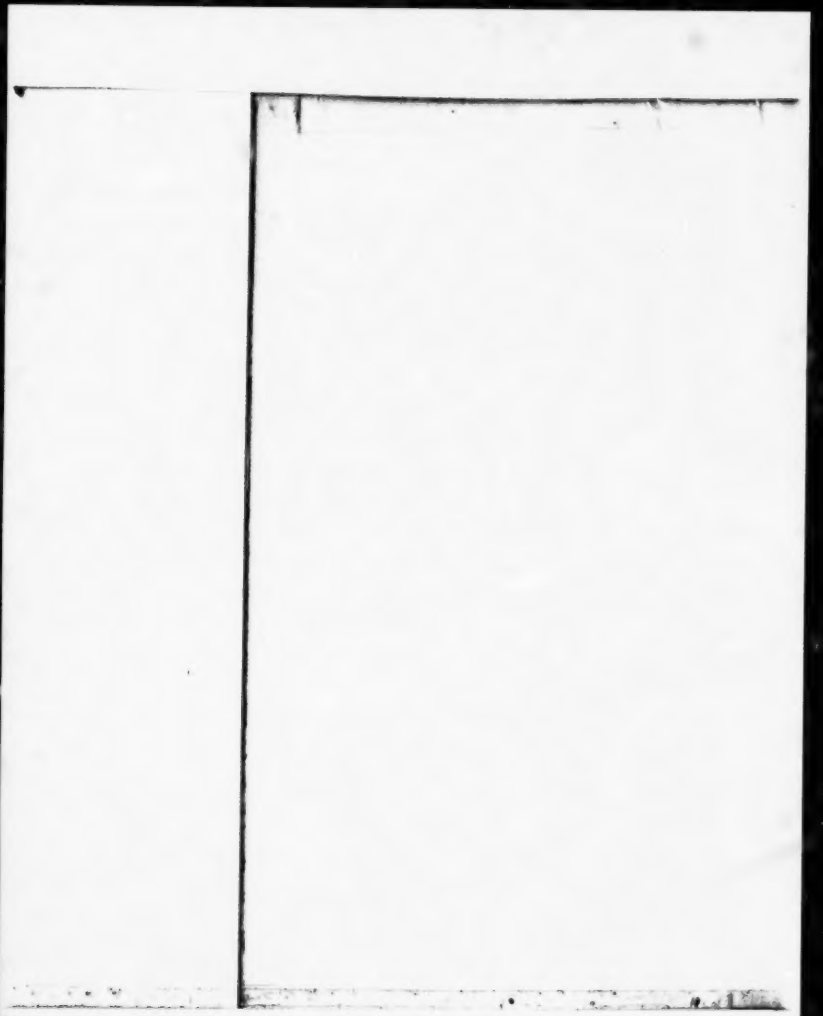
Edithe, die überzeugt war, daß er sich auf dem Lande nie behaglich fühlen würde, schlug vor, ihr Gut zu verpachten und den Winter nach einer der größern Städte zu ziehen, wo Robert seine literarischen Arbeiten mit mehr Genugthuung fortsetzen könne, den Sommer aber mindestens zum Theil bei ihren Aeltern zuzubringen, bei denen sie immer eine offene Heimat zu finden hoffen durften; und Robert nahm diesen Vorschlag gern an. Seine gründlichen orientalischen und anderen Studien brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung; vor wie nach blieb der größte Theil seiner Zeit der Poesie und den Wissenschaften gewidmet, und er selbst frei von der „Sklaverei des Beamtenthums". Aber er hatte das Vaterland, für das er gefochten, zu sehr lieben gelernt, um nicht auch später einen Theil seiner Zeit willig dem Wirken für dasselbe zu widmen, wo es galt, durch Vereine, gemeinschaftliches Handeln oder muthiges Sprechen durch Mund und Feder ihm zu

nützen. So sah denn Edithe mit inniger Herzensbefriedigung, daß ihr theurer Gatte die volle Achtung und Anerkennung der Welt genoß.

Noch einmal darf ich das Ehepaar glücklich nennen, und zwar dauernd glücklich. Denn seit Robert's Wiederkehr sind viele Jahre verflossen. An die unglückliche Freundin dachten die Beiden oft, ohne jedoch von ihr zu sprechen. Edithe hatte ihr einen rührenden edelmüthigen Brief geschrieben; aber keine Antwort erhalten. Durch Amalien erfuhr sie endlich, daß sie ihren Vorsatz, in ein Kloster zu gehen, bald nach des Papstes triumphirender Rückkehr ausgeführt habe und von dem heiligen Pius selbst zur Büßerin eingeweiht sei. Der Schmerz darüber warf einen Schatten auf Edithens Glück, das sonst ihr in mannichfaltigen Gestaltungen blühte, und bis vor zehn bis zwanzig Jahren im muntern Kreise von liebenden Kindern und zahlreichen Enkeln ihr noch an der Seite ihres Gatten zutheil ward.

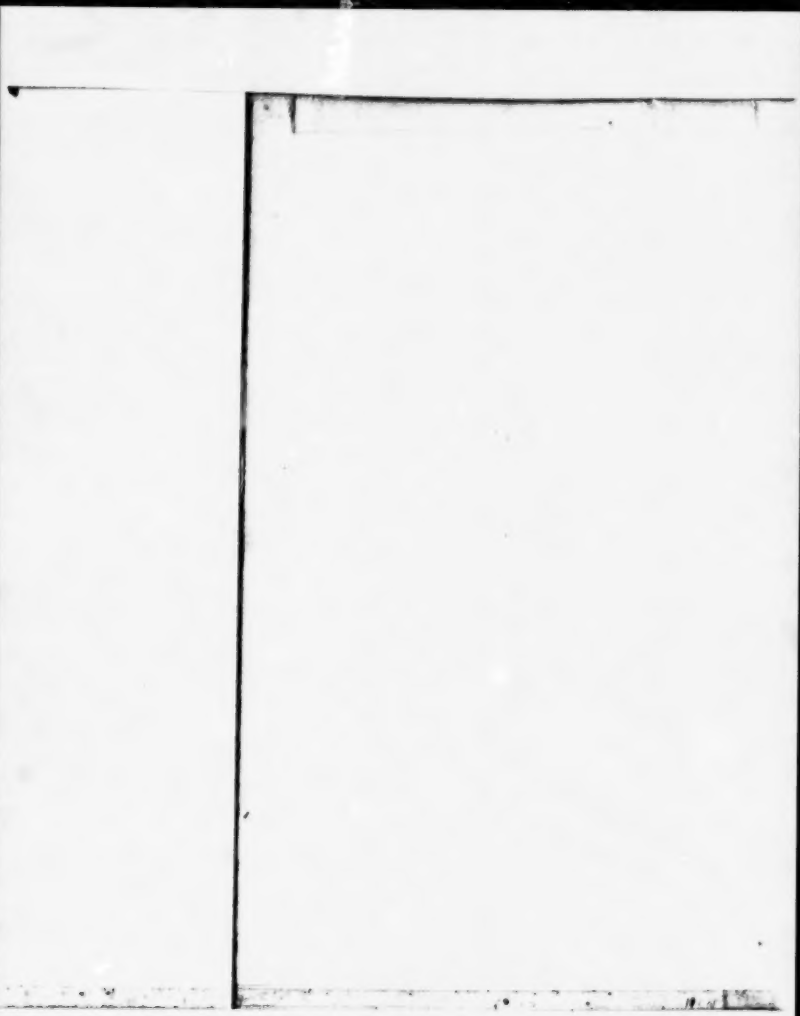
Und wenn wol hier und da einer meiner Leser fragt: war das Schicksal hier gerecht? Warum mußte das heißliebende, opferwillige Wesen untergehen, das

nur durch Schwärmerei und Leidenschaft gefehlt, während die Vergehung des Selbstlings durch ein glückliches Leben besiegelt ward? so muß ich antworten, daß das Geschick des Menschen nur selten in harmonischen Accorden verhallt, und daß die Dissonanzen, die uns hier verletzen, erst jenseits ihre Lösung finden werden.



Anhang.

Gedichte.



Sehnsucht.

1813.

Weht ihr wieder, Frühlingslüfte?
Schmückt mit Blumen sich die Flur,
Süß ausathmend Balsamdüfte
Durch die lächelnde Natur?
Soll ich sie zum Kranze winden,
Deuten ihren Duft und Glanz,
Daß mein innerstes Empfinden
Spreche aus dem bunten Kranz?
Was mein banges Herz empfindet,
Wohl ist's sehnsuchtsvolle Qual,
Daß der Frühlingssonne Strahl
Mich im fremden Lande findet.

Ferne weilt des Geistes Hülle
Vom befreiten Vaterland,
Aber der Gedanken Fülle
Ist dem theuern zugewandt;

Liebend send' ich meine Blicke,
Sehnend nach der Heimat aus,
Doch das zürnende Geschicke
Söhnt der Thränen Strom nicht aus.
Ach, wird nie dies heiße Sehnen,
Nie der inn'ge Wunsch gestillt?
Was mein hoffend Herz erfüllt,
Wär' es nur ein eitel Wähnen?

Werd' ich nie die Heimat grüßen,
Nie mit still entzücktem Sinn
Die geliebte Erde küssen?
Wird, wo ich geboren bin,
Nimmer mir der Himmel lächeln,
Strahlen nie der Sonne Glanz?
Wirst du nimmer mich umfächeln,
Süße Luft des Vaterlands?
Wehet nie wie Zephyrsflügel
Warm dein Hauch mich an, und mild?
Saale, malet sich mein Bild
Nie in deiner Wellen Spiegel?

Du, die mich mit Zaubertruge
Oft in süßen Träumen wiegst,
Oft mit mir mit leichtem Fluge,
Auf ins Land der Geister fliegst.
Die du Freuden gibst und Wonne
In der Nacht der Wirklichkeit,
Täuschend mit gemalter Sonne,
Mit erträumter Seligkeit;

Die, wenn Hoffnung ſelbſt verloren,
Balſam gießt ins wunde Herz,
Heilend all den herben Schmerz,
Den die Gegenwart geboren.

Phantaſie, du ewig reiche,
Ewig junge Schöpferin!
Allbeglückende! entweiche
Nimmer meinem treuen Sinn.
Mit der Hoffnung dich zu gatten
Führ' die Freundliche zurück,
Daß der Zukunft finſtrer Schatten
Lichter werd' vor meinem Blick!
Wenn gerühmt im Bardenliede
Sieg die deutſchen Helden krönt,
Und erjauchzend nur ertönt
Dein geprieſ'ner Name, Friede!

O dann heilt des Herzens Wunde!
Denn es iſt das ſüße Glück,
Nur mit ihm im engen Bunde!
Auch zu mir kehrt es zurück;
Führend die ſo früh Verbannte,
Deren Sehnſucht niemals ſchlief,
Heimwärts nach dem ſchönen Lande
Wo ſie Gott ins Leben rief;
Wo der erſte Strahl der Sonne
Eindrang in ihr junges Herz;
Wie des Lebens erſter Schmerz
So des Lebens erſte Wonne.

Alles ſchrieb mit Flammenzügen
Ins bewegte Herz ſich ein,
Und mit ſchmerzlichem Vergnügen
Sang' ich tief den Nektar ein,
Den in heißbethräntem Kelche
Die Erinnerung mir beut;
Gern das Jetzt vergeſſ' ich, ſchwelge
Gern im Meer der Seligkeit!
Liebe heimatliche Ferne,
Kehr' ich nie zu dir zurück?
Schwindet nicht dem irren Blick!
Leuchtet, leuchtet, Hoffnungsſterne!

Alles in uns und aus uns.

1817.

So groß die Welt und doch ſo klein und eng!
So reich der Menſch und doch ſo arm und ſchwach!
So lang das Leben und ſo flügelſchnell
Die Zeit, die raſtlos es von hinnen trägt!
Die Stunden fliehn, um nie zurückzukehren
O könnten wir mit ſtarkem Arm ſie feſſeln!
Es bietet nicht die Außenwelt uns Bande,
Doch flüſtert uns ein guter Genius:
Sie weiſe nützen ſei die flücht'gen halten;
Dreifach genieße ſie, wer rein genieße,
Das Jetzt nur fliehe; doch Erinnerung
Sei treu, und ewig wie das ſel'ge Hoffen.

Noch flüſtert tröſtend uns die innre Stimme:
Reich ſei der Menſch, wenn Herz und Geiſt er bilde,
Die Kräfte pflege, die Natur gegeben;
Groß ſei die Welt als Spiegel ihres Schöpfers,
Doch größer der in unſerer eignen Bruſt.

An eine Freundin

zum Geburtstag, mit einer Tuchnadel, beſtehend in einer Haarlocke in goldener Kapſel, mit gläſerner Decke.

1818.

Doppelſinnig Angebinde
Wag' ich dir zu überreichen,
Hoff' ich doch, daß ſeinen Zeichen
Dir dein Herz die Deutung finde.
Zwar die Welt ſieht Krieg und Streiten
Liebles in Geſchenk von Nadeln:
Ruhig laſſ' ich ſie mich tadeln,
Denn dein Herz wird's anders deuten.

Vor der Bruſt der ſüßen Freundin
Sei mir Waffe ihre Spitze,
Daß ſie drin mein Bildniß ſchütze
Vor der Zeit, der ſtillen Feindin.
Von dem Wechſel künft'ger Zeiten
Will die Welt, von bald'gem Trennen,
In der Lock' ein Pfand erkennen;
Doch dein Herz wird's anders deuten.

Leib und Geiſt ſind eng verwebet,
Sie, lebend'ger Theil vom Leben,
Sei, ein Zeichen, dir gegeben,
Daß mein Geiſt dich ſtets umſchwebet.
Sinnbild der Vergänglichkeiten
Sieht die Welt mit eitelm Sinne
In des Glaſes zarter Dünne;
Doch dein Herz wird's anders deuten.

Alſo leicht kannſt du durchſchauen,
Theure, meiner Seele Hülle!
Was ſie hegt in tiefſter Stille
Will ſie gern dir anvertrauen.
Gold umſchließt von allen Seiten
Eng im Kreiſe Glas und Haare;
Was die Welt in ihm gewahre
Soll dein Herz nicht anders deuten.

Gold iſt meiner Treue Zeichen;
Wie es Feuer nicht verzehret,
Wie's im Waſſer ſich bewähret,
Soll ihm meine Treue gleichen.

Giebichenſtein.

1818.

An des Stroms Geſtade, droben,
Wo die ſteilen Felſen ragen,
Hat ſich in der Vorwelt Tagen
Einſt ein thürmend Schloß erhoben.

Oed nun, mit verfallnen Mauern,
Mahnt es ſtumm, daß alles ſchwindet;
Nur in tiefſter Bruſt gegründet
Wirſt du, Hoffnung, ewig dauern!

Sieh! kunſtfert'ge Hände ſchufen
Einen Blumengarten, blühend,
Balſamduftend, farbenglühend,
Mild aus Trümmern vorgerufen.

So im Schos der Nacht verborgen
Ruht der Tag in ſtiller Feier,
Bis ſich aus dem Nebelſchleier
Strahlend hüllt der junge Morgen.

Alſo auch wird ſel'ges Leben,
Bleicher Tod, aus dir erblühen!
Könnt' ich ohne Kampfesmühen
Solch ein ſchönes Ziel erſtreben!

Verſuch zur Entſagung.

1818.

Wohl biſt du mir in wechſelnden Geſtalten
Im frühen Lenz erſchienen einſt, mein Leben!
Im Blütenkranz, dem ſüße Düft' entwallten.
Am Wieſenbach, auf Pfaden ſanft und eben,
Haſt du mit milden Händen mich geleitet,
Ein harmlos Kind, dir inniglich ergeben.

Mit irdiſchem Gewand warſt du umkleidet,
Bis Phantaſie, daß er dich zaubriſch ſchmücke,
Den goldnen Schleier um dich hergebreitet.
Zwar glänzend lag die Welt vor meinem Blicke,
Doch war ihr bald das junge Herz erkaltet.
Ach! wußt' es doch von einem ſchönern Glücke!
Denn herrlicher war jene Welt geſtaltet,
Die wunderſam, in ſeinen tiefſten Räumen
Dem innern Auge magiſch ſich entfaltet.
Ein Gartenbeet, wo zarte Blümlein keimen,
Wo Roſen blühn, die duft'gen Hauch entſenden,
Ein Hain war ſie von heil'gen Lorberbäumen,
Gepflegt von junger Hoffnung Götterhänden.
Mit ſüßen Thränen hab' ich ſie begoſſen,
Die Bäum' und Blumen, daß ſie kräft'ger ſtänden.
O Heiligthum, das meinem Blick erſchloſſen!
An deinen Pforten bleib' ich zagend ſtehen:
Hat, wer dich ſah, nicht ſchon genug genoſſen?
Mein ſcheuer Geiſt wagt nicht hineinzugehen;
Der Lorber dort ſoll Männerſtirnen ſchmücken,
Doch nimmermehr der Jungfrau Haupt umwehen.
Die ſüßen Roſen zittr' ich abzupflücken,
Sind's Dornen doch, die warnend ſie umgeben,
An ihrem Duft will ich mich fern erquicken.
Wie neugeſtaltet biſt du nun, mein Leben,
Das keine Zauberſchleier mehr umhüllen!
Zum Ziel des Glücks ein mühvoll, eitel Streben.
Ach! wo der Born des Geiſtes Durſt zu ſtillen,
Der, von der ird'ſchen Bürde feſtgehalten,
Sich brünſtig ſehnt, dich, Räthſel, zu enthüllen.

Seufzer und Thränen.

Herbstlied.

1820.

Still durch des Feldes Mitten,
Auf grünem, unbetretnem Rain,
Bin ich dahergeschritten,
Sitz nieder auf bemooſtem Stein.

Rings um mich alles Schweigen!
Todt unter mir das liebe Thal!
Mit halb entlaubten Zweigen
Die Bäume rechts, die Fluren kahl!

Warum treibſt du, o Sehnen,
Die Seufzer aus der Bruſt empor?
Warum, warum, ihr Thränen,
Brecht unaufhaltſam ihr hervor?

Seid ihr doch ſonſt ſo blöde,
Ihr Stimmen meines tiefſten Leids,
Lockt euch ringsum die Oede,
Und dieſer Stille ernſter Reiz?

„Laß uns aus dem Gefängniß!
Seid ihr uns Pforten, Aug' und Mund!
Rett' uns aus dem Bedrängniß,
Wir drücken ſonſt das Herz dir wund.

„Vor menſchlichen Geſichtern
Fliehn wir zurück ins enge Haus,
Da ſind wir ſtolz und ſchüchtern,
Und woll'n und mögen nicht heraus.

„Doch hier ſehn wir dich winken,
Du ſympathetiſche Natur,
Hier ſiehſt nur du uns blinken
Und hörſt du uns ertönen nur.

„Sieh! wie die Blumen ſtehen,
Von Perlenthränen vollgenäßt!
Horch, wie die Seufzer wehen,
Des Sommers, der die Flur verläßt!

„Hier brauchſt uns nicht zu hüten,
Hier ſtöret keiner unſer Leid,
Denn ſchon mit welken Blüten
Schmückt die Natur ihr Sterbekleid."

So ſtrömt denn aus, ins Freie,
Entlaſtet mir die ſchwere Bruſt!
Ich fühl's, mit Muttertreue
Theilt die Natur ſo Leid als Luſt.

Doch wenn zurück mich treiben
Die Wellen in des Lebens Meer,
Ihr mögt ihr hier verbleiben,
Bald ſchleich' ich einſam wieder her.

Mag sich ein Felsstück spalten,
Empfangen dich, mein Thränenquell,
Zum Bächlein dich gestalten,
Dem Berg entsteigend, silberhell.

Mag euch die Steinwand halten,
Ihr Seufzer, meiner Brust entflohn,
Zum Echo euch gestalten,
Das widerhallt der Klage Ton!

Des Vögleins Flucht.*)

1823.

Du gingest, wie sie, und bist frei!
Du flohest das öde, verlassene Haus,
Dich riefen die schwellenden Blüten hinaus,
Und der junge, sonnige Mai.

Und hab' ich noch Thränen für dich?
Und hat es noch Raum, das gebrochene Herz,
Noch Raum für der neuen Wunde Schmerz,
Ist's noch ein verloren für mich?

So geh, und wie sie, sei frei!
Der Duft der Gefilde, der schattende Hain,
Des Weltalls sonniger Raum ist dein;
Was frägst du, wie traurig ich sei?

*) Veranlaßt durch die Flucht eines zahmen Kanarienvogels, ihrer verstorbenen Schwester Liebling.

Und kümmert Sie wol mein Schmerz?
Ein Wahn wär' der Frommen tröstendes Wort,
Daß Freud' und Ruh' bei den Seligen dort,
Zerrisse mein Leid ihr das Herz.

Wenn die Flur erglühet im Morgenlicht
Dann tönet aus tausendstimmigem Chor
Auch deine wohl in mein lauschend Ohr,
Und ich erkenne sie nicht!

Und Sie! Vielleicht ist's ihr liebes Aug',
Das dort aus dem Sterne mich grüßt,
Das Lüftchen, das mich leis seufzend umfließt,
Vielleicht ihres Athems Hauch!

Nicht weiß ich's! — Nichts weiß ich als eins:
Die süße Gestalt, ich seh' sie nicht mehr,
Das Haus ist verödet, die Kammer ist leer,
Kein Mal rings des irdischen Seins!

Beschwingter Flüchtling, genieß du dein Glück!
Die Kett' ist gelöst — dein kleines Haus,
Mit duftigen Kränzen schmück' ich es aus,
Dich locken sie nimmer zurück!

Die bräutliche Erde, so schmücket sie sich,
So kränzt sie des Lenzes, des Bräutigams Hand —
Wie lieblich sie strahlet im Hochzeitsgewand —
Ein Leichenkleid, wehe! für dich!

Räthsel des Lebens.

1823.

Allüberall wohin das Ohr sich wende,
Verlockt von Tönen wie im Traum vernommen,
Wohin der Geist die Augen forschend sende,
Dem Irrlicht folgend, das der Nacht entglommen,
Erlausch' ich etwas, das mein Herz verstände?
Erblick' etwas zu meiner Seele Frommen?
Weit aufgeschlagen liegt das Buch der Zeiten,
Deß räthselvolle Schrift nicht Menschen deuten.

Zurück in stille Heimat laß mich fliehen,
Wo noch unlängst des Forschens Stimmen schliefen,
Doch warum drängt ihr euch, Disharmonien,
Zerreißend euch in meiner Seele Tiefen?
Was fesselt ihr, todt meinem ernsten Mühen,
Magnetisch doch das Aug', ihr Hieroglyphen?
Ihr sagt mir nicht, wie brünstig ich euch frage:
Warum ich schwer auf schwachen Schultern trage.

Warum die Töne, die so lieblich klingen,
Als Dissonanzen ungelöst, verhallen?
Warum sie labyrinthisch sich verschlingen,
Die Pfad', auf denen müde Pilger wallen?
Warum, wo tausend nach der Palme ringen,
Sie keiner pflücket von den Kämpfern allen?
Statt eurer will mein Herz, mit gläub'gem Streben,
Auf manche Frage tröstend Antwort geben,

Und spricht: Getrost! bei wilder Stürme Tosen
Bewähret sich der kräftige Pilot;
Wenn milde Weste mit den Wellen kosen,
Lenkt auch ein Kind mit zarter Hand das Boot.
Bezeugen's nicht die dornumhüllten Rosen,
Sagt's nicht das nachtgeborne Morgenroth;
Aus dieses Lebenskampfes Angst und Mühen
Wird uns im Tod des Sieges Palm' erblühen.

Drum klag' ich nicht, daß welk und wurmgestochen
Das Schön' erstirbt in zarter Knospe Schwellen
Nicht daß, des Schiffes Mast vom Sturm gebrochen,
Der Edle treibt auf mitleidlosen Wellen;
Die Blüte sei, eh' sie gereift, gebrochen,
An Felsenklippen mag das Boot zerschellen;
Die Thräne trocknet bei dem Trostesworte
Vom Wiederaufblühn und vom Himmelsporte.

Doch ach! warum das Schicksal Millionen
Unschuld'ger Seelen rettungslos vergeudet,
Die lebenslang in Nacht der Sünde wohnen,
Ohn' Ahnung, wo der Pfad der Schuld sich scheidet
Von dem, der leitet zu des Himmels Kronen;
Unselige, die Ruh' und Glück hier meidet,
Die dort mit ewiger Verdammniß Qualen
Des Vaters Schuld, der Mutter Sünde zahlen.

Und weh! die Armen, de[illegible]n Geist in Bande
Der Wahnwitz schlägt, eh' seine Kraft er übte.
Vor deren nimmer dämmernden Verstande
Das Licht der Wahrheit dumpfer Blödsinn trübte;

Von denen mancher, jetzt der Menschheit Schande,
Inbrünstiglich vielleicht die Gottheit liebte,
Wollt' ihm Vernunft ihr reines Bild enthüllen.
Wär' er nicht ruchlos nach des Schicksals Willen

Wer löst sie mir, die Räthsel dieses Lebens?
O Menschenweisheit, die das Wort verstände!
Die sich mit allen Kräften kühnsten Strebens
Durch Labyrinthe zur Erkenntniß fände!
Jahrhunderte schon forschtest du vergebens;
Im Dunkel walten seine Vaterhände!
O laß mich ruhn im Schos des Gottvertrauens,
Es kommt ein Tag des Wissens und des Schauens!

„Still, o Seele, du betrübte!"*)

1823.

Still, o Seele, du betrübte,
Bald ganz einsam bist du nun,
Bald wird alles, was dich liebte,
Alles bald im Grabe ruhn!

Oder wird's im Freundeskreise,
Immer leerer wird die Welt,
Mühevoll die Pilgerreise
Wenn die Bahn kein Stern erhellt.

*) Bei dem Tode eines hochverehrten ältern Freundes.

Nächtlich ſollſt du einſam wandern —
Aber ſtill, mein armes Herz!
Eins der Bande nach dem andern
Löſt, zerſchneidet dir der Schmerz. —

All die Bande, die die Erde
Trügriſch, reizend um dich ſchlägt,
Daß das Jenſeits Heimat werde,
Wohin dich die Sehnſucht trägt.

Tauſendarmig rankſt du, Leben,
Dich noch um die wunde Bruſt;
Spinnſt mit künſtlichen Geweben
Feſt ſie ein, ihr unbewußt;

Laß ſie, die zerriſſ'ne Seele,
Daß ſie, gibſt du ganz ſie frei,
Eh' ſie ſich dem Grab vermähle,
Schon von dir geſchieden ſei.

Mit einer Schaumtorte zum Geburtstag eines ältern Freundes.

1826.

Zwar haben in jeglichen Zungen
Tiefſinnige Dichter geſungen,
Das Leben ſei nur ein Traum.
Nun aber, weißt du, ſind Träume
In Luft zerfließende Schäume;
Der Traum des Lebens iſt Schaum.

Auch iſt dir nicht fremd, es wiſſen
Wir Damen von logiſchen Schlüſſen
Nur wenig vom logiſchen Muß.
Darum von meinem Geſchlechte
Behaupte ich heute die Rechte,
Mir rückwärts verſtattend den Schluß.

Sind Träume Schäume — ſieh, Schäume,
Die bring' ich dir hier — alſo Träume!
Iſt aber das Leben ein Traum,
Verehr' ich im Traume dir Leben! —
Doch ſtill! wird mir Logik vergeben,
Die Muſe vergibt es mir kaum.

In ihrer Tochter Stammbuch.

1845.

„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln."
Logau.

Wohl ſollſt du Blumen dir wie Früchte pflücken,
Doch eingedenk der Mutter Warnung ſein:
Wenn Blumen, bunt, den Lebensmorgen ſchmücken,
Es kommt die Stunde, wo im Mittagsſchein
Gewitterſchwül die heißen Lüfte drücken,
Und die raſch welkenden dich minder freun;
Dann wird die Frucht, die reife, dich erquicken;
Drum für die flücht'gen tauſche ſie nicht ein!

Gar reizend iſt im farb'gen Kleid das Neue,
Das jüngſte Kind der launenvollen Zeit;
Doch heilig iſt, o heilig iſt die Treue!
Es rollt das Rad, das Neue wird zum Alten,
Die Roſen welken, die die Welt dir beut;
Nur Aelternliebe wird dir nie erkalten!

Sammlung zum Gebet.

1850.

Nun ſammelt euch, ihr ſchweifenden Gedanken,
Nun ſammelt euch zu einem einzig Einen!
Verſcheucht ſie, die verlockend mich umſchwanken,
Die Bilder, wie die freveln, ſo die reinen!
Der Seele möcht' ich, der verwaiſten, kranken,
Den Troſt erringen, im Gebet zu weinen,
Möcht' in zerknirſchtem, reuevollem Beten
Jetzt vor den Thron der ew'gen Liebe treten!

Den Kampf, die Glut, die Stürme möcht' ich ſtillen,
Sie, meiner Weltluſt ewig wache Zeugen!
Mein Sehnen, Wünſchen, Hoffen ihm enthüllen
Und was in tiefſter Bruſt mir ſcheint mein eigen.
Mit ſeinem Odem meine Seele füllen,
Mich ganz entäußert, wahr, vor ihm zu beugen,
Dem Vaterang', dem's als mir ſelbſt viel klarer,
Was wahr in mir und was in ihm noch wahrer.

Mein selbstisch Lieben und mein selbstisch Leiden,
Mein selbstisch Denken, Streben, Sorgen, Büßen,
O laß das enge Kleid mich jetzt zerschneiden
Vor deinem Thron und legen's dir zu Füßen!
O hilf mir meines Selbstes mich entkleiden,
O laß mich diese Himmelsruh' genießen!
Dann durch der Seele gottergebne Stille
Hauch' Ein Gebet, nur eins: Herr, es geschehʼ dein Wille!

Todeshauch im Frühling.

1857.

Sprach ein armes bleiches Kind:
„Mutter! Eins gewähre mir!
Weht die Luft so mild und lind,
Trage doch mich vor die Thür!

„Sähe gern das lenzesfrische
Gras der Wiese noch einmal,
Und wie's Bächlein durch die Büsche
Funkelnd blitzt im Sonnenstrahl.

„Und der Lämmlein lustig Springen,
Und den Himmel auch, den blauen,
Und die Vöglein, die da singen,
Möcht' ich gern noch einmal schauen.

„Allem, Mutter, was mich freut,
Möcht' ich Lebewohl noch sagen,
Denn in naher, kurzer Zeit
Wird man mich zu Grabe tragen!

„Mutter, laß mit Weinen ab!
Zugedeckt mit grünem Moose
Liegt sich's still im kühlen Grab,
Ruht sich's sanft in Vaters Schose!

„Mutter! Eins nur wünsch' ich mir,
Nur um Eins möcht' ich mich grämen!
Alles laff' ich willig hier —
Dich nur möcht' ich mit mir nehmen!"

Einer jungen Freundin.

1858.

Als ich in buntem Blumenbeete
Zuerst dich junge Knosp' ersah,
Da fühlt' ich gleich: Dem Kelch entwehte
Der schönen Seele Aroma.

Seitdem hast du die Welt befahren,
Still angebaut so Geist als Herz,
Und hast in jungen Hoffnungsjahren
Schon tief erprobt des Lebens Schmerz.

Stehst nun als volle Ros' erschlossen,
Vermischt mit andrer Rosen Art;
Doch fühl' ich's, du vor den Genossen,
Du hast den echten Duft bewahrt.

Der Duft, der macht dich mir zu eigen;
Jung oder alt, Weib oder Mann,
Wo Seelen sich zu Seelen neigen,
Kommt's auf Geschlecht und Zeit nicht an!

Wenn farblos diese Blüten bleichten,
Wenn welk der Kelch hängt niederwärts,
Wird's duftig deinem Aug' entleuchten,
Dein liebes, frommes, treues Herz!

Die Ströme von Canada.

1859.

Land der Ströme, der gewalt'gen, könnt' ich dich im Bild erfassen!
Deiner Farben mannichfalt'gen Ton in Eins verschmelzen lassen!
Wol enthüllst, in Seen und Forsten, vom Urantlitz der Natur
Du mit den gigant'schen Zügen manche wundersame Spur,
Doch vor allem deiner Ströme Majestät dies Lied ich zolle —
Meeresbreite, bodenlose! lebensreich geheimnißvolle!
Warum, da doch alles Werden sonst im Morgen keimt und sproßt,
Rollst du deine mächt'gen Adern breitgeschwellt von West nach Ost?
Warum, da der Erde Tiefe gern in Hüllen sich versteckt,
Ist mit ätherglеichen Schleiern deiner Fluten Grund bedeckt?

St.-Lorenz.

Wo doch such' ich deine Wiege, Hydrarch Cataraqui?*)
Wie erforsch' ich das Geheimniß, das dir Leben einst verlieh?
Schon als Riesenknabe trittst du aus Ontarios Bett heraus,
Schmückst mit tausend grünen Inseln schön das Flügelkleid dir aus.
Dann mit frischem Mannesmuthe stürz'st du über Fels und Riffe;
Weh' dem, der in deine wilde Siegesbahn dir hemmend griffe!
Wogend her von Nord und Süden kommen rauschend die Vasallen,
Müssen mit dir untergehen, mit dir Helden stehn und fallen!
Bis in Kampf und Strudelbraus all das Klippenheer bezwungen,
Und die schöne Hochelaga**) du mit starkem Arm umschlungen.

Aber weiter nun, als Sieger, wogst du, majestätisch prangend,
Ungehemmt, von Stromesfürsten Schritt für Schritt Tribut empfangend.

---

*) Cataraqui, indianischer Name des St.-Lorenz-Flusses.
**) Hochelaga, indianischer Name von Montreal.

Fühlst als Träger der Geſchichte deine Würde, wenn zur Seiten
Deines ungeheuern Bettes Dörflein lieblich ſich ausbreiten!
Meilenlange Häuſerreihen, glänzend weiß auf grünen Au'n;
Frommer Kirchlein viel dazwiſchen — gar anmuthig anzuſchaun!
Wie vor fünfmal funfzig Jahren ſie von Frankreichs heim'ſcher Erde
Ihre Prieſterhirten führten, eine dumpf andächt'ge Heerde,
Alſo leben ſie verpflanzt nun drin ihr ſtilles Pflanzenleben,
Unbekümmert, was wir draußen uns erſtürmen und erſtreben!
Woge, König du der Ströme, ätherrein und ſchrankenlos,
Finde deines Laufes Ziel in des Weltmeers Grabesſchos!

Saguenay.

Aber du, wie ſoll ich dich, dunkler Saguenay, begrüßen?
Seh' ich hier des Acherons ſchwarze Fluten ſich ergießen?
Grauſam wären ſie, die Götter, wär' er, der vom Leben ſcheidet,
Mit ſo melancholiſchem Zauber, mit ſo wildem Reiz umkleidet!

Senkrecht steigen aus den Wellen hohe, schroffe, nackte Wände;
Senkrecht fallen sie hinunter in die Tiefe ohne Ende.
Jähe, ungebrochene Massen — suchte wol umsonst die Spalte
Sich ein Baum, darin zu wurzeln, Epheu, daß er dran sich halte;
Nur in seltsamen Gebilden deckt ein farbig Moos die Flächen,
Fast als wollt' in Hieroglyphen graue Urzeit zu uns sprechen.
Ist erstorben alles Leben? Ist kein Adler, der hier fliegt?
Keine Möve, keine Schwalbe, die auf düstrer Flut sich wiegt?
Kommt, wo sich die Halden neigen, wo sich durch die Klippenketten
Wild, gejagt von Winterstürmen, Bäche rissen ihre Betten.
Kommt nicht aus dem Wald da oben wol ein Hirschlein her, zu trinken?
Kann Natur, lebend'gen Leibes, in solch Grabesschweigen sinken?

Nur der Mensch bezwingt die Oede! Gilt's Gewinn nicht? — Axtesschläge
Widerhallen an der Felswand und der schrille Klang der Säge,
Dampfbewegte Räder schneiden furchend durch die Flut sich Bahn;
Und mit Dorf und Kirch' und Mühlen kündet seinen Sieg er an.

Ottawa.

Aber ferne, wo noch ſicher daß des weißen Mannes Nähe
Ihn nicht mit dem gift'gen Hauche tödtender Cultur anwehe:
Wo in ſeinen Jagdrevieren frei noch das Algonkin ſchweift,
Und der Büffel wilde Heerde, und der ſcheue Moose-Hirſch ſtreift,
Da, du rief'ge Ottawa, trinken ſie aus deinen Quellen,
Denen rings aus Bergesklüften Gießbäch' zahllos ſich geſellen!
Und ſie kommen, die Gewäſſer, ſich der Jungfrau zu vereinen,
Und die Flut wird allgewaltig, wälzt ſich fort auf Felsgeſteinen,
Da, wie von Titanenhänden, durch die ſchneeumſäumten Wogen,
Iſt in zack'gem Maſſenbollwerk quer ein Klippendamm gezogen.
Aber du, mit Götterkräften, brichſt dir Bahn in Klüft' und Spalten:
Einer nicht, nein tauſend Ströme, mit chaotiſchen Gewalten!
Kämpfend, brauſend, hochaufbäumend — bis die Heldenthat vollbracht.
Nie noch ſah ein menſchlich Auge ſolche grauſe Wogenſchlacht!

Ottawa, du Rieſenjungfrau! willſt der Wildniß du entſagen?
Biſt du müde des Canoes, willſt den raſchen Dampfer tragen?
Willſt in deinen braunen Wellen ſtolze Städte ſpiegeln ſehn?
In Cataraqui's Umarmung fortgeriſſen, untergehn?

Niagara.

Nun genug des Sangs und Preiſes! wär' er mächtig tauſend Zungen.
Wem von dir, Niagara, wär' im Lied ein Bild gelungen?
Staunend ſteh' ich, überwältigt — Gottes hehres Angeſicht
Schaut mich an aus deinem Abgrund — Größ'res ſchuf der Schöpfer nicht!
Alſo lag in heil'ger Feier einſt mein Herz entzückt, verſunken,
Als es rings aus Schweizeralpen Seinen Odem eingetrunken.
So wie da von ſchnee'gen Gipfeln, wie aus grünen Thales Tiefen
Tauſend Geiſterſtimmen preiſend Ihm ihr Halleluja riefen
So aus diamantnen Fluten, aus dem Brauſen, Kämpfen, Ringen
Tönt's herauf wie Engelsharfen, klingt's empor wie Pſalmenſingen.

Zauberhaft, o schönster Strom, ist der Blick in deine Gründe!
Ob in Kataraften donnernd deine Hoheit sich verkünde,
Ob in anmuthsvoller Ruhe, still, als wäre nichts geschehen,
Deine Bahn hinab du wallst, zwischen waldumkränzten Höhen.

Alles Große, alles Schöne ein'st du in dem Einen Bette,
Lenzesgrün und See an See knüpfend mit smaragdner Kette.
Lieblich bist du wie ein Bächlein, wie das Weltmeer bist du prächtig;
Spiegelhell wie Bergkrystallen, wie ein Urstrom wogenmächtig!
Was die Rose unter Blumen, was der Demant unter Steinen,
Was die Perle unter Muscheln, die in Form und Farben scheinen,
Was der König auf dem Throne, dem da huldigt fern und nah —
Edelster von allen Edeln — das bist du, Niagara!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.